
SCIENCE AND EDUCATION FUND
1930
Septemb 1899
R.W. Gibson Inv

# Hannoverisches Magazin,

worin

kleine Abhandlungen, einzelne Gedanken, Nachrichten, Vorschläge und Erfahrungen,

so

die Verbesserung des Nahrungs-Standes, die Land- und Stadt-Wirthschaft, Handlung, Manufacturen und Künste, die Physik, die Sittenlehre und angenehmen Wissenschaften betreffen, gesammlet und aufbewahret sind.



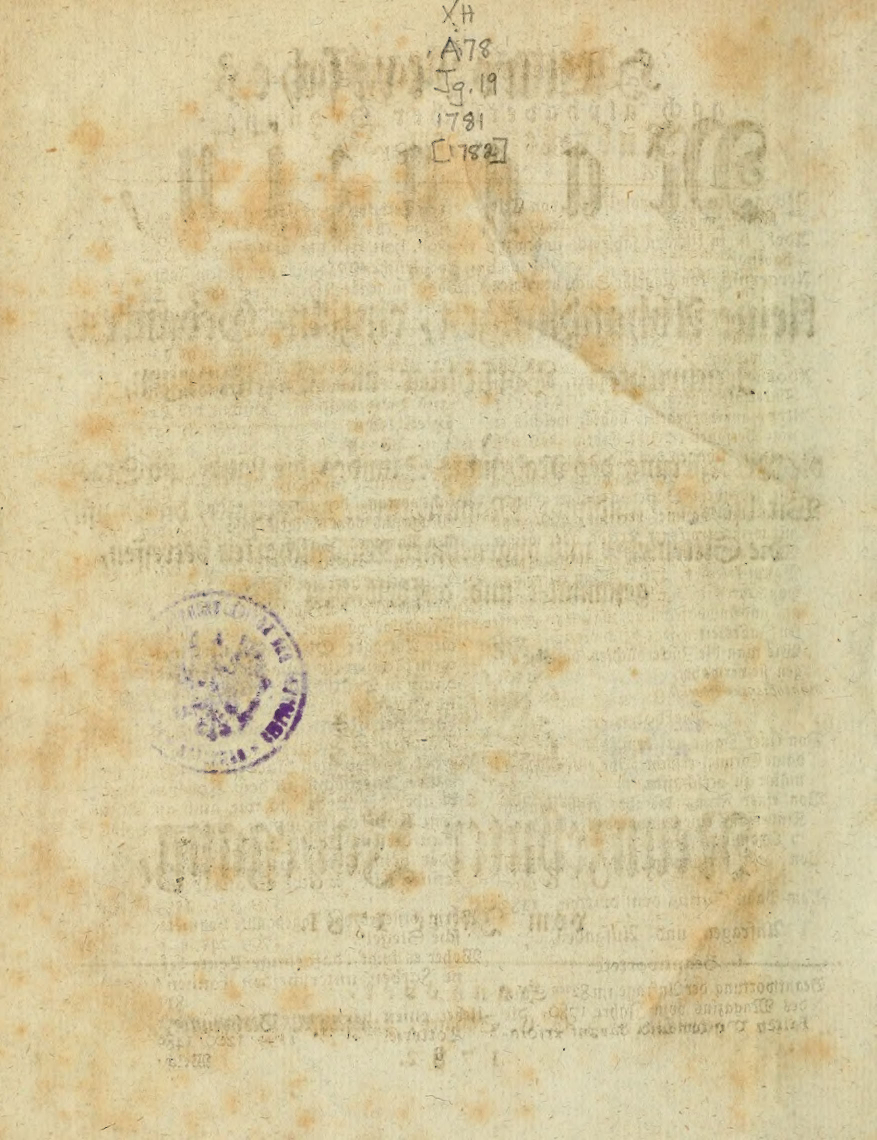




## Neunzehnter Jahrgang,

vom Jahre 1781.

Hannover,
gedruckt bei H. E. C. Schlüter, Landschaftl. Buchdrucker.
1782.



# Erstes Register,
## Rubriken, vom Jahre 1781.

in

II.

# Zweites Register,
## nach alphabetischer Ordnung.
### Vom Jahre 1781.

### A.

 Ge-

## H.

## L.



## M.

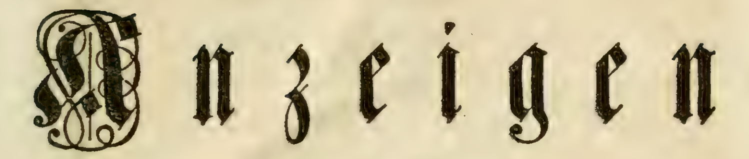


Masern,

## N.

## T.

# Hannoverische




## von allerhand Sachen,

## deren Bekantmachung dem gemeinen

Wesen nöthig und nützlich.

## Vom Jahre 1781.

---

Hannover, 1782.

# Hannoverisches Magazin.

1tes Stück.

Montag, den 1ten Januar 1781.


## Der erste Tag im Jahr.

Dii probos mores docili Iuventæ,
Dii senectuti placidæ quietem,
— — genti date remque prolem
que & decus omne.

*Hor.*

❀ ❀ ❀

Der erste Tag im Jahr ist in der That ein sehr wichtiger Tag, für den Weltbürger, den Greis, Mann und Jüngling, — eine neue Laufbahn, die Alle zugleich anfangen, aber nicht Alle endigen. Vor der ersten Stunde desselben stehen wir frisch und frölich da, horchen hin nach dem Befehl des Richters; die Minute schlägt an, und wir fliehen eilig aus den Schranken; der Weltbürger, Greis, Mann und Jüngling. Aber Tausend zur Linken und Zehntausend zur Rechten fallen, und sind schon Staub, wenn die Andern ihren Fuß auf die neuen Schranken gesetzt haben. Wer solte es, ohne Erfahrung, denken, daß in zwölf Stunden die aufblühende Rose entblättert, in einem Raum von sechs Tagen eben das Element geworden ist, aus dessen Schooß sie die Liebe des Lenzes zeugte. Dieser Hyacinth da vor mir blüht so schön, wie im wärmern Busen des Frühlings; ich öfne das Fenster dem Ostwind, und in einigen Momenten hat er die Farbe des Todes. Vor dem Sturm wandelte ich einst, ohne Betrachtung der Eitelkeit des Lebens, einer fest gewurzelten Eiche vorbei; den andern Tag lag ihre ganze Pracht vom Nordwest zur Erde gestürzt, und ein Gedanke von der Flüchtigkeit der Dinge bebte nach dem andern durch die bange Seele. Warum fiel nicht die schwächere Tanne, vom nahen Gipfel des Eichbaums mit Verachtung übersehen, eher, als dieser Riese, zu Boden? Heute noch schüttelt sie ihr Haupt in Frieden; aber ich kan es nicht sagen, ob sie am schwülen Sommertage dem müden Wanderer Kühlung wehen wird!

Ich habe feste, blühende Jünglinge

gekant; sie troßten, wie diese Eiche, in voller Pracht und Stärke; der Tod stürmte in ihre Wipfel und sie brachen ab. Jünglinge, wie die Geschichte unsere kriegerischen Vorfahren vor tausend Jahren bildet, liefen mit mir aus, und hoften gewiß das Ende einer neuen Laufbahn zu sehen; aber sie liefen zu rasch, und fielen ermattet in die Arme des Todes. Eben um diese Zeit sprach mein Freund B... beim Abschiede: „Vielleicht sehen wir uns so „bald nicht wieder; aber ich hoffe, „noch disseits jener Regionen! — „Was meinen sie, sezte er hinzu, wenn „wir uns einst im ungestörten Umgan„ge genießen könten? Ich darf mir „ein hohes Alter versprechen.„ – – Doch hatte er sich ein Glück geweissaget, ohne in das Buch des Schicksals einen gewissen Blick gethan zu haben; lief Tag und Nacht sonder Ruhe, und hätte der Tod ihn nicht aufgehalten, so würde seine Arbeit Ehre und Ruhm gekrönt haben. *)

Gewiß ist es nicht der Maaßstab, wornach die weise Vorsehung unsern Lebensfaden abmißt, verlängert, oder verkürzt, wenn Menschen glauben: der würde unendlichen Nutzen für Welt und Nachwelt stiften, und jener ewigen Schaden durch seine Thaten verbreiten, so wenig als es die Sehnsucht eines Sterblichen nach einem langen Leben seyn kan. — Mancher würde so lange, wie die Menschen vor der Sündfluth leben, wenn seine Begierde und der Wunsch anderer an den Faden des Schicksals gearbeitet hätten. In den Jahren, wo viele erst anfangen, die Weisheit lieb zu gewinnen, stand mein Freund mit ihr in der engsten Freundschaft; nur verbarg er Ihr seinen Lieblingswunsch: auf dieser schönen Erde immer leben zu können! „Ach, sprach er einst in einer „vertrauten Stunde, wie wir uns in „einem Gespräch über unserer Seelen „Unsterblichkeit zankten, ach, sprach „er und drückte mir die Hand, mich „ist bange, bange für den Tod. Ger„ne wolte ich gegen diese Erde jenes „ihr Leben vertauschen! des Unglücks „ist hier wenig, wenn wir weise und „vorsichtig seinen Schlingen auswei„chen, und ich bin für den gegenwär„tigen Genuß. Nie kan mich ein „künftiges Concert so freuen, als das, „was jezt all' meine Sinnen ent„zückt.„ — So sprach der blühende, junge Mann, sechs Wochen vor seinem Lager. Wie der Todesschweiß auf seiner Stirne ruhete, und die Seele unter nie gefühlten Leiden des Körpers rang, sprach er: „dort ist's „besser!„

Um

*) Ich erlaube mir eine kurze Anmerkung, die vielleicht noch einen Jüngling warnt. Ich habe durch eine traurige Erfahrung gesehen, daß unbescholtene Jünglinge von sanguinisch cholerischem Temperamente sich durch nächtliches Studiren Blutsturz und Tod; Andere, die so modige, aber schreckliche Hypochondrie zugezogen. Sechs, sehr zurückgezogene baumstarke junge Männer aus einem kleinen Zirkel von Freunden wurden der Raub des Blutspeiens und der Nachtstudien in meinen viertehalb Universitätsjahren!

Um uns her verblühen Rosen, Eichen altern zu Moder, Jünglinge sterben, wie Männer und Greise — Diese Betrachtung ist nicht ungewöhnlich. Wer hat sie nicht gehört oder selbst angestellt? Aber die Anwendung ist — desto ungewöhnlicher und wird selten gemacht. Jeder Tag schenkt dem Grabe seine tausend Hekatomben; jede Stadt und jedes Dorf liefert die Materie zur Anwendung; doch bringen wir sie selten unserm Herzen, in dem Wahn, als ob dieser Götze dies Opfer verachtete. Wahr ist es, das Wort: Todesbetrachtung, hat etwas trauriges in der Aussprache für den Mann und Greis, so was schwerfälliges für die Eitelkeit des Jünglings; solte es aber nicht unserm Gefühle angenehmer werden, wenn wir, daran gewöhnt, auch in den Tagen des Vergnügens, unsere Tugend damit beschäftigten und stärkten. Unglück und Tod sind einmal die gewissen Bestimmungen eines jeden Menschen. Unter zehntausend Jünglingen kömt – solte es nicht arithmetisch gewiß seyn? – nur dem Einem das Unglück nicht unvermuthet, und eben so vielen Greisen kömt der Tod niemals vermuthet. Das ist eine Aufgabe, die der größte Kopf nicht auflösen soll! Noch mehr. Beide überfallen den eben so unvermuthet, der seine Betrachtung über Tod und Unglück zählen kan, als dem eine Niete in der Lotterie kömt, der, bei einiger Wahrscheinlichkeit des höchsten Gewinnstes, andern versichert, er hoffe nichts. Eine traurige Wahrheit! Ich kante einen Jüngling, dessen Körper das Gift der Auszehrung völlig angegriffen; er sah seinen Bruder sterben, und hätte doch sein eignes Ende für unmöglich gehalten.

Wie viel von uns, die wir jezt den Tod als einen Engel des Friedens, oder scheuslich, in der Gestalt des gewöhnlichen Bildes denken, werden heut übers Jahr näher mit ihm bekant seyn! Und, wenn Er mir seine friedliche Hand reicht, bin ich Morgen oder heute bereit, mit Ihm vor meinen Richter zu gehn? Heute oder Morgen? Die Zeit ist nahe bestimt. Ach, sie wäre mir wohl die kalte Hand, wofür ich zitterte, wie für den Druck der Hand meines Feindes? Wenn sie mich Heute faßte, und mit Gewalt vor meinen Richter fortriß, und Er, nicht mit dem Winke der Gnade, sondern des Verderbens mich anschauete und meiner Seele fluchte. Und doch kan ich, sey es mitten im Laufe dieses Jahres, — einerlei wie früh, wenn ich nicht bereit bin, — seinen Todesengel begegnen. Ich eile jezt frisch und munter, wie ein Löwe am Morgen zum Raube, aus den Schranken und höre die Ermunterung der glückwünschenden Stimme des Richters. Rechts und Links soll mich Liebe und Freude, als Schuzengel begleiten und dem Tode, wenn ihn die Weisheit, die unsere Schicksale regiert, meine Seele aufzunehmen, entgegen schickt, als Freunde übergeben! Meine Bahn sey nun lang oder kurz; sie ist immer in ihrer Gesellschaft glücklich. Und

haben wir diesen Dritten angetroffen, sind zusammen in die höheren Gegenden gerückt: so wird mir bei ihnen die Ewigkeit nicht lang, wovon der heutige Tag, wie ein Punkt in einer unendlichen Linie; und ein Menschenalter, wie ein Tropfen eines unermeßlichen Oceans, ist. Das kalte Grab und die Schmerzen des Todes sind windige Fantasien und Gespenster in den Köpfen des unverständigen Pöbels hohen und niedrigen Standes; machen den Unweisen zittern, der sich troz allen Blähungen vom Verstande und Geistigkeit nur für Körper hält, oder ihn als den bessern Theil seines Wesens bislang gepflegt hat. Wer schön lebte, starb schön. Die Schmerzen und den Pomp des Todes fühlt und sieht der Sterbende nicht, wie sie der Zuschauer, von ihm gefühlt und gesehen zu werden, sich einbildet. Der Komödiant empfindet nicht so sehr den Dolchstich auf der Scene, woran ihn die rege Einbildungskraft des Zuschauers sterben läßt. Hinter der Kulisse freut er sich, seine Rolle gut gespielt zu haben. Unser Körper modert im Grabe, und der Geist lebt frei, ohne Banden. Wer es dem besten Buche, was je geschrieben worden, und der täglichen Erfahrung zutrauen will, daß aus dem gesäeten Weizenkorn ein neues und schöneres hervorblüht, genießt ein Vergnügen mehr, wenn er an Gruft, Tod und Ewigkeit denkt. Wer für das Grab zittert, hat nicht wohl gelebt, oder nie über die Beweise der Unsterblichkeit, die der menschliche Geist selbst erfand, mit Ernst nachgedacht. Die Ungewißheit der lezten Stunde mag ihn dazu ermuntern, beides für sich in Ordnung zu bringen.

Der Gedanke des Todes ist sonst der schönste und beste, den die Vernunft hegen kan, und zu keiner Zeit schicklicher, als bei dem Anfange einer neuen Lebensepoche, da uns alles an Abwechselung erinnert. Auf einmal tritt ein lang erwartetes und vorhergesagtes Jahr mit dem Anbruche des Tages daher; und auf einmal ist die Ewigkeit für den Sterblichen da. Wenn wir uns in allem Betracht wohl befinden, fängt das neue Jahr gut an; die Ewigkeit empfängt uns als frohe Bürger, wenn wir hienieden unsträflich gelebt haben. Keiner hat sich gestern für die lezte Stunde des Jahrs gefürchtet. Wir werden eben so ruhig in die Ewigkeit hinüber schlafen. Mich deucht, es ist einerlei, ob die Uhr, zwölfe, im lezten Moment des alten Jahrs schlägt, oder ob der Tod unsere Sterbeglocke anzieht, wenn wir nur in beiden Fällen mit uns zufrieden den Schall erwarten. Und nun addirt ein ununterbrochenes Vergnügen und Millionen Zeiten, wie sie Haller mißt und nicht ausmißt, zusammen, Sterbliche! und seyd dann, wenn ihr könt, Sklaven eurer Lüste. Wer sie zu berechnen wagt, ist kein Mensch mehr, wenn er für den Tod bebt, sondern hat den Rang böser Geister durch seiner Lüste Befriedigung erstritten, oder seine Tugend und das Gewissen ist in Angst wegen ehemaliger Tha-

Thaten. Wer es nicht berechnen kan, sieht, wie das Thier des Feldes, nur zur Erde nieder, und nicht hinauf gen Himmel. Da sind die Wohnungen seliger Geister, unzählbar, wie unsere Jahre es sind für den endlichen Verstand. Der Allgegenwärtige überzählt sie alle, mißt die Ewigkeit und schaft neue Himmel und Zeiten. — Addirt die Summe des Elends, Jünglinge! was ihr in siebenzig Jahren, oder gehäuft in wenigern, genießen werdet; schlagt in die Hand des freundlichen Todes, wann es der Wille des Allweisen ist, und sprecht: „Dort ist's besser!"

---

## Bemerkungen über das Klima von Rußland, in einem Schreiben von J. G. King, Doctor der Gottesgelahrtheit, an den Bischof von Durham.

(Aus dem Englischen.)

Mylord,

Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen einige wenige Bemerkungen zu übersenden, die ich wärend meines Aufenthalts in Rußland, über die Kälte dieses Landes machte; vorzüglich in Rücksicht auf die Mittel, welche die Einwohner dieser nördlichen Himmelsstriche anwenden, nicht nur sich wider die Strenge derselben zu schüzzen, sondern sie auch sogar zu ihrem Vortheil anzuwenden, und selbst durch sie Vergnügungen zu genießen, so daß die Anmerkung unsers fürtreflichen philosophischen Dichters gerechtfertiget wird, welcher sagt:

„ What happier natures ſhrink at with affright,
„ The hard inhabitant contends is right.
*Eſſay on Man.*

„ Wofür der weiche Erdbewohner schon erschrickt,
„ Durch das wird oft sein harter Bruder froh entzückt.

Wäre ich im Stande gewesen, nur einige Versuche mitzutheilen, die die natürliche Ursache des **Gefrierens** erklären, und wodurch entweder eine von den vielen schon bekanten Theorien über dieses Phänomen bestätiget würde, oder eine neue begründet werden könte, so dürfte ich mir schmeicheln, daß meine Bemerkungen Ihrer Aufmerksamkeit würdiger wären, und ich hätte alsdenn die unzusammenhängenden Anmerkungen, die ich seit langer Zeit über diesen Gegenstand bei mir liegen hatte, schon längst in eine gewisse Ordnung gebracht.

Ob ich aber gleich verschiedene Versuche anstellte, indem ich viele Sachen gefrieren ließ, so kan ich doch im Grunde nicht behaupten, daß ich dabei, ausser der Natur des Gefrierens selbst, etwas neues oder besonders merkwürdiges gefunden habe. Doch hoffe ich, wird es Ihnen einiges Vergnügen machen, wenn Sie sehen, wie scharfsinnig und geschickt der menschliche Verstand

stand die rechten Mittel zu seiner Selbsterhaltung anzuwenden weiß; und werfen Sie ferner auf die wundervolle Fürsorge einen Blick, womit die göttliche Weisheit und Vorsehung den Bedürfnissen ihrer Geschöpfe zu Hülfe komt, so bin ich überzeugt, Sie werden dieses gewiß für den interessantesten Theil der Naturgeschichte halten.

Ehe ich weiter fortfahre, muß ich nothwendig erst noch bemerken, daß ich mich in der Folge dieser Beobachtungen zuweilen genöthiget sehn könte, schon von andern gesagte Dinge zu wiederholen; indessen schmeichle ich mir doch, daß ich vielleicht im Stande bin, einige derselben in ein besseres Licht zu setzen, und andere, die entweder übersehen oder ausgelassen sind, hinzuzufügen.

Zuerst führe ich an, daß die Kälte in St. Petersburg nach der Farenheitischen Skale, in den Monaten December, Januar und Februar gewöhnlich von 8 bis 15, oder 20 Grade unter 0 ist; das ist von 40 bis 52 Graden unter dem Gefrierpunkt: ob es gleich in der Folge des Winters, eine Woche oder zehn Tage einige Grade niedriger stehet.

Für einen Bewohner unserer gemässigten Himmelsgegend hält es über aus schwer, sich von einer so großen Kälte einen Begrif zu machen. Vielleicht werde ich dadurch deutlicher, wenn ich Ihnen sage, daß wenn jemand bei so strenger Witterung ausgeht, ihm für Kälte die Augen übergehen, und das gefrorne Wasser wie kleine Eiszapfen an den Augenwimpern hängen bleibt.

Da die Bauern gewöhnlich ihre Bärte tragen, so sieht es aus, als hinge ihnen ein hartes Stück Eis am Kinn. Jedoch hat selbst dieser zusammen gefrorne Bart den Nutzen, daß er die Glandeln am Halse beschützt. Soldaten, welche keine Bärte tragen, müssen statt dessen ein Schnupftuch unter das Kinn binden.

Hieraus kan man leicht den Schluß ziehen, daß die nicht bedeckte Theile des Gesichts, dem Erfrieren sehr unterworfen sind; und ob sichs auch gleich in der That so verhält und oft bestätigt hat, so könte es einem doch ganz befremdend vorkommen, daß es derjenige selbst nicht fühlt, wenn das Erfrieren anfängt, sondern daß es ihm gemeiniglich erst der sagt, der ihm begegnet, und ihm räth, sein Gesicht gleich mit Schnee zu reiben, das gewöhnlichste Mittel, es wieder aufzuthauen.

Merkwürdig ist es auch, daß derjenige Theil, der einmal erfroren gewesen ist, nachher immer leicht wieder erfriert.

In einigen sehr strengen Wintern habe ich Sperlinge, der doch sonst ein harter Vogel ist, von der außerordentlichen Kälte so erstarrt gesehen, daß sie gar nicht fliegen konten. Und man sagte mir, daß Fuhrleute, die auf ihren Frachtwägen saßen, öfters todtgefroren in dieser Stellung angetroffen sind.

So

So selten auch dergleichen strenge Witterung ist, und so wenig Tage eine so heftige Kälte anhält, so fallen doch sehr oft des Winters arme Kerls, die hitzige Getränke zu sich genommen haben, an der Heerstraße um, und erfrieren ehe sie jemand findet.

Sie fangen bei dieser Erzählung an zu schaudern; aber ich will Sie gleich in ein Bauerhaus führen, wo Sie es, ich verspreche es Ihnen, warm genug finden sollen; doch vorher erlauben Sie mir, Ihnen einige Versuche mit gefrornen Sachen anführen zu dürfen, die ich theils selbst angestellt, theils aber von sicherer Hand habe.

Wenn das Thermometer 25 Grade unter 0 gestanden, so ist kochend Wasser, daß man mit einer Sprütze in die Luft sprützte, völlig in hartes Eis verwandelt wieder herunter gefallen. Ich habe einen Versuch angestellet, der diesem beinahe ähnlich war, indem ich das Wasser aus einem zwei Stockwerk hohen Fenster goß.

Eine halbe Quartiersbouteille gewöhnliches Wasser fror in fünf Viertelstunden zu einem festen Stück Eis.

Bei dem Gefrieren bemerkte ich, daß kleine Spießchen, die völlig 1 bis 1½ Zoll lang waren, nach den äußern Seiten des Wassers zuflogen, wo sie die Cristallisation bildeten: die außerordentliche Länge dieser Spießchen ist merkwürdig, und es scheint, als hätte sie in dem große Grade der Kälte ihren Grund.

Eine Bouteille starkes englisches Ale gefror in anderthalb Stunden, jedoch blieb immer in der Mitte ein Theeköpfgen voll ungefroren, daß so stark und entzündbar war wie Brantewein oder Weingeist.

Niemals aber sah ich guten Brantewein oder Rum zu harten Eise frieren, ob ich gleich in beiden, wenn man es in eine schmale flache Flasche goß, Eis erblickte.

Die Flaschen, derer ich mich zu dieser Absicht bediente, waren gewöhnliche Lavendelgläser.

Bei dieser Gelegenheit muß ich noch eines Experiments gedenken, das von dem Generalfeldzeugmeister, Fürsten Orloff, angestellt wurde, und das ich von ihm selbst habe, ob ich gleich nicht dabei gegenwärtig war.

Er füllte eine Bombe voll Wasser, und pfropfte die Oeffnung mit einem Pflock fest zu. So bald das Wasser in der Bombe zu gefrieren anfing, schwoll es, und drang an den Seiten des Pflocks wie eine Fontaine heraus. Er schrob hierauf das Loch der mit Wasser angefüllten Bombe mit einer eisernen Schraube zu, und in Zeit von zwanzig Minuten, zersprengte der Frost die Bombe mit solcher Gewalt, daß einige Stücke davon zwölf bis funfzehn Fuß weit wegflogen.

So strenge indessen die Kälte in diesem Himmelsstriche ist, so ist es doch, da die Mittel sich dagegen zu verwahren sehr leicht und in Menge vorhanden sind, etwas seltenes, daß jemand dadurch leidet; und über das sind doch immer die Unbequemlichkeiten der äussersten Kälte weit geringer, als die Unbe-

Unbequemlichkeiten der äußersten Hitze. Selbst in St. Petersburg leidet freilich der Arme zuweilen, so wie in allen Hauptstädten die Beschwerlichkeiten des Armen am größesten sind. Die übrigen Stände aber sind sowohl in- als außer Hause so gut geschützt, daß man selten jemand über Kälte klagen hört.

Wie bekant, heizt man in Rußland die Zimmer durch Oefen, die viele Röhren haben, und dem Lande fehlt es nicht an Holz, welches hier die gewöhnliche Feuerung ist. Diese Art Oefen erfordern nicht nur eine unglaublich geringe Quantität Holz, sondern der gemeine Mann kocht noch über das sein Essen dabei. Man wirft einen mittelmäßigen Bündel Holz in den Ofen, und läßt es nur so lange brennen, bis der dickste schwarze Dampf davon weggedunstet ist; alsdenn schiebt man gleich den Schieber zu, damit alle Wärme im Zimmer bleibt, das auch gewöhnlich vier und zwanzig Stunden die Hitze hält, und so warm ist, daß die Leute in ganz leichter Kleidung, besonders die Kinder aber im bloßen Hemde darin sitzen.

Die Fenster in solchen Hütten sind sehr klein, weil man einsieht, daß dieser Theil der Kälte am meisten ausgesetzt ist. Leute von Stande aber haben des Winters oft doppelte Fenster in ihren Häusern, und die Fugen daran sind gut verküttet. Kurz, man kan die Wärme in den Zimmern ganz genau nach dem Thermometer einrichten, indem man nur, wenn es wärmer oder kälter darin werden soll, den Schieber zu- oder aufschiebt.

Ein Russe würde es auch selbst bei der kältesten Witterung für sehr was sonderbares halten, wenn er in einem Zimmer sitzen solte, darin die Kälte ihm seinen Othem so verdickte, daß er ihn sehn könte, wie es gemeiniglich in England bei Frostwetter geschiehet; und gewiß, es ist sehr angenehm, daß man überall im Zimmer gleiche Wärme hat.

Vielleicht könte jemand denken, die Luft müsse in so dicht vermachten Zimmern zur Respiration ganz untauglich seyn; aber die Erfahrung bestätigt das Gegentheil; denn Petersburg ist bekantlich ein so gesunder Ort, wie wohl irgend eine Stadt in Europa, und wahrscheinlich ist die natürliche Elasticität der Luft in allen solchen hohen Breiten so groß, daß sie nicht leicht gehemmet werden kan.

Auf die Weise leiden die Einwohner in ihren Häusern nicht von der Kälte, ja ich mögte behaupten, nicht einmal so viel, als die Einwohner von England, wo strenge Kälte von so kurzer Dauer ist, daß man nicht einmal darauf achtet, sich so wenig im Zimmer als durch Kleidung dagegen zu schützen.

(Der Schluß folgt künftig.)

Hannoverisches Magazin.

2tes Stück.

Freitag, den 5ten Januar 1781.

## Bemerkungen über das Klima von Rußland, in einem Schreiben von J. G. King, Doctor der Gottesgelahrtheit, an den Bischof von Durham.

(Schluß.)

Die Russen ziehn sich aber, wenn sie ausgehen, so warm an, daß sie Frost und Schnee Trotz bieten können, und besonders ist es, daß hier der Wind im Winter nie heftig wehet, ja daß überhaupt sehr wenig Wind ist: fügt es sich aber zuweilen daß er wehet, so ist auch die Kälte außerordentlich schneidend.

Natürlicher Weise müssen die Thiere in diesem harten Klima mit einer warmen Bedeckung versehen seyn; daher kan man auch leicht sich selbst dergleichen von ihnen verschaffen.

Der Wolf und der Bär müssen den Einwohnern ihre Pelze hergeben, und mit ihnen eine Menge andere Thiere, z. B. der Fuchs, das Eichhörnchen und das Hermelin; aber keines trägt doch so viel zu diesem Bedürfniß bei, als der Hase und das Schaf.

Mit dem Hasen hat es die Vorsehung so weißlich verfügt, daß sie das Fell dieses furchtsamen und schwachen Thiers, um es vor seinen Feinden desto besser zu verbergen, in Ländern, die wie dieses mit Schnee bedecket sind, auf den Winter weiß färbt, da es im Sommer mit der Erde gleiche Farbe hat und bräunlich ist. Das Haar des Hasen ist hier länger wie in Ländern die mehr südlich liegen, und daher hält es auch wärmer.

Gemeine Weiber füttern ihre Mänteln mit Hasenfellen, und die Männer tragen beinahe alle Schafpelze, an denen die rauhe Seite einwärts gekehrt ist. Auf dem Kopfe haben sie eine Pelzmütze, und ihre Beine und Füße bekleiden sie nicht nur sorgfältig mit warmen Strümpfen, sondern noch außerdem mit Pelzstiefeln, oder sie bewickeln solche mit Flanell. Dem ohngeachtet aber gehen sie beständig in der bittersten Kälte mit bloßem Halse und freier Brust.

Es scheint dieses eine Art natürlichen Instinkts zu seyn, weil vielleicht die

die dem Herzen am nächsten liegende Theile, wo das Blut seinen ersten Stoß erhält, minder als die äußeren Glieder durch die Kälte leiden. Oder solte solches auch wohl blos von der Gewohnheit abhängen? denn man siehet ja in unserm Lande, daß Gewohnheit viel vermag.

Zu eben der Zeit, da unsere Mannspersonen ihre Brust mit der wärmsten Kleidung bedecken, gehen unsere zartesten Damen mit bloßem Busen, und tragen so leichte dünne Kleider, die Mannsleute, selbst bei der gelindesten Witterung, für nicht warm genug halten würden.

Man muß bekennen, die Winter scheinen einem in diesen nördlichen Gegenden äußerst lang und unerträglich.

Sechs Monate, und noch länger, ist die ganze Oberfläche der Erde mit Schnee bedeckt, und das Auge, zum wenigsten war es mit dem meinigen der Fall, **ermüdet bei der unabwechselnden Scene, wo selbst die Natur ein ganzes halbes Jahr tod zu seyn scheinet.**

Aber die Gewohnheit so wohl, als auch die glückliche Unwissenheit, daß es bessere Himmelsgegenden giebt, macht den Eingebornen ihren Zustand sehr erträglich; und es ist ausgemacht, sie genießen dagegen wieder viele Vortheile, die allein der Natur ihrer Lage eigen sind.

Der erste dessen ich hier gedenken will, ist die Leichtigkeit des Transports, und folglich auch die Geschwindigkeit mit der sie reisen können.

Bekantlich besteht das russische Winterfuhrwerk aus Schlitten mit einem Gestell, das unten mit Schlittschuh ähnlichen Eisen beschlagen ist. Auf dem Eise, oder auf hart gefrornem Schnee ist Friction und Widerstand so leicht, daß man einen solchen, mit einer ziemlich ansehnlichen Last beladenen Schlitten, auf ebener Bahn mit eben der Leichtigkeit fortziehen kan, mit der man ein Boot in ruhigem Wasser bewegt.

Mit diesen Schlitten kan man sehr schnell und wohlfeil von einem Orte zum andern kommen, denn ein einziges Pferd kan, nach Verhältniß seiner Stärke, große Lasten darin fortziehen, und in weit von der Hauptstadt belegenen Gegenden richtet man sich nach gar keiner Heerstraße, sondern fährt gerade zu über Flüsse und Moräste. Mir ist erzählt, man reisete zuweilen nach dem Compaß. Vielleicht verdient hier bemerkt zu werden, daß nahe bei Petersburg die Bahnen über die Flüsse an beiden Seiten mit Tannenzweigen besteckt sind, die gleichsam eine Allee bilden; denn die Schlittenspuren sind sehr unmerklich, und werden oft von zusammen gewehetem oder frisch gefallenem Schnee bedeckt.

In der Nähe der Hauptstadt, wo natürlicher Weise der Handel am stärksten ist, bessert man die Wege im Winter beständig mit eben der Sorgfältigkeit wie im Sommer aus. Sind sie durch aufthauen schadhaft geworden, so legt man frisches Eis in die Löcher, schüttet Schnee darüber und begießt sel-

selbigen mit Wasser, damit es wieder zufriert. Dergleichen Vorkehrungen sind um so nöthiger, indem die Wege ein halbes Jahr dauren müssen. Fängt das Eis auf dem Flusse durchs Anschwellen des Wassers an zu bersten, so wird eine Brücke von Dielen darüber gelegt.

Noch füge ich hinzu, daß das starke Nordlicht und der Wiederschein vom Schnee es gemeiniglich so helle machen, daß man, obgleich der Mond nicht scheinet, dabei reisen kan.

Ein jeder wird sich leicht vorstellen, daß auf diese Weise Reichthum und Luxus alle nur möglichen Mittel das Reisen bequem zu machen, ausspintisiren werden.

Ich habe einen Schlitten von der vorigen Kaiserin Elisabeth gesehen, darauf zwei vollständige Zimmer befindlich waren, in deren einem ein Bette stand.

So wie ich mir es vorstelle, kan die Bewegung in einem solchen Fuhrwerke nicht stärker seyn, als in einem Schiffe bei ziemlich ruhiger See.

Für Personen von Stande sind die gewöhnlichen Reiseschlitten so groß gemacht, daß man bequem darin liegen kan, und wenn man das Bette oder die Matratze aufrollet, so vertritt solches die Stelle eines Sitzes.

Von der großen Geschwindigkeit mit der man reiset, (ich meine mit Pferden, denn die Gegenden wo man Rennthiere gebraucht, kenne ich nicht,) brauche ich nichts zu erwähnen, weil das so sehr bekant ist.

Mit den Bequemlichkeiten im Wirthshause ist es nun freilich kläglich bestellet; aber Reisende können selbige auch leicht entbehren, denn sie führen gemeiniglich ihre Reiseprovision bei sich, und reisen so wohl bei Nacht als bei Tage.

Ein anderer diesen nördlichen Himmelsstrichen eigener Vortheil bestehet in der Aufbewahrung ihrer Lebensmittel durch den Frost.

Gewißlich, man kan Frost, so lange er währt, als die beste Pöckel ansehen; denn er verändert die Eigenschaft und den Geschmack alles dessen was dadurch aufbewahrt wird, viel weniger, wie jede andere Sache. Bekantlich theilen die drei gewöhnlichen Aufbewahrungsmittel, als: Zucker, Weinessig und Salz ihren Geschmack so sehr mit, daß wenig Dinge, die auf die Weise aufbewahrt werden, auch nur etwas von ihrem natürlichen Geschmack behalten.

Der Frost aber scheint blos die Theile und die Säfte zu fixiren, und dadurch die Fermentation zu verhindern. Zum Beweise dieses will ich ein Beispiel anführen, das mir mein ehemaliger guter Freund Herr Swallow, Königl. Großbritannischer General-Consul in Rußland, mitgetheilt hat. Dieser versicherte mich, daß wie er einstmals hätte von Petersburg nach Moskau reisen müssen, wo Aale sehr was rares sind, habe er vor seiner Abreise einige einkaufen lassen, um sie dort zu verschenken. So bald sie aus dem Wasser kamen, wurden sie auf die

Erde geworfen, damit sie erfroren. Wie sie ganz tod und fast ein Stück Eis zu seyn schienen, packte man sie, wie gewöhnlich in Schnee, und als Herr Swallow nach vier Tagen in Moskau ankam, legte man sie wieder in kaltes Wasser. Man ließ sie, ehe sie zubereitet wurden, wieder aufthauen, bemerkte zusichtlich Lebenszeichen an ihnen, und sie erholten sich bald darauf völlig wieder.

Hieraus ziehe ich den Schluß, daß das Erfrieren die Theile der Körper nicht zerstöhre.

Zu Archangel gefrornes Kalbfleisch hält man in Petersburg für das allerdelikateste, und kan es auf der Tafel von frisch geschlachtetem, weil es eben so saftig ist, gar nicht unterscheiden.

Die Marktplätze in der Hauptstadt werden auf die Weise im Winter überflüßig mit allen Arten von Lebensmitteln zu wohlfeilern Preisen versorget, wie sonst nicht möglich seyn würde; und es ist würklich ein sonderbarer Anblick, wenn man große Haufen von ganzen Schweinen, Schafen, Fischen und andern Thieren daselbst zum Verkauf aufgestapelt siehet.

Gute Hausfrauen schlachten, so bald sich der Frost ohngefähr gegen das Ende vom October einstellt, ihr Federvieh ab, pöckeln es eben so mit Schichtweise darzwischen gestreuetem Schnee in Büdden ein, wie man Schweine- oder Ochsenfleisch einsalzet, und nehmen alsdenn, so oft sie was gebrauchen wollen, davon heraus; hierdurch ersparen sie auf viele Monate die Fütterung für solches Vieh.

Ich bemerkte vorhin, daß, wenn man etwas wieder aufthauen lassen wolte, man solches in kaltes Wasser legen müsse; denn verrichtete man es durch Hitze, so würde eine heftige Gährung, und gleich darauf eine Fäulung entstehen; dahingegen, wenn es in kaltem Wasser geschieht, das Eis sich gleichsam aus dem Körper herauszieht, und um selbigen eine durchsichtige Kruste bildet. An Weintrauben nahm ich dieses immer wahr; thaueten die auf, so sahen sie aus, als wären sie mit Glas überzogen. Ja, was noch mehr ist, ich ließ eine Bouteille Wasser, wenn sie zu einem Stück Eis gefroren war, so aufthauen, ohne daß die Bouteille zerbrach, und das Eis inkrustirte sie eben so, wie ich jezt beschrieben habe. Ein gleiches bemerken wir an einem ganz erfrornen Kohlkopf. Thauet man den in kaltem Wasser auf, so bleibt er so frisch, als wäre er erst aus dem Garten geschnitten; geschieht solches aber beim Feuer oder in warmem Wasser, so schmeckt er ranzig und so stark, daß man ihn nicht essen kan.

Dieses, Mylord, wären würkliche Vortheile, die in der Natur der kältesten Himmelsgegenden ihren Grund haben.

Es könte überflüßig scheinen, wenn ich nun noch anderer von minderer Wichtigkeit hier gedenken wolte, und doch sind selbst einige Belustigungen der Russen blos ihrem Klima eigen. Eine der vorzüglichsten ist, zum Vergnügen in einem leichten offenen Schlitten zu fahren. Bei nicht zu strenger

Wit-

Witterung ist dieses ein angenehmes Vergnügen.

Das Schlittschulaufen kan wie ein zweites Winteramüsement angesehen werden, allein weil es dazu oft zu kalt ist, so ist es in Rußland nicht so sehr Mode, wie in mildern Himmelsgegenden, z. B. in Holland, Deutschland, u. s. w.

Aber unter allen Wintervergnügen der Russen bestehet das allerbeliebteste, das ihnen auch zugleich nur allein eigen ist, darin, von einem Berge herab zu glitschen. Sie machen an der Seite eines steilen Hügels eine Schurrbahn herunter, und bessern jede kleine Unebenheit darauf mit Schnee oder Eis aus; denn setzen sie sich oben auf dem Gipfel des Berges auf einen kleinen Sitz, der nicht höher wie eine Schlächtermolle ist, beinahe auch eben so aussiehet, und fahren mit einer erstaunlichen Schnelligkeit herunter.

Man hat dabei eine ganz besondere Empfindung, und soll ich von mir selbst urtheilen, denn ich versuchte es oft aus Neugierde, so kan ich eben nicht sagen, daß sie mir angenehm gewesen wäre, weil die Bewegung so schnell ist, daß sie einem den Othem benimt. Ich kan es nicht deutlicher machen, als wenn ich Ihnen sage, daß Sie sich einbilden müssen, als stürzten Sie, ohne Schaden zu nehmen, von dem Gipfel eines Hauses, wobei sich auch wahrscheinlich Furcht und Erstaunen vereinigen würde.

Die Russen lieben dieses Vergnügen so ausserordentlich, daß sie, da in Petersburg keine Hügel sind, zu diesem Ende auf dem Newaflusse künstliche Berge von Eis aufführen, da denn des Sonntags und besonders an Festtagen alle Leute, Junge und Alte, Reiche und Arme, an diesem Vergnügen Theil nehmen. So oft man herunter komt, bezahlt man den Leuten eine Kleinigkeit, die den Berg errichtet haben.

Als Lustbarkeit, nenne ich dieses den Russen eigen: denn ob man solches gleich auch zu Ramassa von dem Berge Cenis herunter bei Laneburg, thun kan, der zu gewissen Jahrszeiten so beschaffen ist, daß Reisende auf eben die Art herunter fahren, wie uns solches die meisten Schriftsteller, die von den Alpen handeln, beschreiben, so muß man dieses doch mehr wie Nothwendigkeit oder Bequemlichkeit, denn wie Lustbarkeit ansehen.

Die vorige Kaiserin Elisabeth machte sich aus diesem Vergnügen so viel, daß sie zu dieser Absicht bei ihrem Pallaste Zarsko Zello künstliche Berge von ganz besonderer Bauart anlegen ließ. Einige Engländer, die da gewesen waren, nannten diese Berge die **fliegenden Berge**, und ich kenne keinen Ausdruck, der der russischen Benennung näher käme. Denn Sie müssen bemerken, daß fünf Berge von ungleicher Höhe da sind. Der erste ist in perpendiculärer Höhe völlig dreißig Fuß hoch. Eben der Schwung, mit dem man von diesem herunter fährt, bringt über den zweiten hinweg, der etwa fünf oder sechs Fuß niedriger ist,

just hinlänglich, um für Friction und Wiederstand genug abzurechnen; und so komt man auch zu dem lezten, von dem man in unmerklicher Abschüssigkeit herunter über eine Strecke Wasser fährt, und zu einer kleinen Insel gelangt.

Diese anderthalb Morgen lange Bahnen, sind, damit man sie Sommer und Winter gebrauchen kan, von Holz gemacht. Die Art, herunter zu fahren, ist diese: zwei oder vier Personen sizen in einem kleinen Fuhrwerk, und einer steht hinten auf, denn je mehr darin sizen, desto geschwinder geht es. Das Fuhrwerk selbst läuft auf kleinen Rollen, und diese in Rinnen, damit es immer in gerader Richtung bleibe, und es fährt mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit herab.

Unter dem Berge befindet sich eine Maschine, die durch Pferde getrieben wird, um die Wagen mit samt den darin sizenden Personen wieder hinauf zu ziehen. In den meisten Ländern würde ein solches Werk, so wohl wegen der Arbeit und Kosten, als auch wegen der großen Menge des dazu erforderlichen Holzes, ausserordentlich scheinen.

Eben daselbst ist ein anderer künstlicher Berg, woran die Bahn in einer Spirallinie herunter geht. Meiner Meinung nach, denn ich habe es auch selbst versucht, ist es sehr unangenehm herab zu fahren, weil man immer auf der einen Seite zu liegen glaubt, und sich in Gefahr zu seyn dünkt, als fiele man von seinem Size.

Am Ackerbau kan im Winter nichts gethan werden, weil das Land gefroren und mit Schnee bedeckt ist. Die häuslichen Geschäfte also, die der gemeine Mann wärend dieser Jahrszeit vornimt, bestehen ausser dem Korndreschen, in Verfertigung seiner Kleidungsstücke (die Bauern in den Dörfern machen sich alle ihre Kleider selbst) und in Zimmer- und Brennholzfällen.

Sie gehn auch auf die Jagd, und da das Land Wild in Menge hat, so verschaft es ihnen dadurch einen beträchtlichen Theil von ihren Lebensmitteln, so lange sie Fleisch essen dürfen, denn die Fasten der griechischen Kirche verbieten, wenn man sie alle zusammen rechnet, auf ein ganzes halbes Jahr alles Fleischessen.

Der gemeine Mann pflegt mit Schneeschuhen auf die Jagd zu gehen, die nichts anders sind, als ein einen halben Zoll dickes, fünf bis sechs Fuß langes, und beinahe vier Zoll breites Stück Holz, das am Ende krum in die Höhe steht. Dieses binden sie unter ihren Füßen fest, und laufen oder schurren vielmehr mit einer langen Stange in der Hand, schneller über den Schnee weg, wie der Hase oder jedes andere Wild das sie verfolgen, und das leicht einsinkt.

Zugleich beschäftigen sie sich auch, ob schon das Wasser zugefroren ist, mit der vortheilhaften Belustigung des Fischens.

Eine Art, mit dem Zugnez zu fischen, ist sehr besonders. Ich zweifle zwar, es Ihnen ganz deutlich beschreiben

ben zu können, indessen will ich Ihnen doch einen Begrif davon machen.

Man hauet ein vier Fuß langes und zwei Fuß breites Loch in das Eis, in welches man das Netz einsenkt; diesem gegen über, ohngefehr in einer solchen Entfernung davon, wo man es wieder herauszuziehen gedenkt, wird ein anderes Loch, vier Fuß ins Gevierte gehauen. Um die beiden großen Löcher macht man rund herum lauter kleine runde Löcher, deren jedes zwölf Fuß von dem andern entfernt ist. An die Enden der beiden Linien, d. i. der Ober- und der Unterlinie, wodurch das Netz fortgezogen wird, bindet man lange Stäbe, die von einem runden Loche bis zum andern reichen, wohin sie unter dem Eise gerichtet werden. Diese Stäbe schwimmen auf dem Wasser nach dem großen viereckten Loche zu, wo man sie mit dem Netze, das die Fische beschließt, zugleich herauszieht; denn der obere Theil des Netzes schwimmet auf dem Wasser unter dem Eise, und der untere Theil sinkt wegen des daran gehängten Bleies gleich zu Grunde, eben so, als wäre der Fluß offen.

Das besondere bei dieser Art zu fischen, liegt in der Kunst das Netz unter dem Eise fortzuziehen.

Dieses wären also einige Besonderheiten, die man in nördlichen Himmelsstrichen im Winter antrift. Sie führen Unbequemlichkeiten mit sich, haben aber auch von der andern Seite betrachtet, wieder viele Vorzüge. Im Sommer weichen sie weniger von den südlichen Himmelsgegenden ab. Sind sie gleich im Winter der Sonne länger beraubt, so genießen sie auch dafür deren Einfluß in der darauf folgenden Jahrszeit mehr; die auch sonst zu dem nothwendigen Geschäft das Land zu besäen, zum Wachsthum und zur Einerntung des Getreides, zu kurz seyn würde.

Viele Leute halten die hellen Sommernächte für einen angenehmen Umstand, und sie sind auch in der Breite von 61 Graden, worin St. Petersburg liegt, sehr merkwürdig.

Sie entstehen nicht allein von der Sonne, weil dieselbe so kurze Zeit unter dem Horizont bleibt, sondern von dem starken Wiederschein der Atmosphäre, die einen so hellen Glanz verursachet, daß man, wenn es nicht wolkigt ist, zwei Monate nach einander um Mitternacht dabei schreiben und lesen könte.

Nun habe ich diese Nachricht geendiget, woran die Einbildungskraft, um sie zu verschönern, keinen Antheil hat. Sie enthält blos Facta, die meiner Aufmerksamkeit, wärend meines eilfjährigen Aufenthalts in diesem Lande, nicht entwischen konten.

Rußland ist in der That unter dem Schutze der jetzt regierenden Souverainin, die es sich äußerst angelegen seyn läßt, jede Bemühung auf das auszeichendste zu belohnen, die alle freien Künste in ihren Schutz genommen, ein sich so sehr hebendes und blühendes Land, daß es nothwendig in vielem Betracht die Bewunderung

und Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich ziehen muß. — Ich schmeichle mir, daß diese kurze Nachricht von den besondern Eigenschaften des Klimas dieses Landes, vielleicht einige, einem philosophischen Geiste nicht unwürdige Betrachtungen veranlasset, und wage es daher sie Ihnen Mylord, zu überreichen, indem ich mich schon vollkommen glücklich schätze, wenn sie Ihnen nur einige Unterhaltung verschaft. Ich bin rc. rc.

Hannover. G. F. Wehrs.

## Zufällige Gedanken.

Unsere Welt hat eine hohe Idee von ihren Vorzügen und gemachten Fortschritten. Allen möglichen Respect für ihr Verdienst! Indessen, wenn wir von dem höchsten Punkt ausgehen, den die ältere Vorwelt erreicht hatte, und darnach die Vermessung anstellen, so läßt es sich mit unsern Vorzügen und Fortschritten, nach Verhältniß des ungeheuren Zeitraums noch wohl halten, sonderlich wenn wir das Verdienst des Zufalls, wie das sehr billig ist, abziehen, und in eine separate Rechnung bringen. In zwanzig und mehr Jahrhunderten, dächte ich, hätte mehr geschehen können.

Man muß, sagt man, seine Grundsätze und Sitten nach dem Ton seiner Zeiten stimmen. Das ist zum Theil wahr: aber es ist auch wahr, daß man diese Maxime leicht übertreiben, und die eine und andere so weit herabstimmen kan, daß sie ganz und gar verstimt werden, und eine völlige Dissonanz mit der gesunden Vernunft und Sittenlehre heraus komt. Der Ton der Vernunft und einer reinen Moral ist der Ton der Natur, und dem Ton der Zeiten in aller Hinsicht vorzuziehen.

Popens Satz, **was ist recht**, mag in der physischen Welt gelten. In der moralischen würde er ein scheußliches Mißgeschöpf, und der erste Beweiß vom Gegentheil seyn.

## A n e k d o t e.

Eine Dame auf dem Lande schrieb an Madame Cornuel und bat sie, ihr einen Informator auszusuchen, der diese — diese — und diese Eigenschaften hätte. Das Verzeichniß derselben hatte kein Ende. Sie schrieb zuletzt sehr dringend. Madame Cornuel antwortete: „Madame, ich habe einen „Informator, so wie Sie ihn verlangen gesucht. Noch habe ich ihn nicht „gefunden; aber ich werde noch ferner suchen, und Sie können versichert seyn, daß, so bald ich ihn gefunden habe, ich ihn — heirathen „werde.“

Hannoverisches Magazin.

3tes Stück.

Montag, den 8ten Januar 1781.

## Die Verschönerung der Nelke, wie sie durch die Befruchtung zu erhalten.

Nec ad unam natura formam opus suum præstat,
sed in ipsa varietate se jactat.

*Senec. quæst.* VII. 27.

Die Mannigfaltigkeit im Pflanzenreiche ist groß genug, dem der sich damit beschäftigt, täglich was neues und schönes sehen zu lassen. Nicht wenig Gewächse empfelen sich bald durch ihren regelmässigen Wuchs, bald durch ihre angenehme Belaubung. Vorzüglich ziehen die gefärbten Blumenkronen vieler derselben die Augen zur Bewunderung auf sich. Neben diesen Schönheiten der Natur kricht aber auch manche Pflanze, der jene stolze Pracht versagt ist. Der Kräuterkenner ist dann und wann ungewiß, ob er die ungefärbten Blätter der Blüten einiger Gewächse zur Blumenkrone oder zum Kelche machen soll. Und was würden die Algen seyn, solten sie blos nach dem äußerlichen beurtheilet werden? deren viele unmerklich wachsen, und an den Bäumen und Steinen kleben.

Ein Botaniker, der es Pflicht wegen ist, ist bei den Schönheiten des Pflanzenreichs zwar nicht unempfindlich, hat er einen botanischen Garten zu besorgen, so läßt er diejenigen Gewächse auf die Ecken seiner Postemente hinstellen, welche die Augen vorzüglich reizen. Allein sein Hauptwerk ist, den Gesetzen seiner Wissenschaft nachzuforschen, und das unbekante an den Gewächsen aufzusuchen. Hat er Gelegenheit, einen der unansehnlichsten Cryptogamisten zu entdecken, so eilet er solchen in das linnäische Pflanzensystem einzuschieben, und von seinen Bemühungen Rechenschaft zu geben. Nicht alle, welche sich dem Pflanzenreiche nähern, mögen diesem strengen Gesetze folgen. Ein Ermüdeter eilet oft nach der beschwerlichen Arbeit des Berufs zu den Freuden, welche jenes Reich zur Erholung anbeut. Diesem Endzwecke nach erlaubet er sich eine Auswahl, er übersiehet gewissermaßen

das unansehnlichere, und wählet sich das schönere dieser Geschöpfe Gottes, er samlet solche, sie an einem Orte zu übersehen, und sie daselbst vorzüglich gut zu ziehen. Da nun die Farben der Blüten vor andern vieler Veränderungen fähig sind, so versucht er es, der Natur neue Schönheiten abzugewinnen. Die Gartennelke ist eine der ersten Pflanzen, welche von ihm eine Bearbeitung erhält, indem die Blüte derselben andern Gewächsen den Vorzug streitig macht, und in unzähligen Mannigfaltigkeiten spielet. Wird aber ein solcher Bewunderer natürlicher Schönheiten etwas Kräuterkunde mit seinen Beschäftigungen verbinden, so wird solche den Geist auf eine edlere Art unterhalten, sie wird ihm auch seinen Endzweck, die Verschönerung seiner Lieblinge, sehr erleichtern. Eine sorgfältige Anwendung folgenden Sazzes dieser Wissenschaft, wird mannigfaltige und merkwürdige Abänderungen darstellen: Es ist im Pflanzenreiche wie im Thierreiche eine Verschiedenheit des Geschlechts, dort gehet sowohl eine würkliche Zeugung vor wie hier, und kein Gewächs wird tüchtigen Saamen geben, wenn nicht eine Befruchtung vorher gegangen ist, diese geschiehet zu der Zeit, wenn die Staubkolben ihren Saamenstaub fahren lassen. Derselbe hat einen organischen Bau, welchen ein zusammengesetztes Vergrößerungsglas zeiget, und giebt durch die feinsten Oefnungen ein öliges Wesen von sich. Die Narbe oder der Saugschwamm fängt solches auf, es dringet von hier durch die Röhren des Griffels in den Fruchtknoten zu den Saameneyern, welche dadurch befruchtet bis zur Reife fortwachsen. Der Engländer J. Hill hat diese Pflanzentheile sorgfältig zergliedert, und in Kupfer vorgestellet a). Ich habe solche Befruchtung verschiedentlich gehindert, dann fanden sich in den Saamengehäusen, anstatt des Saamens leere Bälge. Die Alten hatten schon von dieser Befruchtung eine Muthmassung oder vielmehr eine unrichtige Vorstellung, und redeten von eheligen Freuden der Pflanzen. Rudolph Camerer, welcher am Ende des vorigen Jahrhunderts Professor zu Tübingen war, glaubte sie, und fing an Versuche darüber anzustellen b). Vater Linnee aber bauete sein sexual System darauf, nach welchem sich jezt die ganze botanische Welt richtet, und bewies sie mit vielen und starken Gründen c).

Es war nur noch übrig, daß die Erfahrung dieselben unterzeichnete, man frug bald bei ihr nach, nachdem der Ritter die Aufmerksamkeit erregt hatte, und

a) J. Hill von der Erzeugung der Pflanzen. Uebersetzt von D. Huth. Nürnberg 1761.
b) Rud. Camerarii ad Valentinum epist. de sexu plantarum. Tübingæ. 1694.
S. Commentationes acad. elector. scient. Theodoro-Palatinæ, Vol. III. physicum. Manhem. 1775.
v. Haller Bibl. botan. Tom. II. p. 625.
c) Car. Linnæi philosophia botanica. Cap. V.
Linnæi amœnit. acad. Vol. I. diss. sponsalia plantarum.

und die Bastartpflanzen d) des Herrn Rath Kölreuters e) bestätigten das, was Linnee so zuversichtlich behauptet hatte.

Hier ist demnach ein Gesetz der Natur, nach welchem die Befruchtung der Pflanzen gewöhnlicher Weise von sich selbst, sowohl bei den Hermaphroditenblumen, als auch bei den Gewächsen mit halb und ganz getrennten Geschlechtern, erfolgt. Es wird aber auch eine Befruchtung zu Stande kommen, wenn wir den Saamenstaub von einer Pflanze oder Blume auf eine andere übertragen, wenn nur der Staub, so dazu angewendet wird, zur Befruchtung geschickt ist. Daß aber der Saamenstaub einer Gartennelke eine andere Pflanze dieser Art befruchte, zeigen nicht nur die Versuche, welche in der Folge vorkommen, sondern leidet auch um so weniger Zweifel, da diese Nelke durch andere Arten dieses Geschlechts kan befruchtet werden, und dann Bastarte giebt. Ich habe z. E. befruchtet:

Dianthus Caryophyllus, ♀
Dianthus Barbatus. ♂
und
Dianthus Caryophyllus, ♀
Dianthus Glaucus. ♂ *)

Es ist bei dem lezten Versuche die ♀ ein Riese neben ♂. Die Blätter der ersten sind oft beinahe einen Fuß, die Blätter der zwoten kaum einen halben Zoll lang, und dennoch ging die Befruchtung glücklich von Statten. Die Kinder, welche von derselben fielen, näherten sich zur Hälfte dem Vater, und zur Hälfte der Mutter, oder hielten zwischen beiden die Mitte. Ehe ich nun zeige, wie bei solcher Befruchtung der Nelke zu verfahren sey, müssen wir die Fructificationstheile derselben kennen. Linnee giebt ihren essentiellen Charakter f), ich will denselben in einer Uebersetzung angeben.

Die Nelke g) ist ein Pflanzengeschlecht, welches in die zwote Ordnung der zehnten Classe des Linneischen Systems h) gehört.

Der Kelch ist walzenförmig, röhrig, gestreift, verbleibend, endigt sich mit fünf Zähnen, entspringet aus vier Schuppen, die ihn umgeben, von welchen zwo, welche gegen einander über stehen, niedriger sind.

Die Krone hat fünf Blumenblätter. Die Nägel sind so lang als der Kelch, schmal, und in dem Boden eingefüget. Die Mündung ist flach: die Platten erweitern sich dem äussern Ende zu, sind stumpf und gekerbet.

Die Staubgefäße. Zehn Staubfäden, sind pfrimenförmig, so lang wie der Kelch, und breiten sich am



d) Plantæ hybridæ. Linn. amœn. acad. Vol. III. diss. 32.
e) J. G. Kölreuters Nachricht von einigen das Geschlecht der Pflanzen betreffenden Versuchen. 2te und 3te Fortsetzung.
*) Linn. spec. pl. p. 588. n. 8.
f) Linnæi Genera plantarum. 565.
g) Dianthus.
h) Decandria. Digynia.

Ende aus. Die Staubkolben sind oval-länglich, zusammengedrückt, und liegen auf den Staubfäden.

Der Stempel. (bestehet aus drei Theilen.) Der Fruchtknoten ist oval. Zwei Griffel, solche sind pfriemenförmig und länger als die Staubgefäße. Die Narben sind überwärts gekrümmt und zugespitzt.

Das Saamenbehältniß. Eine Kapsel, welche walzenförmig, bedeckt, einfächerig ist, und sich an der Spitze vierfach öfnet.

Die Saamen. Viele, zusammengedrückt, etwas rund. Der Boden ist frei, viereckig, und um die Hälfte kürzer als das Saamenbehältniß.

Der Schöpfer hat die Geschlechter der Pflanzen an den innern Theilen derselben, in so fern diese sich durch die Fruchtwerkzeuge entwickelt hervorlegen, das ist, an den Blüten kenntlich gemacht, und der Kräuterkenner sucht sie an diesen auf. Alles was Nelke ist, stellet sich ihm als solche nach obiger Beschaffenheit der Blumentheile dar. Die verschiedenen Arten i) ergeben sich vorzüglich nach dem verschiedenen Ueberzuge, der Bekleidung oder Belaubung. In der neuesten Ausgabe des linnäischen Systems k) wuste der Ritter zwanzig Arten dieses Geschlechts zu ordnen, eine derselben ist unsere

**Gartennelke** l). Sie unterscheidet sich von ihren Anverwandten vorzüglich durch die Kelchschuppen, solche sind bei ihr fast eyförmig, und sehr kurz. Der Ritter füget noch hinzu, daß die Kronblätter gekerbt sind. Sie gehöret in die zwote Abtheilung des Linnee, nemlich zu denen Nelken, an welchen die Blumen einzeln gestellt sind.

Einige südliche Provinzen von Europa sind das Vaterland unserer Pflanze m). Seguier fand sie im Veronesischen n), v. Haller in der Schweiz o) und Gouan in Languedok p). Ihr Standort sind dürre Hügel q), und selbst die Alpen r). An ihrem Geburtsorte siehet sie ungleich anders aus als in der Fremde, in unsern Gärten. Jene Botaniker, welche sie in ihrer

i) Species.

k) a Linné systema vegetabil. Götting. 1774. vom Herrn Professor Murray besorget. p. 348.

l) Dianthus caryophyllus. Linné species pl. p. 586. n. 6.

m) Rajus travels through Germany, Italy and France. Der bekante Rajus hat dieser Beschreibung folgenden Aufsatz zugefüget: Catalogus stirpium in exteris regionibus observatorum, darin giebt er p. 32. Nachricht, wo die Nelke wild wachse.

n) Seguier plantæ veronenses. Vol. I. p. 434. seq.

o) v. Haller historia stirpium Helvetiæ. n. 896.

p) Anton. Goüan flora monspeliaca. p. 238.

q) Seguier l. c. collibus ubique floret tum etiam e laterum interstitiis secus urbis mœnia se promit.

v. Haller l. c. in rupibus circa lacus nostros nascitur.

r) v. Haller l. c. in alpibus Scheibenflüh, Revereuse &c.

ihrer Heimath sahen, haben uns ihre Beschreibung gegeben; nach derselben ist sie in ihrem natürlichen Stande an allen Theilen kleiner, als die von uns gepflegten Nelken, indem jene auf dürren Hügeln wenig Nahrung hat. Vorzüglich ist sie nach Hallern auf den Alpen von kleinem Wuchse s). Ihre Blumenblätter werden hier bei weitem nicht die Größe unserer Gartennelke haben t). Unsere Nelke schlägt bei den Versuchen mit der Aussaat häufig in die rothe Farbe zurück, ein Zeichen, daß diese Farbe ihr ursprünglich zugehöre, und so ist sie auch auf ihren Hügeln zu finden u). Wenn nun weiße Nelken unter den rothen, welche leztern ohne Zweifel am häufigsten seyn werden, vorkommen v), so ist dies eine Abänderung, denn die rothe Farbe der Blumen geht leicht in die weiße über w). Sie soll zwar dann und wann wildwachsend einen Geruch haben, der jedoch überhaupt nicht so durchdringend ist wie bei den Gartennelken x). Auch wird auf den Hügeln, wo sie wächset, schwerlich eine gefüllte anzutreffen seyn, es wäre denn, daß der Saame auf die gedüngten Ränder der Aecker, oder in den Grund, in eine dahin gespülte fette Erde, ausgestreuet wäre, wo eine überflüßige Nahrung sie zur wuchernden Pflanze gemacht hätte. Seguier und Haller geben keine Nachricht, sie gefüllt gefunden zu haben, nur der so viel ältere Bauhin scheinet von ihnen zu reden y).

Von diesem Standorte ist sie vor langer Zeit von Botanikern oder Pflanzenfreunden in die Gärten versezt, und die Mühe, welche man seitdem zu ihrer Verschönerung an sie gewandt hat, ist reichlich belohnet worden. Dem, der sich nur etwas mit dem Pflanzenbaue beschäftigt, ist bekant, wie sehr die Gewächse durch die Cultur geändert werden. Zu den Zeiten des Bauhin waren schon bunte Nelken durch die Kunst entstanden, wie wortreich ist nicht dieser alte Botaniker, die Pracht der damaligen Nelken vorzu-

 stel-

s) v. Haller l. c. foliis peranguſtis in alpibus. Caulis pedalis ſemidecumbens, nutans, folia lineæ latitudine.

t) Seguier l. c. petala ſunt illi haud multum extra vasculum prominentia. tab. 7. fig. 2.

u) Seguier l. c. petala ſunt illi atro rubentia concolore lanugine inſperſæ — . petala roſea ſunt in ora crenata.
v. Haller l. c. petala ſunt ungue viridi, bractea roſea.

v) Seguier flore candido promiſcue cum antecedenti reperitur.
Caſp. Bauhini pinax. L. VII. ſect. 2. p. 207-211. Caryophylli ſilveſtres purpurei & albi.

w) Linnæi Phil. botan. §. 313. color facillime variat, præſertim ex cæruleo rubrove in album e. g. Dianthus.

x) Seguier l. c. Caryophyllus ſilveſtris flore rubro inodoro.
v. Haller l. c. odore eſt grato ſed nondum hortenſis caryophylli.

y) C. Bauhin l. c. plerumque eſt ſimplici flore.

stellen z). Durch eine verdoppelte Vegetationskraft in bereiteter Erde wurde unsere Nelke gefüllt, und zeigte sich nun bald als eine schöne Misgeburt a). Die Kronblätter nahmen nach und nach an Größe zu, ein reines Weiß wurde ihre Grundfarbe, nun mußte der Veränderung wegen angenehm seyn, wenn noch eine zwote Grundfarbe dazu kommen würde, unsere Nelke bequemte sich dazu, und hüllte sich gleichfalls in eine reine gelbe Farbe ein. So mannigfaltig das Roth nur immer seyn mag, solte die Nelke nicht alle Stuffen desselben ihren Freunden vorlegen können? sie steiget von dem höchsten Scharlach herunter bis sie sich ins aschgraue verliert, und damit dies Colorit gut angebracht gefallen mögte, so ist es in den feinsten Streifen aufs regelmäßigste auf einem blendenden Grunde abgesetzt. So sehr hat die Nelke auf ihrer Wanderschaft gewonnen. Fast wäre, mögte man sagen, nichts mehr zu erwarten, wenn das Auge siehet, wie die feinsten Streifen des dunkelsten und hellesten Roth neben einander auf jedem Blatte herunter laufen, und dennoch beschäftigt sich der Liebhaber noch täglich, etwas neues durch die Aussaat zu erhalten; er wählet sich Mutterstöcke, und wechselt auf verschiedene Art mit dem Erdreiche ab, es thut alles seine Dienste. Ich verschenkte vor einigen Jahren eine Nelke mit gelbem Grunde und rothen und aschfarbigen Streifen, einen Ableger von eben der Pflanze setzte ich in einen Topf, welcher mit der gewöhnlichen Nelkenerde, welche aus Lauberde, Erde von verweßtem Kuhmist und Sande bestand, angefüllet war, jene Nelke wurde in Erde, wie man sie aus dem Mistbette genommen hatte, und welche demnach aus gebranntem Pferdemist entstanden war, gesetzt. Beide Nelken waren sich nicht mehr gleich, meine blühete sehr mittelmäßig, jene aber war eine wahre Schönheit, die rothen Streifen waren ungleich schärfer abgesetzt, und das Aschgraue näherte sich dem Blauen, so sehr wurde die Farbe durch solche hitzige Erde erhöhet. Will man aber seine Nelken in dieser heißen Erde nicht verlieren, so muß man den Töpfen jederzeit einen gewissen Grad der Feuchtigkeit geben.

Ich komme nunmehr zur Hauptsache auf die Verschönerung der Nelken durch die künstliche Befruchtung, der sicherste, angenehmste, aber auch mühsamste Weg, was Neues zu erhalten. Hier habe ich es gewissermaßen in der Gewalt,

z) C. Bauhin l. c. p. 207-211.

a) Alle gefüllte Blumen sind Misgeburten; es kommen der Nelke in ihrem natürlichen Zustande nur fünf Blätter zu, in solche endigt sich die Rinde, wie es die Zergliederung gezeigt hat. Komt nun eine Pflanze, der wenig Nahrung dient, und ihren Standort, wie die Nelke, in magerm Boden hat, in fette Erde, so schießt der Saft zu häufig zu, und die Rinde theilet sich in mehrere Blätter. Unsere Nelken prangen dabei mit schönen Farben, es sind daher schöne Misgeburten.

Gewalt, das Eigenthümliche einer Nelke auf eine andere zu übertragen, ohne mehr als Diener der Natur zu seyn, diese führet das Werk aus, meine Hand leitet sie nur auf den Weg, daß sie sich, ohne sich von ihrem Gesetze zu entfernen, äußere wie ich es wünsche. Hier müssen wir die Fructificationstheile noch einmal aus einander setzen, denn an ihnen sind die Versuche zu machen, durch sie geschiehet die Befruchtung. Es sind ihrer nach obiger Angabe sechs. Zwei derselben, nemlich das Saamenbehältniß und der Saamen folgen auf die Blüte, wir haben sie also hier nicht vor uns. Bei dem Aufblühen unterscheiden wir Kelch, Kronblätter, Staubgefäße und Stempel. Kelch und Kronblätter übergehen wir. Nur mögte die Einbildung hier ihre Beschäftigung haben, und bei den abweichenden Farben der Vater- und Mutternelke, so zur Bearbeitung fertig stehen, sich die Bildung der künftigen Generation vorstellen. Wollen inzwischen die Kronblätter der Mutternelke Hinderniß machen, so beugen wir sie etwas von einander, und hindert es nicht, wenn der Klech bis zur Hälfte einigemal aufreißt. Die Staubgefäße drängen sich zwischen den vielen Kronblättern in zehn Staubfäden herauf, und tragen zehn Kolben. Jeder Kolben enthält unzählige Körner, welche unter dem Vergrößerungsglase kugelrund erscheinen, und von welchen die Befruchtung komt. Ich nehme diesen Staub aus einer Nelke, gehe damit zu einer andern, und trage ihn auf die Narbe dieser zwoten Blume. Diese Narbe läuft an dem Stempel beinahe bis an den Fruchtknoten herunter. Der Stempel, wie auch die Narbe, ist doppelt, beide Staubwege weichen, nachdem sie aus dem Fruchtknoten getreten sind, nach und nach von einander ab, und legen sich wie krumme Hörner zur Blume heraus, welches die Bestäubung erleichtert. Der Fruchtknoten ist mit seinen zween Staubwegen der mittelste Theil der Blume b). Wir nennen nach Anleitung der heutigen Botanik die Nelke, von welcher der Saamenstaub genommen wird, die Vaterpflanze, und die Nelke, welche befruchtet wird, die Mutterpflanze. Man nimt die Staubkolben von der Vaterpflanze mit einem Zirkel, welcher von mittler Größe seyn kan, samlet sie in eine Tasse, und zerdrückt sie mit einem feinen Pinsel, dergleichen die Maler zum Tuschmalen brauchen, der Pinsel ist hievon mit Saamenstaube angefüllt, mit solchem gehet man zur Mutterpflanze, und streichet an jedem der beiden Staubwege bis an den Fruchtknoten hinunter. Oder ich hole einen Kolben mit dem Zirkel aus der Vaternelke heraus, behalte ihn

b) Die Pracht der Blumen ist von kurzer Dauer. Die Kronblätter verwelken, die Staubgefäße und Staubwege verschwinden bald nach der Befruchtung, nur der Fruchtknoten bleibt, er wächst nach und nach zum Saamengehäuse, und giebt endlich seinen Saamen ab, mit demselben nimt ein neues Leben seinen Anfang.

ihn zwischen der Spitze des Zirkels, und drücke ihn an den Nagel eines Fingers, sogleich platzet der Kolben, und der Staub legt sich heraus, ich streiche dann mit dem Kolben, wie ich ihn zwischen dem Zirkel fest halte, an den beiden Staubwegen, oder vielmehr Narben verschiedene mal herunter, wodurch diese ganz bestäubt werden, und die Befruchtung erfolgt.

Es wird aber die Befruchtung durch eine einzige Bestäubung schwerlich zu Stande kommen, ist es viel, so werden dadurch, wie ich aus der Erfahrung weiß, nur einige Saamenkörner gewonnen werden, man wiederholet demnach solche Bestäubung einige Tage, und jeden Tag wenigstens zweimal. Die natürliche Befruchtung zeiget hier den Weg, die Kolben stehen theils auf längern, theils auf kürzern Staubfäden, sie streuen ihren Staub nicht zugleich aus, die obern machen den Anfang und die untern folgen nach, ein Beweis, daß die völlige Befruchtung erst durch den fortgesetzten Zufluß aus dem Saamenstaube erfolge, wir richten uns darnach bei der künstlichen Befruchtung.

Die Staubkolben werden zum Gebrauche abgenommen, wenn sie eben aufbrechen wollen, oder sich halb geöfnet haben, oder schon völlig aufgebrochen und mit Staub bedeckt sind, ist dies letzte, so dauret es nicht lange, der Staub fällt sehr bald ab, und es bleiben nur die leeren Gefäße zurück.

Der Schluß folgt künftig.

---

# Anfragen.

1.

In Lüdekens glaubwürdigen Nachrichten von dem türkischen Reiche, Leipzig 1770. auf der 7ten Seite komt eine kurze Beschreibung von einer sehr fürtreflichen Orgel vor, welche zu Trident in der Kirche Sancta Mario Maggiore befindlich. Von dieser Orgel heißt es unter andern, daß ein Register ein Donnerwetter ganz natürlich nachahme. Da das Majestätische und Prächtige jetzt in Kirchenmusiken zum herrschenden Geschmack wird, und solches nebst dem fürchterlichen durch dergleichen Maschine vielleicht natürlicher als durch ein Paar Pauken vorgestellet werden könte, so frägt man billig: Worin bestehet das Mechanische eines solchen Donnerregisters?

2.

Worin bestehet die Kunst, aus rohen Feuersteinen Flintensteine zu fabriciren?

Hannoverisches Magazin.

4tes Stück.

Freitag, den 12ten Januar 1781.

## Die Verschönerung der Nelke, wie sie durch die Befruchtung zu erhalten.

(Schluß.)

Ich komme zu einer bei diesem Geschäfte wichtigen Frage: welches ist der eigentliche Zeitpunkt, da die Mutternelke mit bestem Erfolg bestäubet wird? Es kan geschehen, entweder ehe sich die Blume völlig geöfnet, oder später, alsdenn nemlich, wenn die natürliche Befruchtung eintrit. Man solte glauben, die Befruchtung könne nicht eher geschehen, bis die Staubwege völlig ausgewachsen, die Blume sich entwickelt, und die Kolben anfangen, den Staub fahren zu lassen, allein die Erfahrung zeiget hier etwas, was zu behaupten wir uns sonst nicht erkühnen würden, nemlich, daß die Befruchtung zu Stande kommen könne, wenn die weiblichen Fructificationstheile noch sehr weit zurück sind. Ich habe folgendes darüber bemerkt: Unter meinen zum Versuchen ausgesetzten Nelkenpflanzen ist eine, welche die Hörner der Staubwege schon heraus legt, ehe sich die Knospen zu öfnen anfangen, ich bestäube sie bei den verschlossenen Knospen. Ob nun gleich der Staubweg hernach an Größe beträchtlich zunimt, so ist doch durch jene frühe Bestäubung die Befruchtung geschehen. Kölreuter hat schon die Bemerkung gemacht, daß die Blumenblätter gleich zu verwelken anfangen, so bald die Befruchtung zu Stande gekommen ist. Meine Nelke öfnet sich bei der frühen Bestaubung nicht einmal, die Kronblätter verwelken im Knospen, und achtzig bis neunzig Saamenköner, welche um Michaelis in einer dicken Capsel stecken, zeigen, daß sie von jener künstlichen Bestäubung befruchtet sey, ihre eigene Staubkolben konten sie nicht befruchten, denn solche waren vor ihrer Tüchtigkeit zugleich mit den Kronblättern verwelket. Ließ ich diese Nelke unbestäubt stehen, so breiteten sich ihre Blumenblätter vollkommen aus, und sie nahm nun die Befruchtung von ihrem eigenen Staube später an. Folgender Versuch dienet noch zu mehrerer Bestätigung.

Dianthus Caryophyllus ♀.
Dianthus Glaucus ♂.

Die ♀ war eine Pflanze von der Nelke, die sich so früh bestäuben ließ. Ich nahm ihre Staubkolben, so bald es geschehen konte, und bestäubte sie mit ♂. Es nimt ♀ die Befruchtung von ♂ ungern, und allzeit sehr unvollkommen an; hier, da die natürliche Befruchtung gehindert wurde, breiteten sich die Kronblätter besonders weit aus, und die Blüte dauerte sechs Tage länger, als bei der natürlich befruchteten, welche zugleich mit ihr aufblühete, nicht weit von beiden stand die so früh befruchtete mit ihren verschlossenen Knospen. Die natürliche Befruchtung gab weniger Saamenkörner als die frühe künstliche, und bei dem letzten Versuche erfolgten kleine Capseln und ohngefähr drei Körner in einer Capsel, welche Bastarte gaben. Unerwartet ist die Erscheinung solcher frühen Befruchtung, sie verdient durch mehr Versuche bestätigt zu werden. Die zweihäusige Lychnis ist dazu sehr geschickt, weil sie ganz getrennte Geschlechter hat, und die weibliche Pflanze ihre fünf Staubwege oft bis zur Hälfte aus dem Kelche heraus leget, wenn sich die Blumenblätter noch nicht sehen lassen, ich hatte zwo solcher weiblichen Pflanzen vorigen Sommer in meinem Garten, welche bei frechem Wuchse mit tausend Blumen bedeckt waren. Ich machte folgende Versuche:

Erster Versuch.

Lychnis Dioica ♀ c).

Lychnis Dioica ♂.

Zweiter Versuch.

Lychnis Dioica ♀.

Lychnis Chalcedonica ♂ d).

oder

Lychnis Flos cuculi ♂ e).

Dritter Versuch.

Lychnis Dioica ♀.

Cucubalus Behen ♂ f).

auch

Dianthus Caryophyllus ♂.

Die Bestäubung geschah allezeit frühzeitig, wenn die Blüte noch weit zurück war. Bei dem ersten Versuche wurden zehn Blumen bestäubt, Kelch und Capsel wuchsen gleich fort, allein kein Blumenblat kam heraus, sondern zeigte nur seine verwelkte Spitze. Bis auf die Weite eines Fusses von diesen bestäubten Blumen hatte ich die andern Blumen dieser Pflanze bei jener Bestäubung weggenommen, die unbestäubten Blumen aber, die an der Pflanze blieben, viel hundert an der Zahl, brachen auf, blüheten frisch, und stunden vierzehn Tage ohne zu verwelken, allein die Fruchtknoten wuchsen nicht aus, sondern alle Blumen fielen nunmehr ab. Bei dem zweiten Versuche blüheten die Blumen zwar völlig auf, allein sie verwelkten schon wieder am zweiten Tage, in vollständigen Capseln fanden sich ei-

c) Linn. sp. pl. p. 625. n. 6.
d) Linn. sp. pl. p. 625. n. 1.
e) Linn. sp. pl. p. 625. n. 2.
f) Linn. sp. pl. p. 591. n. 2.

einige Körner, bei dem ersten Versuche im Gegentheil waren die Capseln ganz angefüllt, auch waren bei dem zweiten Versuche die Saamen etwas kleiner als bei dem ersten, jedoch sind sie so vollkommen, daß sie ohne Zweifel keimen und Bastarte geben werden. Bei diesem zweiten Versuche war es mit den unbefruchteten Blumen wie bei dem ersten. Bei dem dritten Versuche bestäubte ich über hundert Blumen, diese blüheten völlig auf, und hielten sich so lange wie die unbestäubten, zum wenigsten war der Unterscheid im Verwelken so klein, daß ich ihn nicht bemerket habe. Die Capseln wuchsen bis zur Hälfte aus, öfneten sich, und enthielten einige Körner, welche kaum die halbe Vollständigkeit erreicht hatten. Sie werden gewiß nicht keimen. Die unbestäubten Blumen fielen nach dem Verwelken wie gewöhnlich unbefruchtet ab.

Bei den Bastartpflanzen richtet sich der rindige Ueberzug halb nach der Vater- und halb nach der Mutterpflanze, so zeigen es die zahlreichen Kölreuterschen Versuche, und so habe ich es auch bei meinen Bastarten gefunden. Ich warte daher mit Verlangen, ob es bei der frühen Befruchtung mit der Lychnis auch so erfolge. Im Gegentheil giebt es bei den Farben Grade, ich kan bei einem sorgfältigen Verfahren das völlige Colorit der Vaternelke, aber auch weniger, bis ich endlich auf die Hälfte und noch weiter herunter komme, durch die Befruchtung mittheilen. Bei der frühen Befruchtung gehet die ganze Zeichnung auf die Mutterpflanze über, selten wird ein wenig von der Farbe der Mutter zu spüren seyn. Ich bestäubte die zur frühen Befruchtung gewählte Nelke vor ihrer Entwickelung mit einer Nelke, welche den Namen Barthans hat, weil sie groß ist, und ihre Blätter tief eingeschnitten sind. Die Nelken, welche von dieser Befruchtung kamen, waren von dem Barthanse fast nicht zu unterscheiden. Wenn kein eigener Staub der Blume zu ihrer Befruchtung komt, so bleibt auch ihre Zeichnung nicht, dies zeiget der angeführte Versuch. Es noch mehr zu bestätigen, riß ich aus einigen Saamennelken die Staubkolben sorgfältig und vor ihrem aufplatzen heraus, und bestäubte sie nach einiger Zeit, wie ähnlich waren die Kinder der Vaterpflanze? Die Bildung der Mutter hatte sich fast gänzlich verloren. Folgende Versuche zeigen zur völligen Entscheidung, daß die Farben sich nach dem Saamenstaube richten.

Erster Versuch.

Campanula Persicifolia fl. albo ♀ g).
Campanula Trachelium fl. cærul. ♂ h).

Zweiter Versuch.

Cheiranthus Annuus fl. albo. ♀.
Cheiranthus Annuus fl. rubro. ♂.

Bei beiden Versuchen hatte ich die Kolben früh abgerissen. Die Farben der Vaterpflanzen gingen völlig über.

 Die

g) Linn. sp. pl. p. 231. n. 6.
h) Linn. sp. pl. p. 231. n. 16.

Die Pflanzen des andern Versuchs werden alle Jahr in Ueberfluß ausgesäet, aber jeder Gärtner weiß es zu sagen, wie unveränderlich hier die Farben bleiben; bei dem ersten Versuch hatte ♀ von ♂ nichts angenommen, wenn ich auf den Bau der Pflanze sehe, es war also hier kein Bastart, und die Farbe der Vaterpflanze war doch völlig übergegangen. Die Frage: woher so mannigfaltige Farben bei einer einzigen Pflanzenart? könte aus diesen Versuchen leicht beantwortet werden. Die Hauptursache wird ohne Zweifel die Befruchtung seyn. Ich redete von der völligen Mittheilung der Farbe der Vaterpflanze, nun wird weniger von der Zeichnung übergehen, in der Maaße, wie ich den eigenen Staub der Mutterpflanze zur Befruchtung mit würken lasse, die in der Folge vorkommenden Versuche werden dies darthun. Durch die jetzt angeführten Proben habe ich mich von der Gewißheit und den Folgen der frühen Befruchtung überzeugen wollen. Vorigen Sommer habe ich einige Pflanzen obiger Nelke bei verschlossenen Knospen mit dem Staube belegt, welchen ich von vielen Nelkenstöcken von abweichenden Farben genommen, und vorher unter einander gemischet hatte. Es ist kein Zweifel, daß nach meinen Versuchen hievon nicht besondere Mischungen der Farben kommen solten, aber vielleicht wird auch das Colorit selbst nicht sehr erhaben, sondern etwas matt seyn. Es scheinet, es sey die Mutterpflanze bei der frühen Bestäubung zur Befruchtung noch matt und schwächlich, indem die Staubwege noch nicht völlig ausgewachsen sind. Vielleicht trägt der Zufluß des eigenen Saamenstaubes, welcher erst bei stärkern Fructificationstheilen eintrit, zu der Vollkommenheit und dem gesunden Ansehen der Pflanzen vieles bei. Bei der frühen Befruchtung, auch bei der Befruchtung, da vorher die Kolben abgenommen waren, fielen die jungen Pflanzen bleich an Farbe aus, obgleich die Zeichnung der Vaterpflanze selbst da war. Ich kam daher auf die Gedanken, die frühe Befruchtung und die gewaltsame Wegnahme der Kolben verursache eine Schwäche bei dem Werke der Befruchtung, und die erzeugten Kinder würden vorzüglich darunter leiden. Andere Versuche, welche ich zu der Zeit anstellte, bestärkten mich hierin, ich versuchte nemlich, ob nicht die Geschlechter einer natürlichen Ordnung unter sich könten befruchtet werden, daß man daher wahre Bastarte erhielte, unter andern wählte ich dazu von den Schotenpflanzen unsern weißen Kopfkohl i) zur Mutterpflanze.

Erster Versuch.

Brassica Capitata. ♀.
Hesperis Tristis. ♂.

Zweiter Versuch.

Brassica Capitata. ♀.
Cheiranthus Cheiri. ♂.

Dritter Versuch.

Brassica Capitata. ♀.
Cheiranthus Incanus. ♂.

Die Pflanzen, welche ich von diesen ver-

i) Brassica Oleracea δ capitata. Linn. sp. pl. p. 931. n. 5.

verschiedenen Versuchen erhielt, waren sich alle gleich, und wichen sehr von der Mutterpflanze ab, keine unter ihnen schloß einen Kopf, die Blätter waren länglicher als bei dem Weißkohl, stunden ab, waren am Rande kraus, und die grüne Farbe war dunkler, kurz man konte sie von den Pflanzen nicht unterscheiden, die man bei der Oekonomie Schalkkohl nennet. Nun war ich begierig sie blühen zu sehen, ich durchwinterte 20 Pflanzen, und meine Einbildung fand schon im voraus die Farben der Mutterpflanze an den Kronblättern. Sie blüheten, aber keine Blume wich im geringsten von den Blumen der Mutterpflanze ab, so genau ich auch unter ihnen nachsah k). Man könte glauben, es wären die beständbten Blumen, welchen ich frühzeitig die Kolben genommen, von dem Staube des krausen braunen Kohls durch die Insekten befruchtet worden, allein es war solcher Kohl bis auf 200 Schritt nicht in der Nähe. Ich hatte in einem Jahre auf 2 Pflanzen 20, und in dem folgenden auf 4 Pflanzen ohngefähr 100 Blumen bestäubt, solten wohl solche insgesamt von den Insekten befruchtet seyn? Man könte auch auf die Gedanken komen, der Staub der Vaterpflanzen, mit welchem die Bestäubung geschehen, sey die Ursache jener Veränderung, allein es war nicht der geringste Unterschied unter den erhaltenen Pflanzen, und doch kam die Bestäubung von verschiedenen sehr abweichenden Geschlechtern her. Wahre Bastarte konten es am wenigsten seyn, denn sie näherten sich dem Ueberzuge nach den Vaterpflanzen viel zu wenig. Die Fructificationstheile hatten nicht die geringste Veränderung erlitten, so daß auch von den so veränderlichen Farben nichts mitgetheilet war. Die Muthmassung hat demnach viel für sich, daß das zeitige Abreissen der Kolben eine Schwäche verursache, daß dem weißen Kohle dadurch die Kraft sich zu schließen genommen, und seine Veränderung daher gekommen sey. Es kan überdem eine Schwäche der künftigen Pflanze kommen, wenn der Staub nicht in gehöriger Menge zur Befruchtung vorhanden gewesen ist. Bei dem Ausreißen der Kolben bleibt leicht ein Fäserchen derselben sitzen, worin so viel Körner stecken, daß einige Befruchtung daher erfolget, daher ich bei meinen Versuchen theils keine, theils wenige und kleinere Körner in den Schoten gefunden habe. Bei den leeren Schoten war kein Staub geblieben, denn ohne Staub kan keine Befruchtung seyn, bei den andern Schoten aber war eine kümmerliche Befruchtung erfolgt. Die zween Kolben von den kürzern Staubfäden sind überdem beschwerlich heraus zu holen,



k) Ein wahrer Bastart, der nemlich von verschiedenen Geschlechtern entstanden, mögte wohl eine seltene Erscheinung seyn. Bei den zahlreichsten Versuchen habe ich noch keinen erhalten, jederzeit habe ich kaum den Ansatz einer Befruchtung spüren können; nur wenig Arten eines Geschlechts ließen sich unter einander befruchten, was wird denn von verschiedenen Geschlechtern zu erwarten seyn? Die Farben gehen sonst so leicht über, wie es der Versuch mit der Klocke zeigt, die Blumen des Kopfkohls aber hatten auch von solchen nichts annehmen wollen.

len, daß leicht ein wenig zurück bleiben kan. Die Befruchtung hat ihre Stufen, die Saameneyer nehmen den Umständen nach sehr wenig, oder mehr, oder ein volles Maaß der Befruchtung an, dies letzte geschiehet durch die natürliche Befruchtung beigünstigem Wetter auch durch die künstliche, wenn sie mit Sorgfalt befördert wird. Von der mehr oder wenigern Befruchtung zeugen die Versuche mit der Lychnis, und auch folgende:

Erster Versuch.

Digitalis Purpurea ♀. l).
Digitalis Ambigua ♂. m).

Zweiter Versuch.

Digitalis Purpurea ♀.
Digitalis Ferruginea ♂. n).

Dritter Versuch.

Digitalis Purpurea ♀.
Verbascum Nigrum ♂. o).

Die Saamenkörner vom ersten Versuche waren kleiner als die Körner der Mutterpflanze, so die natürliche Befruchtung giebt. Es liefen von 6 Capseln 5 Pflanzen auf, welche Bastarte gaben. Bei dem zweiten Versuche waren die Saamenkörner noch kleiner, es war bei ihnen nur der Ansatz der Befruchtung, bei der Aussaat blieb alles zurück. Bei dem dritten Versuche fanden sich leere Häute, die Saameneyer hatten nichts erhalten, das sie befruchten konte, es war also an kein Keimen zu denken. Ein gutes Vergrösserungsglas zeigt die letzten Grade der Befruchtung auf eine angenehme Art. Die halb befruchteten Körner erscheinen auf dem Schieber in einer welken netzförmigen Haut, welche halb zusammen gefallen, halb aufgeblasen und durchsichtig ist, in derselben steckt ein wenig Mark, so von einer schwachen Befruchtung gekommen, welches aber die Haut bei weitem nicht ausfüllt, wie es von der vollkommenen Befruchtung geschiehet. Die unbefruchteten zeigen sich wie eine leere, durchsichtige, halb aufgeblasene und eingeschrumpfte Haut, welche aber ihren regelmäßigen Bau deutlich sehen läßt. Wie zu der gesetzten Zeit keine Befruchtung erfolgte, so verwelkte der zu befruchtende Stoff, die Haut dehnete sich aber aus, und blieb an dem Fruchtboden sitzen. Eine unvollkommene Befruchtung wird dem zarten Keime nachtheilig seyn, und in das Leben der entwickelten Pflanze ihren ungünstigen Einfluß haben. Kölreuter versichert gefunden zu haben, daß seine Bastarte einen stärkern Wachsthum gehabt, als die Vater- und Mutterpflanzen. Nach meiner Hypothese wäre eher das Gegentheil zu vermuthen. Ich habe bei meinen Bastarten solchen vermehrten Wachsthum nicht bemerkt, wohl aber, daß die Kinder ungleich eher blüheten als die Eltern. Bastartnelken von Garten- und Bartnelken hatten schon Knospen, welche aufbrechen wolten, ehe die Vater- und Mutterpflanzen solche zeigten. Der große Linnee könte hier

l) Linn. sp. pl. p. 866. n. 1.
m) Systema vegetab. p. 470.
Murray Stirp. Götting. p. 62.
n) Linn. sp. pl. p. 866. n. 3.
o) Linn. sp. pl. p. 252. n. 4.

hier zurecht helfen: er lehret, daß schwächere Pflanzen eher blühen als starke und frechwachsende, er erkläret es also: das Mark der Pflanzen wird von dem rindigen Ueberzuge eingeschlossen, wo nun überflüßige Nahrung und Stärke ist, da hindert der Ueberzug, daß das Mark nicht durchbrechen und sich in Blumen und Früchte körnen kan, einen schwächern Ueberzug überwindet und durchbohret es eher p). Bäume in magerer Erde und im engen Kübel blühen eher und stärker; es giebt Birnbäume von frechem Wuchse, welche nie eine Blüte zeigen.

Durch fortgesetzte Versuche bin ich vielleicht im Stande, etwas gewissers über die Schwächung der Gewächse bei der Befruchtung zu sagen: ich gedenke Pflanzen, die aus dem bestäubten Kopfkohle gefallen und dem Schalkkohl gleich geworden, sind abermal mit eben den Vaterpflanzen zu bestäuben. An einer Pflanze des gewöhnlichen Kopfkohls werde ich den Blumen die Kolben nehmen, und sie unbestäubt stehen lassen, an einer dritten Pflanze des Kopfkohls werde ich die Staubkolben nehmen, und sie mit dem Staube einer andern Kopfkohlpflanze befruchten. Ich glaube, der Erfolg müsse die Sache entscheiden.

Solte es seine Richtigkeit haben, daß die frühere Befruchtung und das Abreißen der Kolben eine Schwäche der künftigen Pflanze verursache; so würde solche Befruchtung bei den Nelken nicht zu wählen seyn, wenn man auf die Verschönerung bedacht ist, das Uebel würde sich vorzüglich in der Mattigkeit der Farben zeigen, wie auch einige angeführte Proben dies vermuthen lassen.

Ich komme nunmehr zum zweiten Wege der Befruchtung, solche geschieht zu der Zeit, wenn die natürliche eintrit. Nun sind die Befruchtungstheile ausgewachsen und vollkommen. Dies ist der von der Natur selbst festgesetzte Zeitpunkt, da dies Werk soll vollbracht werden. Ich lasse der natürlichen Befruchtung ihren Lauf, und hindere sie nicht durchs Abnehmen der Kolben, nur gebe ich acht, wenn solche sich öfnen wollen, damit ich alsdann den fremden Staub mit einmische. Komme ich einige Stunden später, so ist die erste Befruchtung durch den eigenen Staub schon geschehen, und diese wird ohne Zweifel der Kern derselben seyn, ich werde auf die Art sehr wenig von den Farben der gewählten Vaterpflanzen übertragen. Diese Bestäubung kan bei allen Nelken vorgenommen werden, die frühere aber nicht.

Hat man bei seinen Versuchen blos die Absicht, neue Schönheiten für seinen Garten zu erhalten, so muß man in der Auswahl der Nelken, die man bearbeiten will, sorgfältig seyn. Ohne solche Auswahl würde man seine Flor mehr verschlimmern als verschönern. Ein Grundsatz soll uns hier leiten: Bei der künstlichen Befruchtung, von welcher wir jetzt reden, richten sich die erzeugten Kinder halb nach der Vater- und halb nach der Mutterpflanze, die Farben sind demnach theils vom Vater, theils von der Mutter. Durch kleine Abweichungen lassen wir uns desto weniger irre machen, da wir wissen, wie sehr die Farben auch bei der natürlichen Befruchtung spielen. Ich bestäubte 1775 eine Nelke, sie hatte schneeweise Grundfarbe und hellrothe feine aber wenige Streifen, die Vaterpflanze war eine einfarbige aschgraue, ich sahe davon 50 Pflanzen in der Blüte, welche insgesamt einfarbig, schmutzig, kupferfarbig waren, sie stunden also zwischen ihren Aeltern mitteninne, nach obigem Gesetze mußte diese Farbe kommen. Wäre die Nelke durch ihren eigenen Staub befruchtet, nie würde sie sich in jener Farbe gezeigt haben. In der That ich hatte sie zweimal die vorhergehenden Jahre der natürlichen Befruchtung überlassen, und die jungen Nelken waren dem alten Stocke völlig gleich; die Illumination war nicht bleicher geworden, da das Werk der Befruchtung nicht gestöhret wurde. Ich bestäubte eine gelbe Nelke mit der aschgrauen, die jun-

p) Linnæi amœn. acad. Vol. VI. diss. 101. generatio ambigena, diss. 118. & 120. prolepsis plantarum.

jungen Nelken hatten aschgraue Flammen auf einem schmutzig gelben Grunde. Wenn ich die aschgraue Nelke sich selbst befruchten ließ, so waren die erhaltenen Nelken entweder aschgrau, oder von einer unangenehmen schmutzigen schwarzen Farbe. Ich bestäubte 1777 eine Nelke, welche einen reinen gelben Grund und einige dunkelrothe Streifen hatte mit der aschgrauen, von 40 Nelken aus 2 Capseln waren einige schmutzig roth, einige aschgrau, und andere schmutzig schwarz. Die Nelken aus einer Capsel haben fast einerlei Farbe und Zeichnung, denn die Saamen sind zu einer Zeit und von einerlei Staub befruchtet. Nun haben wir hier die Regel: einfarbige rothe und aschgraue sind so wenig zu Vater- als Mutternelken zu wählen, es wird nichts als schmutziges daraus fallen.

Ein schmutziger Grund macht die beste Nelke dem Liebhaber verwerflich, es werden demnach weder Vater- noch Mutterpflanzen von solchem Fehler genommen, er würde fortgepflanzet werden. Nelken von reinem Grunde werden gewählt, damit diese Eigenschaft bleibe, hier kan nichts Neues kommen, das Neue muß durchs Colorit erhalten werden, welches auf unzählige Art abwechselt, man wünschet mehr Farben, die gut gemischet sind und scharf ablaufen auf seinen jungen Nelken zu sehen. Nun wähle man aus seiner Samlung die schönsten zu den Saamennelken, hier ist allzeit mehr Hofnung als bei den schlechteren, je mehr schönes die Vaternelke hat, destomehr kan sie der Mutternelke mittheilen, wie im Gegentheil Fehler jener Nelke auf diese durch die Befruchtung kommen werden, zugleich wird das Eigene der Mutternelke bleiben. Ferner wähle man solche Nelken, bei welchen der Abstand der Farben groß ist. Hat die Mutternelke hellrothe Farben, so wird sie mit dem Staube von dunkelrothen Nelken bestäubt. Ich bestäubte eine Nelke, solche hatte einen reinen gelben Grund und viel hellrothe feine Streifen, die Vaternelke hatte gleichen Grund dunkelrothe und aschgraue Streifen, ich erhielt 18 sehr übereinkommende Nelken, sie hatten insgesamt die Farben des Vaters angenommen, die schönste zeigte einige Streifen der Mutterpflanze, sie hatte das dunkelroth der Vaternelke, aschgraue Streifen, und etwas desselben war auf jedem Blatte in einen schwarzen Strich verwandelt worden. Ich bestäubte eine Nelke von vielen hellrothen Streifen, die Vaterpflanze hatte ein gut geordnetes dunkelrothes Colorit, an den Kindern war das zweifache roth auf eine angenehme Art gemischet. Die natürliche Befruchtung wird nicht leicht solche Zeichnung geben. Diese einfachen Versuche lassen es sehen, wie die Farben bei dieser Art der Befruchtung übergehen; dies würde nicht so deutlich zu sehen seyn, wenn ein von vielen in Farben abweichenden Nelken gesamleter und vermischeter Staub aufgetragen wird. Wenn ich die Bestäubung auf diese letzte Art eingerichtet, so ordnete ich die Saamennelken in 2 Haufen, ins eine Glied gehören die dunkel- und ins andere die hellfarbichten. Von Nelken von jedem Haufen wird der Staub, wie er zeitig ist, gesamlet, und auf die Blumen des zweiten Haufen wie sie aufbrechen, aufgetragen. Ich habe von solchen geordneten Nelken zweimal eine zahlreiche Familie erhalten, bei welcher eine große Mannigfaltigkeit und sonderbare Mischungen waren. Nicht selten waren 4 Farben unter einander zerstreuet hingeworfen. Meine Versuche haben mich aber auch gelehret, daß die sorgfältigste Bestäubung oft nichts giebt, es ist glaublich, daß eine Nelke nicht jeden Staub von ihres gleichen annehme, welches auch den Unterscheid der Farben des Saamenstaubes vermuthen läßt, ferner kan die rechte Zeit der Befruchtung sehr leicht verfehlet werden. Auch können die Insekten die Nelken eher zu ihrer Verschlimmerung als Verschönerung befruchten, sie wälzen sich in dem Staube einer Blume herum, und verfügen sich damit zu einer andern.

J. F. Kloß, Pastor.

# Hannoverisches Magazin.

5tes Stück.

Montag, den 15ten Januar 1781.


## Zur Beantwortung der Anfrage im 82ten Stück des Magazins, vom Jahre 1780. die kalten Winter und darauf erfolgten Theurungen. Ein Beitrag zur Wettererforschung.

Diese Anfrage erinnerte mich, daß ich irgend ein Verzeichniß von kalten Wintern besäße, das ich vielleicht vor zwanzig Jahren, einmal mit flüchtigen Augen und ohne Absicht durchgesehen hatte. Die Art der Anfrage machte mich aufmerksam, und besonders der Umstand von der periodischen Zurückkehr solcher Jahre, recht begierig, mein Verzeichniß aufzusuchen und die angegebnen Jahre zu vergleichen, denn ich gestehe, daß es ein Lieblingsgedanke bei mir ist, daß, wie die Bewegung der Weltkörper an unwandelbaren Gesetzen gebunden ist, es also die Veränderungen und Würkungen in den Elementen und Witterungen auch sind, und daß das, was wir von diesen Gesetzen noch nicht verstehen, vielleicht die Menschen, die im Jahre 1880 leben, besser einsehen werden. Ich suchte also nach, und fand das Verzeichniß in einem Bande unterschiedlicher kleinen Schriften, worunter die, worin es stehet, den Titel hat: Kurze zufällige und vermischte Gedanken über den heftigen Schnee- und Frostwinter 1740, Tübingen 1740. Der Verfasser hat nicht beliebt, sich zu nennen; er führet aber verschiedene Schriftsteller an, aus denen er sein Verzeichniß genommen, und die für die Richtigkeit desselben bürgen.

Das Verzeichniß selbst fängt sich mit dem Jahre 443 an, und gehet bis 1740, in welchem Zeitraume eine gar große Anzahl kalter Winter gewesen sind, und die daher in einem so engen Raume freilich nicht umständlich haben können beschrieben werden.

Ich will die verzeichneten Jahre derselben nach den Jahrhunderten eintheilen, um dadurch die Gelegenheit zu Anmerkungen zu erleichtern.

In dem fünften Jahrhundert ist nur der Winter von 443 bemerkt, in welchem sehr großer Schnee gefallen, der ganzer sechs Monate gelegen. Auf diesen Winter sind große Theurung und Pestilenz erfolget.

In dem sechsten Jahrhundert findet

det sich kein außerordentlich kalter Winter verzeichnet, auch keine theuren Jahre, vermuthlich weil keine Nachrichten davon aufbehalten sind.

Das siebente Jahrhundert hat sich mit einem heftigen Winter angefangen, da der Frost bis Pfingsten gedauret, wornach Theurung und Pestilenz erfolget sind.

Im achten Jahrhundert sind fünf strenge Winter bemerket, als 717, der vornemlich bei Constantinopel so hart gewesen ist, daß viele tausend Saracenen dadurch zu Grunde gegangen, und ist der Winter von 1778, diesem darin ähnlich gewesen, daß er in derselben Gegend auch sehr heftig war.

719, im welchem viel tausend Menschen und Vieh erfroren, und große Hungersnoth darauf erfolget ist.

743, nach welchem große Dürre und Theurung erfolget.

763, in welchem das schwarze Meer überfroren; das Eis soll dreißig Schuh dick gewesen seyn, und der Schnee funfzehn Schuh hoch darauf gelegen haben. Die Sale ist ganz ausgefroren. In dem darauf folgenden Sommer sind die schrecklichsten Donnerwetter gewesen und große Dürre.

799, da das Eis funfzig Schuh dick soll gewesen seyn, ob Theurung darauf erfolgt, wird nicht gemeldet.

Im neunten Jahrhundert sind sechs strenger Winter gedacht, als von dem Jahre

821, in welchem die größten Flüsse in Deutschland und Frankreich so hart gefroren gewesen, daß man einen ganzen Monat mit beladenen Wagen darüber fahren können; ob Theurung darauf erfolget, ist nicht angezeiget.

824, in welchem von Mauritius an über 29 Wochen ein großer Schnee gelegen, und eine Menge Menschen und Vieh erfroren. Nach diesem Winter sind große Wasserfluthen erfolget.

832, der so heftig gewesen, daß den Pferden die Hufe abgefroren. Hier finde ich zum ersten male den Zwischenraum von 31 Jahren, denn

863 ist wieder ein harter Winter gewesen.

875, der so hart gewesen, daß Niemand selbiger Zeit desgleichen gedenken können. Der Schnee und Kälte fingen um Allerheiligen an, und währeten bis Georgitag. Diesem folgete die größte Theurung, Hungersnoth und Pestilenz, dadurch fast Zweidritheil der Menschen aufgerieben sind.

881 war ein solcher langer strenger Winter, daß alles Futter aufging, und das Vieh häufig starb. Die Menschen bekamen allerlei besondere Husten, Flüsse und andere Krankheiten, daran sie häufig starben.

Im zehnten Jahrhundert sind wieder fünf strenge Winter angezeiget, als:

913, in welchem man am Tage einen Stern gesehen.

928, in welchem die grössesten und stärkesten Bäume erfroren, und sollen über sechszig Schnee gefallen seyn.

943, ist sehr heftig gewesen, und 30 Jahr nach dem ersten in diesem Jahrhundert.

976,

976, darin es am Servatii Tage noch geschneiet.

994, der von Allerheiligen bis den 14ten Mai gedauret. Wilhelmi in seiner Historie sagt, daß die Ströme bis in den Julius zugefroren gewesen, und alle Fische gestorben sind. Worauf große Dürre, Theurung und Pestilenz gefolget sind.

Im eilften Jahrhundert sind sieben harte Winter gewesen, als:

1011 und 1014 nach welchem letztern ein großer Wolkenbruch erfolget, wodurch viel tausend Menschen ersoffen.

1020, in welchem viele Menschen erfroren, und Theurung und Pestilenz darauf erfolget sind.

1057, nach welchem großer Brodtmangel erfolget.

1063, worin mitten im April in vier Tagen wegen des grausamen Schnees und der mit Wind vermischten kalten Witterung viele Vögel und Vieh, auch Bäume und Weinberge erfroren sind.

1075, worin die Früchte verderbet, die Mühlen eingefroren, und großer Brodtmangel erfolget ist, und haben Dürre und Ungewitter großen Schaden gethan.

1076, in welchem der Rhein von Martini an bis den 1ten April so übergefroren gewesen, daß man darüber reisen können, auch an den meisten Orten die Reben verfroren sind.

Im zwölften Jahrhundert sind wieder sieben strenge und langwierige Winter gewesen, als:

1107, welcher nach dem letztern wieder nach einem Zeitraum von 31 Jahren erfolget ist. Hunger und Pest züchtigten hernach die Deutschen.

1124, worin viele Reisende erfroren sind. Die Vögel sind aus der Luft todt herab gefallen. Alles Getreide, Weinstöcke, ja gar die Fische im Wasser sind erfroren. Das Eis ist noch zu Pfingsten dicke und sehr hart gewesen. Der Erfolg war eine Pest, so von den verfaulten vielen Aasen entstanden seyn soll.

1127, in welchem am Pfingstfeste ein großer Schnee gefallen, die Vögel in der Luft erfroren sind, oder für Hunger einander erwürget haben. Darauf ist Hungersnoth und Pestilenz gefolget.

1144, der früh angefangen, und bis Ostern gewähret.

1148, der ohne Schnee gewesen, und worin alles Getreide auf den Feldern erfroren, auch das Vieh in den Ställen, und worauf große Theurung gefolget.

1150, ist der böse Winter genannt, darin die Vögel in der Luft und die Bienen erfroren, und darauf Theurung und Sterben erfolget.

1155, ist 31 Jahr nach dem Winter von 1124, der von Michaelis an bis Walpurgis gewähret, in welchem die heftigsten Sturmwinde Bäume und Häuser eingerissen haben, im Sommer folgten schwere Donnerwetter unh pestilenzische Krankheiten.

Das übrige halbe Jahrhundert ist ohne strengen Winter verflossen.

Im dreizehnten Jahrhundert sind nur fünf strenge Winter gewesen, als:

1205, der bis über die Hälfte des Merzmonats gedauret.

1210, worin die Winterfrüchte und Weinstöcke erfroren, und große Theurung erfolget ist.

1234, in welchem die Leute in den Betten erfroren sind, und die Mühlen unbrauchbar geworden, der Wein ist in den besten Kellern eingefroren, und große Hungersnoth entstanden. Auf dem Po hat man von Venedig bis Cremona mit beladenen Wagen fahren können; und den Wein hat man in Eisstücken Pfundweise verkauft.

1250, in welchem sehr tiefer Schnee lange gelegen, die Kälte ist grimmig gewesen, die Sturmwinde heftig, darauf groß Gewässer erfolget.

1296, in welchem das Meer überfroren, daß Leute von Siagen bis nach Norwegen über das Eis passiret sind.

Im vierzehnten Jahrhundert sind nur vier strenge Winter gewesen, als:

1310, in welchem Korn und Wein erfroren, und in dem darauf folgenden nassen Sommer alle Feldfrüchte verdorben sind, und Theurung gewesen ist.

Im Jahre 1314 ist große Theurung gewesen.

1323, in welchem man von Lübeck bis Danzig und Königsberg über das Meer zu Fuße gehen können, und sind auf dem Eise unterschiedliche Herbergen angelegt gewesen.

1363, der sehr hart und langwierig gewesen, daß das Futter für das Vieh so aufgegangen ist, daß man das Stroh von den Dächern füttern müssen.

1399, in welchem man wieder über das Meer zu Fuße gehen können. Auch hat man sich der Wölfe fast nicht erwehren können, die viel Vieh und Menschen zerrissen haben.

In dem funfzehnten Jahrhundert sind dagegen neun strenge Winter gewesen, nemlich im Jahre

1407, in welchem der Frost von Martini an bis Lichtmessen gar strenge gewesen, und große Noth verursachet hat. Als was besonders wird angemerket, daß die Brunnen gerauchet haben wie die Mäuler. Der vorhergehende Sommer ist naß gewesen, und nach dem Winter ist Theurung und Hungersnoth erfolget, und sind viel tausend Menschen hinweg geraffet worden.

1423, in welchem das baltische Meer so hart übergefroren, daß man aus dem Mecklenburgischen nach Dännemark zu Fuße hat reisen können.

1429 und 1430, und demnach wieder 31 Jahr seit dem harten Winter vom Jahre 1399, und darin sind der Wein und zum Theil die Feldfrüchte erfroren, und der darauf folgende nasse Sommer hat vieles verderbet, daß der Preis sehr hoch gestiegen ist; so, daß 4 Jahre zuvor der Scheffel Dünkel 5 Kreuzer gegolten, derselbe in diesem Jahre aber auf 1 Gulden 32 Kreuzer gestiegen ist, mithin ist er 18 mal theurer geworden.

1433, in welchem es vierzig Tage nach einander geschneiet, daß ganze Dör-

Dörfer mit Schnee bedecket geworden, wodurch fast alles Wild in den Wäldern zu Grunde gegangen und viel Getreide verfroren ist.

1435, in welchem viele Leute, und der Rocken ganz verfroren ist.

1441, in welchem vor und nach Weihnachten sieben und dreißig Schnee auf einander gefallen, ehe einer aufging, und haben vierzehn Wochen gelegen. Der Schnee war so tief und der Frost so groß, daß man nicht von einem Orte zum andern hat reisen können. Die Mühlen sind eingefroren, und deswegen großer Brodtmangel gewesen.

1443, worin es bei Zeiten angefangen zu schneien, und sechs und dreißig Schnee nach einander gefallen sind. Es erfror Wein und Korn, wie auch die Vögel in der Luft und in den Nestern; darauf ist eine schnelle Theurung erfolget. Dieser Winter ist nach Ostern erst wieder recht angegangen, und hat gewähret bis zu Ende des Aprils. Nachher ist langes Regenwetter erfolget.

1490, in welchem man auf dem adriatischen Meere gehen, reiten und fahren können, welches daselbst als was wundersames anzusehen gewesen. In Sachsen sind alle Flüsse und Bäche zugefroren, und die Brunnen sind ganz ausgefroren, daher denn ein grosser Mangel an Trank entstanden ist, so daß die Leute weit umher in der Ferne Brunnen gesucht und das Eis aufgehauen haben. Das reine Eis ist Stückweise ausgewogen und verkauft. Es ist darauf ein später Jahrgang erfolget, und Früchte und Obst sind nicht wohl gerathen.

1498, welcher vornemlich deswegen merkwürdig ist, weil er den Türken so nachtheilig gewesen, denn 70,000 Mann derselben, die durch die Wallachei in Reussen eingefallen und großen Schaden gethan haben, sind von Schnee und Kälte überfallen worden, daß 40,000 davon im Schnee umgekommen sind; die andern aber sind auf der Rückreise von den Wallachen, Moldauern und Polacken also zugerichtet worden, daß kaum 5000 davon wieder zurück gekommen seyn sollen.

In dem sechszehnten Jahrhundert sind wieder neun strenge Winter angemerket, als im Jahre

1503, der sehr heftig soll gewesen seyn.

1524, in welchem den Türken in ihrer Armee an der Donau über 10,000 Mann und viele Pferde erfroren sind. Viele tausend Soldaten haben den Gebrauch ihrer Glieder verloren, daß ihrer mehrere dadurch umgekommen sind, als in einer Schlacht.

1539, darin Menschen, Vieh und Vögel in der Luft erfroren sind, so daß man Tauben, Sperlinge und andere Vögel todt auf den Gassen gefunden hat. Das darauf erfolgte schnelle Thauwetter hat große Wasserfluthen verursachet, und die Ersäufung vieler Menschen und Viehes.

Bemerkens werth ist es, daß dieser Winter gerade 200 Jahre vor dem kalten Winter im Jahre 1739

und 1740, gewesen ist, nach welchem ebenfalls große Wasserfluthen erfolget sind.

1548, in welchem ungewöhnlich tiefer Schnee gefallen ist, der lange Zeit gelegen und großen Schaden verursachet hat.

1553, nach welchem ein mäßiger Sommer, eine feine Ernte und ziemlicher Herbst und Wein erfolget ist.

1570 bis 1571, in welchem die Wölfe für Hunger die Reisenden angegriffen haben. In dem darauf folgenden Sommer waren viele Donnerwetter, Stürme und Wasserfluthen, wodurch vieles verderbet wurde, und man es das elende Jahr genennet hat. Der folgende Winter ist wieder so strenge gewesen, daß der Wein bei der Haltung des Abendmahls im Kelche gefroren.

Hier ist abermals der Zwischenraum von 31 Jahren seit 1539, zu bemerken, und daß ebenfalls 200 Jahr hernach ein strenger Winter gewesen.

Es wird um gemeldetes Jahr einer siebenjährigen Theurung gedacht, die in dem Jahre sehr hoch gestiegen seyn soll, und die große Theurung genennet worden ist. Im Würtenbergischen hat der Scheffel Kernen, (vermuthlich Weizen,) 12 bis 13 Gulden, der Scheffel Rokken 10 Gulden, der Scheffel Gerste 8 Gulden, Haber 3 bis 4 Gulden, Erbsen 9 Gulden, Hirse 20 Gulden, Linsen 10 Gulden, ein Centner Schmalz 17 Gulden gegolten, und ist große Hungersnoth gewesen.

1580, in welchem der Winter erst um Georgi härter als zuvor eingefallen ist, da ungewöhnlicher Frost und Schnee gewesen. Die Früchte und Weinstöcke sind dadurch verderbet worden, und weil der Schnee lange gelegen, ist harte Theurung darauf erfolget. Bald darauf kamen Hagelwetter, und gegen den Herbst hat sich eine Seuche ereignet, in welcher die Leute mit Heiserkeit und Wunden im Halse angegriffen worden und in wenig Tagen gestorben, besonders diejenigen, welche zur Ader gelassen hatten. Wilhelmi führet an, daß eine Pest gewesen, an welcher zu Rom 40,000 Menschen gestorben sind, zu Lübeck 8000; und starben die am ersten, welche Medicin gebrauchten.

Wenn nach 200 Jahren die Rückkehr der Jahre wäre, so hätten wir in diesem Frühlinge eine ähnliche Witterung haben müssen, welche aber nicht erfolget ist, oder wir haben sie bei Endigung dieses Winters noch zu erwarten.

1598, der lange gedauert, und auf welchen die betrübtesten Wasserfluthen und Hagelwetter gefolget sind, daß viele Menschen und Vieh zu Grunde gegangen sind.

In dem siebenzehnten Jahrhundert sind zehn strenge und lange Winter angemerket, als im Jahre

1601, in welchem man 16,000 Menschen gezählet haben soll, die erfroren sind, darunter eine große Menge

ge Menge von den italiänischen Völkern gewesen, die 10,000 Mann stark die Festung Canitscha in Ungarn belagert hatten, so daß die übrigen abziehen und ihre Ammunition im Stiche lassen müssen. In Liefland sollen damals gegen die 40,000 Menschen zu Grunde gegangen seyn für Hunger und Kälte.

Hier ist die zweite Fortschreitung durch 31 Jahren von solchen heftigen Wintern, der erste 1539, der zweite 1570, und dieser 1601 der dritte, von der dritten Fortschreitung findet sich keine Spur.

So wie schon einige mal die Witterung nach Verlauf von 200 Jahren ähnlich befunden worden ist, besonders in den bemerkten Stuffenjahren; so mögte zu befürchten seyn, daß der Winter von 1801 bis 1802 strenge werden mögte.

Zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts 1399 bis 1400, und zu Anfange des siebenzehnten sind strenge Winter gewesen, daher wahrscheinlich das neunzehnte Jahrhundert mit ähnlicher Witterung anfangen dürfte.

1606, in welchem vor Weihnachten unerhört tiefer Schnee gefallen ist, worauf solche Kälte gefolget, daß viele Menschen und Vieh erfroren, und mahlens halber an vielen Orten große Noth gewesen ist; es scheint aber, als ob er nicht gar lange angehalten habe.

1611, der gar lange gedauert, und in welchem viele Menschen im Schnee erstickt sind. Im Mai verderbete ein harter Frost die Blüten und den Weinstock, der Frühling war dürre und trocken, und sind Theurung und Sterben erfolget; besonders hat die Bräune grassirt. Im Herbst sind viele Mäuse gewesen, welche die Wintersaat sehr verderbet haben. Man hat dieses Jahr in diesem Spruche aufbehalten: Herr erbarMe DICh Veber Vns.

Dieses Jahr ist das ein und dreißigste nach 1580.

1612, in welchem über sechzig Schnee auf einander gefallen, und an etlichen Orten die Häuser ganz eingeschneiet gewesen. Das Wild ist in den Wäldern erfroren stehend gefunden worden. Die Wintersaat verderbt, so daß man die Aecker umpflügen und Gerste hineinsäen müssen. Die Theurung des vorhergehenden Jahrs ist in diesem noch gestiegen. Doch ist im Würtembergischen nach der Ernte der Scheffel Kernen wieder auf neun Gulden herunter gekommen, der vorher zwölf Gulden gegolten hat.

1616, worin sechs und zwanzig Schnee auf einander gefallen sind, und eine erschreckliche Kälte verursacht haben, wodurch viele Leute umgekommen sind, und man Reisende aufrecht stehend todt gefunden hat; ja es sind den Menschen zum Theil die Finger, oder Nasen und Ohren abgefroren.

1624, in welchem wieder sechzig Schnee gewesen, und hat um Advent angefangen und bis vierzehn Tage vor Ostern gewährt, wo die Kälte etwas nachgelassen; aber von Charfreitage bis Ostern, hat es wieder Schuh hoch ge-

geschneiet, und ist so kalt wie um Weihnachten gewesen, welches sich aber bald darnach geleget.

1658, in welchem das baltische Meer übergefroren gewesen, und sich der König in Schweden Carl Gustav dessen bedienet, eine Armee mit Wagen und Artillerie darüber vor Coppenhagen zu führen. Dieser Winter hat von Martini bis im Merz gedauert, und sind Füchse und Hasen nebst den Vögeln in den Wäldern erfroren.

1665, der auch schon um Martini angefangen und bis in den Merz sehr heftig gedauert hat. Der Wein ist in den Kellern gefroren, auch in solchen wo es vordem fast nie geschehen, und ist an einigen Orten Stückweise verkauft worden. Als was besonders von diesem Winter wird erzählt, daß zu Madrit des niederländischen Abgesandten Bedienten auf Schlittschuhen gelaufen, zur großen Bewunderung von allen hohen und niedern Zuschauern, die dergleichen vorhin niemals gesehen hatten.

1670, worin das baltische Meer wieder so hart und stark überfroren, daß man von Lübeck aus bis Coppenhagen mit Schlitten hat fahren können. Auch sind die Wölfe vor Frost und Hunger ganz wüthend geworden, daß sie viele Menschen niedergerissen und aufgefressen haben. 1680 ist auch ein heftiger Frost gewesen, der aber nicht lange angehalten, sondern den 8ten Jan. des folgenden Jahrs aufgehört hat. Der bekante große Comet hat dieses Jahr vielleicht merkwürdiger gemacht als der kalte Winter.

1684, in welchem einer der strengsten Winter gewesen ist. Er hat mit dem 15ten November des vorhergehenden Jahrs angefangen, und bis Ostern gedauert, und ist ein allgemeiner heftiger Winter gewesen, der sich fast über ganz Europa erstreckt hat. Die kalten Winter von 1680, imgleichen von 1658, und viele andere vorhergegangene, hat er sehr übertroffen, so daß man seines gleichen seit 1503 an vielen Orten, besonders in Italien, nicht soll gehabt haben. Zu Livorno hat man mit Schlittschuhen auf dem Eise laufen, und von Venedig aus mit Schlitten auf dem Eise über die Lacunen bis nach Mestro fahren können. Auf diesen Winter ist ein ungemeiner heißer Sommer gefolget.

Dieser ist vermuthlich der Winter, von dem der 1687 geborne Mann hat erzählen hören, daß er kurz vor seiner Geburt gewesen, denn der von 1680 ist eben nicht von Dauer gewesen, und ohnedem auch weiter zurück.

Der Schluß folgt künftig.

---

Hannoverisches Magazin.

6tes Stück.

Freitag, den 19ten Januar 1781.

## Zur Beantwortung der Anfrage im 82ten Stück des Magazins vom Jahre 1780. die kalten Winter und darauf erfolgten Theurungen betreffend. Ein Beitrag zur Wettererforschung.

(Schluß.)

In dem achtzehnten Jahrhundert sind bis jetzt nur vier strenge Winter angemerket, von welchen gemeiniglich nur drei genennet werden, wenn davon geredet wird, als in dem Jahre

1709, der einer der heftigsten Winter, und fast in ganz Europa allgemein gewesen ist. Nach lang angehaltenem beständigem Regenwetter ist die Kälte den 6ten Januar mit vielem Schnee eingefallen, und hat in der größten Strenge zwei Monate gewähret, so daß die ältesten Personen sich nicht erinnern können, dergleichen Witterung erlebt zu haben. Es sind nicht nur die Flüsse und Seen, sondern auch die Meerenge zugefroren gewesen. Es sind in demselben viele tausend Menschen erfroren; deren in der Stadt und Erzbisthum Paris allein gegen die 20,000 gerechnet worden sind. Die Hunde sind vor Kälte rasend geworden, eine große Menge Wild ist erfroren, und die Wölfe haben großen Schaden gethan. Zu Constantinopel und im Orient soll dieser Winter sehr gelinde, und kein Schnee und Eis zu spüren gewesen seyn.

1729, der auch lang und hart gewesen ist, und vor welchem ziemlich harte und fast allgemeine Erdbeben vorher gegangen sind. Dieser Winter kömt gemeiniglich nicht mit in Rechnung.

1739 und 1740, in welchem die Kälte von Martini angefangen, bis im April gedauert, und in ganz Europa allgemein empfunden worden ist, und ist die Kälte gegen den Ausgang am heftigsten gewesen. Das baltische Meer ist wieder so hart überfroren gewesen als 1659, da eine Armee darüber marschiret ist. Die Wölfe und Bären haben großen Schaden gethan und viele Reisende zerrissen und aufgefressen. In Holland ist die Zuydersee überfroren gewesen, und in Amsterdam sind etliche steinerne Schleusen und Brücken zerborsten, und viele Leute sind auf den Gassen erfroren. Als ganz was beson-

ders von diesem Winter wird erzählet, daß viele Wettergläser zersprungen seyn sollen. Die Folgen dieses Winters sind Ueberschwemmungen und Theurung gewesen.

1771, in welchem der strengste Winter erst mit dem Neuenjahre angefangen, im Merz sehr hoher Schnee gelegen, und es heftig gefroren hat. Die Folgen davon sind noch in jedermanns Andenken, insonderheit gab es viel Mutterkorn, und folgte eine Theurung, die die von 1740 noch übertroffen hat.

Im Jahr 1776 war in den Monaten Januar und Februar heftiger Frost, wo mein Reaumursches Thermometer einige male unter den darauf bemerkten Grad der Kälte von 1740 gefallen ist.

Ob nun aus diesen gesammelten Nachrichten werden festgesetzte Regeln, von künftigen Jahrgängen, abzuleiten seyn, kan und mag ich nicht entscheiden, sondern will dies dem Urtheile solcher Männer überlassen, die mehr Einsicht und Muße dazu haben. Einige Muthmassungen habe ich bereits gewaget, welche vielleicht einigen Anlaß zu mehrern geben können. Was ich sonst noch ausser diesen bemerket habe, will ich kürzlich anzeigen. Wenn man immer zwei Jahrhunderte als einen Kreislauf der Witterungen zusammen nimt; so findet man in selbigen 12 und höchstens 13 strenge Winter, und 6 bis 7 Theurungen, ich setze voraus, daß die Theurungen in meinem Verzeichniß allemal mit angegeben worden sind, welches sich nicht so ganz gewiß sagen läßt. Daraus fließt, daß wenn in einem Jahrhundert viele heftige Winter sind, in dem andern desto wenigere kommen, zum Beispiel im 12ten 7, im 13ten 5, im 14ten sind 4, im 15ten 9, aber im 16ten und 17ten Jahrhundert ist schon wieder eine Ausnahme. Will man das 17te und 18te Jahrhundert zusammen nehmen; so hätten wir in diesem keinen heftigen Winter mehr zu befürchten, weil im vorhergehenden ihrer 10, und in diesem schon 3 bis 4 gewesen sind. Wolte Jemand noch weitere Vergleichungen anstellen, so könte man untersuchen, welche Zahlen der Zwischenjahre zwischen heftigen Wintern öfterer oder seltener vorkommen. Hierbei aber mögte zu wünschen seyn, daß die verzeichneten Winter noch genauer nach den Graden ihrer Strenge, Dauer und Folgen beschrieben, und zwei auf einander folgende gar strenge, die etwa dazwischen fallen von weniger strengen unterschieden würden. Die beschriebenen Winter in dem Verzeichnisse sind zwar fast alle mit andern Ausdrücken vorgetragen, aber sie scheinen zu allgemein, als daß man sie sicher als unterscheidende Merkmale davon annehmen könte. Indeß wer Lust und Muße hat zu vergleichen, wird es wenigstens als ein Jahrregister brauchen können, um nach demselben in Chroniken und andern Nachrichten weiter nachzusuchen. Einige gedachter Zwischenzahlen anzuführen, so habe ich bemerket, daß von 1 bis 10, 3 und 5 ofte, 6 aber am meisten vorkommen, daß in so vielen Jahren kalte Winter unmittelbar auf einander gefolget sind. Von 11 bis 20,

kom-

kommen 15, 16 und 17 am öftersten vor, die andern nur 1 oder 2 mal, 19 aber gar nicht. Von 21 bis 30 kommen 21 und 22 zwei mal vor, daß kalte Winter erst nach so vielen Jahren auf einander gefolget sind. Der Zwischenraum von 31 Jahren Zeit zwischen zwei strengen Wintern, ist schon bemerkt Ob man nun aber wird hieraus gewisse Perioden von der Folge der strengen Winter ableiten können, so daß man, wie die Aerzte bei einiger Krankheit von gewissen Tagen sagen, schließen könne, nach einem harten Winter folget ein anderer nach 3 Jahren, ist das nicht, so komt er im 5ten, und noch wahrscheinlicher im 6ten; und ist dies ohne demselben überlebt, so sind wir so ziemlich sicher bis zum 15ten oder 16ten Jahre. Das 17te Jahr drohet uns noch mehr, und wenn dies davon befreiet hingegangen ist, so sind wir dafür außer Sorge bis zum 21ten oder 22ten Jahre; und bringet keines von diesen einen solchen Winter mit sich, so haben wir das 31te Jahr mit vieler Wahrscheinlichkeit zu fürchten. Gehet dieses auch hin, so mögte die Vermuthung auf das 46te und 50te Jahr fallen. Länger als 50 Jahre ist wohl die Erde niemals mit strengen Wintern verschont geblieben. Ob man so schliessen könne, wer wird das mit Zuverlässigkeit, oder nur mit ziemlichem Grade der Wahrscheinlichkeit sagen können. Das scheint auch zu folgen, daß je länger der folgende kalte Winter ausbleibt, um desto mehr noch folgende Jahre kan man von demselben befreiet vermuthen.

Man kan auch diese Folge aus dem Verzeichniß ziehen: Wenn im vorhergehenden Jahrhundert viele kalte und strenge Winter gewesen sind, die Theurung und andere Noth zu Folgen gehabt haben; so werden in dem folgenden um so weniger seyn, und so auch dieser Satz umgekehret: Wenn viele derselben in der ersten Hälfte eines Jahrhunderts sind, so sind ihrer desto weniger in der andern Hälfte, und so auch wiederum umgekehrt. Wenn ein strenger Winter unmittelbar auf den andern folget, oder auch über das zweite Jahr, so sind bisher 6 bis 7 Jahr vergangen, ehe wieder einer eingetreten ist. Diese Bemerkungen, die man mit einander verbinden, und noch andere mehr, die man aus dem Verzeichniß ziehen kan, mögen denen, die auf dergleichen Aufmerksamkeit wenden wollen, vielleicht einige gar wahrscheinliche Vermuthungen von den bevorstehenden Jahren an die Hand geben. Man hat ja in den mehrsten Wissenschaften mit Muthmassungen angefangen, und nach Wahrscheinlichkeiten ist man bis zur Gewißheit gekommen. Wer weiß jetzo zu sagen, was man vielleicht nach 100 oder 200 Jahren in diesem Fache wissen wird, besonders wenn die jetzigen Bemühungen darum fortgesetzet werden. Man wendet gemeiniglich den Spruch des Salomons: Der Mensch soll nicht wissen, was zukünftig ist, gegen solche Forschungen ein. Aber es scheint derselbe auf andere zufällige Schicksale eines jeden einzelnen Menschen vornemlich zu gehen, daß er als eine Einwen-

 dung

dung hiebei nicht wohl angeführet werden kan. Zudem hat ja Gott selbst zukünftige Theurungen offenbaret; und unser Heiland widerspricht es nicht, wenn die Pharisäer aus Anzeigen des heutigen Tages das Wetter des morgenden vorher sagten; ja er sagt sogar, es geschieht also. Auch könte man sagen: Es ist noch kein Jahr dem andern völlig gleich gewesen. Das ist auch die Meinung hiebei nicht, sondern man wird nur die Witterung, so zu sagen en gros, wissen wollen, und die mannigfaltigen Abänderungen, die Wind und andere Umstände veranlassen können, wird wohl Niemand zu wissen verlangen.

Zu den Regeln zu Wetterbeobachtungen, die vor kurzer Zeit in diesen Blättern bekant gemacht worden sind, will ich nur noch dieses anführen. Von einem erfahrnen Manne hörete ich in meiner Jugend sagen: Wenn die Kramsmetsvögel und Lerchen fett sind, so folget ein harter Winter. Die wenigen Erfahrungen, die ich davon habe machen können, haben diesen Satz zu bestätigen geschienen. Der Scherz aber, den man bei der Märtensgans gemeiniglich höret: Wir wollen sehen ob sie viel Frost im Brustknochen hat, scheinet hiebei nichts sagen zu wollen, weil Gänse aus verschiedenen Heimathen auch darin unterschieden sind, so, daß einige viel, andere gar wenig Frost zugleich anzeigen, und welcher soll man denn glauben? Die Zeit des Wegziehens der Schwalben scheinet auch Aufmerksamkeit zu verdienen.

Die Folgen strenger Winter sind auch nicht allemal gleich. Man hat sogar Beispiele, daß nach lange gelegenem Merzschnee, der nach vielen Erfahrungen dem Rocken wehe thut, dennoch recht fruchtbare Jahre erfolget sind; ein Beweiß, daß keine Regel ohne Ausnahme sey, aber deswegen doch Regel bleiben könne. Und je mehr Regeln zusammen treffen, desto sicherer die Folgerungen.

W. Ch. G. B.

---

## Etwas vom Geschmack.

Die Bildung des Geschmacks, sagt Sulzer, ist eine große Nationalangelegenheit. Von der Richtigkeit dieser Behauptung scheint man schon lange überzeugt gewesen zu seyn. Welch ein eifriges Bestreben unter Leuten aller Art, sich mit Geschmack zu kleiden, mit Geschmack verfertigte Schuhe zu besitzen, mit Geschmack frisirt zu seyn! Es scheint also etwas sehr überflüßiges zu seyn, die Verfeinerung desselben als ein wichtiges und nützliches Geschäft anzupreisen.

Entweder kante Sulzer den ganzen Werth der Zeiten nicht, worin wir jetzt leben, oder der große Mann dachte sich bei dem Worte Geschmack etwas edleres und höheres, als alle die, welche den rühmlichen Namen eines geschmackvollen Mannes so freigebig austheilen, ihn an so manchen verschwenden, der weiter nichts darum that, als Romane, Operetten und Comödien lesen. Dies hat durchaus einen nachtheiligen Einfluß auf unsere Lit-

Litteratur und viel andere Sachen. Alle die herrlichen Wirkungen, die man dem Geschmack zuschreibt, kan man nur von einem wahren und grossen Geschmack erwarten, und von dem redet Sulzer, der den Namen eines äußerst geschmackvollen Mannes durch ganz Deutschland sich erworben hat.

Ein scharfer Verstand, der die Gegenstände und ihre Eigenschaften vergleicht und abwiegt, ein feiner Witz, warme Einbildungskraft, eine zarte Empfindsamkeit des Herzens, die uns fähig macht, leicht und schnell gerührt zu werden, und äußerst feine Empfindungen müssen sich vereinigen, um den geschmackvollen Menschen zu bilden. Der Geschmack bleibt nur so lange ein richtiges Gefühl des Schönen, als er den unveränderlichen Regeln der Wahrheit angemessen ist. Erziehung thut erstaunlich viel. Vielleicht würde mancher der jezt so sehr verachteten Scholastiker ein treflicher Schriftsteller geworden seyn, wenn er in den glücklichern Zeiten des Perikles oder Augustus gelebt hätte. Ich will deswegen nicht behaupten, daß es Menschen von gänzlich falschem Geschmack gebe. Von einigen Sachen wenigstens werden sie sich, wie Gerard in seinem essay on taste bemerkt, richtige Begriffe machen, folglich auch etwas wenigstens, das wahrhaftig schön ist, richtig empfinden. Ueber gewisse Gegenstände sind die Menschen ziemlich einig. Ein majestätisches, langsam den Horizont herauf wandelndes Gewitter erfüllt den Franzosen, wie den Grönländer, mit einem Gefühl der Größe und Erhabenheit. Wen entzückt nicht jenes wunderschöne Gemisch von Farben im Bogen des Friedens!

Gleichwohl weichen die Begriffe einzelner Menschen und ganzer Nationen in Absicht der Schönheit sichtbarer Gegenstände, in sofern sie sich durch ihre Figur empfelen, oft gänzlich von einander ab, vorzüglich in Absicht der vollkomsten sichtbaren Schönheit, der menschlichen. Verschiedenes Maaß der Einbildungskraft, Zugesellung fremder Begriffe, Erziehung und mehrere, oft unerklärbare Ursachen, äußern dabei ihren unleugbaren Einfluß. Den Neuseeländer entzückt ein aufs scheußlichste tättowirtes Gesicht. Der Neuholländer steckt den Knochen eines Vogels durch die Nase, und hält wahrscheinlich diesen Schmuck für ausnehmend.

Ich übergehe das, was man von Regelmäßigkeit, richtigem Verhältniß und Einförmigkeit zu sagen pflegt, und bemerke nur noch in Absicht der leztern, daß der Künstler sie mit Mannigfaltigkeit zu verbinden suchen muß, so bald er merkt, daß die Aufmerksamkeit neue Lenkung bedarf. Das Auge ermüdet auf unermeßlichen Ebnen, wo ewiges Einerlei herrscht. Ordnung muß die Faßlichkeit des Ganzen erleichtern. Bei großen Gruppen, voll herrlicher Gegenstände, bemerkt der Zuschauer den Mangel der Ordnung nicht, sie gefallen durch ihre Größe.

Edle Einfalt komt dem zu, das blos durchs Wesentliche gefällt, und der gute Geschmack ergözt sich ausneh-

nehmend an ihr, wo sie sich auch findet. Sie entzückt in der Rotonda, wie im Charakter und Betragen Abrahams; im hohen Gesang der epischen Muse, wie im Schall der Hirtenflöte. Wer kan ohne Rührung im Homer den Abschied Hektors von seiner trauten Andromache, wer ohne Wehmuth die Klagen Ossians, am Ende des Gedichts Carthon lesen! In Gottes Werken herrscht edle Einfalt überall. Glückliche Nachahmung der Natur ist daher der sicherste Weg zur Unsterblichkeit. Wird der Künstler ihr ungetreu, oder ward er nie zu ihren Geheimnissen eingeweiht, so entstehen statt edler durch hohe Einfalt entzückenden Tempel, Gothische, mit unzähligen Schnirkeleien, mit ungeheuren Verzierungen, überladene Gebäude. Der Musiker, statt durch freien, edlen Gang zu gefallen, windet sich schwitzend durch unzählige Krümmungen schwerer Compositionen, um, statt einer lohnenden Thräne, dem erstaunten oder verdrießlichen Zuhörer das Geständniß auszupressen, daß er große Fertigkeit besitze.

Schönheit, im weitläuftigen Verstande des Worts, wird allen Dingen zugeschrieben, die uns gefallen. Auch ergözt unsern Geschmack alles das, was durch Hoheit und Größe Erstaunen, oder Bewunderung erweckt. Ihn ergözt der Anblick des brausenden Weltmeers, jener in Wolken gehüllten, in furchtbarer Majestät über einander gethürmten Felsen des Feuerlandes, der Anblick eines flammenden Lavastroms, der sich mit dem Krachen eines tausendfachen Donners ins Meer wirft, und es mächtig zurück scheucht. — Der Anblick des Himmels, wie ihn in der feierlichen Stunde der Mitternacht Brydone auf dem Gipfel des Aetna sah, ihn geschmückt sah mit unaussprechlich hell schimmernden Welten, indeß unter seinen Füßen der unermeßliche Abgrund brauste.

So wie aber nicht blos das sinnlich Schöne gefällt, so bringen auch Vorstellungen, die die Einbildungskraft und der Verstand erzeugen, ähnliche Wirkungen hervor. Der Gedanke, daß über die Milchstraße hinaus noch tausend andre seyn mögen, gefällt auch dem Geschmack. Durch öftern Anblick des Schönen, Angenehmen und Erhabnen wird der Geschmack genähret, verfeinert und der Vollkommenheit immer näher gebracht. Der wildeste Flug der Einbildungkraft sezt den in Erstaunen, der regelmäßige Erfindung und meisterhafte Ausführung nicht kennet. Der wilde Amerikaner geräth beim Klang der Leier in unaussprechliche Freude, weil noch kein Händel in seinen Wäldern aufstand. Wer sich an den feinen Witz des Terenz gewöhnt hat, kan sich über schmuzige Schwänke nur ärgern. Inzwischen wird auch selbst bei wirklich verfeinertem Geschmack der Wunsch und das Streben nach dem äußersten Grade der Schönheit immer feuriger. O, liebliche Ahndung der Unsterblichkeit! Das Gefühl des Schönen ist desto lebhafter, je größer die Ueberzeugung von Vollkommenheit, je mächtiger und glühender die Einbildungskraft, und je stärker unsre Empfindsamkeit ist.

Der

Der Geschmack hat tausend Schattirungen. Wenn er nur richtig und gut ist, so verdient er schon geschäzt zu werden. Aber glücklich ist der, welcher im vorzüglichen Verstande den Namen eines geschmackvollen Mannes verdient! Er hat eine unerschöpfliche Quelle reiner, unschuldiger und erhabner Freuden. Jeder Gegenstand der Kunst und der Natur bietet ihm Unterhaltung dar, und erweitert den Umfang seiner Kenntnisse, bereichert seine Einbildungskraft mit tausend anmuthigen Bildern, und verscheucht fürchterliche Langeweile und verzehrenden Gram. Er verbreitet auch einen gewissen Reiz, etwas gefallendes, übers ganze Leben des Menschen, der damit beseligt ist. Gemeinnüzige Kenntnisse werden in seinem Munde faßlich und kraftvoll und eindringender. Sein feines Gefühl für Ordnung und Harmonie wirkt in ihm Haß gegen Mißklang aller Art. Er verachtet gedehnten Wiz, alles Unnatürliche, all die unnüzen Subtilitäten, denen der Mann mit dem kleinen Geschmack unermüdet nachtrabt. Der Geschmack macht seine Seele für die Eindrücke des Guten und Edlen empfindlicher, indem er unmittelbar seine Sitten mildert und alle Rohigkeit verbannt. Er reizt ihn an, immer vertrauter mit der Natur zu werden, immer tiefer zu forschen, und dadurch seinen Geist zu erheben und für die Gesellschaft höherer Wesen vorzubereiten. Die Schönheiten der Natur liegen allenthalben enthüllt da! Allenthalben das Schauspiel der erstaunenswürdigen Größe des Weltgebäudes. Allenthalben, in den lieblichen Thälern Griechenlands, wie in Perus verbranten Wüsten, der Anblick des gestirnten Himmels. Zeigt uns nicht jeder Frühling die junge, im frischen Morgenthau gebadete, Rose, die süß duftende Nelke! Und so verhälts sichs auch mit den Werken der Kunst. Musik, Malerei, Bildhauerkunst, Baukunst, Dichtkunst, Beredsamkeit, veredelte, die Tugend nicht verwüstende, Schauspielkunst, welche Nahrung fürs Gefühl des Schönen! Wem wird nicht beim Graun'schen Tod Jesu das Herz bald von Wehmuth zerrissen, bald hoch über alle Sterne empor triumphirend gen Himmel getragen!

Gewährt aber der Geschmack so mannigfaltige, so reine und so nüzliche Freuden, so enthält das schon Grund genug, für die Ausbildung und Verfeinerung desselben zu sorgen. Oder, sollen sich etwa Geschöpfe Gottes nicht freuen?

Es giebt zwar Leute, die den Einfluß des Geschmacks auf die Sittlichkeit läugnen, oder wol gar nachtheilige Einflüsse besorgen, und es giebt nicht minder viele, denen man es einräumen muß, daß sie Geschmack von Tugend trenneten; aber diese moralischen Ungeheuer, diese Titanen im Laster, sind nur Ausnahme von der Regel, und das Zeugniß und herrliche Beispiel der ehrwürdigsten Männer, des Altertums und neuerer Zeiten, widerlegt jene Meinung hinlänglich. Wer kan Klopstocks Messias, wer Sulzers unsterbliches Werk lesen, ohne

ne zur frohen Ueberzeugung zu gelangen, daß der Geschmack seiner Natur nach Gottesfurcht und Tugend begünstige! Dir, Vater Klopstock, verdankt, nächst der Bibel, so mancher bessere Jüngling, so manches fromme Mädchen seine herrlichsten, seligsten Stunden. O, Kindererzieher, betrachtet die Religion als das Hauptaugenmerk eines gewissenhaften Menschenfreundes, als das einzige sichere Mittel, gute Menschen zu bilden, und den richtigen guten Geschmack, das feine Gefühl des Schönen, als ihren Helfer. Die Erfahrung wirds euch zeigen, daß die Seelen der Kinder, deren Gefühl des sinnlich Schönen verfeinert ist, auch fürs sittlich Schöne nicht unempfindlicher seyn werden. Vernunft, Geschmack, und was Hutcheson und Shaftesbury das sittliche Gefühl nennen, sind nach Sulzers Bemerkung ein und dasselbe Vermögen, auf verschiedene Gegenstände angewandt. Ich kan mich zwar nicht überzeugen, daß uns ein sittliches Gefühl angeboren werde; gleichwohl ists gewiß, daß die Kräfte unsers Geistes in genauer Verwandschaft stehen, und eben daraus schließe ich auf ihre gegenseitige Einwirkung.

Wer kans läugnen, daß der Zauber der Musik oder der Dichtkunst das Herz des unverderbten Jünglings der Freundschaft, dem Mitleid, jeder sanften Leidenschaft öfnet.

Aber, Jüngling, genieße auch die Freuden des Geschmacks vorsichtig und als ein Christ! Wache übers Herz, das uns so oft verrätherisch täuscht. — Wisse, daß die schönen Künste oft gemißbraucht wurden. Wie oft ward die Dichtkunst in der Hand eines gewissenlosen Meisters ein Dolch, der die ungewarnte Unschuld tödtlich, ach, tödtlich verwundete. Schändliche Gemälde erregten in der Seele des Jünglings nicht selten einen so tobenden Aufruhr der Begierden, daß das Geschrei des Gewissens nicht mehr gehört ward. Freilich beweiset dies weiter nichts, als daß dem Künstler gerade das mangelte, was uns über Thiere erhebt — Aehnlichkeit mit Gott! Wehe dem Künstler, der das schöne Geschenk des Himmels zur Vernichtung der Begriffe von Wohlanständigkeit und Tugend, zum größten Schaden der Welt mißbrauchte! Wehe dem Gewissenlosen, der mit dem süßesten Labetrunk Gift vermischt, und dem unerfahrnen Mädchen aus vollen Bechern den Tod darreicht, häusliche Freuden, wie ein Teufel, kalt verjagt, und unterm Wehklagen der Unglücklichen Kränze sich windet! O, daß die Kränze, wie ein Todtenkranz, vermoderten!

Kurz, die schönen Künste sind in der Hand des Menschenfreundes ein kräftiges Mittel, zu ermuntern den Betrübten, zu stärken den Traurigen, zu verschönern das Leben denkender Geschöpfe. — In der Hand des Menschenfeindes, eine Fackel der Zwietracht, eine Losung zur Ausübung schrecklicher Thaten, eine Lockung zu wilden Jubelgesängen, worauf Winseln und Angstgeschrei folgt, ein Dolch, der Geister würgt, daß ihre Brüder, die Engel im Himmel, weinen!

G. Kuhls.

# Hannoverisches Magazin.

## 7tes Stück.

Montag, den 22ten Januar 1781.


## Thucydides Beschreibung der Pest zu Athen.

Mit dem Anfange des nächsten Sommers, ward das atheniensische Gebiet von den Peloponnesern und derselben Bundesgenossen, abermals wie vorhin in zwei Haufen, mit Krieg überzogen a). Archidamus, König von Lacedämon, ein Sohn des Zeuxidamus, führte dieselben an, und verwüstete, indem er ein Standlager aufschlagen ließ, das ganze Land. Kaum aber hatte derselbe mit seinem Heere einige Tage das feindliche Gebiet betreten, da unter den Atheniensern zuerst die Pest ausbrach. Zwar hatte diese schon vorher an verschiedenen Orten, in Lemnos und in andern Gegenden gewüthet, indeß findet sich nicht, daß sie irgendwo so stark um sich gegriffen, und eine solche Menge Menschen hingerast, als hier. Es waren anfangs nicht einmal Aerzte da sie zu heilen, weil sie sie nicht kanten, ja diese starben selbst am häufigsten, da sie sich den Kranken am meisten nähern mußten; auch keine einzige menschliche Kunst vermogte etwas. Kein Bitten der Priester, kein Beschwören der Wahrsager, überhaupt nichts von dergleichen Mitteln, konte erretten. Alles war vergebens. Sie starben selbst, und unterlagen dieser allgemeinen Noth.

Die Geschichtschreiber setzen den Anfang der Krankheit in Aethiopien jenseits Aegypten. In dem weiteren Fortgange derselben ward auch Aegypten, Afrika, ein großer Theil des persischen Reichs, und zuletzt plötzlich die Stadt Athen angegriffen. In dem nahe bei derselben gelegenen piräeischen Seehafen b) brach die Krankheit unter den Menschen zuerst aus,



a) Es war das zweite Jahr des peloponnesischen Krieges.

b) Zu Athen waren drei Hafen. Sie hießen Πειραιευς, Μυνυχια, Φαληρον. Der Piräeische lag im Hippothoontischen Tribus, und war 35 bis 40 Stadien von der Stadt entfernt, ehe er durch die lange Mauer mit derselben verbunden ward. Themistocles verlegte hieher die Schiffahrt, die vorher im Hafen Phalerum am stärksten war. Es waren hier eigentlich drei Anfahrten oder besondere Hafen. Der erste hieß Κανθαρος, von dem Heros Cantharus. Der andere Αφροδισιον, von

daher der Verdacht entstand, daß die Peloponneser die Zisternen vergiftet hätten, denn es waren daselbst keine Quellen. Bald nachher ward die obere Stadt auch angesteckt, und nun vermehrte ein jeder Tag die Zahl der Leichen.

Ein jeder, er sey Arzt oder ungelehrt, sage nun nach seiner Einsicht, wovon diese Krankheit mag entstanden seyn, welchen Ursachen er dieselbe beimißt, oder was er meint, daß zur Abwendung derselben etwas beitragen könne, ich aber will den völligen Verlauf erzählen, da ich selbst krank gewesen, und andere Kranke gesehen habe, und will zugleich die Umstände anzeigen, aus deren Betrachtung Jemand abnehmen möge, wenn das Uebel etwa wiederum entstehen solte, ob er demselben vorbeugen könne. Es wird allgemein bestätiget, daß dieses Jahr in Rücksicht aller übrigen Krankheiten sehr gesund gewesen, war aber Jemand sonst von einem geringen Uebel vorher befallen; so artete dasselbe sogleich in die Pest aus. Ganz anders verhielt es sich mit denen, welche einer völligen Gesundheit genossen. Plötzlich, ohne alle vorher gegangene Anzeige und wahrscheinliche Ursache, empfanden diese anfangs heftige Hitze des Kopfes, und eine außerordentliche Röthe und Brennen in den Augen. Die inneren Theile des Körpers, die Speiseröhre und die Zunge unterliefen mit Blut, und der Odem ward stinkend. Etliche von ihnen wurden mit Heiserkeit und Niesen befallen, und in kurzer Zeit stieg die Krankheit unter heftigem Husten zur Brust herab. Die Bewegung des Magens ward verkehrt, wenn dieselbe diesen Theil einnahm, und es erfolgte alsdann ein schmerzhafter Auswurf von vieler Galle. Oft gesellte sich zu diesem ein Schlucken, das die empfindlichsten Schmerzen begleitete, und welches bei einem jeden nicht von gleicher Dauer war. Die äußere Oberfläche des Körpers war hierbei weder sehr heiß noch blaß, sondern der Farbe nach röthlich und dunkelblau, und hier und dort kamen kleine Brandblasen und Geschwüre

den zween Tempeln der Venus, deren einen Themistocles, und den andern Conon ihr gewidmet hatte. Der dritte Ζεα, vom Getreide. Auch hatte dieser Hafen fünf Portikus, die, weil sie mit einander verbunden waren, die lange Halle hießen. Eben daselbst waren zween Märkte, der eine nahe am Ufer des Meers und beim langen Portikus, der andere lag vom Meer etwas entfernter, und wurde von denen fürnemlich besucht, die der Stadt näher wohnten. Einer derselben hieß Hippodamikum, von dem Architekt Hippodamus, der den Piräeus bei der Stadt anlegte, und hier war ein so berühmter Jahrmarkt, daß er der allgemeine Handelsplatz Griechenlands genannt wurde. Daher kam das Sprichwort τον Πειραιεα μη κενχγγιαν αγειν, daß der Piräeus keine leere Gefäße, das ist keinen Hunger verursache. Uebrigens sagt Strabo, daß schon zu seiner Zeit der Piräeus nur noch aus wenigen Gebäuden bestanden habe. Diese große Abnahme scheint er vom Sylla erlitten zu haben, der ihn zur Zeit des Mithridatischen Krieges anzündete. Potters griechisch. Archäolog.

re zum Vorschein. Desto mehr aber brannten die innern Theile. Die leichteste Kleidung, das zarteste Gewand war unerträglich. Die Kranken hielten sich nackend, und empfanden nur alsdann Erleichterung, wenn sie sich in kaltes Wasser stürzen konten. Und viele dieser Unglücklichen, die keine Aufsicht hatten, nahmen zu den Zisternen ihre Zuflucht, aber es war gleich schädlich, der Kranke mogte zu viel oder zu wenig trinken. Ueberall war Unruhe und Schlaflosigkeit, und zu jedermanns Verwunderung erlag der Körper nicht, so lange die Krankheit zunahm, sondern derselbe widerstand allen Anfällen, daher die mehrsten erst den siebenten und neunten Tag vor der inneren Hitze aufgerieben wurden. Die aber bis dahin dem Tode entgingen und noch Kräfte übrig hatten, bei diesen senkte die Krankheit sich auf den Unterleib herab, erregte daselbst Durchlauf und Geschwüre, und ihr Tod war nur verzögert, nicht abgewandt.

So verbreitete sich diese Krankheit, welche anfangs nur im Kopfe und in den oberen Theilen ihren Sitz zu haben schien, durch den ganzen Körper, und wenn Jemand das wichtigste überstanden hatte; so äußerte sie sich an den äußeren Theilen desselben, wo sie die Schamglieder, Hände und Füße c) angrif; so daß mancher mit dem Verlust dieser Gliedmaßen davon kam. Einige verloren das Gesicht, andere das Gedächtniß, verkanten sich selbst und ihre Freunde.

Wer ist vermögend die Größe des Elendes zu beschreiben? die menschliche Natur erlag, Krankheit und Tod verbreiteten sich aller Orten, und zeichneten sich eben darin von den gewöhnlichen Zufällen aus. Die Raubvögel und vierfüßigen Thiere flohen, und bezahlten oft den Genuß, der allenthalben unbegraben liegenden Menschen, mit dem Tode. Nirgends wurden sie erblickt, und ihre Seltenheit bestätigte die Gefahr des Uebels. Aber der Hund, der treue Gefährte des Menschen, lag neben den Füßen seines Herrn gestreckt.

Dies ist die Abbildung der Krankheit, davon ich die verschiedenen Eindrücke als überflüßig übergehe, welche dieselbe auf diesen oder jenen Körper gemacht. Alles war Pest. Man kante zu der Zeit kein anderes Uebel, und der Arme sowohl als der Reiche fand in demselben seinen Tod. Ein sicheres Mittel war nirgends zu finden, und das, was hier nützte, schadete dort. Kein Körper wiederstand. Hier half nicht Stärke, nicht Ohnmacht, Krankheit wüthete überall, und die sorgfältigste Lebensart konte nicht davor schützen.



c) In diesem Symptom hat die damalige Pest, mit der vor einigen Jahren von einem bekannten und erfahrnen Arzt in Hannover beschriebenen Kriebelkrankheit, viel ähnliches, wo auch dergleichen Verstümmlung Erwähnung geschieht. In den Jahren 1596 und 1597 grassirte diese Kriebelkrankheit, Krampfsucht, oder ziehende Seuche in Westphalen, dem Stifte Cölln, in der Grafschaft Witgenstein, und sonderlich in Hessen, gleich einer ansteckenden Pestilenz, daher sie auch Spasmus pestilentialis genannt ward.

Aber das schrecklichste bei diesem Uebel war der Unmuth, wenn jemand sich davon angegriffen fühlte. Verzweifelung bemeisterte sich alsdann der Sinne dieser Unglücklichen. Sie vernachläßigten sich selbst. Niemand dachte auf Hülfe, und weil einer den andern ansteckte; so fielen sie wie Schafe dahin, und vermehrten täglich durch diese wenige Sorgfalt, mit welcher sie auf sich selbst achteten, Krankheit und Tod.

Die aber furchtsam den Gesellschaften der Kranken entflohen, diese sturben als Einsiedler, und viele Häuser wurden hülflos ausgeleert. Nicht besser erging es denen, die sich ihrer kranken Freunde annahmen. Anstekkung war ihr Lohn, und die Rechtschaffensten bedrohete die größte Gefahr. Voll edlen Unmuths verachteten diese Gesundheit und Leben, sahen ihre Freunde, und erlagen endlich selbst, von dem allgemeinen Elend überwunden, unter dem Gewinsel der Sterbenden. Mit einem Herzen von Mitleid und Bekümmerniß durchdrungen, dachten die Genesenen an die Kranken und Sterbenden zurück. Sie selbst waren nun frei; den zweimal tödtete die Krankheit nicht. Glücklich wurden sie von andern gepriesen, und Freude und die ungewisse Hofnung munterte sie auf, daß nun auch kein anderes Uebel in künftigen Zeiten ihr Leben endigen würde.

Zur Vermehrung des gegenwärtigen Elendes flüchtete das benachbarte Landvolk in die Stadt, und da dasselbe nicht in Häusern, sondern in engen Hütten den Sommer zubrachte; so vermehrte sich dadurch die Krankheit aufs neue. Nun sah man Leichen auf Leichen gehäuft. Die Straßen waren davon angefüllt, und halb Entseelte umgaben die Brunnen und lechzeten nach Wasser. Auch die Tempel blieben nicht befreiet, ihre Bewohner fanden in denselben ihren Tod, und unter der eisernen Hand des Unglücks versäumten diese Elenden Götter und Altar. Nirgends beerdigte man nach den Gesetzen, wer konte, begrub, und bei dem Mangel der Hülfe und der großen Menge der Leichen, wurden viele unehrlich verscharrt. Die Scheiterhaufen der Fremden wurden nicht verschont, hier verbrante man seinen eigenen, dort einen fremden Todten, und ein jeder legte den Körper darauf, welchen er trug. Hand in Hand geschlungen, verbreitete Pest und Gesetzlosigkeit sich in gleichem Maaße über die Stadt. Ein jeder that was er wolte, und Niemand scheuete sich, seine verbotenen Wünsche offenbar zu befriedigen. Tod und ungewisses Schicksal erwartete die Begüterten, und ihres Nachlasses bemächtigten sich die Armen, die, da sie den Besitz des Lebens und Vermögens von gleich kurzem Bestande hielten, wenigstens kein Vergnügen ungenossen lassen wolten. Nicht Ehre, nicht Lob ward daher von ihnen geachtet; sie kannten ihr kurzes Leben, und waren vielleicht nicht mehr, wenn sie davon hätten einernten können; aber was angenehm war, was ihre Sinne ergötzte,

götzte, das war edel, das war nützlich. Furcht für die Götter, Gesetze der Menschen, setzten ihnen nicht mehr Schranken. Jene ehren und verachten, war gleich, und den Frommen und den Bösewicht drohete einerlei Schicksal, nach diesem aber für Verbrechen gestraft zu werden, durfte Niemand fürchten, da kein so langes Leben zu hoffen war, und mit so viel mehrerem Rechte glaubten sie, nach ihren Neigungen leben zu dürfen, ehe das ihnen bevorstehende Schicksal sie beträfe.

So groß war das Elend der Athenienser. Ihre Felder verheerte der Feind, der Tod ihre Stadt. Mit dem Einfalle der Pelopouneser nahm die Krankheit ihren Anfang, diese aber blieben verschont. Die Stadt Athen selbst litt am mehrsten, denn sie hatte die mehrsten Einwohner. So verhielt es sich mit dieser Krankheit.

Dannenberg. **E. L. Blanckard, Landphysikus.**

---

## Etwas über die Schritschuhe.

(S. das 102te Stück vom v. J.)

So habe ich sie wenigstens immer am liebsten genannt. Ich könte auch, wenn es nöthig wäre, unter den ersten Schriftstellern der Nation einen und den andern für mich anführen. Und hat nicht das in lebenden Sprachen entscheidendes Gewicht? Inzwischen erkläret sich schon die Ableitung des Wortes völlig für meine Meinung. Es kömt unstreitig von **schreiten** her, welches oft geschwindes Fortgehen bedeutet. — Die andern Namen haben mir nie gefallen wollen, ungeachtet man sie zum Theil auch in Wörterbüchern findet. Solte man sie wol im Hochdeutschen eigentlich **Schlitschuhe** nennen können? Oder solte diese Benennung wohl von unserm nordischen Winterfuhrwerke, von einem **Schlitten**, hergenommen seyn? Das kömt mir gar nicht wahrscheinlich vor. Müßten sie alsdenn nicht **Schlittenschuhe** heißen? Mir ist wenigstens nicht bekant, daß man bei Zusammensetzungen so viele Buchstaben wegwerfe, als hier geschehen würde. Ohne Zweifel hat man diesen Namen aus dem alten sächsischen Worte **sli'en** gemacht, das man in dem Englischen *slide* wieder findet, und das durch **gleiten, glitschen,** übersetzt werden muß. Freilich ließe sich auf den Fall noch immer vermuthen, daß selbst die Benennung unsers Schlittens aus jenem **sli'en** oder **sliden** entstanden sey, und solte also dadurch ein fortgleitendes Fuhrwerk angezeiget werden. : : : So dürften wir ja denn auch unsere **Schlitschuhe** wohl behalten, und nur immer munter darauf fortglitschen? Meinetwegen! Nur die **Streitschuhe**, die mögte ich gerne abgeschaft wissen. Sie scheinen sich zwar durch eine Ableitung vom **Wettstreite** empfelen zu wollen, und das wäre so übel eben nicht.

Der Sprachkenner aber entdeckt nur gar zu bald, daß es mit der Ableitung nicht so allerdings richtig sey. Wir haben vielmehr auch hier ein altes deutsches Wort **stri'en** oder **striden**, welches gleichfalls im Englischen unter *stride* noch seine völlige Bedeutung hat. Es heißt nemlich **schreiten**, oder weite, große Schritte machen. Das englische Wort trift man auch in Zusammensetzungen an. Shakespear läßt in seinem Julius Cäsar den Cassius von ihm sagen:

„he doth *bestride* the narrow World, like a Colossus." : : : Was wären also nun unsere lieben **Streitschuhe**? Nichts mehr und nichts weniger, als — verhochdeutschtes Niedersächsisch. Sie kommen mir gerade so vor, als wenn jemand **Isernhagen** in **Eisernhagen**, und unser **pusten** in **pausten** erhöhen wolte. Merkwürdig ist es übrigens gewiß, daß wir für eine und dieselbe Sache, die denn doch, Wassergegenden ausgenommen, nur ein kurzes Wintervergnügen betrift, allenfalls drei Namen aufweisen können. Der Engländer hat weiter nichts, als seine Scates – Skehts –, der Holländer, von dem der Engländer vermuthlich borgte, blos seine Schatsen, und der Franzose seine Patins. Was haben **wir** nicht! Wir können auf Schritschuhen, oder Schlitschuhen, oder Streitschuhen laufen; wie es uns am besten gefällt. Dabei sehe ich noch ein Paar Anmerkungen nahe vor mir liegen, die ich denn doch bei der guten Gelegenheit mitnehmen will. Beweiset unser Fall nicht, daß man sich in Sprachen mit vielem Nutzen bei ihren Verwandschaften nach der Bedeutung dieses und jenes Wortes näher erkundigen könne? Außerdem aber muß es einem jeden auch auffallen, wie unzuverläßig philologische Urtheile in ganz ausgestorbenen Sprachen zum öftern seyn müssen, da man hin und wieder in lebenden Sprachen so viel Mühe hat, die rechte Spur zu treffen. Ein bisgen lebhafte Einbildungskraft zu Hülfe genommen, mit wie schönen und herrlichen Bedeutungen wird nicht alsdenn der Philolog seinen nachgespürten Ausdruck zu schmücken wissen!

H. L.

---

## Aufgabe und Bitte.

Man leget sich, wie allgemein bekant, jetzt aller Orten mehr auf den Tobacksbau wie vor Zeiten, und dieses einträgliche Gewächs geräth auch in jedem guten Geestlande sehr wohl; besonders giebet der so genannte asiatische, die beste Ausbeute von Blättern und Saamen, aber noch vortheilhafter würde dieses unentbehrlich gewordene Produkt für den Landmann seyn, wenn er von der eigentlichen und besten Zubereitung des Tobacks,

backs, auch unterrichtet würde; denn seine Kentnisse hievon, gehen ins ganze genommen, wohl nicht weiter, als blos nur den Toback zu bauen, einzuernten, und zu trocknen, die wahre Veredelung desselben, durch eine gute der Gesundheit nicht schädliche Beitze ist ihm noch ein Geheimniß. Wie sehr würde sich also derjenige nicht dem gemeinen Wesen verbindlich machen, der so geneigt seyn wolte, hierüber eine sichere Anweisung und Vorschrift in diesen Blättern mitzutheilen. Eine solche Probe ächter Vaterlandsliebe wird von einem jeden im Stillen mit Dank verehret werden, und für diesen wahren Patrioten mit tausend Segenswünschen begleitet seyn.

---

* * * * * * * *

Vor zwei Jahren ließ ich ein gedrucktes Verzeichniß derjenigen musikalischen Instrumente, besonders der verschiedenen Sorten von Clavieren ins Publikum gehen, die ich gegenwärtig verfertige. Nun glaubte ich damals nicht nöthig zu haben, die verschiedenen Verbesserungen, welche theils mein verstorbener Vater und ich gemeinschaftlich, theils ich nachher allein bei den Clavieren ausgefunden und vorgenommen hatten, besonders zu erzählen, weil der Augenschein jeden Kenner dieses Instruments hinlänglich davon belehren würde. Da ich aber schon zu verschiedenen malen von hier durchreisenden Fremden, welche mich mit ihrem Zuspruch beehret, habe erfahren müssen, daß sich hie und da Instrumentenmacher, Verbesserungen, und besonders die Erfindung der sogenannten gepreßten Resonanzboden zueignen, woran sie nicht den geringsten Theil haben; so wird man es nicht wohl als Würkung eines übertriebenen Stolzes, sondern vielmehr eines erlaubten Ehrgeizes ansehen, wenn ich solchem ungegründeten Vorgeben widerspreche, und folgende Verbesserungen, und neue Erfindungen bei den Clavieren, für die meinigen hiedurch öffentlich erkläre.

1) Die in der Claviatur der Bandfreien, wo nunmehro fast alle Claves gerade gehen, und dadurch so wohl ein leichterer und schnellerer Anschlag, als auch die Dauerhaftigkeit der Claves selbst, bewürket wird.

2) Die Erfindung der gepreßten Resonanzboden, wozu meinem verstorbenen Vater und mir ein besonderer Vorfall Gelegenheit gab. Im Jahr 1771 erhielten wir von einem Freunde, der sich auf seinen Reisen eben in Amsterdam aufhielt, den Auftrag, zwei Claviere zu übersenden, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ihr Resonanzboden auf ihrer bestimten Tour nach Batavia von der Hitze weder reißen dürfte, noch sonst beschädiget werden könte. Das Risico war zu groß, als daß wir es blos bei der Ueberzeugung, recht gutes trockenes Holz dazu genommen zu haben, hätten

ten beruhen lassen, und die verlangten Claviere absenden können, sondern hier mußte Gewißheit seyn.

Wir ließen daher eine Stube besonders heitzen, und trieben nach Angabe des Farenheitschen Thermometers, das wir darin aufgehangen hatten, die Hitze bis zu dem Grade unter der Linie; und hier wurden alle Versuche fruchtlos, wenn wir auch das ausgetrocknetste und ausgekochste Holz genommen hatten. Rissen sie gleich nicht in der Hitze, so geschahe es doch, wenn sie wieder in die Kälte gebracht wurden, oder wenigstens warfen sie sich. Endlich kamen wir auf den Gedanken, einen doppelten Boden zu verfertigen, den ich unter dem Namen eines gepreßten, in meinem Verzeichniß bemerkt habe. Freilich trat die Befürchtung hiebei ein, ob der Ton nichts von seiner Vollkommenheit verlieren mögte? Allein unermüdeter Fleiß, häufige, wiewohl oft fruchtlose Versuche, viefältige Veränderungen an denen dazu besonders gemachten Pressen, entsprachen zulezt vollkommen unserm Wunsche, und die verlangten Claviere gelangten nach ihrem Bestimmungsort, ohne nur im geringsten beschädigt zu seyn, wohin denn noch viele mit gleichem Glück nachher gefolget sind.

Solte noch Jemand meine Angabe, der Zeit wegen, bezweifeln, so kan ich den hiesigen Herrn Capellmeister Schwanenberg als Zeugen aufstellen, daß ich um eben die Zeit eines der ersten von dieser Art für ihn verfertiget habe.

3) Die von mir angezeigten ovalrunden Claviere. Diese Verfertigung einer besondern Sorte, woran sowohl die äußere Form, als innere Einrichtung, ganz von der alten abgehet, ist zu neu, als daß ich nöthig hätte, solche hier mit anzuführen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß nach Verlauf weniger Jahre, sich ebenfalls auch viele zu ihrem Erfinder aufwerfen würden.

Gewiß, das Fach der Verbesserungen bei allen musikalischen Instrumenten, und vorzüglich bei den Clavieren, ist nicht erschöpft, und es können meine Herren Mitarbeiter noch unzählige dabei anbringen. — Sind sie darin glücklich, dann werde ich mit Vergnügen ihnen nacharbeiten, ohne mich dessen zu schämen, noch weniger aber das ihnen daraus zukommende Verdienst, durch unbefugte Zueignung zu rauben, mich erdreusten. Dagegen hoffe ich, keine unbillige, folglich auch keine Fehlbitte zu thun, wenn ich sie sämtlich, mir gleiche Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, hiemit geziemend ersuche.

Braunschweig,
den 2ten Nov. 1780.

Carl Lemme, Organist
der St. Catharinen- und St. Magnikirche.

Hannoverisches Magazin.

8tes Stück.

Freitag, den 26ten Januar 1781.

## Ueber den Einfluß des Mondes, vorzüglich auf den menschlichen Körper.

Irrthümer der frühern und spätern Vorwelt in Menge entdeckt, beleuchtet und berichtiget zu haben, ist eine der Ursachen, warum wir unsere Zeiten für aufgeklärt halten. Die Aufklärung in diesem Betracht, läßt sich wohl nicht in Zweifel ziehen, wenn man an das viele irrige denkt, das vormals häufiger als jetzt der Ruhe und dem Glücke, und überhaupt der möglichen Vervollkommnung der Menschen hinderlich wurde. Aber aus der Reihe alter Irrthümer könte wohl mancher, wo nicht ausgestrichen, doch seine neuere Berichtigung bezweifelt werden. Es solte eben nicht schwer seyn, eine ansehnliche Liste von Sätzen zu entwerfen, welche die Alten entweder erfahrungsmäßig annahmen, oder doch für sehr wahrscheinlich hielten, die in neuern Zeiten nicht immer mit genauer Beobachtung und unbefangenem Forschungsgeiste, sondern mehr mit Räsonnement bestritten, und wie man sagt, widerlegt sind. Es ist freilich leichter etwas auf diese Art zu wiederlegen, als die Natur darum zu belauschen, und die seltenen günstigen Augenblicke zu solchen Beobachtungen abzuwarten. In kurz verflossenen Zeiten, da man noch mehr auf Speculation als jetzt bauete, da wo eigentlich hätte beobachtet werden sollen, ist man in manchem Stücke mehr zurück als vorwärts gekommen. Aus dem Kapitel vom Aberglauben, gegen welchen man übrigens mit Recht männlich gestritten hat, gehört manches hieher. Mit unter ist bisweilen ein guter Kern samt der Schaale, die man nicht aufbeißen konte, hinausgeworfen.

Von dem Einfluße des Mondes hielt man vordem viel, besonders bei Pflanzen, Thieren und Menschen, und auch bei manchen andern Naturbegebenheiten. Auch jetzt noch glaubt ihn der größte Haufen derer, die mehr mit der Natur im Freien sich beschäftigen. Uebrigens gehört er aber noch zu den gelehrten Ketzereien, zu deren Anhänger man sich nicht gern öffentlich erklärt.

Als man den Sauerteig der Sterndeuterei ausfegte, wurde auch dieser

Glaube, weil er dem ähnlich sah, mit hinausgeworfen. Denn man sahe es nicht ein, und konte es auch niemand demonstriren, wie eine solche actio in distans des Mondes auf die Erde, noch weniger auf den innern Bau der Thiere und Pflanzen Statt haben könte. Dem Ungelehrten war eine solche Wiederlegung nicht so einleuchtend, um eine Ueberlieferung vom Vater auf den Sohn, die sich, wie er glaubte, auf Erfahrung gründete, für irrig zu halten.

Da durch Räsonnement bei diesem sowohl als bei tausend andern Gegenständen wenig oder nichts ausgemacht werden kan; so muß die Untersuchung in der Hauptsache lediglich auf den Weg der Erfahrung geleitet werden. Es ist also der Mühe werth, einige Zeugnisse hierüber anzuhören. Um aber den hieher gehörigen Beobachtungen mehr Eingang zu verschaffen, und sie den Ungläubigen vorerst glaubhaft und wahrscheinlich zu machen, will ich vorher von Ursachen reden, die den Einfluß des Mondes, im Fall er gegründet ist, behindern oder befördern können.

In der ganzen Körperwelt wirkt alles eins in das andere, so daß jede Erscheinung, so viel sich von den meisten schließen, oder auch bei vielen wirklich darthun läßt, nicht die Wirkung blos von einer Ursache, sondern das Resultat von sehr vielen, vielleicht unglaublich vielen ist, wovon wir aber gewöhnlich nur wenige einsehen. Dieser Satz ist ungemein fruchtbar, und muß bei der Untersuchung der Natur zum Leitfaden dienen. Der Metaphysiker hat zwar Recht, wenn er behauptet, einerlei Ursache müsse nothwendig ihre bestimte, jederzeit gleiche, Wirkung hervorbringen, wenn nemlich nur eine allein wirkt. Allein in der Natur, wo so mancherlei zusammen wirkt, und sich theils hinderlich theils beförderlich ist, findet dieses äußerst selten seine praktische Anwendung. Man bemerket da eine Erscheinung, und entdeckt irgend eine Ursache davon. Dem ohngeachtet ist zu einer andern Zeit die Erscheinung wieder die Erwartung ganz anders, ohnstreitig darum, weil die mitwirkenden Umstände anders waren. Die Witterung liefert hier viel auffallende Beispiele. So veranlaßt ein aufgestiegener Nebel gewöhnlich einen Regen, allein bisweilen folgt dieser nicht darauf, sondern allenfalls wieder Vermuthen heiteres Wetter, weil entweder der Wind ihn forttreibt, oder weil irgend eine Beschaffenheit der Atmosphäre sein Herabfallen hindert, und ihn durchsichtig und also unsichtbar macht. Dieser letzte Umstand erklärt sich bekantlich durch analogische Versuche mit Wasser, da man durch geringe Zumischung einer Auflösung alcalisches Salzes das klareste Wasser ganz trübe, und durch Beimischung der Vitriolsäure u. d. g. wieder völlig klar machen kan. Ein anderes Beispiel läßt sich von der Schwere und Elasticität der Luft hernehmen. Der Barometer zeigt hiervon die Veränderungen an, und man

hat

hat zufolge der Erfahrung gelernt, die daraus folgende Witterung mit vieler Wahrscheinlichkeit nach den Graden des Barometers vorher zu bestimmen. Allein oft erfolgt dasjenige gar nicht, welches man nach den häufigsten Fällen schließen durfte, oft gerade das Gegentheil, oft trügt er bei dem Nordwinde. Wir sehen hierbei, daß unter einerlei Graden der Elasticität und Schwere der Luft doch ganz verschiedene Folgen eintreten, also ein Beispiel, daß durch einen Zusammenfluß mehrerer Ursachen die Wirkung von einer oder einigen gar sehr geändert werden kan. Von medicinischer Seite lassen sich auch eine Menge ähnlicher Fälle anführen. Nur ein Paar, zum Beispiele. Die ansteckende Kraft der Pest, der Blattern, der Masern u. d. g. ist außer Zweifel, allein oft erfolgt keine Ansteckung, auch bei Personen, die vor Blattern und Masern noch nicht gesichert waren, weil ihnen, wie man sagt, die Disposition fehlte, oder eigentlicher, weil die erforderlichen Nebenumstände nicht eintraten. Auch schlupfen bei Pestepidemien viele ohne Ansteckung durch, vor welche doch keine vormalige Ueberstehung dieser Krankheit sichert. Ferner, unterdrückte Ausdünstung verursacht Schnupfen, oft aber nicht, sondern etwa Husten, Halsweh, Seitenstich, Colik ꝛc. oder die Natur überwindet alles, und es folgt gar kein Uebel darauf, welches zum Glück der häufigste Fall ist.

Genug von Beispielen. Nun die analogische Anwendung meines Satzes auf den Mondeseinfluß.

Die Kraft des Mondes auf unsern ganzen Erdkörper besteht, zufolge der Theorie und der Beobachtung vorzüglich bei Ebbe und Fluth des Meeres in einer Anziehung. Die Erscheinungen bei Ebbe und Fluth entsprechen so sehr dem Stande des Mondes gegen die Erde, daß sich seine Anziehung nicht mehr bezweifeln läßt. Die Wirkung dieser Kraft ist bei dem Wasser im Weltmeere am deutlichsten, ohnstreitig wegen der Flüßigkeit dieses Elements, und wegen seiner großen Oberfläche, da es den größten Theil der Erde bedeckt. Allein eben diese Kraft muß auch auf die ganze Erde, und alle in und auf ihr befindliche Körper wirken, auf die Atmosphäre, auf Thiere, Pflanzen und Mineralien. In der Atmosphäre bewirkt sie ohnstreitig eine Ausdehnung oder etwas ähnliches von Ebbe und Fluth, in den organischen Körpern außer der Ausdehnung der festern Theile auch eine solche der flüßigen, und eine Veränderung in der Action der festen auf die flüßigen Theile. Bei den Mineralien wird sie wenigstens die Ausdehnung und ihre Schwere ändern, weil die Schwere aller Körper, oder ihr Streben nach dem Mittelpunkte der Erde durch die in entgegen gesetzter Richtung wirkende Anziehung des Mondes verringert wird. Die Erfolge hiervon müßten erstaunlich einleuchtend seyn, wenn nicht ungemein viel andere Ursachen zusammen liefen.

Die vorzüglichste entgegen wirkende Kraft ist die viel mächtigere Anziehung der Erde. Wenn diese beiden

Kräfte, des Mondes und der Erde, beständig in einerlei Grade auf allen Stellen der Erdfläche gegen einander wirkten; so würden keine einleuchtende Erscheinungen von der Anziehung des Mondes vorkommen. Da aber der Mond seine Lage gegen die Erde verändert; so wird er diejenigen Stellen vorzüglich anziehen, über welchen er eben damals stehet. Dieses beweisen denn auch Ebbe und Fluth. Blos dieses genommen, würde nun folgen, daß die Erscheinungen vom Einfluße des Mondes bei einerlei Stande desselben völlig dieselben seyn müßten. Da dieses aber im Ganzen nicht so ist; so hat man deswegen häufig den ganzen Einfluß auf übrige Naturkörper bezweifelt, statt, daß man hätte zur Vermuthung oder Anerkennung mehrerer entgegen wirkender Ursachen geleitet werden sollen, die wenigstens das einleuchtende und auffallende in diesen Erfolgen öfters wegnehmen.

Die Anziehung der Sonne, welche sie auf die Erde äußert, ändert ebenfalls den Einfluß des Mondes. So hat man wegen des verschiedenen Standes des Mondes gegen die Erde gewisse periodische Veränderungen an Ebbe und Fluth bemerkt. Bei dem Neumonde, da diese drei Weltkörper beinahe, oder bei Sonnenfinsternissen völlig in einer geraden Linie stehen, der Mond nemlich zwischen beiden, wird der Einfluß des Mondes, oder genauer, des Mondes und der Sonne, weil, da beide ihre Anziehung ihres Standes wegen verringern, am stärksten seyn. Durch Beobachtungen bei Ebbe und Fluth und bei der Witterung ist dieser Satz bestätigt worden. Bei Vollmonde ist der gegenseitige Fall. Sonne und Mond stehen nemlich gegen einander und die Erde zwischen ihnen. Da werden also die anziehenden Kräfte nicht von einander unterstützt, vielmehr wirken sie gegen einander. Dieses ist abermals eine Ursache von Veränderungen auf der Erde. Ich werde hernach Beobachtungen beifügen, welche dieses bestätigen.

Die Sonne verändert auch wegen ihres verschiedenen jährlichen Standes gegen die Erde den Einfluß des Mondes. Die Erdbahn ist nemlich eine Elipse, in deren einem foco die Sonne stehet. Folglich ist die Erde ein mal im Jahr der Sonne am nächsten, und ein mal am weitesten davon. Ihr nächster Stand eräugnet sich auf unserer nördlichen Halbkugel im Winter, und ihr entferntester im Sommer. Wenn aber zur Zeit des nächsten Standes der Mond zwischen Erde und Sonne stehet, oder der Neumond eintrit; so wird die Vereinigung der Anziehungen des Mondes und der Sonne stärker seyn, als im entgegen gesetzten Falle. Auch der Mond stehet nicht immer der Erde gleich nahe, sondern sein Abstand ist zu verschiedenen Zeiten bald größer bald kleiner. Auch daher folgt eine Veränderung.

Aus dem vorgetragenen liesse sich nun ohngefehr ein vierfach verschiedner Mondeseinfluß annehmen. Erstlich wegen der Umdrehung der Erde um ihre

ihre Axe ein täglicher; zweitens wegen des Umlaufes des Mondes um die Erde ein monatlicher; drittens wegen des Umlaufes der Erde um die Sonne, und ihres größern oder kleinern Abstandes von derselben, verbunden mit dem Stande des Mondes, ein jährlicher; und ein vierter wegen der verschiedenen Entfernung des Mondes von der Erde.

Auch alle diese Umstände würden noch einen periodischen und regelmässigen Einfluß hervorbringen, weil die Bewegungen und Anziehungen dieser drei Weltkörper ihre unwandelbare Ordnung haben. Allein nun ist noch eine vielleicht unabsehbare Menge anderer einwirkender Ursachen übrig, die ich zufällige nennen will, nicht weil sie etwa keinen Grund in andern Naturbegebenheiten hätten, sondern nur darum, weil wir diesen meistens nicht einsehen können. Ich will nur einige davon, deren Einwirkung ziemlich einleuchtend ist, namhaft machen. In der Atmosphäre kan der Einfluß des Mondes befördert oder behindert werden durch Wärme, Kälte, Feuchtigkeit, mancherlei Dünste, Trockenheit, durch Elektricität, Magnetismum, vielleicht auch durch Erleuchtung, ferner durch Elasticität und Schwere der Luft, und auch durch Winde oder Stillstehen der Luft. Die Menge der Ursachen, die auf die Atmosphäre, und daher auch auf die Witterung wirken, ist so groß, daß darum unsere Einsichten von der Witterung noch sehr schwankend, und die sichere Vorhersehung des Wetters noch ziemlich ein Problem geblieben ist. Es ist hier gewiß nichts zufälliges, sondern alles hat ohne Zweifel seinen guten Grund in dem vorhergehenden, nur sind die Beobachtungen noch nicht so weit gekommen, um den ganzen Zusammenhang gehörig einsehen zu können.

Wie sehr aber die Aufmerksamkeit auf den Mond unsere noch unvollkommenen Einsichten von der Witterung und von manchen anderen Naturbegebenheiten aufklären helfe, hat unter andern der Abt Toaldo, Professor zu Padua, in einer von der Societät der Wissenschaften zu Montpellier gekrönten Preisschrift über die Witterungslehre für den Feldbau erfahrungsmäßig gezeigt. Er hat theils aus Beobachtungen des Marchese Poleni, theils aus eigenen, die zusammen 50 Jahre fortgesetzt sind, und mit Zuziehung anderer Verzeichnisse von sehr entfernten Jahren, und von weit entlegenen Erdstrichen durch alle Welttheile eine Tabelle abgezogen, und ausserdem sehr viele nützliche und plausibele Resultate geliefert, woraus grössern Theils der ungemein mächtige Einfluß des Mondes auf die Witterung bewiesen wird. Ich hatte diese Schrift vor Abfassung meines Aufsatzes nicht gesehen, und fand hernach, daß sie die treffendsten Belege von Seiten der Erfahrung für viele meiner Behauptungen enthielt. Weil diese sehr nützliche Schrift sich wohl nicht in den Händen aller Leser befinden wird; so will ich wenigstens die Tabelle auf der 90ten Seite hersetzen.

| | veränderende | nicht veränderende | in kleinerer Zahl. | |
|---|---|---|---|---|
| Neumonde — — | 950 | 156 | 6 | 1 |
| Vollmonde — — | 922 | 174 | 5 | 1 |
| Erste Viertel — — | 796 | 316 | 2½ | 1 |
| Letzte Viertel — — | 795 | 319 | 2½ | 1 |
| Perigäen — — | 1009 | 169 | 7 | 1 |
| Apogäen — — | 961 | 226 | 4½ | 1 |
| Nachtgleichen aufsteigende – | 541 | 167 | 3¼ | 1 |
| — — niedersteigende – | 519 | 184 | 2¾ | 1 |
| Mondwenden südliche — | 521 | 177 | 3 | 1 |
| — — nördliche — | 526 | 186 | 2¾ | 1 |

Also haben unter 1106 Neumonden nur 156 das Wetter nicht geändert und so ferner.

Bei den organischen Körpern kommen in Ansehung des Mondeseinflusses auf die in eben dem Verstande zufälligen Umstände der Organisation und die äußern Ursachen in Betrachtung. Die willkührlichen Handlungen belebter Geschöpfe, wodurch sie den Zustand ihres Körpers, die Lebenskräfte, die Beschaffenheit und den Umlauf der Säfte, die Ernährung, die Ab- und Aussonderungen u. d. gl. sehr merklich ändern können, werden auch die sonst zu erwartenden Folgen ändern. Daher läßt sich auch nicht erwarten, daß z. B. der Fluxus menstruus, oder andere Blutflüsse, daß Würmer in den Gedärmen, Epilepsie, Wassersucht u. s. w. sich immer nach dem Monde richten müssen. Das Wachsen und Gedeien der Pflanzen hängt auch von so mancherlei Umständen der Witterung, des Bodens, und ihrer besondern Eigenschaften ab, daß sich der Einfluß des Mondes auf sie nicht immer deutlich merken läßt. Dem ohngeachtet kan man durch Raisonnement nicht die alte Gartenregel widerlegen, daß verschiedene Gewächse bei dem abnehmenden Monde besser gedeien, als bei zunehmenden und umgekehrt.

Ich bin überzeugt, daß bei Anführung der Ursachen, die bei dieser Untersuchung in Betracht kommen müssen, nichts vollständiges geliefert werden könne. Ein jeder kan sich dasjenige, was er weiß oder glaubt, noch hinzudenken.

Es ist ungemein einleuchtend, wie einseitig derjenige urtheilen würde, der den Einfluß des Mondes deswegen leugnen wolte, weil er vielfältig dasjenige nicht erfolgen sieht, was er zufolge der Theorie von seiner Anziehung erwartete: denn es komt hier nicht blos diese Anziehung in Anschlag, sondern ein Zusammenfluß vieler bekanter Ursachen, und vermuthlich eine noch größere Menge unbekanter.

Ich hielt für nöthig, diese Betrachtungen

tungen voraus zu schicken, weil sehr viele gegen die Möglichkeit, und folglich auch gegen die Wirklichkeit des Mondeseinflusses so sehr eingenommen sind, daß sie gar auf keine Beweise von Seiten der Erklärung achten mögen. Man darf nur aus den Bemühungen der Astronomen das Resultat wissen, daß die Gesetze der Anziehung uns nach menschlichen Kentnissen gerade das meiste von den Bewegungen der Weltkörper begreiflich machen. In unserm Sonnensysteme hält die Sonne durch diese Kraft die Planeten in ihren Bahnen, die vom Schöpfer eine Tangentialkraft erhalten haben, und die eigenthümliche Anziehung jedes Planeten hat auf die Bewegungen anderer ihren Einfluß, so daß sich diese, ohne auf diesen Einfluß Rücksicht zu nehmen nicht berechnen lassen. Nun richtet sich die Maaße der Anziehung nach Größe und Entfernung, und darum wird vor allen Planeten die Erde auf den Mond die stärkste äußern, und wiederum der Mond verhältnißmäßig die stärkste auf die Erde, wenigstens eine stärkere als andere Planeten.

Wenn wir nun schon die Kraft, wodurch der Mond einen Einfluß auf die Erde hat, seine Anziehung nemlich, kennen; so würde es doch unbillig seyn zu fordern, daß man zur Erweisung derselben, auch alle hieher gezogenen Erscheinungen daraus erklären solle. Bei Ebbe und Fluth ist dieses geschehen, warum aber die Würmer bei abnehmenden Monde häufiger abgehen, und warum bei diesen oder jenen Krankheiten sich eine Ueberstimmung mit den Veränderungen des Mondes zeige, das läßt sich wohl nicht mit Befriedigung erklären. Allein es komt auch nicht so viel darauf an, zu wissen, warum etwas geschieht, als zu wissen ob es geschieht. Die Kenntniß der Natur hat durch Untersuchung der Thatsachen weit mehr gewonnen, als durch Spekulationen, wobei man sehr oft von der Erfahrung zu weit abgelenkt hat.

Der Schluß folgt künftig.

---

## Ein Beispiel von der Schädlichkeit der Taxusbäume.

Auf meiner Reise, welche ich im abgewichenen Novembermonate ins Hildesheimische thun mußte, bin ich Zeuge von einem Vorfalle gewesen, welcher von der Schädlichkeit der Taxusbäume ein Beweiß, und von solcher Beschaffenheit ist, daß er leicht mehrere Landwirthe treffen könte: ich halte es daher für Pflicht, denselben, zur Warnung, hier öffentlich bekant zu machen.

Als man am 6ten November den milchenden Haufen der Kloster-Schafe zu R = = = in einen großen Garten getrieben hatte, um ihn auszugrasen, starben davon 40 Stück in der ersten Nacht; und am folgenden Tage, ob man gleich sofort des Morgens dafür

gesorgt

gesorgt hatte, die Schafe in den Stall zu bringen, crepirten doch noch andere 40 Stück. Um die Ursache davon zu erfahren, wurden die mehrsten aufgehauen, man entdeckte aber nichts, worauf man die Schuld hätte geben können, als daß sie sämtlich Taxusblätter, von denen im Garten vorhandenen Taxusbäumen, gefressen hatten, welche sich noch unverdauet bei ihnen fanden, und wohl die einzige Ursache des Todes gewesen seyn mußten. Ich muß jedoch anbei bemerken, daß die Eröfnung der todten Schafe, so viel ich weiß, nicht durch Kunstverständige, sondern blos durch die Schäfer vorgenommen ist. Da es bei der Landwirthschaft sehr gewöhnlich ist, daß man im späten Herbst die Gärten mit dem Vieh ausgrasen läßt; so werden sich alle Landwirthe, die Taxusbäume in ihren Gärten haben, diesen unangenehmen Vorfall zur Warnung dienen lassen. Uebrigens wurde in der Gegend des Klosters R::: über diese unglückliche Begebenheit, wie gewöhnlich, viel gesprochen. Der eine behauptete, der Taxus habe überhaupt eine tödtende Kraft, der andere aber leugnete solches gänzlich, und maß den scharfen Spitzen der Taxusblätter diese gefährliche Wirkung bei. Ich verstehe es nicht und kan daher nicht bestimmen, wer Recht hat; ich bin aber doch, aus dem Grunde, für die letztere Meinung; weil ich wenigstens hundert Beispiele weiß, daß Kinder von den rothen Beeren, welche auf dem Taxus wachsen, gegessen haben, ohne daß es ihnen geschadet hätte. In meinen Knabenjahren habe ich selbst öfters davon gegessen, aber nie eine schädliche Wirkung davon verspüret.

Hätte nun der Taxusbaum überhaupt eine tödtende Kraft, so müßten doch die Beeren auch wohl tödtlich seyn, oder wenigstens ein Uebelseyn bewirken.

O. den 23ten Dec. 1780. L. H. B.

---

## Anfrage.

Woher mögen folgende Redensarten rühren?

Er sitzet da, wie ein Oelgötze.
Freundlich, wie ein Ohrwurm.
Maulaffen feil haben.
Einem nicht das Wasser reichen.
In des Henkers Küche kommen.
Den Schaden sich ans Bein binden.
Einem die Leviten lesen.
Einen im Stich lassen.
Es ist ihm so dünne dabei.
Er hats hinter den Ohren.
Er hat Grütze im Kopfe.

Hannoverisches Magazin.

9tes Stück.

Montag, den 29ten Januar 1781.

## Ueber den Einfluß des Mondes, vorzüglich auf den menschlichen Körper.

(Schluß.)

Von dem vorgetragenen läßt sich nun auf diejenigen Erscheinungen eine Anwendung machen, die in dem menschlichen Körper von dem streitigen Mondeseinflusse herrühren mögen. Ich werde einige glaubhafte Zeugnisse von Beobachtungen dieser Art anführen, nicht um einen vollständigen litterarischen Aufsatz von diesem Gegenstande zu liefern, der hier am unrechten Orte stehen würde, sondern nur um einsehen zu lassen, wie ein Theil von angesehenen Aerzten hierüber denkt. Wie ich im 72ten Stücke dieses Magazins von 1780 beiläufig von diesem Gegenstande redete, äusserte ich schon einige Zuneigung, die sich nachher vermehrt hat, wie ich mehr darüber nachforschte.

Der berühmte englische Arzt **Richard Mead** hat eine Anzahl eigener und fremder Beobachtungen gesammlet, die allerdings viel Aufmerksamkeit verdienen. Bei der Epilepsie hat er den Einfluß des Mondes bemerkt, so daß er bei dem Neu- und Vollmonde die Anfälle ziemlich gewiß hat vorher sagen können. Er beobachtete bei einer neunjährigen Tochter eines Kauffahrdeischiffers epileptische Bewegungen, die sich genau nach dem Monde, selbst täglich nach Ebbe und Fluth richteten. Der Vater sey oft von dem Schreien seiner Tochter, das sie nach Endigung eines Anfalles gethan, des Nachts aufgeweckt, und habe jederzeit damals die Ebbe auf der Themse bemerkt. **Archibald Pitcarn** hat verschiedene Frauen gekant, die zufolge der Mondsbewegungen epileptische Anfälle erlitten, auch zwei Mädchen, die den Veitstanz auf eben diese Art hatten. **Th. Bartholin** erwähnt eines epileptischen Mädchens, das im Gesichte Flecken gehabt habe, die nach den verschiedenen Mondsphasen an Farbe und Größe sich änderten. **Galen** sagt schon: regit luna in epilepticis periodos. De dieb. crit. Lib. III. **Van Swieten** bemerkt, daß die Epilepsie circa magnas lunæ mutationes, wie er sich ausdrückt, öftere An-

Anfälle mache, und führt an, daß auch Aretäus dem Monde viel Kraft darin beilege. In der Bibel werden epileptische Kranke Mondsüchtige genannt. Matth. 4, v. 24. 17, v. 15. Daß ihre Krankheit Epilepsie gewesen sey, erhellet aus Vergleichung mit andern Stellen. Marc. 9, v. 18. Luc. 9, v. 39.

Bei den Würmern der Gedärme ist beinahe der größte Haufen derer die nicht Aerzte sind der Meinung, daß sie bei dem abnehmenden Monde, und um den Neumond leichter abgingen, und mit wenigerer Mühe abgetrieben werden könten. Ich bin nicht geneigt, dieses unter das Kapitel vom Aberglauben zu setzen, und kan diejenigen nicht billigen, die mit einem Machtworte hier entscheiden, und diesen Glauben als unanständig für einen gelehrten Arzt halten. Ehe er unanständig genannt werden darf, muß er erst durch so viele Erfahrungen widerlegt seyn, daß gar keine Einrede mehr Statt findet. Da dieses aber meines Wissens noch nicht geschehen ist, vielmehr noch vieles dafür redet; so ist eine so allgemeine Meinung eine Aufforderung zur Beobachtung. Es ist freilich nicht zu läugnen, daß auch außer der angegebenen Zeit die Würmer Zufälle und Krankheiten veranlassen, auch abgehen, allein es komt auf den häufigern Fall an, und da muß ich gestehen, daß ich nicht abgeneigt bin, aus eigener Beobachtung und vielen Nachrichten, die ich desfalls untersucht habe, mich zur Meinung der Ungelehrten zu lenken. Unter den Aerzten bestärkt diese Meinung unter andern der bekante Rosenstein, in seinem Buche von den Kinderkrankheiten, der übrigens dem astrologischen Aberglauben im medicinischen Fache sehr entgegen gearbeitet hat. Er hat die Uebereinstimmung mit dem Monde bei unzähligen Kindern wahrgenommen, so daß er sogar aus den Anfällen das Datum oder die Mondsperioden hat bestimmen können. Andere Aerzte bemerkten auch eine öftere Wiederkehr der Beschwerden von den Würmern und ein häufigeres Abgehen zur Zeit des abnehmenden Mondes.

*Guill Murgrave* in phil. Transact. von 277. liefert eine Beobachtung, da einer Mannsperson von der Kindheit an bis in das 24te Jahr bei jedem Vollmonde ein Blutfluß am linken Daumen entstand, anfänglich zu 4 Unzen, nach dem 16ten Jahre aber zu einem halben Pfunde.

*Bugliv* de experim. circa sanguinem, erwähnt eines jungen Menschen, dem aus einer Fistula stercoracea im Grimdarm bei zunehmenden Monde eine große Menge abging, welche sich allmählig beim abnehmenden Monde verringerte. Der Patient hatte hiervon eine so genaue Erfahrung, daß er aus der Menge des Ausflusses die Mondsperioden bestimte.

Tulpius beobachtete eine Unterdrükkung des Urins fast bei jedem Vollmonde mit Fieber und Beängstigung, die nicht anders als bei abnehmenden Monde, oder wenn der Kranke den

nicht abwarten wolte, durch eine Aderlaß gehoben wurde.

**Mead** machte die Beobachtung, daß Steinbeschwerden bei einem Kinde jedesmal zur Zeit des Vollmondes eingetreten sind. Aus mehrern eigenen Beobachtungen kan ich beifügen, daß dergleichen Anfälle immer ganz nahe um den Vollmond eingetreten sind.

Bei Wechselfiebern hat **Werlhof** den Einfluß des Mondes anerkant. Durch die Veränderung des Dunstkreises, durch den Sonnen- und Mondlauf werde auch die im Körper befindliche Luft verändert, welche denn einen großen Einfluß auf die Fiebermaterie äußere. So behauptet auch **Helmont** vom Asthma, daß es sich nach dem Mondeslaufe richte. Bei der Pest hat **Diemerbroek** bemerkt, daß sie um den Neu- und Vollmond schlimmer gewesen sey, und daß um diese Zeit mehrere damit befallen, und mehrere daran gestorben wären.

Bei den Kröpfen erfuhr **de Haen** daß die besten Mittel nur bei dem abnehmenden Monde am wirksamsten waren. Mehrere Beobachtungen haben mich auch zu der Meinung geneigt gemacht, daß sich in ihrer Kur um diese Zeit mehr ausrichten lasse, als bei dem zunehmenden Monde.

Bei gewissen Epidemien haben auch einige Aerzte eine Verschlimmerung zur Zeit des abnehmenden oder neuen Mondes bemerkt. Bei der Wassersucht um den Vollmond, worin mich selbst mehrere Fälle bestärkt haben.

Diese Beobachtungen dienen wenigstens dazu, um die Aufmerksamkeit beobachtender Aerzte mehr auf diesen Gegenstand zu lenken. Es können freilich viel Beobachtungen beigebracht werden, da bei eben den Krankheiten keine solche Uebereinstimmungen mit dem Mondeslaufe bemerkt sind. Allein darin liegt keine vollständige Widerlegung, weil durch mancherlei Umstände diese Wirkung geschwächt oder gehoben werden kan.

Es mag vielleicht in dem medicinischen Fache noch manches übrig seyn, daß gewissermaaßen hieher gehört, und bisher übergangen ist. Auch außer der Sphäre des Arztes, als bei dem Gedeien der Pflanzen, bei Thieren, bei Wanderungen der Thiere, bei der Sohle des eingemachten Kohls u. d. gl. redet die gemeine Meinung dafür. Die Meinungen und Erfahrungssätze des größern Theils der Menschen, der seiner Beschäftigung wegen seit undenklichen Zeiten die Natur in diesem oder jenem Theile beobachtet hat, verdienen wenigstens so viel Achtung, daß man die Sache genauer untersuche. Ist auch manches Aberglauben, so liegt doch häufig die Wahrheit zwischen ihm und Unglauben in der Mitte.

**Göttingen.** **J. H. Jäger, D.**

---

## Auszug aus dem 153ten Stück der unter Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen ausgegebenen Anzeigen von gelehrten Sachen: die vorgelegten Preisfragen betreffend.

Die für den November v. J. ausgesetzte Hauptpreisfrage, worüber in der feierlichen Zusammenkunft der Königl. Societät der Wissenschaften in diesem Monat entschieden werden solte, war von der **historisch-philologischen** Classe aufgegeben, folgenden Inhalts:

**Wie waren die Bergwerke bei den Alten eigentlich beschaffen und eingerichtet? und läßt sich nicht, nach angestellter Vergleichung derselben mit den unsrigen, zum Vortheile des Bergbaues und der Hüttenwerke in unsern Zeiten irgend etwas von den Alten lernen?**

Ut declaretur, accuratius quam adhuc factum est, veterum res metallica, hoc est ars & ratio, quam veteres in fodiendis & tractandis metallis sequuti sunt; ut comparetur ea cum re metallica nostri ævi; utque doceatur, si quid inde elici possit quod utilitatem aliquam in re nostra metallica habeat?

Die Frage mit den zur Frage dienlichen Erläuterungen war bereits 1778 in unsern G. A. S. 1180 bekant gemacht. Es komt auf drei Stücke an: genauere und vollständigere Nachricht von dem Berg- und Hüttenwesen der Alten; Vergleichung desselben mit dem unsrigen, und Nachforschung, ob sich irgend etwas hierin von den Alten lernen läßt. Es ist eine einzige Schrift mit dem Motto: Omnia post obitum fingit majora vetustas, eingegangen. Der Mangel von Concurrenz und das Urtheil der Societät von der Schrift selbst hat sie bewogen, den Preiß zurück zu halten, und dagegen die Frage noch einmal aufzugeben, da sie sich eine noch vollkomnere Ausarbeitung versprechen kan: denn die Abhandlung ist überhaupt gelehrt und gut geschrieben; aber blos die Hauptstellen im Agatharchides, Diodor und Plinius sind genutzt; in diesen Stellen ist fast nur von Goldbergwerken die Rede; und doch findet sich selbst im Plinius verschiedenes vom Silber und Kupfer; tiefer ist überhaupt der Verfasser nicht hineingegangen. Scharfsinnige Prüfung, Vergleichung und Folgerung aus einzelnen, selbst geringen, Umständen und Notizen läßt doch manches hoffen. Die Erwägung, daß unsere Werkzeuge, unsere chemischen und mechanischen Kenntnisse, alle die Hülfsmittel, die wir haben, selbst das Schießpulver, den Alten ganz abgingen, und die Aufsuchung dessen, was damals diesem allem überhaupt und einzeln substituirt gewesen seyn muß, würde hoffentlich zu mancher Wahrnehmung führen. Die stufenweise erfolgte Vervollkommung der kupfernen, eisernen, stählernen Werkzeuge, der Gebrauch des Quecksilbers, der metallurgische Gebrauch

brauch verschiedener Salze, ist nicht immer, und nicht völlig derselbe, wie jeßt, gewesen. Verschiedene Handgriffe müssen sich an verschiedenen Orten bis in die spätern Zeiten, da das Berg- und Hüttenwesen, zuerst in Italien, seine neue Gestalt bekam, erhalten haben, und da müßte noch manches im Vanoccio Biringuccio und im Agricola sich auffinden lassen. Noch mehr würde die Untersuchung alter verfallener Bergwerke sowohl im südlichen Sibirien, als im obern Theil von Italien, in Frankreich, in Spanien, im alten Pannonien und Dacien, vielleicht selbst die alten Zinnwerke in Cornwallis, lehren, wenn nur diese Untersuchung von Bergwerksverständigen angestellt würde. In Ermangelung einer Einsicht auf der Stelle würden aber doch die Schriften von der Natugeschichte dieser Länder nachzusehen seyn: und hievon kennt man mehrere, welche nicht unbeträchtliche Nachrichten geben: als des Hrn. von Born mineralogische Briefe, Griselini, Genssane, Shaw s. w. Die Stelle im Vitruv X, 11. von der Wasserschraube, ist vom Verfasser der Abhandlung unrichtig verstanden.

Die Königl. Societät erlangte ihren Wunsch diesmal auch nicht völlig in Ansehung der ökonomischen Frage: sie erhielt eine Schrift mit der Devise: Aliud ex alio vel bonum vel malum nascitur, die manches Gutes enthielt, nur nicht das, was der Frage eine völlige Genüge that. Die Frage war folgende:

**Welches sind die besten Mittel zur Einführung der Stallfutterung in Niedersachsen; sowohl diejenigen, welche die Polizei dazu gebrauchen kan, als auch die, welche die Landwirthe selbst anzuwenden haben.**

Es bleibt uns noch übrig, die Preisaufgaben für die künftige Zeit theils wieder anzuführen, theils zuerst bekant zu machen. Was nun die Hauptpreisfrage anlangt: so ist für den November 1781 bereits vorhin eine Frage von der physischen Klasse ausgesetzt:

Alcali minerale & lixiviosum, suntne specie diversa, an sola varietate? Si specie non differunt, quæritur: an possit additamento aliquo lixiviosum mutari in minerale? Quod qui effecerit, plurimum videtur profuturus iis, qui sal humorem ex aëre attrahens coquunt.

**Sind mineralisches Alcali und Laugensalz als Arten oder als Varietäten unterschieden? Wenn etwa das letzte statt fände, liesse sich nicht, durch etwa einen Zusatz, Laugensalz in mineralisches Alcali verwandeln? Dieses würde für die Salzsiedereien wichtig seyn, die jetzo nur sogenanntes schmieriges Salz zuwege bringen können.**

In gegenwärtiger Versammlung ward eine neue Frage für den November 1782 von der mathematischen Klasse aufgegeben:

Quæ circa lignorum resistentiam, Comitis de Buffon, aliorumque experi-

perimenta, docuerunt, ea uberius, quam ab Architectis factum sit, in usus rei ædificatoriæ convertere. Artis tignariæ fundamenta mathematica illis superstruere. Optimum, pro varia ædificii indole, ligni usum inde deducere. Ostendere, quo commissuræ genere, quo situ, qua longitudine & crassitudine, quo numero jungenda sint ligna, ut, resistendi viribus frugaliter adhibitis, & pro rata oneris parte sapienter dispensatis, universum opus & singula illius membra muneri suo sufficiant. Cujus rei, inter cetera, a tectis ædium, a pariete pensili, a ponte ligneo sive directo seu arcuato, a pegmate quod fornici imponendo substruitur, exemplum peti & calculo accommodari poterit.

Die Societät wünscht, daß man von den Versuchen, die der Graf von Buffon und andere über die Festigkeit des Holzes angestellt haben, eine nähere und bestimmtere Anwendung für die Baukunst zeigen möge, als die Baumeister bisher gezeigt haben. Daß man den mathematischen Theil der Zimmermannskunst auf sie gründe: und den besten Gebrauch, der sich, nach Verschiedenheit der Gebäude, vom Holze machen läßt, aus ihnen herleite. Daß man Anleitung gebe, die Länge, Breite und Dicke, die Anzahl, die Lage, die Zusammenfügung der Zimmerhölzer für jeden Fall gehörig zu bestimmen. Daß man den Widerstand, nach der Verhältniß des Antheils an der auszustehenden Gewalt, klüglich austheilen lehre: damit sowohl das ganze Werk, als jeder einzelner Theil, eine seiner Absicht und Verrichtung gemäße Stärke erhalte. Beispiele zur Anwendung der Grundsätze und Rechnungen können von Dächern, Hängewerken, hölzernen geraden und gewölbten Brücken, Bogengerüsten u. d. g. hergenommen werden.

Und für den November 1783 wird von der historischphilologischen Klasse die diesjährige, nicht zulänglich beantwortete, Frage noch einmal vorgelegt: nemlich, es wird verlangt:

Ut declaretur, accuratius quam adhuc factum est, veterum res metallica, hoc est ars & ratio, quam veteres in fodiendis & tractandis metallis sequuti sunt; ut comparetur ea cum re metallica nostri ævi; utque doceatur, si quid inde elici possit quod utilitatem aliquam in re nostra metallica habeat?

Wie waren die Bergwerke bei den Alten eigentlich beschaffen und eingerichtet? und läßt sich nicht, nach angestellter Vergleichung derselben mit den unsrigen, zum Vortheile des Bergbaues und der Hüttenwerke in unsern Zeiten irgend etwas von den Alten lernen?

Diejenigen Gesichtspunkte, welche bei der Beantwortung in den Augen zu behalten sind, sind kurz vorhin, und G. A. 1778. S. 1180. bereits, angezeigt.

gezeigt. Auf die beste Beantwortung einer jeden von diesen Fragen ist der Preis von funfzig Dukaten gesetzt. Die Schriften müssen jedesmal wenigstens vor Ablauf des Septembers an die Societät eingeschickt seyn; die bei dergleichen Schriften gewöhnliche Weise der Einrichtung brauchen wir nicht zu wiederholen.

An ökonomischen Preisfragen sind bereits vorhin zwei bekant gemacht; und zwar auf den Julius 1781: (1779. S. 1265.)

**Welches sind die schicklichsten und zugleich einträglichsten Arbeiten für Zucht und Werkhäuser in Niedersachsen?**

Auf den November eben dieses Jahrs ist zum zweitenmale die Frage aufgestellt: (s. G. A. 1780. S. 770.)

**Es soll gezeigt werden, welches Verhältniß zwischen den verschiedenen Theilen der Niedersächsischen Landwirthschaft (nemlich zwischen dem Pflanzenbau und der Viehzucht, und den einzelnen Theilen von beiden) sowohl für den Staat, als für die Landwirthe, das vortheilhafteste sey?**

Und hiezu kömt nunmehr eine Preisaufgabe für den Julius 1782. des Inhalts:

**Da in Jahren, worin die Witterung dem Wunsch der Bienenwärter gemäß ausfällt und sonst keine andere anscheinende Ursache eintritt, dennoch die Honigernte oft weit unter der Erwartung ist: ob sich hinlängliche Ursachen und Vorbedeutungszeichen davon anführen lassen? welche vermuthlich in der Auflösung der Frage: woher der Honig entsteht, liege?**

Die Erfahrung lehret, daß die Bienen in einigen Jahren vielen, in andern, und den meisten, Jahren hingegen weit wenigern Honig eintragen. Zum öftern ist eine anhaltende Kälte, oder regnichte Witterung hievon die begreifliche Ursache; in andern Jahren aber, wo diese Ursachen nicht eintreten, sondern die Witterung dem Wunsch der Bienenwärter gemäß ausfällt, erhält man dem ohnerachtet bisweilen nur eine sehr mäßige Honigernte, die weit unter der Erwartung ist. Die Bienenwärter sagen alsdann in den Heid- und andern hiesigen Gegenden: **Es honigt in diesem Jahre nicht**; oder, die Blumen haben in diesem Jahre wenig Honig. Ist diese Ursache gegründet? und wenn sie gegründet ist, woher entsteht alsdann der Mangel des Honigs in den Blumen? Hat man an den gewöhnlich Honig in sich haltenden Blumen, als Lindenblüte, Thymian, Buchweizen, Heideblüte u. a. merkliche Kennzeichen, ob darin für das Jahr vorzüglich mehr oder weniger Honig enthalten sey? welche Kennzeichen sind hievon anzugeben? und wie lange kan man vorher wissen, ob ein Jahr an Honig reich oder arm seyn werde? Solte der in einem Jahre vor dem andern

andern sich findende Mangel oder Ueberfluß des Honigs nicht in den Blumen zu suchen seyn, sondern aus der Witterung entstehen; so wäre anzuzeigen, ob die Witterung dem Ausfliegen und Eintragen der Bienen, oder auch dem Entstehen des Honigs hinderlich, und wie die Witterung in jedem Fall beschaffen sey? Alle diese Fragen scheinen ihre Auflösung am leichtesten zu erhalten, wenn man zeigen kan, woher der Honig entstehe? ob aus dem süssen Saft der Blüten allein, oder aus noch andern vegetabilischen Säften, die eine Süßigkeit bei sich führen, oder auch wohl aus Substanzen, die von den vegetabilischen ganz verschieden sind, und aus welchen? worauf es auch leicht seyn wird, zu zeigen, aus welchen Gründen man des Honigs Mangel oder Ueberfluß vermuthen könne?

# Eine physikalische Bemerkung.

Ich habe schon zu mehrern malen angemerket, daß, wenn die Wettergläser, in unsern Gegenden, bei sehr stiller und ganz heiterer Witterung, ungewöhnlich tief heruntersinken, und so eine Zeitlang stehen bleiben, alsdenn in sehr entfernten und antipodischen Gegenden gemeiniglich heftige Stürme und Erderschütterungen vorzufallen pflegen. Das Wetterglas, dessen ich mich bediene, habe ich im sechsten Jahrgange dieses Magazins (1768) S. 315 beschrieben. Das stand vom 8ten bis 11ten October vorigen Jahrs, bei stiller, trockner und heiterer Witterung, so weit herunter, daß es eine nicht geringe Verwunderung bei mir erweckte. Denn es stand auf 26- 7. Ich sagte nicht nur gleich zu meinen Hausgenossen und andern guten Freunden, daß ich, um dieses Phänomens willen, in sehr entfernten Weltgegenden, einen unglücklichen Vorfall von Erderschütterungen oder Stürmen besorgte; sondern bezeichnete auch obgedachte Tage alsofort in meinem Kalender, um demnächst desto zuverläßiger beurtheilen zu können, ob von entfernten Gegenden her eingehende Nachrichten von betrübten Vorfällen gerade mit obbemeldetem Zeitpunkt übereinkämen. Und siehe! nun melden uns die öffentlichen Zeitungen, daß die Verwüstungen, welche verschiedene westindische Inseln, bis zum Erstaunen erduldet haben, just um die bemerkte Zeit durch einen außerordentlichen, mit Erdbeben verknüpften Orkan veranlaßt worden.

St. Pr.

Hannoverisches Magazin.

10tes Stück.

Freitag, den 2ten Februar 1781.

## Kurze Nachricht von der Insel Minorka.

Diese kurze Nachricht, die vielleicht manchem Leser, der jetzt Anverwandte oder Freunde auf Minorka hat, und aus dem Grunde die Beschaffenheit der Insel etwas genauer kennen zu lernen wünschet, nicht uninteressant scheinen wird, ist aus Cleghorn's Introduction to his Observations on the epidemical Diseases in Minorca genommen. Alles, was Herr Lindemann, Feldprediger bei den dortigen Hannöverischen Truppen, in seinen kurzen Nachrichten, welche die Minorkaner, ihren Ackerbau, Gärten, Haushalt, Bienenzucht, Weinbau rc. betreffen, und die im 48ten, 53ten, 54ten, 56ten und 57ten Stück des Hannoverischen Magazins vom vorigen Jahre stehen, schon gesagt hat, bleibt hier unberührt, und ich führe nur blos das darin an, was von selbigem entweder zu kurz, oder gar nicht bemerkt worden ist.

Die Luft ist auf der Insel Minorka reiner wie in Britannien; jedoch ist es in den niedrig liegenden Thälern neblicht, und bei stürmischem Wetter treibt der Wind das Seewasser, wie feinen Staubregen über die ganze Insel, so daß man alsdenn an allen Gewächsen, auch selbst an solchen, die an den von dem Meere entlegensten Oertern stehen, einen salzigen Thau wahrnimt, und es ist beinahe nicht möglich, Kupfer, Meßing und Eisen vor Rost, und andere Meublen vor Schimmel zu bewahren.

Der Sommer ist heiter, dürre, windstille und außerordentlich heiß, der Herbst naß, warm und veränderlich.

Im Winter sind zwar die Windstürme nicht häufig, noch von langer Dauer, aber zuweilen sehr heftig.

Der Frühling ist veränderlich, gleichet aber mehr dem Winter, wie dem Sommer. Das Quecksilber steigt im Fahrenheitschen Thermometer im Schatten selten über den 80ten, und fällt nicht bis unter den 48ten Grad; auch differirt im Sommer die Hitze bei Tage nicht einmal 5 Grade von der Hitze bei Nacht, und im Winter ist die Abweichung noch viel geringer.

Des Morgens und Abends wehet im Sommer gar kein Wind, allein die schwule Mittagshitze wird durch

einen gelinden Ostwind abgekühlt, der bis gegen drei Uhr nach Westen zu wehet und sich gegen Abend nach und nach wieder legt.

Der Nordwind ist hier der herrschendste; denn die Gipfel der Bäume sind alle nach Süden hingebogen, und die nordwärts stehenden Zweige an selbigen haben gar kein Laub, und sehen wie verdorret aus. Im Winter führt dieser Wind eine äußerst durchdringende Kälte mit sich.

Im Herbst erblickt man nicht selten nahe bei der Insel Wasserhosen, die zuweilen auf der Küste brechen.

Zur Zeit der Tag und Nachtgleiche im Herbst, regnet es so stark, daß das Regenwasser in Strömen von den Bergen herabstürzt, die Bäume mit der Wurzel ausreißt, das Hornvieh von der Weide mit sich fortführt, und in den Gärten und Weinbergen die größten Verwüstungen anrichtet.

Hagel und Schnee sind oft mit dem Winterregen vergesellschaftet, jedoch schmelzt beides gleich wieder, und Eis siehet man selten.

Die Oberfläche der Insel ist uneben, und viele Oerter trennen lange enge Päße und tiefe Thäler, die sich oft in verschiedenen Krümmungen, erst an der See endigen, von einander. Nahe bei den Städten und Dörfern, sind die Felder angebauet, und mit steinernen Mauern umgeben, das übrige Land aber ist mit Bäumen und Buschwerk bewachsen.

Das Land ist leicht, dünne und steinigt, und enthält viel Seesalz mit einem kalkartigen Salze vermischt. Viele Oerter sind mit so wenig Erde bedeckt, daß die ganze Insel ein großer unregelmäßiger Fels zu seyn scheinet, auf dem hin und wieder Erde und Steine verschiedener Art liegen; und doch versichern die Bauern, das Land würde für die Eingebornen hinlänglich Korn und Wein tragen, wenn ihre Felder nicht so viel durch heftige Stürme und anhaltende Dürre litten.

Die Aecker liegen zwei Jahre brach, und werden das dritte Jahr besäet. Zu Anfang des Frühlings pflügt man sie zum erstenmal um, hernach wieder im nächst darauf folgenden Herbst, und bereitet sie denn weiter zur Einsaat zu.

Das minorkanische Pflügen ist weder kostbar noch mühsam, denn ein ganz leichter Pflug, den ein Mensch mit Bequemlichkeit auf der Schulter forttragen kan, und den ein Rind, zuweilen auch ein Esel und ein Schwein ziehen muß, ist hinlänglich, eine so dünne Erde ein bischen damit umzukehren oder zu streichen.

Am zwanzigsten Mai wird gemeiniglich die Gerste abgeschnitten, und der Weizen im Junius.

Das Korn wird nicht ausgedroschen, sondern auf der Tenne, die ein zirkelrunder Platz auf dem Felsen ist, den man zu diesem Behuf geebnet und rein gemacht hat, durch Ochsen und Esel ausgetreten.

Wenn die Minorkaner Wein pflanzen, so legen sie gewöhnlich einen grossen Stein an jeden Weinstock, welches theils

theils deswegen nöthig ist, damit die Sonnenhitze dem dünnen Erdreiche nicht so leicht alle seine Feuchtigkeit raube, theils aber auch, daß heftige Regengüsse die Erde nicht wegspülen können.

Im September ist die Weinlese, und die Trauben werden, wenn sie zertreten sind, mit einer Art Alabasterstaub bestreuet, um dem Weine dadurch eine höhere Farbe zu geben a). Weine, die mit gehörigem Fleiße aus der Frucht alter Weinberge gepreßt werden, sind sehr gut und fein, und machen offenen Leib; eine Eigenschaft, die man sonst selten bei solchen Weinen verspüret.

Die Eingebornen trocknen ganze Weintrauben unter der Decke ihrer Zimmer, und verspeisen sie alsdenn im Winter.

In Sapaweine gekochte Wurzeln und Früchte, Bohnen, Wicken, Kichererbsen, so wie auch zweierlei Sorten welsche Bohnen, stehen auf ihrem Küchenzettel bei Gastereien und Festtagen, oben an.

An einigen Oertern siehet man Hanf-, Flachs- und Tobacksfelder, und in den Weinbergen und Gärten werden zuweilen Gartenerbsen gezogen, die aber gemeiniglich nur auf die Tafel der Vornehmen und Reichen kommen.

Auf sumpfige Plätze pflanzen die Minorkaner eine Art Cannes, oder Rohr, das sie zu Dachlatten gebrauchen; und nur in wenigen Gegenden wächst indischer Weizen.

Auch haben sie Zuckerrohr, durch dessen steinharte Samenkörner sie ein Loch bohren, und sich ihre Rosenkränze daraus verfertigen.

Ihre Gärten sind mehr zum Nutzen wie zur Pracht und zum Vergnügen angelegt, und sie ziehen in selbigen alle Jahre verschiedene Küchenkräuter, Wurzeln und eine große Menge Salat.

Im Sommer hat man Pfeffer, Gurken verschiedener Art, Kürbis und sehr schmackhafte Melonen. Weil es aber alsdenn oft in langer Zeit hier gar nicht regnet, und das Land durch die große Hitze ganz dürre wird, so ist in jedem Garten ein tiefer Brunnen angelegt, aus dem der Gärtner vermittelst des Persianrades b) das Was-



a) Herr Lindemann sagt im 57ten Stück dieses Magazins vom v. J. S. 911. Die Minorkaner suchten ihrem Weine, den sie aus rothen und weißen durch einander geschütteten Trauben verfertigten, durch eine gewisse Erde, die man Perelle nennte, die Klarheit zu geben. Ob mein Auctor unter powder of alabaster, eben diese Erde versteht, lasse ich hier unentschieden. Nur bemerke ich, daß Cleghorn darin vom Herrn Lindemann abweicht, daß er sagt, man bestreuete die zertretenen Trauben ehe man sie pressete mit Alabasterstaub, Herr Lindemann hingegen bemerkt, die Perellerde würde erst, wenn die Trauben schon in der Kelter gepreßt worden wären, in das Faß geworfen.

b) Das so genannte Persianrad, hat Herr Lindemann im 57ten Stück dieses Magazins, Seite 898. so deutlich, wie es sich ohne Abbildung in einem Kupferstiche beschreiben ließ, schon beschrieben, deswegen verweise ich hier die Leser auf diese Beschreibung.

ser in ein Bassin, und aus selbigen in steinernen Rennen, auf die zu begiessenden Gartenfelder leitet.

Außer den in England bekanten Früchten wachsen auf Minorka große saftige Granatäpfel, Limonen, Zitronen, Orangen, Mandeln und indische Feigen, von welchen letztern sich oft ganze Familien im September nähren. Der Dornbusch, der diese Feige trägt, wächst wild auf den Felsen, und wird oft zu Gartenhecken gebraucht.

In die Gärten pflanzt man Cypressen, Lorbeerbäume, Pappeln, den ägyptischen Dorn, Rosen, Hundsgift und Feigenbäume, von denen viele zweimal im Jahr die herrlichsten Früchte tragen, und unter deren kühlen Schatten sich oft der müde Landmann erquicket; ferner Palmbäume und Datteln, die hier aber niemals reif werden.

Von den Zweigen des Dattelbaums ziehen die Minorkaner die äußere Rinde ab, und gebrauchen sie am ersten Ostertage zur Zierde bei ihren Processionen; die Kinder aber schlagen in der Palmwoche beständig mit Palmzweigen auf die Erde, welches sie **den Judas schlagen** nennen.

Die Gemüther des Volks sind auch zu dieser Zeit durch die Predigten der Mönche so sehr gegen die Juden aufgebracht, daß es keinem von ihnen, wenn er nicht insultirt oder verspottet werden will, zu rathen ist, sich alsdenn öffentlich sehen zu lassen.

Außer den Gewächsen, die man durch Kultur ziehet, trift man auf dieser Insel noch eine unzählbare Menge wild wachsender einheimischer Pflanzen an. Einige davon sind erst vor nicht gar langer Zeit aus benachbarten Ländern dahin verpflanzt, und wachsen nun wild, wie z. E. die Aloe, die gewiß anfänglich, weil man sie ehemals wie ein Heilungsmittel frischer Wunden sehr hoch schäzte, in den Gärten stand, und kultivirt wurde.

Man findet da auch viele aromatische Pflanzen, die sehr gut auf diesem Boden fortkommen, und durch ihren starken Duft sowohl zur Erhaltung der Gesundheit vieles beitragen, als auch derselben oft sehr nachtheilig sind.

Knoblauch aller Art, ist eine der vorzüglichsten Pflanzen, die dort in so großer Menge wächst, daß selbst die Milch und das Fleisch darnach schmeckt. Man ißt es nicht allein, sondern gebraucht es auch zu Arzeneien.

Alle unangebauete Pläze der Insel sind dicht mit immer grünenden Mastixbüschen, Reinweiden, Mirtenbäumen, wohlriechenden Gummibäumen, Cestus und Rosmarien bewachsen, die die Luft mit den lieblichsten Gerüchen anfüllen.

Außer diesen eben angeführten Bäumen, verschaffen die wilden Oliven und die grünen Steineichen, die beide nie ihr Laub verlieren, dem Vieh Schuz, beides, wider die brennende Hize, und wieder die Kälte, und ihre Blätter dienen ihm zum Futter, wenn die Sonne das Gras versenget hat.

Nach der Beschaffenheit des Landes zu

zu urtheilen, so müßten die Oelbäume auf dieser Insel sehr gut fortkommen, allein die Einwohner bekümmern sich fast gar nicht um deren Anbau, und lassen sich all ihr Oel für schwere Kosten aus fremden Ländern zuführen. Sie sagen zwar, der Olivenbaum käme bei ihnen nie zur Blüthe, weil sie keine Hügel hätten, die ihn schützten, allein solches ist grundfalsch, denn einstmals zwang sie ein spanischer Gouverneur zum Anbau dieser Bäume, und sein Vorhaben würde auch von gutem Erfolg gewesen seyn, wenn seine Nachfolger das Werk mit eben dem Ernste getrieben hätten.

Aus der Frucht des Mastixbaums wird ein Oel gepresset, das man auf den Lampen brennet, und worin arme Leute ihre Fische braten, wenn sie ihm vorher den starken strengen Geschmack durch ein hineingeworfenes Stück Weitzenbrod genommen haben. Mit den Mirtenblättern färbt man das Leder und Zeuge schwarz; und aus den biegsamen Zweigen des Mirtenbaums wird die Flechte oder der Kranz am Persianrade geflochten.

Die besondere Gestalt und Bildung der hiesigen Baumgipfel, scheint von etwas mehr als einem bloßen Ohngefähr herzurühren. Kein minorkanischer Baum wächst zu einer beträchtlichen Höhe. Die Bäume verlieren hier niemals ihr Laub, ihre Gipfel sind breit und buschigt, strecken sich alle horizontal nach Süden hin, und durch den vielen zwischen ihnen wachsenden Epheu, der sich über all um ihre Zweige schlingt, werden sie so dicht, daß man unter ihren Schatten vor Regen und Sonne sicher ist. Hätte auch die Fürsehung dergleichen Zufluchtsörter nicht geschaffen, so wäre es platterdings unmöglich, daß Thiere auf diesen Felsen in der brennenden Sonnenhitze, oder des Winters in dem kalten Winde ausdauren könten.

Da der Regen alle Jahr das dünne Erdreich wegspült, so würde das Land bald ein nackter Felsen seyn, wenn es die Einwohner nicht immer wieder mit verfaulten Pflanzen, Baumblättern und Mist düngten.

Man trift auf der Insel zweierlei Arten Erde an; die eine ist leicht, schwärzlich und fruchtbar, die andere aber schwer, röthlich und unfruchtbar. Auch findet man da eine Art Töpferthon, aus dem die Einwohner Mauersteine, Dachziegel und schlechtes Irdenzeug brennen.

Zum Bauen gebraucht man gewöhnlich einen weichen weißen Sandstein, der leicht zu behauen ist, und sich geschwind und stark mit dem pariser Gips c), den man da, so wie den Leim, in Ueberfluß hat, verbindet. In



c) Der pariser Gips hat von der Hauptstadt Paris seine Benennung erhalten, wo vorzüglich damit gehandelt, und starker Gebrauch davon gemacht wird. Ausser der Vorstadt St. Martin sind einige breite Berge, welche La Bute du Chamont genannt werden, auf deren Gipfeln einige Windmühlen stehen. In diesen Bergen wird aller Gips gegraben, dessen man sich zu Paris zu den Gebäuden sowohl

In manchen Gegenden der Insel, vorzüglich in den nordöstlich liegenden, findet man blos eine Art Schieferstein.

Nahe bei Giudadella sind viele Hölen, in denen eine Menge schöner Tropfstein ist, der Politur annimt. Auch findet man auf Minorka versteinerte Muscheln, aber keine Metalle, ob man gleich auf der daran gränzenden Insel Columba viele Erzgruben hat.

Von den minorkanischen Thieren, führt der Auctor nur allein die eßbaren an.

An Fischen hat das Land großen Ueberfluß. Viele derselben fängt man zu allen Zeiten, andere aber gewöhnlich nur zu gewissen Jahrszeiten in Menge. Am Ende seiner Nachricht von Minorka hat Herr Cleghorn ein Verzeichniß von 95 Fischen mit ihrer minorkanischen Benennung, und Namen, die man davon in den Schriften der berühmtesten Naturforscher antrift, hinzugefügt.

Kühe, Schafe und Ziegen, die den Einwohnern ihre Felle, Wolle und Milch zum Käsen, beides sowohl zu ihrem eigenen Unterhalt, als auch zum Verkauf in Menge liefern, fehlen der Insel auch nicht.

Da man alle Speisen gemeiniglich mit Speck und Oel zubereitet, so macht man hier sehr wenig Butter, indessen ist

wohl, als auch zu den Statüen und Büsten bedienet. Auf den niedrigen Theilen der Berge und den daran gränzenden Ebenen wächst niedriges Gras und folgende merkwürdige Pflanzen: Trifol. Lupulin. Marrub. nigr. fœtid. Coronopus Ruellii, Carduus stellatus, sive Calcitrap. B. & capitulis globosis, Eryngium vulg. C. B. &c. Auf der Oberfläche der Berge weiden viele Schafe, und in den Bergen giebt es eine ungeheure Anzahl Hölen, worin man mehrere Jahrhunderte hindurch Gips gegraben hat.

Die oberste Lage, die gemeiniglich 10 bis 15 oder 20 Fuß dick ist, ist eine Art von gelblicht weißer Seifenerde, mit weißen Streifen oder Adern. Wenn man den Grund dieser aschgrauen Lage erreicht hat, komt man auf die Ader des Steines, woraus man den Gips brennt. Dieser Stein ändert seine Farbe und Härte nach den verschiedenen Stufen seiner Tiefe. Die erste Lage, welche die stärkste ist, ist von einer weißen ins braune oder gelbe fallenden Farbe, hat grobe bröcklichte Körner, deren Substanz ganz aus feinen glänzenden micis oder kristallenartigen Theilchen besteht. Diese Art braucht man, die Steine beim Bauen mit einander zu verbinden. Unter dieser Lage ist eine andre von einer härtern und dichtern Masse, von kleineren und weniger bemerklichen micis. Diese Lage ist aus laminis von 3 bis 6 oder 8 Zollen zusammen gesetzt, welche durch Schichten von der erwähnten aschgrauen Erde abgesondert sind. Diese dünne Lagen von hartem Steine sind voll blaulichter harter Adern, welche horizontal laufen. Man kan sie nicht besser beschreiben, als wenn man sie mit dem ludo Helmontii oder den Wachsadern vergleicht, welche man in großer Menge um Sydenham, nahe bei London und verschiedenen andern Orten antrift. Aus der letzt erwähnten Lage wird der feinste und härteste Gips bereitet, mit welchem man die Statüen und Büsten zu bewerfen pflegt.

Zwischen

ist doch die minorkanische Art zu buttern, ganz besonders, und verdient, hier mit wenigem bemerkt zu werden. Sie kochen die Molken, die sie aus der dicken Milch, woraus sie Käse machen, gepreßt haben, füllen immer die sich oben setzende Haut ab, und wenn sie genug davon haben, treten sie selbige mit den Füßen, oder klopfen sie mit den Händen, bis sie Butter erhalten. Hierauf schütten sie kaltes Wasser in das Gefäß, nehmen die oben schwimmende Butter ab, waschen sie, und setzen sie so lange ans Feuer, bis alle wässerigte Theile davon weggedunstet sind. Eine auf diese Art gemachte Butter, ist, wenn sie kalt geworden, so dick wie dickes Oel, und schmecket süßlich.

Das Hammelfleisch ist hier im Frühling am schmackhaftesten; jedoch wird sowohl Hammel- als Rindfleisch, ob es gleich gewöhnlich sehr mager ist, zu jeder Jahrszeit verspeiset.

Die Ziegen schlachtet man vom September bis in den Jenner, allein Ziegenfleisch ist eine Speise geringer und armer Leute.

Schweinefleisch wird vom September bis zur Fastenzeit gegessen, und es hat vor allem übrigen Fleische den Vorzug.

Speck kan man immer haben. Man isset es gekocht oder roh zum Frühstück; auch kochen die Minorkaner oft Specksuppen, und machen Schweinefleischwürste, die den Bologneserwürsten an Geschmack nichts nachgeben.

Kanin-

Zwischen diesen verschiedenen Steinlagen findet man häufig einen glänzenden und durchsichtigen Stein von Topasfarbe, welcher aus dünnen laminis bestehet und pyramidenförmig ist. Von diesem Steine giebt es zweierlei Arten, davon die eine, welche in sehr großer Menge gefunden wird, viel härter, weniger durchsichtig, und dem Auge bei weitem nicht so angenehm ist als die andre. Jene Art, welche Tartre genannt wird, trift man zwischen der untersten Lage von Gipsstein an, und brennt aus derselben, so wie aus dem Gipsstein dem sie anklebt, Gips. Diese feinere Sorte aber wird von den Arbeitsleuten herausgelesen und aufgehoben, um Gold und silberne Spitzen damit zu reinigen. In dieser Art entdecket man, wenn man sie gegen das Licht hält, und das Auge auf ihre glatte Oberfläche wirft, Adern von den schönsten Farben, als grüne, rothe, gelbe, blaue, purpurrothe u. s. w. Ihre Form ist immer pyramidalisch. Gemeiniglich findet man zwei von diesen Steinen mit einander verbunden. Der gemeine Mann nennt solchen Stein Geé, und unter Kennern ist er unter dem Namen Lapis Selenites bekant.

Die Art, diese Steine zu brennen, ist folgende: Man bricht die großen Stücke in kleinere, legt davon einen Haufen, 15 Fuß breit und 10 Fuß hoch zusammen, und läßt in demselben vier oder fünf gewölbte Hölungen, in welche man brennende Holzscheide legt.

Bei dem Brennen wird vorzüglich viele Sorgfalt erfordert, damit die Steine nicht zu hart gebrannt werden, weil der Gips in diesem Falle sehr schlecht geräth. Findet man, nachdem das Feuer ausgelöscht ist, Stücke, die nicht genug gebrannt sind, (welches man an der weißlichen Farbe erkent,) so brennt man sie noch einmal, indem man sie auf den Gipfel eines andern Haufen legt.

Kaninchen trift man hier in Menge an, so wie auch Zaunigel und Landschildkröten, die sich arme Leute zuweilen kochen und essen.

Das zahme Geflügel der Minorkaner bestehet aus kalekutischen Hähnen, gemeinen Hähnen und Hünern, Gänsen und Enten.

In den Hölzungen und auf den Feldern halten sich Ringeltauben, roth geflügelte Rebhüner, Steinvögel, Wachteln, Amseln, Sperlinge, Nachtigallen, Goldfinken, und eine unzählbare Anzahl andere kleine Vögel auf.

Auf den Sümpfen und Morästen siehet man verschiedene Arten wilde Enten, Krückenten und Wasserhüner. Eisvögel halten sich gemeiniglich am Seeufer auf, und Felsentauben brüten ihre Eyer in den von den Wellen des Meeres am Felsen ausgespülten Hölen und Felsenritzen aus.

Außer allen diesem Geflügel finden sich in Sommer auf Minorka Schwalben, Stein- und Sandschwalben, Turteltauben, Fliegenschnepper, wilde Schwäne und Lerchen ein, die aber, nachdem sie ihre Jungen ausgebrütet haben, bei Annäherung des Herbstes, die Insel wieder verlassen.

Am Ende des Octobers kommen allerlei Schnepfen, Rothflügel, Krametsvögel, Kibitze, Grünspechte, Staare, ausländische Wachteln, Finken und Wachtelkönige an, und bleiben den Winter über da.

Zuweilen lassen sich daselbst auch Kraniche, wilde Gänse und Curilinen nieder, gleichsam, als wolten sie sich hier zu einer weitern Reise erst ein wenig ausruhen, und bei dieser Gelegenheit schießen sie denn oft die Einwohner.

Man hat bemerkt, daß das Fleisch der Landvögel gemeiniglich stark nach Mastix oder Knoblauch schmecket, und die Wasservögel schmecken alsdenn am besten, wenn man sie bei ungestümen Wetter schießt, da sie wegen Sturm nicht auf die See fliegen können, und keine Fische fressen.

Manche arme Familie nährt sich hier blos von Schnecken, die sie sich so lange aufbewahrt, bis sie ihren Erdgeschmack verloren haben.

Man findet diese Schnecken klumpenweise an einander hängend in den Erdspalten und Felsenritzen, und vermuthlich nannten sie die Römer auch deswegen cochleæ cavaticæ. Es ist aber falsch, wenn Plinius von ihnen sagt, daß sie ihre Hölen gar nicht verließen, und daß man sie nie auf Gewächsen anträfe, denn bei feuchtem Wetter sitzen sie an den Stengeln der Goldwurzel, an den Weinreben und andern Pflanzen.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

11tes Stück.

Montag, den 5ten Februar 1781.

## Kurze Nachricht von der Insel Minorka.

(Schluß.)

Die Minorkaner sind gewöhnlich mager, aber gut gebauet, stark und thätig; von mittelmäßiger Statur und olivenfarbig. Die meisten haben schwarze krause Haare, viele aber braune, und einige rothe. Das junge Volk ist entweder sanguinischen oder cholerischen Temperaments, und ältere Leute werden trocken und mager, und was die Alten **schwarzgallicht** nannten. Der geringste Zufall kan sie alsdenn gleich ängstigen und ganz mismüthig machen, und sie vergeben oder vergessen nie eine Beleidigung, sie mag so klein und unbeträchtlich seyn, wie sie will.

Mit ihren Nachbaren und Anverwandten leben sie beständig in Zwist, und ihre Zänkereien rühren fast immer von so geringen Kleinigkeiten her, die andere Leute nicht einmal würden bemerkt haben. Haben sie auf Jemand einen Haß geworfen, so hört selbiger selbst mit dem Tode nicht auf, sondern pflanzt sich vom Vater auf den Sohn fort.

Sie erreichen kein so hohes Alter, als die Bewohner der mehr nördlich liegenden Himmelsstriche, sterben aber auch nicht früher wie ihre nicht weit von ihnen entlegene Nachbaren.

Ihre Mädchen werden früh mannbar, und ihre Frauen früh unfruchtbar.

Beide Geschlechter sind außerordentlich verliebt, sie verheirathen sich oft in ihrem vierzehnten Jahr, und es ist gar nichts seltenes, daß man zuweilen noch jüngere Kinder in Liebeshändeln ertappt.

Die Weiber haben leichte Geburten, und einige Tage nach ihrer Niederkunft, verrichten sie ihre häuslichen Geschäfte schon wieder. Armer Leute Weiber stillen ihre Kinder oft zwei bis drei Jahr.

Das feinste sehr gut ausgebackene Weizenbrodt, macht die Hälfte des Unterhalts der Minorkaner aus, und Reis, Hülsenfrüchte, Kräuter, Wurzeln, Früchte, eingemachte Oliven, und die Schaalen vom indischen Pfeffer, nehmen bei der andern Hälfte ihrer Nahrungsmittel einen so großen Platz ein, daß kaum ein Fünftheil davon für

Fleisch übrig bleibt, und auch dieses Fünftel bestehet mehr aus Fischen, wie aus anderm Fleisch.

Des Freitages und an andern Fasttagen enthalten sich die Minorkaner alles Fleischessens.

In den Fasten leben sie blos von Vegetabilien und Fischen, und essen alsdenn nur des Sonntages, wenn sie besondere Erlaubniß dazu erhalten haben, Eyer, Käse und Milch.

Ihre Gerichte sind gemeiniglich sehr kräftig zubereitet, stark gewürzt, einige mit Safran gefärbt, andere aber auch mit Honig oder Zucker gesüsset. Knoblauch, Zwiebeln und Lauch, sind indessen Ingredienzien die man an alle Speisen thut.

Sie gebrauchen das Oel nicht allein zum Salat, sondern kochen und braten auch Fische, allerlei Grünigkeiten und Hülsenfrüchte darin.

Der Bauern ihr gewöhnliches Frühstück ist ein mit Oel beschmirtes und mit ein wenig Salz bestreuetes Stück Weizenbrodt, das bei ihnen Oleagua heißt.

Ob gleich die gewöhnlichen Mahlzeiten nicht prächtig sind, so herrscht dagegen doch bei ihren Gastereien an Fest- und Feiertagen eine unglaubliche Verschwendung.

Das Gastgebot eines minorkanischen Landpächters an seinem Hochzeitstage, würde man in England für eine Fabel halten.

Jeder Minorkaner, weß Standes er auch ist, trinket bei Tische sein Glas Wein, und ob schon Trunkenheit bei ihnen selten ist, so pflegen sich doch zuweilen gemeine Leute in Aniswasser zu betrinken.

Bei der brennenden Hitze im Sommer, trinken sie viel Wasser, das aber gemeiniglich schlecht ist. Ihre Cisternen sind selten rein, und das Bach- und Quellwasser ist so hart, daß man es so wenig zum Waschen als zum Kochen gebrauchen kan.

Die Landeseinwohner lieben den Toback so sehr, daß man sie fast nie, ohne die Pfeife im Munde zu haben, siehet.

Nach der Mittagsmahlzeit pflegt jeder im Sommer eine oder zwei Stunden zu schlafen, und viele thun solches auch im Winter.

Die Festtage machen hier den vierten Theil vom Jahre aus, und ob es gleich verboten ist an diesen Tagen zu arbeiten, so sind doch Lustbarkeiten und Ergötzlichkeiten an selbigen erlaubt.

Beinahe der ganze Tag wird alsdenn in den Kirchen und mit Processionen hingebracht, und des Nachts bringen die jungen Mannsleute ihren geliebten Serenaden auf der Guitarre, wozu sie ein selbst gemachtes Liebesliedchen singen, die Alten aber amüsiren sich unterdessen zu Hause mit Musik und Kartenspiel.

In der Zwischenzeit zwischen Herbst und Weinlese, werden auf Minorka verschiedene öffentliche Lustbarkeiten angestellet, zu denen Männer und Frauen, Kinder, Alte und Junge von allen Orten herbeieilen. Der strengen Hitze in dieser Jahrszeit ohnerachtet,

tan-

tanzen sie alsdenn des Mittags bis an den andern Morgen auf den heißen Felsen, und erleuchten den Platz durch ein in der Mitte desselben angezündetes Freudenfeuer.

Gegen Johannistag wird in dem Hafen zu Mayon ein Bootrennen gehalten, das ich aber hier, da es Herr Pastor Lindemann im 48ten Stück dieses Magazins vom v. J. S. 759. schon beschrieben hat, mit Stillschweigen übergehe.

Zur Carnevalszeit ist das Volk ganz ausgelassen, und es überläßt sich alsdenn allen nur möglichen Ausschweifungen. Die letzte Carnevalswoche gleicht mehr den Bachanalien der Alten, wie der Lustbarkeit einer civilisirten Nation, denn alsdenn sind alle Straßen Tag und Nacht mit Masken im lächerlichsten Anzuge angegefüllet, die ein wildes Geschrei machen, schießen, singen, unharmonisch auf der Zither spielen, unzüchtige Zoten treiben, und sich überhaupt alle nur möglichen Laster erlauben.

In der letzten Nacht vor den Fasten schlachtet jede Familie ein Schaf, oder ein Lamm ein, und bereitet sich zu guter letzt noch bei einem reichlichen Gastgebote, bei dem tüchtig gegessen und gezecht wird, zu den langen Fasten vor.

Die große Verehrung, die das Volk fürs Alterthum hegt, und weil es ehemals wenig Umgang mit andern Nationen hatte, ist der Grund, daß sich viele alte Gebräuche und Gewohnheiten unter ihm erhalten haben. Dahin gehören zum Beispiel die Wett- oder Wechselgesänge, die noch unter den minorkanischen Bauern üblich sind. Einer singt nemlich aus dem Stegreife zu seiner Guitarre einige Verse, ein anderer, antwortet ihm spielend und singend auf eben die Weise darauf, sucht ihn zu übertreffen oder lächerlich zu machen, und das Spiel daurt so lange, bis sich einer von beiden ganz erschöpft, und dem andern den Sieg zuerkant hat.

Solte dieses nicht noch ein Ueberbleibsel der Carminum amœbæorum der Griechen seyn, die Theocrit und Virgil in einigen ihrer Hirtenlieder nachgeahmt haben?

Liebhaber werfen ihre Geliebten, zum Zeichen ihrer gegen sie tragenden Liebe und Hochachtung mit Orangen a), und die Gewohnheit auf Hochzeiten sich einander mit Nüssen oder Mandeln zu werfen b), ist auch noch ein Ueberbleibsel des Alterthums, so wie auch ihre Todtenklagen über einen Verstorbenen, mit dem Grabliede im Lucretz c) völlig überein kommen.

Ihre Todten werden in einem offnen zum allgemeinen Gebrauch bestimten Sarge, nach dem Begräbnißorte getragen, daselbst aber wieder aus dem Sarge genommen, und ohne weitere Umstände in die Gruft geworfen, gleich-



a) Malo me Galathea petit lasciva puella. Virg. Eclog. III.
b) Sparge marite nuces. Eclog. VIII.
c) Lib. VII.

gleichfalls, eine Gewohnheit, die der, wie die alten Römern bei gewissen Gelegenheiten ihre Verstorbenen zu beerdigen pflegten, völlig gleicht d).

Jedoch zeigt sich ihre Liebe zu alten Gewonheiten in keinem Stücke evidenter, als bei dem Haarputz ihrer Weiber und Töchter. Alle Minorkanerinnen binden ihr Haar, gegen die Gewonheit der ihnen benachbarten Völker, die Majorkanerinnen allein ausgenommen, hinten am Kopfe in einen langen Zopf zusammen, und ist ihr eigen Haar nicht hinreichend dazu, so nehmen sie falsche Haare zu Hülfe, denn nichts ist hier unanständiger, als kurzes dünnes Haar zu haben.

Schließlich ist noch zu bemerken, daß die jetzigen Einwohner von Minorka noch eben so geschickt mit der Schleuder werfen können, wie ihre Vorfahren, von denen erzählt wird, daß sie die Römer mit einem Steinregen ihrer Schleudern, von ihren Küsten getrieben haben e).

Ihre Art und Weise, die Ochsen zu schlachten, verdient auch in allem Betracht unserer Schlächter ihrer Methode, die den Ochsen mit dem Beil erst vor den Kopf schlagen, vorgezogen zu werden. Sie stoßen nemlich dem Ochsen am hintern Theile des Kopfes (occiput) ein scharfes spitziges Messer in das Rückenmark, (medulla spinalis) so sinkt er gleich zu Boden, und alsdenn wird ihm, wie es unsere Schlächter machen, die Kähle abgeschnitten.

Hannover. G. F. Wehrs.

d) Cornelius Nepos, in Vita T. Pomp. Attic. in fine. Elatus est in lecticula, ut ipse praescripserat, sine ulla pompa funeris, comitantibus omnibus bonis, maxima vulgi frequentia. Hor. lib. I. sat. 8. v. 12.

e) Flor Lib. III. cap VIII. Baleares per idem tempus insulæ piratica rabie corruperant maria. Homines feros atque sylvestres mireris ausos a scopulis suis saltem maria prospicere. Adscendere etiam inconditas rates, & prænavigantes subinde inopinato impetu terruere. Sed quum venientem ab alto Romanam classem prospexissent, prædam putantes, ausi etiam occurrere, & primo impetu ingenti lapidum saxorumque nimbo classem peruere.

Tribus quisque fundis præliatur; certos esse quis miretur ictus? quum hæc sola genti arma sint, id unum ab infantia studium. Cibum puer a matre non accipit, nisi quem ipsa monstrante percussit.

---

## Anatocismus inversus.
### Oder:
## Regul, Zinse auf Zinse auf eine verkehrte, jedoch auf die kürzeste und leichteste Art auszurechnen.

Zinse auf Zinse? Diese ist ja in der ganzen Christenheit verboten, und warum wollen wir uns dann um die Art, selbige zu berechnen, bekümmern?

mern? — Der Vordersatz ist wahr, der Schluß aber sehr schlecht. Meine Absicht ist nicht, eine Lobschrift über das Interusurium zu verfertigen, denn ich hoffe, daß jeder Kenner desselben mit mir darin einig ist, daß diese Rechnung, welche ins Unendliche gehet, nicht nur die Kentniß der Zahlen ungemein erweitere, sondern daß man ohne dieselbe in der politischen Rechenkunst nicht fortkommen könne, anderer Vortheile nicht einmal zu gedenken.

Der Wucher mit Zinsen auf Zinsen war den Griechen und Römern schon bekant, welches die Namen Anatocismus (von τόκος) und Interusurium beweisen: wie mögen sie aber gerechnet haben? Die Griechen insonderheit waren gute Recheanmeister, denn ohne diese Kunst hätte kein Archimedes unter ihnen entstehen können, und die Art der Römer, mit 7 Ziffern zu rechnen, bleibt noch immer bewundernswerth, und wenn es auf die Kürze ankommen soll, für uns ein Räthsel. Ihre Geschicklichkeit läßt mit der grössesten Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß sie gewisse Vortheile gefunden, diese erstaunend weitläuftige und mühsame Arbeit einigermaaßen abzukürzen. Ich will den ersten Vortheil beschreiben, den die Griechen und Römer bei der Wucherrechnung nicht verfehlen konten, und den noch itzt ein jeder selbst finden wird, der sich an die Stelle des Erfinders setzet. Wir wollen diese Erfindung in folgender geringen Aufgabe aufsuchen:

Was betragen $1367\frac{1}{4}$ Rthlr. zu 6 procent in 6 Jahren an Capital, Zinsen und Zinseszinsen?

Wir wollen einmal alle Vortheile bei Seite setzen, und bei der alten Methode bleiben, die noch heutiges Tages in den mehresten niedrigen Schulen höchstens mit dem Prügel demonstrirt wird. Nach derselben werden wir jedes Jahr einzeln ausrechnen, und zuletzt einen Bruch bekommen, dessen Nenner aus 13 Zahlen bestehet, und gesetzt, wenn diese Aufgabe bis 200 Jahr ginge, so würde der Nenner aus 401 Zahlen bestehen. Ich mögte wol fragen: Wie viel Ellen wird jede Reihe Zahlen lang werden, und wie viel Monat gehören dazu, ein Resultat heraus zu bringen, von dessen Richtigkeit wir doch nimmermehr überzeugt seyn können?

Mitten in dieser Schweiß austreibenden Arbeit werden wir finden, daß in jedem Jahre, wenn nur die Brüche nicht aufgehoben sind, die Zahlen des vorigen Jahrs wieder zum Vorschein kommen, und daß wir z. E. in 200 Jahren 199 facta zum infecto machen, oder 199 mal vergeblich multipliciren, und eben so viel mal vergeblich dividiren würden. Vergeblich? Nun, so werden wir selbst den Schluß machen, daß es besser sey, die Aufgabe nur blos in ihrer natürlichen Ordnung anzusetzen, und nur einmal zu multipliciren und zu dividiren, und nach diesem Versuch werden wir vorstehende Aufgabe in folgender Ordnung ansetzen:

 100

100 — 106
100 — 106
100 — 106
100 — 106
100 — 106
100 — 106
was thun $1367\frac{3}{4}$?

Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Griechen oder Römer nicht wenigstens diese schon ziemlich vortheilhaftere Art solten erfunden haben, und wenn diese Vermuthung ihre Richtigkeit hat, so will ich bei dieser Gelegenheit die Frage aufwerfen: Wie alt mag die Kettenregel wol seyn, von der im gegenwärtigen Jahrhunderte unterschiedliche für Erfinder haben angesehen seyn wollen? Denn hier ist das ächte Formular der Kettenregel.

Da ich nur mit Wahrscheinlichkeit behaupte, daß die Griechen und Römer sich dieser Methode bedienet haben, so kan ich nicht mit Gewißheit sagen, ob ihnen nicht eine noch kürzere Methode bekant gewesen. So sehr indeß auch dieser beschwerliche und lange Weg verkürzet war, so blieb er doch noch lang genug, und man fand ihn noch kürzer durch die geometrische Progression. Allein, auch nach dieser Methode blieb noch viele Beschwerlichkeit übrig, bis endlich durch Hülfe der arithmetischen und geometrischen Progression die logarithmischen Tabellen erfunden, und durch diese Erfindung dem beschwerlichen Multipliciren abgeholfen wurde. Hiermit nun fällt die ganze Arbeit sehr ins Kurze, nur Schade, daß man nicht allemal versichert ist, ob man eine richtige oder nachgedruckte und schlecht corrigirte Ausgabe besitze, noch mehr Schade aber, daß in den gewöhnlichen Rechenbüchern, die in den niedrigen Schulen gebraucht werden, gar keine Anweisung dazu gegeben wird, und daß man sich daselbst sorgfältig hütet, der Jugend auch nur den geringsten Vorschmack beizubringen, von dem, was mit der höhern Rechenkunst einigermaaßen verwandt ist.

Nachbeschriebene Methode wird hoffentlich denenjenigen eine große Erleichterung seyn, die nicht anders, als mit der allerbeschwerlichsten und weitläuftigsten Art durchzukommen wissen. Sie empfiehlt sich wegen ihrer Kürze und Deutlichkeit, und bestehet hauptsächlich im Addiren. Ich nenne sie verkehrt, einmal weil mir überall kein Name davon bekant ist, und ich sie also nennen kan, wie ich will; dann auch, weil sie in Ansehung der Frage gerade das Gegentheil von den bekanten Arten ist; endlich habe ich auch den uralten Namen der verkehrten Regeldetri vor mir, welchen noch Niemand geändert hat, ob man sie zwar itzt nach der Regula conjuncta bearbeitet.

Dieser Anatocismus inversus nun bestehet darin, daß man frägt:

**Wie viel Jahre werden dazu erfordert, wenn ein gewisser Fond, der würklich durchs Interusurium steigt, bis auf eine gewisse Höhe kommen soll?**

anstatt

anstatt daß man nach der gewöhnlichen Art frägt:

**Wie groß wird das Capital in gewissen Jahren?**

Mir deucht, bei Errichtung eines Instituts, das sich aufs Interusurium gründen soll, ist die erste Frage natürlicher und die Antwort angelegener als die letzte, insonderheit wenn sie, wie hier, geradezu beantwortet werden kan. Das ganze Gebäude dieser Rechnungsart bestehet in einer kurzen Tabelle, welche jedoch ihrer Kürze ungeachtet ins Unendliche gehet, und wovon folgende Tabelle als ein schon hinreichender Auszug zum Muster dienet.

## Wenn der Zinsfuß ist

| Das Capital steigt aufs | 3 procent in | | | | 4 procent in | | | | 5 procent in | | | | 6 procent in | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Jahren | Tagen | Stunden | Minuten | Jahren | Tagen | Stunden | Minuten | Jahren | Tagen | Stunden | Minuten | Jahren | Tagen | Stunden | Minuten |
| Duplum — | 23 | 162 | 22 | 30 | 17 | 244 | 5 | 30 | 14 | 74 | 1 | 2 | 11 | 326 | 3 | 19 |
| Triplum — | 37 | 60 | 6 | 3 | 28 | 3 | 22 | 46 | 22 | 185 | 15 | 22 | 18 | 310 | 15 | 41 |
| Quintuplum — | 54 | 162 | 13 | 8 | 41 | 12 | 16 | 32 | 32 | 360 | 8 | 41 | 27 | 224 | 6 | 17 |
| Septuplum — | 65 | 303 | 1 | 40 | 49 | 222 | 16 | 36 | 39 | 321 | 16 | 21 | 33 | 141 | 21 | 39 |

### Anmerkungen, Grundsätze und Regeln.

A. Es scheint beim ersten Anblick dieser Tabelle etwas überflüßiges zu seyn, bis auf Minuten zu rechnen, weil an einer solchen Genauigkeit selten gelegen ist. Indes war bei Rechnungen, die sich ins Unendliche fortpflanzen, diese Genauigkeit nöthig, weil sich sonst zuletzt Jahre verlieren.

B. Um die äußerste Genauigkeit nach aller Möglichkeit zu beobachten, habe ich, um der Schaltjahre willen, das Jahr zu $365\frac{1}{4}$ Tage gerechnet.

C. Um aufs Duplum zu steigen, erfordern 200 Rthlr. nicht mehr und nicht weniger Zeit als 100 Rthlr. Wenn ich also die Zeit weiß, in welcher aus 100 Rthlr. 200 werden, und diese 200 Rthlr. als ein neues Capital betrachte, so weiß ich, daß die Zeit von 200 bis zu 400 Rthlr. der ersten Zeit völlig gleich seyn wird. Eben so sind die Intervallen von 300 zu 900, und von 900 zu 2700 u. s. w. nicht größer und nicht kleiner, als die von 100 bis 300. Also sind auch die Intervallen von 100 zu 500, von 500 zu 2500, von 2500 zu 12500 u. s. w. in geometrischer Proportion gleich groß, und also gehts mit allen Intervallen bis ins Unendliche.

D. Aus dieser ungekünstelten Beschreibung, die auch Ungeübte, (und für

für solche schreibe ich dieses Blatt,) leicht begreifen können, folget dieser Schluß: **Wenn ich 2, 3, oder mehrere *Quotupla* in einander multiplicire, und deren Zeiten zusammen addire, so ist die durch die Addition entstandene Zahl die Zeit des durch die Multiplication entstandenen *Quotupli*.** Dieses wird sich durch Aufgaben am besten erläutern.

## Erste Aufgabe.

Wie viel Zeit gehört dazu, daß ein Capital oder Fond zu 3 pro Cent mit Zinsen und Zinseszinsen aufs Vierfache komme?

**Regel.** Man nimt aus der Tabelle das Duplum mit seiner Zeit 2 mal, multiplicirt das Duplum, und addirt die Zeit, wie vorher gesagt, in folgender Forme:

| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 2fach | in | 23 | J. | 162 | T. | 22 | St. | 30 | M. |
| 2 | – | 23 | – | 162 | – | 22 | – | 30 | – |
| multipl. | add. | | | | | | | | |
| Fac. 4fach | in | 46 | J. | 325 | T. | 21 | St. | — | M. |

Hierin bestehet die ganze fürchterliche Arbeit. Will ich hieraus das 8fache wissen, so setzt man wieder

| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 4fach | in | 46 | J. | 325 | T. | 21 | St. | — | M. |
| 2 | – | 23 | – | 162 | – | 22 | – | 30 | – |
| mult. | add. | | | | | | | | |
| Fac. 8fach | in | 70 | J. | 123 | T. | 13 | St. | 30 | M. |

Und so verfährt man, wenn man aus diesem 8fachen Capitale ein 16, 32, 64faches &c. machen will.

## Zweite Aufgabe.

Wie viel Zeit erfodert ein Capital à 4 pro Cent, um es aufs 3fache, 9fache, 27fache u. s. w. zu bringen?

| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 3fach | in | 28 | J. | 3 | T. | 22 | St. | 46 | M. |
| 3 | — | 28 | – | 3 | – | 22 | – | 46 | – |
| mult. | add. | | | | | | | | |
| Fac. 9fach | in | 56 | J. | 7 | T. | 21 | St. | 32 | M. |
| Ferner 3 | – | 28 | – | 3 | – | 22 | – | 46 | – |
| mult. | add. | | | | | | | | |
| Fac. 27fach | in | 84 | J. | 11 | T. | 20 | St. | 18 | M. |

Der Schluß folgt künftig.

# Hannoverisches Magazin.

12tes Stück.

Freitag, den 9ten Februar 1781.

## Anatocismus inversus.
### Oder:
### Regul, Zinse auf Zinse auf eine verkehrte, jedoch auf die kürzeste und leichteste Art auszurechnen.

(Schluß.)

### Dritte Aufgabe.

In wie viel Zeit wird ein Capital à 5 pro Cent aufs 10sache kommen?

| | | | J. | T. | St. | M. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | 5fach | in | 32 J. | 360 T. | 8 St. | 41 M. |
| | 2 : | – | 14 : | 74 : | 1 : | 2 : |
| | mult. | | add. | | | |
| Fac. | 10fach | in | 47 : | 69 : | 3 : | 43 : |
| Also | 10 : | – | 47 : | 69 : | 3 : | 43 : |
| | mult. | | add. | | | |
| Fac. | 100fach | in | 94 J. | 138 T. | 7 St. | 26 M. |

E. Wenn man die Zeit einer sehr großen Summe wissen will, so versucht man, ob sich das verlangte Quotuplum mit der Zahl eines in der Tabelle stehenden Quotupli, welche wir Exponenten nennen wollen, heben läßt; man hebt, wo möglich, das verlangte Quotuplum mit einem oder mehreren dieser Exponenten ganz auf, und verfährt übrigens wie vorhin.

### Vierte Aufgabe.

In wie viel Zeit wird ein Capital zu 5 pro Cent 210fach?

Weil diese Zahl mit den Exponenten 2, 3, 5 und 7 aufgehet, so setzt man diese Exponenten mit ihrer Zeit.

| | | | J. | T. | St. | M. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | 2fach | in | 14 J. | 74 T. | 1 St. | 2 M. |
| | 3 : | – | 22 : | 186 : | 15 : | 22 : |
| | 5 : | – | 32 : | 360 : | 8 : | 41 : |
| | 7 : | – | 39 : | 321 : | 16 : | 21 : |
| | mult. | | add. | | | |
| Fac. | 210fach | in | 109 J. | 212 T. | 5 St. | 26 M. |

### Fünfte Aufgabe.

Wie viel Zeit wird erfodert, wenn ein Capital zu 5 pro Cent aufs 78125fache steigen soll?

Da diese Zahl in 7 malen durch 5 ganz aufgehet, so setzt man aus der Tabelle

5fach in 32 J. 36 T. 8 St. 41 M.

entweder 7 mal nach einander und verfährt wie vorhin, oder multiplicirt diese Zeit mit 7. Das Resultat ist: In 230 J. 331 T. 0 St. 47 M. wird das Capital 78125fach, oder aus 100 Rthlr. werden in dieser Zeit 7 Millionen und 812,500 Rthlr.

F. Man wird leicht einsehen, daß die Kenntniß der geometrischen Progression diese Arbeit sehr erleichtere. Ich bin nicht gewillet, denenjenigen, die damit nicht umzugehen wissen, und doch einige Kenntniß vom Anatocismo haben sollen und wollen, die Sache schwer zu machen; indessen wird es doch einem jeden leicht seyn, von jedem Exponenten eine geometrische Progression von einigen wenigen Terminis zu verfertigen, woran man in größester Geschwindigkeit ersehen kan, was für Zahlen man addiren soll. Auch wird man vorstehende Tabelle etwas, z. E. mit den Exponenten 4, 6, 8, 9 und 10 erweitern können, weil dadurch die Arbeit noch kürzer wird. Ich habe mich nur auf 4 Exponenten eingeschränkt, um zu zeigen, daß alles darin enthalten, was man wissen will, dann auch, um mich nach der beliebten Kürze des Magazins zu richten.

G. Wie ist aber nach dieser Regel die Zeit eines vervielfältigten Capitals zu finden, wenn die gegebene Zahl durch diese 4 Exponenten nicht aufgehet?

Man nimt eine Zahl, die 1, 2 oder 3 Unitäten kleiner oder größer ist als die aufgegebene, mithin eine falsche, jedoch eine solche Zahl, die gewiß aufgehet, und verfährt damit nach vorbeschriebener Art. Der Fehler oder Ueberschuß wird durch die Reguldetri in einem Satze gesucht, und zu der zuerst gefundenen falschen Zahl entweder addirt, oder von derselben abgezogen.

### Sechste Aufgabe.

Ein Fond zu 4 pro Cent soll 61 mal so groß werden. Wie viel Zeit gehört dazu?

61 ist 2x2x3x5+1. also setze

| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 2fach | in | 17 | J. | 244 | T. | 5 | St. | 30 | M. |
| 2 | – | 17 | : | 244 | : | 5 | : | 30 | : |
| 3 | – | 28 | : | 3 | : | 22 | : | 46 | : |
| 5 | – | 41 | : | 12 | : | 16 | : | 32 | : |
| mult. | | add. | | | | | | | |
| 60fach | in | 104 | J. | 139 | T. | 20 | St. | 18 | M. |

Die

Dieses ist die Zeit des 60fachen Capitals, oder aus 100 Rthlr. sind in dieser Zeit 6000 Rthlr. geworden; nun fehlen noch 100 Rthlr., und es wird gefragt, in wie viel Tagen solche von 6000 Rthlr. aufkommen? Wenn nun 4 Rthlr. Zinse auf 100 Rthlr. Capital 365¼ Tage Zeit erfodern, so gehören zu 100 Rthlr. Zinse auf 6000 Rthlr. Capital — 152 T. 4 St. 30 M.

| | | |
|---|---|---|
| Hierzu die vorige Zeit | — | 104 J. 139 T. 20 St. 18 M. |
| Summa 61fach in | — | 104 J. 292 T. 0 St. 48 M. |

## Siebende Aufgabe.

In wie viel Zeit komt ein Capital zu 5 pro Cent aufs 62fache?

62 ist 3×3×7 ÷ 1. Also setze

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| 3fach | in | 22 J. | 186 T. | 15 St. | 22 M. |
| 3 = | – | 22 = | 186 = | 15 = | 22 = |
| 7 = | – | 39 = | 321 = | 16 = | 21 = |
| mult. | add. | | | | |
| 63fach | in | 84 J. | 329 T. | 23 St. | 5 M. |

Weil nun in diesem 63fachen Capital 100 Rthlr. zu viel enthalten sind, so muß für solche die Zeit abgerechnet werden, in welcher sie entstanden sind: und wenn auf 100 Rthlr. Capital in 365¼ Tagen 5 Rthlr. Zinsen entstehen, so entstehen nach demselben Verhältniß 100 Rthlr. Zinsen auf 6200 Rthlr. Capital in 117 T. 19 St. 45 M. Dieses ist also die Zeit, welche für das 63fach abgezogen werden muß, nemlich

| | | |
|---|---|---|
| Von 63fach | in | 84 J. 329 T. 23 St. 5 M. |
| ÷ 1fach | in | — J. 117 T. 19 St. 45 M. |
| Bleiben 62fach | in | 84 J. 212 T. 3 St. 20 M. |

H. Um ein Muster von einer entsetzlichen Vermehrung des Capitals in nicht sehr langer Zeit nach vorstehender Tabelle zu geben, so sey es folgende

## Achte Aufgabe.

Es steigt ein Capital zu 6 pro Cent 7 mal nach einander aufs Septuplum, das ist, aufs 823543fache. Wie viel Zeit gehört dazu?

Da der Exponent 7 in dem verlangten Quotuplo 7 mal aufgehet, so darf die Zeit des Exponenten, an statt sie in 7 Reihen zu addiren, nur einmal mit 7 multiplicirt werden, nemlich

| | |
|---|---|
| 33 J. 141 T. 21 St. 39 M. | (7 mult. |
| Fac. 823543fach in — 233 J. 262 T. 19 St. 33 M. | |

oder aus 100 Rthlr. werden in dieser Zeit 82 Millionen 354,500 Rthlr.

I. Die gewöhnliche Frage beim Interusurio ist diese: Wie hoch komt ein gewisser Fond, z. E. 300000 Rthlr. zu 4 pro Cent in gewissen, z. E. 50 Jahren? Diese Frage wird aus der Tabelle nach eben dieser Methode eben so kurz und so leicht beantwortet. Denn ich finde in der Tabelle, daß der Fond in 49 Jahren 222 Tagen 16 Stunden 36 Minuten aufs 7fach, oder daß 100 Rthlr. auf 700 gekommen. An dem 50ten Jahre aber fehlen noch 142 Tage 13 $\frac{2}{5}$ Stunden, in welcher Zeit diese 700 Rthlr. nach der einem jeden Anfänger bekanten Regel noch 10 Rthlr. 33 gr. 3 pf. verdienen können. Also sind in 50 vollen Jahren 100 Rthlr. auf 710 Rthlr. 33 gr. 3 pf., und ein Capital von 3 Tonnen Goldes auf 2 Millionen 132,781 $\frac{1}{4}$ Rthlr. gestiegen.

Ich hoffe zur Gnüge erwiesen zu haben, daß diese Methode kurz und allgemein sey und ins Unendliche gehe, auch daß einer, der die Vortheile der Logarithmen nicht kennet, wenn ihm eine Arbeit von dieser Art vorkomt, sich mit dieser Tabelle von 4 Reihen behelfen könne.

Ich vermuthe nicht, daß es Anstoß finden werde, daß ich das Jahr zu 365 $\frac{1}{4}$ Tagen, und nicht zu 365 Tagen 5 Stunden 48 Minuten gerechnet habe. Dieser Unterschied beträgt in 120 Jahren nur *einen* Tag, woran nicht so viel gelegen, als an der Kürze und Geschwindigkeit des Rechnens, welche durch diese unmerkliche Willkühr befördert wird.

Von dem ganzen Umfange und der Entstehungsart dieser Tabelle und allen möglichen Procenten hätte ich zwar auch Nachricht geben müssen: allein, so wäre meine Abhandlung leicht 3 Bogen stark geworden, und ich wolte nur etwas Kurzes in der Kürze beschreiben, auch wolte ich meinen Lesern etwas zum Nachdenken überlassen, und zu dem Ende schließe ich mit folgender Aufgabe:

Von einem gewissen Fond sollen zu einem gewissen pro Cent 100 Jahrlang Zinseszinsen gerechnet werden, doch so, daß der steigende Fond in jedem Jahre daraus erhelle. Solches sind 100 Fragen und 100 Antworten. Die Hauptfrage ist: Wie viel Zeit gehört, wenn man tausendtheilige Brüche annimt, zur Ausrechnung? Antwort – – –

Hannover, im Nov. 1780. **Dies.**

---

## Medicinisch-Chirurgische Bemerkungen von dem Regiments-Chirurgus D. J. Evers in Lüchow.

Nachfolgende Krankheit, welche ich von unterschiedenen Seiten zu beobachten die Gelegenheit gehabt habe, hat bisher die Versuche der Kunst fruchtlos gemacht, und ist, so viel ich weiß, in Schriften noch nicht geheilt, daß

daß sie daher unter diejenigen gezählt worden, welche außer den Grenzen derselben liegen.

Obgleich dieses bisher der Fall gewesen ist: so hat man es doch unsern Vorgängern nicht so schlechterdings zu glauben können, sondern der 152te Aphorismus des Mauriceau hat den Beobachter mehr aufmerksam gemacht, als ihn wegen des großen Gegenstandes beruhigen können.

Der aufrichtige Mauriceau versichert am angeführten Ort, so lauten seine Worte: „Die scirrhösen Nach-„geburten verursachen, so bald der Fö-"tus etwas groß wird, den Umschlag, „weil diese Arten von Nachgeburten „nicht vermögend, so wenig eine hin-„längliche als auch zuträgliche Nah-„rung dem Kinde zu verschaffen."

Herr Levret sezet in seinem darüber gemachten Commentar hinzu: „Man „kan dieses auch von den varicösen „Nachgeburten versichern, und von „solchen, an welchen man wahre Ane-„vrismata bemerkt; aber alle diese „Fälle sind unheilbar." S. l'art des Accuchements - - - par Mr. Levret pag. 427.

Im November 1779 klagte mir des hiesigen Töpferamtsmeister Meyers Ehefrau, welche 32 Jahr alt und von pflegmatischem Temperamente ist, daß sie in sieben Jahren sieben Fausse Cuches gehabt, welche jedesmal am Ende des dritten Monats der Schwangerschaft erfolget, und allezeit mit den heftigsten Schmerzen und dem stärksten Blutverlust vergesellschaftet gewesen wären, so, daß sie immer dabei in Lebensgefahr gerathen.

Sie war abermals seit zwei Monaten schwanger, und ersuchte mich, die sehr zu befürchtende achte Fausse Cuche zu verhindern, oder doch wenigstens zu erleichtern.

Ich suchte ihr begreiflich zu machen, daß es jezt nicht möglich seyn würde, die bevorstehende Fauße Cuche abzuwenden, indem diese ihren Grund in der schadhaften Gebärmutter oder Nachgeburt haben müsse, und bevor diese nicht geheilt worden, sie kein lebendiges Kind zur Welt bringen könte, welches sie um so viel leichter begrif, weil sie bereits vieles dagegen vergeblich gebraucht hatte.

Ich rieth ihr eine ruhige Lebensart an, und weil ihre Verdauung schlecht, und sie sehr zu Verstopfungen geneigt war, so verordnete ich ihr Digestivmittel, und schrieb ihr eine magere Diät vor.

Nach Verlauf von vier Wochen kam sie wieder, und berichtete, daß ihr die gebrauchte Mittel sehr gut bekommen wären, aber der übermorgende Tag dürfte ihr sehr gefährlich werden, weil es der lezte Tag ihrer dreimonatlichen Schwangerschaft sey, als an welchem sie gewöhnlich abortirt habe.

Als ich mich nach ihrem gegenwärtigem Befinden erkundigte, wußte sie nichts als ihre Furcht anzugeben; ich rieth ihr daher eine Aderlaß am Arme an, und den bemerkten Arzneigebrauch fortzusetzen.

Den zweiten Tag darauf ließ sie mir wissen, daß sie zum achtenmal eine Fausse

 Cuche

Euche gehabt, und einen drei Monate alten Sohn geboren habe, die Schmerzen und der Blutverlust aber wären diesesmal bei weitem nicht so stark gewesen.

Als ich die Patientin besuchte, fand ich sie sehr munter; die Lochien floßen in der gehörigen Ordnung und die Schmerzen hatten sich verloren.

Bei Untersuchung der für ihr Alter außerordentlich großen Nachgeburt zeigten sich ungewöhnliche Erscheinungen: Die Nachgeburt war am obersten Rande über ein drittel scirrhös, die Häute derselben waren sehr weich, zottig, und hie und da zerrissen, auf der Oberfläche befanden sich eine Menge Krampfadern von der Größe und Dicke eines Fingers, welche an etlichen Stellen anevrismatisch erweitert und mit Krampfaderknoten gleichsam durchwebt waren.

Nach zween Tagen sonderte sich nicht ohne Schmerzen aus der Gebärmutter ein sieben Zoll langer, hohler, kegelförmiger, inwendig mit dickem Blut angefüllter Polypus ab, welcher an seiner Basis, wo er von der Gebärmutter abgerissen worden war, ligamentöse Frangen bildete, und im Durchschnitte ein und einen halben Zoll Breite hatte. Aeußerlich schien dieser Polypus aus Fleischfasern zu bestehen, inwendig aber war dessen Haut sehr weiß, glatt und hart.

Hieraus läßt sich, wie ich glaube, mit Recht folgern, daß die Gebärmutter schon lange schadhaft gewesen seyn müsse; und die ligamentösen Frangen des Polyps ließen, benebst den Krampfadern und den anevrismatischen Erweiterungen in den Gefäßen der Nachgeburt ursprüngliche scirrhöse Verhärtungen im Grunde der Gebärmutter vermuthen, an welche die zum Theil scirrhöse Nachgeburt angeheftet war und Gelegenheit zu den Krampfadern u. s. w. gegeben hat, durch welche der Umlauf des Bluts am Ende des dritten Monats der Schwangerschaft durchaus behindert, und folglich der Todt des Kindes und der Abortus nothwendig befördert werden müssen *).

Bei einer jeden dreimonatlichen Fauße Euche ist bekantlich der innere Muttermund nur so viel erweitert, daß der Foetus paßiren kan, und er erlaubt die Untersuchung des innern Zustandes der Gebärmutter mit der Hand des Accoucheurs nicht, daher touchirte ich auch nicht.

So bald die Reinigung der Gebärmutter in zehn Tagen ohne den mindesten Zufall vollendet war, so war ich bedacht, jene zu vermuthenden scirrhöse Verhärtungen, als die ursprüngliche Ursache, durch welche die wiederholten Fauße Euches vermuthlich verursacht worden waren, aufzulösen und zu zertheilen. Hiezu wählte ich die in ähnlichen Fällen mit Nutzen gebrauchte Belladonna, und gab der Patientin um den zweiten Abend, fünf Gran mit eben so vieler Rhabarber vermischt davon, und um den zehnten Tag ließ ich sie ein und eine halbe Unze Sed-

litzer

*) Hannöverisches Magazin 52tes Stück 1778.

lißer Salz nehmen: fünf Gran bewiesen bei ihrem pflegmatischen Temperamente nicht die mindeste Wirkung; ich verdoppelte daher eine jede Dose, wodurch nicht nur ein sehr geringes Fieber, sondern auch eine vermehrtere Absonderung des Urins, des Stuhls und ein hirsenförmiger Ausschlag auf der ganzen Oberfläche des Körpers, wovon auch das Gesicht nicht befreiet blieb, bewürket wurde.

Nachdem nun jene Mittel auf die bemerkte Art sechs volle Wochen fortgebraucht waren, stellte sich die periodische Reinigung ein, und die Patientin nahm an Munterkeit und Kräften zu, wodurch ich bewogen wurde, allen Arzneigebrauch auszusetzen.

Im Merz 1780 glaubte sie zum neuntenmale guter Hofnung zu seyn, und der Erfolg zeigte, daß sie sich nicht geirrt hatte.

Der Fortgang ihrer Schwangerschaft war so gesegnet, daß sie in dem Laufe derselben nicht der mindesten Arzenei, wenn ich ein Paar Aderlässe ausnehme, bedurfte, und im December 1780 erfreute sie ihren Mann durch die Geburt einer gesunden und wohlgestalten Tochter, welche, indem ich dieses schreibe, vierzehn Tage alt ist.

So hätte ich denn, wenn jene Voraussetzungen noch wahr sind, zum Nutzen des menschlichen Geschlechts durch Erfahrungen bewiesen, daß der angeführte Mauriceausche Aphorismus jetzt nicht mehr so wahr, als da er ihn schrieb, und Herr Levret ihn commentirte.

---

## Austern auch in Gegenden, die vom Meere entfernt sind, zu ziehen.

Ein Einfall, von dem ich ungewiß bin, ob Becher, wenn er noch lebte, ihn seinem Capitel von der weisen Narrheit, oder dem von der närrischen Weißheit einschalten würde! aber ein Einfall, so wichtig gleichwohl als — mancher andere.

In des Hannöv. Magazins von 1780, 81ten Stück, S. 1294 haben wir gelesen: es seyn von einem gewissen Herrn an den Strand eines Kanals, oder vielleicht selbst (es war etwas schwankend ausgedrückt –) an das Ufer des Flusses Mene, der Anglesey von Carnarvonshire absondert, drei oder vierhundert große Austern geworfen worden. Von dem Saamen dieser Austern, den, allem Ansehen nach, die Ebbe und Flut umher verbreitet habe, sey der Boden des ganzen Strandes mit Austern erfüllet, und so sey, wo vor nicht gar langen Jahren noch keine Austern zu finden waren, nun ein Austerbette von etlichen Meilen vorhanden.

Unstreitig ist hier das Wasser, worin die Austern leben und sich vervielfältigen, lange so gesalzen nicht als das Seewasser, von dem durch die Flut sich nur etwas weniges einmischen kan.

Was

Was aber außerdem zum Fortkommen der Austern die Flut beitragen mag, bestehet vielleicht in der Herzuführung kleinen Gewürmes, das ihnen vielleicht zu ihrer Nahrung unentbehrlich ist. Mit Fleiß habe ich hier zweimal ein **vielleicht** gesetzet, weil mir beide Umstände noch nicht ausgemacht scheinen, denn, ob die Flut, gegen den Strom an, wirklich dergleichen kleines Gewürme hinaufwärts zu bringen vermöge, und ob nicht die Austern auch von Süß-wassergewürme, im Salzwasser schwimmend, leben können, und an obigem Orte wirklich leben, das wird wol nicht leicht Jemand entscheidend zu verneinen wagen. Gewürme, und zwar von Millionen Arten, ist aber, oder erzeuget sich im Wasser allenthalben, und wer weiß, ob nicht die Austern selbst, die, welche mit Seewasser übergossen, in einer Tonne zu uns geschickt werden, nicht eine Pflanzschule davon mitbringen würden, die durch baldige Vermehrung an der bestimten neuen Stelle, welche freilich von der dazu erforderlichen Beschaffenheit seyn müßte, reichlich den Tisch deckten. Geschähe auch dies nicht so gar plötzlich, so habe ich zu der Natur solcher Geschöpfe, wie die Austern sind, die vermuthlich wenig arbeiten u. noch weniger schwitzen, das Vertrauen, sie werden eine Zeitlang entweder von sich selbst zehren können, oder mit der sich darbietenden, obgleich noch ungewohnten Kost vorläufig fürlieb nehmen. Das eine oder das andere sey mir erlaubt, zu hoffen.

Was wird mir solchergestalt nun weiter zur Unterhaltung meiner neuen Anbauer noch fehlen? Das gesalzene Wasser? O mit diesem, dank sey es der Natur, sind wir hinlänglich, und das an verschiedenen Orten, welche ich nicht zu nennen brauche, versehen. Wer kennt nicht unsere Salzsolen, die starken und die schwachen! – Aber diese sind zu einem ganz andern Bedürfniß bestimt, die versieden wir – –. Um Verzeihung: nicht allenthalben alle. Einige sind nicht gradir- geschweige siede-würdig; einige sind es nur zu Zeiten, und hören diese zuweilen auf es zu seyn, so läßt man sie ungenutzt wegfließen. Man mag also immer fortfahren, die siedewürdigen zu versieden; ich werde ihrer genug zum besten meiner salz-durstigen Gäste übrig behalten; und welch ein Triumph wird es für mich seyn, wenn ich auf unsern Märkten dereinst ganze Ladungen Austern, die uns die so kostbaren Hamburgischen entbehrlich machen, von Salzhemmendorf, und so weiter, ankommen sehen werde! dann wird an den Belachern meines Einfalls, wenn es deren, wie ich nicht hoffen will, giebt, die Reihe seyn, belacht zu werden. Nur den Versuch gemacht! ganz, wenn es beliebt, im Stillen! Geräth er nicht, (aber warum solten wir das befürchten?) nun, so sagen wir davon nichts; geräth er aber, und wir setzen unsern Freunden volle Schüsseln mit unsern Zöglingen vor, die sie frisch und fürtreflich befinden, dann wissen wir, Sie, der den Versuch gemacht, und ich, der ihn entworfen, was wir zu thun, und ob wir dann noch zu schweigen oder zu reden haben.

H. im December 1780.

# Hannoverisches Magazin.

## 13tes Stück.

Montag, den 12ten Februar 1781.



## Fortsetzung der im 64ten Stück dieses Magazins v. J. gegebenen Nachricht: von den Wirkungen des Eisengranulirwassers, als Bad gebraucht.

Die Wirkungen dieser Bäder bleiben noch immer groß, und übertreffen die Vermuthung bei weitem, die man sich davon gemacht hatte. Selbst der Herr Hofrath und Königl. Leibarzt **Zimmermann**, dessen Gutachten hierüber bei einem Jeden von Gewicht seyn wird, hat sie nicht allein höhern Orts sehr empfohlen, sondern auch mich insbesondere aufgemuntert äußerst aufmerksam auf die Wirkungen dieser Bäder zu seyn, und bekant zu machen, was ich wichtiges davon erfahren würde. Ich hoffe daher das Publikum werde die damit angestellten Erfahrungen einiger Aufmerksamkeit desto werther halten. Ich will also hier fortfahren, die Krankheiten bei denen sie ganz augenscheinliche Hülfe geleistet haben, ganz kurz anzuführen, die genauere Beschreibung aber bestimme ich für eins der nächsten Stücke des **neuen Magazins für Aerzte des Herrn Prof. Baldingers.**

### 1. Langwierige Lähmung.

1) Ein achtjähriger Knabe war von den ersten anderthalb Jahren an, aus einer mir nicht völlig einleuchtenden Ursache, an den Schenkeln und Füßen völlig gelähmt. Binnen dieser ganzen Zeit, die das Kind so elend durchleben müssen, hatten die Eltern zwar kein Mittel unversucht gelassen, aber keines war so wirksam gewesen, daß nur ein Anschein von Besserung erfolgt wäre. Auf Anrathen, ich glaube des Herrn Prof. **Baldingers**, hatten sie diesen Knaben 1779 in dem gitteldschen Eisengranulirwasser mit sichtbarem Nutzen baden lassen. Es war nemlich das Vermögen zur Bewegung nach und nach in die Schenkel gekommen, doch aber noch nicht in der Maaße, daß er hätte gehen können. 1780 ließen sie ihn abermals das Bad zu Gittelde einige Wochen lang gebrauchen, und wie ich ihn im vergangenen Herbst selbst sahe, war die Besserung mit demselben zu aller Vergnügen so weit gekommen, daß er sowohl im Zimmer als auch auf der unebenen Straße mit einem Stabe in

der Hand hundert und mehrere Schritte allein gehen könte.

2) Ein Kupferschmidt aus G. hatte eine unvollkommene Lähmung an den Schenkeln, die schon Jahr und Tag gedauert hatte. Er konte zwar im Zimmer einige Schritte vorwärts gehen, aber ohne im Stande zu seyn wieder umzukehren, dabei zitterten ihm die Hände so stark, daß er zum schreiben völlig untüchtig war. Ich ließ ihn nach vorgängigem Abführen acht mal baden. Gleich in dem ersten Bade war ihm eine ungeheure Menge Blähungen abgegangen, nach dem zweiten und dritten aber ist ein ziemlich starker Durchlauf erfolgt, der von selbst wieder nachgelassen hat. Diese acht Bäder stelleten diesen Mann so weit wieder her, daß er nicht mehr zitterte, eben so gut wie vorhin schreiben, und ohngehindert und hurtig im Zimmer gehen, und sich nach Belieben umwenden konte.

## Lähmung nach erlittenem Schlag.

3) Ein junger starker Mensch bekam nach erlittenem Kummer und Verdruß ein Gallenfieber, und nach dem vierten Tage den Schlag, wodurch die Zunge größtentheils, und der rechte Arm und Fuß gelähmet wurde. Nach überstandenem Fieber mußte er in Eisengranulirwasser baden, um die Lähmung des Schenkels zu heilen, die dem Gebrauch der spanischen Fliegen und anderer Mittel nicht weichen wolte. Im Bade selbst konte er den Fuß und die Zähen nach Willkühr bewegen, außer demselben aber fand die Bewegung neue Schwierigkeit, die sich aber bei fortgesetztem Gebrauch der Bäder, und eines auflösenden und stärkenden Spiritus, und des Dunstbades von angezündetem Weingeist zu verlieren Hofnung gab. Er konte wieder gehen, allein die Muskeln und Sehnen die den Fuß heben, schienen von dem Nervensafte nicht hinreichend angereitzt und in Bewegung gesetzt werden zu können: er mußte bei jedem Tritt den Fuß vorschleudern, wenn er fortschreiten wolte. Dieser Zustand dauerte einige Wochen lang. Endlich bewog ich ihn das Eisengranulirbad zu Gittelde selbst zu gebrauchen, und nach vierzehntägigem Baden, war auch diese Lähmung völlig geheilet.

## II. Langwierige Schwäche der Glieder.

4) Ein Mann der von Einklemmung eines Bruchs sehr viel und oft gelitten hatte, empfand in den Schenkeln, vornemlich aber in der Seite an welcher der Bruch war, eine höchstbeschwerliche Schwäche. Sechs Bäder gaben ihm die völligen Kräfte eines Gesunden wieder.

5) Ein Achtzigjähriger, der so schwach auf den Füßen war, daß er ohne Gefahr zu fallen, es kaum wagen durfte im Zimmer zu gehen, nahm fünf Bäder, und fand sich hiernach so gestärkt, daß er außer Hause Besuche geben konte.

6) Ein Mann dessen Geschäfte mit vielen Reisen zu Fuß verknüpft sind, hatte Skrofuln in der Lunge, davon ei-

einige in Eiterung übergegangen waren; er warf jeden Morgen stinkenden Eiter aus, hustete bei Tage trocken, und unter einiger Bewegung des Körpers viel. Die Kräfte waren ungemein schwach, so, daß ihm eine geringe Anhöhe viel Beschwerde und Anstrengung kostete. Dieser hatte am 15ten September zum vierten mal gebadet, und die Kräfte und Beweglichkeit der untern Gliedmaßen hatten schon, nach desselben eigenen Aeußerung, sehr zugenommen. Im Sprechen stieß ihn der Husten selten an, welches vorher oft geschahe. Nach achtmaligem Gebrauch des Bades reisete er schon wieder ab. Von diesem Kranken hatte der Herr Doctor und Stadtphysikus **Albrecht** zu Hildesheim, auf meine Anfrage die Güte mir im December v. J. zu schreiben:

„Außer einer allgemeinen Stärke, „vorzüglich in den Gliedern, die er „gleich nach dem Baden verspüret, und „welche sich auch erhalten hat, hat der „Mann nicht die geringste Besserung „vermerkt. Der Auswurf ist nicht „häufiger noch eiterhafter. Geht der„selbe kaum einmal etwas stark, so „hustet er enorm.„ Bis jetzt hat er noch keine Arznei weiter gebraucht. Ich glaube doch daß dieser Mann unter Fortgebrauch der Bäder und derjenigen Arzneimittel die ihm dieser fürtrefliche Arzt anrathen kan, große Erleichterung, wo nicht völlige Hülfe wird erlangen können.

III. Schwäche nach der Gicht.

7) Eine arme Person aus G., die so entsetzlich durch die Gicht gelitten hatte, daß sie auf Krücken gestützt nur kriechen konte, und welcher alle Finger krumm, und diese so wohl wie auch die Ellenbogen und Schultern, sogar der Rückgrad mit Gichtknoten besetzt waren, badete 1779, und wurde viel besser. 1780 abermals, und ist nun völlig gesund.

8) Ein Herr aus H., der die Gicht außerordentlich lange und heftig gehabt hatte, kam noch ganz schwach herauf, um das Bad zu gebrauchen. Nach vier Bädern fand er sich so gestärkt, daß er ganz munter und vergnügt wieder wegreisete.

9) Eine Dame hatte die sogenannte fliegende Gicht, mit untermischter Augenentzündung u. einseitigem Kopfweh 2c. Ich ließ sie dagegen erst Kräutersäfte mit Brühe vom Fleisch junger Thiere gebrauchen, und dann das Eisenwasserbad. Seit Jahr und Tag ist die Gicht nicht mehr zu spüren gewesen.

10) Der Kammerjungfer derselben, that dies Bad gegen die knotigte Gicht fürtrefliche Dienste, sie verfiel aber durch Versäumung gehöriger Diät in das vorige Uebel.

11) Eine Dame aus N., auch mit Gichtschmerzen in den Gelenken geplagt, badete zu Elbingerode mit größtem Nutzen.

12. 13) Die Eltern des Knaben Nr. 1., beide gichtisch, befanden sich nach diesen Bädern überaus wohl.

Außer diesen Erfahrungen kan ich zu noch mehrerer Bestätigung diejenigen

Beispiele anführen, die mir Herr D. May in einem Schreiben vom 29ten Nov. v. J. mitgetheilt hat.

„Ich versuchte dieses Wasser, schreibt er, zuerst bei einer schon bejahrten Frauensperson, welche viele Jahre am Hüftweh bettlägrig gewesen war, mit dem besten Erfolg. Die Frau wurde gesund, und ob ich dieselbe gleich das Guajakgummi, den Brechweinstein, und dergleichen Arzneien brauchen ließ, so muß ich doch die Genesung dem Bade zuschreiben, weil auch vor demselben, lange Zeit, alle die Arzneien, welche man im Hüftweh zu verordnen pflegt, vergeblich gebraucht waren.

Gleich nachher verordnete ich dieses Bad einem Burschen von etwan sechszehn Jahren, welcher verschiedene Jahre, von einer zurückgetretenen Gichtmaterie an Armen und Beinen gelähmt war. Dieser genaß, nachdem er etwa vier Wochen gebadet hatte, und zwar ohne Gebrauch anderer Arzneien.

Auffallender und merkwürdiger war die Wirkung dieses Bades bei einem achtjährigen Mädchen. Bei diesem waren die Drüsen am Halse, hinter den Ohren, und unter der Kinnlade sehr geschwollen und hart, einige davon hatten fast die Dicke eines kleinen Hühnereyes; dabei hatte das Kind eine sehr dicke aufgeschwollene Oberlefze, triefende und immer feuchte Augen, einen immerwährenden Schnupfen und ein blasses dunstiges Gesicht. Die Beobachtungen des Fordyce und Fothergills, daß die peruvianische Rinde unter diesen Umständen ein wirksames Mittel sey, ließ mich hoffen, daß wenn ich das Kind zugleich mit baden ließ, die Wirkung desto thätiger seyn mögte. Das Kind fing also an zu baden, und nahm täglich die Rinde. Die Besserung wurde merklich, und nach etwa zehen Wochen waren die Drüsen verschwunden, und die Lippe hatte ihre gehörige Gestalt wieder bekommen.

Auch half dieses Bad einem Menschen, welcher schon seit zwei Jahren mit dem gutartigen Saamenfluß behaftet war. Dieser hatte schon alle Merkmale der tabis dorsalis. Neben dem Gebrauch des Pyrmonter Brunnen, stillte sich der Ausfluß, und er erhielt seine Gesichtsfarbe und Fleisch wieder, nachdem er sechs Wochen gebadet hatte.

Ich habe ferner dies Bad einem Manne verordnet, der schon lange Jahre Schmerzen und eine Schwäche, wahrscheinlich von einer unreifen Gichtmaterie, in dem ganzen linken Beine gehabt hatte. Derselbe ging allemal gestärkt aus dem Bade. Die Schmerzen, welche bei dem ersten Anfang des Badens heftiger zu werden schienen, verloren sich allmählig, und er erhielt auch die völlige Stärke im Bein wieder.„

Diese Erfahrungen werden hoffentlich hinreichen, die große Wirksamkeit der Eisengranulirbäder zu beweisen. Solten nun aber Auswärtige bewogen werden, sich derselben zu Wiedererlangung

gung ihrer Gesundheit zu bedienen, so können sie, da der Vorrichtung einiger Badehäuser noch wichtige Hinderungen im Wege gestanden, vorerst in Gittelde, theils im Theuerkaufschen Hause, theils im Flecken selbst, so wie auch Personen höhern Standes, daselbst bequemes Unterkommen finden.

Clausthal. Lentin, D.

---

# Von der Religion der Kamtschadalen.

Die Kamtschadalen, oder Itälmenen, wie sie sich selbst nennen, wovon jetzt der größte Theil die christliche Religion angenommen hat, hatten ehedem die lächerlichsten Begriffe von Göttern und Götterverehrung. Weit davon entfernt, sich das Wesen, welches sie für den Schöpfer aller Dinge hielten, als das erhabenste und vollkommenste zu denken, erniedrigten sie es tief unter sich selbst, verachteten es und fabelten die ungereimtesten Handlungen von demselben. Kan aber ein Volk wegen seiner geringen Aufklärung entschuldiget werden, so ist es wirklich dies. Der Himmelsstrich, unter welchem sie leben, ihr karger Boden, ihre Gegenden, die so wenig Naturreize für sie aufstellen, und endlich ihre kümmerliche Lebensart stehen der Kultur gewiß nicht wenig im Wege. Und doch zeigen manche ihrer Fabeln, bei allen ihren Ungereimtheiten, Spuren des Witzes und eines Verstandes, der, wenn er gehörig gewartet würde, vielleicht der beste werden könte.

Kutka oder Kutga ist der größte unter allen ihren Göttern. Er soll alles erschaffen haben, was da ist, und ihn denken sie sich also, als Schöpfer Himmels und der Erden. Aber sie halten ihn nicht für ein wohlthätiges und weises Wesen, sondern verachten ihn bei allen Gelegenheiten, würdigen ihn auch nicht der geringsten Verehrung. Die Ursachen davon sind unstreitig eine ganz irrige Vorstellung von demselben, die theils von den einseitigen Betrachtungen ihres Landes und der Produkte desselben, theils von den durch die Tradition hergebrachten fabelhaften Erzählungen herrühren. Ihr felsigtes unfruchtbares Erdreich, die vielen Beschwerlichkeiten der Witterung, die vielen Mühseligkeiten die ihnen bei Erwerbung ihrer Nahrung zu Theil werden, sind Ursachen genug, in einem wenig aufgeklärten Menschen den Gedanken rege zu machen, daß der Gott, der dies erschaffen, nicht recht weise und gar nicht wohlthätig seyn müsse, und daß man selbst weit klüger sey als er. Dieser Gedanke verläßt die Kamtschadalen nie. Eine jede Beschwerlichkeit, deren sie doch so viele leiden müssen, erinnert sie wieder daran. Fahren sie auf einen hohen Berg oder von dem-

demselben herunter, so schelten sie sehr auf Kutka, fahren sie im Sommer in Kähnen aufwärts wider den Strom und kommen an seichte Stellen; so sind sie eben so erboßt auf ihren Gott. Wäre er klug und vernünftig gewesen, sagen sie, so würde er die Welt weit besser erschaffen haben, würde nicht so viele Gebürge und unersteigliche Klippen, auch keine so schnelle und seichte Ströme darin gesetzt haben. Sie halten also keinen für unvernünftiger und eigensinniger, als ihn, würdigen ihn nicht der geringsten Verehrung, bitten weder etwas von ihm, noch danken sie ihm, und treiben mit keiner Sache mehr Kurzweil als mit ihrem Kutka. Diese Geringschätzung wird nun noch sehr vermehret durch die fabelhaften, meist sehr lächerlichen Erzählungen, die sie von ihm haben. Ehe ich einige dieser Fabeln selbst nenne, will ich etwas von der Geschichte dieses Gottes, so wie die Kamtschadalen sie haben, anmerken.

Sie glauben, der Kutka sey ein simpler Mann gewesen, von dem sie selbst aber abstammten. Eine seiner Gemahlinnen, die sie Chachy nennen, eben nicht sehr schön, aber von ausnehmend gutem Verstande, hätte ihn von vielen Thorheiten abgehalten, und wäre seine beständige Hofmeisterin gewesen. Mit ihr hätte er viele Jahre an den größesten Strömen in Kamtschatka in der Ehe gelebet und viele Kinder gezeuget, davon sie dann entstanden wären. Seine Lebensart, seit seines dasigen Aufenthalts, sey völlig wie die ihrige gewesen, die sie demselben ganz zu verdanken hätten; denn er hätte sie den Jurten-Bau, den Fisch- Vögel- und Thierfang gelehret. Bei alle dem aber hätte er sich oft sehr schlecht und niederträchtig aufgeführt, und hätte auch deswegen von seiner Chachy große Strafe leiden müssen.

Zu den vielen Fabeln, wovon die meisten dahin zielen, diesen Gott als den unvollkommensten darzustellen, gehöret auch folgende; worunter sie sich wohl die Vorsehung und das Verderben der Menschen denken mogten, aber beides sehr unvollständig.

Als Kutka am Kamtschatka-Strom wohnte, und ganz ruhig in seiner Wohnung mit seiner Chachy saß, hörte er auf einmal ein starkes Geräusch, worüber er sehr erschrack. Gleich bekleidete er sich, nahm Bogen und Pfeile und ging aus, die Ursachen davon auszuspähen. Da er in der Ferne am Seegestade etwas wahrnahm; so dachte er so bei sich: was ich sehe, können keine Menschen seyn, denn es bewegt sich nicht. Er ging weiter fort, und da dachte er: Gänse können es auch nicht seyn, sonsten müßten sie lange Hälse haben. Als er sich noch mehr näherte, schloß er, es könten auch keine Seemöven seyn, weil sie nicht weiß aussähen. Bald glaubte er, es könten wohl Krähen seyn, aber endlich sahe er, daß es Mäuse waren, die einen todten Seehund vor ihm verscharrten, und, damit er ihren Betrug nicht merken mögte, eine kleine Maus oben darauf setzten und hernach

nach sich so stellten, als hätten sie Kutka nicht gesehen. Dieser aber entdeckte den Betrug und nahm ihnen den Seehund, den er nach Hause trug. Er war sehr froh über diesen unvermutheten Fang, schnitt den Seehund in Stücken, verbot aber ernstlich seinem Weibe und Kindern, vor dem Morgen nichts davon zu essen. In der Nacht stahlen die Mäuse alles, legten an statt des Fleisches Torf, an statt des Fettes faul Holz in die Schüsseln, die Schüssel aber, worin das Eingeweide war, verdarben sie. So rächten sie sich also wegen des ihnen genommenen Raubes. Immer vergab er diesen Thieren. Anstatt aber ihn deswegen lieb zu gewinnen, suchten sie ihm auf alle mögliche Art zu schaden, welches wegen seiner großen Dummheit sehr gut von statten ging. Das Ende von dieser ganzen Fabel ist endlich das, daß die Mäuse sich in unterirdische Löcher verstecken mußten, weil sie vom **Kutka** nun gar keine Begnadigung mehr hoffen konten.

So thöricht diese Fabel nun auch immer seyn mag, so scheints doch, als wenn sie nach gewissen Grundsätzen verfertigt wäre, die freilich nicht allenthalben mit den besten Farben ausgemalet sind. Solte man hierin nicht den Gedanken deutlich finden: **Menschen, die sich Gott beständig undankbar widersetzen, werden endlich strenge bestrafet?** und den: **Gott ist ein geduldiges Wesen, strafet nicht gleich, sondern vergiebt gern; will aber der Mensch sich doch nicht bessern, sondern widersetzt er sich immer, so ergehen endlich die strengsten Strafen über ihn?**

In allen Fabeln von diesem **Kamtschatkischen** Gott ist das der Hauptzweck, ihn lächerlich zu machen, und als ein solches Wesen vorzustellen, das von den Menschen an Klugheit weit übertroffen würde. Und doch halten sie ihn für das höchste Wesen; gestehen es, daß er ihnen die verschiedenen Arten sich zu ernähren zeigte, und stellen ihn also dadurch als ihren größten Wohlthäter dar. — In wie fern diese beiden Begriffe mit einander bestehen können, dies ist mir wirklich ein Räthsel.

Von wem der **Kutka** seinen Ursprung habe, und woher er zu ihnen gekommen sey, dies wissen sie nicht. Von seiner Entfernung von ihnen geben sie folgende Ursache an: seine eigenen Nachkommen hätten ihm so viel Unrecht angethan, daß er deswegen nicht länger unter ihnen hätte bleiben wollen, er hätte sich also nach Norden hinbegeben, nach dem Lande der **Koräken** und **Tschuktschen**. Vielleicht wollen sie durch die leztere Meinung anzeigen, daß diese Nation einerlei Herkunft mit ihnen hätte, und dies wird durch die Tradition der **Koräken** sehr bestättigt, die den **Kutka** auch für ihren Schöpfer halten und eben so abentheuerliche Erzählungen von ihm haben.

Außer

Außer diesem Gott nehmen sie noch mehrere andere, sowohl gute als böse an.

**Dustächtschitsch** ist ein Wesen, das sie nur dem Namen nach kennen. Dies verehren sie noch auf einige Weise. Sie richten in den weiten Feldern und Ebenen einen Pfeiler auf, den sie mit einer gewissen Grasart (Eheu) umwinden, und nie gehen sie vorbei, ohne ein Stück Fisch, Fleisch, oder sonst etwas hinzulegen. Diese Opfer sind aber gemeiniglich sehr von denen der alten Römer oder Griechen verschieden, die ihren Göttern die besten Stücke darbrachten. Von den Fischen legen sie entweder den Kopf, oder den Schwanz hin, welchen sie selbst nicht essen, und auch das Fleisch muß ungenießbar seyn, soll es dem Gott hingelegt werden. Sie samlen auch die Beeren nicht, die in dieser Gegend wachsen, und alle Thiere und Vögel, die sich hier aufhalten, sind ganz sicher. Alles dies thun sie aber deswegen, weil sie dadurch ihr Leben zu verlängern glauben, so wie sie meinen, das entgegenstehende Verhalten werde es verkürzen.

Sie haben auch **See- Wald- und Berggottheiten.** Den **Seegott** nennen sie **Mitgh** und denken ihn sich unter der Gestalt eines Fisches. Von ihm glauben sie, er schicke die Fische aus der See in die Flüsse hinauf, damit sie sich davon ernähren könten. Die **Waldgötter** heißen **Uschachtschu.** Sie sollen wie Menschen aussehen, und ihre Weiber ein auf dem Rücken angewachsen Kind tragen, welches beständig weinet. Ihre Verrichtungen bestehen darin, daß sie die Leute verführen und toll machen. — Die **Berggötter** nennen sie **Kamuli** oder **kleine Seelen.** Sie sollen auf hohen und besonders auf brennenden und rauchenden Gebürgen wohnen. Sie fürchten sich deswegen sehr, dieselben zu besteigen. Diese Götter ernähren sich nach ihrer Meinung vom Wallfischfang und Seefischen, die sie des Nachts aus den Seen holen, wozu sie einen Weg durch die Luft nehmen. Dann soll ein jeder dieser Götter zehn Stück nach Hause tragen, nemlich an jedem Finger einen, und sie entweder gebraten oder gekocht mit vielem Appetit verzehren. Von den gefangenen Wallfischen essen sie alles, nur nicht die Knochen, wovon man auf den Gipfeln der Berge ganze Haufen finden soll.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

14tes Stück.

Freitag, den 16ten Februar 1781.

## Von der Religion der Kamtschadalen.

(Schluß.)

Donner, Blitz, Sturmwind und Regen schreiben sie einer andern Gottheit zu, die sie in die Wolken setzen. Sie heißt Billukai oder Billukches, und hat viele niedrigere Wesen zu ihrer Bedienung. Den Regenbogen halten sie für den Saum ihres Kleides. Die Frau dieses Gottes nennen sie Tiranuhs. Sie glauben, daß er ihnen im Sturmwinde zuweilen ihre Kinder durch seine Bedienten rauben lasse, und sie dazu gebrauche, um Lampen darauf zu setzen, zur Erleuchtung seiner Jurte. Er soll sich bisweilen mit den Wolken auf die Berge herunter lassen, und sich darauf im Schlitten belustigen. Sehen sie vom Winde zusammen gejagten Schnee; so halten sie dies für ein Zeichen, daß er da gewesen ist, und wer diese Spur antrift, soll sehr glücklich seyn, vornemlich in Erwerbung seiner Nahrung, und überhaupt halten sie es für eine Vorbedeutung eines guten erwünschten Jahrs.

Das Erdbeben verursachet der Gott Tuil; der mit seinem Hunde Koscia auf einem Schlitten fährt, und zwar unter der Erde. Wenn dieser Hund die Flöhe, oder den Schnee abschüttelt, so wird die Erde davon bewegt.

Kanna halten sie für die böseste und schädlichste Gottheit, die wegen ihrer großen List und Betrügerei bei ihnen sehr verhaßt und verachtet ist. Um Nischna zeiget man einen sehr alten und großen Erlenbaum, worin sie nach ihrem Vorgeben wohnen soll. In diesem schießen sie jährlich viele Pfeile, so, daß er ganz mit Pfeilen gespickt seyn soll.

Gaëtsch ist ein Präsident von der untern Welt, wohin die Menschen nach dem Tode versetzt werden, wie sie glauben. Sonst bewohnte er die Oberwelt. Er ist eines von den ersten Kindern des Kutka.

So verwirrt und lächerlich nun diese ihre Meinungen von den Göttern ihres Landes sind, so wenig sind es doch ihre Lehrsätze, wovon die folgenden die vornehmsten sind.

1) Glücklich ist derjenige in ihren Augen, der ein langes Leben und zwar in allem Ueberfluß von zeitlichen Gütern hat. So bald es aber jemand anfängt unglücklich zu gehen; so halten sie dies für das sicherste Zeichen, daß sein Ende nicht fern ist. Dann ists nicht nur erlaubt, sondern auch sehr löblich, sich selbst so geschwind als möglich zu ermorden.

2) Gott bekümmere sich gar nicht um sie, sie hätten also auch nicht nöthig, ihn zu verehren.

3) Ihre Seelen halten sie für unsterblich, und vom Zustande des Leibes nach dem Tode glauben sie, auch er würde vereinigt mit der Seele wieder auferstehen, und dann ewig leben; aber auf dieselbe Art wie auf Erden, und unter immer fortdaurender Arbeit. Der Hunger aber und das Elend, das sie oft hier auf Erden drückte, würde dann ganz aufhören. Kein Russe würde sie da in ihrem Glück stöhren können, sondern ihre alte Freiheit würde wieder ganz hergestellt werden. Sie glauben, daß sie in den Himmel müßten, wenn sie sich taufen lassen. Diesen wollen sie aber den Russen gern allein gönnen, und lieber unter der Erde in Gesellschaft der Ihrigen leben.

4) Alle Geschöpfe, bis auf die kleinste Fliege, werden eben das Schicksal haben, als sie. Sie werden gleich nach ihrem Tode wieder auferstehen und unter dieser Erde leben.

5) Den Weltkörper halten sie für platt, und zwar deswegen, weil, wenn er rund wäre, alle Menschen sich auf dem obersten Centrum der Kugel aufhalten müßten, wenn sie anders nicht aus der Welt herausfallen wollten. Unter dieser Erde nehmen sie einen Himmel und noch eine Erde an. Unsere Erde halten sie für die unächte Seite vom untern Himmel; wenn bei uns Sommer wäre; so wäre in der untern Welt Winter. Licht, Regen und Schnee bekämen wir vom obern Himmel. Wenn dieser durch unsere Erde durchdränge, und im Himmel der unteren Welt käme; so bekäme die untere Erde eben die Witterung, die wir hätten. Diesen Satz schließen sie daraus, weil der viele jährlich fallende Schnee doch nie liegen bliebe; wohin solte dieser aber kommen, wenn es nicht auf diese Art zuginge. Sie stellen sich also das ganze Weltsystem wie ein Faß mit drei Boden vor.

6) Was die Belohnungen und Strafen nach diesem Leben anbetrift, so glauben sie davon: diejenigen, welche hier auf Erden arm und elend waren, werden dort reich und glücklich, die Reichen aber dort arm seyn. Uebrigens wäre es gar nicht nöthig, daß Gott die Sünden bestrafte, da ihre meistentheils traurige Folgen Strafe genug wären. So, zum Beispiel, wäre ja ein Dieb, oder ein ungetreuer Ehemann auf Erden stets in der größten Verachtung, bekäme viele Schläge und würde so gar oft getödtet, und dies wäre ihm doch gewiß Strafe genug für seine schlechten Handlungen.

Alle diese **Lehrsätze**, glauben sie, hätten ihre Vorfahren vom Gaëtsch empfan-

empfangen. Dieser soll ein großer und mächtiger Itälmen gewesen seyn, einer von den ersten Kindern des Kutka, und der erste, der in Kamtschatka gestorben ist. Er lebte so lange allein in der untern Welt, bis seine zwei Töchter auch starben und zu ihm kamen. Darauf begehrte er in die Oberwelt, um seinen Nachkommen diese Nachrichten zu bringen, zurück. Er ist der Vornehmste in der untern Welt, empfängt die wieder auferstandenen Itälmenen und bestimmet ihre Schicksale. Dort lebten sie denn, wie hier; nur an einem weit schönern und nahrhaftern Ort, baueten sich Kähne, fingen Fische, Thiere, Vögel, äßen, tränken, sängen und tanzten. Hier wäre kein unangenehmer Sturmwind mehr, kein Regen, kein Schnee; und Volksmenge bei den überflüßigsten Nahrungsmitteln machte diese Zeit völlig derjenigen gleich, da noch Kutka lebte und Kamtschatka in seiner Blüte stand.

7) Die Ursache, warum sich die Welt von Zeit zu Zeit verschlimmere, warum die Menschenzahl und die Nahrung abnähme, setzen sie darin, weil sowohl Thiere als Menschen der Unterwelt zueilten, Bären mit den Bärenschützen, und Rennthiere mit den Rennthierschützen.

8) Das größte und beste Glück, das einem Menschen nur nach seinem Tode wiederfahren kan, ist nach ihrer Meinung dies; von schönen Hunden gefressen zu werden, weil sie sie alsdann gewiß in jener Welt besitzen werden.

9) Für den Tod fürchten sie sich nicht, und in ältern Zeiten suchten sie ihr Leben, so bald als möglich, zu endigen. Diese Begierde nach jenem Leben war bisweilen so stark, daß sie sich lebendig von Hunden zerreißen, ersaufen und erhenken ließen. Auf nichts freuen sie sich mehr, als, daß ein jeder in der untern Welt seine Weiber wieder erhalte.

10) Sie erzählen auch von einer großen Ueberschwemmung, die nicht lange nach der Entfernung des Kutka von ihnen sehr viele Menschen weggerafft hätte. Einige, die sich hätten retten können, wären endlich nach dem Ablauf des Wassers mit ihren Flößen auf den hohen Bergen sitzen geblieben.

11) **Sünde** ist bei ihnen ein den **Vorschriften ihrer Voreltern entgegen stehendes Betragen**, und wie viel Aberglauben sich in Bestimmung derselben findet, dies können einige Exempel lehren: **Sünde** ists: wenn jemand unterwegens ein Messer oder Beil scharf macht, weil daraus Sturmwind entsteht, **oder**, wenn jemand den Schnee mit Messern außerhalb der Wohnung von den Schuhen abschabet, **oder**, wenn jemand mit bloßen Füßen im Winter aus der Wohnung geht, weil dies eben die schädlichen Folgen hat. — Von dem ersten Seebiber muß man den Kopf abschneiden, sonst bekömt man keinen andern. — Wenn ein frisches Zobelfell in die Wohnung gebracht wird; so ist es eine große Sünde zu

 singen.

fingen. — In eines Bären Fußstapfen treten, ist sehr sündlich, und dafür schälet sich die Haut vom Fuße ab. — Fische und Fleisch darf man nicht zusammen in einem Kessel kochen, dies hindert den Fang, welcher es thut, bekömt Geschwüre.

Außer diesen jetzt beschriebenen **Gottheiten, Geboten** und **Sünden**, ist auch noch zu bemerken, daß sie allerlei Dinge verehren, die entweder großen Nutzen oder Schaden bringen können. Z. E. das **Feuer**, den **Wallfisch**, den **Butskopf** (Delphinus Orka), den **Bären**, **Wolf** u. a. m. Auch fehlt es ihnen nicht an **Haus-** und andern **Götzen**.

Ihre **Priester** heißen, so wie bei den meisten sibirischen Völkern, **Schamanen**, die aber hier in keinem besondern Ansehen stehen, weil ein jeder ihre Geschäfte verrichten kan. Sie sowohl als die **Schamaninnen** werden nur gebraucht, wenn man etwas unbekantes wissen will. Da der Aberglaube der Kamtschadalen so groß ist, so ist es jenen leicht möglich, ihnen die unglaublichsten Dinge glaublich zu machen. Daß sie aber Unglück, Krankheiten, oder gar den Todt abwenden können, dies glaubt auch der einfältigste **Kamtschadale** nicht. Nur wenn etwas gestohlen, oder Jemand ermordet, oder sonst etwas vorgegangen ist, wovon man den Thäter zu kennen wünschet, eilt man schnell zu den Schamaninnen. Und giebt es ja doch unter gesitteten Europäern Leute dieses Standes, wie könte man es denn diesem Volke verübeln? Die Proceduren einer solchen Schamanin, wenn sie eine Antwort geben soll, sind aber folgender Art: sie setzt sich in Gesellschaft einer andern in einen Winkel etwas vom Licht oder Feuer entfernt, bindet darin murmelnd ihren Fuß an einen Faden von rothen Nesseln, und nun entscheidet sie; wirds ihr schwer den Fuß aufzuheben, so verneinet sie die an sie ergangene Frage, wird es ihr aber leicht; so bejahet sie solche. Diese Antwort glaubt sie von Geistern erhalten zu haben. Wenn sie sich vorstellet, als hätte sie diese herbei gelocket, so rufet sie **Husch Husch**, und schnattert mit den Zähnen als hätte sie ein Fieber, bekömt sie denn nach ihrer Meinung Gesichte, so fängt sie ein lautes Gelächter an, und rufet **Chai! Chai!** die andere Frau aber die neben ihr sitzet, ermahnet sie durch beständiges Zurufen, sich nicht zu fürchten, und auf alles was sie errathen wolte sehr aufmerksam zu seyn. — Die Geschicklichkeit in dieser Sache schreiben sie von der unmittelbaren Einwirkung des **Billukai** her, von dem sie glauben, daß er während dem Ungewitter und Donner herabfahre, die Körper der **Schamaninnen** in Besitz nähme, und sie zu Wahrsagerinnen mache.

Als Beweise des Aberglaubens der **Kamtschadalen** sind folgende deutlich genug: Wenn ein Kind in einem Sturmwetter, oder lange anhaltendem Regen geboren wird, so halten sie es für recht unglücklich, und glauben, daß

es allenthalben, wohin es nur kömt, Stürme und Regen verursachet. Um dies zu verhüten reinigen sie es, wenn es erwachsen ist auf folgende Art: Es wird nemlich im heftigsten Sturm und Regen ganz nackend ausgezogen, und muß mit einer in die Höhe gerichteten Muschel um die Stadt oder das Dorf und um alle darin befindlichen Hundehütten gehen, und zu dem **Billukai** und dem **Kamulce** folgendes beten: *Gsaulga*, sezet euch nieder und höret auf Regen oder Sturm hervorzubringen, die Muschel ist des salzigen und nicht des süssen Wassers gewohnt, ihr macht mich zu naß, und von der Nässe muß ich erfrieren, da ich ohnedem keine Kleider habe. Seht, wie ich zittere! – Eben diese Ceremonie muß ein Kind verrichten, das bei schönem Wetter geboren, und man hält sein Gebet noch für weit kräftiger.

Auf Träume bauet dies Volk sehr viel. Des Morgens ist es ihre erste Beschäftigung sie sich einander zu erzählen und auszulegen. Die Auslegung einiger Träume ist bestimt. So z. B. Läuse oder Hunde im Schlaf sehen, bedeutet, daß **Kosaken** zu ihnen auf der Durchreise kommen werden. Verrichten sie ihre Nothdurft im Traume, so bedeutet es Gäste von ihrer Nation. Wenn sie aber die Bedeutung eines Traums nach ihren Traumregeln nicht entscheiden können; so fragen sie ihre Schamanen darüber. Der Forderung eines Traums aber kein Genüge leisten, ist bei ihnen eine der größten Sünden. Und dieser Grundsaz veranlasset viele Betrügereien. Hat Jemand ein Kleidungsstück oder sonst etwas nöthig; so erzählet er einem andern, es hätte ihm geträumet, als wäre er im Besiz desselben, und dieser würde dann sehr ungerecht und sündlich handeln, wenn ers ihm nicht gäbe.

Den Bachstelzen danken sie den Frühling und Sommer, weil sie dafür halten, daß sie ihn mitbrächten.

Wenn man ein Gefäß von Birkenrinde auf ein Torfland hinwirft; so entstehet nach ihrer Meinung eine **Adlereule** daraus, weil sich diese gemeiniglich an solchen Orten aufzuhalten pflegen.

Die **Eidexen** halten sie für Spionen des **Gatsch**, und glauben, sie zeigten ihm diejenigen Menschen an, die in demselben Jahre sterben müßten.

Der **Diebsfisch** soll seinen Leib von allen Fischen zusammen stehlen.

Von den **Mäusen** glauben sie, daß sie im Frühling Enteneyer sammelten; würden ihnen diese nun zu schwer, so ließen sie sie fallen, und daraus würden keine Enten, sondern Wallfische.

**L. M. H. E.**

# Nachricht von einigen Personen, die ein außerordentlich hohes Alter erreicht haben.

Orbilius, ein Zeitgenosse vom Cicero, lebte 100 Jahr.

Demonax, unter der Regierung Hadrians, gleichfalls 100 Jahr.

Demokrit wurde 104 Jahr alt. Er aß beständig Honig, und rieb seinen Körper oft mit Oel.

Solon, Thales und Pittacus, wurden jeder 100 Jahr alt.

Der Geschichtschreiber Ctesibius, starb im 124 Jahr seines Alters auf einem Spaziergange.

Socrates erreichte 106, und Georgias Leontinus 108 Jahr.

Asclepiades, ein berühmter Arzt zu Prusa in Bithynien, wurde 150 Jahr alt.

Juvenal lebte über 100 Jahr, und Cratinus, ein anderer berühmter Dichter, 100 Jahr.

Cicero's Tochter, Terentia, wurde 103 Jahr alt, und Claudia, eine Tochter des Offilius, 115 Jahr.

Attila, der Hunnen König, der im fünften Jahrhundert lebte, wurde 124 Jahr alt. Vielleicht wäre er noch älter geworden, wenn er nicht so außerordentlich ausschweifend gelebt hätte. Den Tag vor seinem Tode hatte er sich noch zum zweiten mal mit einer sehr schönen jungen Prinzessin verheirathet.

Piastus, König von Polen, wurde aus dem Bauernstande in den Prinzenstand erhoben, und kam im Jahr 824 zur Regierung. Er lebte 120 Jahr, und regierte seine Unterthanen so weißlich, daß er sich bei ihnen einen unsterblichen Ruhm erwarb.

Der Vater der Aerzte, Hippocrates, wurde 104 Jahr alt.

Galen war nie krank, und starb, wie er 104 Jahr alt war.

Der tragische Dichter Sophocles wurde 130 Jahr alt, und Euphrator unterrichtete noch in seinem hundertsten Jahr seine Schüler.

Der große Naturforscher Plinius hat in seiner Hist. nat. l. 7. cap. 49. eine Samlung von alten Leuten aufbehalten.

Er meldet, daß bei den römischen Schatzungen (Censibus) auch das Alter in die libros censuales oder Vasaria sey eingetragen worden, und daß zu der Zeit, da die beiden Vespasiane das Censoramt geführt, in der achten Region Italiens, zwischen dem Po und dem Appenninischen Gebirge, und zwar in dieser einzigen Gegend, gefunden worden, 54 von 100 Jahren, 14 von 110, 2 von 125, 4 von 130, 4 von 135 bis 137, und 3 von 140 Jahren.

Ferner berichtet er, daß in eben demselben Censu zu Parma 3 von 120, und 2 von 130, zu Placenz 1 von 131, zu Flavenz eine Frau von 135 Jahren gewesen; zu Bononien haben damals L. Terentius, und zu Arimini M. Aponius, jeder 150 Jahre gezählt. In dem Städtgen Veja, das auf dem Gebirge nicht weit von Plazenz gelegen, sind 6 Personen von 110, 4 von 120 und M. Mucius

cius von 140 Jahren aufgezeichnet worden.

In dem Censu unter dem Kaiser **Claudian**, ist **T. Fullonius Bononiensis** in einem Alter von 150 Jahren erfunden worden, welches der Kaiser, weil er der Sache hat wollen gewiß seyn, besonders untersuchen lassen. **Plinius** erzählt dieses als bekante und unleugbare Sachen. Es können auch diese Nachrichten um so weniger in Zweifel gezogen werden, da wir aus den neuern Zeiten die Möglichkeit unleugbar wissen, daß man 150 ja 160 Jahr alt werden könne. Höher als 150 Jahr muß aber doch damals in Italien keiner gekommen seyn, weil es **Plinius** nicht unbemerkt würde gelassen haben. Schwerlich aber wird man dagegen weder in **Cornwallis**, noch unter andern Bergbewohnern so viele Beispiele alter Leute von 130 und mehr Jahren in einer kleinen Gegend zugleich beisammen finden.

Der eben erwähnte **Plinius** gedenket auch noch einiger Alten aus andrer Zeugniß.

So sagt der Dichter **Anakreon**, der König **Arganthonius** wäre 150 Jahr alt geworden.

Dem Cyprischen Könige **Cinyrä**, giebt eben dieser Dichter 160, und dem **Aeginius** 200 Jahr. **Theopompus** hat dem **Epimenedi Gnossio** 157 Jahr beigelegt. **Hellanikus** berichtet, daß unter den **Epiern** in **Aetolien** einige Leute 200 Jahr alt würden, dem auch der **Damastes** nicht nur beigestimmet, sondern noch hinzugefüget, daß aus selbigen der **Pictoreus** 300 Jahr gelebet. Was aber von dem **Dando** in **Illyrien**, der 500 Jahr soll gelebet haben, wie auch von dem Alter eines Königes auf der Tyrier Insel, der 600 und dessen Sohn gar 800 Jahr erreichet hat, berichtet wird, erkläret **Plinius** selbst für Früchte des unwissenden Alterthums, die ihren Ursprung aus den verschiedenen Zeitrechnungen gehabt, indem vormals die Jahre der **Arkadier** aus drei Monaten, andrer Völker ihre aus einem Sommer, der alten **Aegyptier** ihre gar nur aus einem Mondscheine bestanden haben.

Es haben auch **Phlegon, Trallianus** und **Lucianus** kleine Abhandlungen von Personen geschrieben, welche sehr alt geworden sind, und letzterer insonderheit hat vieler alten Regenten und Philosophen Erwehnung gethan.

**Lorenz Hutland** in **England**, wurde 170 Jahr alt, und **J. Sands**, der am Ende des letzten Jahrhunderts daselbst lebte, 140 Jahr, seine Frau aber starb in einem Alter von 120 Jahren.

In **Schweden** ist es gar nichts ungewöhnliches, Leute von 100 Jahren anzutreffen, und **Rudbeck** berichtet, daß er aus den von seinem Bruder wie dortigen Bischof unterschriebenen Sterbelisten ersehen, daß in zwölf kleinen Kirchspielen, binnen einer Zeit von 37 Jahren, 132 Männer in einem Alter zwischen 100 und 140 Jahren gestorben wären.

Aber,

Aber, was sind alle diese gegen einen gewissen Einwohner von **Bengalen**, welcher nach dem Bericht des Kön. Geschichtschreibers **Lopez von Castegneda**, (in wie weit dieser Schriftsteller Glauben verdient, will ich eines jeden Lesers eigener Beurtheilung überlassen,) ohngefähr 340 Jahr alt war, daher dem Vice-König von Indien vorgestellet wurde.

**Lopez** sagt, dieser Mann hätte viermal neues Haar bekommen, und viermal seine Zähne gewechselt. Wie ihn der Vice-König sah, waren seine Kopf- und Barthaare schwarz. Er hatte in seinem Leben siebenzig Frauen gehabt, von denen er einige weggejagt hatte, einige aber gestorben waren. Der König von Portugal ließ sich ganz genau nach allen Lebensumständen dieses alten Mannes erkundigen, und ein indisches Schif mußte ihm dessen Lebenslauf und Gesundheitszustand abschriftlich mit bringen.

Sein ganzes Alter brachte dieser bengalische Greis auf 370 Jahr.

Die Fortsetzung folgt künftig.

---

## Neue Methode, wodurch man in Schweden alles Eisenwerk, das der freien Luft ausgesetzt ist, vor Rost bewahrt.

(Aus dem London Magazin.)

Die Schweden nehmen zu diesem Ende so viel Pech und eben so viel Teer, wie sie zu dem vorhabenden Gebrauch für nöthig erachten, und vermischen beides mit so viel gutem feinem Ruß, daß es nicht gar zu dicke wird, sondern hinlänglich flüßig bleibt.

Mit diesem Gemische oder Salbe, beschmieren oder bemalen sie alles Eisenwerk mit dicken harten Strichpinsen von Schweineborsten.

Die Operation muß aber gleich im Anfange des Frühjahrs geschehen, damit das Pech durch die mäßige Wärme dieser Jahrszeit nach und nach so sehr gehärtet werde, daß es in den heissen Sommertagen nicht schmelzen kan.

Durch die Erfahrung hat es sich bestätiget, daß hierdurch das Eisen viel besser vor Rost bewahrt wird, als durch jedes andere Anmalen; und dieses Mittel bestehet aus Sachen, die überall zu haben, und gar nicht kostbar sind.

# Hannoverisches Magazin.

15tes Stück.

Montag, den 19ten Februar 1781.


## Nachricht, von einigen Personen, die ein außerordentlich hohes Alter erreicht haben.

(Fortsetzung.)

Thomas Parre, ein Pächter, oder wie einige wollen, ein armer Bauer, zu Shropshire, wurde 152 Jahr und 9 Monate alt. In seiner Jugend verrichtete er die härtesten Arbeiten und lebte mäßig und keusch.

Bis ins 80te Jahr blieb er unverheirathet; hierauf aber verheirathete er sich, und zeugte mit seiner Frau, mit der er lange lebte, zwei Kinder, von welchen das erste nur 1 Monat, das andere aber etliche Jahre alt wurde. Wegen Ehebruch mußte er im 105ten Jahr seiner Wallfahrt Kirchenbusse thun, welches ihn nachher Lebenslang von fernerer Begehung dieses Verbrechens abschreckte. In seinem 120 Jahr hatte er sich wieder mit einer Witwe verheirathet, lebte nach diesem noch 32 Jahr und starb am 15ten Nov. 1635 zu London, wohin ihn König Karl der I. durch den Grafen von Arundel kommen ließ.

Er hat unter 9 Regenten gelebt, ist bis an sein seliges Ende niemals krank, und wie man von dergleichen außerordentlichen Weltbürgern gemeiniglich zu hören pflegt, von einem stets vergnügten Gemüthe gewesen.

Alle seine innere Theile sind beim Anatomiren gesund befunden worden, daß er daher nach der Aerzte Urtheil wohl noch länger hätte leben können, wenn er nicht die Luft und seine Diät verändert hätte. Bis in sein 130tes Jahr verrichtete er noch alle Arbeit im Hause, und er drosch so gar noch. Einige Jahre vor seinem Tode haben ihn die Augen und das Gedächtniß verlassen, das Gehör und der Verstand aber sind gut geblieben.

Dieser Großbritannische Methusalem, der in der Westminster Abtei begraben liegt, ist dem Alter der sehr seltenen Eheleute ziemlich nahe gekommen, deren Abbildungen man in dem Vorzimmer der Kaiserlichen Kunstkammer und Gallerie der Gemälde zu Wien antrift. Bei selbigen findet sich folgende Umschrift:

Janos Rovin, seines Alters

 172,

172, und **Sara Desson** dessen Eheweib 164 Jahr alt *Græci ritus*, sind verheirathet gewesen 147 Jahre; beide gebürtig und wohnhaft zu Stadova in dem Caranzeneser District, Temeswarer Bannats.

Dessen leibliche Kinder, 2 Söhne und 2 Töchter noch im Leben. Der jüngste Sohn ist bei 116 Jahre, u. s. w.

Jedennoch ist bei diesem lezten Ehepaar nicht so wohl ihr erlangtes außerordentliches hohes Alter, als die ungemeine Seltenheit zu bewundern, daß dieser Geis sich in seinem ersten und einzigen Ehestande, mehr wie zwei mal so lange, als das jüdische Volk in der babilonischen Gefangenschaft befunden.

Beide Exempel sind indessen für die Nachwelt höchst merkwürdig. Der Engländer **Thomas Parre**, hat das Herz gehabt, in seinem 80ten Jahr sich zu dem lieben Ehestande zu bequemen, und der Unger **Rovin**, in demselben 147 Jahre lang in einem wegzuleben.

**Heinrich Jenkins**, aus **Ellerton** in Yorkshire, war 169 Jahr alt wie er starb.

Dieser arme alte Greis hatte das traurige Schicksal, daß er in seinem hohen Alter sein Brodt vor anderer Leute Thüren betteln mußte.

Fragte man ihn, wie alt er wäre, so antwortete er, nach einer kleinen Pause, so wie er sichs noch erinnern könte, müßte er jezt 162 oder 163 Jahr alt seyn.

Auf die Fragen, was für Könige und was für öffentlicher Angelegenheiten und Vorfälle er sich noch erinnern könte? erwiederte er, er erinnere sich noch **Heinrichs** VIII. und **Flowdenfields**.

Er wurde weiter gefragt, ob sich der König zu der Zeit zu Flowdenfield befunden, und wie alt er damals gewesen wäre?

Seine Antwort war: nein, der König wäre damals in Frankreich, und er ungefähr 10 bis 12 Jahr alt gewesen, denn, fuhr er fort, man schickte mich zu der Zeit mit einem mit Pfeilen bepackten Pferde nach Northallerton, und von dort brachte solches ein älterer Knabe wie ich zur Armee.

Alle diese Aussagen kommen ganz genau mit der Geschichte der damaligen Zeit überein; denn der König **Heinrich** VIII. hielt sich just zu der Zeit zu Tournay auf, und man gebrauchte im Kriege noch Bogen und Pfeile.

Es konte dieser Greis weder lesen noch schreiben. In seinem Kirchspiel lebten 4 oder 5 Leute, die nach seiner Aussage, 100, oder 100 und einige Jahre alt waren, und selbige bezeugten alle einmüthiglich, sie hätten **Jenkins** nie anders, als wie einen sehr alten Mann gekant.

Er war in seinen jüngern Jahren, wie er oft selbst zu erzählen pflegte, Kellermeister bei dem Lord **Conyers** gewesen, und konte sich noch ganz genau des Abts der Abtei zu Fontaine, vor Aufhebung der Klöster, erinnern.

Hein=

Heinrich Jenkins starb im December 1670 zu Ellerton in Yorkshire. Die Bataille zu Flowdenfield, wurde den 9ten Sept. 1513 geliefert, und damals war er 12 Jahr alt.

Mithin hat er 169 Jahr gelebt, und ist 7 Jahr älter geworden wie der alte Parre.

Wie er 100 Jahr alt war, lebte er von der Fischerei. Er aß beständig grobe schlechte Kost, und in seinen letzten Lebensjahren, mußte er sich, wie eben bemerkt ist, von Almosen sammlen nähren. In den Canzleien und andern Gerichtshöfen, ist er, wie solches aus den Registern derselben erhellet, seit 140 Jahren bekant gewesen, daß er Eide abgelegt habe. Nach York ging er beständig zu Fuße.

Viele Leute haben ihn noch oft in den Flüssen schwimmen gesehen, wie er schon längst 100 Jahr zurück gelegt hatte.

Zu Bolton in Yorkshire hat man ihm ein Monument mit einer Inschrift, errichtet, die ich dem Leser hier im Original mittheile. Sie lautet so:

Blush not marble,
To rescue from oblivion
The memory of
Henry Jenkins.
A person obscure in birth,
But of a life truly memorable:
For
He was enriched
With the goods of nature,
If not fortune,
And happy,
In the duration,
If not variety,
Of his enjoyments:
And
Tho' the partial world
Despised and disregarded;
His low and humble state,
The equal eye of Providence
Beheld and blessed it
With a patriarch's health and length of days,
To teach mistaken man,
These blessings are entail'd on temperance,
A life of labour, and a mind at ease.
He lived to the amazing age of 169.
Was interred here, December 6, 1670.
And had this justice done to his memory,
1743.

Thomas Damm, zu Leighton, nahe bei Minshual, in der Grafschaft Chester, starb am 20ten Febr. 1648 zu Minshual im 155ten Jahr seines Alters.

D. Hoock gedenket in seinen philosophischen Experimenten einer Frau, welche vor einiger Zeit in Cornwallis im 154ten Jahr ihres Alters gestorben.

Herr von Longeville Harcovet führt in seiner Histoire des personnes qui ont vecu plusieurs siecles, die im Jahr 1716 zu Paris in klein Octav heraus kam, von folgenden Jahren noch diese Personen an, die gleichfalls ein außerordentlich hohes Alter erreicht haben.

 1702.

1702.

Den 27ten Jenner dieses Jahrs starb der venetianische Consul Franz Secardi Hongo, mit dem Zunamen Huppazzoli, zu Smirna in einem Alter von 114 Jahren, 10 Monaten und 12 Tagen. Er war den 15ten Merz 1587 geboren, hinterließ von 5 rechtmäßigen Frauen und seinen Sklavinnen 49 Kinder, und war in seinem Leben niemals krank gewesen. Sein Gesicht, Gehör, Gedächtniß und Rüstigkeit litten in seinem hohen Alter nicht die geringste Abnahme; er konte noch in einem Tage 4 Meilen (lieuës) zu Fuße gehen; in seinem 100ten Jahre wurde sein Haupthaar wieder schwarz, und im 112ten bemerkte man an seinen Augenbraunen und Barte eine gleiche Veränderung. Wie er 110 Jahr alt war fielen ihm alle Zähne aus, und 1 Jahr vor seinem Tode, bekam er noch 2 neue Backenzähne. Er trank nie Wein, Liqueurs, Zitronenwasser, (Sorbet) oder Kaffe, gebrauchte keinen Toback; und lebte von ein wenig Suppe, gebratenem Wildpret und Früchten, wozu er immer Brodt aß. Um seine Diät nicht zu unterbrechen, speisete er niemals außer Hause.

Matheus Littard starb den 19ten Nov. im Dorfe Vendeville in Lorraine, nachdem er 118 Jahr alt geworden war. Er hatte unter Heinrich IV. dem Großvater von Ludewig XIV. lange gedienet.

Herr von Lezeau, ein Onkel vom Herrn Dormesson, wurde Königl. Geheimer Rath wie er schon lange 100 Jahr alt war.

Die Markgräfin von Luxenburg wurde 101 Jahr alt, und der Marschall von Estrées gleichfalls über 100 Jahr.

1708.

Im October starb Catharine de la Croix zu Lionois im 113ten Jahr ihres Alters.

1709.

Johanne Carriére, nahe bei Langres, starb den 16ten Jenner im 116ten Jahr.

Augustinus Galand von Savignac, wurde 115 Jahr alt, und starb den 15ten April zu Auvergne.

Ein Pfarrer, von Sassetot im Lande Caux, den 27ten Julius im 116ten Jahr.

Niklas von Bezanes, den 21ten Aug. im 106ten Jahr.

Claudius Baranger, nahe bei Issoudun, den 28ten Nov. im 107ten Jahr.

Anne Mama, zu Paris, den 30ten Oct. im 102ten Jahr.

1710.

Johann Mensard bei Dun-le-Roi in der Landschaft Berri, starb den 3ten Jenner im 110ten Jahr seines Alters. Er hatte 10 Frauen gehabt, von denen die letzte, die ihn überlebte, 18 Jahr alt war, wie er sich mit ihr in seinem 99ten Jahre verheirathete. Sie erfreuete ihn im 2ten Jahr nach der Hochzeit noch mit einem jungen Sohne.

Ein Advokat, Namens Roque, nicht

nicht weit von Agen, den 6ten Jenner in einem Alter von 111 Jahren.

Michel von Gourgues, in der Stadt Xaintes, am 8ten Jenner, und wurde 105 Jahr und 8 Monate alt. Sechs Tage vor seinem Tode war er noch auf der Jagd gewesen.

Wilhelm Delabat, zu Flesch, den 8ten Febr. im 111ten Jahr seines Alters.

Der Advokat Castra, zu Bourdeaux, am 22ten desselbigen Monats, in einem Alter von 111 Jahren 10 Monaten und 10 Tagen.

Die Witwe Johanne Tiberge, zu Paris, den 15ten Merz, im 104ten Jahr ihres Alters.

Michel Fortin, aus Vimontier in der Normandie, den 17ten April, in einem Alter von 116 Jahren und 4 Monaten.

Ludewig Amiot, aus Geay, nahe bei Charante in der Landschaft Aunis gebürtig, den 7ten Oct., in einem Alter von 107 Jahren und 3 Monaten. Er hatte 6 Frauen gehabt, wolte sich noch vor seinem Ende zum siebenden mal wieder verheirathen, und sahe die fünfte Generation.

Johann Guichard, den 8ten desselbigen Monats, wie er bereits 108 Jahr zurück gelegt hatte.

Catharine Petiglau, aus Grez bei Bauvais gebürtig, den 10ten desselbigen Monats, im 113ten Jahr ihres Alters.

Rachel von Bichois, den 12ten Nov. zu Rochelle, und war 107 Jahr 3 Monate und 8 Tage alt geworden.

Die Witwe le Moine, zu Paris, endigte den 15ten Nov. im 106ten Jahr ihres Alters ihre Laufbahn; und die Witwe Faveja aus Toulouse den 3ten Dec. im 113ten Jahr. Letztere hatte niemals Medicin gebraucht.

1711.

Benedict Chaumont, aus St. Bonnet in Auvergne gebürtig, starb den 9ten Jenner in einem Alter von 110 Jahren 2 Monaten und 5 Tagen.

Heinrich le Boucher aus Caen, den 18ten Febr. im 115ten Jahr seines Alters. Er war nie krank gewesen; und sein Vater hatte 108 Jahre erreicht.

Eine gewisse Hofdame Coupper, stellte in eben diesem Monate der Königin von England Anna Stuart, eine alte Frau von 128 Jahren vor.

Lucretia Jowin, aus dem Kirchspiel Autun, wurde 108 Jahr alt. Sie starb den 21ten April, und konte auch in ihrem hohen Alter ohne Brille lesen und schreiben.

Wilhelm Crevin, aus der Normandie, starb den 6ten Mai im 107ten Jahr seines Alter, und Franz Herve, im Junius, zu Seez in der Normandie, im 106ten Jahr.

Die Frau von Couserans ging den Tag vor ihrem Tode noch zu Fuße nach ihrer Pfarre, hielt da mit gutem Gedächtniß eine Generalbeichte von ihrem 5ten Jahre an, und starb den folgenden Tag im Augustmonat auf ihrem Schlosse Casonl bei Torniac,

 im

im Kirchspiel von Cahors, nachdem sie 111 Jahr alt geworden war.

**Jacob Thevenot**, ein Tagelöhner zu **Chateau-Vilain** in Champagne, mähete 1 Monat vor seinem Tode noch Gras. Er starb im September im 114ten Jahr und hatte mit 3 Frauen 39 Kinder gezeuget.

Der Ritter **Bulstrade** zu **Saint-Germain**, in Laye bei Paris, starb den 3ten Oct. in seinem 105ten Jahr. Er hinterließ 17 Kinder, von denen das älteste 72, das jüngste aber 14 Jahr alt war.

1712.

**Angelika Boursaut von Vientais**, Stifterin des Klosters Beaulieu bei Loches in Touraine, starb den 25ten Merz im 112ten Jahr ihres Alters.

**Franz Drouin**, von **Chaumont** in Lyonnois, am 9ten Nov., seines Alters 109 Jahr 5 Monate.

**Anna von Aleçon**, Witwe des Herrn von **Manneville**, starb in dem nemlichen Monat zu **Abbeville**, im 106ten Jahr.

**Alalin des Croches**, Pfarrer zu **Saint Pierre de la Riviere**, im Kirchspiel Lysieux, im 113ten Jahr.

**Frau von Chassagne** im 108ten Jahr.

1713.

**Magdalene Cas**, Nonne de Notre-Dame zu Soisson, starb am 3ten Jenner im 107ten Jahr.

**Karl Bahut**, ein Waffenschmidt zu **Boulogne**, den 20ten Aug. in seinem 104ten Jahr. Sechs Tage vor seinem Tode arbeitete er noch; seine hinterlassene Witwe war damals 90 Jahr alt.

**Johanne Boor**, aus dem Dorfe **Peunnetier** bei Tremolat in Perigord, den 12ten August im 108ten Jahr. In ihrem 90ten Jahr lag sie an einem heftigen Fieber krank, wobei ihr alle ihre greisen Haare ausgingen, und schwarze wuchsen. In ihrem 100ten Jahr wurde ihr Haar wieder weiß, und darauf abermals schwarz.

**Jakob Link**, Erzbischof von **Tuam** in Irland, starb am 29ten Oct. im 105ten Jahr seines Alters.

Eine Engländerin, Namens **Johanne Serimphau**, wurde den 3ten April im Jahr 1584 im Kirchspiel **Bow** geboren, und verheirathete sich im Jahr 1711 mit einem gewissen **Eduard Brokains**.

**Wilhelm Baile**, Gärtner bei dem Herzog von **Espernon**, starb zu **Lignar** bei Bourdeaux im November im 104ten Jahr.

**Johann Guillot** aus **Dun**, den 8ten Dec. im 109ten Jahr seines Alters. Er hatte kein einziges greises Haar, und niemals eine Brille gebraucht.

**Johann Juvin**, Tagelöhner zu **Brieul** bei Dun wurde 114 Jahr alt.

1714.

**Karl Pasquot** starb zu **Joinville** im Jenner in seinem 111ten Jahr.

**Johann Nikolaus**, aus **Provence**, im Jenner im 106ten Jahr.

**Fermine Rambaut**, am 8ten Merz zu **Paris**, in einem Alter von 105 Jahren. Seit 15 Jahren ging die-

dieser Greis beständig zu Fuße nach der Messe.

Am 29ten Merz waren bei der Fußwaschung zu **Wien**, die von **Carl** VI. seiner Gemalin und den beiden verwitweten Kaiserinnen gehalten wurde, 48 arme Leute, die zusammen 3695 Jahr alt waren *).

Die Haushälterin des Vicomte von **Mortain**, starb am letzten Julius in einem Alter von 102 Jahren. Den Abend vor ihrem Tode nähete sie noch ohne Brille. Sie wurde von 5 alten Frauen zu Grabe getragen, die zusammen 525 Jahr alt waren.

**Anton Capual**, ein Tagelöhner zu **Mainieres** bei Neuschatel in der Normandie, starb im September, im 112ten Jahr seines Alters.

**Ludewig Jouan**, ein Arbeitsmann zu **Berville** im Lande Caur, am 18ten Sept., und wurde 108 Jahr alt.

**Jacob Deferrere**, am 2ten Nov. im 110ten Jahr seines Alters.

**Peter Zorten**, ein Bauer von **Klevereſch** aus dem **Temeswarer Bannat**, starb den 5ten Jenner 1724 in seinem 185ten Jahr, und sein Sohn soll 150 Jahr alt geworden seyn.

Der Kaiserl. Feldarzt, Doctor **Cramer**, hat in Ungern viele alte Leute bemerkt. Bei **Temeswar** sahe er 2 Brüder von 110 und 112 Jahren, die noch alle beide Kinder erzeuget. Zu **Caransebes** fand er unter den Wallachen einen Mann von 190 Jahren. Herr Professor **Hanow** in **Danzig** vermuthet in seinen Seltenheiten der Natur, daß dieses der obgedachte **Rovin** gewesen, und dann würde dieser im Jahr 1740 erst 185, und nicht in seinem Sterbejahre 1727 bereits 172 Jahr alt gewesen seyn.

**Johann Effingham**, starb den 6ten Februar 1757 im 144ten Jahr seines Alters. Er war unter **Jakob** des I. Regierung von armen Eltern geboren, und von Kindheit auf zur Arbeit gewöhnt, hat als Soldat und Corporal lange gedienet, zuletzt noch in der Schlacht bei **Höchstädt**, und hat endlich als Tagelöhner in seinem Gebnrtsorte gelebt. In seiner Jugend trank er niemals hitzige Getränke, lebte allzeit mäßig, und aß selten Fleisch. Vor seinem 100ten Jahre war er ein wenig krank, und noch 8 Tage vor seinem Ende that er eine Reise von 3 Meilen.

Herr Doctor **Richardson** gedenket in seiner natural history at North Bierley, in *Baddam's* Mem. Vol. 6. p. 41. zweier alten Schwestern, die zu **Northbierley** in **Yorkshire** in zwei Jahren nach einander verstorben, davon die eine 107, die andere aber 140 Jahr alt gewesen.

Im Jahr 1770 lebte noch zu **Helbret** in **Jütland** der alte Normann **Christian Jakobs Drackenberg**, in einem Alter von 145 Jahren. Er wur-

*) Im Jahr 1778 befanden sich eben daselbst bei der Fußwaschung 3 muntere lebhafte Greise, von denen keiner eine Brille brauchte. Der eine war 103 Jahr alt, der zweite 100, und der dritte 99.

wurde 1626 nach dem Verzeichniß des Kirchenregisters geboren. Den 6ten November 1767 beging er noch seinen Geburtstag bei vollkommenen Kräften seines Geistes; ja er ging an diesem Tage zu Fuße bis nach Rosenholm, einem Schloß, das zwo Meilen von seinem Aufenhalt entlegen ist. Seine einzige Schwachheit war Schwäche des Gesichts, so daß er sich eines Führers bedienen mußte.

Nach einer in den Brandenburgischen Landen gemachten Berechnung der Verstorbenen innerhalb 6 Jahren, belief sich ihre Anzahl auf 351,998. Unter denselben war eine Person von 114, eine von 115, eine von 120, und eine von 125 Jahren.

In London sind in 30 Jahren, von 1728 bis 1757 gestorben = 750322, worunter 242 von 100 Jahren und darüber gewesen. Also ist unter 3100 einer gewesen von 100 Jahren und darüber. Unter solchen waren

| | |
|---|---|
| 49, so 100 Jahr alt. | Unter 100000 meist 7. |
| 34 — 101 — | — — — 5. |
| 39 — 102 — | — — — 5. |
| 32 — 103 — | — — — 4. |
| 18 — 104 — | — — — 2. |
| 28 — 105 — | — — — 4. |
| 18 — 106 — | — — — 2. |
| 7 — 107 — | — nicht voll Einer. |
| 5 — 108 — | Unter einer Million — 7. |
| 2 — 109 — | — — meist 3. |
| 3 — 110 — | — — — 4. |
| 2 — 111 — | — — — 3. |
| 2 — 112 — | — — — 3. |
| 2 — 116 — | — — — 3. |
| 1 von 138 Jahren | — — Einer. |

Summa 242. Unter 100000 Todten sind also 32, die 100 Jahr und darüber alt geworden sind, oder unter 3125 ist Ein Hundertjähriger.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

16tes Stück.

Freitag, den 23ten Februar 1781.

## Nachricht von einigen Personen, die ein außerordentlich hohes Alter erreicht haben.

(Schluß.)

In Pommern sind in 9 Jahren, von 1750 bis 1759, (das 1756ste Jahr ausgenommen,) gestorben 103335, worunter die letzten Jahre besonders epidemisch gewesen. Unter selbigen waren 25 von 100 Jahren und darüber, also einer unter 4133, folglich weniger, als vorher in London. Unter diesen befanden sich von

| Jahren. | Männer. | Frauen. | Summe. |
|---|---|---|---|
| 100 | 6 | 2 | 8 |
| 101 | – | 3 | 3 |
| 102 | – | 1 | 1 |
| 103 | 1 | – | 1 |
| 104 | 1 | – | 1 |
| 105 | – | 1 | 1 |
| 106 | – | – | – |
| 107 | – | 1 | 1 |
| 108 | 2 | 1 | 3 |
| 109 | – | 1 | 1 |
| 111 | – | 2 | 2 |
| 114 | 1 | 1 | 2 |
| 115 | – | 1 | 1 |
| | 11 | 14 | 25 |

Im Stifte Aarhuus in Nord-Jüdland belief sich im Jahr 1772 die Anzahl der Gestorbenen auf 3658. Unter selbigen waren der oben berührte Drackenberg, von 145, ein anderer Mann von 106, und zwo Frauen von 100 Jahren befindlich.

In eben diesem 1772ten Jahr starb in Altona eine Frau die 105 Jahr alt war; und im Stiftamte Bergen in Norwegen befanden sich unter 3952 Verstorbenen, 3 Personen von 100 Jahren. In London unter 26723 Gestorbenen, 5 über 100, und in St. Petersburg unter 4727 Verstorbenen, 7 von 100 Jahren und darüber.

Vom Jahr 1773 sind folgende alte Leute zu bemerken.

Im Stifte Aarhuus in Nord-Jüdland waren unter 5345 Verstorbenen 4 Personen über 100 Jahr alt geworden.

In Königsberg in Preußen befanden sich unter 1902 Verstorbenen,

1 Mann von 100, und 1 Frau von 110 Jahren; im Stift **Seeland** aber unter 7008 Verstorbenen, 147 zwischen 80 und 100 Jahren.

Im Jahr 1774 waren im Stift **Aaarhuus** in **Jüdland** unter 2782 Gestorbenen, 10 von 90 bis 100 Jahren.

Im Stift **Aggerhuus** in **Norwegen** unter 9053 Gestorbenen, 84 über 90, und 7 über 100 Jahr.

Im Stift **Bergen** in **Norwegen** unter 2683 Gestorbenen, 13 von 90 bis 100, und 5 von 100 bis 105 Jahren.

Im Stift **Christiansand** in **Norwegen** unter 3252 Gestorbenen, 22 von 90 bis 100 Jahren.

Im Stift **Drontheim** in **Norwegen** unter 3760 Gestorbenen, 10 über 100, und 1 von 108 Jahren.

In **Königsberg** in **Preußen** unter 2098 Gestorbenen, 1 der 101 Jahr alt war.

In **Leipzig** unter 1023 Gestorbenen, 1 von 100¾ Jahren.

Im Herzogthum **Vor-** und **Hinterpommern** unter 9348 Gestorbenen, vom Civilstande 2 von 100, 1 von 103, 1 von 104, 1 von 105, und 1 von 106 Jahren.

Im Stift **Ripen** in **Jüdland** unter 2553 Gestorbenen, 4 über 100 Jahr.

Im Stift **Seeland**, exclusive **Koppenhagen** und **Bornholm**, unter 5188 Gestorbenen, 6 über 100 Jahr.

In **Wien** unter 9119 Gestorbenen, 2 von 100, 1 von 101, und 1 von 102 Jahren, und in **Florenz** starb in demselben Jahr 1 Frau in einem Alter von 103 Jahren und 5 Monaten.

Daß diese kurze Nachricht von ungewöhnlich alt gewordenen Leuten, die aus verschiedenen öffentlichen englischen, deutschen und französischen Zeitungsblättern, aus Süßmilchs göttlicher Ordnung Th. 2. Cap. 22. §. 481 bis incl. §. 489, aus einigen gothaischen und lauenburgischen genealogischen Kalendern und andern Schriften zusammen getragen ist, aus eben dergleichen Quellen noch ansehnlich vermehrt werden könne, wird jeder leicht selbst einsehen. Ich schließe sie mit Süßmilchs eigenen Worten, welcher sagt: „Aus dem bisher angeführten erhellet mit Gewißheit,

1) Daß unter etlichen tausend Menschen nicht nur Einer hundert Jahre übersteige, sondern, daß auch unter Millionen einige ihr Alter noch viel höher bringen.

2) Daß es noch bis itzt nicht unmöglich sey, 150, 160 bis 170 Jahre alt zu werden. Dieses ist gewiß. Von denen, die 180 und 200 Jahre alt geworden sind, fehlen gewisse und untrügliche Urkunden. Gegen die Möglichkeit läßt sich nichts mit Grunde sagen.

3) Fast alle Beispiele solcher seltenen Greise haben sich unter den Landleuten, und zum Theil unter den Einwohnern

nern erhabener und bergigter Gegenden gefunden.

4) Man sucht die Ursache davon a) in der reinern Luft, und b) in der Mäßigkeit und Arbeitsamkeit. Allein nebst dem ist sie auch vornemlich wol in dem stärkern Gebäude des Körpers zu suchen. Sonst müßten diejenigen, die 110, 130 und mehr Jahre erreichen, unter den Landleuten, die auf einerlei Weise, nemlich mäßig und arbeitsam leben, häufiger seyn, als sie in der That sind. Unter allen erhaltenen Landlisten, fährt Süßmilch fort, bleiben die Hundertjährigen immer eine Seltenheit. Ohnstreitig ist die Arbeit und Mäßigkeit der Landleute die Ursache, daß sie älter werden, als die Einwohner der Städte, aber zu einem Alter von 100 und von 150 Jahren gehört noch ein weit mehreres, das nirgends, als in dem vorzüglich stärkern und dauerhaftern Bau des Körpers zu suchen ist, womit aber die Mäßigkeit im Genuß der Speisen und Arbeitsamkeit verknüpft seyn muß, weil ohne selbige auch der stärkste Körper bald zu Grunde gerichtet werden kan.

Hannover. G. F. Wehrs.

---

## Etwas über Holland *).

Eine halbe Stunde von dem nahe bei Evenburg gelegenen Flecken Leer, bei Leerort, ist die Ueberfahrt bei Ems. Auf der andern Seite dieses Flußes komt man über Wener (eine Meile von Leer) bis Neuschanz, noch eine Meile weiter. Nach beiden Oertern zu, sind die Wege im Winter, weil es Marschland und Kleiboden ist, ausnehmend schlecht. Zuletzt komt eine halbe Stunde lang ein Deich oder Damm, der zwar nicht schmal und hoch, weil er aber sehr ausgefahren, recht beschwerlich ist.

Neuschanz ist eine bloße Gränzfestung, nebst einigen wenigen Häusern; hier sieht man schon auf den Gassen die holländische Reinlichkeit, und die deutsche Sprache hört hier auf: in Wener sind schon wenig Leute, die Deutsch verstehn und sprechen. Das Fährhaus liegt aussen vor. Für die Portion Thee bezahlt man gewöhnlich in Neuschanz ein Dubbeltje (zwei Stüber); zuweilen aber auch einen Sechstehalb ($5\frac{1}{2}$ Stüber); indessen doch niemals darüber, und es ist höchst falsch und ungegründet, daß,

 wie

*) Aus des Grafen F. U. z. L. Reise durch Holland, die in Johann Bernoulli's zu Berlin eben erst herausgekommenen Sammlung kurzer Reisebeschreibungen und anderer zur Erweiterung der Länder- und Menschenkenntniß dienender Nachrichten stehet. Man hat um so weniger Bedenken getragen, den Lesern hier einen Auszug dieser Reise vorzulegen, weil sie viele angenehme Erläuterungen über Gegenstände giebt, die von andern Reisenden wenig oder gar nicht berührt worden.

wie man in Deutschland aussprengt, man in den Gasthöfen alles vorher accordiren müsse: man würde sich sehr darüber aufhalten, wenn es jemand thun wolte, und kein Wirth würde sich darauf einlassen; aber mit den Trägern, die man am Ufer beim Aussteigen findet, muß man alles genau bedingen; man giebt ihnen zween, vier bis sechs Stüber, nachdem der Ort, wo sie die Sachen hintragen sollen, nahe oder weit ist. Sie pflegen auch, wenn es ein Kuffer ist, einen Schiebkarren dazu zu nehmen. Man kan aber auch die Sachen von seinem Bedienten tragen lassen, nur von keinem Fremden aus einem benachbarten Wirthshause, denn da haben diese Kerls das Vorrecht; dieses gilt aber nur beim Aussteigen, keinesweges beim Einsteigen in das Schif oder die Schuyt, denn da kan es tragen wer da will. Man muß diesen Leuten auf dem Fuß nachfolgen, daß sie einem nicht davon laufen; wenn aber sonst einem Grobheiten oder Unrecht von ihnen geschehen solte, so kan man allemal klagen, und wird prompte Justiz erhalten, wenn man den Kerl nur von Gesicht kennt, oder zu beschreiben weiß.

Von **Neuschanz** kan man mit einem **Treckschuyt** (oder auch in Westfriesland **Schneck** genannt) nach **Gröningen** fahren. Man kan aber auch ein besonders Fahrzeug nehmen, welches denn mehr kostet, und **Wunnen**, oder bedungene Fracht, genannt wird. Darin hat man das Recht, ganz allein für sich zu fahren; man kan aber nicht so viel Personen, als man will, in das Schif nehmen; denn so bald es weniger als die ordinaire Fracht ausmacht, das ist, so bald auf die Person weniger zu bezahlen komt, als man in den ordinairen Frachten bezahlt, so muß jede Person, welche über die bei den hiesigen Schuyten bestimte Zahl **acht** gehet, besonders, und zwar wie ordinair bezahlen; so daß man bei den Wunner Frachten, wenn man mehr als acht Personen ausmacht, zwar keinen Schaden hat, aber auch nichts profitirt.

Eben so ist es auch mit den andern großen Schnecken, so mit einem **Roef** versehen sind, oder mit den **Beurtschiffen**, alles nach Proportion.

In der Provinz Gröningen sind die Schuyte mehrentheils 16 bis 20 Schritte lang, und 3 bis 4 breit; weiter in Holland 24 bis 26 lang, und 4 bis 6 breit. Sie kosten zwischen 4 und 500 Gulden neu, und zehn bis zwölf Schiffer theilen unter sich gemeinschaftlich die Fracht und geben dafür dem Staat etwas gewisses jährlich ab.

Inwendig können in diesen Schuyten ohngefähr eben so viel Personen bequem sitzen, als sie Schritte in der Länge haben, oft aber nimt der Schiffer mehr ein; allein die Passagiers brauchen dieses nicht zu leiden, sondern können noch eine Schuyte verlangen.

In Westfriesland sind die Schuyte etwas größer und bequemer, jedoch

in allen sieben Provinzen so niedrig, daß man nicht darin stehen, wohl aber, wenn man nicht über die gewöhnliche Mannshöhe hat, bequem darin sitzen kan.

Vor dem Regen und Wind ist man sicher; denn es ist inwendig alles bedeckt, und auf allen Seiten zu. Das ganze ist von Holz; keine Fenster daran; sondern nur auf beiden Seiten Thüren zum Eingang und in der Mitte auf jeder Seite eine Luke, um die Waaren hinein zu bringen; jedoch wird nicht viel schwere Bagage angenommen. Die Fracht eines Mantelsacks kostet gewöhnlich auf jede Station 2, auch 3 bis 4 Stüber; weiter hin in Holland gar nichts; aber ein Kuffer kostet immer viel mehr. Jedoch darf der Schiffer niemals mehr fordern, als die Verordnung mit sich bringt.

In dem Schuyt steht in der Mitte ein langer schmaler Tisch, darauf man die Bagage zu legen pflegt; man sitzt auf Bänken, die an der Wand befestigt sind, und findet allerwegen Armenbüchsen, einen hangenden Leuchter, darin des Abends ein **Kaars** (Kerze) oder Talklicht angesteckt wird. Bisweilen ist es auch nur eine Maschine von Töpfererde, darin vier oder fünf Löcher sind, um ein Licht hinein zu stecken. Ferner so fehlt auch niemals, nach der holländischen pralerischen Reinlichkeit, ein Maschine von Blech, Porcellain oder Silber, so einem Blumentopfe gleicht, **Quispedor** genannt wird, und zum Ausspeien dienet; man findet dergleichen allerwerts, nicht allein im Schiffe oder in den Wirthshäusern, sondern in allen Gesellschaften, beim Thee- und Eßtische, NB. auf dem Tische stehend. Oben auf den Schuyten ist ein unbequemes Verdeck; es können aber ein Paar Personen beim Steuerruder stehen. An dem Mastbaum, den die Schiffer wegen der so häufig zu passirenden Brücken oft niederlassen müssen, ist in der Mitte eine Leine angemacht, die hinten bei dem Steuerruder befestiget ist, und die vorne von einem Pferde gezogen wird, daher der Name **Treck-** oder **Ziehschuyt**. Auf diesem Pferde sitzt hier herum ein kleiner Junge; weiter hin ein großer Kerl, so beide **Jagerge** oder **Jongie** genannt werden, und 1, 2 bis 4 Deuten Trinkgeld bekommen. Diese Leute sehen gemeiniglich sehr zerlumpt aus; reiten in Schuhen, ohne Sattel und Steigbügel, und haben in Westfriesland ein altes Kühhorn, in welches sie jämmerlich blasen, wenn's fortgehet, oder wenn sie durch ein Dorf kommen, damit die Leute es hören und Briefe bestellen können. Will man an einem Orte früher anlangen, so darf man nur dem Schiffer sagen, daß man an der **Jagerge** einige Stüber Trinkgeld geben will, so geht es gleich geschwinder.

Noch ist von den Schuyten anzumerken, daß, ob zwar jedermann Toback darin raucht, man es gleich unterlassen muß, so bald eine Dame oder andere reputirliche Person sagen, daß sie es nicht vertragen können; da be-

fiehlt der Schiffer, der da Ordnung halten muß, sogleich, daß man die Pfeife weglege; wenn aber eine Mannsperson wiederum sagt, daß sie den Feuerstübgengeruch nicht vertragen könne, so müssen die Frauenspersonen gleichfalls solche wegthun.

Wenn das Schuyt sich nicht aufhält, so kan man Kaffee- und Theegeräthe aus dem Wirthshause mitnehmen, und es unterwegens ausleeren.

Zwo Stunden von Neuschanz liegt das Dorf, Namens **Wünschort.** Von da fährt man in einem Schuyt über **Sydbroeck**, welcher Weg wieder zwo Stunden beträgt, bis Gröningen drei Stunden. Auf beiden Seiten sind sehr schöne, angenehme Gegenden und Häuser.

**Gröningen** ist eine schöne große Stadt. Das beste Wirthshaus darin, ist das **Parlement von England.** Bei dem hiesigen Ochsenmarkte ist eine schöne Promenade. Sonst hat ein Fremder hier noch die **neue Kirche**, den **Fischmarkt**, des **Prinzen von Oranien** Pallast, der aber sehr wenig in die Augen fällt, den **botanischen Garten**, und den 380 Stuffen **hohen Thurm**, wie auch die **Parade** zu bemerken.

Es liegt hier das Badendurlachische Regiment in Garnison, aber die Truppen wechseln alle Jahr. **Rahtslars**, oder Klepperleute, die so viel wie Nachtwächter vorstellen, sind zu Gröningen zwölf an der Zahl, und alle Abende muß die Bürgerwache dreimal vor dem Rathhause abfeuren.

Von den holländischen Städten ist hier überhaupt folgendes anzumerken.

Die kleinen Städte von Holland, **Amsterdam, Rotterdam,** und das sogenannte Dorf **den Haag**, ausgenommen, sehen sich fast alle ähnlich in der Bauart; die Häuser sind klein, mit spitzen Dächern, ein jedes unten mit einem hervorstehenden Giebel oder Erker, darunter man auf Bänken vor dem Hause bedeckt sitzen kan, versehen. Der Fußboden von diesen Plätzen ist oft von schwarz und weißen marmornen viereckigten Platten, oder von Fliesen, oder von bunten Steinen, die in Figuren gepflastert sind. Die Häuser sind immer bunt angemalet; die Fenster mit Spiegelgläsern versehen, und von aussen und innen siehet man ihnen gleich schon die große Reinlichkeit an. Man gehet auch selten auf den Gassen, daß man nicht die Mägde den Boden scheuren, und die Fenster abspülen siehet; die meisten Leute wohnen daher hinten in den Häusern, um die vordern Zimmer zum Staat rein zu erhalten; gehen auch an einigen Oertern lieber hinten zum Hause hinein. In den Häusern selbst findet man Decken von Stroh oder Wachstuch, auch sind die Stuben, und so gar die Treppen oft mit Matten und wollenen Decken belegt, damit ja alles rein bleibe. Vor den Thüren ist auch verschiedene Gelegenheit, die Schuhe unten abzuwischen, und in Nordholland muß man sogar selbige ausziehen, wenn man ein schönes Haus inwendig besehen will; es werden einem an deren Statt Pantof-

feln

feln präsentirt, und in denselben besiehet man das Haus.

Unten ist das Vorhaus, wie in Holstein und in dem Oldenburgischen, mit Porcellain und Bildern ausgezieret; in den meisten Stuben sind Camine; Oefen aber gar nicht. In Gröningen sind sie deswegen mit den Caminen etwas sparsam, weil ein jeder Eigenthümer für jedes Camin oder offenen Schorstein, als den Küchenherd, an die Stadt jährlich fünf Gulden bezahlen muß, so wie an einigen Oertern in Holland das sogenannte **Ohrengeld**, für die zwei Ohren eines Pferdes, gleichfalls an die Stadt bezahlet wird. Vor diesen Caminen sitzen nun die Messieurs herum mit ihren Tobackspfeifen, welche in einem Wirthshause, und andern Orten einem sogleich präsentirt werden; jedoch meist ohne Toback, weil voraus gesetzt wird, daß ein jeder seinen Toback bei sich führe. Die Damen aber sind von dem Caminfeuer verbannet, und sie haben an dessen Statt ihre Feuerstofen, die auf diese Art gemacht sind. Unten auf beiden Seiten eines eisernen gegitterten Kasten ist eine kupferne Platte, darauf man die Füße setzet; in den Kasten aber wird ein Kohlfeuer gethan, wodurch die ganze Maschine erwärmet wird.

In den Häusern siehet man gleichfalls viel Marmor und viele Wände von Fliesen, und vor den Fenstern lauter Vorsätze von buntem Flor darauf allerhand Figuren und Landschaften gemalet sind. Die Abtritte, so hier **die beste Kammer** oder **Häusgen** genannt werden, sind vorzüglich rein und zierlich angelegt; man findet auch nicht so viel **Waterpötte** (pots de Chambre) als **Watersteene**, welches Rinnen von Marmor sind, die zu eben dem Gebrauch dienen.

Die Betten sind meist hart, und Winters und Sommers mit leichten wollenen Zudecken versehen, die einer Pferdedecke nicht unähnlich sind.

Das Pflaster in den Städten, ist gemeiniglich von spitzen und ungleichen Steinen, aber auf jeder Gasse sind auf beiden Seiten breite Gänge zum gehen, und auf diesen gehet man sehr bequem; es bestehet dieses Steinpflaster, so **Riegen** genannt wird, aus lauter schmalen gebrannten Steinen, die sehr fest in die Erde gemauert sind; bisweilen trift man ganze Plätze so gepflastert an; ja sogar in Holland einige Landstraßen so gemacht, auf welchen sich's noch besser, als auf Chausseen fährt.

Der Charakter der holländischen Nationen scheint aufrichtig, ehrlich und dienstfertig zu seyn, nur haben sie, sonderlich der gemeine Pöbel, die Schwachheit, daß sie nichts ungewöhnliches und besonders vertragen können, selbiges an Fremden zu entdecken suchen, und sich alsdenn berechtiget glauben, es sogleich als lächerlich zu verdammen. Sie können z. B. keine Pelzmützen, und auch nicht gerne einen rothen Rock leiden. Sie besitzen eine starke Portion von Neugier, die oft, wenn sie gestöhrt wird, in Insolenz ausartet, und dieses geschiehet in Gröningen mehr, als an andern Orten.

Sie sind im Grunde höflich, aber nehmen sich nichts vor übel, und geniren sich nicht gerne; das Aufstoßen des Magens halten sie selten zurück; grüßen, aber setzen den Hut sogleich wieder auf.

Man findet kein Land, wo man mehr mit bedecktem Haupte gehet wie hier. Sie nehmen endlich auch leicht etwas übel, sind sehr empfindlich, und wider ihre Sitten, Gewohnheiten und Einrichtungen darf man keine Einwendungen machen.

Von Gröningen fährt man nach dem Städtchen **Strohbusch** (drei Stunden); von da bis **Dokum**, eine größere Stadt (drei Stunden), und endlich bis **Leuwarden**, abermals drei Stunden. Wenn man da in ein Wirthshaus gehet und nichts verzehret, so muß man für das Caminfeuer eine Dubbeltje bezahlen, das man ausserdem umsonst hat. Die anliegenden Gegenden, sind alles Wiesen- oder sogenanntes Weideland. Aecker und Felder giebt es hier wenig oder gar nicht.

Dagegen aber ist ein Weg für das Jagerge, und weil die Kanalwege oft krumm gehen, so sind alsdenn Säulen von Holz, die sich um ihre Axe drehen, daran das Seil, woran das Schif gezogen wird, herum läuft, wodurch das Schif abgehalten wird, bei denen Krümmen zu nahe ans Land zu kommen.

Das **Herrn-Logement** auf dem Dyk, ist ein sehr gutes Wirthshaus in Leuwarden, in dem man auch ziemlich wohlfeil alles hat. Im hiesigen Rathhause (Stadthuys) ist nicht viel besonders; die verschiedenen Versamlungszimmer, — einige Portraits der alten Prinzen von Oranien, — und der auf dem Fußboden in einem Saal in einer künstlichen Sternfigur gestreuete Sand, auf den man nicht treten darf, sondern neben herumgehen muß. Des Prinzen Pallast siehet man im Vorbeigehen von aussen; er erweckt keine Neugierde ihn näher zu sehen.

Das Essen wird hier, so wie in ganz Holland durch die Bank schlecht zugerichtet; hier und da trift man deutsche Gastwirthe an, die auf deutsche Manier und ziemlich schmackhaft kochen lassen. Sonst ist das gewöhnliche: wenig, oder gar keine oder dünne Suppe; viel Fische; beim Fleisch und sonst viel Gewürze und Pfeffer; viel Gemüse; gar kein Gebackenes, und Winter und Sommer allezeit Salat (Brunnkresse) in großem Ueberfluß, viel Citronen, die fast gar nichts gelten, und schlechten, dabei auch theuren Wein. Der gewöhnliche Preis einer kleinen Bouteille ist 1 Gulden; der weiße ist widerlich süß, und der rothe herbe. Des Abends allezeit Cotteletten, und Salat, das man zusammen nur **Salatgen** zu nennen pflegt. Hingegen bekomt man fürtrefliche Milch, Butter und Käse; der von Edam ist der beste. Das Fleisch ist sehr fett, gut und wohlfeil, und das Brodt, wie in Frankreich weiß und fürtreflich ausgebacken.

Der hiesige Wall ist zu einer angenehmen Promenade aptirt. Die Stadt ist auch sehr anmuthig gelegen und wohl gebauet.

Der Schluß folgt künftig.

# Hannoverisches Magazin.

17tes Stück.

Montag, den 26ten Februar 1781.


## Etwas über Holland.

(Schluß.)

Harlingen ist ein schönes Städtgen, und liegt noch angenehmer als **Leuwarden**; der Wall und die Aussicht in die Südersee machen diesen Ort besonders anmuthig. Die Fahrt auf der Südersee von hier bis Amsterdam, ist die weiteste, und man rechnet sie auf einige 20 Stunden, bei gutem Winde aber kan sie in einigen wenigen Stunden vollbracht werden. Ehe man auf das Schif geht, muß man zu Erhaltung des Hafens, und der in die See leuchtenden Laterne, 3 Stüber à Person, sogenanntes Passagegeld bezahlen.

Alle Tage im Sommer gehet von hier ein so genanntes **Beurtschif** nach Amsterdam; es ist zweimastig, und kostet neu 9000 Gulden. Jetzt sind 10 bis 12 Schiffe im Gange; die Schiffer theilen sich gemeinschaftlich in die Fracht, wie bei den Schuyten. Es sind viererlei Plätze darin.

1) Die Cajüte ganz, kostet 6 Gulden, sind aber mehr als 3 Personen, so bezahlen die übrigen jeder 24 Stüber. Jungen und Knechte des Schifs erhalten Trinkgeld besonders, und gemeiniglich in allem, 4 Stüber von jeder Person.

Den Wein nimt man vom Schiffer, den Kaffee und Thee aber, dazu alle Anstalten da sind, von den Knechten; allein der Kaffee ist, auf holländische Manier, schwach wie Wasser, und so, daß er wie umgerührt schmeckt; muß auch so lange auf dem Feuer stehen, als man trinkt; eigentlich wird er gar nicht gekocht, sondern es wird blos siedend Wasser darauf gegossen. Der Thee wird im Kessel servirt, er ist stark wie Bier, man gießt einige Tropfen schlechte Milch dazu; man giebt keine Theelöffel, allein zu beiden weißen kandirten Zucker; sonst ist alles im Ueberfluß. Die Holländer kennen gar keine Maaß im Kaffee- und Theetrinken.

Die Cajüte ist so hoch eingerichtet, daß eine mittelmäßig große Person darin stehen kan; übrigens ist auf den an den Wänden befestigten Bänken Platz für 8 Personen. Sie hat zwei englische Fenster; in der Mitte einen

Tisch und Spiegel; einen Schrank für Gläser und Tassen; unten einige Laden, und in den Wänden theils Schränke, theils Betten, so man Coje nennet, darin 2 bis 3 Personen Plaz haben, und sich wechselsweise hineinlegen.

2) Der **Roef**, so Ruf ausgesprochen wird, ist ein bedeckter Plaz auf dem Verdeck, worin 12 Personen sizzen können; er ist mit Tisch und Betten versehen; kostet à Person 1 Gulden, und ist meistentheils der Aufenthalt der Weiber.

3) Der **Keller**, vorne im Schif, ist einige Stuffen hinunter; auch mit Betten versehen, und kostet eben so viel, ist aber sehr unbequem und niedrig.

4) Der **Raum**, ist unten im Schif, und groß und räumlich, aber es sizt da alles durch einander, und geht oft recht wild zu. Es ist zugleich der Ort, wo die Waaren im Schif aufbehalten werden, der Plaz kostet 18 Stüber.

Sonst ist auch noch das **Verdeck**, welcher Aufenthalt aber, des Regens, Windes und Wetter halben, nicht lange angenehm ist.

**Amsterdam**, liegt am Meerbusen **Y**, und am **Amstelfluß**. Je näher man der Stadt komt, desto mehr Schiffen begegnet man. Komt man in den Hafen, oder in den schönen, breiten sogenannten Kanal, so nimt sich die schöne, große Stadt Amsterdam, nicht so wohl als der prächtige Haufen der stolzen Mastbäume, die wie ein Wald aussehen, ungemein gut aus.

**Det oude Wappen van Emden**, auf dem **Nieeuwendyck**, ist ein sehr gutes Wirthshaus, in dem man bequem logiert, und spott wohlfeil behandelt wird.

Auf der prächtigen Börse wimmelt es, von 11 bis 2 Uhr, von Kaufleuten, Christen und Juden. Es ist ein großer Plaz, auf welchem man rund herum unter den prächtigsten Arcaden gehet, die auf einige 30 Pfeiler gestüzt sind; ein jeder ist nummerirt, und einige Kaufleute haben ihre gewissen Pfeiler, dabei man sie finden kan. Man höret nichts als ein bloßes Gemurmel; niemand darf laut sprechen. Oben über der Börse ist der Fechtboden, und allerhand Krambuden, sonderlich von Kupferstichen, (und Spielereien,) aber alle schlecht.

Die Stadt Amsterdam ist ganz erstaunlich volkreich, auch sehr prächtig gebauet. Durch sie gehen viele große Kanäle, und über selbige prächtige Brücken. Die Gegenden an diesen Kanälen heißen, die **Herrngraft**, die **Kaisersgraft**, und die **Prinzengraft**, als in welchen die schönsten Gebäude vorhanden.

Nicht weit von dem oben beschriebenen Wirthshause, ist der große Plaz, worauf das **Rathhaus** oder **Stadthaus** stehet. Es ist das prächtigste von der Welt, und übertrift das zu Lyon an Kostbarkeit, vielleicht aber nicht an Größe. Man sagt, daß es 32 Millionen Gulden gekostet, der Magistrat aber die Rechnung davon verbrannt habe.

Im

Im Rathhause sind zu bemerken: 1) die erstaunliche Menge Marmor, so aller Orten angebracht. 2) Gemälde vom Frieden. 3) Die Rüstkammer. 4) Das Glockenspiel. 5) Die Gefangenen. 6) Die schöne Aussicht von oben a).

In der hiesigen lutherischen Kirche wird zwar Deutsch geprediget, allein vor und nach der Predigt werden auf holländisch Psalmen und Lieder gesungen. Der Prediger lieset auch verschiedenes holländisch ab; so bald das Evangelium verlesen, so werden die großen Vorhänge an den Fenstern, nahe bei der Kanzel zugezogen, damit der Prediger nicht sehen, und etwa seine Predigt herlesen könne b), nach der Predigt aber wird es wieder helle gemacht.

Zu den in Amsterdam sehenswürdigen Dingen gehören noch folgende: 1) die französische Kirche. 2) Die Quakerkirche. 3) Der St. Gorien- oder St. Georghof; eine milde Stiftung. 4) Die englische Kirche. 5) Das sogenannte ehemalige Meer, oder der Ort und die Allee, da auf beiden Seiten schöne Gärten, die jede ihren Namen haben, sind. 6) Das Posthaus. 7) Das Raspelhaus, wo lauter Spitzbuben sitzen, die allerhand künstliche Arbeiten verfertigen, sie zum Verkauf bieten, und einen mit Betteln grausam plagen. 8) Das Spinnhaus, wo die liederlichen Weibspersonen spinnen und nähen; sie sind zusammen in einem Gitter eingeschlossen; eine Aufseherin so dabei ist, bittet auf einem Teller um Kaffeegeld, da man mit ein Paar Sechstehalben abkommen kan. 9) Das Tollhaus. 10) Der Buttermarkt, wo nicht allein Butter und alle Victualien, sondern auch allerhand Vögel, Hunde, Katzen, Kaninchen, u. s. w. verkauft werden. Es ist ein gewaltiges Gedränge daselbst; an verschiedenen Orten stehen Marktschreier und Frauen die Medicin verkaufen und Taschenspielerkünste treiben. An der Seite ist eine enge Gasse, so le quartier du Diable, oder **Divelshöck** genannt wird; darin wohnen lauter H . ., die unten an den Thüren sitzen, und die Fremden attaquiren. Vor solchen Gassen muß man sich sehr hüten, und überhaupt in Amsterdam nicht des Abends allein gehen, indem man vor solchem liederlichen Gesindel, auch vor Matrosen und Dieben, seines Lebens nicht sicher ist. 11) Das Amsterdamer Comödienhaus ist groß und geräumlich; die Vorstellungen sind gemeiniglich schlecht und langweilig, auch lärmend; oben wo die Matrosen stehen, geht es recht verwirrt her. 12) Die neue Kornbörse. 13) Das **Oude** oder alte **Mannhaus**, da alte Leute erhalten, und unten allerhand prächtige Galanteriewaaren verkauft werden. 14) Endlich auch der sogenannte **blaue Jan**, ein Ort, wo allerhand fremde und sel-

 tene

a) Man hat eine einzeln gedruckte Beschreibung von diesem berühmten Rathhause in verschiedenen Sprachen mit Kupfern.

b) Scheint apocryphisch zu seyn.

tene Thiere: als Löwen, Tieger, Affen und indische Vögel, u. s. w. umsonst gezeigt werden; man muß aber eine Bouteille Wein für 1 Gulden daselbst verzehren.

Bis gegen Abend gehet alle Stunden ein Schuyt in $2\frac{1}{2}$ Stunden von Amsterdam nach Harlem. Der Plaz kostet 10 Stüber im Roef. Hier sind die Schuyte, wie in der ganzen Provinz Holland, überaus bequem und angenehm. Der Roef, welches ein von den übrigen Pläzen separirtes Stübchen ist, darin man zwar nicht stehen, wohl aber sehr bequem sizen kan, ist für 8 Personen eingerichtet, mit englischen Fenstern, Bänken, und auf denselben gut gepolsterte Küssen; mit einem Spiegel, Tisch, und in demselben mit Pfeifen, Spielkarten, Tinte und Feder versehen. (Waterpott und Quispedor versteht sich von selbsten, wie auch des Abends ein Licht.) Bei den hiesigen Treckschuyten ist alles ungemein accurat; sie müssen auf den Glockenschlag abgehen und ankommen. Man kan für respective 1, 2 bis 3 Gulden den Roef miethen; so ist man ganz allein darin; aber deswegen muß man die Fracht, das ist, seinen Plaz dennoch apart bezahlen. Die Miethe stehet im Verhältniß mit dem Weg- oder Brückengeld. Die Tour von Amsterdam nach Utrecht ist die weiteste, und kostet nach Proportion am wenigsten. Hier kostet der Plaz im Roef 10 Stüber; auf der Hälfte des Weges komt man an das Harlemer Meer, das man auf der Seite links liegen läßt; man muß da aussteigen, ein halb Viertelstündgen zu Fuße gehen, und alsdenn komt man erst wieder in ein anderes Schuyt.

Auf beiden Seiten sieht man hier und da schöne Landhäuser, die Buitenplätze oder Aussenplätze genennet werden, und jede ihren besondern Namen, nicht nach dem Eigenthümer, sondern nach ihrer Lage oder den Umständen führen; diese Namen stehen mit goldenen Buchstaben an den Thoren dieser Landhäuser. Auf der einen Seite gehet ein schöner mit Bäumen bepflanzter Fahrweg, und auf der andern Seite des Kanals sind Wiesen.

**Harlem** ist schön gebauet, und wegen der Bleichen, Tuch- und Canefasfabriken, so wie Leiden, berühmt; imgleichen wegen des Blumenflors. Aussen vor der Stadt sind schöne Promenaden; eine halbe Stunde davon ist die Nordsee. Sehenswürdig ist das hiesige prächtige neue Diakonie oder **Armenhaus**; die **große Kirche** und in derselben das Grab und der Kopf des Herzogs von *Alba*, wie auch die prächtige Orgel, die aber nur alle Sonntage gespielet wird, und 60 Stimmen oder Register, 4 Separationen, 2 Tremulanten, 2 Accuplemens und 12 Blasebälge hat.

**Leiden** wird der Größe nach für die zweite Stadt nach Amsterdam gehalten; sie ist schön gebauet, aber leer und todt. Es sollen hier 5 bis 600 Studenten seyn. Das beste Logis ist die Burg. Merkwürdig ist der botanische Garten, so hier Hortus medicus genannt

nannt wird; und hiernächst die Anatomie, oder Sektionskammer, so die Holländer die **Sneidekammer** nennen.

**Haag** ist zwar keine Stadt, aber ein so schöner, prächtiger und regulair gebaueter Ort, der mit der vornehmsten Stadt streiten kan. In dem **goldenen Löwen** auf dem **Beutenhofe** logirt man sehr wohlfeil und gut. — Auf dem hiesigen Rathhause wird die Lotterie der Generalstaaten gezogen, die aber nicht so schön und ordentlich anzusehen ist, wie die zu Hannover.

Die Parade ist hier sehr schön; sowohl Infanterie als Cavallerie. Die Schweizerischen Regimenter wechseln mit den andern einen Tag um den andern ab.

Das Naturalienkabinet und die Bibliothek des Prinzen sind sehr schön, genugsam berühmt und bekant.

Im **Hofe von Holland** sind die verschiedenen prächtigen Zimmer der **Vergadering** (Versammlung) der Generalstaaten, wie auch die von den Staaten der Provinz Holland, merkwürdig. Im erstern hat der Prinz Statthalter einen prächtigen Lehnstuhl mit Gold gestickt, und sitzt oben an; die andern Stühle sind alle mit eines jeden besondern Wapen geziert, so darauf gestickt ist; in einem Zimmer steht man 12 schöne Gemälde von Holbein.

Noch ist bei dem Haag 1) im sogenannten **kleinen Loo** die Menagerie des Prinzen von Oranien, zu bemerken.

2) Das Haus im Busch, wo der berühmte sogenannte **Oraniensaal** wegen der schönen Gemälde und Statüen zu bewundern; sodann

3) **Sorgvliet**, ein Landgut des Grafen **von Bentink**, das voller Annehmlichkeiten und mit einer schönen Orangerie und allerhand Wasserkünsten versehen ist, endlich

4) **Scheveningen**, eine halbe Stunde von der Stadt an der See, dahin eine angenehme Allee führt.

**Delft** ist eine feine artige Stadt, aber sehr todt und menschenleer. In den dasigen zwo Hauptkirchen sind schöne Begräbnisse. Auch ist da das alte **Manns-** und **arme Mädchenhaus** zu besehen; oben auf den Thüren von beiden Seiten, stehen alte Manns- und Frauenspersonen in Stein gehauen. In der Porcellain- oder vielmehr **Fayancefabrik** ist alles ziemlich schlecht.

Von **Delft** fährt man in dem Schuyt in 2 Stunden nach **Rotterdam**.

**Rotterdam** ist nach Amsterdam und dem Haag am schönsten gebauet, auch ziemlich groß; die größesten Schiffe sind hier in der Stadt, in den Flüssen, die **Maas** und **Rotte** genannt, gelegen; sonderlich liegen hier viel Grönlandsfahrer, die auf den Wallfischfang ausgehen. Die Stadt präsentirt sich auch sehr gut von weitem; die Börse ist noch prächtiger, als die zu Amsterdam; in einigen Kirchen sind schöne Epitaphia. Auf einem großen Platze in der Stadt stehet die schöne Statüe von Bronze des berühmten und gelehrten **Erasmus Roterodamus** in Lebensgröße, mit holländischen und lateinischen daran befindlichen sinnreichen Inscriptionen.

 Von

Von **Rotterdam** fährt man mit dem Postwagen bis **Gouda**, 3 Stunden. Die Postwägen sind mit Wachsleinewand bedeckt, für 6 Personen eingerichtet, ohne den Bock; man muß aber höchstens einen Mantelsack bei sich haben, der meistens frei passiret; die Person kostet 2 Schilling oder 12 Stüber; will man seines Platzes gewiß seyn, so nimt man die Plätze den Tag vorher, und erhält dafür ein Stück Blei zum Zeichen.

Die Wagen sind ganz leicht eingerichtet, auch oft mit possierlichen Schildereien gezieret. Alle 2 Stunden geht ein solcher Wagen ab, und ist nur mit 2 Pferden bespannet. Der Postillion erhält kein Trinkgeld.

Der Weg bis **Gouda** ist ganz mit Riepers gepflastert; zulezt komt ein hoher Damm, oder Deich, der eben nicht sehr breit ist. Auf beiden Seiten, sonderlich die Hälfte des Weges, sind viele schöne Landhäuser zu sehen.

**Gouda** ist ein mittelmäßiges Städtgen. In der hiesigen großen Kirche sind die weit berühmten bemalten Gläser. Es sind 30 an der Zahl, und sie stellen allerhand geistliche und weltliche Geschichten vor; die Farben sind ganz ausnehmend schön und lebhaft, und die Fenster von oben bis unten bemalet, sie machen aber die Kirche finster.

Damit nun diese kostbaren Gläser so leicht nicht entzwei gehen, sind sie von aussen mit Gittern versehen; der Küster der einen herum führt, erhält, ausser den 3 Stübern à Person in die Armenbüchse, 2 Sechsthalb Trinkgeld, und dafür erkläret er alles haarklein, offerirt auch ein Büchelgen zum Kauf, darin alles genau beschrieben ist.

Hiernächst ist zu sehen die **Tabackspfeifenfabrik**; es ist sehr artig anzusehen, wie solche gemacht und gebrannt werden.

Von Gouda komt man mit der Post in 3 Stunden bis **Badegraven**, einem schlechten unansehnlichen Ort, und von hier ohngefähr in 5 Stunden nach Utrecht. Unterwegens komt man durch das Städtgen **Woorda**; hinter demselben sind 3 Wälle, jeder 100 Schritte von einander. Der Weg ist sonst sehr angenehm: sehr viel **Beutenplätze** und meistens auf beiden Seiten mit Bäumen bepflanzet.

Am besten logiert man in Utrecht auf dem Gänsemarkt, in dem **neuen Castel von Antwerpen**, oder eigentlich bei Mr. **Obelet**, denn es hängt kein Schild aus. Hier heißt es recht: Vino vendibili non opus est hædera; denn es ist eines der besten, prächtigsten und zugleich billigsten Wirthshäuser, darin man so gut speiset, wie man in ganz Holland nicht isset.

Von dem hohen Thurm der Domkirche zu Utrecht, auf den man auf 380 Stuffen steiget, kan man die ganze Stadt und die umliegenden Gegenden bei heiterm Himmel sehr schön übersehen.

Auf dem Walle siehet man von weiten die schöne **Maillebahn**, und ein schönes Haus, das ein reicher Mann expreß bauen lassen, um auf die Maillebahn sehen zu können, auch der Stadt

für

für die Erlaubniß, auf dem Wall zu bauen, einige 100 Gulden bezahlet hat.

Die hiesige **Fundatie** ist ein Haus, indem 10 bis 11 Knaben von 8 bis 14 Jahren erzogen werden, vermöge einer Stiftung einer reichen Dame. Zwölf Herren sind Vorsteher davon, und geben auch noch jährlich etwas darzu, damit diese jungen Leute nach ihrer Fähigkeit etwas lernen, und allenfalls auch reisen können.

Bei der **Akademie**, oder dem Orte wo öffentlich disputirt wird, zeigt man das Wahrzeichen der Stadt, welches in einem künstlichen von Stein gemachten Strick bestehet. Es werden hier 2 bis 300 Studenten gerechnet.

Der Hortus medicus, oder botanische Garten, enthält einen großen Schatz seltener und ausländischer Gewächse; unter andern einen schönen Palm- und Kampferbaum.

Die **Anatomie** oder die **Schneidekammer**, en amphitheatre, ist sehr schön und ordentlich rangirt, aber nicht so groß und vollständig als die zu Leiden.

In der **Marienkirche**, darin der englische Gottesdienst gehalten wird, und welche Kaiser **Heinrich** IV. erbauet hat, sind folgende Raritäten zu sehen:

1) Verschiedene an Ketten liegende rare Bibeln mit kostbaren Malereien.

2) Ein großes Stück von einem Wallfisch.

3) Ein sogenanntes Einhorn.

4) Petri Schwerdt, das er beim Malchus gebrauchte.

5) Ein Hemd von feinem Nesseltuch ohne Naht, so die Jungfrau Maria soll für den Joseph zum Bräutigamshemd genähet haben.

Noch ist hier der berühmte **Ciderfeldische Garten** zu bemerken. Er ist wegen der schönen Alleen, prächtigen Statüen, der beiden kostbaren Grotten und Wasserkünste, so wie die dabei gelegene Seidenspinnerei von einigen 100 Rädern, gewiß sehenswerth.

**Zeyst** liegt 2 kleine Stunden von Utrecht. Die Herrenhuter haben in diesem Dorfe ein Etablissement; es liegt ungemein angenehm; so wohl das Brüder- als Schwesternhaus sind prächtige Gebäude. Man siehet hier allerhand Künstler und Handwerker, und kan da überaus schöne Sachen kaufen; allein alles ist erstaunlich theuer.

Für das Herumführen giebt man nichts, aber man muß etwas kaufen. Man findet allerhand artige Kinderspielsachen, und sogar auch allerlei Confekt zu kaufen.

**Buyksloot** liegt schon in Nord-Holland, 1 Stunde von Amsterdam, auf der andern Seite des Wassers. Von da komt man zu Fuße in 3 Stunden nach dem Städtgen **Sardam**. Man kan auf diesen Straßen nicht gut fahren; es sind schmale Fußsteige zwischen Sumpf und Wiesen; im gehen kan man auch das Land besser in Augenschein nehmen. Man erblickt son-

sonderlich in der Nähe von Sardam, so weit man sehen kan, gewiß 400 Mühlen, so alle vom Winde getrieben werden, sehr hoch, und von Steinen sehr schön und massiv gebauet sind, und theils Korn, theils Oel, Papier, Taback, u. s. w. mahlen.

So wohl Stadt als Dorf ist sehr reinlich; man sieht Niemand reiten oder fahren; das Pflaster so aus lauter Niepers bestehet, siehet aus wie geleckt.

Die Häuser sind alle grün und roth, braun, gelb, blau, wie es komt, angestrichen; aber nirgends herrscht Geschmack. Man muß sich nicht wundern, wenn grün und blau zugleich an einem Hause, an der Thür oder an den Fensterladen angebracht ist, auch nicht, wenn so gar die Bäume vor dem Hause angestrichen sind. Man siehet fast Niemand auf der Gasse; alles ist in den Häusern; die Leute wohnen hinten hinaus, und gehen auch hinten zum Hause hinein; denn die vordere Thür des Hauses ist ganz verbannet, und wird nur blos bei großen Festins geöfnet. Auch findet man mitten im Hause Sand, in Figuren gestreuet. Will man das Haus besehen, so muß man die Schuhe ausziehen, und sich der Pantoffeln bedienen, die man einem zu dem Ende anbietet. Wenn man traktiret wird, findet man zwo Serviettenn: eine feine zum Staat, und eine gröbere zum abwischen, um erstere zu schonen.

Sardam liegt sehr angenehm am Wasser, und die Häuser machen von nahen und weiten einen ziemlich guten Effect, ob gleich einzeln betrachtet gar kein Geschmack darin ist; die Leute sind meist alle sehr reich, leben aber schlecht und armselig, und behalten das Geld in den Kasten.

---

## Anekdote.

Eine Frau, die eine große Anzahl Kinder hatte, wurde einmal befraget, wie sie es anfienge, diese Menge so in Ordnung zu erhalten, da dies doch wirklich sehr viel Mühe kostete. Freilich, antwortete sie, hat mir dies nicht wenig Mühe gemacht. Von ihrer ersten Jugend an züchtigte ich sie nach der Reihe an dem Ende einer jeden Woche, und dies Mittel finde ich so probat, daß ich damit fortfahren werde, so lange sie unter meiner mütterlichen Gewalt stehen. —

# Hannoverisches Magazin.

18tes Stück.

Freitag, den 2ten Merz 1781.


## Von der Sympathie.

Non solum nobis nati sumus.
*Cicero.*

Ich erinnere mich, im hamburgischen Magazin die Geschichte der Mamsel le Blanc gelesen zu haben, die bei einem Dorfe in Frankreich wie ein wildes Thier gefangen ward. Sie hatte mit ihrer Schwester vielleicht schon eine beträchtliche Zeit in den Wäldern gelebt, und war so äußerst wild, als Rousseaus Naturmensch immer seyn kan. In einem Gezänk über den Besitz eines gefundenen Rosenkranzes schlug sie ihre Schwester mit einem Prügel zu Boden, straks aber holte sie einen Frosch, riß ihn auf, und legte ihn auf die Wunde der Blutenden.

Wenn der Mensch, wie Rousseau in seinem Discours sur l'origine & les fondemens de l'inegalité parmi les hommes versichert, im Stande der Natur, ohne angeborne Triebe zu haben, nur durch Nachahmung der Thiere sich zu Trieben erhebt, so möcht' ich doch wissen, von welchem Thiere das wilde Mädchen eine Handlung lernte, die Mitleiden, innigst in unsere Natur verwebtes Mitleiden zu reden scheint!

Die ganze Abhandlung des mir ehrwürdigen Weisen ist, wie die ganze Welt weiß, voll widersinniger Sätze und spricht dem Meister Hohn, der unsere Natur so schön bildete.

Rousseaus Naturmensch ist ein äusserst eigennütziges Thier. Er kümmert sich nur in sofern und so lange um den Gegenstand seiner Begierden, als ihm die Sättigung derselben ein dringendes Bedürfniß scheint, denn Vatergefühl hat er nicht, — die Mutter läßt den Jungen laufen, so bald er allein grasen kan. Der Stand schien dem Genfer Bürger allein beneidenswürdig und er bot allen Witz, alles Feuer der Einbildungskraft, allen Zauber der Schreibart, wodurch er sich so außerordentlich auszeichnet, auf, um seiner Schrift Eingang zu verschaffen. Es gelang ihm, so viel ich weiß, nirgends, außer bei der Akademie zu Dijon, die seine Abhandlung krönte und

wahrscheinlich nicht abgeneigt war, in die Wälder zu laufen.

Ich bin weit davon entfernt, den in seiner Art einzigen Weisen blos seiner Verirrungen wegen hier anzuführen. Es stehen in seiner Schrift einzelne Behauptungen, die nicht so unmittelbar unser Lachen erregen können; andere Philosophen haben etwas ähnliches vorgetragen.

Gewiß ists, daß der unkultivirte Mensch sehr eingeschränkte Begriffe und ein eben so eingeschränktes Selbstgefühl hat. Dies wird sich aber nothwendig bald mit seinen Begriffen erweitern müssen. Wenn er die Freundin kennen lernt, deren Daseyn ihm erwünscht ist, so wird sie ihm auch auf immer unentbehrlich und theuer werden. Wie Adam wird er entzückt ausrufen: Das ist doch Bein von meinem Bein! Fest wird er an ihr hangen. Warum solte der Mensch gerade ein ungeselliges Thier seyn? Hoch auf nackten Felsen hauset der Adler, aber nicht einsam.

Die Geburt junger Menschen knüpft die Bande der Zuneigung noch fester. Es entstehen ganze Familien. Der Mensch erkennt immer mehr die Vortheile der Geselligkeit, ihre Annehmlichkeiten, und wird des Wohlwollens gegen andere fähig. Dazu komt nun noch eine in seiner Natur unmittelbar gegründete Geneigtheit, mit seinen Nebenmenschen zu sympathisiren, das heißt, sich schnell in ihre Lage zu versezzen, sie sey nun traurig oder angenehm. Er freuet sich mit dem Fröhlichen und weint mit dem Weinenden, kurz, die Vorstellung der Umstände seiner Brüder wird in ihm sogleich zum Gefühl, und er wird dadurch veranlaßt, dem Gefühl gemäß zu handeln.

Von dieser Sympathie glaub' ich, daß sie allen Menschen angeboren werde, doch aber so, daß sie nicht allein durch Uebung, sondern auch durch Vorstellungen, selbst durch solche, die von der Selbstliebe erzeugt sind, gestärkt werden kan. In ihr hat die Menschenliebe ihren Grund, und wenn's gewiß ist, daß jene uns angeboren wird, so können wir mit Recht behaupten, daß nicht blos die Selbstliebe, sondern auch das Wohlwollen gegen unsere Mitmenschen ein Grundtrieb unsrer Seele sey.

Es hat nicht an mehrern Philosophen gefehlt, die den Menschen, sich selbst nicht ausgenommen, als einen höchst eigennützigen Gesellen schilderten. Nicht Raisonnement a priori, sondern Beweise aus der Erfahrung hergenommen hat man ihnen mit Recht entgegen gestellt.

Ich gestehe gern, daß man nur gar zu oft versucht werde, zu jener Parthei überzugehen. Wie oft verläßt ein Unglücklicher den kalten, aber wohl gefütterten, Mann, der ihm zum Wohlthun Beruf zu haben schien, zähnknirschend, ohne weiter etwas erhalten zu haben, als einen Beitrag zur Geschichte der Menschheit. Unter den vielen hunderten, die einen Drang fühlten, die Hinrichtung eines Missethäters anzuschauen, fand ich auf dem Wege zum Richtplaze nur wenige, deren Aug'

Ernst und stilles Mitleid blickte. Alles war laut und bei dem schönen Wetter so heiter, als es einem jeden seine anderweitigen Umstände zu verstatten schienen. Aber zur Ehre der Menschheit muß ich bekennen, daß sich die Scene änderte, als der Mörder kam. Aus vieler Augen zitterte eine Thräne hervor, und Leute vom niedrigsten Stande blickten den Elenden wenigstens starr an, ohne die Rachgierde jezt zu äußern, die Home für den dritten Grundtrieb hält. Keine Flüche entweihten Gottes reine Luft.

Vorzüglich fesselte ein Mensch meine ganze Aufmerksamkeit. Er stand auf einem hohen Wagen, von dem er, wie er versicherte, alles sehen konte und sein Gesicht bewies es, daß er nicht log. Wie in einem Spiegel bildete sich auf seinem Antliz alles ab, was auf dem Gerüst vorfiel. Ich selbst sah dem Schauspiel voll Entsezens nicht zu, aber meinen Mann beobachtete ich. Als der Mörder niedergerissen ward, fieng mein Spiegel laut zu schreien an. Er erzehlte dabei alles in einem beständig fortgehenden Monolog. Die Keule ward aufgehoben und er gestikulirte fürchterlich treu. Er zitterte so, daß ich fürchtete, er würde vom Wagen fallen. Seine Augen blickten starr, wie in die Hölle hinein, und als der Mörder zu Tode geschlagen war, stand auch er wie erschöpft und blutleer da und bestärkte mich, durch sein ganzes Betragen aufs neue in der festen Ueberzeugung, daß Sympathie ein Grundtrieb unsrer Seele sey. Die große Begierde der Menschen, auch schreckliche Auftritte zu sehen, kan wohl nicht ohne Schmähung unsrer Natur einer angebornen Grausamkeit zugeschrieben werden. Sie scheint ihren Grund vielmehr in der Einrichtung unsers Wesens zu haben, vermöge der wir alles lieben, was die Thätigkeit unsrer Seele beschäftiget. Diese wird durch jeden Anblick, der leidenschaftliche Bewegungen veranlaßt, genähret, — und daher rührt's, daß wir bei entstandnen großen Gefahren, z. B. bei einer Feuersbrunst, ein gewisses geheimes Vergnügen empfinden, ungeachtet wir die Elenden selbst, die dadurch leiden, herzlich bedauren. Dazu kömt noch die Geschäftigkeit, andern, die nicht Augenzeugen waren, Erstaunen oder Mitleid einzuflößen. Die Menschen sind sogar oft verdrießlich, wenn ein erwartetes Unglück nicht erfolgt.

Man erlaube mir nur noch, nach dieser kleinen Ausschweifung, einige Beispiele anzuführen, die zugleich zeigen, daß die Sympathie selbst im Bau des menschlichen Körpers ihren mechanischen Grund habe.

Wenn Jemand sich vor unsern Augen in den Finger schneidet, so fühlen wir den Schmerz im eigentlichsten Verstande mit. Ich habe bemerkt, daß je empfindlicher die Nerven eines Gliedes sind, an dem eine Operation vorgenommen wird, desto stärker auch unsere Mitempfindung ist. Wenn ein Arbeiter auf der Spize eines Thurms in einer gefährlichen Stellung sich befindet, so mögen wir nicht hinauf blicken. In dem

Augenblick, da der Scharfrichter den Kopf eines Missethäters abhauet, wendet der bessere, oder empfindlichere, Theil der Zuschauer die Augen weg. Stürzt ein armer Mensch ins Wasser, der noch zu retten ist, so zwingt uns der Trieb des Wohlwollens zum Gegentheile und Befriedigung dieses Triebes, geleistete Hülfe, verursacht uns Freude und, was meinen Saz noch mehr bestätigt, wir eilen dem Nothleidenden zu Hülfe, ohne uns lange zu besinnen. Hätte der Mensch blos Selbstliebe, so würde er sich von einem, an sich nicht angenehmen, Gegenstand wegwenden. So aber wird die Vorstellung des Zustandes eines andern unmittelbar in uns zum Gefühl. Wenn wir nicht sehr betrübt oder ernsthaft sind, so lachen wir oft, wenn andere lachen, ohne die Veranlassung ihrer Fröhlichkeit zu kennen. Es ist bekant, daß die Laune andrer etwas, wie man zu sagen pflegt, sehr ansteckendes für uns hat. Wer fühlt nicht innige Wehmuth, wenn er die leidende Unschuld klagen hört, wenn am Grabe des Geliebten die schöne Verlassene traurt und mit beredtem Kummer ringt. Ueberhaupt empfinden wir den Schmerz andrer am stärksten, und dies ist eine sehr wohlthätige Einrichtung, denn beim Elend unsrer Brüder ist unsere Sympathie am nüzlichsten. Der Grund liegt vielleicht eben darin, daß unangenehme Empfindungen die schneidendsten sind, auch länger gleichsam nachtönen, selbst in der Einbildungskraft.

Diese unangenehme Empfindung bei den Schmerzen unsrer Nebenmenschen hat nicht selten auch den Nuzen, daß wir unserm Feinde so viel Schaden nicht zufügen, als die Selbstvertheidigung zu erlauben schien. Kaum sehen wir ihn leiden, so bedauren wir ihn schon.

Die Sympathie findet sich nicht blos bei einigen Menschen, sondern durchaus bei allen, das beweiset die Erfahrung, in allen Jahrhunderten, das lehrt die Geschichte, unter jedem Himmelsstrich, das wissen wir aus Reisebeschreibungen. Selbst der Philosoph, der auf seiner Studierstube die Selbstliebe allein zum Fundament der Sittenlehre machte, vergißt, wenn er plözlich einen Menschen in Gefahr sieht, in dem Augenblick sein System. Und ich wüßte doch nichts in der ganzen weiten Welt, was die Menschen so sehr und durch so feste Bande mit einander verknüpfte, als dies wohlthätige Gefühl, welches vielleicht noch kein Tyran gänzlich verleugnete. Welch ein Trost für den Unglücklichen, der um Hülfe zu suchen zu einem Mächtigen geht, daß vielleicht das Herz des Großen für ihn redet! Wie mancher, der, wenn er blos nach kalter Ueberlegung handelte, durch Sophistereien, von Geiz oder Furchtsamkeit ins Ohr geraunt, seine Pflichten wegklügeln würde, läßt sich doch bisweilen durch eine plözliche Regung des natürlichen Triebes zu einer, ich will nicht sagen moralisch guten, aber doch nüzlichen Handlung bewegen! Alle die Menschen, deren Vernunft nicht aufgeklärt ist, oder, die in ihren schauervollen

For-

Forsten, in ihren verbranten Wüsten die menschenfreundlichste Religion nicht kennen, die je die Welt beglückte, — die rohen Nationen, die auf der untersten Staffel der Kultur stehen, werden doch nur blos durch angeborne Menschenliebe aufgefordert, des Elenden zu schonen, der um Hülfe schreit. Was fleht unter Völkern, die für den Allvater kaum einen Namen haben, für den, nackt und vor Kälte schaudernd, an die Küste geworfenen Fremdling stärker, kräftiger, als das Gefühl, es ist ein Mensch, der hier winselt! Admiral Byron hatte, auf seiner ersten Reise, die Erhaltung seines Lebens allein den Wilden zu verdanken, die, ohne eine Belohnung erwarten zu können, dem armen Jüngling Hülfe leisteten.

Woher der Drang bei uns, gemeinnützige Handlungen, in den entferntesten Gegenden verrichtet, Handlungen, von denen wir nicht den geringsten Nutzen erwarten, mit Enthusiasmus zu rühmen? Eine niederträchtige, grausame That verabscheuet jeder ohne lange Ueberlegung, so bald seine verderbte Selbstliebe sich nicht ins Spiel mischt. Die Liebe gegen Eltern, Kinder und Wohlthäter trägt viel zum Beweise meines Satzes bei.

Ich berufe mich auch dreist auf die, fast bei allen alten und auch noch bei manchen heutigen z. B. arabischen Völkern, so edel ausgeübte Gastfreiheit. Die Odyssee ist voll von solchen Beispielen, und gerade in diesem Gedichte ist der Maler der Sitten und der Vorwelt, Homer, so anziehend durch seine Schilderungen der Art. Vorzüglich gehört hieher die, in der dreizehnten Rhapsodie, so ungemein naiv erzehlte Ankunft des Ulyß bei seinem treflichen Säuhirten. Freilich glaubte der ehrliche Eumäus und mit ihm die ganze griechische und römische Vorwelt, daß der Wandrer unterm Schutze des Zeus, einer, in diesem Punkt, sehr aufmerksamen Gottheit stehe; aber, was machte den Alten so willig, seine Pflicht so genau zu erfüllen!

Jedem Leser der Bibel fallen hieher gehörige Stellen von selbst ein. Wer Abrahams Geschäftigkeit, seine Gäste wohl zu bewirthen, wer das herzliche Wohlwollen, die edle Einfalt in seinen Reden und Handlungen nicht mit Freude über die Würde der menschlichen Natur empfindet, — wer kalt dabei die Nase rümpft und zur pucelle d'Orleans forteilet, mit dem geh' ich nicht unbewafnet durch einen düstern Wald.

Eine vortreflich geschriebene Vertheidigung des menschlichen Geschlechts enthält Hrn. Hirschfelds Abhandlung: Von der Gastfreiheit, eine Apologie der Menschheit. Man wird daraus sehen, daß Freude übers Wohl andrer und Mitleid mit dem Hülfsbedürftigen so selten auf der Erde nicht sind, als uns einige Philosophen bereden wollen. Erziehung, worunter ich alles verstehe, was auf die bestimte Bildung und Modelung eines Menschen Einfluß hat, verdirbt oder verbessert

auch hier gewaltig viel. Sie entstellt die Menschen und oft ganze Völkerschaften so, daß man beim ersten Anblick über das Scheusal erschrickt. Zu Montezuma's Zeiten opferten die Mexikaner so viel Menschen, daß man im geronnenen Blute wadete. Der nordamerikanische Wilde quälet seine gefangenen Feinde langsam unter Martern zu Tode, die ich nicht beschreiben mag. Der Neuseeländer empfängt alle Fremde als Feinde. An die Geschichte des Aberglaubens darf ich nur jeden Leser erinnern, um seine Einbildungskraft mit tausend Jammerbildern anzufüllen. Alles das aber beweiset weiter nichts, als daß unter gewissen Umständen der Trieb des Wohlwollens bei den armen Sterblichen so verdrängt, oder übertäubt werden könne, daß man von dem geschändeten Meisterstück der Gottheit seufzend den Blick wegwenden muß. Und doch äußern sich selbst unter diesen Barbaren, zu deren Entschuldigung sich noch manches sagen läßt, erfreuliche Kennzeichen einer ursprünglich bessern Natur. Belege zu dieser Behauptung findet man in eben den Büchern, aus denen der philosophische Fiskal die Anklagen des menschlichen Geschlechts entlehnte! Das ist einleuchtend, oft wird die Sympathie durch eine heftige Leidenschaft in einem bestimten Fall unterdrückt.

Begierde, die Verachtung seiner Krieger von sich abzuwenden, bewog Mohammed den II. ein innigst geliebtes Mädchen nieder zu hauen.

Wer viel grausame Thaten ausgeübt, oder, wer sich sehr an gewisse Auftritte gewöhnt hat, dessen Gefühl der Sympathie wird sehr geschwächt. Je mehr Kinder gewöhnt werden, nur sich als liebenswürdig zu betrachten, welches sie immer thun, so bald sie merken, daß sie der angebetete Hausgötze sind, — desto gleichgültiger werden sie gegen das Wohl und Elend andrer, und allmählich ganz die eigennützigen Geschöpfe, wie sie die Modephilosophie bildet. Daher die vielen Menschen, die alle diejenigen, welche nicht mit ihrem eigennützigen Ich in Verbindung stehen, ohne Rührung unter der Last des Kummers und Elends erliegen sehen. Es giebt Eltern genug, die bei der geringsten Unpäßlichkeit ihrer Idole verzweifeln und doch oft fluchen, wenn die Noth eines armen Greises sie einige Groschen kostet. In dem Maaße, worin die Eigenliebe der Kinder wächset, vermindert sich der Trieb des Wohlwollens und Tücke und Bosheit nehmen Oberhand. Das Kind, das gewohnt ist nur auf sein Vergnügen zu achten, wird sicher, als Jüngling und Mann, in jedem Fall die Stimme des Mitleids nicht hören, so bald es in Collision mit seiner Selbstliebe komt.

Folgende Erscheinungen verdienen noch bemerkt zu werden:

1) Menschen von feiner Organisation fühlen Sympathie stärker, als andere. Man erzehle einem Mädchen und einem Knaben eine und dieselbe rührende Geschichte. Sie werden viel-

vielleicht beide aufmerksam seyn, aber in Henriettens seidnen Augenwimpern wird eine Thräne zittern, wenn Karl den Erzählenden nur mitleidig anguckt. Gewöhnlich hat das weibliche Geschlecht hierin den Vorzug. Es ist bekant, daß Kinder und Frauenzimmer bei körperlichen Schmerzen anderer oft laut schreien.

2) Selbstliebe ist der stärkste Grundtrieb; bei manchen Personen wird sie aber doch in gewissen Umständen von Sympathie überwältigt. Beide aber sind blinde Instinkte und bedürfen der Lenkung einer erleuchteten Vernunft. Sympathie artet leicht in Weichlichkeit aus und wer ihr gegen einzelne Personen zu viel verstattet, wird grausam gegen andere. Der Fürst, der jeden Verbrecher begnadigte, würde doch unverzeihlich nachläßig gegen seine bessern Unterthanen handeln.

3) In je näherer Verbindung wir mit einem stehen, desto lebhafter ist unser Mitgefühl. Wenn der große Mogol sehr glücklich ist, oder stirbt, so sind wir dabei ziemlich gelassen; aber, wenn unser guter König durch häusliche Freuden sich beglückt fühlt, – das sehen wir gern. Wenn er über Arglist und Hohn seiner Feinde triumphirt; wenn Britanniens Fahne siegreich auf allen Meeren weht; wenn Rodney's Thaten uns an Bings des ältern, an Blake's Zeiten erinnern, – wahrlich, dann freuen wir uns mit Ihm.

Je ähnlicher uns ein andrer in Absicht seines Schicksals ist, je mehr er sich schon vorhin unsere Hochachtung und Liebe erwarb, desto größern Antheil nehmen wir an seinen Umständen. Der Seefahrer, der in der magellanischen Straße mit ähnlichen Stürmen kämpfte, lieset Byrons Erzehlung mit doppelter Theilnehmung; diese richtet sich immer nach unsern Begriffen.

4) Die Sympathie erstreckt sich auch auf die Thiere, und ist um desto lebhafter, je mehr sich das Geschöpf in Absicht der Stuffenleiter uns nähert. War das Thier unser Eigenthum, war es durch lange Bekanntschaft, durch geleistete Dienste uns werth geworden, so interessirte es uns vorzüglich. Auf leblose Sachen erstreckt sich die Sympathie doch wohl nur in sofern, als uns ihr Besitz ein Gut schien. Association der Ideen wirkt dabei sehr. Es kränkt den Jüngling, wenn das Band zerschnitten wird, welches ihm seine Freundin schenkte.

5) Nur wirklich gegenwärtiges Unglück empfinden wir. So bald ich weiß, daß der leidende jetzt glücklich ist, hört mein Mitleid auf, oder die Einbildungskraft muß lebhaft genug gerührt werden, um ein schon geendigtes Unglück mir recht zu vergegenwärtigen.

Epische und dramatische Dichter haben, wenn sie wollen, und von der Muse genug begünstigt sind, hinreichende Gewalt in ihren Händen, uns den Eindruck idealer Gegenwart empfinden zu lassen.

Wenn

Wenn Hektor um Troia's Mauern flieht, verfolgt vom zürnenden Achill, und sich nun endlich entschließt, voll edler Scham, zu stehn und mit dem Furchtbarn den Kampf zu beginnen; indeß seine Mutter, und sein edles Weib, und alle Troerinnen, und sein grauer Vater dem Kampf von den Mauern erwartungsvoll zuschauen, so ist die Erwartung des Lesers nicht minder bang. Und wenn er nun sinkt der Edle, so sinken wir auch. – Wenn der jammernde Alte zu den Füßen Achills fleht, um den Leichnam des Geliebten fleht, daß er nicht werde eine Beute der Vögel unterm Himmel, der Thiere auf dem Felde, o da flehen wir mit ihm.

Wird die Stelle schön und mit Empfindung laut gelesen, so wächset die Theilnehmung, — aber Correggio's Pinsel würds durch ein rührend historisches Gemälde noch kräftiger darstellen, als bloßes Lesen. Ein Schauspiel, von Garricks vorgestellt, wirkt am mächtigsten auf die Einbildungskraft und erzaubert durch die Gewalt der Täuschung vollkommen idealische Gegenwart.

In Paris gerieth ein Edelmann durch die ungemein treue Darstellung eines grausamen Charakters so aus seiner Fassung, daß er den Degen zog und auf die Bühne springen wolte, den Schauspieler zu ermorden. — Als Farinelli, der größte Sänger seiner Zeit, zum erstenmal auf einem gewissen Theater in der Role eines jungen Unglücklichen auftrat, der zu den Füßen eines Tyrannen gefesselt um Erbarmung fleht, wurde der Wütrich durch die unwiderstehliche Süßigkeit seines Gesangs so hingerissen, daß er sich und seine Wuth gänzlich vergaß und den liebenswürdigen Sänger mit Inbrunst ans Herz drückte.

Schauspiele bringen das ganze Räderwerk unsrer Empfindungen in raschen Gang, und es fließt daraus von selbst, daß sie, so bald sie das Produkt einer eben so keuschen als himmlischen Muse sind, für die Sittlichkeit von außerordentlichem Nutzen seyn müssen. Sympathie erleichtert uns die Tugend.

Wie heilsam die schönen Künste gebraucht werden können, die Sympathie zu stärken und zu erwecken, welche Regeln der Künstler dabei zu beobachten habe, das verdient eine besondere Untersuchung.

Der Schluß folgt künftig.

---

Hannoverisches Magazin.

19tes Stück.

Montag, den 5ten Merz 1781.

## Von der Sympathie.

(Schluß.)

Welcher Jüngling fleißig den Euripides und auch Sophokles, Homer, Ossian, Shakespear, Racine, Klopstock und Lessing lieset, wird sein Mitgefühl nähren und doch an männlicher Geisteskraft nicht verlieren. Richardsons Clarissa ist in dieser Rücksicht vortreflich. Clementina della Poretta ist eine liebenswürdige Schwärmerin, aber sie steckt an. Mögten doch unsere dramatischen Dichter alle, wie Herr Engel, den menschenfreundlichen Endzweck haben, und so glücklich, wie er, erreichen, Mitleid und Mitfreude zu befestigen. Für einen Dichter, der Menschenfreund genug ist, sind hier noch herrliche Lorbeeren zu erwerben. Ihn lohne dann nicht blos der schallende Beifall vergoldeter Logen, sondern auch die rühmliche Thräne einer frommen und klugen Mutter, die mit ihrem Liebling an der Hand, mit der aufblühenden Tochter alle Schönheiten des Stücks eben so fein als richtig empfindet, — um Gebrauch davon zu machen; gern zu weinen mit den Weinenden, aber auch gern zu helfen; beim Glück ihrer Freundin nicht eine fröhliche Mine zu erlügen, sondern herzlich sich zu freuen.

O, daß alle Mütter so dächten und handelten, wie Eine, deren Bild mir hier vorschwebt! Nichts reizenders, aber auch nichts ehrwürdigers, kenne ich, als so eine aufgeklärte und tugendhafte Mutter, die im Kreislauf öffentlicher Freuden Geschmack für häusliche Glückseligkeit behält, — ihre Kinder nicht von sich verbannet, um die Reise zur Ewigkeit bequemer vertändeln zu können, vielmehr stets eingedenk bleibt der künftigen Rechenschaft und des ehrenvollen Auftrags, den sie vom Allmächtigen empfing, unsterbliche Geschöpfe nicht allein zu gebären, sondern auch für den Himmel zu erziehn! Voll edlen Selbstgefühls, daß sie mehr als den Rang jedes weiblichen Thiers habe, sitzt sie gern im Kreise ihrer Lieblinge, und pflegt jeden Keim der Menschlichkeit, der sich in den Kleinen entwickelt. Oft erzählt sie ihnen die Geschichte glücklicher oder unglücklicher

licher Menschen, und achtet darauf, was vorzüglich Eindruck auf sie machte, giebt ihnen dann aber auch Veranlassung, eben so gut zu handeln, als sie empfinden. Nie entfernt sie ihre Kinder vom Anblick des Elenden, weil sie weiß, wie nützlich es sey, wenn sie die Noth ihrer Brüder in ihrer eigentlichen Gestalt anschauend kennen lernen. Wer aus übertriebener Zärtlichkeit vor der Stimme des Gebrechlichen flieht, vergißt nur gar zu oft in der Eilfertigkeit, das seidene Geldbeutelchen hervorzuziehen.

Alles, was die Natur ihrer Kinder verschlimmern könte, duldet sie nicht. Wenn ein Kind bei der Züchtigung seines Bruders weinet, ehrt sie die Stimme des Mitleids und der Menschlichkeit, und zeigt ihm durch Gründe, daß der Gezüchtigte seine Strafe verdient, und daß man sie nur ungern vollzogen habe.

Nie läßt sie sich in Gegenwart der Kleinen Gleichgültigkeit gegen Elend aller Art beschleichen, denn Kinder sind sehr scharfsichtig darin, ob man auch so handle, wie man lehrt.

Und wie könte sie, deren heller Verstand Wahrheit von Falschheit sondert, welche eine Seele besitzt, die alles, was groß und schön ist, so richtig fühlt, — wie könte die Menschenfreundin ein Mittel ungenützt lassen, das so sicher wirkt, — die liebenswürdige Religion, die auf Beförderung der ausgebreitesten Glückseligkeit so ernstlich und rührend dringt, und auch Kraft dazu giebt. Religion kan der Mensch nun einmal nicht entbehren, und der Modephilosoph, der die scharfsinnige Entdeckung gemacht hat, daß wir Menschen nur Materie sind, daß es keinen Stand der Vergeltung, kein künftiges Leben giebt, der Beförderer des blinden Heidenthums und grauenvoller Thaten hüte sich, daß sein System sich nicht ausbreite. — Er ist seines Lebens nicht sicher. Furcht vor der strafenden Gottheit darf sich durchaus nicht unter dem großen Haufen verlieren.

Nicht so die edle Mutter. — Sie darf die Gottheit und die Verbindung mit ihr nicht ängstlich scheuen. Ihr Herz voll Unschuld beschäftigt sich gern mit dem liebevollen Vater aller Dinge, und sie sucht ihre Zöglinge stets im Gefühl der Abhängigkeit von ihm und der Wohlthaten, die sie ihm schuldig sind, zu erhalten; das erzeugt dankbares Bestreben, sich dem gefällig zu machen, der allgemeines Wohlwollen so menschenliebend gebietet. Unvergeßlich wird sie ihren Kindern seyn, ruhig wird sie einst entschlafen, gnädig wird sie der Richter empfangen!

Mögte doch jeder, dessen Wirkungskreis groß genug ist, für die Pflege und den Wachsthum eines Triebes sorgen, den die ewige Weisheit unsrer Natur zum Segen der Welt einpflanzte. Jetzt, da Empfindelei, — ich sage nicht Empfindsamkeit, die ist eine Gabe Gottes, für die man ihm auf den Knien danken muß, — in manchen Gegenden so herrschend ist, daß man gegen Fliegen und das sich krümmende Würmchen sein weiches Herz zu sehr er-

erschöpft, als daß man gegen den Liebling der Gottheit reelles Mitleid äusfern könte; jezt ists doppelte Pflicht jedes Weltbürgers, die Menschen zur hohen Einfalt und Thatsachen liebenden Herzensgüte zurück zu führen.

Im grauen Alterthum gabs heilige Dichter, die der Schafe hüteten, und doch, an Aufklärung und Feinheit der Empfindung, viel tausendmal über alle Legionen gallischer Stutzer erhaben! Hirten sollen unsere Zöglinge nicht werden, aber gute unverfälschte Menschen. Hier noch eine Stelle aus der Ecole de l'homme, einer oft bittern, aber sehr brauchbaren Schrift.

Jl y a encore dans tous les cœurs un reste du germe de la vertu. Nous haïssons un scélérat, & nous plaignons un honnéte homme malheureux. Jl reste à ajoûter; pourvû que le premier ne soit pas un homme à carosse, & que le second en ait eu un. p. 87.

Hannover. Kuhls.

## Ueber den Eislauf.

Die wahrscheinlichste Ableitung des Worts **Schrittschuh**, ist von **Schreiten, weite Schritte thun**; das niedersächsische **Striedschoh**, von **Strieden**, komt vollkommen hiemit überein. Dieses niedersächsische Wort hat man falsch übersetzt, und **Streïtschuh** daraus gemacht. In Ostfriesland nennt man sie **Schäfels**.

Der Eislauf ist in Holland und Niederdeutschland zu Hause. So bald der Knabe Hosen trägt, wird ihn diese Kunst gelehrt; erst mit einem Schrittschuh, dann mit beiden, geführt, hinterm Schlitten, beim Eisstock, allein, arme Knaben, binden in Ermanglung der Schrittschuh Rinderribben unter, und krüppeln darauf fort. Muthwillige Buben wollen auch Katzen und Hunde den Eislauf lehren, binden ihnen Wallnußschalen unter die Füße, setzen sie aufs Eis, und freuen sich der Kurzweil. Auch die Weiber und Mädchen, vornemlich der Schiffer, laufen Schrittschuh, schürzen die Röcke hoch auf, und schweben gleich den Männern dahin. Die vielen dasigen Kanäle, Sieltiefe, und Zuggraben, und das niedrige Land, das im Winter oft meilenweit mit Eis bedeckt ist, bietet hiezu die treflichste Gelegenheit an. Man reiset im Winter auf Schrittschuhen schneller und kürzer, als in andern Jahrszeiten mit Pferd und Wagen. Denn ein schneller Eisläufer, **Hardlöper**, übertrift ein stark trabendes Pferd weit, auch kan er schnurgrade, ohne Krümmen, seinen Weg verfolgen. Oft ist die Eisfläche mit großen und kleinen Schlitten, und Eisläufern allerlei Standes, Geschlechts und Alters, Männern, Weibern und Kindern bedeckt; — ein fröhlicher Anblick! Bei vielen wird diese Lustbarkeit zur heftigen Leidenschaft. Ich selbst habe in meiner Jugend Essen und Trinken versäumt, und bin ganze Tage, ohne etwas zu genießen, auf dem Eise gewesen. Ich habe gesehn, daß arme Knaben, die keine andere,

als hölzerne Schuhe hatten, mit blossen Strümpfen, wodurch die Zähne allenthalben nackt heraus standen, in der heftigsten Kälte sich auf ihren stumpfen Schrittschuhen belustigten. Viele erhitzen und erkälten sich hiebei äußerst, und opfern ihre Gesundheit dem Vergnügen auf. Weise Mäßigung muß auch hier unsere Freuden würzen. Der Eislauf greift, wie der deutsche und englische Tanz, die Brust an, und wer eine schwache Lunge hat, muß Verzicht darauf thun. Yorick bekam seine Engbrüstigkeit, als er in Flandern auf Schrittschuhen gegen den Wind anlief. (**Tristram Shandis Leben und Meinungen.** Hamburg 1776. Theil 8. S. 17.) Sehr oft bemerkt man daher Blutspeien, und entzündliche Brustfieber. Viele suchen eine Ehre darin, die ersten auf der Eisbahn gewesen zu seyn. Aber mancher büßt seine Verwegenheit mit dem Tode. Selbst auf der festesten Eisbahn sind hin und wieder ofne, oder kaum übergesetzte Steilen, **Windwaaken**, die der Wind offen gehalten hat, oder wo ein Strom unten durchfliest, die den unvorsichtigen Jüngling verschlingen. In Strömen ist wegen Ebbe und Fluth, und des beständigen Fließen des Wassers oft veränderliches Eis. Hier schleist es so gar unten weg, und wird in der Folge dünner. Moorwasser und Moräste frieren nicht so leicht, aber der Frost hält länger. Das erste Eis ist gewöhnlich am zähsten, Schneeeis ist brüchig, und nach Lichtmessen, sagt das Sprüchwort, geht kein Fuchs mehr über das Eis. Aber den Jüngling hält keine Gefahr zurück; sie wird entweder verkant, oder verachtet, und gewöhnlich sind Knaben da am liebsten, wo es nahe vor dem Tode hergeht.

Die alten Schrittschuh waren plump und schwer von Holz; die Eisen breit und niedrig, ohne Kerbe in der Mitte, und der Schnabel halb von Holz. Ich erinnere mich in meiner Jugend dergleichen noch gekant zu haben. An den neuen ist die Sohle leicht von Holz, die Eisen sind gewöhnlich ein Zoll hoch, etwas über eine Pariser Linie breit, und in der Mitte mit einer Furche, damit man leichter auf die Seite schweben, und der Stahl eher einschneiden kan. Wenn sie nach und nach stumpf werden, läßt man sie wieder scharf schleifen.

Man hat zwei Hauptarten zu laufen: **einwärts**, (**binnenbeens**) und **auswärts**. (**butenbeens.**). Im ersten Fall schneidet die inwendige Schärfe des Schrittschuheisens ein, man lehnt sich im Fortlaufen nur ganz wenig auswärts, und beschreibt kleine Segmente eines Zirkels; glitscht auch wohl eine Zeitlang mit beiden Füßen gerade aus. So laufen Geschwindläufer, Anfänger und Pfuscher. Aber der Künstler schneidet mit der auswendigen Schärfe des Stahls in das Eis, lehnt sich stark und angenehm auswärts, läßt das andere Bein so niedrig, als möglich, beiher ruhn, und beschreibt an beiden Seiten gleich große viertel, halbe, oder ganze Zirkel,

nach-

nachdem er schnell, langsamer, ganz langsam laufen, künsteln, oder ruhn will. Es giebt Virtuosen, und ich kenne verschiedene derselben, die ungeachtet ihrer Länge, ohne ängstliche Anstrengung, mit Grazie, und in schöner Biegung des Leibes, Handschuh, kleine Zweige, Band u. d. gl. in einiger Entfernung von einander aufs Eis hingelegt, in vollem Lauf schwebend, an beiden Seiten aufzuheben wissen; Künstler, die allerlei Figuren, Buchstaben, u. d. gl. zierlich einschneiden, die sich zwölf und mehr mal auf dem Absatz in ganz kleinen Zirkeln schnell herum drehen können, — und hiezu gehört viel Stärke und Biegsamkeit; das eine Bein muß, den Schwung zu geben, ziemlich hoch gehoben werden; — Vieler andern Künsteleien zu geschweigen, die eigentlich unter der Würde des Schrittschuhläufers, so wie das Flagerolett, das Geigen hinterm Rücken, und unter den Saiten, zu klein für den guten Violinisten sind.

> Künstle nicht! Stellung, wie die, lieb' ich nicht,
> Zeichnet dir auch Preisler nicht nach.
> Klopstocks Oden. S. 200.

Oft fassen sich einige Virtuosen an die Schultern, schweben harmonisch links und rechts, und schreiten taktmäßig in kreisenden Wendungen dahin.

Alt ist die Kunst Tialfs; so nennt Klopstock den Eislauf. Aber des Erfinders Name ist verloren:

> Vergraben ist in ewige Nacht
> Der Erfinder großer Name zu oft.
> Was ihr Geist grübelnd entdecket, nutzen wir;
> Aber belohnt Ehre sie auch?
> Wer nannte dir den kühneren Mann,
> Der zuerst am Maste Segel erhob?
> Ach! verging selber der Ruhm dessen nicht,
> Welcher dem Fuß Flügel erfand?
> S. 198.

Klopstock ist ein großer Freund des Eislaufs, und hat, wie in vielen andern, auch hierin Schüler und Nachahmer gefunden:

> Neide mich! schon, von dem Gefühle der Gesundheit froh,
> Hab ich, weit hinab weiß an dem Gestade gemacht
> Den bedeckenden Krystall, und geschwebt
> Eilend, als sänge der Bardiet den Tanz.
> Unter dem flüchtigeren Fuße, vom geschärften Stahl
> Leicht getragen, scholl schnelleres Getöne der Bahn!
> Auf den Moosen in dem grünlichen See,
> Floh mit vorüber, wie ich floh, mein Bild. S. 207.

„Eislauf predigt er mit der Salbung eines Heidenbekehrers, und nicht ohne Wunder zu wirken. — Kaum daß der Reif sichtbar wird, so ist es Pflicht, der Zeit zu genießen, und eine Bahn, oder ein Bächlein aufzuspüren.„ (Sturz Schriften 1ter Theil S. 185.)

Aber auf dem Lyngbyer See hätte ihn dieses Vergnügen bald das Leben gekostet. Er gerieth, indem er durch eine Seeenge lief, die den Lyngbyer See mit dem Friedrichsdahler verbindet,

über verborgene Ströme, auf dünnes Eis, das brach, und er ward mit Mühe gerettet. Sein Erretter war der im Jahr 1777 verstorbene Prediger **Beindorf** zu Zetel im Herzogthum Oldenburg, der ganz allein mit Klopstock auf dem See herumschwebte. „Daß sein Name nicht vergessen werde, der Klopstocks Leben dem Vaterland erhielt.„ (S. **Klopstock, in Briefen von Tellow an Elisa.** S. 280.)

Vor Klopstock hatte kein Dichter diese Lustbarkeit des nördlichen Himmels besungen. Ihm war es vorbehalten, in unsterblichen Gesängen den Eislauf zu verewigen. S. **Oden. Hamburg** 1771. **Der Eislauf.** S. 198. **Braga.** (an Stru̇z) S. 206. **Die Kunst Tialfs.** (eine dramatische Ode, zwischen **Klopstock, Claudius** und einer Eisgesellschaft.) S. 245. Erklärungen und Erläuterungen dieser Oden. S. **Klopstock in Briefen von Tellow. (Cramer)** S. 279 bis 299.

O. G.

---

## Beantwortungen der im 90ten Stück dieses Magazins vom vor. Jahr geschehenen Anfrage: Hat man kein sicheres Mittel, wodurch Schafkäse von Würmern befreiet bleiben?

1.

Ich muß, da ich nicht weiß, ob die Frage auf Schafkäse, wenn sie auf der sogenannten Käsehorde getrocknet werden, oder wenn sie schon trocken, und für den Tisch aufbewahret werden sollen, gehet, auf beide Fälle die Antwort einrichten. Wenn die Käse so weit gebracht sind, daß sie aus der Form zum trocknen aufgelegt worden, so muß die sogenannte Käsehorde mit schierem reinem Rockenstroh dünne, damit die Luft von unten durchziehen kan, beleget werden. Die hierauf gelegten Käse muß man alle 24 Stunden umwenden; nach Verlauf von etwa drei Tagen, müssen die Käse von der erstern Horde abgenommen, und auf eine andere Horde, die ebenfalls mit trockenem Rockenstroh beleget seyn muß, geleget werden, dieses ist um so nothwendiger, da die Käse in den ersten Tagen noch eine Nässe von sich lassen, wodurch das Stroh naß wird, und dieses ist die erste Ursache, der Zeugung der Würmer; die Käse müssen jedoch auch auf der zweiten Horde alle Tage einmal umgewendet werden, und zwar so lange, bis sie so weit trocken sind, daß man sie zusammen legen kan, alsdenn müssen sie auch nicht unberühret gelassen, sondern öfter aus einander, und die untern oben geleget werden. Diejenigen, die man auf lange Zeit zur Speisung aufbewahren will, muß man in Steintöpfe legen, und solche mit einem Deckel gut zudecken.

ken. Hierin fangen die Käse an zu schwitzen, welches etwa in 4 oder 5 Tagen geschicht, alsdenn ist es Zeit, sie wieder in dem Topfe umzulegen, damit die untern oben kommen; findet man, daß sie sich etwas zu sehr erhitzet haben, so muß der Topf einige Stunden offen gelassen, und alsdenn mit dem Deckel wieder verwahret werden; auf diese Weise verfähret man von 8 Tagen zu 8 Tagen, so lange man Käse hat; die Töpfe müssen jedoch nicht in den Keller, sondern in eine Kammer, wozu man die Speisekammer wählen kan, gesetzet werden. Solte das Umlegen einmal versäumt seyn, so muß man die Käse wohl besehen, ob sich etwa ein Wurminsekt angesetzet hat, und diese Stelle mit einem Messer gut gereiniget werden. Auf diese Weise conservire ich ein ganzes Jahr die Schafkäse. Käsefreunde, werden mit mir eins seyn, daß ein gut conservirter Schafkäse, dem besten ausländischen Käse nicht nachzusetzen ist, deshalb es sich der Mühe verlohnet, auf deren Conservation einige Aufmerksamkeit zu richten.

**Bredenbeck. An. No. Beneken.**

2.

Man muß die Schafkäse, wenn sich Würmer daran zeigen mit Salz reiben, gleich als wenn man es einreiben wolte, so sterben die Würmer und Maden. Solten sich von neuen wieder dergleichen zeigen, ehe sie ganz trocken sind, so wird solches Reiben wiederholet, und wenn etwa inwendig sich welche durch hohle Stellen unter der äußern Haut verrathen solten, so läßt man ein wenig von dem Salzwasser hinein laufen, denn verlassen sie ihre Wohnung, oder sterben. Das Reiben kan auch gleich geschehen wenn die Käse gemacht werden, oder man bestreue sie nur stark mit Salz, so werden die Schweißfliegen und andere Insekten den Saamen zu den Würmern nicht darauf legen. Eben dieses Mittel ist auch zu gebrauchen bei Kuhkäsen, wenn in die Masse woraus sie sollen gemacht werden, Würmer kommen. Man thut das Salz zu der Masse so weichen sie davon, sind sie geformt, und kommen Würmer, so bestreuet man die Stellen mit Salz. Auf ähnliche Art verfährt man, wenn an geräuchertem Fleische, etwa an Schinken oder Schultern an den Knochen, sich Würmer zeigen. Man drückt an die Stelle nur viel Salz, so vergehen sie.

3.

Man lasse nur die Käse, sowohl Schafkäse, als Kuhkäse, des Tages einmal umwenden, aber bei der Fliegenzeit, zweimal des Tages, so werden keine Würmer darin bleiben, auch nicht wenn sie eingepacht sind.

**Eyme. Brahme.**

---

Preis=

# Preisaufgaben der Akademie der Wissenschaften zu Lissabon für das Jahr 1783.

In der Versamlung der Akademie vom 2ten October vorigen Jahrs sind sie durch ein Programm öffentlich bekant gemacht worden.

1. **Eine Methode die Gleichungen der Planeten aus Beobachtungen zu bestimmen, vorzüglich auf die Bestimmungen der Ungleichförmigkeiten des Mondes angewendet.**

2. **Eine Geschichte der Künste, Manufakturen und der Industrie in Portugal seit Grundlegung der Monarchie bis zu den gegenwärtigen Zeiten, mit der möglichsten Auseinandersetzung: ihrer Aufnahme oder ihres Verfalls die sie zu verschiedenen Zeiten durch die Revolutionen der Nation, oder durch die Denkungsart und die Politik der Regenten erlitten; der Gesetze und Privilegien, welche sie belebten oder unterdrückten, und den Epochen der Nationalerfindungen, wie auch die Einführung fremder Erfindungen.**

3. Außer diesen hält es die Akademie für gut, noch einmal einen Preis auf eine **physische und ökonomische Beschreibung eines beträchtlichen Theils des Königreichs Portugal, oder seiner auswärtigen Besitzungen mit nützlichen Beobachtungen zum Feldbau oder der Industrie** zu setzen, auf eben die Weise wie es für das Jahr 1782 aufgegeben ist; mit hinzugefügter Erklärung, daß die Abhandlungen, welche im Jahre 1782 eingeschickt sind, zur Mitwerbung um den Preis des Jahres 1783 nicht angenommen werden sollen, wenn sie nicht der Akademie in der bestimten Zeit mit neuen beträchtlichen Vermehrungen oder Verbesserungen vorgelegt werden; die im Jahre 1782 gekrönte Abhandlung ausgenommen, als welche auf keine Weise zu einer neuen Mitbewerbung zugelassen wird.

Der Preis für jede Abhandlung, welche der vorgelegten Aufgabe am besten entspricht, ist eine goldene Medaille von 50,000 Rees (31 bis 32 Dukaten.).

Alles übrige bleibt wie es bei den Abhandlungen zu den Preisaufgaben für 1781 und 1782 festgesetzt worden. Die Abhandlungen werden dem zeitigen Secretair der Akademie Visconde de Barbacena Luiz Antonio de Mendonça zugeschickt. Siehe das 93te Stück des Hannöverischen Magazins von 1780.

Hannoverisches Magazin.

20tes Stück.

Freitag, den 9ten Merz 1781.

## Anweisung wie der Rindviehseuche auf die natürlichste Art abgeholfen werden könne. Herausgegeben von Ulrich Christoph Salchow, Königl. Dänischen Landphysico im Süderdithmarschen, der Arzeneigelahrheit Doctor, der Chemie Professor, und Mitgliede der Rußischkaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Zum Besten der Eingesessenen Ostfrießlands von dem dortigen landschaftlichen Administrationscollegio zum weitern Druck befördert. *)

Nach meiner schon ehedem in meinem **Tractat von der Heilung und gänzlichen Tilgung der Rindviehseuche**, in der **Anmerkung** auf der vierten Seite geäußerten Meinung, kan ich nunmehr mit wahrhaftiger Gewißheit ganz zuverläßig behaupten; daß es **die beste Weise sey, der Rindviehseuche vollends abzuhelfen, und sie dergestalt von Grund aus auszurotten, daß sie sich nie wieder einzunisteln Macht haben könne**: wenn man sich bemühet, die Anziehung und Aufziehung des jungen und künftigen Rindviehes, auf die **der Natur gemäße und anerschaffene Art** wieder zurückzubringen. Es muß diesemnach alles von nun an anzuziehende Rindvieh, die Bullenkälber sowohl, als Kuhkälber, von Jugend auf wenigstens in den ersten vier Wochen ihres Lebens mit der von der Mutterkuh gekommenen Beestmilch und nachfolgender süßen Milch genährt werden, dergestalt, daß die jungen **Kälber selbst aus dem Euter der Mutterkuh ihre erste Nahrung saugen**, und alsdenn allererst mit anderem dienlichem Unterhalt versorget werden.

Um der Wichtigkeit dieser Sache willen, welche einen so großen Vortheil für die künftige verbesserte Rindviehzucht haben kan, und um recht überzeuget und gewiß davon zu werden, habe ich mich bemühet, das, was ich dazumal nach meinem Begrif von der Natur des Rindviehes und den veranlassenden Ursachen der Rindviehseu-



*) Diese Anweisung, die in aller Rücksicht allgemein bekant zu werden verdient, wurde neulich wie Beilage mit den diesjährigen Ostfriesischen Anzeigen ausgegeben.

che dachte, und nur noch vom Hörsagen aus dem Stollbergischen schrieb, noch eigentlicher auszukundschaften und in Erfahrung zu bringen: so habe in sothaner Hinsicht mich nach allen, die dasige Rindviehzucht betreffenden Umständen bei solchen Personen selbst genau erkundiget, welche in dem Gräflich-Stollberg Roßlaischen Gebiet, ohnweit der Stadt Stollberg, die Landwirthschaft ihr Lebenlang getrieben haben. Da ich denn wie von mehreren, als auch besonders von einer annoch lebenden siebenzigjährigen Person, die wahrhaftige und eidlich betheurete Nachricht erhalten habe, daß man dorten bei der daselbst üblichen und eingeführten Erziehung des jungen und Abwartung des älteren Rindviehes, noch nie eine grassirende Rindviehseuche gehabt noch erlebet hätte.

Um des allgemeinen dadurch zu stiftenden und daher gewiß zu erwartenden Nutzens willen ermangele nicht, den ganzen Aufsatz von der daselbst üblichen Aufziehung des jungen und Wartung des älteren Rindviehes, seinem Inhalt nach so, wie ein alter dasiger verständiger und erfahrner Pächter diese Rindviehzucht daselbst angegeben, beobachtet und ausgeübt hat, fast mit den eigenen Worten der Erzählung hieher zu setzen.

Anmerkung. Es ist zwar in der dasigen Gegend schon von jeher die Weise beobachtet worden, die Kälber der Natur gemäß, theils durch eigenes Aussaugen, theils auch durch Vorhaltung der frischgemolkenen Milch in den ersten vier Wochen zu erziehen; so, daß man um deswillen auch schon vorher nie von einer Viehseuche was bemerket hat; aber durch dieses klugen Pächters Anordnung ist ohngefähr vor vierzig Jahren, da man an andern Orten von der Rindviehseuche gehöret hat, die Erziehungsart noch dergestalt verbessert worden, wie sie hier beschrieben ist.

So bald nemlich eine Kuh gekalbet, und das Kalb glücklich geboren hat, wird ihr ein Stück Brodt, worauf etwas Rüböl gegossen ist, in den Hals gestecket. Nachher wird diese Kuh gemolken, und ihr die erste abgemolkene Beestmilch so warm zu saufen gegeben. Das neugeborne Kalb (wenn solches nemlich zur Zucht aufgezogen werden soll,) wird so fort überall ganz mit Salz bestreuet, und so vor die Kuh hingeleget, daß sie es ab-, und zugleich dadurch rein und fast trocken lecken möge. Wenn alsdenn unterdessen die Kuh selbst gereiniget, und von der Nachgeburt befreiet ist: so wird das abgeleckte und getrocknete Kalb zur Kuh, und mit der Schnauze an das Euter gebracht, da man denn sowohl zuerst als auch nachher allemal die eine Hand über dem Kopf des Kalbes hält, damit es mit seinem ungestümen Stossen bei dem Saugen, weder das Euter noch den Bauch der Kuh beschädigen könne. Das Kalb fängt darauf gleich an zu saugen, und saugt sich satt. Wenn es

sich satt gesogen hat: so wird es von der Kuh weggenommen, an einen andern Ort gestellet, und festgebunden. Weil nun das Kalb das Euter nicht rein ausgesogen hat, und vor der Menge der Milch selten rein aussaugen kan, so wird die übrige annoch im Euter zurückgebliebene Milch jezt und allemal nachher aus allen vier Zitzen rein ausgemolken, und zum anderweitigen Nutzen in der Haushaltung verbrauchet. Nachher wird das Kalb täglich dreimal, nemlich Morgens, Mittags und Abends, auf obbemeldete Weise zur Kuh gebracht, so, daß allemal die eine Hand oben über des Kalbes Kopf festgehalten wird, und man läßt es sich satt saugen; da denn nachher doch allemal die noch im Euter übriggebliebene Milch vollends rein ausgemolken, und zum häuslichen Nutzen angewendet wird.

Anmerkung. Folglich hat man ja dennoch auch schon sogleich einigen Nutzen von der Kuh; und man braucht also daher, zum unausbleiblichen Schaden des Kalbes, nicht so sehr geizig auf die Milch zu seyn.

Wenn nun das Kalb alsdenn jedesmal wieder an seine Stelle gebracht und angebunden worden ist, so giebt man demselben mittlerweile wohl etwas gutes Heu oder Gras, und Abends auch ein wenig Oelkuchen, welcher in gekochtem Wasser eingeweichet ist, vor, damit es davon nach Belieben fressen könne. Aber mehrentheils rühret es dieses Futter nicht einmal an. Auf diese Weise wird das zuzuziehende Kalb vier Wochen gehalten, da es denn nach Verlauf dieser vier vollen Wochen abgewöhnet wird. Wenn es aber abgewöhnet werden soll, so giebet man ihm des Morgens Heckfel mit Haberschroot vermischet, welches zusammen in aufgekochtem heißem Wasser angerühret ist, und worüber auch etliche mal in der Woche eine kleine Hand voll Salz gestreuet wird. Hiervon läßt man es fressen und saufen. Mittags bekomt es ein wenig gutes Heu, und Nachmittags trockenen Haberkaft mit ganzem Haber vermischt zu fressen, und wenn das verzehret ist, des Abends etwas eingeweichten und mit kochend heißem Wasser vorher angerührten und aufgelößten Oelkuchen. Diese Nahrung wird so lange, etwa auch vier bis sechs Wochen, fortgesezet, bis das zuzuziehende Kalb auf die Weide gebracht wird, da es denn Gras fressen, und **kaltes Wasser** saufen muß.

Wenn aber das Kalb nach geendigten vier Wochen beim Entwöhnen in den ersten 24 Stunden das ihm gebotene neue Futter gar nicht annehmen will, sondern unter unaufhörlichem Blöcken noch immer nach der Muttermilch verlanget, so wird die Mutterkuh noch einmal ganz rein ausgemolken, und diese Milch dem Kalbe, so warm als sie von der Kuh komt, vorgehalten, und zu saufen gegeben; wobei es aber sehr wohl feste ge-

gehalten, und oben am Halse brav geknippen werden muß, daß es sich nicht verschlucke. Nachher giebt man ihm keine Milch mehr, sondern es fängt alsdenn in den folgenden 24 Stunden schon selbst an, das andere Futter zu sich zu nehmen. Dies ist die eigentliche und beste Art der dasigen Kälberzucht, wobei die Kälber zusehens gedeihen, und binnen vier Wochen so groß, fett, glatt und dauerhaft werden, daß sie nachher, wenn man sie aufs Gras bringt, auch immer gut bleiben, und an Wachsthum und Kräften beständig zunehmen.

Andere dasige Hauswirthe hingegen, welche vielleicht aus Bequemlichkeit nur vierzehn Tage lang das Kalb an der Kuh saugen lassen, und ihm die folgenden vierzehn Tage zwar die ausgemolkene frische Milch vorhalten, folglich ihm doch auch vier Wochen lang gute Milch geben, müssen nachher erfahren, daß ihre solchergestalt ernährte Kälber, wenn sie aufs Gras gebracht worden, ganz elend und mager werden, fast alle Haare verlieren und lange Zeit gebrauchen, bis sie sich so recht wieder erholen können, wiewohl sie doch nachher beständig gesund sind und bleiben, und **niemals von einer ansteckenden Seuche hingerafft werden.**

**Anmerkung.** Mithin ist hieraus zu schließen, daß die von der Mutterkuh gekommene erste Milch, wenn solche vier Wochen lang dem Kalbe gegeben wird, dennoch schon einen besondern Wiederstand wider die Ansteckung der Rindviehseuche bei dem Kalbe bewirke.

Aber diese letzt bemeldete Kälber werden doch niemals so stark, als diejenigen, welche vier Wochen beständig aus den Zitzen der Mutterkuh ihre Milch gesogen haben. Weßfalls der alte erfahrne Pächter daselbst, welcher auch allezeit das beste Rindvieh in der ganzen dasigen Gegend gehabt, gesagt haben soll: **das der warme Broden und Dunst des Euters,** welchen das Kalb bei dem Heraussaugen der Milch aus den Zitzen zugleich mit einschlucket, demselben **besser** helfe und es mehr stärke, als die herausgemolkene und ihm alsdenn erst vorgehaltene Milch, und wenn es auch 6 Wochen lang geschähe, helfen könne.

**Anmerkung.** Wahrscheinlicher Weise hat dieser verständige Mann recht, und mit dieser Erfahrung zugleich das beste Gegenmittel wider die Receptivität des Giftes an die Hand gegeben, weil dieser balsamische Duft des Euters und der aus dem Euter so frisch kommenden Milch, vermuthlich die ganze Natur des jungen Kalbes dergestalt durchdringet, erquicket und stärket, das künftighin nie ein Gift der Rindviehseuche demselben schaden kan.

Diese also bisher auf dem Stall angezogene Kälber werden hiernächst auf das Gras, aber an einen besonderen Ort gebracht, oder auch von einem anderen Hirten gehütet, damit sie nicht, weder zur Mutterkuh, noch auch zu anderen melken Kühen, kommen, noch sel-

selbige aussaugen können. **Ferner wird daselbst im Sommer alles Rindvieh, folglich auch die Kälber, alle Abend von der Weide nach Hause getrieben, des Nachts über in den Stall gebracht**, und des Morgens früh wieder auf die Weide getrieben, da man denn nach des klugen Pächters Rath allemal wohl thut, daß man einem jeden Haupte Rindvieh des Morgens, ehe es ausgetrieben wird, eine Hand voll Heu vorhalte, damit das Vieh nicht ganz nüchtern aufs Gras komme. **Bis hieher gehet der Stollbergische Bericht.**

Anmerkung. Dies ist abermal eine wichtige und hier zu Lande gänzlich übersehene und vernachläßigte Sache.

Nach der Zeit habe ich auch noch erfahren, daß man in einer gewissen Gegend der **Herzoglich Gothaischen Lande**, desgleichen in der **Grafschaft Lingen**, das Rindvieh auf ähnliche Weise erziehe, die Kälber 4 Wochen lang an der Mutterkuh saugen lasse, und daselbst ebenfalls noch nie eine Rindviehseuche erlebet habe.

Es besteht also die ganze natürliche Erziehung des Rindviehes kürzlich darin, daß man das neugeborne Kalb, nachdem es mit Salz bestreuet, und von der Mutterkuh rein abgeleckt worden ist, an das Euter dieser Kuh hinbringe, damit es selbst aus dem Euter sich satt saugen kan. Und dieses muß vier Wochen lang täglich dreimal geschehen. Nach vier Wochen hält man das Kalb mit gutem und leichtem Futter auch warmen Saufen so lange hin, bis es auf das Gras gebracht wird, da es denn allererst kaltes Wasser zum Saufen bekömt. Im Sommer aber muß das junge sowohl als alte Rindvieh alle Abend in den Stall und Morgens, nachdem ein jedes Haupt Rindvieh eine Hand voll Heu bekommen hat, wieder auf die Weide gebracht werden.

Anmerkung. Dieser letzte Umstand mögte in dieser Gegend wohl den größten Widerspruch finden, und um deswillen die meiste Schwierigkeit verursachen, weil die Viehweiden mehrentheils von den Wohnungen weit entlegen sind.

Da mir nun wenigstens die Wahrheit des Vorzugs dieser beschriebenen Erziehungsart so sehr einleuchtet, daß ich festiglich glaube, daß diese der Natur gemäße Aufziehung der Kälber, und besonders die durch das eigene Aussaugen der Milch zugleich geschehene Einathmung des mütterlichen balsamischen Duftes aus dem Euter, das beste Stärkungs- und Vorbauungsmittel wider alle ansteckende Rindviehseuche sey; als welches auch schon die gesunde Vernunft und eine an dasigen Orten bemerkte hundertjährige Erfahrung bestätiget hat; so habe ich um deswillen auch schon, weil meine eigene Umstände zu enge eingeschränket sind, mit einem hiesigen verständigen Landmann, wenn er nur wegen der Vorurtheile und zu befürchtenden Verspottung seiner Nachbaren nicht

abgeschrecket wird, die Abrede genommen, mit seinem zuzuziehenden Vieh einen solchen Versuch zu machen, wovon ich vielleicht, wenn ich lebe, nach 3 bis 4 Jahren Nachricht geben kan. Denn von dem hier zu Lande, nach der gemeinen Weise bisher erzogenen Rindvieh, muß man wohl bis zur zweiten Generation dieser nach der beschriebenen natürlichen Art aufgezogenen Rindviehes warten, bis man einen gewissen Grund und hinlängliche Erfahrung von dem gänzlichen Widerstande eines solchen Thieres gegen die Rindviehseuche angeben kan.

Wolte man demnach auch hier zu Lande diese eben beschriebene Erziehung des Rindviehes einführen, so müßte zu dieser ersten Zuziehung lauter, schon vorher entweder natürlich oder auch durch Einimpfung gewiß durchgeseuchtes Rindvieh, sowohl was die Springochsen als die Kühe betrift, genommen werden. Die von solchem durchgeseuchten Rindvieh gefallene und zuzuziehende Kälber, sowohl Bullenkälber als Kuhkälber, müßte man nun in den ersten vier Wochen an der Mutterkuh selbst saugen lassen, und sie nachher beim Entwöhnen, weil die Oelkuchen nicht überall zu haben sind, mit Haberschroot und andern guten Nahrungsmitteln, welche doch allemal so lange, bis das Vieh aufs Gras kömt, mit abgekochtem Wasser angerühret seyn müßten, ernähren. Denn das ganz kalte Saufen mögte ihnen wohl, bevor sie aufs Gras kommen, schädlich seyn. Zwischen her könte man ihnen auch gutes Heu vorgeben. Würde man es so machen, so könte man vielleicht schon in der ersten Generation dieses jungen Rindviehes die Receptivität der Giftmaterie wegbringen. Weil aber doch noch immer etwas der vorigen Annehmungskraft auch in dieser ersten Generation übrig geblieben seyn könte, so würde sich doch gewiß in der zweiten und dritten Geburt dieses also erzogenen Rindviehes, der gänzliche Widerstand gegen alle nur kommende Rindviehseuche zeigen müssen.

Wenn auch die Potentaten diese natürliche Aufziehung des jungen Rindviehes nicht sogleich durch öffentliche Befehle begünstigen wolten; so könten sie doch auf ihren Domainen; desgleichen auch andere Eigenthümer auf ihren Landgütern, alles ihr Rindvieh auf obbeschriebene Weise zuziehen, und sie würden alsdenn erfahren, was für einen Vortheil ihnen diese Viehzucht bringen würde. Denn gesetzt auch, daß dadurch noch nicht einmal der Rindviehseuche gänzlich abgeholfen werden könte; als welches doch unfehlbar geschieht, so würden sie doch gewiß den überwiegenden Nutzen von ihrem alsdenn so wohl gedeienden, fetter und größer wachsenden Vieh erhalten.

Dafern man aber auch dieser, nach der Natur eingerichteten Erziehung des Rindviehes noch nicht das Vermögen der gänzlichen Abwendung der Rindviehseuche zutrauen wolte, und besonders in der ersten Generation

tion wohl kaum hoffen dürfte, so könte man ja nur nach dem Verlauf der ersten vier Wochen, wenn das Kalb schon entwöhnet ist, und mit anderem Futter unterhalten wird, die von mir beschriebene **Einimpfungs- und Durchseuchungskur** mit demselben vornehmen, und alsdenn sehen, ob es davon noch die Seuche bekäme. Geschiehet es aber alsdenn bei einem oder mehreren von diesen natürlich erzognen Kälbern nicht, so kan man sicher schließen, daß die natürliche Aufziehung des Rindviehes auch schon in der ersten Generation ein hinlängliches Mittel wider alle kommende Rinviehseuche sey. Würde aber auch ein auf diese natürliche Art aufgezogenes Kalb dieser ersten Generation, von der beigebrachten Seuchmaterie noch krank, so würde es doch gewiß bei meiner angegebenen Durchseuchungskur sehr leicht hindurch kommen, und künftighin ein ganz fürtrefliches Stück Rindvieh werden.

Auch muß ich noch anmerken, daß das eigene Aussaugen der Kälber für die Zitzen der Kühe sehr vortheilhaft sey, und den Nutzen habe, daß die Zitzen und das ganze Euter der Kuh dadurch viel besser in Ordnung gehalten, auch der Geschwulst des Euters weit eher und leichter zertheilet und hinweg gebracht werde, als wenn die Kälber nicht daran saugen. Ja man kan vielmehr diejenigen Zitzen, welche durch Nachläßigkeit der Mägde verwahrloset, und schon unbrauchbar gemacht worden sind, durch das Aussaugen eines an das Euter hingebrachten jungen und noch saugenden Kalbes am besten wieder herstellen.

---

## Von Vertilgung der Raupen. *)

Man bemerket eigentlich dreierlei Gattungen von schädlichen Raupen:

1) Die Nestraupe, welche am ersten gesehen, und ordentlicher Weise durch fleißiges Absuchen, zumal zur Morgenzeit, wenn es kühl ist, ausgerottet wird.

2) Die Stammraupe, welche ihre Eyer in einen rauhen Schwamm oder Pelz zwischen den Schalen der Aeste und in Klüfte der Bäume legt, weßhalb ihr sehr schwer beizukommen ist.

3) Die Ringelraupe, welche ihre Eyer in einen festen Ring um die zartesten Sprossen herumlegt, am meisten die obersten Spitzen der Bäume dazu erwählt, und dadurch sehr schwer zu vertilgen ist.

Alle drei Gattungen können durch die bisher bekanten Mittel, oder auch durch eine Baumbürste, besonders die Stammraupe, vertilget und in ihrer Vermehrung gehindert werden, und die bereits gewöhnlichen Arten, sie auszurotten, sind von vielen Hauswirthen mit

*) Aus dem 8ten Stück der Hamburgischen Addreß-Comtoir-Nachrichten von diesem Jahr.

mit Nutzen, doch meistentheils nur im Kleinen angewendet worden. Wie aber, wenn sie ganze große Gärten und Wälder abfressen? Wie, wenn man weder dem Schmetterlinge, welcher die Eyer so sorgfältig verbirgt, noch den Eyern selbst wegen der Höhe der Bäume beikommen kan? Wie, wenn der Schmetterling seine Eyer zur Zeit der Blüte auf die junge Rübesaat schmeißt, daraus kleine Raupen oder sogenannte Pfeifer in den Schoten der Rübesaat erwachsen, welche alsdann das Korn auffressen, und dem Hauswirthe das leere Stroh hinterlassen?

Wenn man den Schmetterlingen beikommen will, so säe man in dem Garten oder neben das Holz, nach Verhältniß der Größe des Gehölzes oder des entbehrlichen Ackers, Saamen vom sogenannten gefüllten Rittersporn, welcher leicht und ohne alle Mühe in einem frisch bearbeiteten Lande aufschießt. So bald dieser nach Gelegenheit der Aussaat, im Monat Junius zu seiner Blüte gedeihet, so setzen sich die da herum befindlichen Schmetterlinge haufenweise an die Rittersporn-stengel, so daß nach Beschaffenheit der Menge oft funfzig und mehr an einem Stengel sitzen. Diese lasse man so, wie ich gethan habe, durch Kinder ablesen oder sonst umbringen, so wird man den Nutzen davon augenscheinlich sehen.

Ich kan versichern, daß so lange ich dieses Mittel in meinem Garten gebraucht, mir niemals die Raupen, wenn sie auch die ganze Gegend verwüstet, an einem Baum den mindesten Schaden gethan haben.

Dieses Ritterspornkraut ist eine gewisse Witterung für dieses Insekt; denn wo sich solches befindet, verläßt es die Bäume und setzt sich daran. Es ist auch nicht schwer fortzupflanzen. Wenn es einmal blühet, ist es sehr leicht zu erhalten; denn es giebt viel Saamen, und derjenige, der ausfällt, gehet nach Winters auf und wächset wie Unkraut. Wenn man nun im Frühjahr, so bald es trocken wird, einmal, im Monat darauf wieder, und am Johannistag zum drittenmal diese Rittersporn säete, so könte dadurch, indem sie fast einen Monat blühen, das Insekt der Raupen oder Schmetterlinge, welches sich in allen warmen Monaten zeigt, um ein beträchtliches getilgt und der Schade an Feld- und Baumfrüchten glücklich abgewendet werden.

# Hannoverisches Magazin.

21tes Stück.

Montag, den 12ten Merz 1781.



## Naturgeschichte der Küchenschabe, nebst dienlichen Mitteln, dieselbe zu vertreiben. Nach dem Leben verfertiget von dem Hn. Doct. Johann Julius Walbaum in Lübeck.

### Das Männchen.

Viele Leute, welche die großen Vortheile der Naturgeschichte nicht wissen, halten die Samlung der Insekten und Würmer für eine unnütze Bemühung, auch wohl gar für eine lächerliche Neugierigkeit. Wenn sie aber von einer oder andern Art derselben geplaget werden; so suchen sie eifrig Mittel zu erfahren, den Schaden abzuwenden, welchen sie davon leiden. Ob nun gleich bisweilen würksame Mittel in diesem oder einem andern Lande dagegen sind erfunden worden; so kan man doch solche nicht allezeit erfahren und gehörigen Orts anwenden; woferne man nicht die Namen, welche sie an verschiedenen Orten haben, und ihre eigenthümliche Kennzeichen weiß, wodurch man sie von andern, die ihnen dem Anscheine nach ähnlich sind, unterscheiden könne. Dieses zu beweisen, mögte ich wohl viele Beispiele von Schnecken, Grillen, Ameisen, Milben und andern Insekten oder Würmern hier anführen, wenn nur der Raum solches weitläuftig darzuthun verstatten würde. Deswegen will ich nur eine Art von Käfern, nemlich die Küchenschabe, hier kurz beschreiben, womit anjetzo viele Häuser hiesigen Orts und in andern Städten beschweret werden.

Man hat diesem Insekte in Deutschland verschiedene Namen gegeben. Hier nennt man es Feuerwurm, weil es sich gemeiniglich in den Küchen und bei Feuerstätten aufhält, an andern Orten Schollbeisser, Diehlenbeisser, Mühlkäfer, schwarzer Mehlkäfer, große schwarze Stubenschabe, gemeine Hausschabe, Lichtschabe, Pfisterschabe, Zukkerschabe, orientalische Schabe, ostindische Kakkerlake. In Holland heißt man sie Schallebyters oder gewoone Kakkerlak, in Frankreich la Blatte des cuisines, in England Cockroches oder Mill Beetle, in Finland Torraka u. Dracan, in Schweden Brodatare; auf lateinisch bei dem Linne Blatta (orientalis) ferrugineo-fusca, elytris abbreviatis, sulco oblongo impresso. *S. N.* edit. 12.

Man rechnet diesen Käfer nach dem linnäischen System zu der Ordnung der Insekten, welche halbe, biegsame Flügeldecken und einen Saugestachel haben a) (Hemiptera), wie auch zu dem Geschlechte der Schaben, die einen flachen, ablangen Körper, einen eingebogenen Kopf mit langen Fühlhörnern, einen flachen runden Brustschild, abgekürzte, lederartige Flügeldecken, und an beiden Seiten des Hintern zwo hervorstehende runzlichte Spitzen besitzen.

**Unsere Küchenschabe**, männlichen Geschlechts, siehet oben bräunlichtschwarz aus, unten aber gelblichtbraun, ist fast einen Zoll, ohne die Fühlhörner mit gerechnet, lang, und vier Linien breit, hat einen ablangen, platten, weichen Körper, einen niedergebogenen herzförmigen Kopf, mit zwei sehr langen Fühlhörnern und vier Tastern, einen verkehrt-herzförmigen Brustschild ohne Saum, einen ablangen geringelten weichen Hinterleib mit einem scharfen Rande, auch mit vier Spitzen bei dem After begabet, kurze, geäderte Flügel, lederartige, ovale, auf einander liegende Flügeldecken, und sechs ungleiche stachelichte Füße.

1) **Der Kopf** hat eine Aehnlichkeit mit dem Kopfe der Heuschrecke, und liegt fast ganz unter dem Brustschilde verborgen, ist viel kleiner als der Brustschild, niedergedrückt, fast herzförmig, oben und unten abgerundet, an der vordern Fläche etwas erhaben rund, mit zwei Grübgen vor den Augen, worin die Fühlhörner sitzen, an der hintern Fläche platt aber uneben, und mit vier Tastern begabet.

2) **Die Augen** sind dem Kopfe an Farbe und Ansehen gleich, machen auch mit demselben eine Fläche aus, indem sie gar nicht hervorstehen, und von ihm nur durch eine sehr feine, weißlichte Linie unterschieden werden. Sie sind stockförmig, in einen Bogen gekrümt, und machen den äußern Rand des Grübgens aus, worin jedes Fühlhorn seinen Grund hat. Auf ihrer Oberfläche nimt man mit Hülfe eines Vergrößerungsglases unzählige eingedrückte Punkte wahr.

3) **Die Mundspalte** befindet sich vorn am Kopfe überzwerch, zwischen den häutigen beweglichen Lippen. An den Mundwinkeln liegen die Kiefer, welche platt gedrückt, oval, vorn spitz und an dem inwendigen Rande gegen die Spitze gezähnelt sind, und von den Seiten des Mundes gegen einander sich bewegen.

4) **Die Fühlhörner** sind eben so lang als der Leib, borstenförmig, gelenkig, geringelt und wenig haaricht; sie sitzen oben am Kopfe in Grübgen unter den Augen. Ihr Grundstück bestehet aus zwoen ungleichen Ringen, welche viel größer und etwas dicker als die übrigen sind, so die Fühlhörner ausmachen. Um den Grund lieget eine kleine weißlichte Wulst, die unterwärts eingekerbet ist.

5) Die

a) Wegen des Mangels des Saugestachels, und des Daseyns des Zangengebisses, wird diese Schabe von andern zu den Käfern gesetzet.

5) Die **Taster** (Palpi) liegen um das Maul, gegen einander gekrümmet, sind von ungleicher Länge und fadenförmig; die beiden vordersten und längsten, welche an den Mundwinkeln sizzen, haben vier fast gleiche, birnförmige, behaarte Glieder, wovon das äußerste ablang und etwas zusammengedrückt ist. Die beiden hintersten sind den vordersten gleich, aber nur halb so lang, haben ihren Siß hinter der Unterlippe, an der Unterfläche des Kopfs.

6) Die **Brust** ist fast halb so lang als der Hinterleib, niedergedrückt und erhaben rund; sie wird oben zum Theil von dem Brustschilde, übrigens aber von den Flügeln und den darunter liegenden zween ersten Ringen bedecket. Unten her sind zu beiden Seiten die Füße befestiget. Der Brustschild ist verkehrt herzförmig, breiter als die Brust, vorn abgeründet, und daselbst schmäler als hinten, drei Linien lang und viere breit, oben erhaben rund, glatt, glänzend, schwarz, ohne Saum, und unten etwas hohl, allwo der Hals mit dem Kopfe und das erste Paar Füße ihr Lager haben.

7) Der **Hinterleib** bestehet aus sieben weichen, pergamentartigen, gelblichtbraunen Ringen, welche zum Theil über einander liegen. Er ist fast länglicht, oval, ein wenig breiter als der Brustschild, niedergedrückt, mit einem scharfen und wenig gezähnten Rande gesäumet, hat einen kurzen abgeründeten Schwanz, welcher aus zwoen Querklappen bestehet die den After in sich fassen. Hinten, neben dem After, siehet man vier ungleiche Spißen, worunter die obern dreieckigt, pfriemenförmig, gelenkicht, haaricht sind, und an dem Seitenrande des Schwanzes von einander gesperret hervorstehen; die untern aber sind auf die Hälfte kürzer und dünner als die obern, borstenförmig, gerade, ungetheilt, und ragen von dem untern Rande des Afters hervor.

8) Die **Flügel** sind häuticht, verkehrt keilförmig, hinten abgestußt, der Länge nach geribbet und so auch zusammen gelegt, neßförmig geädert, haben eine bräunlicht gelbe Farbe, und reichen nur bis an die Hälfte des Hinterleibes, wo sie sich mit ihrer inwendigen Ecke über einander legen.

9) Die **Flügeldecken** übertreffen etwas die Flügel in der Länge und Breite, sind ablang, zart, biegsam, halb durchsichtig, hinten schief abgeründet, an dem auswendigen Rande bis auf die Hälfte gesäumet, haben an dem inwendigen Rande, womit sie einander decken, eine gelblich braune und übrigens eine bräunlicht schwarze Farbe. Auf ihrer Oberfläche siehet man drei Furchen, welche aus einem Punkte von oben herunter der Länge nach gegen den Rand aus einander fahren; die mittelste Furche ist sehr fein im Anfange ihrer Länge bis auf die Hälfte mit einem erhabenen Rande auf beiden Seiten eingeschlossen, und erstrecket sich bis an den äußersten Winkel des hintern Randes: die auswendige läuft seitwärts herunter gegen die Mitte des auswendigen Randes. Die inwendige Furche wendet sich in einer Krümmung gegen die Mitte des innern Randes und be-

gränzet mit der gegenüber stehenden Furche des andern Flügels ein eyförmiges Feld. Ueberdem ist die ganze Oberfläche der Flügeldecken mit vielen erhabenen, theils einfachen, theils ästigen Strichen der Länge nach bezogen, welche durch kurze Querstriche an einander stoßen, daß sie einem feinen, netzförmigen Gewebe gleich sehen.

10) Die sechs Füße sind lang und zum Laufen geschickt, sitzen unter der Brust paarweise hinter einander, sie haben eine zunehmende Länge dergestalt, daß das hintere Paar fast zweimal das vordere Paar darin übertrift. Sie liegen dicht an der Brust wie ein Zickzack gebogen. Der Schenkel ist unbewehrt, ablang, niedergedrückt, geribbet, und kürzer als die übrigen Glieder. Das Schienbein ist etwas länger als der Schenkel, linienförmig, niedergedrückt, gefurcht und am auswendigen Rande mit kurzen Stacheln begabet. Die Fußröhre (Tarsus) ist fast stockförmig, und hat an beiden Seiten herabstehende längere biegsame borstenförmige Stacheln. Der Unterfuß ist fadenförmig, unbewehrt, hat vier ungleiche knotichte Glieder. Am Ende derselben sitzet in gerader Richtung das stockförmige Fußblatt, welches vorn breiter wird und sich mit zwei krummen, scharfen Klauen endiget, womit sie an einem Glase in die Höhe steigen können.

### Das Weibchen.

Die Küchenschabe weiblichen Geschlechts hat fast gleiche Gestalt mit dem Männchen. Der Unterschied aber bestehet außer dem Geburtsgliede, in der Größe, Farbe, in der Form des Schwanzes, und der Flügeldecken.

1) Es ist nemlich das Weibchen um eine Linie breiter, länger und etwas dicker, hat oben eine schwarze glänzende Farbe. Der kurze Schwanz, welchen vier kleine ungleiche Blätterchen ausmachen, endiget sich mit einer engen, stumpfen, aufsteigenden Spitze. Die beiden obern liegen dicht aneinander etwas aufsteigend, und an den Seiten abhängig; sie sind schwarz und am Ende stumpf: die untern und etwas breitern Blättchen haben eine mondförmige Gestalt, sind auswendig erhabenrund und schwarzbraun, inwendig hohl, liegen fast perpendiculär neben einander und schliessen die Spalte der Schaam zu. Die untern Spitzen, welche wir bei dem Männchen beschrieben haben, fehlen hier gänzlich.

2) Die **Flügeldecken** liegen von einander entfernet hinter den Ecken des Brustschildes, sind sehr klein, kürzer als der Brustschild, steif, oval, der Länge nach schwach gefurchet und gestreifet, haben eine glänzende schwarze Farbe. Unter denselben findet man keine Flügel, sondern eine weiche weiße Stelle, welche von dem ersten Ringe nicht bedeckt ist.

3) Die **Eyer** sind in Verhältniß ihres Körpers sehr groß, walzenförmig, an beiden Enden abgerundet, mit einer harten Schaale bekleidet, haben eine hervorragende, gezähnte Ribbe, welche der Länge nach von dem einen Ende bis zum andern gehet. Ihre Länge erstrecket sich auf fünf und ihre Dicke auf zwei Linien. Sie sind bei der Geburt, welche langsam von statten gehet, gelblichtweiß, werden aber sogleich dunkelbraun.

Die

Die **Jungen**, wenn sie aus dem Eye kommen, haben gleiche Gestalt mit den Alten, nur ist ihre braune Farbe heller und die Form ihrer Flügel noch unvollkommen. Bei dem zunehmenden Wachsthum werfen sie, wie Frisch b) berichtet, etliche mal ihre Haut ab, und erhalten allgemach eine dunklere Farbe, bis sie ihre völlige Größe erlangt haben.

Von ihrem Naturel und **Eigenschaften** ist folgendes anzumerken. Sie halten sich hinter den Brettern und in den Ritzen der Wände nahe bei einer Feuerstätte auf, machen solche größer, wenn sie mit Leim oder mürben Kalch angefüllt sind c), und dringen dadurch bisweilen von einem Hause in das andere. Sie halten sich des Tages verborgen, und kommen nur des Nachts hervor, steigen von den Wänden herab auf den Fußboden, wenn alles im Hause still ist. Sie laufen sehr geschwind, und bei dem geringsten Geräusch fliehen sie davon. Sie nähren sich von den Brokken der Speisen, welche auf dem Fußboden liegen, lieben Mehl, Honig, Zucker, Rockenbrod, Kartoffeln, Käse und gekochtes Fleisch, welches an einem Knochen sitzt: wenn aber keine solche Nahrungsmittel vorhanden sind, zernagen sie Leder oder andere Kleidungsstücke und beschmutzen dieselben. Sie kriechen gern auf schwarze Kleider, womit sie aus einem Hause in das andere bisweilen getragen werden. Sie saufen gierig Bier, daß sie davon betäubt werden. Sie fliehen stark riechende Dinge, als Wermuth, Lavendel, Calmus, Spiköl, Theer und Knoblauch. Sie vermehren sich im Sommer sehr stark, wenn sie eine gute Wohnung und Nahrung haben, und verwahren ihre Eyer in den tiefen Ritzen der Wände: daher sie schwer zu vertilgen sind, wofern man nicht ihre Schlupfwinkel zerstöhrt und ausfüllt.

Ihre **Heimath** ist anjetzo hier und an vielen Orten in Europa, wo sie sich von selbst in den Häusern fortpflanzen. Einige Schriftsteller behaupten, daß sie vormals nur in Indien einheimisch gewesen wären, woher sie durch Schiffer nach Europa sind gebracht worden: andere aber widersprechen solches, weil schon vor zweihundert Jahren **Matthiolus** ihrer als eines einheimischen Insekts gedenket d). Es kann aber damit eben die Beschaffenheit haben, als mit einigen Pflanzen, welche vor zwei Jahrhunderten nur in Indien zu finden waren, und nunmehro in unserm Klima einheimisch geworden sind.

Von ihrem **Nutzen** weiß man bisher noch nicht viel zu sagen. **Mufet** e) hat aus alten Schriftstellern angemerkt, daß die um sich fressende Ausschläge der Haut damit können geheilet werden, wenn man sie mit dem Safte dieser

X 3

b) Siehe dessen **Beschreibung von allerlei Insekten.** 5ter Theil 13te Seite.

c) Frisch saget, daß sie nicht in steinerne und mit Kalch beworfene Wände kommen. Dieses ist nur in so weit wahr, wenn der Kalch sehr hart ist, und keine Ritzen oder Löcher zwischen sich hat. Im Gegentheil aber, wenn er mürbe und löcherricht ist, so zernagen sie ihn, und machen sich geräumige Wohnungen darinnen.

d) *Commentar. in Dioscoridem.* pag. 277.

e) Siehe dessen *Theatrum insectorum* lib. I. cap. 18. p. 140.

ser zerdrückten Käfer reibe. Das gekochte Oel davon soll auch die Warzen vertreiben, und die Ohrenschmerzen lindern.

Der **Schaden**, welchen sie anrichten, ist anfangs gering, so bald sie sich aber stark vermehren, wird er sehr beträchtlich, indem sie in andere Zimmer des Hauses dringen und die Lebensmittel in den Speisekammern, wie auch die Kleidungsstücke, welche sie vorfinden, zerfressen, oder wenigstens mit ihrem Koth beflecken. Ja man ist für ihren Besuch in dem Bette nicht sicher, ob sie wohl dem Menschen keinen Schaden thun.

Es haben schon viele Leute auf ein kräftiges **Mittel** gesonnen, dieselben gänzlich auszurotten; es ist aber bisher dergleichen noch nicht gefunden worden. Man muß deswegen verschiedene Mittel auf verschiedene Weise anwenden, um sie aufzureiben. Die erste Weise ist sie zu fangen, die andere sie zu tödten, und die dritte ihre Höhlen und Schlupfwinkel zu zerstöhren. Man fängt sie am besten in einem Zuckerglase, um welches man ein nasses Tuch oder einen andern Körper legt, daß sie darüber an den Rand des Glases leicht kommen können. Hierin schütte man Zucker oder Honig f), oder Mehl, oder zerriebene Kartoffeln, oder etwas starkes Bier, welches mit Rockenbrod abgekocht ist, durch dessen Geruch sie sehr angelockt werden, und darin sogleich ersaufen. Man kan auch nach des Herrn Frisch g) Angabe kleine Bretter, mit Vogelleim beschmiert, um ihre Löcher legen; so werden sie darin kleben bleiben, wenn sie darüber laufen wollen. Man tödtet sie mit dem Dampf von Steinkohlen, wenn sie in Schränken oder unter einem holen Feuerheerd sich aufhalten, oder mit kochendem Wasser, welches man in ihre Schlupfwinkel giesset. In dem *Hannoverischen Magazine* h) wird hiezu ein Mengsel angerathen, welches aus einer kleinen Quantität Ofenschwärze, aus einer Handvoll zerriebenem Brod und eben so viel dick gekochten Erbsen bestehet. Man kan aber aller dieser Hülfsmittel entbehren und sie leichter tödten, wenn man nur des Abends, da alles im Hause stille und finster ist, mit einem Lichte an den Ort ihres Aufenthalts schleicht, wo sie alsdenn auf dem Fußboden herum kriechen, und sie mit einer Fliegenklappe, oder mit einer zusammen gebundenen Birkenruthe, worin etliche lange Stücke von schwankem Eisendrath zugleich befestiget sind, erschläget. Es muß aber dieses so lange wiederholt werden, bis keine Schaben mehr zum Vorschein kommen. Ob nun gleich die lebendigen Schaben auf diese Weise in einem Sommer können vertilget werden; so bleiben doch die Eyer in ihren Schlupfwinkeln verschont, aus welchen den folgenden Sommer wieder einige Schaben hervor kommen. Es ist also höchst nöthig, diese Jagd zwei

oder

f) Siehe Laxmanns Sibirische Briefe. Seite 50.
g) l. c. Seite 14.
h) Sechster Jahrgang von 1768. Seite 527 und 735.

oder drei Sommer nach einander anzustellen, bis sie gänzlich ausgerottet sind. Dieses alles wird aber doch nicht hinreichend seyn, sie gänzlich zu vertilgen; wenn sie die Ritzen der Scheidemauern durchbohret, und also einen Durchgang in das benachbarte Haus haben. In diesem Falle ist man gezwungen, ihre Wege zu zerstöhren. Dieses geschiehet, wenn man 1) die Ritzen der Mauern rein auskratzet, vom neuen mit Kalch, Gips und gestoßenem Glasegenau und dicht ausfüllet, auch mit Theer überstreichet. 2) Ferner alles Bretterwerk, hinter welchen sie sich verbergen können, wegnimt oder doch wenigstens mit Kalch besetzen läßt, damit die Schaben nirgend einen Zufluchtsort finden, und alsdenn mit leichter Mühe getödtet werden können.

Wer dieses Insekt nicht kennet, kan davon die Abbildung beim Mufet i), Jonston k), Frisch l), Geoffroi m), Sulzer n), Degeer o), Müller p) und Schäfer q) finden.

SYNOPSIS

*in usum peregrinorum.*

1) *Nomen:* Blatta (*orientalis*) ferrugineo-fusca, elytris abbreviatis, sulco oblongo impresso. *L.*

2) *Syn.* Blatta ferrugineo-fusca, antennis corpus subæquantibus, femoribus omnibus dentatis, alis abdomine brevioribus. *Gronovii Zooph.* II. n. 636.

Blatta (*culinaris*) ferrugineo-fusca; alis mari abdomine brevioribus; fœmina aptera. *Degeer* Tom. III.

Blatta molendinaria. *Jonston. lib. de insectis.*

Blatta lucifuga. *Podæ.*

3) *Corpus:* oblongum, valde depressum, molliusculum, nitens, hemipterum, antennatum, hexapodum, ano aculeato, longitudine unciali & latitudine 4 vel 5 linearum.

4) *Color:* supra ferrugineo-niger in masculis, & niger unicolor in fœmellis, subter itemque in antennis ferrugineo-fuscus.

5) *Vestitus:* crusta tenuis, pergamea.

6) *Caput:* durum, glabrum, nigrum, deorsum flexum, fere absconditum, scuto thoracis dimidio minus, depressum, subcordatum, superficie anteriori subconvexum, antennatum, scrobiculis duobus prope oculos impressis & 4 palpis instructum.

7) *Oculi:* superi, marginales, arcuati, semiteretes, æquabiles, concolores capiti, punctati, linea albida in ambitu distincti.

8) *Rictus:* terminalis, transversus, labiatus.

9) *Mandibulæ:* forcipatæ, depressæ, parvæ, ovales, acutæ, ad limbum internum versus apicem acute crenatæ, sive dentatæ, convergentes, a latere mo-

i) libr. cit. cap. 18.
k) *Histor. nat. de Insectis.* tab. 13.
l) libr. cit. T. v. tab. 3.
m) *Hist. abregé des Insectes.* Tome I. tab. 7. fig. 5.
n) Kennzeichen der Insekten. tab. 7. fig. 47.
o) *Memoires pour servir à l'histoire des Insectes.* Tom. III. Tab. 25.
p) Carl von Linne Natursystem. 5 Th. 8 Tafel, 11 und 12 Figur.
q) *Icones insectorum Ratisbonæ indigenorum.* tab. 155. f. 6 und 7.

mobiles, angulis oris adjunctæ, labiis membranaceis, separatis, semiorbiculatis tectæ.

10) *Antennæ:* corpori æquales, setaceæ, annulatæ, pilosæ, distantes, e scrobiculis capitis enatæ.

11) *Palpi:* IV inæquales, articulati, filiformes, nodosi, circa os incurvati. Primum par ad angula oris, & secundum dimidio brevius primo, post labium inferius locatum est.

12) *Thorax:* depressus, paulo brevior & angustior abdomine, supra scuto & annulis duobus vestitus, subter inæquabilis, pedibus sex instructus. Scutum transversum, semiorbiculatum, pectore latius, dimidia longitudine thoracis, subconvexum, glabrum, nitens atque nigrum.

13) *Abdomen:* in masculis fere oblongovatum, depressum, supra & subter subconvexum, rectum, paulo latius thoracis scuto, margine acuto, retrorsum dentato, annulis septem membranaceis, crescentibus & decrescentibus, subimbricatis, nigrofulvis compositum: In fœmellis simile priori, sed crassius latiusque, supra nigrum atque nitens.

14) *Cauda:* brevis, in masculis rotundata, duabus valvulis transversis composita & quatuor aculeis inæqualibus armata, quorum superi sive laterales trigoni, subulati, multi-articulati, & pilosi divergunt; inferi autem dimidio breviores, integri, setiformes, recti, sub ano prostant. In fœmellis breviter angustata, acumine obtuso, adscendente, laminibus quatuor, a latere inclinatis, sibique oppositis & duobus aculeis divergentibus supra descriptis constructa: Inferioribus aculeis, quibus masculi donati sunt, caret.

15) *Anus:* transversus inter valvulas caudæ conspicitur. *Vulva* fœmellorum, uti rima longitudinalis, sub ano inter laminas inferiores caudæ latitat.

16) *Alæ:* membranaceæ, obverse cuneatæ, longitrorsus costatæ & reticulatæ, colore fulvo, ad dimidium abdominis pertingunt: Fœmellæ iis carent.

17) *Elytra:* in masculis approximata, parum decussata, oblonga, extremo oblique truncato, membranacea, semi pellucida, fusca, ad limbum internum ferruginea, in longitudinem striata, subtiliter reticulata, sulcis tribus, loco unico pone scutum oriundis, retrorsumque divergentibus notata, quorum medius rectus, margine elevato utrimque includitur: Internus introrsum curvatus cum opposito alterius elytri aream ovatam limitat.

*Elytra* in fœmellis rigida, minima, distantia, ovalia, angulis adnata scuti, illoque breviora, obscure striata & sulcata.

18) *Pedes:* sex pectorales, crescentes; posteriores duplo fere longiores anterioribus; femora mutica, depressa; tibiæ & tarsi aculeati; metatarsi mutici, quater articulati, & plantæ angustæ; priorum latescentes, unguibus binis uncinatis armatæ.

19) *Ova:* cylindrica, extremis rotundatis, crustacea, spadicea, quinque lineas longa & duas crassa, costa eminenti, dentata, longitudinali.

20) *Metamorphosis* nulla. Senectam tantum incremento deponunt. Tunc albidi sunt & paulo post fuscescunt.

21) *Usus:* externus in lepra & surditate?

22) *Deletio:* fit captura, internecione, destructione latebrarum. Capiuntur vitris, oxycrato vel cerevisia cum pane sechlino cocta, ad tertiam usque partem impletis, atque ad parietes positis, vel asserculis visco aucupario illitis. Necantur fumo lithanthracum, ictibus ope virgarum, aut ferulæ muscariæ. Destruuntur latebræ illarum obstipando rimas murorum calce vitro contuso mixta, aut gypso; aulæa & asseres parietum auferendo, vel crusta dura gypsea illos inducendo. Fugantur rebus olidis, aut fragrantibus, e. gr. absinthio, ledo palustri, myrica, humulo, lavendula, allio, calamo, pice liquida, oleo betulino, spicæ, asa fœtida &c.

# Hannoverisches Magazin.

22tes Stück.

Freitag, den 16ten Merz 1781.


## Mitgetheilte Versuche und Erfahrungen vom Kartoffelbau, insonderheit zur Beantwortung einer merkwürdigen ökonomischen Anzeige im 71ten St. S. 1130. dieses Magazins von 1779.

Die Kartoffel, Solanum Tuberosum, Linn. ist ganz ohnstreitig ein so nützliches, ja nunmehro fast unentbehrliches Garten- oder Ackerprodukt unsers Vaterlandes geworden, daß die Frage: Ob der Anbau derselben, bereits übertrieben sey, oder noch übertrieben werden könne? gar nicht einmal mehr aufgeworfen werden müßte, als etwa in dem Fall, oder bei der Untersuchung, in wieferne bei dem häufigen Anbau, der Privatnutzen der Eigenthümer, oder Pächter der Kornzehnden leiden könne. Freilich ist von dem Acker, wo Kartoffeln wachsen, für solches Jahr, von Kornfrüchten kein Zehende zu gewärtigen. Allein in diesem Verhältniß, würde zu deren Schadloshaltung, leicht ein anderes Hülfsmittel zu finden seyn, ohne daß deswegen der so Segensvolle Anbau, der Kartoffeln, eingeschränkt werden dürfte. Doch dieses liegt zu weit außer meinem Gesichtskreise, daß ich davon reden könte. Uebrigens stimme ich gewiß mit denen ein, welche glauben, daß diese köstliche Erdfrucht, die so selten einem völligen Miswachs unterworfen, und länger als dreißig Jahr eine überaus große Wohlthat für so viele europäische Länder gewesen ist, nie zu viel könne angebauet werden; und also es einem jeden Vaterlandsfreunde zur Pflicht werden müsse, alles das hinweg räumen zu helfen, was den gedeihlichen Wachsthum derselben hindern kan. Dahin zielet auch diejenige merkwürdige ökonomische Nachricht ab, welche im Hannoverischen Magazin vom Jahr 1779, im 71ten St. S. 1130. wie Anfrage aufgeworfen ist. Der ungenannte patriotische Verfasser, hat zwar in dem nächstfolgenden 83ten Stück des Magazins S. 1319. eine eben so schöne als gründliche Antwort von dem Herr Ziegeleiverwalter Wundram erhalten. Allein ich glaube, daß, nach einer mehr als dreißigjährigen Erfahrung, ich mir auch die Erlaubniß geben dürfe, meine gesammelten Kentnisse, so unbedeutend sie auch seyn könten, mitzutheilen.

Was der Herr Verfasser der merkwürdigen ökonomischen Anzeige von einem Miswachs der Kartoffeln, in einem Theile des Fürstenthums Göttingen, vorgetragen hat, mögte sich wohl nicht bloß, und ganz allein, auf eine Verwüstung der Kartoffeln beziehen, die von verschiedenen Arten von Ungeziefer entstehet, dadurch aber diese Erdfrucht zur Fortpflanzung auf künftige Jahre nicht untüchtig, und ganz ausgeartet gemacht werden kan. Was derselbe auf der 1131. Seite anzeigt, scheint auch eben so leicht von der Untauglichkeit des Erdbodens herrühren zu können. Die Kartoffel verlanget einen tiefen, artbaren, fetten und feuchten Grund, in welchen sie tief eingreifen kan. Sie artet aus, und geräth gewiß nicht, wenn die Bauerde zu flach ist; und sie mit ihren Wurzeln, oder gar mit der Knolle selbst, auf einen unartbaren Boden trift; es mag nun Thon, Kreide oder ein anderer harter Grund seyn. Ich weiß dieses aus einem vor vielen Jahren im Vogtlande gemachten Versuche. Die Laubschüsse wurden auch dort alsdenn kraus, kleinlaubig, krüppelich, und die sich ansetzende Früchte klein, hart, und zur Hälfte grün von Farbe. Ob dies nun auch hier die Bewandtniß seyn mögte, bleibt dem ungenannten Herrn Verfasser der Anzeige zum Urtheil, und zu näherer Prüfung überlassen. Das ist übrigens eine ausgemachte Wahrheit, daß die Kartoffel in der Erde, mehr als einen Feind, oder vielmehr Liebhaber hat die sie zu ihrer Nahrung angreifen. Außer der Werre, oder dem Erdkrebs, und dem Engerling, ist ihr diejenige Erdraupe, sehr nachtheilig, welche sich in den großen Brummkäfer (Scharnbulle) verwandelt, und der, nach Untergang der Sonne, mit einem groben Gebrüll, das er mit einer zitternden Bewegung seiner großen gewölbten Flügel, in einen tiefen Ton stimmet, herum flieget. Dieser Wurm, der nach Angabe der Naturkündiger, vier Jahr im alten faulen Mist sich nähret, ehe er zur Verwandlung übergehet, ist eines Fingers lang, beinahe so dick, glänzend, milchfarben, mit 14 stumpfen Füßen, einem braunen hornharten Kopf, scharfen Gebiß begabt, und sehr eckelhaft anzusehen. Er liegt am meisten sowohl in neuem als altem Schweinemist, aber er ist auch sehr häufig in altem überjährigen Roßmist, etwas minder in altem Rindermist anzutreffen, und nie anders als in Gesellschaft von dreien oder vieren. Ich kenne aber auch noch einen schlimmen Feind der Kartoffel. Dieses sind zwar die Feldmäuse überhaupt; vornemlich aber die Spitzmaus, die alsdenn zahlreich zu finden ist, wenn das Erdreich mit neuem langen Mist, der noch viel unverwesetes Stroh oder Streue hat, gedünget wird. Die Vertilgung dieser Feinde, wenn sie schon vorhanden sind, und im verborgenen in der Erde arbeiten, dürfte schwer zu bewirken seyn. Aber man würde sie gar nicht, oder doch selten spüren, wenn man zum Kartoffelbau, erstlich nach

Herrn

Herrn **Wundrams** Meinung allen Pferdemist, der ohnehin für die Kartoffel zu heiß und trocken ist, dann auch allen überjährigen, überhaupt allen Schweinemist, imgleichen allen langen Strohmist gänzlich verwerfen, und nur kurzen frischen Kühmist, oder auch gänzlich alt gedüngtes Land zum Bau dieser Frucht wählen könte und wolte. Letzters habe ich mir seit vielen Jahren zum Gesetz gemacht, und seitdem sind mir meine Kartoffeln niemals misrathen, oder vom Ungezieffer angetastet worden, sondern sie haben mir allezeit, mit sehr großen Früchten, eine reiche Ernte gegeben. Seit vielen Jahren sind in der hiesigen ganzen Gegend um Bremen die Kartoffeln wegen der dürren Witterung nie schlechter gerathen, als im 1780ten Jahr. Auf vielen Feldern, besonders im Moorlande, war das Kraut dieser Frucht schon im Anfange des Augustmonats dürre, und trocken wie Bohnenstroh. Auf solchen Feldern, wo das Laub noch grün geblieben, waren die Knollen bei der Ernte höchstens so groß als Eicheln. In meinem sandigen Garten, verwelkten viele über der Erde fruchttragende Gartenfrüchte. Meine Kartoffeln aber, die ich in großer Menge nach meiner Weise, auf kurzen frischen Kühmist gepflanzet hatte, lieferten zwar nicht eine völlig so gute Ernte, wie in vorigen Jahren; ich konte aber doch, im Durchschnitt gerechnet, von jedem aufgezogenen Kartoffelstrauch gegen achtzig Stück Früchte zählen, die fast durchgängig die Größe eines vollständigen Hühnereyes erlanget hatten.

Vielleicht ist einem oder andern Landwirth damit gedienet, wenn ich die Reihe meiner angestellten Versuche, und meiner Erfahrungen hieselbst bekant mache.

Nachdem ich im Jahr 1740 mein Vaterland verlassen hatte, und in die Fremde Studirens halber gegangen war; wieß mir in der Folge die Fürsehung in den Jahren 1744 und 1745 einen überaus vortheilhaften und höchst angenehmen Aufenthalt im Vogtlande an, wo ich mich bei der Hofhaltung, eines regierenden Herrn Grafen Reuß, nicht nur in einem äußerst vorzüglichen Kunst- und Lustgarten, in einer schönen Menagerie, bei einer großen Viehzucht, und einem starken Ackerbau, in den Nebenstunden, die mir von den Beschäftigungen mit meinen Eleven frei waren, umsehen, sondern auch meine starke Neigung zu allen Theilen der Landwirthschaft reichlich befriedigen konte. Hier bemerkte ich den starken Anbau einer Erdfrucht, die ich in meinem Vaterlande nie gesehen hatte und nicht kante. Es war die weiße runzliche (knobberichte) Kartoffel *).

 Ich

*) Man sagte mir, diese amerikanische Frucht sey erst seit fünf Jahren daselbst bekant worden. Einige in England lebende Herrnhutische Brüder, hätten einen Vorrath von derselben zum großen Vortheil der Gemeinanstalten zu Herrnhut da-

Ich beobachtete, daß man im Maimonat, auf einem Brachacker, der mit Schafmist gepferchet war, durch tiefe Furchen mit dem Pfluge schmale, fünf Fuß breite Beete, nach der Länge des Ackers bildete, die mit noch einer tiefern Saatfurche von einander unterschieden waren. Letzteres, damit bei einem Platzregen das Wasser schleunig abfließen konte, ohne die Beete zu überschwemmen. In die gezogenen Furchen, legte man ganze, unzerschnittene Kartoffeln, etwa einen Fuß von einander ein, scharrete zuerst mit einer breiten Hacke die Furchen zu, und machte mit der Egge alles eben. Im nächsten Herbst bewunderte ich, sowohl die reiche Frucht, als den guten Geschmack dieser Erdfrucht.

Als ich im Maimonat des 1746ten Jahres wieder ins Bremische in mein Vaterland reisete, packte ich eine gute Anzahl solcher Kartoffeln unter mein Geräthe, in der Absicht den Meinigen eine Seltenheit mitzubringen. Doch als ich an den Gränzen der Churbraunschweig Lüneburgischen Länder anlangte, bemerkte ich sofort, daß der Kartoffelanbau hier gar nichts neues, sondern vielmehr schon durch eine landesväterliche hohe Anordnung angerathen und befohlen sey. Da ich vor meiner Beförderung mich fast jederzeit auf dem Lande aufhielt, wurde ich gewahr, daß man den Anbau dieser Frucht, nach mancherlei verschiedenen Arten und Anweisungen betrieb, und auch, daß in einerlei Gegend, einerlei Art des Bodens, einerlei Witterung, einige viel, einige sehr wenig ernteten. Ich merkte mir die Pflanzarten aus, die mir vortheilhaft zu seyn schienen, um davon einmal Gebrauch zu machen. Als ich im Jahr 1750 meinen eigenen Hausstand im Lande Wursten, wo ein fetter, sandartiger Maschboden ist, angetreten hatte, konte ich nur im Kleinen das Pflanzen der Kartoffel vornehmen. Bei dem Mangel eigener Viehzucht, konte ich im ersten Jahre keinen andern, als zum Theil alten übergelegenen, zum Theil frischen mit langem Stroh vermischten Schweinemist erlangen. Ich ließ tief graben, und zwar mit ganz geraden Furchen, und in jedem Abstande der Furchen, von etwa einem Fuß, den Mist dicke einlegen, fest treten, und runzliche weiße, und runzliche rothe lange Kartoffeln, unzerschnitten, Spannen weit von einander, auf den Mist legen, dann weiter fortgraben, und alles eben zuharken. Weil mir zuletzt der Vorrath fehlte, das bestimte kleine Gartenfeld ganz zu bepflanzen, ließ ich zum Ausreichen ganze Kartoffeln, die von der Größe eines kleinen Hühnereyes waren, in der Mitte durchschneiden, und eben so einlegen. Als die Kartoffelsträuche etwa acht Zoll lang

damals heraus gesandt. Von da wäre sie ins Voigtland gekommen, und würde als ein höchst nützliches Landesprodukt häufig gebauet. Man könte daraus eben so gut verschiedene, gesunde und wohlschmeckende Speisen verfertigen, als aus Weizenmehl.

lang waren, ließ ich sie nach der Linie und Länge der gegrabenen Furchen anhäufen, solches nach drei Wochen wiederholen, auch zuweilen das Unkraut (welches der Schweinemist allemal häufig hervorbringt,) ausgäten. Nun hatte ich so verfahren, wie ich es vorhin von vielen andern Landwirthen gesehen hatte. Ich merkte sofort, daß die unzerschnittenen Kartoffeln sich weit besser anließen, als die zerschnittenen, auch daß von leztern viele gar nicht getrieben hatten, und hin und wieder weiße Laubblätter zeigeten.

Bei der Ernte war ich sehr aufmerksam. Die unzerschnittenen Kartoffeln brachten gute und große Früchte, doch waren viele angefressen, einige ganz hohl. Wo sich diese beschädigten Früchte fanden, zeigten sich auch nahe dabei Gänge von Mäusen, ja einige Spizmäuse selbst, oder verschiedene Arten Erdraupen, vornemlich die vom Brummkäfer, Oehrlinge, und anderes Ungeziefer, welches wahrscheinlich mit dem ganz alten Schweinemist ins Land gebracht war, so wie der lange Strohmist die Mäuse mogte herbeigelockt, und ihnen das Eindringen erleichtert haben. Ich konte augenscheinlich sehen, daß die Früchte in den innern Räumen, wo sie nicht hatten gehäufet werden können, sich gedränget, und dadurch sehr ungleiche Frucht veranlaßt hatten, so daß einige ganz klein geblieben waren. Als ich die Stelle erreichte, wo die zerschnittenen Kartoffeln gepflanzt waren, fand ich weniger und viel kleinere Früchte, zum Theil häufig angefressen, viele ganz verzehrt, und eine größere Menge Erdraupen, auch einige Mistkäfer. Ich ließ nachsehen, ob nicht einige Stücke von den alten eingelegten Mutterkartoffeln zu finden seyn mögten. Von den unzerschnittenen fanden sich einige, die ganz unbeschädiget waren; etwa zwei Stück schienen ehedem eine Annagung erlitten zu haben, alle waren braun, hart und leicht als Torfklumpen. An der Stelle wo die zerschnittenen Kartoffeln gelegen hatten, entdeckte man nur an den Stellen, wo sie nicht aufgekommen waren, die verwelkte angefaulte Haut, mit sichtbaren Merkmalen, daß sie ausgenaget waren. Hieraus glaubte ich folgendes urtheilen zu können:

Die Kartoffeln müssen weitläuftiger, als einen Fuß weit, und zwar in gleicher Weite von einander gepflanzet werden.

Der Schweinemist ist wegen des darin brütenden Ungeziefers untauglich.

Der lange Mist, mit noch darin befindlichem Stroh, lockt die Mäuse, und erleichtert ihnen das eindringen.

Das Pflanzen der zerschnittenen Kartoffeln ist auf alle Weise nachtheilig.

Im folgenden Jahr bewarb ich mich um andern, und zwar frischen Mist, konte nur frischen Rindermist, mit Pferdemist vermischt, und lauteren unvermengten Pferdemist erhalten. Ich wählte zwei Gartenbeete, welche im vorigen Jahr mit Erbsen und Vizbohnen bestellet

waren. Auf das eine ließ ich den Rindermist mit Pferdemist vermenget, aufs andere den unvermengten Pferdemist schaffen, und verfuhr auf eine andere Art, die ich ehedem bemerket hatte. Ich ließ den Mist etwa zehn Zoll tief untergraben, und das gegrabene Land völlig eben machen. Alsdann machte ich mit der Schnur Abzeichnungen, daß die unzerschnittenen Kartoffeln ins Quadrat anderthalb Fuß weit von einander eingeleget werden konten. Der pflanzende Arbeiter mußte mit der einen Hand an der gezeichneten Stelle ein Loch einwühlen, und mit der andern die Kartoffel einbringen, und dann alles eben machen. Zum Versuch, ließ ich auf den Enden eines jeden Beetes zwo Reihen zerschnittene Kartoffeln einlegen. Das Laub kam so ungleich, daß ich einige beinahe schon häufen lassen konte, als die andern aus der Erde kaum hervorkamen, ohne Zweifel daher, weil einige tief, einige flach in die Erde gekommen waren. Die auf bloßen Pferdemist gelegten zeigten sich einige Tage früher, und trieben in der ersten Folge auch muthiger ins Laub, als die auf vermengten Mist; welche gleichfalls sonst recht schön standen. Die Sträuche von den zerschnittenen Kartoffeln waren ungleich schlechter, und blieben abermals, wie im vorigen Jahr, viele ganz zurück. Ich häufte diese Kartoffeln, wie vorm Jahre zweimal, ließ auch das Unkraut, dessen weit weniger war, ausgäten. Im Herbst fiel die Ernte fürtreflich aus, aber der Ertrag von den unzerschnittenen Kartoffeln war doch ungleich. Die Frucht von denen auf vermischtem Mist, war frischer und lebhafter, auch größer. Die Früchte auf dem bloßen Pferdemist waren kleiner, und gleichsam etwas welk. Was ich von den zerschnittenen Kartoffeln erntete war wenig, klein, und zeigten hin und wieder erlittene Annagung vom Ungezieser. Ich muß hier anführen, daß diese beiden Versuchjahre an Witterung sich sehr ähnlich und mittelmäßig feucht gewesen.

Im dritten Jahr konte ich im Frühling zum Theil frischen kurzen Rindermist, und zum Theil unvermischten frischen Pferdemist erlangen. Ich entschloß mich eben so, wie im vorigen Jahr zu verfahren, nemlich den Mist untergraben zu lassen, die Kartoffeln auf das geebnete Erdreich, in einem Abstande von anderthalb Fuß einstecken zu lassen, und des Pflanzens zerschnittener Früchte mich gänzlich zu enthalten. Nur war ich darauf bedacht, ein Hülfsmittel zu brauchen, daß die zu pflanzenden Kartoffeln eine so tief wie die andere, und auch tief genug in die Erde kommen mögten. Ich verfertigte einen dünnen glatten und geraden Pfal, im Durchmesser $2\frac{1}{2}$ Zoll dick, mit einem Querholze, zur Handhabe, drei Fuß lang, und unten nicht zugespitzt, sondern stumpf geschnitten. Am Untertheil, sechs Zoll vom Ende, bohrte ich ein Loch quer durch, und schob durch dasselbe einen kurzen Stab von festem Holz. Mit diesem Werkzeuge mußte der Pflanzende die vorgezeichneten Löcher in die Erde

de machen, also daß der eingeschobene Querstab genau die Oberfläche berührte. In jedes Loch wurde eine Kartoffel, etwa in der Größe einer noch grünen welschen Nuß, geworfen, und dann alles wieder eben gemacht. Die Kartoffeln waren nun alle gleich tief, und in nützlicher Weite von 18 Zoll in die Erde gebracht. Das Anhäufen geschahe zu gehöriger Zeit zweimal, und zwar rund um jeden Kartoffelstrauch, sonst wie im vorigen Jahr. Die auf bloßen Pferdemist gelegten Früchte trieben Anfangs schneller und muthiger, wurden aber träge, als im Julius und August wenig Regen fiel. Die auf frischen Rindermist gepflanzten, zeigten immer einen frischen Wachsthum. Alle Pflanzen kamen zugleich auf. Die auf Rindermist lieferten im Herbst eine überaus reiche Ernte, mit dicken, zum Theil überaus großen Knollen. Von den auf Pferdemist gepflanzten erhielt ich zwar sehr gute Früchte, aber weder so groß noch so frisch. Von Annagung spürte ich nicht das geringste. Ich hatte damals auch die Zuckerkartoffeln auf Rindermist gepflanzt. Die Ernte war ziemlich gut, aber viele Früchte hatten Rostflecken. Ich wußte damals noch nicht, daß diese Gattung lieber in fettes alt gedüngtes Erdreich gepflanzet seyn will, als in neu gedüngtes Land. Auf diese Weise fuhr ich noch einige Jahr fort, und erhielt allezeit einen reichen Vorrath.

Als ich im Jahr 1758 hieher in die Gegend um Bremen versetzt wurde, forderte ich meine Haushaltung zu einem starken Gartenbau, und vornemlich zu Anflanzung der Kartoffeln auf. Bei einem starken Viehstapel hatte ich frischen und kurzen Rindermist im Ueberfluß. Ich hatte Raum und Gelegenheit genug, im Großen in verschiedenen Erdarten selbst arbeiten zu können; oder Arbeiten zusehen, und daher Versuche und Bemerkungen zu machen.

In grauen und gelben Sand im großen Garten am Hause, der aber allemal im Winter viele Wochen mit Wasser überschwemmet ist,

In bündigen Masch- oder Kleigrund, auf das Ufer der Wümme, das auch der Ueberschwemmung von selbiger unterworfen ist,

In Leem, oder steifen Lettengrund,

In alten artbar gemachten Moorgrund,

In artbar zu machenden neuen angebrochenen Moorgrund,

pflanzen meine Wasser frei wohnenden Nachbaren die Kartoffeln, und ich hatte oder nahm oft Gelegenheit, ihre Arbeit und deren Erfolg zu bemerken. Die mehrsten legen die Pflanzkartoffeln auf den bloßen Mist, und bleiben lieber bei ihrer alten Weise, ob sie gleich den Unterschied sehen, und weniger Früchte ernten.

In den zu meinem Lehn gehörigen Gärten, sowohl auf Sand als Klei- oder Maschgrunde kan ich, wegen der jährlichen Winterüberschwemmung, weder meinen alten Erfahrungen, noch den Anweisungen geprüfter Gartenbücher, eben so wenig den vortreflichen

und

und gründlichen Belehrungen überall folgen, welche der Herr Superintendent Lüder zu Dannenberg in seinen überaus schäzbaren Gartenbriefen gegeben hat: wenigstens nicht in solchen Behandlungen des Erdreichs, oder solcher Gartenfrüchte, die einen mehr oder minderjährig altgedüngten Boden verlangen. Ich kan also auch z. E. solchen mich besuchenden Freunden, die sich würklich eines so zarten Geschmacks rühmen, keine grüne Erbsen zu Tische bringen, und sie errathen lassen, ob diese Erbsen in ganz neu gedüngter Erde, oder in altem Grunde gewachsen, der vor einem, zwei oder gar vier Jahren gedünget worden. Indessen habe ich doch Hülfsmittel gefunden, daß mein Garten gute und wohlschmeckende Früchte bringet. Wenn ich, zum Beispiel, zu den Früchten, die unter der Erde wachsen, etwa anderhalb Fuß tief graben, und den Mist eben so tief unterbringen lasse, gerathen sie sehr wohl. Doch dies gehört eigentlich nicht hieher, und ich bleibe beim Kartoffelbau.

In meinem Sandgarten sowohl, als in meinem Kleigarten, ließ ich im Jahr 1758, das mehr trocken als feucht war, einige große Gartenfelder nach meiner lezt befundenen besten Weise, auf frischen kurzen Rindermist mit Kartoffeln mit aller Aufmerksamkeit bestellen, und an beiden Orten zu rechter Zeit zum erstenmal anhäufen. Als ich nach vierzehn Tagen nachsah, war in meinem Sandgarten das angehäufte vom Regen niedergespült, und diese lockere Erde vom Winde gar verwehet worden. Die untern Theile der Kartoffelstengel waren weiß, hin und wieder mit ganz kleiner Brut besezt, und schienen matt. Ich ließ zwar wieder häufen, und es gieng zu meinem Verdruß wieder wie vorhin. Meine Ernte war schlecht. Mein nächst angrenzender Nachbar hatte zu gleicher Zeit gerade und genau so wie ich gepflanzet, aber **nicht** gehäufet, und erhielt fürtrefliche Früchte. Hier abstrahirte ich die Regel.

Im Sandlande müssen die Kartoffeln nie gehäuft; sondern nur ein wenig tiefer gepflanzt werden.

Die Anhäufungen im Kleigarten waren nicht abgefallen: ich ließ zum zweitenmal häufen, und erhielt viel und große Frucht. Auf einem ziemlichen Fleck hieselbst war ein kleiner Raum durch Nachläßigkeit unangehäuft geblieben. Das Erdreich hatte sich fest zugebunden, und die Knollen waren ganz klein, und deren nur wenig. Von Annagung war keine Spur zu finden.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

23tes Stück.

Montag, den 19ten Merz 1781.

## Mitgetheilte Versuche und Erfahrungen vom Kartoffelbau, insonderheit zur Beantwortung einer merkwürdigen ökonomischen Anzeige im 71ten St. S. 1130. dieses Magazins von 1779.

(Schluß.)

Im folgenden Jahr ließ ich die Kartoffeln im Sandlande gar nicht häufen, vielmehr, da die Gartenfelder bepflanzet und geebnet waren, dieselben mit Fußbrettern gelinde zutreten. Zur Tilgung des Unkrauts ließ ich zweimal mit der bekanten Pfad-Schaufel in den Zwischenräumen dasselbe abstechen; doch so, daß man den Stengeln mit dem Eisen nicht zu nahe kommen durfte. Nahe an denselben ließ ich das Unkraut mit der Hand ausraufen; und hatte im Herbst eine überaus reiche Ernte von sehr großen wohlschmeckenden Kartoffeln.

In eben diesem Jahr opferte ich gleichsam ein Gartenfeld von vierzig Quadratfuß freiwillig auf, um noch drei Versuche zu machen, die mir zwar gegen die Geseße der Vegetation zu seyn schienen, die ich aber doch prüfen wolte, weil man sie mir mit großer Feierlichkeit erzählt hatte.

**Erster guter Rath.** Man müsse den Kartoffelsträuchen, wenn sie lang genug dazu wären, gleichsam die Hälse umdrehen, sie zur Erde beugen, und mit Erde bedecken, so bekäme man viele Früchte.

**Zweiter Rath.** Man müsse das Kartoffellaub, wenn es bald blühen wolle, mit einer Stange zerschlagen, und es mit Füßen niedertreten, so erntete man viele und große Früchte.

**Dritter Rath.** Man müsse die Kartoffelsträuche, wenn sie bald blühen wollen, zur Hälfte abschneiden. Dies sey der Frucht vortheilhaft, und man könne das abgeschnittene Kraut zum Vieh- und Schweinefutter anwenden.

Ich ließ dieses kleine Feld, wie vor gesagt, mit frischem Rindermist düngen und vorangezeigter Weise mit guten Kartoffeln bepflanzen, und theilte es ins Kreuz in vier kleine Felder. Zu gehöriger Zeit ließ ich auf dem einen Viertel nach dem ersten Rath den Kartoffelsträuchen die Hälse umdrehen; auf dem zweiten Quartier das Laub zer-

schlagen und mit Füßen treten; auf dem dritten Quartier ließ ich das Laub abschneiden, welches aber mein Vieh nicht fressen wolte; das vierte Viertel ließ ich in völliger Ruhe, und nicht häufen, weil es Sandland enthielt. Letzteres hatte im Anfange des Octobers recht viele schöne und große Früchte. Das erste Viertel mit umgedreheten Hälsen hatte sehr viele Früchte, aber kaum so groß als eine Eichel. Das zweite Quartier mit zerschlagenem und mit Füßen getretenem Laube war nicht besser, und hatte an den in die Erde getretenen Sträuchen eine Menge kleine Kartoffeln angesetzt. Die auf dem dritten Viertel abgeschnittene Laubzweige trieben Aeste mit jungem Laube, wodurch der Frucht, die auch sehr klein blieb, die Nahrung entzogen wurde, anstatt dieselbe zu derselben zu führen. Ich hatte also bei diesen drei lieblichen Experimenten gerade 225 gute Kartoffeln, und die gute Ernte verloren, die ich davon hätte haben können.

In den Gärten meiner Freunde kam ich zu folgender Erfahrung:

Die in leemichten, thonigten oder lettigen Boden gepflanzte Kartoffeln, müssen gehäuft werden, sonst bindet sich das Erdreich zu feste.

Im artbaren sandschartigen Moorlande, auch wenn es nicht mit Sand vermengt ist, ist das Anhäufen mehr schädlich als nützlich.

Mit dem Anbau der Kartoffeln in den angebrochenen Mooren, oder vielmehr auf deren Oberfläche, die erst artbar gemacht werden soll, hat es eine andere Bewandniß, einen andern Endzweck, und auch eine andere nützliche Art zu pflanzen. Man bauet hier die Kartoffeln nicht eigentlich um ihrer Frucht willen, sondern nur die erste Milderung, Gaile und Gaare des Erdreichs zu beschaffen. Hier befördert nur der Kartoffelbau die Erzielung der Kornfrüchte, und ist derselben auch nicht entgegen.

Man steckt nach der Lage und Willkühr im Moor ein längliches Viereck ab, etwa sechszehn Fuß breit, und ziehet an demselben etwa ein oder zwei Jahr vorher zur Abwässerung eine kleine Fuß tiefe Rille oder Rinne. Wenn das Wasser abgezogen, sticht man mit einem dreieckigten, an allen drei Seiten eine Fuß breiten und an zwei Seiten sehr scharfen dünnen Spaden (Schullspaden) die mit Heide und Mooß bewachsene Oberrinde in breiten Stükken, zwei bis drei Finger dick, und wasserrecht ab: staucht diese abgestochenen platten Stücke an einander auf, bis sie recht ausgetrocknet sind. Dann fährt man dieselbe unter dem Namen **Moorschullen** zur Feurung nach Hause. Im nächsten Frühling belegt man den abgestochenen Moorplatz dick mit Mist; das ist, man setzt eine Forke mit Mist, eine dicht an die andere, so weit der Vorrath reichet. Auf diesen Mist legt man kleine Kartoffeln (oft mit Schaden zerschnittene große Kartoffeln) über und über spannenweit von einander. Dann vergrößert man die schon vorhin gezogene Rinne, macht sie etwas über zwei Fuß breit, und

drei bis vier Fuß tief, und legt die daraus genommene Erde auf die Kartoffeln und den Mist, daß alles mit dieser ganz unfruchtbaren Masse bedeckt sey. Dann macht man alles durch Zuschlagen mit einer Mistforke eben, und läßt es bis in den Herbst liegen. Unkraut zeigt sich hieselbst nicht. Um Michaelis werden die Kartoffeln ausgehoben, die zwar nur klein, aber nach einem feuchten Sommer reichlich vorhanden sind. In einem dürren Sommer, wie der von 1780, wird zwar aus den Kartoffeln nicht viel, aber der Colonus hat doch seine Absicht erreicht. Zu Ende des Octobers hacket er die Erde wieder um, säet Winterrocken hinein, hat alsdenn im künftigen Jahr gewiß eine schöne Ernte zu hoffen, und ein Stück artbar Land, das er künftig alle Jahr mit etwas wenig Mist zu Kornfrüchten bauen kan. Die andern Arten der Moorkultur sind langweiliger und unbeständiger. Hier wird also unsere Kartoffel in einer andern Rücksicht gerechtfertiget, und befördert sogar den Kornbau.

Bei meinen Nachbaren im Blocklande auf dem jenseitigen Ufer der Wümme, im fetten Kleilande, habe ich im Jahr 1780 eine besondere Art beim Kartoffelbau bemerkt, und davon, ohngeachtet der trocknen Witterung dieses Jahrs, eine reiche Ernte beobachtet. Sie hatten die Kartoffeln wie gewöhnlich gepflanzet, und allemal zwischen fünf oder sechs Reihen gleichsam einen leeren Gang, drei Fuß breit, gelassen. Als die Zeit heran gekommen war, die Kartoffeln anzuhäufen, hatten sie den leeren Gang zwei Fuß breit und anderthalb Fuß tief ausgegraben, und diese Erde anstatt des Anhäufens um die Kartoffelsträuche gelegt. Sie hatten es so eingerichtet, daß die daher entstandenen Rinnen keinen Abfluß hatten, und das Regenwasser, daß in dieser Erdart nur spät in den Untergrund versieget, lange darin stehen bleiben konte. Eine Methode, die im Kleilande, wenigstens in dürren Jahren, empfehlungswerth zu seyn scheinet.

Man theilet die **Kartoffeln** in **frühe** und **späte** ein. Jene heißen auch **Sommerkartoffeln**, weil sie zum Theil schon um Jakobi zum Verspeisen brauchbar sind. Letztere aber **Winterkartoffeln**, weil sie erst nach der Ernte im Herbst wirklich brauchbar sind. Diejenigen Arten die ich kenne, und deren Anbau ich seit dreißig Jahren versucht habe, sind folgende:

**Winterkartoffeln**, oder späte:

**Die weiße runzliche**, mit etwas tiefen Augen und weißer Blüte. Ist fürtreflich.

**Die rothe, längliche runzliche**, mit tief liegenden sichtbaren Augen und hell violet rother Blüte. Hat festes Fleisch, sehr wohlschmeckend, trägt reichlich, wird oft sehr groß, und ist die allernützlichste in Landhaushaltungen.

**Die gelbe runde ohne Runzeln**, ist mehlicht, starkschmeckend, trägt reichlich, und dient vorzüglich zum

Schweinefutter. Sie blühet gelblich weiß.

Die fahlrothe runde, nicht ganz glatt, mit wenig sichtbaren Augen, pfirsich farbener Blüte, ist mehlicht, etwas besser vom Geschmack, und soll zur Vermischung mit dem Brodteige am brauchbarsten seyn.

Die fahlrothe, lange spitzige, glatte, hodenförmige, mit pfirsich farbener Blüte. Die hiesigen Landleute nennen sie rothe Hahnenklöte. Ist übelschmeckend.

Die gelbe, lange spitzige, glatte und hodenförmige mit heller pfirsich farbener Blüte. Gelbe Hahnenklöte. Ist übelschmeckend, trägt nicht viel, hat gemeiniglich weiße Rostflecken, und wird ungern gebauet.

Sommerkartoffeln:

Die gelbweiße, mit nicht tiefen Runzeln, auch die Holländische genannt. Fürtreflich vom Geschmack, insonderheit wenn sie in alt gedüngtes Erdreich gepflanzt, oder der Mist sehr tief untergegraben wird. Trägt voll und blühet weiß. Ist schon um Jakobi-Tag brauchbar.

Die edle weiße Zuckerkartoffel, mit schöner blauer Blüte, feinem Laube, u. von unvergleichem Geschmack. Trägt reichlich und geräth am besten in alt gedüngtem Erdreich. Ihre kleinen süßen Früchte sind zu Anfange des Septembers brauchbar, aber es wäre Schade, wie solches überhaupt nachtheilig ist, durch Nachgraben ein volles Beet im Wachsthum zu stöhren. Sie will vor Ausgang des Septembers aufgenommen seyn, sonst wird sie rostig.

Anmerkung. Man thut wohl, wenn man ein Paar kleine Beete zum frühen Gebrauch besonders pflanzet, um die andern nicht anzubrechen.

Die gelbe, runde platte, mit weißer Blüte, trägt nicht voll und ist schlecht vom Geschmack.

Die rothe, eyrunde platte mit pfirsich farbener Blüte und rothen Strichen im Fleisch, ist so schlecht vom Geschmack, daß das Vieh sie auch verschmähet.

Die überaus große gelbe und glatte, völlig zwo starke Mannsfäuste dick und noch stärker. Sie blühet gelblich weiß. Man zerschneidet die große Knolle in viele Stücke, und erhält von jedem Stück zwei, auch nur eine, selten drei große Knollen wieder. Nicht wegen ihrer Unfruchtbarkeit, sondern wegen ihres äußerst elenden Geschmacks habe ich sie, wie mehrere schlechte Sorten, nicht weiter fortgepflanzt.

Von einer sehr edlen Kartoffelart, die wegen ihres schönen Geschmacks fürtreflich, und auch als das beste Obst roh kan gegessen werden, habe ich nur von weitem gehört: muthmaße aber, daß es das Bunium bulbocastanum. Linn. oder die Erdkastanie sey.

Dies

Dies sind die Kartoffelgattungen, von denen ich etwas weiß, und davon ich nur die guten Sorten beibehalten habe, die ich nach meiner best befundenen Weise jährlich und reichlich anpflanze.

Nun hätte ich alten und erfahrnen Landwirthen bisher wohl noch nicht viel gesagt, daß sie nicht schon lange wüßten, hoffe aber, daß dasjenige, was ich noch zu sagen habe, einige von ihnen zu einiger Speculation veranlassen könte.

Im Jahr 1776 fand ich Gelegenheit, bei einer Zurückreise aus dem Lande Würsten, einem Mann der zu den Transportschiffen gehörte, welche zu Lehe die Hessischen Hülfsvölker abholen solten, wesentliche Dienste zu leisten, insonderheit dadurch, daß ich ihn von einer sehr unangenehmen Reisegesellschaft, die ihn mit nach Bremen hatte nehmen sollen, aber in einem am Wege belegenen Wirthshause würklich ganz unartig begegnete, befreiete, und ihn auf meinem Wagen mit nahm. Er schien ein Schifsunterofficier, und von gutem Vermögen zu seyn, war bei Jahren, und ernsthaft mit Anstand. Er verstand kein deutsches Wort, aber ziemlich gut Holländisch. Weil ich dieser Sprache mächtig, auch nicht ganz unerfahren im Englischen bin, konten wir mit Gesprächen uns ein wenig unterhalten. Ich frug ihn aus Neubegierde, wie man auf den englischen Schiffen zu speisen pflegte. Er nannte unter andern die Kartoffeln, (Potates,) und erwähnte einer Art, die noch wenig vorhanden, überaus schön und wohl schmeckend, und in England noch neu wäre. Ich konte mich nicht enthalten ihm zu sagen, daß ich wünschte, davon etwa nur ein Paar Stück zu erhalten. Er versprach mir, wenn bei seiner Zurückkunft ans Schif, die er sehr beschleunigen müßte, der davon vorhandene Vorrath noch nicht völlig vergriffen wäre, wolte er mir einige Stück durch einen Freund in Lehe zuschicken. Ich lenkte das Gespräch auf den Kartoffelbau, und wie derselbe in England betrieben würde, und merkte so fort, daß mein Reisegefährte der Gärtnerei gar nicht unkundig sey. Er zeigte mir auch an, daß seine Frau und Kinder einen artigen Garten unterhielten, aus dem sie jährlich einen ansehnlichen Gewinn hätten. Aus seiner Erzählnng sahe ich, daß die dortige Art zu pflanzen, der meinigen nicht ganz unähnlich sey. Er sezte aber auch hinzu: die Kartoffel artete im vierten Jahr gemeiniglich aus, und verlöre immer mehr an gutem Geschmack, und an Güte des Fleisches, welches in der Folge immer brüchiger und magerer würde. Wenn man sie wieder aus gutem Saamen neu zöge, wären sie wieder gut. Obgleich in England der Saame gern reif würde, insonderheit von den Pflanzen die häufig im Winter in der Erde liegen blieben und früh hervorkämen, so ließe man doch lieber den Saamen aus Canada und Virginien kommen, um ganz reine neue Art zu haben. Ich erkun-

digte mich eifrig nach der Weise zu säen. Es hieß: man säe den Saamen im Merzmonat in ein Beet mit fettem lockerm Erdreich, ganz dünne, an einer feuchten, doch unbeschatteten und sonnenreichen Stelle. Man hielte die zarten Pflanzen vom Unkraut sehr rein, durch vorsichtiges gäten, und bedeckte zu Ausgange des Septembers das Beet etwa drei Finger hoch mit guter Erde, ohne das junge Laub abzuschneiden, und überließe es also der Winterung. Im folgenden Jahr reinigte man das Beet, gätete das Unkraut fleißig aus, und hebe alsdann die Früchte aus, doch nur von den Sträuchen die geblühet hätten. Die Früchte wären so dann, etwa wie eine kleine Wallnuß und zur Fortpflanzung tüchtig. Die Frucht von den Sträuchen, die nicht geblühet hätten, ließe man noch einen Winter über liegen. Auf meine Anfrage: ob der Winter Frost hiebei keinen Schaden thäte? erhielt ich die Nachricht, daß nur überaus selten in England der Frost so tief in die Erde zu dringen pflegte.

Der Mann schien mir zu wahrhaft, und die Sache zu wahrscheinlich, als daß ich in den beiden folgenden Jahren, durch viele Mühe und allerlei Künsteleien, nicht hätte suchen sollen, Saamen zu gewinnen und denselben zu säen. Allein mein Versuch schlug so schlecht aus, daß ichs für unerheblich halte denselben zu beschreiben *). Inzwischen könte es vielleicht von großem Nutzen seyn, wenn Gartenliebhaber die brauchbarere Gärten, auch mehr Unterstützung und Vermögen als ich haben, die Sache genauer überlegen, und nach Befinden einen Versuch davon machen wolten: wenn mit einem aus England verschriebenen Saamen auch nur erst der Anfang gemacht würde, bis der Weg nach Amerika wieder bequemer worden ist. Zur Beschützung des Saamenbeets im ersten Winter, würde doch wohl auf eine oder andere Art ein hinlängliches Mittel ausfindig zu machen seyn.

Ich komme zum Beschluß wieder auf die mir neu bekant gewordene seltene und vorzüglich gute Kartoffel. Mein englischer Reisegefährte hielt sein Wort als ein ehrlicher Mann. In wenig Tagen erhielt ich 20 Stück dieser Kartoffeln, schön dunkelblau, länglich rund, in der Länge eines grossen Hühnereyes, ohne Wurzeln, doch mit etwas sichtbaren Treibaugen, und schwer vom Gewicht. Im Anfange des Maimonats pflanzte ich davon nach meiner Art 18 Stück in ein recht gutes altgedüngtes Saatland, und 2 Stück besonders und abwärts, den zunehmenden Wachsthum der Frucht zu bemerken, und das Beet nicht zu stöhren. Sie blüheten sehr früh, mit sehr schönen blauen Blumen, auf dunk-

lem

*) Der kurze Aufsatz auf der 1623ten Seite dieses Magazins vom Jahr 1779, der auch eine Antwort auf die merkwürdige ökonomische Anzeige von der 1130ten Seite daselbst seyn soll, erwähnet etwas vom säen der Kartoffeln, scheinet aber nicht das völlige Gepräge der Erfahrung zu haben.

fein Laube. Schon um Jacobi waren noch etwas hellblaue Früchte zum Gebrauch vorhanden; das Fleisch hart, gelb, fett und durchsichtig, wenn die gekochte Kartoffel durchgeschnitten wurde. Der Geschmack süß und fürtreflich. Sie gehörte nun also zu den Sommerkartoffeln. Am Ende des Septembers waren die Früchte dunkelblau, und noch wohlschmeckender, und um diese Zeit ließ ich sie aufnehmen. Die Ernte war so beschaffen, daß ich einige Gerichte davon geniessen, und 200 Stück zur Fortpflanzung aufs folgende Jahr bestimmen konte.

Ich pflanzte dieselben im 1777ten Jahr, nach meiner angenommenen Art, in gutes Land, auf recht kurzen neuen Rindermist. Das Jahr war mehr trocken als feucht. Schon im Anfang des Septembers bemerkte ich, daß ich eine außerordentliche gute Ernte davon haben würde. Die Kartoffeln drängten sich an jedem Strauch als große Maulwurfshaufen in die Höhe, ohngeachtet ich beim Nachsuchen fand, daß auch tief in der Erde alles gedrungen voll war. Ich mußte auf jeden Haufen Erde tragen lassen, damit die an freier Luft liegenden Knollen bedeckt wurden, weil sie die Farbe zu ändern schienen. Die Krautstengel waren ungemein lang, hatten sich auf der Erde ausgebreitet, und wo sie dieselbe nur berührten, eine Menge Zweigkartoffeln angesetzt, die aber die ganz gute blaue Farbe nicht hatten. Ein jeder der es sahe, erstaunte mit mir, und verlangte, daß ich ihm zur Art und Fortpflanzung davon im Herbst mittheilen mögte, welches ich auch gerne that. Die Ernte war im Herbst außerordentlich, von ähnlich großen Früchten. Der gute Geschmack hatte sich nicht vermindert.

Im Jahr 1778, welches trocken, aber schwere Gewitter mit starken Regengüssen hatte, pflanzte ich eine große Menge von dieser schönen blauen Kartoffel, so daß ich darüber beinahe die andern guten Arten vernachläßigt hätte, in ausgesucht frisches Land auf frischen kurzen Rindermist. Das Laub trieb stark, allein so bald sich nur die Blüte zeigte merkte ich eine große Veränderung, sie war röthlicher geworden. Ich würde eine Austauschung geargwohnet haben, wenn ich beim Pflanzen nicht allezeit in Person zugegen gewesen wäre. Ich grub zur Frucht, und merkte eben diese Veränderung. Im Herbst, bei der Ernte, war Frucht genug, aber alles braunroth, einige Früchte hatten blaue Flekken, nur etwa zehn Stücke waren noch völlig blau, die ich sorgfältig zurücklegte. Der Geschmack war noch gut genug, aber lange nicht mehr derselbe. Diejenigen denen ich von dieser Frucht zum Pflanzen mitgetheilt hatte, und die auch in anderm Lande, und auf andere Weise dieselbe gezogen hatten, klagten mir eine ähnliche Erfahrung.

Im Jahr 1779 pflanzte ich die wohl aufgehabenen zehn Stück Kartoffeln die noch blau waren, in ein überaus gutes altgedüngtes Land, mit eini-

einiger Hofnung. Aber auch diese verwandelten sich eben so. Es bleibt indessen noch immer eine sehr brauchbare Gattung, und gar fruchtbar, aber es ist doch blos eine gemeine Kartoffel worden. Wahrscheinlich ist es, daß diese Ausartung, sowohl am Klima, als der Naturart des Gewächses liege, und dieses mögen Naturkündiger, die weiter sehen als ich, zuverläßiger beurtheilen.

Es soll mir lieb seyn, wenn neu angehende Landwirthe von diesen Blättern einigen Nutzen haben.

Sanct Jürgen. J. W. Hönert.

## Eine Ratzenjagd.

Man hatte einen alten platten Kasten in Fächer abgetheilt, und zur Wohnung und zum Nisten des Ratzenvolks bequem eingerichtet. An beiden Enden waren Fallthüren. Der Kasten stand lange Zeit in der Scheure beim Getreide. Eines Tages machte man behutsam die Luken zu, und ein Paar starke Kerls trugen den Kasten mitten auf eine Eisfläche. Hier stellten sich die mit Peitschen, Stöcken und Besen bewafneten Schrittschuhläufer en haye. Nun öfnete und schloß man wechselsweise eine Luke, und jagte die Ratzen mit Klopfen nach und nach heraus. Viele wurden auf der Stelle erschlagen, viele entwischten anfangs, wurden aber von den Eisläufern eingeholt, obwohl sie treflich auf dem Eise liefen. Zwei und zwanzig Ratzen wurden getödtet; eine entkam aufs Land, wo man sie nicht verfolgen konte.

Dieses scheint eine gute Methode, diese schädlichen Hausthiere wegzufangen. Es braucht, um sie zu tödten, nicht nothwendig Eis zu seyn. Wenn man glaubt, daß eine zahlreiche Versamlung in dem Ratzenhause ist, so kan man den Kasten auch aufs platte Land tragen lassen, und Katzen oder abgerichtete Hunde mit hinaus nehmen.

## Anfrage.

Es ist bekant, daß die Bienen die Blüte der Wintersaat vorzüglich lieben. Leidet dieses Schaden und verursachet es eine mindere Fruchtbarkeit, wenn man zur Blütezeit Bienen in selbige bringt? Hierüber wünschet man in diesen Blättern belehret zu werden.

# Hannoverisches Magazin.

24tes Stück.

Freitag, den 23ten Merz 1781.


## Etwas über Kaffe und Kaffeverordnungen. *)

So viel vom Schaden des warmen Wassertrinkens überhaupt: nun vom Kaffetrinken insbesondere. Chemische Zergliederungen der Bohnen trift man beim Neumann und andern an. Insgemein komt aus diesen sogenannten chemischen Untersuchungen der Pflanzen nicht viel tröstliches heraus; und die gemeinen Erfahrungen lehren die Wirkungen der Pflanzen viel besser. In den Früchten, die wir Kaffebohnen nennen, ist weder etwas saftiges, noch süßes und schmackhaftes; es ist weder Mehl, noch Oel, noch Harz. Wenn man ihre eigentliche Bestandtheile womit vergleichen wolte: so wären sie einem sehr zähen Wachs ähnlich zu nennen, das weder im Wasser, noch im Brantewein, noch Oel, noch Essig, noch einigem andern Safte, leicht auflöslich ist. In den Lorbeern, und in den harten Körnern oder sogenannten Steinen der Weintraube, Johannisbeeren, Fliederbeeren, der Hagdornen, des Ginsters, und der Stechpalmen, ist ungefähr eine ähnliche, gewissermassen holzigte Materie. Dies an sich unverdauliche Wesen wird durch das Rösten merkwürdig verwandelt, da es sich in ein wohlriechendes Oel und viele gummigte im Wasser auflösbare Theile scheidet, und dem damit aufkochenden Wasser den bekanten aromatischen Geschmack giebt. Eine Art Kaffe, sonderlich die arabische, giebt bessern und stärkern, eine andere Art schlechtern Geschmack und Geruch: einiger Kaffe schmeckt so lieblich, wie Aloe und Wermuth.

Von diesem Kaffetrank bemerke ich zum ersten, daß er eine Erbrechen machende Eigenschaft habe. Man darf nur den besten Kaffetrank kalt werden lassen, und ihn ohne Milch und Zucker vor sich allein zu etlichen Tassen trinken: so wird man seinen eckeln, widerwärtigen, und wirklich zum Vomiren reizenden Geschmack mit Verwunderung erfahren, und es nicht leicht wieder nachmachen. Der beste levantische schmeckt kalt eckelhaft, der amerikanische aber ist fast unerträglich. Je länger der Kaffe kocht, oder je län-

Aa ger

*) Aus Herrn Prof. Schlözers Briefwechsel. Th. VIII. Heft. 43. und 44.

ger er über seinem Bodensatze steht; so viel ekelhafter wird er. Es scheint also dies widerwärtige Principium in seinem harzigten Theile zu liegen: doch schmeckt auch derjenige, der nur durch Aufschütten kochenden Wassers, ohne zu kochen, bereitet worden, so bald er kalt ist, unangenehm. Darum wollen die Araber, bei welchen der Kaffe aufgekommen ist, nicht haben, daß man den Kaffe **nüchtern** trinken solle; und haben, wie *du Four* im Tr. *du Caffé* sagt, ein Sprichwort, **wenn man nichts anders zu essen hätte, sollte man einen Knopf vom Rocke abbeißen und verschlucken, ehe man Kaffe tränke.** Es trinken ihn aber die Araber ohne Milch und Zukker; und daher komts, daß er bei uns von einigen Leuten, doch gewiß von wenigen, auch nüchtern genossen werden kan, weil Milch und Zucker den ekelhaften Geschmack unterdrücken. Um deswillen aber **sättiget** der Kaffe, wie man zu sagen pflegt: denn alles, was ekelhaft ist, benimt den Hunger. Es ist aber wirklich eine **betrübte** Art satt zu werden, die man durch ein Brechmittel erlangen muß. Ich glaube, daß hierin auch die Ursach liege, warum Leute, die 3 oder 4 Stunden lang an der Tafel gesessen, und von 20 Schüsseln geprüft, dazwischen aber sattsam getrunken, und sich so erfüllt haben, daß ihnen das Aufstehen sauer fällt, sich nach genossenen 1 oder 2 Tassen starken Kaffe ohne Milch besser befinden, und wie sie sagen, leichter verdauen; denn der Kaffe reizt den Magen zur Zusammenziehung, daß die Speisen desto eher fortgetrieben werden. Viele Leute giebt es, die daher den Kaffe niemals vertragen können; nemlich die ohnedem viel Galle und einen reizbaren Magen haben: denn sie werden gleich übel darnach, halb ohnmächtig, wie von einem gelinden Vomitiv, oder wie diejenigen vom Tobackrauch werden, die dessen nicht gewohnt sind. Gleichwie man aber das Tobackrauchen ohne übel zu werden sich angewöhnen kan, denn die Gewohnheit macht auch Gifte erträglich: so können nunmehr auch viele Leute den Kaffe, ohne eine Ueblichkeit zu merken, leiden. Es ist aber allezeit bedenklich für die Gesundheit, ein tägliches auch nur gelindes Vomitiv zu gebrauchen.

Mit nicht geringerm Rechte muß dem Kaffe seine **erhitzende** Eigenschaft, mit welcher er Wallung im Blut, Herzklopfen, Zittern und Angst, macht, welches fast alle vollblütige Menschen zu erfahren pflegen, vorgeworfen werden. Ohne Zweifel entstehet solches von dem durch das Rösten flüchtig und gleichsam aromatisch gemachten Oel. Wenn man den Kaffe im kalten Zimmer, oder überhaupt in solchen Umständen trinkt, daß der Leib kalt und ohne Ausdünstung ist: so ist das Herzklopfen und Zittern stärker, als in einer warmen Kammer. Dies trift auch nur vollblütige und hitzige Leute: denn für diejenige, die von Natur kalte Säfte, bleiches Blut, salzige Schärfe, haben, ist der Kaffe vielmehr eine

eine fürtreffliche Arznei, welche das kalte und fressende Kopfweh, die Gliederschmerzen, die krampfige Ziehungen, mehr als fast jedes andere Mittel vertreibt und lindert; indem es die unmerkliche Ausdünstung befördert, und den zähen Säften eine innerliche gleichsam gährende Bewegung verschaft. Aber nur die wenigsten Menschen sind von kalter Natur; die allermeisten sind hitzig, vollblütig, beweglich, reizbar, und haben daher solch Medicament nicht nöthig.

**Friedrich Hofmann** hat den Kaffe beschuldigt, daß durch seinen Gebrauch eine ganz neue und zwar pestilenzialische ansteckende Krankheit in die Welt sey eingeführt worden, nemlich das **Friesel**. Diese Krankheit hat man in Deutschland nicht gesehen, bis zu Anfang dieses Säculi, da sie sich zuerst in **Leipzig** offenbaret, und insbesondere die Kindbetterinnen, nachher auch andere Personen, befallen, und eine große Niederlage wie eine Pest gemacht hat. Weil nun in **Leipzig** das Kaffetrinken eher als in andern weniger handelnden Städten gangbar worden war; und bei den Kindbettergesellschaften als etwas neues und artiges wohl mehrmals mogte gebraucht worden seyn; so fiel man über den Kaffe her, und schrieb ihm diese Entstehung einer neuen Pestilenz in Deutschland zu. Indeß hörte diese grassirende Krankheit in Leipzig wieder auf, ungeachtet das Kaffetrinken blieb und zunahm. Vielmehr ruckte dieses Gift in andere Orte, und raffte hie und da viele Menschen weg: wie es dann von A. 1740 bis 1746 in den Westphälischen Landen, und auch am Rheinstrom, arg gewüthet hat, nach der Hand aber hier nicht mehr, wenigstens nicht grassirend, gesehen worden. Der stärkste Beweis aber, daß der Kaffe an dieser neuen Pest in Deutschland unschuldig sey, ist folgender. Schon eine gute Zeit vorher hat solche in **Schottland** gewüthet. *Robert Sibbald*, Carls II. Medicus und Geograph, ein vielwissender Mann, beschreibt in seiner *Scotia illustrata* (Edinburg, 1684), P. I. L. I. cap. 5., in welchem er de febribus, quæ in Scotia grassari solent, historisch handelt, diese Scharlach- und Frieselfieber ganz genau, meldet aber doch dabei, daß sie in Schottland zwar schon einige Zeit, doch aber neuerlich, nemlich nur im vorigen Säculo, observirt worden. Ihren Ursprung aber schreibt er dem Scorbut, und auch der **veränderten Lebensart** der Schotten zu, welche unter der Regierung **Carls** II. allerdings eine andere Gestalt gewann: Kaffe aber wurde damals in Schottland noch nicht getrunken.

Mit der Hitze machenden Eigenschaft des Kaffe ist auch verbunden die **Verdickung** des Bluts, und die Neigung zu schwarzgallichten oder melancholischen Säften, welche er bei öfterm Gebrauch einführt. Diese Klage ist schon alt, und von den Arabern herstammend: ich will sie also überschlagen.

Indem ich aber von dieser **erhitzenden** und **verdickenden** Natur des

Kaffe rede: höre ich mir gleichsam eine unzählbare Menge holländischer und niederrheinischer (auch ober- und niedersächsischer) Weiber und Kinder entgegen schreien: **was du sagst, mag wahr seyn: aber nur wenn man den Kaffe stark angesezt trinkt; wir aber trinken ihn ganz schlapp.** Ja wohl schlapp, meine liebe Freunde! Ihr kauft ½ Loth schlechten Kaffe, gießet zwei Kannen voll kochend Wasser darauf, färbt ihn mit weniger Milch, und esset mit euren Kindern trocken Brod dazu, und laßt dieses Jahr aus Jahr ein, euer Morgenbrod und eure Abendmahlzeit seyn. Gewiß die Kost ist **schlapp** genug, womit sich der gemeine Mann jezo größtentheils, und zwar nicht nur in den Städten, sondern, welches zu verwundern, selbst auf den Dörfern, ernährt. So sehr man nun das Schicksal der Armen mitleidig zu bedauren Ursach hat, welche bei jezigen theuren Zeiten, da sie keinen Vorschuß und keinen Credit haben, sondern was sie brauchen und genießen wollen, für den baaren Stüber kaufen müssen, und also auf das, was sie am wohlfeilsten parat haben können, am meisten und ersten fallen; und es dann wirklich eine sehr wohlfeile Lebensart ist, mit ½ Stüber Kaffe, und ½ oder ganzen Stüber Milch, nebst trocknem Brod, eine ganze Haushaltung satt machen zu können: sogar ernstlich solte man doch darauf bedacht seyn, diese wahrhaftig so schädliche Diät aus den Hütten der Niedrigen wieder zu vertreiben. Wenn nun andere Familien, die nicht durch Armuth dazu genöthigt werden, aus Gemächlichkeit sich des Abends eine etwas mühsamer zu bereitende Suppe zu kochen unterlassen, oder wohl gar aus Geiz und unmäßiger Sparsamkeit, des Abends ihre Kinder und Gesinde mit einem Pott dünnen und durch wenig Milch gefärbten Kaffe abspeisen; oder wenn in Häusern, wo um etwas zu kaufen, oder um andrer Ursach willen, sich täglich viel Zuspruch einfindet, aus einer unzeitigen Höflichkeit den ganzen Tag der Kaffekessel kocht, und einer nach dem andern, die Hauswirthin aber mit allen, trinkt, und sich beständig mit warmen Wasser überladet; wenn endlich der Bauersmann, und zwar nicht aus Mangel, noch aus Sparsamkeit, sondern aus Wollust sich täglich zweimal mit Frau und Kindern an den Kaffetisch sezt, viel warm Wasser mit denselben, aber noch mehr Milch, und den fettesten Rahm, mit gutem Zucker versüßet, in sich schlägt, und nicht nur seine Finanzen, sondern auch seine und der Seinigen Glieder, schwächt, und zur Arbeit unbequem macht: so verdienen gewißlich alle diese Fälle eine öffentliche Ermahnung, sich vor Schaden zu hüten. Wenn Rocken und Weizen in allzufeuchter Erde oder im morastigen Lande stehen: so komt es entweder gar nicht fort, oder es treibt nur ins Stroh, und bringt, statt mehlvoller Körner, nur schwarze Mutterzapfen oder wassersüchtige Bälge, oder ledige Hülsen, hervor. So gehts dem Menschen,

schen, der immer trinkt, und keine feste Nahrung sucht. Wie die Fliegen, die kein Feuer in sich selbst haben, und nur von der Wärme der Sonne belebt werden, wo aber diese fehlt, gleich matt und hinfällig sind; so sind die Menschen, die so viel dünnen warmen Trank zu sich nehmen. Sie unterdrücken ihre natürliche Wärme, die der Schöpfer in alle Menschen gelegt hat; und verderben ihren eignen Saft, dessen der Mensch zur Gnüge in sich besitzt, um sich mit fremden Feuer und fremder Feuchtigkeit zu unterstützen. Der Schwindel, der kurze Othem, die stete Ueblichkeit, die unaufhörliche Empfindung einer Ohnmächtigkeit, starkes Schwitzen und Entkräftung bei der Arbeit, Würmer in den Gedärmen, dicke Bäuche, und gebrechliche Leiber, sind die Wirkungen davon.

Erst vor drei Menschenaltern, oder nun gerade vor 100 Jahren, lernten wir in Deutschland dieses Getränke, aus Aegypten und der Türkei her, kennen.

Ungefähr vor zwei Menschenaltern fing es an, in den Städten, besonders im nördlichen Deutschlande, allgemein zu werden. Ueber die nähere Veranlassung dazu, entsinne ich mich noch nirgends etwas gelesen zu haben.

Aber erst seit einem Menschenalter, gewöhnte sich, in einzelnen deutschen Provinzen, das gemeine Volk daran, drang sich der Kaffe aus den Städten gar in die Dörfer, wurde das tägliche Getränke des Armen wie des Bemittelten, verdrang andere vorhin gewöhnliche Nahrungsmittel, fing schon an, die körperliche Constitution ganzer Völker sichtbar zu verderben, und drohete mit noch fürchterlicheren Folgen, wenn nicht die Vormünder der Völker, weise Regierungen, durch angemessene Verfügungen dem einbrechenden Uebel steuerten.

Die meisten sehen dieses Uebel 1) blos von der **Finanzseite** an, die allerdings auch wichtig ist. Kaffe wächst in Deutschland nicht; auch westindische Kaffeinseln hat Deutschland nicht: also ist alles Geld, was der Kaffe kostet, für Deutschland völlig verloren. Nun rechne man nur allgemein: in einem deutschen Lande, das 800,000 Seelen hätte, entstünden nur 100,000 Familien Kaffetrinker; jede Familie verbrauchte des Tags nur 1 Loth, oder noch geringer angeschlagen, im Monat 1 Pfund; das Pfund kostete 6 Mgr.; also 12 Pfund des Jahrs für Eine Familie, macht jährlich 2 Rthlr.: und für alle Familien 200,000 Rthlr. alljährlich (noch ohne Zucker und Syrup,). Diese neue jährliche Ausgabe, nur 10 Jahre so fortgesezt: welche merkliche Entkräftung für ein Land, um 2 Millionen Rthlr., in Einem Jahrzehend, ärmer zu werden! – Nun komt noch die Zerrüttung hinzu, die dieses Getränke in der **Privatfinanz** einzelner Familien anrichtet. Einige trinken Kaffe nur nebenher: diese haben also das Jahr über eine neue Ausgabe mehr, vermuthlich ohne auf einen neuen **Erwerb** zu raffiniren. Andern ist Kaffe, Syrup, Milch, und Kar-

Kartoffeln, beinahe das Surrogat für alle andere vorhin übliche Nahrungsmittel: die inländischen Erwerber der leztern haben also minder Absaz, seitdem ihre Landsleute die westindischen Negers in Arbeit, und deren Tyrannen in Verdienst, sezen.

Aber dieses Uebel hat noch eine andere 2) weit ernsthaftere Seite: es schafft allmählich die ganze deutsche **körperliche Constitution** um. Ein Arzt versichert, er getraue sich beinahe schon durch den ersten Anblick in einem Dorfe zu bestimmen, ob das Kaffetrinken da schon seit einigen Jahren allgemein sey. Die Leute hätten durchgängig das frische robuste Ansehen nicht mehr, sondern eine bleiche Farbe, und etwas Schwächliches in der Mine. Die Bauernweibern bekämen Nervenkrankheiten, wie die Damen aus der Stadt, würden empfindsam und hysterisch u. s. w. Da, wo man gar schon **Kinder** mit dünnem Kaffe aufzuziehen anfängt, (Hrn. Prof. **Baldingers** Neues Magazin für Aerzte, II. St. 6. S. 518.) müssen diese Folgen noch weit schneller und merklicher kommen.

Sogar 3) in die **Arbeitsamkeit** hat das Kaffetrinken des gemeinen Mannes einen nachtheiligen Einfluß. Die Leute schwitzen leichter wie vorhin, und arbeiten also schwächer, oder kürzere Zeit. Auch der bloße Zeitverlust, den ein täglich zwei oder gar dreimaliges Kaffetrinken der Tagesarbeit bringt, ist werth in Anschlag gebracht zu werden, so bald von 100,000 Kaffetrinkender Arbeiter die Rede ist.

Seit etwa 25 Jahren *), wurden die Regierungen aufmerksam auf den allzuweit einreisenden Verbrauch des Kaffes, und probirten allerhand Mittel. I. Man belegte ihn mit hohen **Impoßten**. Dies ermunterte blos den Schleichhandel, und wirkte gerade auf denjenigen Theil des Volkes nicht, auf den es eigentlich angesehen war, nemlich auf den gemeinen Mann nicht: denn dieser kaufte seinen Kaffe Lothweise, und fühlte also den Impoßt kaum. II. Man brauchte **Verbote**, **Zwang**, und **Strafen** für die Verkäufer, Käufer, und einzelnen Vebraucher. Dies half wenig, und machte viele Unglückliche. Einer menschenfreundlichen Regierung komt es überhaupt schwer an, den Bürger sein durch Arbeit erworbenes Vermögen nicht frei genießen zu lassen. III. Vor 12 Jahren **schrieb** und **sprach** man viel von Eichorien- Rocken- und Erbsenkaffe; aber man **trank** ihn nicht lange. Und wäre solcher auch das allgemeine Surrogat alles ausländischen Kaffes geworden: so wäre nicht viel dabei gewonnen gewesen. Kaffe schadet nicht blos als Kaffe, sondern noch mehr als **warmes** Getränke, als **Modegetränke**. IV. Man

*) Das erste Kaffeverbot, meines Wissens, erging in Schweden bei dem stürmischen Reichstage 1756; doch nur auf Betrieb des **Bauerstandes**, dem man damals den Brantewein nahm, und der aus Neckerei dafür den drei übrigen Ständen den Kaffe versagte. S.

Man verbot die **Einfuhr** ins Land überhaupt. Dies ließe sich in England und Schweden erzwingen: aber in den wenigsten deutschen Provinzen, wo keine natürlich geschlossene Territoria sind. **Bovenden** z. E. im kleinen für **Göttingen**, was kürzlich noch im großen **San Sagrament** für **Südamerika**! V. Das natürlichste war, den Kaffe **auf eben dem Wege** wieder aus dem Lande zu verweisen, wie er in dasselbe (d. i. unter das gemeine Volk) gekommen war. Nie würde sich der Arme so allgemein an dieses Getränke haben gewöhnen können, wenn er ihn nicht von Kramern, 1) in ganz kleinen Partheien, sogar halb Lothweise, so gar schon 2) **gebrannt** und **gemalen**, hätte kaufen können. Man durfte also nur das eingerissene **Aushökern** verbieten: so scheint der Zweck besser, als durch alle vorige Mittel, erreicht zu werden. Der Reiche trinkt nun Kaffe, wie vorhin: der Arme kan es auch noch; nur wird ihm jetzo sein Aufwand fühlbarer, folglich lästiger; und **allmählich** wird er sich dieser Last gänzlich zu entschütten suchen. Die Gesetzwächter haben es dabei nicht mit dem unübersehlichen Volke der Consumenten, sondern hauptsächlich mit den **Krämern** nur, zu thun. Der ganze Kaffehandel ist aus einem **Lotto** zu einer **Lotterie** gemacht: noch steht der Einsatz allen frei, und gleichwohl werden mit der Zeit Tagelöhner und Mägde nicht mehr einsetzen.

---

## Nachricht.

Je größer der Fleiß ist, den man auf die Verfertigung so wohl akademischer Streitschriften, als anderer kleinen Schriften zu verwenden pflegt, darin eine besondere Materie eigentlich und besonders abgehandelt wird; desto wichtiger scheinet mir ein Werk zu seyn, darin man die kleinen Schriften gelehrter Männer antrift, und dadurch dieselben **gemeinnütziger** gemacht werden. Ich hoffe daher vielen einen angenehmen Dienst zu erweisen, wenn ich in Rücksicht auf die heilige Schrift in einigen Theilen an das Licht stelle:

Collectionem animadversionum exegetico-philologicarum, ex dissertationibus nostri seculi, quibus varia sacri codicis, utriusque testamenti, loca illustrantur.

Es soll dieses Werk in 8vo gedruckt und jeder Theil etwa 3 Alphabeth stark werden. Man findet darin gelehrte Produkte nicht aus Deutschland allein, sondern auch aus andern Ländern, aus England, Schweden, Dännemark, Holland u. s. w. Diese Schriften aber sollen nicht ganz abgedruckt, sondern nur vollständige Auszüge daraus geliefert werden. Denn fast in allen Dissertationen findet man etwas, das als Excursiones oder Auswüchse anzusehen ist, und nicht so wohl zur Bestätigung der vorgetragenen Meinung, als zur Vergrößerung der Abhandlung dienet.

dienet. Dies können und werden meine Leser gerne entbehren. Ich bescheide mich aber gar wohl, daß ich zu wenig bin, die Arbeiten großer Gelehrten zu beurtheilen und zu richten. Daher werde ich mich selbst auch da, wo ich nicht dieselbe Meinung hege, alles urtheilens enthalten, und niemanden vorgreifen. Um aber auch des Sinnes der Herren Verfasser weniger zu verfehlen, will ich die lateinische Sprache, in welcher sie geschrieben sind, beibehalten. In der Vorrede eines jeden Theils werde ich von einer Universität, deren Stiftung und Einrichtung, ihren Lehrern, gelehrten Gesellschaften, Siegeln und andern dahin einschlagenden Sachen Nachricht geben, leztere aber jedesmal im Abdruck beifügen.

Damit ich nun gewiß seyn könne, ob mein Unternehmen bei den Liebhabern der biblischen Lektüre Unterstüzzung finde, so erwähle ich den Weg der Subscription. Die Zeit, in welcher man sich derselben bedienen kan, geht bis Johannis. Wer vor Ablauf derselben auf jeden Theil anderthalb Thaler in Louis d'or subscribirt, erhält dafür einen Theil von diesem Werke, der nachher zwei Reichsthaler kosten wird.

Alle Herren Geistliche, Buchführer, Postbediente und überhaupt alle Verehrer Gottes und seines Wortes ersuche ich, meine gute Absicht zu befördern und Subscription anzunehmen. Für ihre Bemühung erhalten sie das eilfte Exemplar frei. Findet sich eine hinlängliche Anzahl Subscribenten, so soll mit dem Druck sofort angefangen, und gegen Michaelis oder Weihnachten der erste Theil geliefert werden. Solte die Zahl der Subscribenten meine Erwartung übertreffen, so will ich solches in der Vorrede des ersten Theils zur Ehre des Publikums bekannt machen, und den Subscriptionspreis auf die folgenden Theile herunter sezzen. Würde sich aber wider Verhoffen keine hinlängliche Anzahl finden, so habe ich wenigstens meinen guten Willen gezeiget, etwas zum Bau des Reichs Gottes beizutragen.

Da die Namen der Herren Subscribenten dem Werke vorgesezt werden sollen, so ersuche ich, solche zur gesezten Zeit, leserlich geschrieben, franco Hamburg oder Bremen an mich gelangen zu lassen; als wohin ich demnächst auch die Bücher, nach der mir bei der Subscriptions-Nachricht zugleich zu gebenden Anweisung, ebenfalls franco liefern werde. Beverstädt im Herzogthum Bremen den 22ten Febr. 1781.

Johann Heinrich Pratje, Probst und Pastor daselbst.

Das Intelligenzcomtoir zu Hannover nimt darauf Subscription an.

# Hannoverisches Magazin.

25tes Stück.

Montag, den 26ten Merz 1781.


## Vierte Fortsetzung der Auszüge einiger Briefe eines Officiers von dem Cap der guten Hofnung und aus Ostindien.

(S. das 91te, 92te und 93te Stück *) vom J. 1780.)

### Zwölfter Brief.

Theurester Freund!

Den 20ten April war wieder ein doppeltes Fest. Es war nemlich der Geburtstag unsers Gouverneurs Johannes Robbert von der Burgh, und denn die Hochzeit des Herrn Fabritius und der Mademoiselle Hemsing, deren Vater auf Samarang die zweite Person ist. Dieses Fest ward in dem Gouvernemente auf Samarang gefeiert. Abends um 6 Uhr holte ich den Gouverneur von Borjon ab. Wie er ins Gouvernement kam, welches prächtig illuminirt war, nahm er die Glückwünsche wegen seines Geburtstages an, darauf ging er zu der Braut und Bräutigam, um ihnen zu gratuliren, und alle folgten ihm nach. Die Gesellschaft war über anderthalb hundert Personen stark. Wie das gratuliren zu Ende war, wurde dem Gouverneur zu Ehren ein Feuerwerk abgebrant.

Gleich nach Mitternacht, da wir noch an der Tafel saßen, wurden wir in unserm Vergnügen auf eine fürchterliche Art gestöhrt, welches mich um so viel mehr frappirte, weil ich dergleichen noch niemals erlebt hatte. Wir hörten ein schreckliches Geräusche, welches ohngefehr so war, als wenn ein Wagen über eine Brücke fährt. Gleich darauf und ehe wir es uns versahen, hörten wir einen unterirdischen Knall, und die Erde zitterte unter unsern Füßen. Alles was auf der Tafel stand, stürzte durch einander, die Glocken von Samarang gaben von sich selbst ein Geläut von sich, und man hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten, denn die Erde wiegelwägte wie ein Schif bei einem schweren Sturm



*) Die Data der in diesen Stücken enthaltenen Briefe sind unrichtig abgedruckt, indem das Datum bei dem zehnten Briefe auf den 11ten Merz 1773, und bei dem eilften auf den 19ten April 1780 zu setzen ist, wie die folgenden Briefe ausweisen.

auf der See. Weil es nicht gut ist, sich bei solchen Gelegenheiten im Hause aufzuhalten; so lief ein jeder, so gut er konte, aus dem Gouvernemente auf die Straße, und alle Einwohner von **Samarang** desgleichen. Ohngefehr drei Minuten darnach that es noch einen unterirdischen Stoß, wovon die Gipfel von zwei Häusern eingestürzt sind, und darauf nahm das Erdbeben allmählich ein Ende. Dies fürchterliche Spektakel dauerte ohngefehr sechs Minuten.

Die Erdbeben sind in diesen Gegenden gar nichts ungewöhnliches, jedoch sind sie nicht allezeit so heftig. Wem vor Erdbeben und schweren Donnerwettern bange ist, muß nicht nach Ostindien kommen. Hier auf **Java** ist es noch erträglich, aber auf **Ternate**, Amboe und insonderheit **Banda** geht keine Woche ohne die fürchterlichsten Erdbeben hin, weshalb auch Niemand gerne dahin geht. Wenn Jemand selbst mit Avancement nach **Banda** geschickt wird, so ist solches eine große Strafe. Auf **Banda** ist es auch so ungesund, daß es wenige daselbst lange machen. Denn es liegt hart an dem Fuße von einem feuerspeienden Berge, welcher fast die mehrste Zeit brennt, und Steine und Asche auswirft, die oftmals in die Stadt fallen, und Häuser und Menschen beschädigen. Der beständige Dampf und Schwefel, welcher von diesem Berge täglich aufsteigt und sich über die Stadt ausbreitet, macht den Ort so ungesund. Wie das Erdbeben völlig zu Ende war, und wir uns von dem Schrecken ein wenig erholet hatten, ging die Gesellschaft auseinander, und ich begleitete noch den Gouverneur zu Pferde nach **Botjon**.

Den 29ten April war der Geburtstag des jungen Herrn **van der Parra**, dem Sohne des Herrn Generalgouverneurs. Dieser ward in einem Garten, welcher dem Oberhaupte der **Chinesen** auf **Samarang** zugehört, gefeiert. Das Oberhaupt der **Chinesen**, welches keine geringe Kreatur ist, hatte den Gouverneur, seine Gemalin, und alle Personen von Distinktion von **Samarang** dazu eingeladen. Des Morgens um 6 Uhr versamlete sich die Gesellschaft, und blieb bis des Abends um 11 Uhr beieinander. Bei dieser Gelegenheit habe ich zum erstenmal eine chinesische Komödie spielen sehen, welche des Morgens um 7 Uhr anfing, und bis des Abends um sechse dauerte. Habe ich in meinem Leben was possierliches gesehen, so war es diese Komödie. Die Personen, welche agirten, waren alle Mädchen oder Kebsweiber von dem Oberhaupte. Das wundersamste hiebei war mir dieses, daß sie auch mitten unter der Komödie ihrem Abgotte ihre Devotion bezeigten. Und was meinen Sie, wer ihr Abgott sey? der Teufel, welchen man in allen Häusern der Chinesen abgemalt sieht, und zwei brennende Wachslichter dabei. Denn das Fundament ihrer Religion besteht darin, daß sie den Teufel anbeten, und zwar aus dem Grunde; sie

sagen,

sagen unser Herr Gott ist an sich selbst gut, der wird uns keinen Schaden thun, und darum haben wir auch nicht nöthig ihn anzubeten, aber den Teufel müssen wir anbeten, damit er uns nicht schade. Sie haben gewisse Feste, wo sie dem Teufel zu Ehren Kostbarkeiten, die viele Tausende werth sind, verbrennen, und im Rauche auffliegen lassen. Sonst sind sie gar nicht dumm, und im Handel ärger wie bei Ihnen die Juden. Von der Komödie selbst kan ich nichts erzählen, weil ich kein Wort davon verstanden habe, denn sie sprachen und sangen Chinesisch. Gegen Abend wurde der ganze Garten aufs prächtigste illuminirt, und wie es dunkel geworden war, ein Feuerwerk abgebrant. Den 9ten Mai gleich nach Mitternacht haben wir hier wiederum ein Erdbeben gehabt, welches aber lange so stark nicht gewesen ist, wie das vom 20ten April: jedoch sind die mehrsten Menschen auf Samarang davon aufgewacht, ich aber nicht, denn ich kan hier in Indien, dem Himmel sey Dank, recht gut schlafen.

Den 16ten Mai hatten wir auf Borjon zum ersten mal großes Concert, wobei ich und noch einige Freunde von Samarang mitspielten. Wir haben vorher auch wohl Musik gehabt, aber das wolte nicht viel sagen, denn der Gouverneur hatte noch keine gute Gesellschaft Musikanten. Vor einigen Tagen aber hat er von dem Herrn Lapro, welcher dieses Jahr repatriirt, Musikanten gekauft, welche aus 16 Stück Sklaven bestehen, wofür er 10000 Rthlr. nach hiesigem Gelde bezahlt hat. Das ist zwar viel Geld, aber nach ostindischer Art nicht zu viel, weil man nur sehr selten gute Musikanten für Geld haben kan. Der erste Violinist hat dem Herrn Lapro allein 2000 Rthlr. gekostet. Nun haben wir in Zukunft alle Woche einmal bei dem Gouverneur Concert, wovon ich Directeur bin, ich wähle nicht allein die Musik, welche gespielt wird, sondern hab auch von dem Gouverneur die Erlaubniß erhalten, daß seine Musikanten alle Woche einmal zu mir kommen müssen, um diejenigen Musikalien, welche auf Borjon gemacht werden sollen, erst zu probiren, und zu exerciren. Auf solche Weise hab ich in meinem Hause auch alle Woche einmal Concert, welches mir sehr angenehm ist.

Eines habe ich noch vergessen, was unser Metier angeht. Wir haben im vergangenen Monat Mai unsere Exercirzeit gehabt, und es uns sehr angelegen seyn lassen, unser Corps Dragoner zu Pferde und zu Fuß zu dressiren. Wir sind alle Morgen und Abend vor dem Thore gewesen. Ich bin nun schon ein ganzer Cavallerist geworden, denn wir haben alle nothwendige Maneuvres gemacht, welche ein Cavallerist wissen muß. Was muß ich doch auf meine alten Tage noch lernen! Inzwischen bin ich sehr gut und besser damit zurechte gekommen, wie ich geglaubt habe. Es ist aber auch ein Glück für mich, daß ich gute Pferde habe. Hierauf kömt vieles an.

Auf *Java* ist ein Ueberfluß an Pferden, aber ein gutes Reitpferd ist hier sehr was rares. Unter tausenden ist kaum eines das gut ist. Ich habe nun drei Reitpferde, die muß ich haben, nemlich zwei für mich und eines für den Knecht, und mehr will ich auch nicht halten, denn sie kosten zu viel zu unterhalten. Ich muß auf jedes Pferd monatlich 2 Rthlr. rechnen.

Gestern haben wir vor unserm Gouverneur die Revüe passirt. Wir machten erstlich unsere Maneuvres zu Pferde, darauf stiegen wir ab, koppelten die Pferde, und exercirten und chargirten zu Fuße. Das hiesige Exerciren kömt mit dem dortigen beinahe ganz überein, auch wird alles deutsch commandirt, obschon wir den Holländern dienen. Wir haben auch bei unserm ganzen Corps Leibdragoner nur drei Holländer, die übrigen sind mehrentheils Deutsche, oder verstehen doch deutsch. Der Gouverneur schien mit unserm Exerciren sehr zufrieden zu seyn, denn er machte uns ein sehr freundliches und gratiöses Compliment. Und die Wahrheit zu sagen, unsere Leute haben es auch nach ostindischer Manier sehr gut gemacht, ich habe es in Europa wohl schlechter gesehen. Hier auf *Samarang* und den mehrsten Comtoirs von *Java*, wo wir unter einem gesunden Luftstriche wohnen, geht es auch an, daß man die Soldaten exercirt und dressirt, wie es sich gehört, auf *Batavia* und vielen andern Plätzen aber nicht. Hier sehen die Soldaten gesund und robust aus, auf *Batavia* hingegen wie die Leichen. Sie haben es auf *Batavia* vor einigen Jahren einmal angefangen, die Soldaten auf europäischen Fuß zu exerciren, aber sie haben bald damit wieder einhalten müssen, denn die armen Menschen sind umgefallen wie die Fliegen, da wir hingegen während der ganzen Exercirzeit keinen einzigen Kranken gehabt haben.

Ich beharre ꝛc.

*Samarang,* * * *
den 26ten Mai 1773.

## Dreizehnter Brief.

Bester Freund!

Vor einigen Wochen habe ich wieder einen lustigen Auftrit gehabt. An einem Morgen um 7 Uhr kam ein niedliches junges Sklavenmädchen zu mir, und verlangte mich zu sprechen. Was willst du? redete ich sie in ihrer Sprache an: Mein Herr läßt an den Herrn Cornet sein Compliment machen, und hat zu mir gesagt, daß ich bei dem Herrn Cornet bleiben müßte, war ihre Antwort. Was für ein Herr? fragte ich. Der Herr Domis, sagte sie. Ich wußte gar nicht was dieses zu bedeuten hätte. Ich fragte sie ferner: willst du denn bei mir bleiben? Sie antwortete ganz dreist: wenn es ihnen so gefällt, mein Herr, ich weiß, daß sie ein guter Herr sind. Was willst du denn bei mir machen? Was mein Herr befiehlt, antwortete sie. Kanst du was arbeiten? Ja mein Herr, ich

ich kan nähen, waschen, und streichen. Gut, sagte ich. – Weil das Mädchen so natürlich und offenherzig war, so kriegte ich Lust, mich mit ihr noch ein wenig zu divertiren, und fragte sie ferner: Bist du verheirathet, das will so viel sagen, hast du schon einen Jungen, den du liebst? Nein mein Herr, antwortete sie. Bist du noch Jungfer? Hierauf wolte sie nicht antworten. Ich fragte sie darauf nochmals mit einer ernsthaften Miene darum? und sie sagte: ich bin beschämt. Sage es, du must es sagen. Sie wolte nicht erst daran, endlich da ich sehr darauf drang, antwortete sie: ich bin es nicht mehr. Wie lange bist du es nicht mehr? Sie antwortete ganz offenherzig: ich weiß es nicht, mein Herr, es ist schon lange. Gehe nur hinten zu meinen andern Bedienten, antwortete ich ihr darauf, und damit hatte unser Gespräch für dieses mal ein Ende.

Wie alt meinen Sie nun, daß dieses Mädchen ist? Höchstens 12 Jahr, und sie wußte schon nicht mehr, wie lange es her, daß sie nicht mehr Jungfer war. Sie fangen hier zu Lande schon im neunten oder zehnten Jahre an, dieses Handwerk zu treiben, wissen auch gar nichts davon, daß es Sünde ist, denn es sind Heiden, die von Gott nichts wissen. Dorten würde es eine große Sünde seyn, mit einem Mädchen von 12 Jahren eine solche Unterredung zu führen, aber hier zu Lande sind die Mädchen im zehnten Jahre in diesem Stücke schon viel klüger und erfahrner, wie bei Ihnen, dem Himmel sey Dank, manches Mädchen von 20 Jahren nicht ist. Das geht aber auch ganz natürlich zu. Sie lernen und sehen es täglich, so wohl von ihren Eltern als auch von andern. Denn in den grossen Häusern, wo oftmals 2 bis 300 und mehr Sklaven sind, wohnen manches mal viele Familien zusammen in einer Kammer, wo es denn eben nicht zu züchtig hergeht. Der Herr Domis hat mir inzwischen einen großen Gefallen erzeigt, daß er mir dieses Mädchen geschenkt hat, und sie komt mir in meiner Haushaltung sehr zu statten, weil sie nähen, stopfen, streichen und waschen kan. Das javanische Mädchen, welches ich zu Pfande gehabt habe, wie ich Ihnen im vorigen Jahr geschrieben, habe ich müssen gehen lassen, weil sie gar zu liederlich wurde; und so bald die Mädchen sich außer Hause mit andern Jungen halten, so werden sie auch gemeiniglich zur Untreue verleitet.

Die Sklaven sind auch überhaupt viel treuer wie die Javanen, und man kan sie insonderheit dadurch zwingen, daß man sie bange macht, man wolle sie an einen schlimmen Herrn verkaufen. Die Javanen hingegen sind eine freie Nation; man kan sie wohl zu Pfande nehmen, aber nicht verkaufen, oder an einen andern wider ihren Willen überlassen, wenn sie auch noch so viel schuldig sind. Ich habe daher schon lange gewünscht, Sklaven zu haben, aber ich war nicht reich ge-

nug, um sie zu kaufen. Nun bin ich daran gekommen, daß ich selbst nicht weiß, wie. Die Sklavinnen sind hier viel theurer, wie die Sklaven, zumal wenn sie etwas arbeiten können. Dies Mädchen, ist wenigstens 200 Rthlr. werth. Ein jeder würde sie mir gerne dafür geben, wenn ich sie verkaufen wolte. Sie führte den Namen **Porcia**, ich habe sie aber umgetauft, und **Dorothea** genannt, auch mir vorgenommen, mit meinem Sklaven dem **Samarang**, einem Jungen von 15 Jahren, sie zu verheirathen.

Nun habe ich auch dieses Plaisir würklich gehabt. Ich habe den **Samarang** mit der **Dorothea** getrauet, wobei ich selbst das Amt als Priester verrichtete. Ich ließ sie gestern Morgen beide zu mir kommen, fragte den Samarang: willst du die Dorothea heirathen? Ja Herr, antwortete er. Darauf fragte ich auch die Dorothea. Wohlan sagte ich, gebt euch einander die Hände, welches sie thaten. Gebt euch einander einen Kuß, sagte ich ferner; darauf kriegte der Junge sein Mädchen beim Kopfe, und küßte sie so appetitlich, daß es eine Lust war anzusehen. Hiermit hatte die ganze Trauungsceremonie ein Ende. Weil das Mädchen einen europäischen Namen hat, so habe ich den Jungen auch umgetauft, und ihm den Namen **Heinrich** beigelegt. Eins habe ich noch vergessen. Wie ich sie mit einander getrauet hatte, gab der Junge seinem Mädchen ein Stück Pinang, woran er gekauet hatte, in den Mund, und das Mädchen that ein gleiches. Dies sind Gebräuche, welche die Sklaven unter sich haben. Ich gab ihnen auch einige Bouteillen Wein und etwas Geld, und sagte ihnen dabei, daß sie sich mit meinen andern Domestiken einen frölichen Tag machen solten, welches sie auch auf ihre Weise gethan haben. Ich lauschte nur von ferne, um ihnen ihre völlige Freiheit zu lassen, und sie in ihrem unschuldigen Vergnügen nicht zu stöhren. Wie ihre so genannte Hochzeit zu Ende war, kam das Brautpaar zu mir, und bedankten sich bei mir nochmals auf ihre inländische Manier, welche darin bestand, daß sie auf die Knie fielen und ihr **Slammat** machten. Das war doch höflich!

Man will durchaus behaupten, daß sich kein Sklave mit Gelindigkeit regieren lasse; ich kan solches unmöglich glauben, und habe auch öfters dagegen disputirt. Warum solten nicht auch gute unter ihnen seyn? Sie sind ja eben so wohl Menschen gleich wie wir, und ich glaube fest, daß viele durch die harte und sklavische Begegnung ihrer Herrn so böse gemacht werden. Die mehrsten begegnen diesen unglücklichen Kreaturen nicht wie Menschen, sondern wie Vieh. Unter meinen Domestiken habe ich noch einen alten treuen Diener, welcher schon über ein Jahr lang bei mir gewesen ist. Dies ist ein freier Javan, und heißet **May**. Ohngeachtet ich nichts für ihn bezahlt habe, so wolte ich ihn doch nicht für 100 Rthl. geben, weil ich

ich mich auf seine Treue verlassen kan. Er hat schon sieben Jahr bei einem Lieutenant, der vor zwei Jahren repatriirt ist, gedienet, und sich allezeit treu und gut aufgeführt, welches bei den Javanen ein rares Exempel ist. Unter Hundert ist kaum einer treu.

Diesen May hat mir der Generaladjutant aus Freundschaft überlassen, und ich versichere Sie, daß dies ein großes Freundschaftstück ist hier zu Lande, und daß man es für ein großes Glück rechnen muß, wenn man einen zuverläßigen Bedienten hat. Ich muß ihm, wenn ich nicht zu Hause bin, mein ganzes Haus anvertrauen, und kan es auch sicher thun, welches mir eine große Beruhigung ist. Er kan auch viel Holländisch, welches mir sehr zu statten kömt, indem ich mit dem Malaiischen noch nicht zurechte kommen kan, weshalb ich ihn, wenn ich mit meinen andern Bedienten sprechen will, allzeit als Dolmetscher gebrauche. Weil er auch etwas von der Gärtnerkunst versteht, ich aber gar nichts, wie Sie wissen, so ist er zugleich mein Gärtner, und er hat auch selbst Lust dazu. Er hat eine Frau, oder nach hiesiger Art zu reden, ein Mädchen, und das ist mein viertes dienstbares Geschöpf, mit deren Conduite ich auch sehr Ursach habe zufrieden zu seyn, denn sie ist eben so treu wie ihr Mann. Diese muß mein Haus und alle Meublen, die darin sind, nett und sauber halten, denn es muß alles allezeit so blank seyn, daß man sich darin spiegeln kan, worauf man hier sehr gestellt ist. Wenn ich manchmal Lust habe zu Hause zu essen, so muß sie mir auch was kochen, denn sie kan einige Speisen auf europäische Manier recht gut zubereiten.

Außerdem habe ich noch einen Knecht bei den Pferden. Dies ist ein rechter dummer Javan, und ich weiß nicht, ob meine Pferde klüger sind, als er; jedoch hat er einen guten Pferdeverstand, denn er nimt sie wohl in Acht, und weiß gut damit umzugehen. Ich habe ihn schon über ein Jahr. Er heißet Truno. Dies sind meine fünf Domestiken, welchen ich Lohn und Brod, oder nach hiesiger Art zu reden, Lohn und Reiß gebe. Weniger kan ich nicht haben, und mehr will ich nicht haben, so lange ich in meiner jetzigen Verfassung bleibe, es sey dann, daß mir noch Sklaven geschenkt würden. Der Kutscher, welchen mir der Gouverneur zu meiner Disposition gegeben hat, ist zwar auch nebst den Pferden bei mir im Hause, aber er wird auf Kosten des Gouverneurs unterhalten. **Murrel** und **Lebi** kan ich noch nicht unter meine Domestiken zählen, weil ich sie zu nichts brauchen kan, als daß sie mir wechselsweise die **Muschiten** abwehen; inzwischen habe ich recht meine Freude an diesen beiden Kindern. Wenn ich ausgehe, und sie nicht mitnehmen will, so muß ich nur suchen wegzukommen, ohne von ihnen bemerkt zu werden, sonst heulen und schreien sie auf die entsetzlichste Weise, und wenn ich zu Hause komme, so

liegen

liegen sie allezeit an der Hausthür auf der Erde und passen auf, wie ein Paar junge Hunde. Sie wollen allezeit bei mir seyn, so daß ich sie manchmal von mir wegschlagen muß.

Ich habe Ihnen schon lange schreiben wollen, was man eigentlich unter **Java** versteht, denn es muß Ihnen unbegreiflich vorgekommen seyn, da ich Ihnen schrieb, daß ich von **Batavia** nach **Java** reise, da doch **Batavia** selbst auf der Insel **Java** liegt. Nicht wahr? Wissen Sie denn, daß das Wort **Java** auf **Java** selbst in einem doppelten Verstande genommen wird. Man versteht darunter erstlich die ganze Insel überhaupt, und zweitens denjenigen Distrikt, worüber der Gouverneur von **Java** Chef ist, und welcher den größten Theil dieser Insel ausmacht, weshalb man auch diesen Distrikt eigentlich groß **Java** nennt, welches man hier aber nicht thut, denn man weiß einmal, daß wenn man von **Java** spricht, allemal groß **Java** darunter verstanden wird. Unser Gouverneur wird auch nicht, wenn man an ihn schreibt, Gouverneur von Java titulirt, sondern Gouverneur und Directeur von **Javas Nordostküste.** Denn gegen Westen erstreckt sich sein Gouvernement nicht weiter als einige 30 Meilen, was ferner nach Westen zu liegt, steht unmittelbar unter der hohen Regierung zu **Batavia.** Nun hoffe ich, werden Sie es verstehen, wenn man sagt, der und der reiset von Batavia nach Java, oder von Java nach Batavia. Ich bin rc.

Samarang, * * *
den 24ten Jun. 1773.

Der Schluß folgt künftig.

## Seelenstärke und Gegenwart des Geistes bei einer Bauermagd *).

Der Müller in Oberzenn, einem gräflich Seckendorfischen Gute in Franken, hörte eines Abends seinen Hund, der gewöhnlich angebunden war, mit seiner Kette durchs Haus rasseln. Er befahl seiner Magd, ihn wieder anzuschließen. Kaum trat sie zur Stube hinaus, so fiel der Hund sie an und versetzte ihr einige Bisse. Durch ihr Geschrei herbei gerufen, wolte der Müller mit den Seinigen ihr zu Hülfe eilen. Schnell war sie gefaßt: sie riß die Thür zu. Bleibt zurück! rief sie, der Hund ist toll, ich bin schon gebissen und will ihn allein anbinden. Sie schleppte den Hund mit sich fort, und empfing noch einige Wunden, ohne ihn loszulassen. Sie band das Thier an, und so ward es getödtet. Ruhig begab sie sich dann in ihre Kammer und bereitete sich zum Tode. Die Wuth brach aus, und sie starb nach einigen Tagen. – Wer einen Kommentar über diese Geschichte verlangt, für den ist sie nicht aufgezeichnet.

*) Aus dem zweiten Stück der Ephemeriden der Menschheit, vom Febrnar 1781. Seite 255.

# Hannoverisches Magazin.

26tes Stück.

Freitag, den 30ten Merz 1781.


## Vierte Fortsetzung der Auszüge einiger Briefe eines Officiers von dem Cap der guten Hofnung und aus Ostindien.

(Schluß.)

### Vierzehnter Brief.

Wehrtester Freund!

Wir haben schon wieder eine Reise gemacht. Zu Ende des Junius sagte mir der Gouverneur, daß er den 5ten Julius die Reise nach der westlichen Seite von Java antreten, und mit seiner ganzen Suite über See gehen würde, ich müßte aber mit dem Corps Dragoner über Land gehen. Sie können, fuhr er fort, ihren Marsch nehmen wie sie wollen, nur müssen sie solchen so einrichten, daß sie schon den 5ten Julius auf Tagal sind, denn es kan seyn, daß ich, weil wir jetzt einen festen nordöstlichen Passatwind haben, den 6ten auch schon da bin. Ich mußte freilich eher da seyn, um ihm bei seiner Ankunft auf Tagal Honneur zu machen.

Den 5ten Julius des Morgens um 5 Uhr bin ich also von Samarang aufgebrochen, und um 9 Uhr in die Negrei Candal eingerückt, welche 6 Stunden von Samarang liegt. Auf dem halben Wege kam mir schon der Sohn von dem Tomogong von Candal entgegen, welcher mich complimentirte, und bis nach Candal begleitete. Wie ich ankam, empfing mich der Tomogong mit einem recht tomogongischen Air, und großen Gefolge, auch hatte er seine beste Miliz vor seinem Dalm ausrücken lassen. Wie ich hatte absitzen lassen, nahm er mich bei der Hand, und führte mich in seinen Dalm, wo er ein javanisches Frühstück in Bereitschaft hatte, das ich aber nicht genießen konte. Weil ich noch nicht so viel Malaiisch verstehe, daß ich mit ihm sprechen konte, so stellete ich eine stumme Person vor, und suchte unter dem Vorwande, daß ich nicht recht wohl sey, von ihm abzukommen, worauf er mir meine Kammer anwies, worin ich logiren solte. Da wir jetzt des Morgens Mondenschein haben, so werde ich mir solches zu Nutze machen, und künftig früher aufbrechen wie heute, ich habe zu dem Ende befohlen, daß der Tambour um

2 Uhr in der Nacht Generalmarsch und um 3 Uhr Vergatterung schlagen solte.

Den 2ten Julius des Morgens um 3 Uhr brach ich auf, und kam halb 9 Uhr zu **Wlawuahn** an, welches 8 Stunden von **Candal** ist. **Wlawuahn** liegt dicht am Seestrande, es ist keine Negrei, sondern es stehen hier nur einige Häuser, worin blos **Chinesen** wohnen. Der vornehmste von ihnen empfing mich auf seine Manier sehr höflich, und wies mir mein Logis an, aber ich konte leider auch nicht mit ihm sprechen. Er regalirte mich mit einem köstlichen chinesischen Frühstück, wovon ich wieder nichts genießen konte, und ich würde gestern und heute haben hungern müssen, wenn ich nicht etwas kalte Küche von **Samarang** mitgenommen hätte. Weil wir Morgen einen großen Marsch haben, so denke ich des Nachts um 1 Uhr aufzubrechen. Ich muß es mit heute gefallen lassen, mit dem Teufel in einem Hause zu wohnen, welchem zu Ehren noch dazu 2 Wachslichter brennen, inzwischen denke ich, daß er mich wohl soll zufrieden lassen, so gefährlich er auch aussieht. Bei Ihnen sagt man im Sprüchwort: man muß den Teufel nicht an die Wand malen, bei den **Chinesen** ist es gerade das Gegentheil, indem man in allen ihren Häusern den Teufel an den Wänden abgemalt findet. Den 3ten Jul. bin ich des Nachts um 1 Uhr von **Wlawuahn** aufgebrochen und kam um 8 Uhr zu **Paccalongang** an, welches eine Residenz ist. Ich logire bei dem Residenten der sich **Bruistens** nennt. Kurz vor meiner Ankunft schickte ich einen Corporal voraus, und ließ ihm meine Ankunft zu wissen thun, worauf er mir wieder seinen Buchhalter entgegen schickte, welcher mich in seinem Namen bewillkommen mußte.

Von **Paccalongang** brach ich den 4ten Jul. des Morgens um 4 Uhr auf, und rückte um 8 Uhr in die Negrei **Pamalang** ein. Habe ich jemals einen belebten **Javanen** gekant, so ist es der **Tomogong** von **Pamalang**, er ist für einen **Javanen** ein rechter schöner Mensch. Ohngefähr 1 Stunde vor **Pamalang** kam mir ein junger Mensch mit einem zahlreichen Gefolge zu Pferde entgegen. Ob ich schon nicht wußte, wer es eigentlich war, so konte ich doch schon von ferne an seinem gelben Payon, (Schirm,) welchen er sich nachtragen lies, sehen, daß es ein Prinz war. Er kam gerade auf mich zu, und hielt still, worauf ich auch mit meinem Corps einige Augenblicke Halt machte. *Slammat Tuang Cornet*, seyn sie gegrüßt Herr Cornet, redete er mich an. *Slammat combali; Tuang Pangeran*, seyn sie wiederum gegrüßt, Herr Prinz, antwortete ich. Darauf befahl er einem von seinem Gefolge, daß er mir einen Schirm nachtragen solte, welches ich mir gefallen ließ. Da ich gerne weiter mit ihm sprechen wolte, so ließ ich einen Wachtmeister vorkommen, welchen ich als Dolmetscher gebrauchte. Ich fragte ihn darauf, mit wem ich die Ehre hätte zu sprechen,

worauf er mir antwortete: daß er ein Bruder von dem regierenden Prinzen von Maduren wäre, daß seine Schwester mit dem Tomogong von Pamalang verheirathet sey, daß er mit noch einer jüngern Schwester hieher gekommen sey, um dem Gouverneur und Messrouw auf Tagal seine Aufwartung zu machen, und daß ihn sein Schwager ersucht, mir entgegen zu reiten und mich zu bewillkommen. Er bäte sich die Ehre aus, mich bis Pamalang begleiten zu dürfen. Ich wolte ihn darauf rechter Hand reiten lassen, welches er aber sehr höflich verbat, und ich wunderte mich sehr, daß dieser junge Mensch so viele Lebensart und Verstand blicken ließ, da sein älterer Bruder, der regierende Prinz von Maduren, so einfältig ist, und gar keine fürstliche Conduite hat. Wäre dieser junge Prinz der älteste Bruder gewesen, so glaube ich nicht, daß er würde zur Regierung gekommen seyn, weil er zu viel Verstand hat, denn es ist gar nicht für das Interesse der ostindischen Compagnie, daß ein inländischer regierender Fürst zu klug ist. Die Politik wird hier aufs höchste getrieben, und die Holländer erhalten ihre Macht mehr durch die Politik als durch die Macht. Wie würde es uns sonst gehen, da wir nur so zu sagen eine Handvoll sind in Vergleichung der unzähligen Menge Javanen, worunter wir leben, und über welche wir herrschen.

Wie ich auf Pamalang kam, wurde mir fast so viele Ehre erzeigt, als wenn ich der Gouverneur selbst gewesen wäre. Die ganze Passierbahn, (dies ist ein großer viereckigter Platz, welchen ein jeder inländischer Regent vor seinem Dalm hat, und worauf sie sich in den Waffen üben,) bis nach dem Dalm zu war mit Miliz besetzt, welche mir Honneur machte. So bald ich hatte absitzen lassen, führte mich der Tomogong bei der Hand in den Dalm, wo ich seine Gemalin und deren Schwester antraf, worüber ich mich sehr wunderte. Denn ein Javan wird nicht leicht seine Frau, zumal wenn sie noch jung und schön ist, zum Vorschein kommen lassen, wenn ein Europäer zu ihm komt. Ich weiß nicht, ob mir die Gemalin des Tomogongs besser gefallen hat, oder ihre Schwester. So viel ist gewiß, sie waren beide ein Paar allerliebste schwarzbraune Kreaturen. Die erste war nahe bei 12 Jahren, und die andere 10 Jahr alt, aber auch schon so beschaffen, daß sie alle Tage heirathen konte. Da der Tomogong etwas Holländisch verstand und ich ein wenig Malaiisch, so konten wir im sprechen noch ziemlich mit einander zu rechte kommen, und ich habe heute den ganzen Tag in dieser Gesellschaft zugebracht, und mich recht königlich divertirt. Ich habe ihnen vieles von Europa erzählt, woran sie sich gar nicht satt hören konten. Des Mittags nach der Tafel ließ der Tomogong seine beste Miliz auf die Passierbahn kommen, welche ihre inländischen Exercitien machen mußten. Dies sah drollig genug aus, inzwischen habe ich mich doch darüber gewundert, daß sie in dem stärksten Galopp so gut mit ihren Piken umzugehen wußten.

Den 5ten Julius des Morgens um 5 Uhr bin ich von Pamalang aufgebrochen und um 9 Uhr nach Tagal gekommen, wo ich den Gouverneur erwarte. Ich habe auf dem Marsche eine angenehme Gesellschaft bei mir gehabt. Da mir der Tomogong gestern sagte, daß er auch heute mit seiner ganzen Familie nach Tagal reisen wolte, so ersuchte ich ihn, mit mir zu gehen, welches sie auch thaten, und sie ritten alle bei mir, selbst die Damen nicht ausgenommen, vor der Front. Wir haben heute den ganzen Marsch hindurch den angenehmsten Prospekt gehabt. Rechter Hand hatten wir die unabsehbare See, welche sehr stürmisch war, und ein entsetzliches Geräusch durch die Wellen machte, welche gegen die Klippen anschlugen, die am Strande liegen, und wovon wir oftmals naß wurden. Linker Hand sahen wir nichts als die fruchtbarsten Reißfelder, über welche der ungeheure feuerspeiende Berg Tagal herabzuhängen schien. Es schien aber nur so, denn wo die Reißfelder zu Ende sind, hat man noch wohl 3 bis 4 Meilen, ehe man an den Fuß des Berges selbst komt.

Kurz vor Tagal schickte ich einen Corporal an den dasigen Residenten Cornabe, und ließ ihm meine Ankunft zu wissen thun, worauf er mir W***, welcher, wie Sie wissen, Sergeant auf Tagal ist, zu Pferde entgegen schickte, und mich durch ihn komplimentiren ließ. Wie wunderbar kommen doch die Menschen in der Welt manchmal zusammen! wer hätte das vor einigen Jahren denken sollen, daß W*** und ich uns noch auf eine solche Art solten wieder sehen. Ich trat bei dem Residenten ab, und machte ihm und seiner Gemalin, deren Vater vor kurzem als Viceadmiral und Rath von Indien gestorben ist, mein Kompliment, jedoch war ich vorher vor meinem mir angewiesenen Hause aufmarschirt, hatte die Standarte bis zur Ankunft des Gouverneurs in meine Kammer bringen, und vor meinem Hause einen Posten aufführen lassen. Des Nachmittages fuhr ich mit dem Herrn Cornabe und seiner Gemalin nach dem Tomogong von Tagal, welcher gleichfalls mit einer Prinzessin von Maduren verheiratet ist, die aber schon etwas alt, und lange so hübsch nicht wie ihre beiden Schwestern war. Sie ist 24 Jahr alt, und eine Frau von 24 Jahren ist hier zu Lande schon eine alte Dame. Hier trafen wir auch den Tomogong von Pamalang mit seinen Damen an.

Den 7ten Julius des Morgens gegen 7 Uhr bekamen wir die Flotte des Gouverneurs ins Gesicht, worauf sogleich die Kanonen von dem Fort gelöset wurden, und das Fahrzeug, worin der Gouverneur war, beantwortete sie. Die See war schon seit gestern entsetzlich ungestüm, und der Wind so heftig, daß sie gegen 8 Uhr die Segel abnehmen mußten, welches wir deutlich sehen konten. Auf solche Weise mußten sie sich blos der Diskretion des Windes, des Stroms und

der

der Wellen überlassen. Sie hätten in einer Stunde auf der Reede von Tagal seyn können, wenn sie hätten durchsegeln dürfen, statt dessen aber verloren wir sie wieder aus dem Gesicht, und seit 9 Uhr haben wir heute nichts von der ganzen Flotte gesehen. Jedoch hoffen wir, daß es nichts zu bedeuten haben soll, weil sie wieder in die See getrieben sind. Inzwischen sind wir doch sehr unruhig. Wir haben bis es dunkel wurde, uns beständig am Strande aufgehalten, und uns nach der Flotte umgesehen, aber nichts entdecket, was einem Schiffe ähnlich sieht. Den 8ten Julius, des Morgens mit Anbruch des Tages, kriegten wir die Flotte wieder mit gespannten Segeln ins Gesicht, worauf wieder die Kanonen von dem Fort gelöset, und auch wieder beantwortet wurden, und es glückte ihnen heute, ob schon die See noch sehr stürmisch war, um 10 Uhr auf der Reede Anker zu legen, worauf wieder die Kanonen gelöset wurden. Ich ließ meine Cavallerie am Strande, wo der Gouverneur anlanden solte, aufmarschiren. Aber nun fand sich wieder eine neue Schwierigkeit. Mit den großen Fahrzeugen, welche sie auf die Reede gebracht hatten, konten sie nicht ans Land kommen, weil sie zu tief gehen, und das Wasser so nahe am Lande nicht tief genug ist; mit kleinen Fahrzeugen litten sie auch Gefahr, weil solche nicht groß und stark genug sind, einer so wütenden See zu widerstehen. Vor Anker liegen zu bleiben, bis die See ruhiger würde, war auch gefährlich, weil die Anker bei einem solchen Winde und Wetter leicht reißen konten. Der Gouverneur resolvirte sich daher kurz und gut, und wagte es, sich mit Meffrouw und Kindern in ein kleines Fahrzeug zu setzen, und ans Land bringen zu lassen. Die Wellen schlugen oftmals über das Fahrzeug dergestalt her, daß man nichts mehr davon sehen konte, und daß wir auch einigemal glaubten, daß wir nichts wieder davon zu sehen kriegen würden. Sie landeten jedoch, wiewohl mit großer Gefahr, glücklich an, aber das Fahrzeug war voller Wasser, und es hätte keine fünf Minuten länger dauren müssen, sonst würde es gewiß gesunken seyn. Einige von seiner Suite folgten ihm, und kamen auch mit vieler Gefahr ans Land, andere aber wagten es, und blieben auf den Schiffen. Ob sie werden besser gethan haben, wird die Zeit lehren. Die Reisen zu Wasser sind doch allezeit gefährlich. Wie der Gouverneur ans Land stieg, wurden zum drittenmal die Kanonen gelöset, und ich paradirte mit ausgezogenem Pallasch und klingendem Spiel. Er setzte sich sogleich mit Meffrouw, so naß sie auch waren, in den Wagen, und ich mit meinem Corps Dragoner hinter selbigen. Wie wir nicht weit mehr von dem Hause des Herrn Cornabe waren, wo er logirt, so ritt ich mit meinen Dragonern in vollem Gallop voraus, marschirte vor dem Hause in der Geschwindigkeit auf, um ihm wiederum bei dem Aussteigen aus dem Wagen Honneur zu machen. Alle Personen

sonen von Distinktion, so wohl Europäer als Inländer, die ihn schon am Strande bewillkommet hatten, verfügten sich auch theils zu Wagen, theils zu Fuße nach dem Hause des Residenten, um ihm da die Cour zu machen; ich that ein gleiches, und rapportirte ihm zugleich, daß während meines Marsches bei dem Detachement Dragoner nichts neues vorgefallen sey, und daß sowohl die Menschen, als Pferde noch alle gesund wären.

Den 9ten Julius haben wir den Geburtstag von Meffrouw celebrirt, welche 19 Jahr alt wurde. Des Morgens um 9 Uhr nahm sie die Glückwünsche an, und des Abends war, nach dortiger Art zu reden, groß Galla und Ball. Die Assemblee war über hundert Personen stark, wovon die meisten Inländer waren. Wie es dunkel geworden war, wurde dem Gouverneur zu Ehren ein Feuerwerk abgebrant. So unruhig der gestrige Tag war, so frölich ist der heutige gewesen, und wir sind bis den andern Morgen um 3 Uhr bei einander geblieben.

Diejenigen, welche gestern auf den Schiffen auf der Reede geblieben sind, sind zwar diesen Morgen, da die See ein wenig ruhiger geworden, glücklich ans Land gekommen, jedoch bezeugen sie alle einmüthig, daß sie die Nacht eine entsetzliche Angst ausgestanden hätten, aus Furcht, daß die Anker reißen mögten, und daß sie tausend mal gewünscht, dem Exempel des Gouverneurs gefolgt zu haben.

Den 12ten Julius des Nachmittages hat der Gouverneur dem **Tomogong** von **Tagal** eine Visite gemacht. Er wurde mit einer großen Suite zu Wagen und zu Pferde sowohl von Europäern als Inländern begleitet. Wie wir auf die Passirbahn kamen, wurden die Kanonen, welche der **Tomogong** vor seinem Dalm stehen hatte, gelöset, und seine Miliz machte drei Dechargen.

Den 13ten Julius sind wir nach **Brebes** gewesen, drei Stunden von **Tagal**. **Brebes** ist nach Westen zu die letzte Negrei, welche unter der Ordre des Gouverneurs von *Java* steht, und also die Grenzscheidung zwischen groß und klein *Java*. Was hinter **Brebes** liegt, gehört unter **Batavia**.

Den 15ten Julius, des Abends gab der Resident dem Gouverneur ein Abschiedsmahl, bei welcher Gelegenheit wir noch zu guter letzt recht frölich waren. Heute machen wir uns marschfertig, und Morgen gehen wir alle über Land wieder zu Hause.

Ich verbleibe rc.

**Tagal,**
den 16ten Julius 1773.

## Funfzehnter Brief.

Liebster Freund!

Den 31ten Julius, Abends um 5 Uhr ist der Gouverneur wiederum auf **Borjon** glücklich angekommen. Er hat dieselbe Marschroute genommen, welche ich genommen habe, nur mit dem Unterschiede, daß er sich

sich an einigen Orten, und besonders auf der Residenz **Paccalongang** einige Tage aufgehalten hat, weil er wegen der Inländer verschiedenes zu reguliren hatte.

Bei der Ankunft des Gouverneurs wurden ihm wieder von allen Nationen, die auf **Samarang** sind, eben die Ehrenbezeigungen gemacht, wie bei seiner Zurückkunft von den vorigen Reisen, wovon ich schon erwähnt habe.

Den 7ten August würde auf **Botjon** groß Galla gewesen seyn, weil auf den heutigen Tag nicht allein der Geburtstag der Prinzessin von **Oranien**, sondern auch der Gemalin des Generalgouverneurs einfällt, wenn unser würdiger Gouverneur nicht seit zwei Tagen krank wäre. Er hat daher nicht können gefeiert werden; jedoch sind Morgens und Abends um 6 Uhr die Kanonen gelöset worden.

Den 24ten August würden wir wieder ein großes Fest auf **Botjon** gehabt haben, wegen des Geburtstages des jungen Prinzen von **Oranien**, weil aber unser Chef noch unpäßlich ist, so hat es nicht können vor sich gehen, jedoch sind wiederum des Morgens und Abends die Kanonen gelöset worden.

Bis hieher ist noch nichts veränderliches mit mir vorgegangen, und es hat sich auch noch keine Gelegenheit dazu gefunden. Hätte ich wollen Lieutenant bei der europäischen Garde zu Pferde des Kaisers oder des Sultans werden, das hätte mir nur ein Wort an den Gouverneur kosten sollen; allein durch ein solches Avancement würde ich mich, was die Einnahme betrift, nicht verbessert, sondern verschlimmert haben. Ich habe Ihnen schon einmal geschrieben, daß hier auf **Java** einige Commendantenposten sind, wobei man noch etwas vor sich bringen kan, und dies ist auch für einen Officier auf **Java** der einzige Weg, um ein kleines Glück zu machen. Es ist zwar für einen solchen Fremdling, wie ich bin, und der erst kürzlich hier angekommen ist, schon eine große Gunst, wenn man einen solchen Posten erhält, aber ich habe auch das Glück, sowohl bei dem Gouverneur, als bei seiner Gemalin, sehr in Gunst zu stehen; sonst dürfte ich noch in langer Zeit an so was gar nicht denken. Denn ich würde viel leichter können Capitain und Chef von der Garde zu Pferde werden, als Commendant von einem solchen Posten. Das erstere kömt mir von rechtswegen zu, so bald der Capitain abgeht, das letztere aber ist eine Gunst. Es ist freilich ein ansehnlicher Pas, Chef von der Garde zu seyn, aber was die Einnahme betrift, das will eben nicht viel sagen. Er hat ohngefähr des Jahrs 1000 Rthlr. und muß vielen Aufwand machen. Dahingegen ein Commendant von einem solchen Posten wohl 2000 Rthlr. einzunehmen, und wenige Depensen zu machen nöthig hat, wenn er nicht will. Es fliesset ihm alles zu. Er hat seine Jagd, seine Fischereien, seinen Garten, Reis-

felder rc. kurz er lebt so gut, wie bei Ihnen der beste Edelmann auf seinem Gute, und kan alle Jahr wenigstens noch tausend bis anderthalb tausend Reichsthaler erübrigen. Er ist von seinem Distrikt und den darunter gehörigen Negreien Herr und Meister, und nach Proportion das im kleinen, was der Gouverneur auf *Samarang* ist. Ich werde es mir daher äußerst angelegen seyn lassen, einen solchen Posten zu erhalten, und so bald der Gouverneur wieder völlig gesund ist, werde ich ihm die Sache auf die beste Art vortragen, und ihn bitten bei vorfallender Vacanz an mich zu denken, ich zweifle auch nicht, und habe verschiedener Ursachen wegen Grund zu hoffen, daß ich in meinem Gesuch reussiren werde.

Heute den 29ten September ist ein festlicher Tag in Indien, denn es ist der Geburtstag des Generalgouverneurs von der *Parra*, welcher in dem ganzen Distrikte von Indien, welches den Holländern zugehört, auf das feierlichste celebrirt wird. Auf *Botjon* ist diesen Abend ein großes Tractement, Illumination und Feuerwerk, ich werde aber nicht erscheinen können, weil es meine Gesundheitsumstände noch nicht zulassen wollen, da ich wiederum zu Anfange dieses Monats einen heftigen Anfall von einem hitzigen Flußfieber gehabt, woran ich 3 Wochen zu Bette liegen müssen. Seit einigen Tagen habe ich wieder angefangen, etwas herumzugehen, und heute ergreife ich zum ersten mal wieder die Feder; allein das Schreiben will mir noch nicht von statten gehen, weil ich noch sehr schwach, doch nunmehr ausser Gefahr bin. Ich füge also nur noch die Versicherung hinzu, daß ich wie bisher, also auch ferner seyn werde rc.

*Samarang,* * * *
den 29ten Sept. 1773.

---

## Anfrage.

Mein Nachbar besaß im vorigen Frühjahr 17 Stöcke sogenannter Leibimmen, die in dem fürtreflichsten Stande waren. Im Anfange des Mais starben binnen 3 Tagen 6 dieser Stöcke so rein aus, daß auch nicht eine einzige Biene lebendig blieb, 6 derselben verloren $\frac{2}{3}$ ihres Volks, und 5 blieben gut. Jeder Korb hatte wenigstens noch 12 Pfund Honig vorräthig. Ueber 70 Stöcke meiner eigenen Bienen, sind ohngefähr 1000 Schritte von jenen entfernt, und diese sind unverbesserlich. Da mir die Ursach des schleunigen Ruins jener Stöcke unbegreiflich ist, so wünschte ich in diesen Blättern unterrichtet zu seyn, ob Jemand schon einen ähnlichen Vorfall gehabt, und den Grund davon anzugeben im Stande sey. Ich muß noch bemerken, daß sie aus einer Tonne Honig mit den meinigen gefuttert worden, und die äußerste Reinlichkeit bei diesem Punkte beobachtet ist.

Hannoverisches Magazin.

27tes Stück.

Montag, den 2ten April 1781.

## Botanische Zurechtweisungen.

Quid turpius esse potest, quam cum amico in iis rebus velle consentire, quas aliter esse quispiam sentiat, ac judicet? aut quæ major pestis in amicitia esse potest, quam adulatio, blanditiæ, assentatio? Si quid igitur in hoc opusculo, a me scriptum est, quod cum his, quæ a te scriptis tradita sunt, non ex omni parte consentiat, feci id quidem, non quod odio quodam, ac simultate a te dissidere vellem, nec ut ex hujusmodi contentionibus aliquam mihi inanem gloriam, laudemque compararem, sed ut fidelis bonique scriptoris munere fungerer, cujus est veritatem, quam putat apertam, ingenue ac libere exponere, nihil fictum, nihil simulatum proponere, sed in sola veri inquisitione atque investigatione ita laborare, ut non tanquam adversarium aliquem convincere, sed veritatem ipsam, quæ in primis est hominis propria, invenire studeat.

*Maranta.*

❀ ❀ ❀

1. Schœnus fuscus L. ist nichts weniger als eine Spielart von dessen Schœnus albus, wie doch Hudson glaubt, sondern von diesem ganz verschieden.

2. Bromus secalinus, squarrosus, hordeaceus, arvensis und tectorum L. sind zwar sehr nahe mit einander verwandt, aber deswegen noch lange nicht alle zusammen ein und eben dasselbige. Solche Species, wie der Scopolische Bromus polymorphus ist, heißen bei orthodoxen Botanisten Abtheilungen, aber nicht Arten.

3. Eben dieses gilt auch von der Avena pilosa. Scop. carn. ed. 2. n. 124. Wer alle daselbst benannten Linneeischen Arten von Avena zusammen schmelzen will, verräth, daß er solche niemals recht gesehen habe.

4. Rapunculus umbellatus latifolius. Bauh. pin. p. 92. ist nicht Phyteuma orbicularis L. sondern dessen Campanula glomerata.

5. Rapunculus umbellatus angustifolius. Bauh. pin. p. 92. gehört ebenfalls nicht hieher, sondern zu Campanula Cervicaria L.

6. Ribes alpinum L. ist ganz gewiß von dessen Ribes rubrum verschieden, die Figuren und Beschreibungen der lieben Alten mögen solche einander auch noch so sehr ähnlich machen. Diejenigen, welche beide Arten neben einan-

 der

der sehen, werden keinen Augenblick an der Wahrheit des gesagten zweifeln, und solche die sehen, und keine andern, müßten billig auch nur von dergleichen Sachen urtheilen.

7. Ribes Grossularia L. und Ribes Uva crispa L. verdienen mit allem Recht für bloße Abarten gehalten zu werden.

8. Thesium Linophyllum L. ist ohne allen Widerspruch eine mehrjährige Pflanze.

9. Keine Arten vom linneeischen Chenopodium müssen als Varietäten angesehen werden, als blos das Chenopodium album und viride, welche fast gänzlich mit einander übereins kommen, und also sehr wohl können combinirt werden.

10. Gentiana campestris und amarella L. haben zwar viel ähnliches mit einander, sind aber dennoch zwei würklich verschiedene Arten.

11. Sedum sexangulare L. ist keine Varietät von Sedum acre, sondern merklich genug davon unterschieden. So bald man beide frisch und nicht bloß in einem Herbarium siehet, wird man sogleich davon überzeugt werden.

12. Von Drosera rotundifolia und longifolia L. glaubt Scopoli, daß solche in einander ausarten. Ich kan nicht sagen, daß ich dieses jemals, weder an schweizerischen, deutschen noch schwedischen Pflanzen bemerkt habe, sondern finde beide Arten immer sehr deutlich von einander abgehend, ja ich erinnere mich nicht, auch nur einen einigen Vorfall gehabt zu haben, wo es mir nur ein wenig schwer geworden wäre, zu sagen, ob das vor mir gehabte Exemplar zu dieser oder jener Art gehöre.

13. Alle Arten von Cratægus, Sorbus, Mespilus und Pyrus L. dürfen nicht in eine Gattung kommen, sondern müssen nothwendig in zwei getheilet werden. Das erste Genus, oder Mespilus, begreift die Species in sich, welche in einer Steinfrucht (Drupa) zwei bis fünf Nüsse enthalten, an die ordinair das Fleisch der Frucht gewachsen ist. Das zweite Genus, oder Pyrus, nimt die Arten der vier benannten Gattungen auf, welche eine zwei bis fünffächerige Kernfrucht (Pomum) haben, deren jedes Fach (Loculamentum) zwei, auch mehrere, glatte Saamen einschließt.

14. Alle Früchte von Sorbus aucuparia L. welche ich in letzterm Herbst gesehen, hatten drei und vier Fächer, und jedes Fach enthielt in gesunden und nicht abortirenden Früchten, allemal zwei Saamen.

15. Mespilus Pyracantha L. und Mespilus Pyracantha. Scop. carn. ed. 2. n. 596. sind wohl zwei verschiedene Pflanzen.

16. Mespilus arbutifolia L. hat eine Frucht mit fünf Fächern, und wenn solche vollkommen, in jedem Fach zwei Saamen. Ist also nichts weniger als eine Mespilus, sondern eine wahre Art von Pyrus.

17. Eben dieses gilt auch von Mespilus Amelanchier L. welches vor mir bereits schon mehrere bemerkt haben.

18.

18. Mespilus canadensis L. komt in der Frucht mit der letztern gänzlich übereins, und gehört also auch in eben dasselbe Genus.

19. Tormentilla reptans L. ist ja keine Varietät von Potentilla reptans, sondern gänzlich davon verschieden. Hätte Hudson beide beisammen gesehen, so würde er vermuthlich niemals auf den Einfall gekommen seyn, solche zu vereinigen.

20. Ajuga pyramidalis. Murray prodr. p. 60. heißt bei Linnee Ajuga genevensis.

21. Leonurus Marrubiastrum L. steht sehr unrecht unter Leonurus, und wer nach Linnees Genera plantarum die Pflanze examiniren will, wird solche bei Linnee niemals finden.

22. Arabis thaliana L. und Arabis thaliana Crantzii sind zwei so sehr verschiedene Pflanzen, daß auch ein Kind solche distinguiren kan. Ich habe diesen Sommer beide blühen gesehen und wunderte mich sehr, daß ein so großer Botaniste, der auf allen Seiten seiner Schriften auf unsern Lehrer schimpft, und ihn zu übersehen glaubt, so große Schnitzer macht.

23. Arabis Halleri L. hat ganz gewiß in jeder Blume vier Glandeln, welche sehr leicht und ohne Kopfbrechen zu sehen sind.

24. Genista germanica und anglica L. kommen zwar in etlichen Stücken mit einander übereins, differiren aber in andern wieder sehr merklich. Die linneeischen Characteres specifici von diesen Pflanzen müssen verbessert werden, weil zum öftern beide zugleich auf Genista anglica passen.

25. Coronilla coronata L. ist in hiesigen Landen niemals ein Strauch, sondern schlägt jährlich aus der Wurzel frische Stengel.

26. Trifolium hybridum L. ist nichts weniger als eine Spielart vom Trifolium repens L. und kan ich gar nicht einsehen, aus was für Ursachen der Engländer diese Pflanzen vereinigen will. Man muß nicht bei jeder Kleinigkeit Species rufen, wie Tournefort und unsere Gärtner thun, aber auch nicht alles was grün ist, für eines und dasselbe halten. Medium tenuere beati! Beobachtungen, öftere Beobachtungen, würden vielen Fehlern vorbeugen, und öfters dem Buchdrucker eine Arbeit ersparen.

27. Trifolium agrarium, spadiceum, procumbens und filiforme L. sind ziemlich deutlich verschieden und lassen sich noch sehr gut distinguiren. Wer sie alle vier neben einander pflanzen und ihr Verhalten bemerken wolte, würde noch mehr Unterscheidungskennzeichen finden.

28. Hypericum humifusum L. ist gar keine Ausartung von dessen Hypericum perforatum, sondern geht handgreiflich von diesem ab. Wenns einmal wieder Mode wird, daß man auf freiem Felde botanisirt, und die Kräuter nicht blos aufgetrocknet und hinter dem warmen Ofen betrachtet, sondern wenn sie noch vom Thau des Himmels triefen; dann, dann, wird man noch

viele Irthümer einsehen lernen, die jezt einer dem andern nachbetet.

29. Die erste Ordnung der neunzehnten Classe des Linneeischen Sexualsystems, Syngenesia polygamia æqualis genannt, ist meines Bedünkens und so viel ich von Gamia verstehe, gar keine Polygamie. Daß viele Hermaphroditblumen in einem gemeinschaftlichen Kelche wohnen, ist noch keine Ursach, um solche der Vielmännerei oder Vielweiberei zu beschuldigen. Wenn alle Pflanzen Polygamisten heißen solten, welche Hermaphroditblumen auf einem gemeinschaftlichen Fruchtboden tragen, so würde die Anzahl der Polygamisten im Pflanzenreiche meist so groß als der Monogamisten ihre seyn. Fast alle Gräser, Umbellaten u. s. w. wären ja sodann auch Polygamisten. Mit aller Polygamie!

30. Senecio sylvaticus L. muß keine Spielart vom Senecio viscosus L. heißen, sondern eine besondere Art bleiben. Der Unterschied ist gar zu groß, als daß er könte übersehen werden.

31. Serapias longifolia L. ist keine Varietät von seiner Serapias latifolia. Ist jemals ein Versuch mit der Verpflanzung in einen Garten gemacht und dadurch eine Einartung der erstern in leztere bewürkt worden, so befürchte ich sehr, daß das Experiment nicht mit den wahren Linneeischen Pflanzen gemacht sey. Mit Serapias ist bis dahin in der Botanik viel gekezert worden, und die, von der Natur doch so schön unterschiedenen Arten, von den größten Botanisten bis zur Verwunderung verwechselt und unter einander geworfen worden. Aber bald hoffen wir bessere Zeiten. Nur noch einen einzigen Haller, gib uns, lieber Himmel!

32. Carex præcox. Jacq. aust. v. 5, p. 23. t. 446. und Carex præcox, Schreb. spicil. p. 63. sind so verschiedene Arten, daß solche gar nicht in einer Unterabtheilung stehen können.

33. Acer Platanoides L. artet wohl niemals in Acer Pseudoplatanus aus, und seine Inflorescenz war noch allemal und an allen Orten, wo ich ihn gesehen, ein wahrer Corymbus. Ob aber Scopoli sein Acer Platanoides auch würklich der vom Linnee unter diesem Namen beschriebene Baum sey, will ich nicht behaupten. Wer solchen siehet, mag davon urtheilen.

34. Mnium hygrometricum mas L. oder der von Dillen abgezeichnete Stern von Mnium hygrometricum, existirt ganz gewiß in der Natur, obschon man solchen nicht alle Tage zu sehen bekomt. Da ich diese sogenannte männliche Fructification einmal angetroffen, so erachte es für meine Schuldigkeit, solches anzuzeigen, um dadurch die Wahrheit der Bemerkungen des Dillens und Linnees zu bezeugen.

35. Jungermannia complanata L. hat ganz gewiß Folia auriculata, obschon diese Auriculæ Hr. Scopoli nicht hat sehen können. Daß die Surculi auf der untern Seite unbedeckt sind, thut der Wahrheit der Linneeischen Definition keinen Schaden. Alle Jungermanniæ auriculatæ, wenn solche nicht

zugleich

zugleich scutatæ sind, haben dieses. Bei den Jungermannien ist noch vieles zu bemerken, nur schade! daß die wenigsten selbst sehen wollen. Von allen, welche an dieser Gattung gearbeitet, haben nicht sechs beobachtet, die übrigen alle blos geschrieben und nachgeschrieben.

36. Jungermannia dilatata L. ist selten grün, sondern fast immer braun. Noch mehr aber trift man doch diese letzt genannte Farbe bei der Jungermannia tamariscifolia an, so daß ich mich nicht besinnen kan, solche jemals grün gesehen zu haben. Die Farbe taugt also nicht, um diese zwei Arten zu distinguiren, sondern man muß sich bessere Kennzeichen suchen, die denn auch sehr leicht zu finden sind.

37. Lichen plicatus und barbatus L. sind eines. Ich besitze Specimina, worauf beiderlei Fructificationen unter einander sitzen, und die also ziemlich aufklärend sind.

38. Lichen hirtus und floridus L. haben einerlei Fructification, und ersterer sowohl als letzterer Scutellæ radiatæ. Wenn in Zukunft also einer solche unter eine Art bringen will, so dürfte er nicht vielen Widerstand zu besorgen haben.

39. Peziza Cornucopioides L. gehört nicht zu den andern Arten dieser Gattung, sondern macht ein besonderes Genus aus, welches seine Saamen an der äußern Seite des Trichters trägt.

40. Lycoperdon truncatum L. paßt ebenfalls nicht in die Stelle, welche ihm vom Linnee angewiesen worden. Wer aus diesem Schwamm eine eigene Gattung macht, wird wohl am besten thun.

F. Ehrhart.

## Pharmacologische Anzeigen.

Die Wahrheit, lieber Freund, die wir so nöthig haben.

Gellert.

1. Radix Rusci unserer Materialisten ist selten vom Ruscus aculeatus L. sondern gemeiniglich nichts anders als die Wurzel von Anthericum Liliago und ramosum L. Wer sich bemühen will, die Wurzel des meist in allen botanischen Gärten stehenden Ruscus aculeatus, mit der in den Materialistengewölbern, zuweilen auch in Apotheken, befindlichen Radix Rusci zu vergleichen, wird bald den Unterschied bemerken. Thalius, ein nordhäusischer Arzt des sechszehenten Jahrhunderts, hat in seiner Sylva hercynica p. 69. diesen Fehler schon angezeigt und sagt: „Ejus (Liliaginis „Cordi) radices hodie plurimis locis „copiose eruuntur, ac hinc inde pro „veri Rusci radicibus ὑπὸ τῶν ῥιζο„τόμων divenduntur: unde multa „phar-

„pharmacopolia non ſine inſigni erro-
„re easdem pro Ruſco itidem reven-
„dunt, cum tamen utriusque radicum
„ſapor uniusmodi non ſit. Hoc me-
„dicos quosdam animadvertere opor-
„tebat, nec adeo temere imperitis her-
„bariis ac pharmacopœis plerisque fi-
„dere, & ignotas res cum evidenti
„damno pro rebus notis & exploratis
„miſeris ægris propinare: modo plu-
„res eſſent, quos rei herbariæ (in qua
„certe multum quoad delectum ſim-
„plicium præſertim rerum, poſitum eſſe
„ego prorſus ἀναμφισβητήτως ἔχω)
„ſtudio majorem operam diligentio-
„remque ponere, quam contra medici
„dignitatem, poculis cum aliis Epicuri
„porcis decertare, & ſcurrarum quan-
„doque in aulis ac apud nobiles ſeſe
„inſtar habere minime puderet, pige-
„retque.„ Und dennoch wird dieſer Irthum beinahe 200 Jahr nach dem dieſes gedruckt worden, eben ſo gut und ungehindert wie damals begangen! Solte er noch nicht alt genug ſeyn, um ſein Ende erreichen zu können?

2. Radix Aſphodeli in den Schubkäſten deutſcher Officinen, iſt gemeiniglich weder vom Aſphodelus luteus noch ramoſus L. ſondern, wo nicht allezeit, doch mehrentheils, Radix Lilii Martagi L.

3. Herba Brancæ urſinæ iſt kaum in der zwanzigſten Apotheke das Kraut vom Acanthus mollis L. Die meiſten verkaufen unter jenem Namen die Blätter vom Heracleum Sphondylium L. Da dieſe zwei Pflanzen von verſchiedenen Qualitäten zu ſeyn ſcheinen, ſo iſt nöthig, daß ein Arzt ſich beim verſchreiben an dieſes erinnert, welches um ſo leichter geſchehen kan, da, wie ich ſehe, dieſes Fehlers bereits bei einigen Arzneilehrern Erwähnung geſchiehet.

4. Herba Saponariæ iſt eigentlich das Kraut der Saponaria officinalis L. Unſere Kräuterweiber ſammeln ordinair die häufiger wachſende Lychnis dioica L. dafür. Ich will nicht hoffen, daß in hieſigen Gegenden Apotheker ſind, welche dieſen Betriegerinnen aus Unwiſſenheit oder Nachläßigkeit ihr ſogenanntes Seifenkraut abkaufen, indeſſen iſt es doch zu befürchten, indem ich ſonſt nicht begreife, wozu jene ſolches von Jahr zu Jahr ſammeln ſolten.

5. Die unter dem Namen Radix Polygalæ amaræ bei den Materialhändlern befindliche Wurzel, iſt gewöhnlich von der Polygala vulgaris L. Da dieſe Pflanze von der Polygala amara L. in ihren Eigenſchaften ſehr verſchieden iſt, und alſo auch ganz andere Würkungen haben muß, ſo wird nicht unnöthig ſeyn, daß ſich ein jeder genau nach dem Aechtſeyn dieſer Waare erkundige, ehe er davon Gebrauch macht. Polygala amara differirt nicht nur ſehr merklich in der Geſtalt der Wurzelblätter von der Polygala vulgaris, ſondern auch in dem Geſchmack, denn erſtere iſt, wie ſchon aus ihrem Namen zu erſehen, bitter, und zwar in einem ſehr hohen Grade, leztere aber meiſtens unſchmackhaft. Das ſchlimmſte iſt, daß dieſe Pflanze in Deutſchland nicht

nicht so häufig wächst wie die Polygala vulgaris, denn wäre dieses, so würde vermuthlich dieser Betrug von selbst aufhören. Ein Mittel demselben ein Ende zu machen wäre vielleicht, wenn man anstatt der kleinen Wurzel, die ganze Pflanze benutzen würde, welche durch und durch mit der würksamen Bitterkeit der Wurzel angefüllt ist, und ganz gewiß alle Dienste dieser leztern thut.

6. Das Bernsteinsalz, welches von Deutschland nach Schweden gebracht wird, ist zum öftern nur ein mit Vitriolsäure übersättigter vitriolisirter Weinstein, welcher mit etwas Bernsteinöl beschmiert worden. Wird ein sogenanntes Sal Succini in einer Retorte zum rectificiren eingesezt, so ist man nicht vermögend etwas anders, als ein wenig Spiritus Vitrioli und Oleum Succini davon überzudestilliren. Solte diese Verfälschung nicht eher eine Bestrafung verdienen, als das Auflesen eines Stückgen Bernsteins am Seestrande?

7. Eben so ist ein guter Theil von dem nach Norden gehenden Syrupus Violarum, nichts weiters als ein Syrupus oder Julepus Iridis florentinæ mit Lacmus blau gefärbt. Wer Belieben hat die Wahrheit zu erforschen, der kan es hier leicht mit ein Paar Tropfen zerflossenem Weinsteinöl thun. Ist der Syrup mit Lacmus gemacht, so bleibt seine Farbe bei der Mischung mit diesem Oele unverändert, im entgegengesezten Falle aber wird er grün.

8. Keine Waare wird nun mehr verfälscht als die Pottasche, und es ist damit so weit gekommen, daß kaum die dritte oder vierte welche zum Verkauf angeboten wird, davon frei geblieben ist. Es ist nicht genug, daß diesem Salz ein anderes, nemlich das heut zu Tage den Scheidewasserbrenneren auf dem Halse liegen bleibende Arcanum duplicatum beigemischt wird, sondern selbst der Sand muß sich zu diesen Betrügereien gebrauchen lassen. Kömt eine solche verfälschte Pottasche in die Hände eines Chemisten oder Apothekers, welcher solche zu probiren weiß, so geht es noch an. Wird sie aber unversucht sogleich gekauft und zur Bereitung der Arzneimittel gebraucht, so erhält man öfters Producte, welche den dritten oder vierten Theil vitriolisirten Weinstein oder Kieselerde bei sich führen. Ich will zum Beispiel hier blos der Niederschlagung gedenken. Man nehme eine mit Sand gut verbundene Pottasche, löse solche im Wasser auf und präcipitire damit eine in Säuren aufgelöste Erde oder Metall, z. B. englisches Salz, so wird der erhaltene Niederschlag anstatt reine Magnesia, ein Gemische von Magnesia und Kieselerde seyn. Und wie viele solche Exempel von dem Schaden, welcher aus der Verfälschung dieser Waare entstehet, ließen sich nicht hier noch anbringen, wenn es der Raum erlaubte. Ich hoffe indessen, daß aus dem gesagten, ein jeder schon die Schädlichkeit dieser Betriegerei einsehen wird. Ich meinestheils sehe solche mehr und deutlicher als mir lieb ist, und ich

wünsche

wünsche nichts so sehr, als daß für diese und mehr dergleichen Bosheiten, so wie für andern uns in vieler Betrachtung weniger schädliche, auch einmal Gesetze und Strafen erscheinen mögten.

9. Mein Freund, der Professor Retzius in Lund, schreibt mir, daß die Magnesia alba, welche von H : g nach Schweden gesandt wird, meist alle nichts weiters als Gyps sey. Solte ein Materialhändler den Schweden wohl für so dumm ansehen, daß er nicht Gyps kenne, und selbigen für Magnesia alba kaufen werde? Kaum kan ich glauben, daß in einer Stadt, wo so viele rechtschaffene Leute und Menschenfreunde sich befinden, es solche Betrieger geben soll, welche ein so göttliches Geschenk und vortrefliches Arzneimittel, wie denn gewiß die Magnesia alba ist, mit einem so unwürksamen und so gar schädlichen verfälschen können. Wie hart muß ein solcher Bösewicht einst auf seinem Krankenlager liegen und welche Stiche in seinem Gewissen muß er wohl empfinden, wenn er an das Unglück gedenkt, worein er so viele durch seine Betriegerei gestürzt hat? Gesetzt er entgehet auch bis dahin aller Strafe, solte nicht das Andenken an eine einige Stunde, worinnen er einst mit so schrecklichen Gedanken könte geplagt werden, ihn von allen diesen Verfälschungen auf ewig abschrecken?

10. Es giebt Aerzte, welche zuweilen Alcali vegetabile aëratum in Wasser auflösen und solches mit Vitriolsäure sättigen lassen. Andere, welche glauben, daß dieses Wasser nichts weiters als eine Auflösung von Tartarus vitriolatus sey, lachen über diese Verordnung und machen es kürzer. Sie geben ihren Kranken ein wenig von diesem Salze in Wasser aufgelöst, und vermeinen, daß solches eines und dasselbige sey. Ich wünschte, daß einer dieser compendiösen Herren einmal sich die Mühe nehmen und auf die zwei eben genannte, von einem Apotheker nach chemischen Grundsätzen verfertigte Arzneimittel schmecken möchte. Vermuthlich würde er sich bald überzeugen, daß solche sehr von einander abgehen. Es glaube ja Niemand, daß das Gas oder der sogenannte Aer fixus, blos ein Hirngespinste der Chemisten sey, und zu weiter nichts nütze, als müssige Köpfe zu beschäftigen. Die Wissenschaft davon ist dem Arzt, dem Oekonome, dem Künstler u. s. w. so nöthig, als immer etwas in der Welt. Wer den Nutzen dieses flüchtigen Wesens noch nicht einsehen kan, den bitte ich, sich nur an eine Kruke Pyrmonter Brunnen oder auch blos Hannoverischen Broyhan zu erinnern, die beide ohne fixe Luft nicht viel besser, als gemeines Brunnenwasser seyn würden.

Hannover. J. Ehrhart.

# Hannoverisches Magazin.

## 28tes Stück.

Freitag, den 6ten April 1781.

## Von dem Zuckerahorn, und einigen andern einen Zuckersaft führenden Ahornen a), zur Beantwortung der Anfrage im 5ten Stück des Magazins vom vorigen Jahr. Ob, und unter welchem Namen etwa ein canadischer Zuckerbaum in Deutschland bekant, oder in England unter den mancherlei dort verpflanzten amerikanischen Bäumen zu haben sey?

§. 1. Der Baum, nach welchem hier gefragt, und aus welchem nach Hn. Professors **Schlötzer** lehrreichen **statistischen Briefwechsel**, Th. 4. Heft 23. S. 312. in Canada ein Zucker bereitet wird, welchen der Verfasser des daselbst eingerückten Briefes **canadischen Zucker** nennet, führet nicht den Namen **canadischer Zuckerbaum**, sondern wird von Hn. Dr. du Roi der **Zuckerahorn**, im Hausvater der **Zuckerahorn aus Pensylvanien**, und im deutschen Linnee **Zuckermaßholder** genannt, und ist Acer saccharinum; *Linn.* **Miller** nennet ihn auf englisch The American Sugar Maple; **Mawe** aber, **Dicks** u. **Wheeler** nennen ihn schlechthin The Sugar Maple; außerdem soll er auch The Sugar-Tree, Ee [illegible] oder

a) Der Gattungsname aller Ahorne ist botanisch *Acer*, deutsch Ahorn oder **Maßholder**, ital. *Acero*, holl. *Aak*, franz. *Erable*. Eine kurze Nachricht von dreizehn Arten (Species) dieser Gattung (Genus) findet man im **Hausvat.** Th. 5. S. 93-99. Eine vollständige Nachricht von den zehn zu Harbke befindlichen Arten in Hn. D. *du Roi* **Harbkescher wilden Baumzucht** Th. 1. S. 1-13. Von den drei bei uns wild wachsenden Arten, in Hn. Hofrath **Gleditsch Einleitung in die Forstwissenschaft** Th. 1. S. 361-377. Von dem Acer Pseudo-Platanus, in Hn. Cammerrath **Cramers Einleitung zum Forstwesen** S. 17. unter dem Namen **Ehre, Ahornbaum**. Von dem Acer Platanoides, eben daselbst S. 18. unter dem Namen **Leinbaum** oder **Lehne**. Von allen **Ahornen**, in *du Hamel Traité des arbres & arbustes*, und in dessen deutscher Uebersetzung vom Hn. **Oelhafen von Schöllenback** S. 24-33. in **Millers** *Gardeners Dictionary*, und in *Mawe Universal Gardener and Botanist* unter dem Artikel Acer. Eine deutsche botanische Beschreibung und Geschichte **im deutschen Linnee** Th. 2. S. 492-503.

oder Sugar-Wood genannt werden. Die Schweden in Pensylvanien nennen ihn Rintrao; von den wilden Irokesen aber wird er Ozekehta genannt. In der französischen Sprache führt er den Namen L'Erable à sucre. Er hat seinen Namen von dem Nutzen erhalten, welchen man in Nordamerika, und besonders in Pensylvanien und Canada, aus ihm ziehet. Er giebt nemlich eine große Menge süßen Saft, aus welchem vermittelst des Einkochens ein ziemlich guter Zucker bereitet wird. Um solchen zu gewinnen, werden die Bäume im Frühjahr angebohret; da denn der Saft verschiedene Tage nach einander aus den gebohrten Löchern herauszufließen fortfähret. Diese Nutzung ist in Amerika, woselbst sehr große und viele Bäume von dieser Art Ahorn sind, sehr gemein. In den Schriften der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm findet sich S. 149 des 13ten Bandes eine vom Hrn. Professor **Kalm** geschriebene Abhandlung, auf welche Weise aus seinem Saft ein Zucker bereitet werde. Auch in Niedersachsen kömt dieser Baum in freier Luft völlig gut fort, und wird in kalten Gegenden so gar viel höher, als in einem gemäßigten Erdstrich. In England wächst er nur bis 40 Fuß hoch; in dem von Münchhausischen Garten zu Schwebber aber hat vor einigen Jahren ein zwanzigjähriger Baum schon eine Höhe von 40 Fuß erreicht gehabt, dessen unterer Stamm im Durchschnitt erst 8 Zoll dick gewesen; und in dem von Veltheimischen Garten zu Harbke haben achtjährige aus Saamen gezogene Stämme schon eine Höhe von 15 Fuß, und unten am Stamm eine Dicke von 3 Zoll erreicht gehabt.

§. 2. Der **Zuckerahorn** ist jedoch nicht die einzige Art Ahorn, aus welchem ein Zuckersaft gewonnen werden kan, sondern auch die andern zu starken Bäumen erwachsenden b) theils **amerikanischen**, theils **europäischen**

b) Bei folgenden nicht zu so hohen Bäumen aufwachsenden Ahornen finde ich nirgends eines in ihnen befindlichen Zuckersaftes gedacht: 1) Acer sempervirens, *Linn.* **Immer grüner Ahorn**, so in der Levante wild wächset. 2) Acer Tataricum, *Linn.* **tatarischer Ahorn**, The Tartarian Maple, ein in der russischen Tartarei an den Ufern der Wolga auf feuchten Plätzen wild wachsender hoher Strauch. 3) Acer Pensylvanicum, *Linn.* **nordamerikanischer Bergahorn**, The Mountain Maple of America, auch The Dwarf Mountain Maple, ein nach *Linné* in Pensylvanien, nach *du Hamel* in Canada zu Hause gehörender niedriger Baum. 4) Acer campestre, *Linn.* **kleiner deutscher Ahorn**, The small or common Maple, Le petit Erable des bois, ein allenthalben in Europa, und auch bei uns in den Unterhölzern, Gebüschen und Feldhecken anzutreffender mittelmäßig hoher Baum. 5) Acer Monspesulanum, *Linn.* **französischer Ahorn, Ahorn von Montpellier**, The Montpellier Maple, L'Erable de Montpellier, ein im südlichen Theil von Frankreich, besonders bei Montpellier, auch in Crain in den Wäldern und auf Bergen anzutreffender niedriger Baum. 6) Acer Creticum, *Linn.* **cretischer Ahorn**, The Cretan Maple, L'Erable de Candie, welcher

schen Ahörne geben gleichfalls eine Menge desselben; nur soll solcher nicht völlig so zuckerreich seyn, als der von dem eigentlich so genannten Zuckerahorn.

§. 3. Unter den **amerikanischen** Ahornen ist es 1) Acer rubrum, *Linn.* **Nordamerikanischer rothblühender Ahorn, rothblühender virginischer Ahorn, rother Maßholder,** The Scarlet flowering or Virginian flowering Maple, L'Erable rouge d'Amerique, und beim *du Hamel* Plane de Canade, welcher im Frühjahr viel süßen Saft zu Zucker und Syrup liefert. Man findet ihn in Virginien, Carolina und Pensylvanien in den Wäldern, und auf sumpfigen Plätzen gemeiniglich nebst den Erlen wildwachsend und sehr hoch, aber nicht sonderlich dick von Stamm; wie er denn auch in England nur zu 25 Fuß hoch wird. Auch in Deutschland kömt er in freier Luft völlig gut fort. 2) Acer Negundo, *Linn.* **Virginischer eschenblätteriger Ahorn, Ahorn mit dem Eschenblatt aus Virginien, virginischer Maßholder,** The Virginia Ash-leaved Maple, l'Erable de Virginie à feuilles de Frêne. Dieser giebt eben so viel und eben so zuckerhaften Saft, wie der vorhergehende. Er gehöret besonders in Virginien zu Hause, und ist daselbst einer der größten Bäume; kömt auch in Deutschland gut fort, und liebet einen feuchten Boden. In England wird er über 40 Fuß hoch. Aus seinem Saft wird in Amerika Zucker gekocht c).

§. 4. Unter den **europäischen** Ahornen gehören hieher 1) Acer Pseudo-Platanus, *Linn.* der **gemeine weiße Ahorn,** Bergahorn, die Ehre, Ohre, Waldesche, Arle, Steinahre in der Schweiz, Urle in Schlesien, Spillenholz in Sachsen, The greater Maple, or False Platanus or Sycomore Tree, L'Erable blanc de Montagne, Sycomore. Er wächset in



welcher in der Levante wild wächset. 7) Acer Opalus, *Mill.* **italienischer Ahorn,** oder Opalus, ein in Italien, besonders um Rom sehr gewöhnlicher hoher Baum. 8) Acer striatum, *du Roi*, **nordamerikanischer gestreifter Ahorn,** The striped Back Maple, l'Erable à feuille de Tilleul, (nach Hrn. Seuereusens feiner Gärtnerei eine Spielart von Acer Pensylvanicum, *Linn.*) ein aus Nordamerika herstammender Baum, von welchem es noch zweifelhaft ist, ob er hoch werde, oder nur niedrig bleibe.

c) In dem vorhin gedachten Briefe aus Canada wird zwoer Arten solcher Bäume gedacht, aus deren Saft Zucker bereitet würde. Der zweite unter denselben ist entweder Acer rubrum oder Acer Negundo, wiewohl aus beiden in Nordamerika gewöhnlich Zucker gemacht wird. Der sel. Landdrost von Münchhausen hat, nach Hausvat. Th. 5. S. 97. einstens Ahornzucker aus Amerika erhalten, welchem ein Blatt von Acer Negundo beigelegt gewesen ist. In der deutschen Uebersetzung vom du Hamel wird gesagt, man unterscheide in Canada das Zuckerwasser, welches von dem weißen Ahorn, und das, so von dem rothen Ahorn komme, und nenne den aus jenem gekochten Zucker Ahornzucker, und den

in den gebirgigen Gegenden der Schweiz, und des Erzherzogthums Oesterreich, in Schwaben, im Magdeburgischen Holzkreise, im Herzogthum Braunschweig, im Fürstenthum Anhalt hinter Harzgerode, und überhaupt in ganz Deutschland d) auf Bergen und in Wäldern in den Vorhölzern wild, meistens aber an schattenreichen Stellen, um Hügel, Bäche und Quellen, im dicksten Gebüsch von Laub und Nadelholz. Er wächst über 40 Fuß hoch und vermehret sich von selbst durch seinen ausfallenden Saamen. Aus seinem Stamm, wenn man denselben im Frühjahr anbohret, kan man, nach Herrn D. *du Roi* Versicherung, eine Menge süßes Wasser gewinnen, welchem man durch das Einkochen oder Eintrocknen eine krystallinische Gestalt geben kan, und daraus eben so, wie die Nordamerikaner aus ihren rothen, eschenblättrigen und Zuckerahornen, einen ähnlichen Zucker erhält. Er giebt auch mehr Zuckerwasser als die nun folgende Art. 2) Acer Platanoides, *Linn.* die **Lenne**, Lehne, Löhne, der Leinbaum, Linbaum, Breitlaub, Breitlöbern, Breitblatt, Weinblatt, deutscher Zuckerahorn, in der Schweiz Leinahre, The Norway Maple, Le Plane. Er ist in allen, sowohl nördlichen als südlichen Ländern von Europa sehr gemein, und wächst gern in Wäldern auf Bergen, bald als ein Baum, bald als ein Strauch, und wird in England bis 40 Fuß hoch. Im Winter und Frühling giebt er einen zuckerhaften Saft, welcher beim Anbohren häufig herausfließet, und wovon 8 Maaß ohngefehr 1 Pfund Zucker geben e). — Herr D. Gleditsch schreibt von diesen beiden Ahornen folgendes: „Wenn die vollwüchsigen Stämme, welche wenigstens 8, „10 bis 12 Zoll stark seyn sollen, nach „dem ersten harten Frost, im November, und wenn die Wurzeln recht mit „Schnee belegt sind, bei heiterm, aber „sehr strengem kaltem Wetter, an der „Mittagsseite, mit einem halbzölligen Bohrer, 1 Fuß hoch von der „Erde und $1\frac{1}{2}$ Fuß f) tief ins Holz „gebohret werden, so geben sie, laut „Erfahrung, bis Ende des Decembers, „alle

den aus diesem, **Plainezucker.** Der rothe Ahorn ist hier Acer rubrum, welcher nach *du Hamel* Plane de Canada genannt wird. Welche Art aber der weiße Ahorn sey, läßt sich aus der Uebersetzung nicht errathen, weil der Hr. Uebersetzer die französischen Benennungen nicht allezeit gehörig hinzugefügt hat. Das Ahornwasser soll süsser seyn, als das von der Plaine, aber der Zucker von der Plaine angenehmer, als der vom Ahorn. Wie beide Arten von Zucker bereitet werden, findet man eben daselbst S. 30. u. f.

d) In unserm Lande auch unter andern im Amte Medingen.

e) Acer Platanoides, primo vere sub frigidis noctibus vulneratum, lacrymam stillat, Betulæ in modum, quæ lento igne cocta & inspissata præbet saccharum candidum, instar sacchari officinarum. *Linn. Amœnit. Acad.* III. 85.

f) Soll wohl $1\frac{1}{2}$ Zoll heißen.

„alle vier und zwanzig Stunden, von „7 bis 10 Quart eines recht zuckerrei„chen Saftes, auch in gewißen Jah„ren und Grunde etwas mehr. Wenn „die Witterung sehr gelinde und naß „ist, ist dieser Saft weniger süß und „zuckerig, und wird nicht gezapft. Nach „dem ersten Abzapfen läßt man es et„wa dreißig Tage lang dabei bewen„den; wiederholet es alsdenn zum „andern mal noch etliche zwanzig Ta„ge, wenn nemlich und so lange der „Sonnenschein bei starkem Frost an„hält. Weiter würde es nicht rathsam „seyn, theils wegen der Bäume, theils „eines krautigen und balsamischen Ne„bengeschmackes halber, welcher im „Syrup nicht angenehm ist. Vor 35 „Jahren habe ich in der Churmark zu „Trebniz hierüber Versuche gemacht, „und vor wenig Jahren ist eben der„gleichen von einem fleißigen Landpredi„ger geschehen, welcher hieher den Zuk„ker und die dazu gehörige Nachricht „von dessen leichter Verfertigungsart, „zur Beurtheilung eingeschickt hat. „Der frische Zuckersaft aus diesem „Ahorn gehet in etwa 24 bis 30 Stun„den bald in Gährung, und kan einen „scharfen Essig, auch Brandtwein, „und sonst einen guten Landzucker ge„ben; welcher leztere aber nicht so süß „macht, als der fremde, und folglich „davon etwas mehr genommen werden „muß, als gewöhnlich. Es ist nicht „schwer zu beurtheilen, ob man in ge„wissen Gegenden, und wenn man von „diesem Nebengeschäfte Vortheile zie„hen, oder dabei verlieren würde, aus „welchem Grunde man es also unter„nehmen, oder unterlassen solle.„ — In einer von eben diesem Herrn Hofrath Gleditsch dem Herrn D. du Roi ungedruckt mitgetheilten schönen Abhandlung von den Ahornen, ist bei Erwähnung ihres süssen Saftes noch der Gedanke hinzu gefügt, „daß wir „aus unsern Ahornen und etlichen be„kanten überaus schlechten Wurzeln „vielleicht eben so guten und so vielen „Zucker verfertigen könten, als ande„re Nationen aus ihrem Zuckerrohr, „wenn wir nemlich Ländereien übrig „hätten, die wir nicht höher zu nutzen „wüßten, und auf diesen armselige „Menschen an Sklaven und Mohren „in genugsamer Menge zu unsern Be„fehlen wären, die uns für Schläge „und geringe Kost Unterthänigkeit lei„steten.„ Ein Gedanke, der seine völlige Richtigkeit hat.

§. 5. Man siehet aus diesem allen, daß es sich in unsern Gegenden der Mühe und Kosten nicht verlohnen würde, irgend eine der zuvor beschriebenen Ahornarten blos um des aus ihrem Saft zu gewinnenden Zuckers willen im Großen anzupflanzen. Wer sie inzwischen, um von ihnen zum Vergnügen Pflanzungen anzulegen, verlangt, kan den **Zuckerahorn** unter dem Namen Acer saccharinum, den **rothblühenden** unter dem Namen Acer rubrum, den **eschenblättrigen** unter dem Namen Acer Negundo, den **gemeinen weißen** unter dem Namen Acer Pseudo-Platanus, und die **Lenne** unter dem Namen Acer Platanoides

 bei

bei **Joh. Nicol. Buck, Kauf- und Handelsgärtner in Hamburg, wohnhaft bei dem Dammthor am Walle**, laut seines im J. 1779 zu Bremen gedruckten **Verzeichnisses von Bäumen, Sträuchern, Pflanzen und Saamen** S. 9. bekommen; bei welchem auch von dem **gemeinen weißen Ahorn** die sich durch den Saamen fortpflanzende Spielart **mit scheckigen Blättern**, The striped Maple, Le Sycomore panaché, unter dem Namen Acer Pseudo-Platanus foliis eleganter variegatis, und von der **Lenne** die durchs oculiren auf ungestreifte Stämme fortzupflanzende Spielart **mit scheckigen Blättern**, The striped Norway Maple, Le Plane à feuilles panachées, unter dem Namen Acer Platanoides foliis eleganter variegatis zu bekommen ist. Wer sie jedoch lieber aus England verlangt, kan sie, laut eines im J. 1777 in London gedruckten Catalogue of Plants and Seeds, which are sold by Conr. Loddiges, unter den zuvor gedachten botanischen Namen von Herrn *Conrad Loddiges Nursery and Seedsman, at Hackney, near London*, d. i. **Pflanzschulengärtner und Saamenhändler zu Hackney bei London**, verschreiben, von welchem man auch zu den drei erst genannten Arten frischen amerikanischen Saamen bekommen kan.

§. 6. Vielleicht ist es einigen Lesern dieser Blätter nicht unangenehm, wenn ihnen bei dieser Gelegenheit die neueste Anweisung, welche wir zur Erziehung der Ahorne aus England haben g), in einer Uebersetzung vorgelegt wird. Was in derselben in Klammern eingeschlossen ist, sind Zusätze aus andern erfahrnen Schriftstellern, z. E. aus Miller, du Roi &c. — Die Ahorne insgesammt können ohne sonderliche Mühe aus **Saamen** gezogen; können aber meistens auch durch Absenker, und durch abgeschnittene **Zweige** vermehret werden.

a. **Aus Saamen.** Dieser gebraucht nur ins freie Land gesäet zu werden. Man säet ihn entweder schon im Herbst, so bald er nur reif ist, oder doch sehr zeitig im Frühjahr; am besten aber im Herbst, weil die Frühlingsaussaat gar zu ungleich, (oder wohl gar erst im folgenden Frühjahr, oft auch gar nicht) aufzugehen pflegt; (in Niedersachsen jedoch am liebsten erst im Frühjahr, weil der im Herbst gesäete Saamen schon im Merz aufkeimet, und die jungen Stämme dann durch die unter unserm Himmelsstrich vorfallenden Nachtfröste oft entweder ganz zu Grunde gerichtet, oder doch kränklich werden, — und erfrorne junge Ahorne, weil sie ihre Saamenblätter mit aus der Erde bringen, nicht wie erfrorne junge Eichen wieder aus der Wurzel treiben. Damit er jedoch während des Winters seine Kraft zum Aufgehen nicht verliere, muß man ihn, in wohl getrockneten Sand, oder in trocknen

g) Aus *Mawe* and *Abercrombie* Universal Gardener and Botanist. Lond. 1778. gr. 8. von welchem vortreflichen Buche nächstens eine deutsche Uebersetzung mit Anmerkungen für unser Klima erfolgen wird.

trocknen mit Weizenspreu vermengten Sand gepackt, in einem weder zu kalten noch zu warmen Zimmer aufbewahren; gleichwie er auch eben so eingepackt werden muß, wenn er weit versandt werden soll.) Zum Saamenbeet muß ein leichtes und lockeres, (und zu den nordamerikanischen Arten, weil solche, so lange sie jung sind, zumal der Zuckerahorn, die volle Sonne nicht gut ertragen können, sondern in der ersten Zeit nach ihrem Hervorkeimen gar leicht in einem einzigen Tage von der Sonne zu Grunde gerichtet werden, ein zugleich schattenreiches) Stück Land genommen werden. Dieses muß umgegraben, in 3 bis 4 Fuß breite Beete abgetheilet, klar geharkt, mit dem Saamen besäet, und dieser dann mit etwas mehr, als ½ Zoll hoch (leichter) Erde bedeckt werden. Im April oder Mai pflegen die jungen Pflanzen hervorzukeimen, und (wenn sie von Unkraut rein gehalten werden,) um Michaelis schon 8 bis 10 Zoll hoch, (bei einigen Arten aber so gar über 1 Fuß hoch) zu seyn. Alsdenn, (zumal wenn sie etwas dicht stehen solten,) oder auch erst im folgenden Frühjahr, können schon einige der stärksten Pflanzen, — im nachher folgenden Herbst aber müssen sie alle ausgehoben, und in die Pflanzschule, in 2½ (oder 3) Fuß weit von einander entfernte Reihen (2 Fuß weit von einander) verpflanzt werden; woselbst sie wenigstens 4 bis 5 Jahr, oder doch so lange stehen bleiben müssen, bis sie 5 oder 6 Fuß hoch geworden sind, da sie dann zu Plantagen gebraucht werden können.

b. Durch (eingeschnittene) **Absenker, und durch abgeschnittene Zweige.** Diese beiden Arten der Vermehrung müssen im Herbst vorgenommen, und dazu neue Schüsse von jungen Zweigen genommen werden, welche sich binnen Jahresfrist zu bewurzeln pflegen. (Die Vermehrung durch Absenker kan auch noch im Frühjahr geschehen.) — Die **Spielarten mit scheckigen Blättern** müssen entweder durch Absenker, oder durch abgeschnittene Zweige, (durch welche sie sich, wenn diese nur etwas vom alten Holz haben, leicht vermehren lassen,) oder durch okuliren (und pfropfen) auf andere junge Stämme fortgepflanzt werden. Die von dem Acer Pseudo-Platanus giebt zwar aus dem Saamen bisweilen wiederum scheckige Pflanzen, (eine Eigenschaft, welche ihr vor vielen andern scheckigen Pflanzen eigenthümlich ist.) Die zuverläßigsten Arten ihrer Vermehrung sind jedoch die zuvor genannten, weil man dann allezeit scheckige Pflanzen wieder bekömt. (Wenn man die Zweige zum stecken im Frühjahr abschneidet, ehe die Knospen aufbrechen, können sie sich, in Moos gepackt, 4 bis 6 Wochen halten, und also weit in die Ferne versandt werden. Doch werden die aus Zweigen gezogenen Stämme nie so hoch, als die aus Saamen.)

§. 7. Der Saamen liegt in einer runden platten Capsel, welche sich oberwärts

wärts mit einem dünnen ausgebogenen großen Flügel endiget; und von diesen Saamenbehältnissen sind allezeit zwei, unten mit einander verwachsen. In jeder Capsel liegt ein rundliches, plattes, und schwarzes Saamenkorn.

## Nachricht von einer glücklichen Inokulation auf dem Lande.

Als im vorigen Winter die Kinderblattern in hiesiger Nachbarschaft recht giftig wütheten, so daß wohl mehr als das fünfte Kind ein Opfer des Todes geworden, wurde man durch die, von der Vortreflichkeit der Einimpfung sehr überzeugende Schrift des Herrn Professor Schröters zu Rinteln, bewogen, selbige dieser kleinen Gemeinde zur bestmöglichsten Erhaltung ihrer Kinder bestens zu empfelen. Es wurden hierauf 60 bis 70 Kinder, größtentheils aus dieser Gemeinde, in einem gewissen Hause zusammen gebracht, und von einem darzu erbetenen geschickten Manne, mit einem so glücklichen Erfolge inokuliret, daß aller dieser Kinder Leben gerettet ward: Nur eins ist ½ Jahr nachher gestorben, aber auch dies eine ist keinesweges an den Folgen der Inokulation gestorben, sondern weil es von Natur kränklich und sonst kein längerer Lebensgrund da war und ohnehin eben so wohl würde darauf gegangen seyn. Dahingegen sturben von etwa 10 bis 12 Kindern an den natürlichen Blattern, gleich binnen einigen Tagen 4, und zwar recht elend unter vielen Schmerzen. Nach diesem sehr ungleichen Verhältniß im kleinen zu urtheilen, dürfte im ganzen und großen genommen wohl wahr genug seyn, was über der erwähnten Abhandlung stehet: — Natura decimus perit hac millesimus arte! — Mögte also doch diese zum besten des menschlichen Geschlechts so glücklich erfundene Kunst immer allgemeiner und ausgebreiteter werden!

Neuenkirchen in der Grafschaft Hoya. J. J. H.

## Hitze der Luft beim Brande in Gera.

Mein Freund — — befand sich am 18ten Sept. 1780 zu Gera, und suchte die Flamme anfänglich mit zu löschen, da aber solche überhand nahm, flüchtete er, gleich denen Bürgern ausserhalb der Stadt. Hier beobachtete derselbe sein beständig in der Tasche tragendes Thermometer, und fand den Stand desselben um 7 Uhr auf + 50 Grad Reaumur, welches mit + 144,5 Fahrenheit und 56,15 de l'Isle gleich ist.

Nordhausen. Gottfried Erich Rosenthal.

Hannoverisches Magazin.

29tes Stück.

Montag, den 9ten April 1781.

## Unterricht wegen des inländischen Tobacksbaues. *)

Vom Hrn. Ziegeleiverwalter Fr. Friedrich Wundram zu Herrenhausen.

Daß der Rauchtoback jetzt nächst dem täglichen Brod, fast eines der unentbehrlichsten Bedürfnisse des Soldaten und gemeinen Mannes ist, wird einem jeden sattsam bekant seyn. So lange dieses Produkt, von den nordamerikanischen Pflanzern in großer Menge, und um leidlichen Preis, nach Deutschland geführet worden, haben wenige Provinzen es für vortheilhaft gehalten, solches selbst zu bauen; seitdem sich aber dort kriegerische Vorfälle äußerten, und der ausländische Toback ungemein theuer würde, kamen viele Häuswirthe und Häuslinge in den Churf. Braunschweig-Lüneburgischen Landen auf die Gedanken: ob der den Fremden zugeflossene Gewinn, der im ganzen genommen, schon sehr beträchtlich ist, nicht im Lande bleiben könte.

Vielen fehlte es zwar zu Erreichung dieses Zwecks nicht an Gelegenheit, allein es mangelte ihnen an Kentniß, Pflanzen von der besten Gattung zu ziehen, und den Tobacksbau so weit zu vollenden, bis solcher zum eigenen Gebrauch und zur Versilberung an die Fabrikanten tauglich wird.

Königl. Landesregierung verfügte dieserwegen schon vor vier Jahren, daß von dem großblätterichten virginischen Tobacksaamen zu Herrenhausen auf Herrschaftliche Kosten Pflanzen gezogen wurden, die ich unter die Landesunterthanen, welche zum eigenen Anbau dieses Produkts Neigung bezeigten, umsonst austheilen mußte. Ich habe mich diesem Befehl und Geschäfte desto eifriger gewidmet, weil ich überzeuget bin, daß der geringe Landmann in wenig Jahren dahin belehret wer-



*) Obgleich in den letztern Jahren viele Anweisungen und Belehrungen von der besten Art Toback zu bauen bekant gemacht sind, so hat man dennoch nicht überflüßig gehalten, gegenwärtigen Unterricht in diesen Blättern abdrucken zu lassen, theils weil solcher dem hiesigen Landmann gewisser als andere dergleichen Anweisungen vor Augen komt, theils weil derselbe sich auf Erfahrungen gründet, die in hiesigen Landen durch den Fleiß des Herrn Verfassers in mehreren Jahren gemacht worden.

werden kan, den Toback eben so leicht zu bauen, wie die ihm vormals fremd gewesenen Kartoffeln, und dadurch auch künftig eine ansehnliche Geldsumme im Lande bleibt.

Obiges voraus gesetzt, bin ich nicht allein selbst darauf bedacht gewesen, nach dem Leitfaden der Erfahrung, auf eine dem gemeinen Mann einleuchtende Art schriftlich zu bemerken, was bei dem Tobacksbau im kleinen und grossen zu beobachten sey, sondern ich bin auch von vielen Landesunterthanen, schriftlich und mündlich dazu aufgefordert und ersucht worden, diejenigen Schwierigkeiten und Hindernisse, die sich bisher sowohl bei der Erziehung der Tobackspflanzen, als auch bei der Behandlung und Zubereitung des erzielten Tobacks geäußert haben, zu heben, und ihnen Unterricht zu ertheilen, wie sie sich nicht allein die Tobackspflanzen mit Ueberhebung der ihnen größtentheils zu kostbar fallende Anschaffung der Mistbettekasten und Fenster, mit leichter Mühe selber ziehen, verpflanzen und behandeln, sondern auch von dem erzielten Toback nach Gefallen Gebrauch machen können. Und da ich durch viele angestellte Versuche, die dazu erforderlichen zweckmäßigen Mittel ausfindig gemacht habe; so darf ich auch hoffen, daß die Herrn Prediger auf dem Lande, aus patriotischer Gesinnung, das ihnen zu Händen kommende nützliche Hannöverische Magazin, in solchen Punkten, wo es zum gemeinen Besten Belehrungen enthält, ihren Eingepfarrten bekant machen werden, und daher habe ich mich auch hierin dieses Mittels bedient.

## 1. Von Erziehung der Virginischen- und Knastertobackspflanzen.

### Erste Art.

Diejenigen Tobacksbauer, welchen es bisher an den erforderlichen Mistbettekasten und Fenstern gefehlet hat, und denen es beschwerlich fällt, sich dergleichen anzuschaffen, können auf folgende Art doch ihren Zweck erreichen. So bald im Frühjahr der Frost aus der Erde ist, suche man sich einen Ort im Garten, am Hause oder Kampe aus, der von der Morgen- und Mittagssonne beschienen wird, wo man das Pflanzmistbett anlegen will. Wider den Nord- und Ostwind muß ein solches Mistbette durch Scherwände, oder Befriedigung von alten Brettern oder Buschwerk, geschützt seyn. Man lasse auf diesem Platze eine 4 Fuß breite und 2 Fuß tiefe länglichte Grube, nach Anzahl der benöthigten Tobackspflanzen ausgraben, fülle selbige mit frischem Pferdemist 1 Fuß hoch an, lasse den Mist darin mit den Füssen fest treten, und bedecke die Grube alsdenn inwendig an den Seiten herum mit Brettern etwa $2\frac{1}{2}$ Fuß hoch, welche jedoch gegen die Sonne niedriger, und also abschüßig gelegt werden müssen. Daß die Bretter, welche ohngefähr $1\frac{1}{4}$ Fuß am obersten Ende über der Erde hervorstehen, nicht ausweichen, solches kan man durch dahinter ge-

geschlagene kleiner Pfäle verhüten. Auf den Pferdemist komt noch ½ bis ¾ Fuß hoch frischer Kuh- oder Schafmist, oder in Ermanglung dessen, noch so viel Pferdemist, welcher gleichfalls feste angetreten wird. Auswendig werden die Bretter auch mit frischem Pferdemist belegt, um das Bette dadurch zu erwärmen, und das baldige Keimen des Tobacksaamen, wie auch das geschwinde Wachsthum der Pflanzen zu befördern. Hiernächst nimt man von der besten nicht gar zu schweren noch zu klümperigen Gartenerde, reiniget solche von Steinen und allen Unkrautswurzeln, beschüttet das Mistbette damit ¼ Fuß hoch, drückt selbige mit der flachen Hand feste nieder, und macht sie alsdenn mit einer kleinen Harke nach der abschüßigen Lage wieder ein wenig eben. Dieses nunmehr fertige Mistbette, wird darauf mit Stroh oder Schilfmatten zugedeckt. Hat aber ein Tobacksbauer alte abgenutzte Stuben- oder Kammerfenster liegen, oder kan sonst ohne große Kosten dazu gelangen, so wähle er statt der Matten die Fenster, weil diese vor jenen doch immer den Vorzug behalten, und man dadurch früher und sicherer die erforderlichen Tobackspflanzen erhält. Bei noch eintretenden Nachtfrösten ist es gut, wenn zu mehrerer Sicherheit, wenigstens des Nachts, die Fenster noch mit Matten belegt werden. Der auszusäende Tobacksaame, wozu man unter den verschiedenen Sorten Saamen, den von der großblätterigten virginischen Tobackspflanze zu Herrenhausen bisher gewählt und ausgesäet hat, weil dieser als der ergiebigste befunden ist, muß einen Tag und eine Nacht in laulicht warmen Wasser eingeweicht alsdenn heraus genommen, in ein Stück Linnen gebunden, an einen warmen Ort gelegt und feuchte erhalten werden. Letzteres kan dadurch am leichtesten geschehen, daß man den in Leinewand gebundenen Saamen des Abends und Morgens durch laulicht warmes Wasser zieht. Fängt der Tobacksaame nun an zu keimen, so vermischt man ihn mit etwas trockener Erde oder Asche, und säet ihn alsdenn, jedoch nicht zu dicke, auf das Mistbette. Damit er aber nicht durch das bisher üblich gewesene Harken und Fegen mit dem Besen zu tief unter die Erde komme und verderbe, so habe ich den hier ausgesäeten Saamen jedesmal mit der nemlichen vorher gemeldeten Gartenerde 1 Zoll hoch bestreuet, nachher die Erde mit einem leichten Brett ein wenig zugeklopft, und ihn durch diese Behandlung recht gut zum Auflaufen gebracht. Man deckt hierauf das auf die Weise besäete Mistbette entweder mit Fenstern oder Matten zu, und läßt es 8 Tage unaufgedeckt liegen, jedoch muß zuweilen die Erde fleißig untersucht werden, ob dieselbe auch nicht zu warm oder zu trocken geworden, welches dem Tobacksaamen schädlich ist. Findet sich das erstere, so müssen die Fenster oder Matten gelüftet, und an der einen Seite einige Finger breit aufgestützet, oder nach Befinden wohl gar abgenommen werden. Ist aber die Erde auf dem Mistbette zu trocken geworden,

 so

so besprengt man sie in Ermangelung einer feinen Brause vorsichtig mit einem in laulicht warmes Wasser getauchten Besen. Wenn der Saame schon aufgelaufen und heran gewachsen ist, so muß man ihn etwas stärker besprengen, aber doch auch nicht zu viel. Daß das Mistbette vom Unkraut fleißig gereiniget werden muß, versteht sich von selbst. Sind die Tobackspflanzen zum Verpflanzen hinlänglich groß und tauglich, (bei einer guten Wartung und Behandlung müssen sie es schon im Anfange oder der Mitte des Maimonats seyn,) und die Witterung ist so beschaffen, daß man wahrscheinlich keine Nachtfröste mehr zu befürchten hat, so verpflanze man sie, denn bei einer frühzeitigen Verpflanzung gewinnet man immer.

## Zweite Art.

Nach dieser zweiten Art würde man sich die benöthigten Tobackspflanzen mit leichter Mühe und ohne erhebliche Ausgaben verschaffen können, wenn an jedem Orte eine Gesellschaft Tobacksbauer zusammen treten, und die Mistbetten, worauf sie die benöthigten Pflanzen erziehen wolte, auf gemeinschaftliche Kosten anlegte. Würden auch alsdenn die Mistbette mit neuen oder alten Fenstern versehen, so blieben doch die Kosten auf eines jeden Antheil sehr geringe. Diejenigen hingegen, die den Tobacksbau nur im kleinen treiben, damit erst Versuche anstellen, und sich nur auf Auspflanzung 20, 30 bis 40 Schock Pflanzen einschränken wollen, oder deren Absicht gar dahin gehet, jährlich nicht mehr Toback zu bauen, wie sie zu ihrem eigenen Gebrauch nöthig haben, können mit noch geringerer Mühe und wenigern Kosten, wie in der nachfolgenden Dritten Art angezeigt ist, zu ihrem Zweck gelangen.

## Dritte Art.

Man schlage von alten Brettern einen Kasten zusammen, oder nehme eine durchgesägte Tonne, fülle selbige blos mit guter gedüngter Erde an, säe den Tobackssaamen auf die vorhin beschriebene Art hinein, setze diesen Kasten oder Tonne des Tages bei Sonnenschein und gutem Wetter an die Luft bringe ihn des Nachts wieder ins Haus an einen warmen Ort, und verfahre mit der Wart- und Behandlung des ausgesäeten Tobackssaamen in allem so, wie vorhin gemeldet ist, so wird man sich die benöthigten Pflanzen gleichfalls frühzeitig genug verschaffen köñen.

## II. Von der Zubereitung des Akkers und Versetzung der Virginischen- und Knastertobackspflanzen.

Da einem jeden Garten- und Ackerbauverständigen, ohne meine Erinnerung schon bekant seyn wird, daß man von gut gedüngetem und bearbeitetem Garten- oder Ackerlande, auch Hofnung hat, gute und ergiebige Früchte zu sammeln, hingegen die Ernte von schlecht gedüngtem und bearbeitetem Garten- und Ackerlande immer kärglich ausfällt, so halte ich es für überflüßig hier von der Zubereitung und Düngung des Landes, worauf man

die

die Tobackspflanzen versetzen will, die auch den mehrsten Tobacksbauern zu kostbar fallen, und wodurch sie vom Bau dieses Gewächses abgeschreckt werden würden, weitläuftig zu handeln. Auch finden hierbei keine gewisse besondere Regeln statt, die von jedermann zur Anwendung gebracht werden können, sondern es hängt von eines jeden Tobacksbauers Kräften und Viehstapel mit ab, in wiefern er sein Land zu düngen und zu bearbeiten im Stande ist. Ich muß also meinen Vorschlag wegen der Zubereitung des Garten- und Ackerlandes dahin einschränken, und nur mit wenig Worten bemerken, daß die Erlangung einer reichlichen und guten Tobacksernte mit darauf beruhet, daß man das Garten- oder Ackerland, worauf man die Tobackspflanzen auszupflanzen gedenket, im vorhergehenden Herbste tief graben oder pflügen, und so gut als möglich mit kurzem Mist düngen, des Frühjahrs vor dem Aussetzen der Pflanzen aber wiederum gut graben oder pflügen lasse. Sind die Tobackspflanzen im Anfange oder in der Mitte des Maimonats so weit heran gewachsen, daß sie etwa das fünfte Blatt getrieben haben, mithin zum Versetzen zeitig sind, und die Witterung ist so beschaffen, daß man glaubt für den Nachtfrösten gesichert zu seyn, so schreite man zum Versetzen, und zwar auf folgende Art: Ehe man die Tobackspflanzen aus dem Mistbette zieht, thut man wohl, wenn man sie begießt, um das Erdreich dadurch aufzulockern, damit beim Herausziehen noch etwas Erde an den Wurzeln hängen bleibe. So bald die Pflanzen aus dem Mistbette gezogen sind, setzet man sie in den zubereiten Acker 2 Fuß Quadrat aus einander, und verfährt mit dem Verpflanzen selbst auf die nemliche Art, wie man mit Auspflanzung der weißen Kohlpflanzen zu thun pflegt. Erfolget nach geschehenem Verpflanzen kein Regen, so muß man sie nothwendig, jedoch vorsichtig, begießen.

### III. Von der fernern Bearbeitung der aus den versetzten Virginischen- und Knastertobackspflanzen wachsenden Stauden.

Um das gute Wachsthum dieser Tobackspflanzen zu befördern, muß das Erdreich fleißig behackt, aufgelockert und vom Unkraut gereiniget, auch die Pflanzen bei trockener Witterung begossen und angehäufet werden. Wenn sie nun in die Höhe schießen, so schneidet man die herauskommenden Saamenköpfe oder Blumen ab, und läßt selbige nur an den stärksten Stauden, welche man zum Saamenziehen gebrauchen will, sitzen. So bald sich an den Stauden oder über dem Stengel des Blatts Ausschößlinge zeigen, die man den Geiz nennet, so müssen solche unverzüglich abgebrochen, jede Staude genau untersucht, und diese Arbeit wenigstens alle 8 Tage vorgenommen werden. Mit dem fleißigen geizen, begießen, behacken, und Ausgätung des Unkrauts, wird bis zur völligen Reife des Tobacks fortgefahren.

## IV. Von der Behandlung der abzunehmenden Tobacksblätter.

Haben die Tobacksblätter ihre völlige Reife erlangt, welches man daran erkennet, wenn sie gelb werden, einen starken Geruch von sich geben, und die Spitzen sich zur Erde niedersenken, wozu vom Anfang der Versetzung der Tobackspflanzen bis zur völligen Reife derselben 12 bis 15 Wochen Zeit, nach Beschaffenheit der Witterung, erfordert wird, und welches nach der frühen oder späten Auspflanzung entweder am Ende des Augusts, oder Anfang des Septembers erfolget, so bladet man sie bei trockenem Wetter und Sonnenschein ab. Man muß sich aber in acht nehmen, diese Arbeit niemals bei regnigtem Wetter vorzunehmen, weil man sonst dadurch die Fäulung der Blätter befördern würde. Hiernächst lege man die abgebladeten Tobacksblätter etwa 24 Stunden in kleine Haufen, damit sie sich ein wenig erhitzen, und ziehe sie sodann mit einer Packnadel auf Bindfaden. Man kan auch die Rippen der Tobacksblätter bis ans Ende, damit sie besser austrocknen, aufritzen, solche anstatt des Bindfadens auf Spießstöcke ziehen, und sie auf einen luftigen Boden hängen. Nie müssen mehr Tobacksblätter abgebladet werden, wie man zur Zeit auf die Schnur oder Spießstöcke ziehen kan, weil sie sich sonst leicht zu stark erhitzen und in Fäulung gerathen. So bald die erste Abbladung der Tobacksblätter vollendet ist, muß man auf den zweiten Blätterauswuchs, Bedacht nehmen, und dabei keinen Fleiß sparen, indem ein guter Herbst noch immer einen guten Nachwuchs von Tobacksblättern liefert, wodurch die angewandte Mühe belohnet wird. Was diesen zweiten Tobacksblätterauswuchs betrift, so läßt man nach der ersten Abbladung an jedem Stengel die großen ausgeschoßenen Geizzweige mit ihren großen Blättern fortwachsen, bricht ihnen die Köpfe sowohl, als andere hervorkommende Nebenzweige und kleinen Blätter ab, und verfährt hiebei auf gleiche Art wie mit den Stauden der ersten Tobackspflanzen. Bei einer solchen Bearbeitung zeiget sich bald der Vortheil den man davon hat. Diese Blätter welche schon einmal da, und in vollem Wachsthum sind, gelangen viel geschwinder zur Vollkommenheit wie die erstern, und bleiben also kein Geiz mehr, sondern werden durch das geizen und abköpfen zu brauchbaren Blättern. Kömt dieser Nachwuchs vor dem Frostwetter noch zur Reife, wie doch bei einer nicht zu späten Tobackspflanzung die mehrste Zeit geschicht, so verfährt man damit auf gleiche Art, wie bei der ersten Blätterabnahme geschehen ist. Nachher werden die Tobacksstauden mit der Wurzel aus der Erde gezogen, in Stücken gehauen, und zur künftigen Düngung des Ackers entweder untergegraben oder untergepflüget. Bei dem Aufziehen der Tobacksblätter auf Schnüre oder Spießstöcke, und Aufhangung derselben auf einen luf-

luftigen Boden, muß auch die Vorsicht gebraucht werden, daß der Bindfaden nicht zu schwach, und die Blätter nicht zu dicht an einander gezogen, auch nicht zu nahe über einander gehangen werden, um sie dadurch vor der sonst leicht entstehenden Mulstrigkeit, Schimmel und Fäulung zu bewahren. Man muß aber auch dahin sehen, daß die Blätter nicht gar zu stark austrocknen, weil sie sonst die besten öligten Theile verlieren. Es müssen zu dem Ende bei lange anhaltendem dürren Winde die Luftlöcher, nach Befinden der Umstände, auf eine kurze Zeit verstopft werden. So bald die Tobacksblätter so weit ausgetrocknet sind, daß man dabei keine Fäulung, Schimmel oder Mulstrigkeit mehr zu befürchten hat, nimt man sie bei neblichter und feuchter Witterung ab, bindet sie in kleine Gebinde, und packt sie entweder in einen Kasten, oder Tonne, oder auch an einen trocknen Ort fest auf einander, belegt sie zuerst mit Brettern, und nachher, damit sie schwitzen, mit schwerem Gewicht oder Steinen, hierdurch werden sie feste zusammen gepreßt, und theilen sich einander ihre öligten Theile am besten mit. Man versäume es aber nicht, diese eingepackten Blätter nach Verfließung einiger Wochen wieder um zu packen, so, daß die untersten Gebinde oben zu liegen kommen. Denn durch diese Behandlung erlangen sie für denen einen Vorzug, welche nicht so behandelt sind, und über die Zeit auf dem Boden hangen bleiben.

## V. Von Erziehung des guten Virginischen- und Knastertobacksaamen.

Weil auf die Güte des Tobacksaamen alles ankömt, so ist es um so viel nöthiger, daß dabei der größte Fleiß angewendet werde. Man sucht von den besten Tobacksstauden, welche die größten und dicksten Blätter haben, so viel aus, wie man nöthig hat. Diese Stauden werden nicht geköpfet, sondern man läßt sie frei aufwachsen, bis sich die Krone zum Saamen setzet, und sieht sorgfältig darnach, daß sie überall von Ausschößlingen befreiet bleiben. Oben an der Krone läßt man nur die obersten, und nicht mehr als ohngefehr einige zwanzig Köpfe stehen, damit die Hauptkraft in den Saamen hinein ziehen kan. Der gute Saame wird, ohngeachtet man schon die Blätter von den Stauden abgebladet hat, nicht eher abgenommen, bis er völlig reif ist, welches man an der Farbe der braunen Körner erkennen kan. Alsdenn schneidet man die Büschel mit den Saamenköpfen ab, und hängt sie auf einen Boden zum austrocknen, reibt den Saamen, wenn er trocken ist, aus, macht ihn rein, und hebt ihn bis zur künftigen Aussaat auf.

## VI. Von der Zubereitung des erzielten Tobacks für den Landmann und Tagelöhner, zum Rauchen u. eigenem Gebrauch.

Wenn

Wenn die Tobacksblätter so trokken geworden sind, daß man die Rippen brechen kan, so werden sie, wie ich vorhin schon erwehnt habe, bei feuchtem Wetter abgenommen, und entweder an einen trocknen Ort fest auf einander, oder in Tonnen oder Kasten gepackt, oder auch unter Pressen gelegt, damit sie schwitzen, und sich dadurch einander ihr öligtes Wesen mittheilen, wobei aber die öftere Umpackung nicht versäumt werden muß. In den Fabriken pflegt man die Blätter sorgfältig zu sortiren, die gelbbraunen und grünen auszusuchen, selbige durchs Wasser zu ziehen und aufs neue wieder aufzuhängen, dadurch sie sich denn verbessern und zulezt auch braun werden.

Weil die Tobacksblätter dadurch sehr verbessert werden, wenn man sie 1 bis 2 Jahr fest zusammen gepackt liegen lassen kan, so werden diejenigen Tobacksbauer, welche von ihrem erzielten Toback zum Rauchen selber Gebrauch machen, sich dieses bemerken, und den diesjährigen gebaueten erst künftiges Jahr gebrauchen, damit sie ihn dadurch veredeln.

Der zu Herrnhausen, sowohl von der großblättrigten Virginischen als auch Knastertobackspflanze gezogene Toback, hat von Natur einen lieblichen Geschmack und Geruch. Diejenigen, welche daher etwas starken Toback lieben, können sich solchen nach der ersten Art meines Unterrichts zum Rauchen brauchbar machen. Man nehme zu dieser Absicht eine Partie von denjenigen Tobacksblättern, welche entweder 1 Jahr alt sind, oder auch nur eine Zeitlang fest zusammen gepreßt gelegen haben, heraus, lasse die Rippen darin sitzen, lege Blatt auf Blatt, und rolle die Blätter so fest als möglich auf einander. Ist die Rolle etwa 2 Zoll dick, so schneide man sie mit einem scharfen Messer in feine Scheiben, und reibe solche mit den Händen tüchtig durch, so, daß der Toback kraus wird und recht durch einander kömt. Man lege ihn darauf noch einige Tage unter die Presse, und alsdenn ist er zum Rauchen brauchbar.

Diejenigen aber, welche lieber etwas gelindern Toback rauchen, können nach meiner zweiten Art die Rippen aus den Blättern nehmen, und alsdenn mit der Zubereitung, wie bei der ersten Art gezeigt ist, verfahren.

Hannoverisches Magazin.

30tes Stück.

Freitag, den 13ten April 1781.

## Von den Feinden der Obstbäume, und von dem Verhalten des Landmanns in Absicht auf dieselben.

(Siehe das 95ste St. vom J. 1775.)

### Siebenter Brief.

Mein Herr!

Ich sehe aus Ihrer geehrtesten Zuschrift sehr ungerne, daß es mit Ihren Obstbäumen nicht recht fort will, und daß sie von vielerlei Arten Ungeziefer sehr leiden. Sie verlangen meinen Rath darüber; und warum solte ich Ihnen solchen nicht gerne mittheilen? Ich habe es Ihnen schon in meinem vorigen Briefe gesagt, daß auch die Obstbäume ihre Feinde haben, die ihnen nach dem Leben trachten und den Untergang drohen. Diese sind von verschiedener Art. Einige beschädigen die **Wurzeln** der Bäume; andere ihre **Borke** oder **Rinde**; noch andere die **Knospen** derselben; wieder andere die **Blumen** der Bäume; noch andere die **Blätter** derselben; und wieder andere die **Frucht** selbst. Sehen Sie, mein Wehrtester, so ist es mit den Obstbäumen beschaffen, und daraus erhellet zugleich, daß es nicht genug sey, den Baum nur gepflanzt zu haben, sondern daß er auch die genaueste Aufsicht erfordere. Diese aber ist nur hauptsächlich nöthig, so lange der Baum noch jung ist. Ich will Ihnen jetzt eine jede Art derselben etwas näher beschreiben, und die Mittel zu ihrer Vertilgung an die Hand geben.

Die erste Art ist diejenige, die den Baum an seinen Wurzeln beschädiget. Das thun die Maulwürfe, die Ratzen, die Mäuse, und die Ameisen. So bald aber die Wurzeln eines Baumes leiden, so stehet der ganze Baum in Gefahr zu Grunde zu gehen. Daher muß man suchen solche entweder zu vertilgen, oder doch von dem Baume zu entfernen. Unter ihnen sind die Maulwürfe die vornehmsten. Denn außerdem, daß sie das Erdreich unter den Wurzeln hohl machen, und dieselben dadurch von der Erde entblößen, so bahnen sie auch den Ratzen und Mäusen den Weg dahin, die dem Baume alsdenn bald das Garaus machen. Hier muß man nun suchen,

sich der Maulwürfe zu versichern. Das geschieht am besten dadurch, daß man in der Nachbarschaft des Baumes die Gänge derselben aufspüret. Findet man solche, so stellet man daselbst eine Falle hin, und bemächtiget sich vermittelst solcher derselben. Es giebt verschiedene Arten solcher Fallen, einige mit langen eisernen Nägeln, andere aber mit Schlingen von Eisendrath. Mir gefällt die leztere Art vorzüglich, und es fehlet bei dem Gebrauche derselben nicht leichte, daß der Feind nicht solte gefangen werden, wenn er, wie gewöhnlich zu geschehen pflegt, seinem vorigen Wege wieder nachgehet. Hat aber der Maulwurf schon sein Lager bei dem Baume, welches man aus den Hügeln abnehmen kan, die bei demselben aufgeworfen sind, so muß man mit einer Handkelle, oder Schaufel die Erde hinweg thun, den Gang des Maulwurfs aufsuchen, solchen mit Erde ausfüllen, und den Maulwurf von dem Baume abzuleiten suchen, dadurch, daß man in einiger Entfernung vom Baume das Erdreich umgräbet.

Wo der Maulwurf voran gegangen ist, da folgen die Ratzen und Mäuse gerne bald nach. Und was richten diese nicht für Verwüstungen unter den Bäumen oftmals an! Ich habe selbst mehr als eine traurige Erfahrung davon gehabt. Ein Paar Bäume, die in dem besten Wachsthum und voller Laub waren, fielen mir einstmals um. Ich wolte sie wieder aufrichten, fand aber zu meiner nicht geringen Bestürzung, daß die Ratzen und Mäuse nicht allein alle Wurzeln abgefressen, sondern auch den Baum selbst in der Erde so abgenaget hatten, daß er einem spitzen Keile ähnlich sahe. Das war eine Folge davon, daß ich dem Maulwurf nicht genugsam nachgespüret hatte. Aber wie vertreibt man denn die Ratzen und Mäuse von den Bäumen? Arsenik und dergleichen zu legen, geht in den Häusern wohl an, wenn gehörige Vorsicht dabei gebraucht wird. Aber im Felde und in den Obsthöfen würde solches zu weitläuftig und mißlich seyn. Ich rathe daher zu einem andern Mittel, und ich kan wohl sagen, daß es das einzigste Präservativ dawider ist. Man pflanze bei einem jeden Baum eine oder zwo Bollen Knoblauch, so wird ihm keine Ratze oder Maus schaden. Vielleicht ist ihnen der Geruch zuwider. Gewiß ist es aber, daß es hilft.

Auch die Ameisen thun den Wurzeln der Obstbäume Schaden. Diese werfen zuweilen eben solche Hügel auf, oder bringen sie zusammen, als die Maulwürfe; oder sie laufen bei den Bäumen häufig herum. Diese sind so leicht nicht zu vertilgen, weil sie in ungeheurer Menge da sind. Man preiset verschiedene Mittel an, dadurch sie vertilget werden können. Man soll z. E. ein Gefäß mit etwas Honig bei dem Baum setzen, und weil sie bald dahin ziehen werden, könne man sich ihrer bemächtigen und sie tödten. Besser aber ist es, wenn man kochend Wasser bei der Hand hat, daß man alsdenn

eine solche Ameisen Wohnung mit allen ihren Einwohnern an die Seite thue, und sodann die Ameisen samt den Eyern verbrenne. Es verstehet sich von selbst, daß dies Begießen mit siedendem Wasser in einiger Entfernung vom Baume geschehen müsse, widrigenfalls würde man samt den Ameisen zugleich auch die Wurzeln verbrennen. Thut man darauf etwas Ruß aus dem Schornstein in Wasser, so kan man solches wohl durch einander gerühret an die Wurzeln der Bäume gießen, darauf sich die Ameisen denn bald verlieren werden.

Andere Geschöpfe thun den Bäumen an ihrer Borke oder Rinde Schaden. Daher wird ein gewisses Insekt von Raupenart, aber roth und glatt ohne Haare, der **Borkwurm** genannt. Er entstehet daselbst, wo der Baum verwundet ist, und man kan ihn nur dadurch fortschaffen, daß man mit einem scharfen Messer solche Stelle ganz ausschneidet, und sie darauf mit einer Baumsalbe wieder bestreicht. Nächstdem thun die **Schafe** und **Ziegen**, wie auch die **Hasen** denn jungen Bäumen vielen Schaden, wie auch alles übrige Vieh, wenn es dahin kommen kan. Schafe und Ziegen, Pferde und Hornvieh kan ein guter Hauswirth allemal von seinem Obstgarten abhalten. Und er muß es auch thun, wenn er keinen großen Abgang und Verlust an seinen Bäumen leiden will. Auch muß sein Obstgarten noch in langer Zeit kein Weide- oder Grashof werden. Was aber die Hasen anlanget, so ist es in Ansehung derer schon mißlicher. Schießen darf er sie nicht, wenn ihm nicht das Recht dazu zustehet. Und Schlingen zu stellen? Ja das würde ihm gar übel bekommen, wenigstens hier zu lande, wo es durch Gesetze bei schwerer Strafe verboten ist. Was ist also dabei zu thun? Man kan den Stamm der Bäume wohl mit Theer beschmieren, und sie dadurch davon abhalten. Aber hierzu rathe ich nicht. Besser thut man, wenn man die Stämme mit Dornen und dergleichen umwindet, so wird man hinlänglich gesichert seyn.

Ich komme zu einem andern Insekt, das die Knospen der Pfropfreiser oder anderer jungen Bäume vernichtet, wenn man nicht in Zeiten darnach siehet. Es ist solches hier unter dem Namen des **Knospenbeißers** bekant, und ich weiß keinen andern Namen davon anzugeben. Dies Insekt ist ein ganz kleiner länglichter weißer Wurm. Er erzeuget sich nahe an den Knospen in einem feinen Gewebe, frißt die Knospen von oben an, und dringet bald bis ins Herz derselben. Wird er nicht früh genug bei Seite geschaft, so ist die Knospe verloren, daraus ein Hauptzweig des künftigen Baumes werden solte. Will man diesem Uebel vorbeugen, und welcher Baumgärtner wird solches nicht gerne thun? so muß man fleißig nach seinen Bäumchen sehen, und den schädlichen Wurm, wenn er noch im Ey ist, tödten. Ist er aber schon ausgebrütet, so durchsuche man die Knospen, und man wird ihn leicht

bei den angefressenen finden können. Man nehme zu dem Ende eine Stecknadel, öfne damit die angefressenen Knospen, und nehme vermittelst derselben den Wurm heraus. Zu verhindern, daß sich nicht ein neuer Wurm daran mache, nehme man etwas Baumwachs, und umgebe damit die Knospen, so ist man für die folgende Zeit gesichert.

1. **Anmerkung:** Bei großen erwachsenen Bäumen würde diese Arbeit beschwerlich und unmöglich seyn. Ueberdem macht man sich auch eben nicht viel daraus, ob eine Knospe verloren gehet oder nicht. Bei Pfropfreisern hergegen und ganz jungen Bäumen, muß man sich diese Arbeit nicht verdrießen lassen.
2. **Anmerkung:** Weil beim Herausnehmen des Wurms mit der Stecknadel die jungen Blätter, die sich noch nicht ausgewickelt haben, gemeiniglich verlezt werden, so rathe ich mit einem scharfen Okulir- oder Federmesser die Knospe bis an die Hälfte ganz wegzuschneiden, damit nicht etwa eine Fäulniß entstehe, die eben so schädlich seyn dürfte.

Es giebt noch eine andere Art Insekt, das, wenn die Bäume in der Blüte stehen, die Blumen derselben angreift, und solche verdirbt. Es ist solches eine Art **Fliegen**, die ihre Eyer in die Blumen hineinlegt. Solche Blumen verlieren sogleich ihre Fruchtbarkeit, schließen sich, um den Wurm auszubrüten, vertrocknen, und gewinnen das Ansehen, als ob sie verbrannt wären. Was ist darwider für ein Mittel? Ich gestehe es gerne, daß ich nicht im Stande bin dergleichen anzugeben, und begnüge mich das Uebel selbst angezeigt zu haben. Vielleicht könte es von einigem Nutzen seyn, wenn man solche Blumen fleißig mit kaltem Wasser begösse.

Andere Insekten sind den Blättern der Bäume nachtheilig. Ich kenne drei Arten derselben, als: **die Raupen, die Käfer** und **die Ameisenfliege.**

Was die Raupen an den Bäumen für Verwüstungen anrichten können, das brauche ich nicht lange zu sagen. Oftmahls nehmen sie dergestalt überhand, daß kein Blatt auf dem Baume bleibt; und die Folge davon ist, daß das Obst zur Unzeit reift, abfällt, und ganz unschmackhaft wird. Diesem Unheil kan nicht anders abgeholfen werden, als daß man sie zu rechter Zeit absucht. Dazu aber gehöret einige Kenntniß. Und weil es am sichersten ist, dies Ungezieser in seinen Eyern zu zerstöhren, so muß man auch wissen, wo man solche finden soll. Die Raupen, die den Obstbäumen schaden, sind von verschiedener Art, und ich will die bei uns gewöhnlichen bekant machen, und zeigen, wie man solche vertilgen soll. Ich rechne dazu

1. Die **Ringelraupe**, die beinahe einen kleinen Finger lang, dabei etwas rauch und von Farbe theils gelbbraun, theils himmelblau ist. Diese Art kan nicht füglich in den Eyern getödtet werden. Denn weil die Phaläne

läne sie an kleinen Zweigen der Bäume in einem breiten Ringe anklebet, der der Borke des Baumes gleich sieher, so hält es schwer, sie ausfindig zu machen. Wo man sie aber antrift, muß man den Zweig wegschneiden und mit demselben die Eyer verbrennen. Haben indessen die Eyer oben schon eine Oefnung, so ist es ein Zeichen, daß die Raupen schon ausgekrochen sind. Alsdenn durchsuche man des Morgens und Abends, wie auch bei kaltem und regnigtem Wetter die Bäume an den Orten, wo sie sich in starke Zweige zertheilen. Hier wird man ein starkes Gespinste, und auf demselben eine große Menge Raupen gewahr werden. Alsdenn nehme man einen Topf und scharre die Raupen hinein, so kan man sie auf eine bequeme Art tödten.

2. **Die bunte Winterraupe** ist die andere Art die sich hier findet. Sie führet diesen Namen, weil sie schon im Herbste aus dem Ey kömt, und den ganzen Winter hindurch dauret, aus welcher eine ganz weiße Phaläne kömt, davon das Weibchen am Hinterleibe, einen Büschel goldgelber Haare hat, damit sie die Eyer bedeckt, die sie in einen Haufen zusammen legt. Man kan das Insekt nicht wohl in den Eyern, auch nicht in der Puppe, und eben so wenig in der Phaläne zerstören. Es bleibt also nichts übrig, als die Raupe selbst zu tödten. Wenn solche im Herbste aus dem Ey gekrochen, so führt sie ein geselliges Leben, und nähret sich noch von den Blättern, die sie nur an der einen Fläche etwas benaget. So bald die Blätter wegen des herannahenden Winters anfangen abzufallen, begiebet sich die ganze Brut an die äußersten Spitzen der Bäume, und verfertiget daselbst ein starkes dichtes Gespinste, in welchem sie sich den ganzen Winter hindurch aufhält. Solche nun zu vertilgen verfähret man folgender Gestalt. Vom Herbste an bis zu Anfang des Frühlings, ehe noch die Witterung merklich warm wird, und die Knospen anfangen zu treiben, nimt man die Baumschere und schneidet vermittelst derselben die Spitzen der Zweige, woran sich dergleichen Raupennester befinden, ab, sammelt solche sorgfältig auf und verbrennet sie. Die dritte Art Raupen die hier sehr häufig angetroffen wird, ist

3. eine **schwärzliche**, die auf dem Rücken mit feinen kurzen gelbbraunen und auf den Seiten mit weißen Haaren besezt ist. Der Vogel, der daraus entstehet, legt seine Eyer, die eine kegelförmige Gestalt haben, gegen den Herbst auf die Blätter der Bäume beisammen, welche nicht leicht ausfindig gemacht werden können. Man muß daher sein Augenmerk auf die Raupe selbst richten. Diese kriecht noch vor dem Winter aus dem Ey, und wenn die Blätter im Herbste beginnen abzufallen, so verbirget sich eine ganze Brut in einem Blatte, oder auch wohl in mehreren, überspinnet solches und befestiget den Stiel des Blatts an dem Zweige, daß es nicht abfallen kan, und in dieser Wohnung halten sie sich den Winter hindurch auf. Die Nester muß man auf eben die Art, und zu eben der Zeit sammeln, wie solches

 bei

bei der vorigen Art angezeigt worden. Weil diese Raupen aber bei der geringsten Wärme sich an einem Faden von dem Baume herablassen, woran sie sich auch wieder hinauf winden können; so muß man mit aller Behutsamkeit dabei zu Werke gehen. Das sind die bei uns gewöhnlichen Raupen. Und wenn es schon bei großen Obstbäumen einige Mühe kostet, ihrer habhaft zu werden, so ist es doch bei jungen Bäumen ein leichtes, und ein Glück, daß solche nicht so sehr davon angefochten werden. Wollen Sie von diesen und mehreren andern Sorten Raupen und deren Vertilgung etwas ausführliches lesen, so empfele ich Ihnen den **dritten Band des Berlinischen Magazins**, in welchem Sie eine eigene Abhandlung davon finden werden.

**Die Käfer** sind den Obstbäumen ebenfalls schädlich, und verderben die Blätter und Früchte. Von kleinen Bäumen lassen sie sich indessen leicht absuchen. Größere Bäume hergegen muß man schütteln, dadurch sie alle herunter fallen werden. Alsdenn lieset man solche sorgfältig auf und tödtet oder verbrennet sie. Man muß sich hüten, daß kein Federvieh gegenwärtig sey, wenn die Käfer abgeschüttelt werden. Sie fressen solche begierig, aber finden auch dabei ihren Tod, weil sie solche nicht so bald wieder los werden, und in dem Kropf des Huhnes lange beim Leben bleiben. Angestellte Untersuchungen bestätigen solches, davon man die *Gazette litteraire de Berlin* von 1765. p. 194. Nro. 55. nachlesen kan, aus welcher man einen Auszug im vorgedachten **dritten** Bande des **Berlinischen Magazins** 1. St. S. 58. antrift. Eben so nachtheilig als die Käfer, sind den Obstbäumen

**die Ameisen-Fliegen.** Ich nenne sie also, weil sie die völlige Gestalt der Ameisen haben, nur daß sie größer und mit Flügeln versehen sind. Solche verunstalten den Baum gar sehr, ziehen die Blätter zusammen, und machen, daß sie wie verbrant aussehen. Sie legen ihre schwarzen Eyer unter die Blätter, rollen die Blätter zusammen und geben ihnen ein übles Ansehen. Die beste Art sie zu vertilgen ist, daß man entweder die Blätter abbreche und verbrenne, oder daß man die Eyer in den Blättern zerdrücke. Zulezt muß ich Ihnen noch

von den Insekten Nachricht geben, die das Obst selbst angreifen und verderben. Solches sind die **Wespen**, die **Ameisen**, und der **Wurm**.

Was die **Wespen** anlangt, so weiß ich kein Mittel darwider, und in Ansehung derer muß man das Obst seinem Schicksal überlassen. Man tödtet sie indessen wo man sie findet.

Oft bemerkt man auch, daß sich viele **Ameisen** auf dem Baume aufhalten, welche, wie die Wespen, das Obst, besonders das süße, als Birnen, einige recht reife Aepfel, Pflaumen und dergleichen anfreßen und verderben. Diese kriechen von der Erde auf den Baum. Solchem aber kan dadurch abgeholfen werden, daß man am Stamme eine Stelle, etwa einer Handbreit, mit trockner weißer Kreide bestreiche, oder daß man etwas weiße Wolle

Wolle nur lose um den Stamm binde; so wird man finden, daß sie nicht hinüber gehen.

Zuweilen trägt sichs auch zu, daß ein Baum sein Obst früher, als gewöhnlich ist, abwirft, und das Ansehen hat, als ob es reif wäre. Besiehet man solches indessen genauer, so findet sich, daß die **Würmer** die Ursache davon sind, die sich im Obste befinden. Ein Uebel, das sich nur selten bei jungen Bäumen zutrift, bei größern und ältern aber desto gewöhnlicher ist. Das Mittel, demselben abzuhelfen, ist dieses, daß man dem Baum alle seine Zweige nehme, und ihn ganz neues Holz wieder austreiben lasse. Denn da die Ursache, warum sich der Wurm im Obst findet, ohne Zweifel daher rührt, daß der Baum zu viel harzigtes an sich hat; so kan solches auf keine andere Weise gehoben werden, als durch Behauen des Baums. Diese Arbeit muß aber im Frühjahr vorgenommen, und so bald sie verrichtet ist, der Baum an den gehauenen Stellen mit Kuhmist mit Leimen vermengt, bestrichen werden.

Ich hoffe durch diese Zeilen Ihren Bäumen Hülfe und besseres Gedeihen zu verschaffen, wenn Sie nach dieser Anleitung die Feinde von Ihren Obstbäumen vertreiben werden. Was noch zur fernern Pflege und Erhaltung der Obstbäume erforderlich, daß sollen Sie mit nächster Post erfahren. Ich bin

Ihr

ergebenster Diener.

---

## Eine nächtliche Lufterscheinung am 27ten Merz 1781.

Der 27te Merz war an sich keiner von den Tagen, die man unter die angenehmen Merztage rechnen kan. Ein kalter Wind, der meist aus Norden blies, führete viele Hagel- und Schneewolken herbei, die nur abwechselnd der Sonne ihre Stralen auf dem Erdboden verbreiten ließen. Indeß heiterte sich der Himmel bei Sonnenuntergange auf und stellete sich der sich zum Untergange bereitende gehörnte Mond am westlichen Himmel sehr lauter dar. Der helle Stern in den Hyaden funkelte ihm zur Rechten höher in seinem röthlichen Lichte, nur die Plejaden schienen sich vor seinem Lichte verbergen zu wollen. Es war ein Vergnügen, die Pracht der west- und südwestlichen Gegend anzublicken. Orion stellte sich hier in seiner ganzen Schönheit dar, und wenn je der Himmel günstig seyn konte, eine Menge von Sternen mit bloßem Auge auf ihm zu erblicken, so war es jetzt. Sirius tiefer am Horizonte nach Süden hinum, übertraf alles am Glanze, und spielte wunderbar in den schönsten Farben; je näher er dem Horizonte rückte, je lebhafter ward sein Licht, und je stärker die zitternde Bewegung seiner Stralen. Aus der nordwestlichen Gegend durch Norden in die nordöstliche zog sich am Horizonte eine helle, der Dämmerung nicht ungleich, die von hieraus in den kurzen Nächten zu leuchten pfleget. Die hellen Sterne im Schwane u. der glänzende auf der Leier, blinzten angenehm dar-

daraus hervor. Dies Licht in Norden stieg und sank, schoß hin und wieder Streifen, zog sich wieder ein und wallete, wie man es beim Nordlicht gewohnt ist.

Um die Zeit, da Dubhe in den Meridian trat, der Mond schon über $\frac{3}{4}$ Stunden in Westnordwest untergegangen war und Castor und Beteigeuze sich eben im Verticalkreise befanden, nach unserer Uhr $10\frac{1}{2}$, stand in Westsüdwest am dunkelblauen Himmel ein Parallelogram, das nach dem Augenmaße 10° hoch und 6° breit seyn mogte, auf dem Horizonte so hell, daß man es für eine dünne Wolke hätte halten können, hinter welcher der volle Mond stehet und sie durchleuchtet. Anfangs mogte diese Lichtmasse sich zwischen dem 70ten und 80ten Grade des Azimuth befinden, zog sich aber in der Folge mehr nach Süden hinum, und mußte nahe beim untergehenden Sirius ohngefähr zwischen 60 und 70° stehen. Habe ich je was herrliches gesehen, so war es der lichtvolle Bogen, der aus diesem Viereck schoß und sich bis weit in Osten hinein durch Süden fast am Scheitelpunkte weg erstreckte. Er kam nicht aus der Mitte des Lichtklumpen am Horizonte, sondern aus seiner südlichen Seite, die sich zu einem Bogen, der ohngefähr 3° breit war, verlängerte. Das lichte Viereck schien einer Fahne gleich, deren Stange der Bogen war. Lichtschimmernd war er mehr weiß als gelb, doch verursachte er auf meinem Standorte keine so große Helligkeit, daß man dabei hätte lesen können. Er war etwas breiter nach dem Horizonte hin, wo er anfing, sonst sich allenthalben ziemlich gleich, nur einige wenige Grade gegen sein Ende spitzete er sich zu, und reichete Anfangs etwas über den Meridian hinaus. So sahe ich ihn um $10\frac{1}{2}$ Uhr, wenigstens 7 bis 8 Minuten unverändert, nachher verlängerte er sich aber und ging über den Meridian in Osten hinum, da sein spitzes Ende nur noch etwa 35° vom Horizonte entfernet seyn mogte. So stand er nun unbeweglich beinahe eine Viertelstunde. Ich bemerkte keine Lichtausschüsse aus ihm, nicht, daß Lichtstralen in ihm hin- und herschossen, wie sonst beim Nordlichte zu geschehen pflegt, außer daß ich fast im Zenith kleine ellipsenrunde Wölkchen wahrnahm, die 3° lang seyn mogten, und hinter einander in einer Distanz von ein Paar Graden an der nördlichen Seite des Bogens von Osten nach Westen weglieffen, ohne daß der nicht gelinde nördliche Wind, der sie an den Bogen würde gejagt haben, auf sie wirkte. Vom Bogen giengen sie nicht aus, wenigstens lies sich die Absonderung mit meinem Auge nicht bemerken, sondern sie entstanden fast im Zenith und nur auf 7 bis 8° konte ich sie mit dem Gesichte verfolgen: so waren sie aufgelöset und verschwunden. Sie schwammen über die beiden Sterne dritter Größe l und k in der Vordertatze des großen Bären weg; statt sie aber bei ihrer Bedeckung zu verdunkeln, so schien sich ihr Licht fast zu heben.

Die Direction des Bogen kan ich ziemlich gewiß angeben. Wie ich schon angeführet habe, stand sein Postement in Westsüdwest. Er ging weg über den Procyon, bedeckte unter andern die 3 hellen Sterne in der Mähne des großen Löwen ζ, η und γ und Regulus ward eben ein wenig berührt. Er schoß zwischen den 3 Schwanzsternen des großen Bären und dem hellen Sterne der Chara durch, unterhalb jener und oberhalb dieses; von da über die Mitte des Bootes, berührete noch die Gemma in der Krone, wo er sich verlor; nicht zu gedenken, daß er auch in Westen die Milchstraße durchschnitt.

Am südöstlichen Horizonte hatten sich viele Dünste gelagert die mich umsonst dem Jupiter entgegen blicken ließen, der hinter ihnen aufging.

Bei diesem so herrlichen Schauspiele, daß der Vater der Natur mit solcher Feierlichkeit veranstaltete, fand ich abermals den Ausspruch bewährt: **Groß sind die Werke des Herrn, wer ihrer achtet, der hat eitel Lust daran.**

Stade.

**A. A. Watermeyer.**

Hannoverisches Magazin.

31tes Stück.

Montag, den 16ten April 1781.

## Ueber die Wartung und Erhaltung eines Obstgartens.

(Siehe das 30te Stück.)

### Achter Brief.

Liebster Freund!

So sehr mir auch jetzt die Zeit fehlt, an unsere Obstgärten zu denken, so will ich doch mein Versprechen erfüllen, und Ihnen mit wenigem sagen, was Sie in Absicht auf die fernere **Pflege und Wartung** Ihrer Obstbäume zu beobachten haben. Einige bekümmern sich nicht weiter um ihre Bäume, und meinen alles gethan zu haben, wenn sie solche nur erzogen und verpflanzt haben. Sie lassen alles Gras unter den Bäumen aufwachsen, und nachmals von ihrem Vieh verzehren. Sie lassen ihnen alles Holz, und glauben ihnen zu schaden, wenn sie einen oder den andern Zweig wegnehmen. Sie sind nicht sorgfältig genug, dem Baum seine Reinlichkeit zu verschaffen, und auf diese Art erreichen sie nicht die Absicht, warum sie solche gepflanzt haben. Die Bäume verlangen allerdings ihre Pflege und besondere Wartung. Worin aber solche bestehen, daß will ich Ihnen in wenigen Regeln entdecken.

Die erste Regel: **Begrabe das Land, worin du die Obstbäume gepflanzt hast, fleißig, und reinige es sorgfältig vom Unkraut.**

Eine höchst nothwendige Sache. Ich habe zwar vorhin schon einmal gesagt, daß man das Land unter den Obstbäumen noch viele Jahre zu Garten- und Feldfrüchten gebrauchen könne; daß alle Arten von Kohl, Kartoffeln und dergleichen darunter gut gerathen. Allein das gilt nur von denen, die des Landes schlechterdings nicht entbehren können. Und da heißt es: **Noth hat kein Gebot.** Besser ist es allemal, gar nichts unter den Bäumen aufwachsen zu lassen, weder Kraut noch andere Gewächse. Dazu gehört denn, daß man das Land fleißig umgrabe. Auf solche Art erhält es durch Regen und Sonnenschein viele Nahrung, und wird so bereitet, daß die Wurzeln, die sich immer mehr und weiter ausbreiten, allenthalben hinlängliche Nahrung finden. Ist man aber genöthigt,

sein Land zwischen den Bäumen mit Garten- oder Feldfrüchten zu bestellen, so bleibe man doch einige Fuß vom Baume ab, damit solche Früchte demselben seine Nahrung nicht entziehen. Zwei bis drei Fuß rund um den Stamm ist hinlänglich. Dieser unbestellte Platz aber muß von allem Unkraut sorgfältig gereinigt werden, so werden die Bäume darin gut gedeihen.

Die zwote Regel: **Lege zur Herbstzeit rings um den Baum etwas Dünger, damit er neue Nahrung bekomme.**

Zu dem Ende ist es gut, daß man das Erdreich wenigstens einige Fuß um den Baum herum umgrabe. Alsdenn kan die Fettigkeit des Düngers bei etwa eintretendem Regen desto besser in die Erde dringen. Der Mist macht, daß der Baum gut fortwächst, und so man ihn auf solche Weise keine Nahrung verschaft, so wird er kümmerlich stehen und langsam fortwachsen. Man nimt dazu am liebsten Kuh- und Pferdemist durch einander gemenget, nicht aber frischen, sondern etwas vermoderten.

Die dritte Regel: **Grabe den Dünger im Frühjahr unter.**

Obgleich die Kraft desselben schon im Winter davon gegangen und in die Erde eingezogen ist, so wird doch theils das Erdreich dadurch verbessert, wenn das Stroh untergegraben wird, theils wird die Erde dadurch aufgelockert, und nun kan die Frühlingswitterung und die Sonne desto besser darauf wirken. Bei dem Untergraben des Mistes aber muß man sich hüten, daß man die Wurzeln des Baums nicht verletze.

Die vierte Regel: **Reinige die Bäume vom Moose.**

Bei aller Vorsicht, die man auf die Zubereitung des Erdreichs angewandt hat, kan es gleichwohl geschehen, daß ein oder der andere Baum mit Moos überzogen wird. Insonderheit findet man solches bei den Pflaumen- und Zwetschenbäumen. Läßt man solchen sitzen; so nimt er gar bald überhand, und der Baum bekömt ein häßliches Ansehen. Durch die Winterwitterung aber und den vielen Schnee und Regen, ist der Moos am Stamm und an den Zweigen ziemlich lose geworden, und man kan den Baum im Frühling leicht davon reinigen. Unterläßt man nun solches, so wird der Baum in seinem Wachsthum gehindert, und der Eigenthümer desselben hat selbst den größten Schaden davon.

Die fünfte Regel: **Befestige die Bäume wieder, die etwa von den Pfälen loß sind.**

Ich habe es schon sonst verschiedentlich empfolen, und besonders bei der Versetzung der Bäume aus der Baumschule in den Obstgarten, daß man den jungen Bäumen einen Pfal geben solle, damit sie nicht vom Winde hin und her gewehet werden. Nun kan es leicht geschehen, daß ein Baum bei starkem Winde vom Pfal losgerissen wird. Hier muß denn ein sorgfältiger Landwirth oder Baumgärtner fleißig nachsehen, ob er in diesem Stücke einen

einen Fehler finde, damit er solchen alsofort verbessere, widrigenfalls wird der Wind den Baum hin und her werfen, unten am Stamm ein ziemliches Loch in der Erde machen, wo sich das Wasser samlet, und den Baum verderben. So bald aber ein Baumgärtner findet, daß ein Baum loß ist, muß er ihn gleich wieder befestigen. Zu dem Ende muß er nie seine Bäume besuchen ohne einige Weidenreiser mit sich zu nehmen, oder auch Stroh, oder eine andere Sache, damit er sie vorhin befestigt gehabt hat. Damit er aber allemal zu etwas rathen könne, so empfele ich ihm, an den Ecken seines Baumhofes einige Weidensträucher zu pflanzen, auf daß er dergleichen allemal bei der Hand habe. Weil auch die rauhe Winterzeit den Baumgärtner oftmals abhält, sich in die kalte Luft zu wagen, oder auch eine Unpäßlichkeit ihn hindern kan, sich um seine Bäume zu bekümmern, so muß er noch vor dem Winter nach selbigen sehen, alle aufs neue befestigen, und wo er einen schadhaften Pfal finden solte, denselben bei Seite schaffen, und einen bessern an dessen Stelle setzen. Alsdenn kan er in Ansehung seiner Bäume ziemlich ruhig seyn, und wird auch im Frühling alles in gehöriger Ordnung antreffen.

Die sechste Regel: **Putze die Bäume gehörig aus, u. beschneide sie.**

Damit versehen es viele, daß sie ihre Bäume aufs Gerathe wohl und ins Wilde hinein wachsen lassen, ohne ihnen einen Zweig zu nehmen. Und doch ist es eine nöthige Sache. Anders aber ist es mit dem Beschneiden hochstämmiger, anders mit dem Beschneiden niedrigstämmiger Bäume beschaffen. Diese ziehet man entweder Pyramiden- oder Kesselförmig, oder en Espalier. Darnach richtet sich denn auch das Beschneiden derselben, damit man seine Absicht erreiche. Hochstämmige Obstbäume werden nur darum beschnitten, um viele und gute Früchte davon zu erzielen. Von diesen rede ich jetzt nur allein. Solche muß man im Frühjahr ausputzen. Dies betrift etwa das trockne Holz oder die grünen Zweige.

So bald man findet, daß das mindeste Holz am Baume trocken geworden ist, muß man solches mit einem scharfen Messer, oder nach Befinden der Umstände mit einem Beil, wegnehmen: und zwar so weit wegschneiden, bis man dahin kömt, wo das Mark an dem Zweige völlig gesund ist. Thut man solches nicht, so wird der Baum immer mehr und mehr absterben. Aber damit muß man es nicht gut seyn lassen, daß man das trockne Holz wegnehme, sondern man muß auch die Ursachen untersuchen, woher solches rühre, und dieselben zu heben suchen. Gemeiniglich ist der Grund davon bei der Wurzel zu finden.

Nächstdem schießen auch an der Wurzel des Baums zuweilen viele Ausschößlinge aus. Das rührt oftmals daher, daß die Wurzeln zu flach liegen und wenig oder gar nicht mit

Erde bedeckt sind. Einigen Bäumen scheint es auch in der Art zu seyn, insonderheit den Wildlingen; und wenn man es gleich auch auf alle Art zu verhindern sucht, so treiben sie doch an der Wurzel aus. Diese Ausschößlinge sind den Dieben gleich. Sie ziehen den Saft an sich, den die Wurzel dem Baum zuführen solte, und hindern ihn an seiner Fruchtbarkeit. Man muß sie daher sorgfältig wegnehmen, und dahin sehen, daß man die Wurzel nicht verletze.

So treiben auch am Stamm und an den Zweigen oftmals viele Reiser aus, die schlank aufschießen und **Waßerreiser** genannt werden. Diese entziehen dem Baum die Nahrung, und gereichen ihm zu großen Schaden. Man kan und muß sie aller Zeit wegschneiden, und zwar ganz scharf an dem Baum.

Ferner giebt es auch noch andere so genannte **wilde Zweige.** Diese habe ich sonderlich an den Kirschbäumen wahrgenommen, und man kan sie an dem Laube, das bald roth wird, gar leicht erkennen. Sie entstehen aus einem besonders starken Zufluß des Saftes nach diesem oder jenem Zweige. Dieser wilde Zweig hat einen außerordentlichen starken Trieb, und wenn man ihn nur bis ins zweite Jahr sitzen läßt, so ist er schon stärker, als derjenige, daraus er hervor geschoßen ist. Aus dieser Ursache muß man ihn alsobald wegschneiden. Denn, da er den meisten Saft an sich ziehet, so macht er dadurch den Baum unfruchtbar. Er selbst aber bringet keine Früchte, sondern treibt nur blos ins Holz.

Auch findet man an den Bäumen **Zweige, die zu dichte an einander stehen,** und bei mehrerm Wachsthum sich einander hindern. Von diesen nimt man im Frühjahr einen weg, damit der andere desto mehrern Raum bekomme.

Noch sind **Zweige** an den Bäumen, **die über einander her liegen,** und **sich an einander reiben.** Diese Zweige verderben sich mit der Zeit, einer den andern. Man muß daher, weil sie noch jung sind, und die Rinde noch nicht gelitten hat, einen von den beiden wegnehmen, und dadurch das Wachsthum des andern befördern. Ueberhaupt muß den Bäumen alles überflüßige Holz weggenommen werden, denn bei wenigerm Holz ist das Obst desto reichlicher, ansehnlicher und schmackhafter.

Sehen Sie, **mein Freund!** das hat man bei dem Beschneiden der Obstbäume zu beobachten. Manche halten es für eine geringe Kunst, und schneiden und hauen vom Baume weg, was ihnen zuerst in die Hand kömt. Allein das ist nicht der rechte Weg, und wer es nicht versteht, der thäte am besten, wenn er seinen Obstgarten einem geschickten Baumgärtner übergäbe. Zuletzt muß ich noch bemerken, daß alle Arten von Bäumen das Beschneiden gut vertragen können. Doch muß man des Kirschenbaums schonen, weil ihm sonst zu viel Harz wegläuft. Die beste Zeit zum Beschneiden ist im Frühjahr,

jahr, ehe noch zu viel Saft in den Baum getreten ist. Vom zwanzigsten Januarius pflegt man zu sagen:

Fabian Sebastian
Läßt den Saft ins Holz gahn;

Und das ist die rechte Zeit, seine Bäume auszupußen und sie zu beschneiden. Solte alsdenn aber noch ein strenger Winter regieren, so läßt man die Zeit vorübergehen, bis das Wetter gelinder wird, und man nicht besorgen darf, daß der Frost den Bäumen noch schade. In Ansehung der jungen Bäume muß man wegen des Abnehmens der Zweige allen Fleiß anwenden. Denn wie man den Baum zieht in der Jugend, so hat man ihn ins Alter.

Auch stehen auf einem Baume die Zweige zuweilen zu weit von einander ab. Dies zu verbessern und den Baum auf allen Seiten gleich zu machen, nimt man einen Zweig, der von dem andern etwas entfernt ist, und schneidet solchen bis auf drei oder vier Augen weg, doch so, daß die meisten Augen an der ledigen Seite stehen. Diese wachsen im folgenden Jahr schnell fort, und geben dem Baum alsdenn schon ein besseres Ansehen. So viel für diesmal vom Beschneiden und Wartung der Bäume. Leben Sie recht sehr wohl. Ich aber bin

Ihr

ergebenster Diener.

---

## Das Panterthier.

Dies Thier, welches gar oft mit dem Tieger verwechselt wird, gehört mit ihm zu einem Geschlecht, nur die Größe und die Zeichnung der Haut unterscheiden es. Es ist viel kleiner, und seine Länge beträgt ohngefähr 6, die des Schwanzes aber 2 Fuß. Unter dem Bauche ist sein Haar weißlich, da der übrige Theil seines Körpers gefleckt ist; doch kan man es von dem Leoparden daran unterscheiden, daß diese Flecken an den Seiten des Körpers weiter von einander abstehen, ringförmig sind und in der Mitte die Grundfarbe des Thiers haben, jedoch so, daß auch selbst in der Mitte dieser Flecken wieder einer oder mehrere kleinere Flecken sich befinden, welche mit dem äußersten Ringe von einerlei Farbe sind. Sie sind theils oval, theils rund, und haben 3 Zoll und darüber im Durchmesser. Nur die Flecken des Kopfs, der Brust, des Bauchs und der Füße sind nicht ringförmig, sondern voll und schwarz. Der Anblick dieses Thiers ist fürchterlich, seine Augen sind wild, sein Blick grausam, und seine Bewegungen heftig. Seine Stimme gleichet einem bösen Haushunde, ob sie gleich härter und erschütternder ist; seine Zunge ist sehr hart und roth, die Klauen sehr spiß und äußerst hart. Es komt dieses Thier, was die Wildheit anlangt, dem Tieger beinahe gleich, läßt sich so wenig wie der zähmen, und verliert seine natürliche Wildheit nie ganz. Dem ohn-

ohngeachtet brauchen es die Indianer zur Jagd, allein dies erfordert ganz außerordentlich viel Gedult und Vorsicht, ehe es dazu brauchbar wird, noch weit mehr aber, es dazu anzuführen.

Man führt es gewöhnlich in einem Käfig, dessen Thür man eröfnet, so bald man das Wild ansichtig wird; in 3 bis 4 Sprüngen erhascht es selbiges, wirft es zu Boden und erwürgt es. Mislingt ihm aber der Fang, so wird es wütend und fällt seinen Führer an, wenn dieser nicht sogleich etwas Fleisch oder ein lebendes Thier zur Hand hat, es ihm vorwirft, und dadurch seiner Wuth Einhalt thut. Der Pelz dieses Thiers ist sehr kostbar und theuer.

G. M . . l . .

---

## Der zu erwartende Sommer-Witterungslauf des 1781ten Jahrs.

Vom 1ten April bis den 5ten Mai wird anfänglich etwas weniges von Regen kommen, nachher aber wird es vorzüglich zum trocknen und kalten geneigt seyn.

Vom 6ten Mai bis den 9ten Junii wird es fortfahren, sehr zum trocknen geneigt zu seyn, jedoch wird es Anfangs Junii anfangen, sich etwas mehr zum feuchten zu bequemen.

Vom 10ten Junii bis den 15ten Julii wird eine vermischte fruchtbare Witterung seyn.

Vom 16ten Julii bis den 20ten August wird eine vorzügliche Neigung zum feuchten herrschen, jedoch sehr fruchtbare Witterung seyn.

Vom 21ten August bis Ausgang Septembers wird wieder eine vermischte angenehme Witterung herrschen.

Aus obigen Anmerkungen erhellet, daß man dieses Jahr mit der Haber- und Erbsensaat, so viel möglich, eilen muß, damit dieselbe noch von der in der Erde befindlichen Winterfeuchtigkeit Nutzen ziehen könne. Dahingegen muß man mit der Gerstensaat, und besonders mit der Buchweitzensaat ja nicht eilen, weil erst die gute Witterung, so dessen Wachsthum befördern soll, in der Mitte vom Junius einfällt. Wer diesen Sommer den 24ten Mai, als die gewöhnliche Zeit, den Buchweitzen säet, wird erfahren, daß er eine schlechte Ernte zu gewarten hat, man kan sicher bis den 10ten Junii damit warten, und ihn ja so flach als möglich unterflügen.

Die Heuernte wird nicht, wegen der zu erwartenden Trockniß, sehr ergiebig seyn, wer sie sehr spät aussezzet, wird zwar Mühe haben, das Heu trocken einzubringen, dahingegen wird er auch desto mehr Futter erhalten.

Die Kornernte wird schwer einzubringen seyn, und überhaupt steht wohl kein fruchtbares Jahr zu erwarten, dahingegen wird an Obstfrüchten ein reicher Segen seyn.

# Neue Ankündigung der deutschen Odüssee.

Ein angesehener Gelehrter aus der Oberpfalz schrieb mir im December voriges Jahrs, die südlichen Deutschen wären geneigt, meine Odüssee durch Vorausbezahlung gegen die dortigen Nachdrucker zu schützen, wenn ich ihnen das Gedicht mit wenigen kurzen Erklärungen, etwa so vielen oder etwas mehreren, als unter des Grafen Stollberg Ilias stehn, für 2 Reichsgulden überlassen wolte. In diesem Falle verspräche er mir 600 bis 800, wo nicht 1000 Pränumeranten aus seiner Gegend. Denn auf den Nachdruck der St. Ilias hätten sich blos in 13 Städten bis 800 Pränumeranten und Subscribenten unterzeichnet. Der Nachdrucker bekäme für Druck und Papier 1 Fl. 30 Kr. Man würde mir also für meine Arbeit gerne noch 30 Kreuzer mehr bezahlen, besonders wenn ich gutes Schreibpapier und saubern Druck lieferte. Dieses Versprechens wäre er so gewiß, daß ich es für eine Auffoderung seines Vaterlandes nehmen könte.

Man hat mich hie und da eigensinnig genannt, weil ich, aus einer sehr gegründeten Furcht vor dem Nachdruck, mein sauer erworbenes Eigenthum, nicht ohne hinlängliche Sicherheit, der Treue eines so mannigfaltigen Publikums anvertrauen wolte. Ich will zeigen, daß ichs nicht bin. Die südlichen Deutschen (in den kaiserlichen Erbländern, in Baiern, Franken, Schwaben, der Schweiz, in Elsaß, im churrheinischen und oberrheinischen Kreise) sollen meine Odüssee mit den unentbehrlichsten Anmerkungen für 2 Reichsgulden haben, wenn sich 800 bis 1000 gegen Ausgang des Mais unterzeichnen und **voraus bezahlen**. Ich verspreche feines weisses Schreibpapier in groß Octav, und reinen Druck. Die Namen der Pränumeranten werden vorgedruckt. Die Herren Kollektöre bekommen auf zehn Exemplare das eilfte frei. Briefe und Gelder erbitte ich mir um die bestimte Zeit **franko bis Hamburg, abzugeben bei der Frau Pastorin Alberti**. Sobald der Druck, den ich aufs möglichste beschleunigen werde, geendigt ist, schicke ich die Exemplare auf meine Kosten bis Frankfurt am Main und Nürnberg, wenn man mir die Adresse derjenigen meldet, denen man die weitere Versendung auftragen wird. Man hätte also dort die rechtmäßige gute Ausgabe um eine Kleinigkeit theurer, als selbst der Nachdruck kosten würde; und diese Kleinigkeit für meine Zeit und Mühe wird man ja nicht unbillig finden. Ueberdies erwirbt man sich das Verdienst, ein nützliches Buch eher, als es sonst geschehen könte, ans Tageslicht zu bringen, und die Rechte eines Mitbürgers zu schützen.

Es ist für mich sehr ehrenhaft, daß man in vielen Gegenden Niederdeutschlands und andrer nördlichen Länder mit meinem Entschluß, die Odüssee fürs erste noch nicht herauszugeben, unzufrieden ist. Man sagt, es habe

an

an manchem Orte nicht sowohl an der Neigung des Publikums, als an der Thätigkeit, Muße oder Bekantschaft der Beförderer gefehlt. Aus Berlin, Dessau, Düsseldorf, Lignitz, Magdeburg und Osnabrück sind mir noch Subscribenten nachgeschickt worden. Einige warme Verehrer Homers haben für sich selbst 10 bis 20 Exemplare bestellt. So habe ich jetzt gegen 400 Subscribenten. Wenn diese die Odüssee mit den kurzen Erklärungen für 1 Rthlr. 8 ggr. (den Louis d'or zu 5 Rthlr.) verlangen; so haben sie die Freiheit, erst bei Ablieferung der Exemplare zu bezahlen. Wer außer diesen in den nördlichen Gegenden 1 Rthlr. 8 ggr. in Louis d'or voraus bezahlen will, kan sich bis Ausgang des Mais unterzeichnen. Subscription ohne Vorausbezahlung kan ich jetzo, da ich zu viele baare Auslage vor mir sehe, nur auf die Bedingung annehmen, daß die Subscribenten bei Ablieferung der Exemplare 1 Rthlr. 16 ggr. Louis d'or bezahlen. Die Herren Gelehrten, die sich für Klopstock und Gökingk bemüht haben, werden so geneigt seyn, auch diese Pränumeration und Subscription zu befördern, und auf meine Bereitwilligkeit zu allen Gegendiensten zu rechnen. Ihre Briefe und Gelder, nach Abzug jedes eilften Exemplars, erbitte ich mir franko unter obiger Adresse. Ich frankire meine Briefe. Aber das Porto für die Exemplare tragen die Unterzeichneten. Wenn sich so viele darein theilen, so wird es für jeden eine unbedeutende Kleinigkeit; für mich allein wäre es sehr beträchtlich. Die Namen werden sämtlich vorgedruckt; daher bitte ich um eine deutliche Schrift.

Ich fürchte keinen Vorwurf deswegen, daß ich in den südlichen Gegenden das Buch so viel wohlfeiler gebe, als die Verschiedenheit des Geldes beträgt. Ich gebe es hier so wohlfeil, als man wenig Bücher gehabt hat; und dort setze ichs **unter den Preis**, um die Nachdrucker zu entwaffnen. Sonst könte das Buch noch nicht erscheinen. Es ist unter Buchhändlern schon eingeführt, daß man die Preise, die nach Golde gesetzt sind, in den dänischen und andern Ländern nach schwerem Gelde fodert. Ich mache es nur umgekehrt. Im Laden wird nachmals das Buch 2 Rthlr. Ld. kosten. Und selbst dieser Preis ist, in Vergleich mit andern, noch wohlfeil: das ungerechnet, daß mir der Commissionair nur die Hälfte des Preises bezahlt.

Die zurückgenommenen Untersuchungen über die Kentnisse, Sitten, Gebräuche und Fabeln der homerischen Welt werde ich genauer ausarbeiten, und in jenes für den Menschenforscher sehr wichtige Zeitalter so weit gehn, als meine Kräfte und Hülfsmittel verstatten. Nach einigen Jahren hoffe ich diese vollständige Erklärung der Odüssee herausgeben zu können. Otterndorf, den 28ten Januar 1781.

Voß.

# Hannoverisches Magazin.

32tes Stück.

Freitag, den 20ten April 1781.


## Beitrag zur portugiesischen Geschichte des Jahrs 1758.

Die große Niederlage, welche die Häupter des portugiesischen Adels im Anfange des Jahres 1759 erlitten, und die Begebenheit, welche sie veranlaßte, scheint seit einiger Zeit, die Aufmerksamkeit derer, welchen die Geschichte des westlichsten Reichs von Europa nicht ganz gleichgültig ist, wieder mehr als gewöhnlich zu reizen. Die Umstände dieser Geschichte sind so verschieden und so mannigfaltig erzählt, daß eine neue Erzählung derselben überflüßig seyn würde, wenn sie sich auch bemühte alle verschiedentlich berichteten Umstände zu vereinigen. Auch die mündlichen Nachrichten selbst derer, welche in den Jahren 1758 und 1759 in Portugal lebten, sind so erstaunend verschieden, und weichen in so mancherlei Umständen so sehr von einander ab, daß es schwer ist, aus allem dem was gesagt wird, eine Geschichte zu entwerfen, für deren kleinsten Umstände sich alle genaue Gewähr leisten ließe.

In folgendem treffen alle zusammen.

Der König war, wie er verwundet wurde, auf dem Wege von des jungen Marquis de Tavora Landhause nach seinem Pallast in Belem. Sein Vertrauter in Liebeshändeln oder Kammerdiener Teixeira war bei ihm, und er fuhr entweder mit der Equipage des Teixeira, oder in einem Miethwagen. Das erste des letztern Umstandes ist noch wahrscheinlicher als das letzte, aber gleichgültig ist beides in Betracht dessen, daß der König mit keiner Leibequipage fuhr.

Diese Umstände, verglichen mit einigen andern geheimen Umständen von der Art, welche sich am Hofe jedermann in die Ohren sagt, so daß sie dadurch vom ersten Minister bis zum Küchenjungen, jedem der am Hofe lebt bekant sind, auswärtig aber selten bekant werden, vielleicht aus dem Grunde, weil sie jedem am Hofe, der von dergleichen etwas weiß zu geläufig sind, als daß er sie für Geheimnisse halten solte, ergeben allerdings, daß die That, welche als Königsmord bestraft wurde, weiter nichts war als portugiesische Rache, wegen eines Scheltworts, welches man in dem größten Theile

des gesitteten Europa kaum noch kennt a).

Hier ist die ganze Geschichte, so wie man sie sich seit 1759 in Lissabon zuerst als Geheimniß, höchstens nur unter vier Augen bei verschlossenen Thüren, in den letzten Jahren vor des Marquis von Pombal Abschiede vom Hofe mit ungleich weniger Schwierigkeiten, nach seiner Verweisung aber so öffentlich erzählte, als es mit einigem Wohlstande, und der schuldigen Schonung der Delikatesse einer verwitweten noch am Hofe gegenwärtigen Königin, und eines eben verstorbenen Königs geschehen konte.

Der König, sagte man, war ein heimlicher Anbeter der jungen Marquese Donna Isabella von Tavora; heimlich, wegen der natürlichen Eifersucht seiner Gemalin, und vielleicht auch wegen des Gemals jener Dame, des jungen Marquis von Tavora. Des Königs Vertrauter in diesem, vielleicht auch andern Liebeshändeln, war sein Kammerdiener Teixeira. Um dem geheimen Verdacht der Königin und ihren Kundschaftern zu entgehen gab der König geheime Arbeiten in einem Cabinet eines abgelegenen Flügels des Pallasts Belem vor b), in welchem er sich mit seinem Minister verschloß. Er überließ aber, wenn Arbeiten wirklich da waren, diese seinem Minister allein, oder wenn auch diese Geschäfte nur Vorwand waren, den Minister seiner eignen Gesellschaft, und fuhr zur Marquese von Tavora, deren Landhaus nicht weit vom Königl. Pallast entfernt war. Um sich gegen allen Verdacht bei der Königin zu sichern, welcher durch Geklatsche der Hofbedienten hätte entstehen können, bediente er sich nie einer Hofequipage, sondern gebrauchte zu diesen nächtlichen Besuchen entweder die Equipage des Teixeira, oder aber (obgleich seltener) die des Ministers, bisweilen aber auch einen Miethwagen. Selbst die Kutscher die ihn fuh-

a) Das Wort ist Hahnrei, Portugiesisch Cornu. Welches leztere auch Horn heist, aber theils wegen dieser und anderer schmuzigen Nebenbedeutungen so berüchtigt ist, daß es übel genommen wird, wenn man in honetter Gesellschaft es nur nennt. Die Portugiesen haben daher einige andere feine Umschreibungen für seine Bedeutung, als Horn; sie nennen es Pao do âr, **Luftholz**, oder auch Tartaruga de Alentejo, **Schildpatt aus Alentejo** 2c. Ein Mann geringern Standes wird das Wort Cornu nicht gern in Gesellschaft eines, von dem er glaubt er sey höhern Standes, sagen, und wenn ers ja sagt, so ists allezeit Salva venia.

b) Der Königliche Pallast zu Belem war zuerst nur eine Zuflucht der Königl. Familie nach dem großen Erdbeben, wurde aber nachher ihr Wohnsitz, oder beständige Residenz. Er besteht größtentheils aus einer auf den ersten Anblick unübersehlichen Menge kleiner Häuser, die alle nach und nach, ohne allen Plan und Ordnung, so wie die Bedürfnisse der Familie wuchsen, oder man glaubte ein neues Zimmer zu brauchen, hingebaut worden sind. Das ein solches Gebäude eine ohnehin zu Liebesintriguen geneigte Nation beinahe als einen wahren Zufluchtsort betrachten, und daß darin eine Geschichte wie diese ohne sich dem Anblick vieler Zeugen blos zu stellen, vorgehen kan, bedarf wohl keiner weitern Erklärung.

fuhren, wußten nicht, daß sie den König fuhren; aus dem Pallast kamen zwei in lange Mäntel (Capoti) verhüllte Leute, deren einer Teixeira war, welcher auch den Wagen an diese Stelle befehligt hatte.

Wie lange nun diese heimlichen nächtlichen Besuche unterbrochen oder ununterbrochen gedauert haben, ist mir nicht bekant geworden. Genug, Teixeira aufgeblasen von dem Vertrauen des Königs, kömt bei einer Gelegenheit, deren Veranlassung mir eben so wenig bekant ist, mit dem Marquis von Tavora in heftigen Wortwechsel, und schilt den Marquis **Hahnrei**. Ein Sprichwort, welches in Portugal nie anderst als mit Blut abgewaschen werden kan, selbst unter dem niedrigsten Pöbel c).

Der Marquis von Tavora, entweder aus Bestürzung über dies ihm völlig unerwartete Scheltwort, oder weil er zu sehr Hofmann, vielleicht auch nur bloß Portugiese war, rächt dieses Wort nicht auf der Stelle, sondern erholt sich selbst bei dem Marquis von Pombal Raths, wie er sich in diesem Falle gegen den bekanten begünstigten Kammerdiener zu verhalten habe? und dieser sagt ihm: „Schiessen **sie ihn auf den Kopf! — „aber** —,„ hier macht er, die gewöhnliche Gebehrde der Verschwiegenheit, blinket mit den Augen, legt zwei Finger auf den Mund und zuckt die Achseln d).

Der Marquis von Tavora, welcher die nächtlichen Besuche des Teixeira vielleicht jetzt durch scharfe Nachfragen seiner Bedienten erfährt, vielleicht auch schon vorhin davon wußte, giebt einigen treuen Bedienten Befehl, ihn den ersten nächtlichen Besuch des Teixeira wissen zu lassen.

Ji 2 Der

c) Man erzählt als Beleg folgende Geschichte. Zwei Portugiesen gerathen in Streit. Einer schilt den andern jambaô, Schinken. Der welcher mit diesem neuen ihm unerhörten Titel belegt wird, fängt an nachzudenken, was das Scheltwort wohl bedeuten könne. „Schinken schiltst du mich, sagt er ganz bestürzt, Schinken? „was soll das heißen? — — Im Schinken sitzt ein Knochen, und **Horn** ist auch „Knochen, — Du Hurensohn schiltst mich Hahnrei!!! und nun zieht er sein „Messer rc.„

d) Man glaube nicht, daß ich mich für einen Zuhörer dieses Gesprächs ausgebe, weil ich es bis auf Gebehrden beschreibe. Es ist eine allgemeine Bemerkung aller, die nordliche und südliche Nationen von Europa gesehn haben, daß die letztern oft mit ungleich wenigern Worten reden, diesen Mangel aber durch eine sehr redende Action (Gebehrde) ersetzen. — In reines Deutsch übersetzt, würde Pombals Gebehrde nichts mehr heißen als Behutsam! oder ja mit **nöthiger Vorsicht!** — Ich gebe diese Geschichte so wie ich sie aus dem Munde von Leuten die in den Jahren 1758 und 1759 in Portugal waren gehört, und aus Vergleichung mehrerer solcher Erzählungen zusammen gesetzt habe. Weil in beinahe allen Geschichten sehr viel auf Kleinigkeiten ankömt, so habe ich mich bemüht so treu zu seyn, als es mir möglich ist, und erzähle daher auch so, wie ein Mann erzählen würde, der lange Jahre in Portugal gelebt hat, und dem dadurch die Landessprache bis auf Gebehrden eigen geworden wäre.

Der 3te September 1758 war der unglückliche Tag, an welchem ein vertrauter Bedienter seinem Herrn dem Marquis von Tavora, von der Ankunft des Teixeira in seinem Hause Nachricht ertheilte; der Marquis macht sich gleich mit seinen vertrauten Bedienten auf, um ihm bei seinem wegfahren eine zweite Zurückkunft unmöglich zu machen. Er läßt auf den Wagen der aus seinem Landhause gekommen ist, schießen, und trift den König, den er, wie einige sagen in des Teixeira Wagen **nicht vermuthete**, andere sagen **vermuthen konte**, weil er um seine nächtlichen Besuche wußte. Der leztere Umstand scheint mir deswegen unwahrscheinlich, weil er sich gar nicht mit der beinahe allen Einwohnern warmer Länder natürlichen Eifersucht vereinigen läßt, auch der Marquis übrigens als ein heftiger und entschlossener Mann bekant gewesen seyn soll.

Das soll die wahre Geschichte des Vorfalles seyn, welcher auf das grausamste als Königsmord und Hochverrath bestraft wurde.

Wenn man bedenkt, daß selbst laut des Urthels und aller bekant gewordenen Nachrichten, die ganze Wahrheit des versuchten Hochverraths, blos auf der einseitigen Aussage eines Menschen beruht, welcher in einem nächtlichen Besuche, den er einer Bediente der alten Marquise von Tavora abstattete, gestört wurde, und unter ein Bette versteckt ein abgebrochenes Familiengespräch der Familie von Tavora mit anhörte, und daß diese Aussage durch nichts, als das durch die heftigsten Martern der peinlichsten Folter ausgepreßte Geständniß einiger der angeblich Mitschuldigen bestätigt worden ist, so muß man erstaunen, daß eine so angesehene Familie auf eine solche Anklage vernichtet ist. Selbst die strengste Marter hat auch nicht allen des Hochverraths beschuldigten gleiches Geständniß abzwingen können; der junge Marquis von Tavora soll unter den heftigsten Martern nichts gestanden, und auf Vorlegung des Geständnisses der übrigen sich erklärt haben: „die Schwachheit seiner Blutsverwandten sey ihm unerklärbar, daß „sie sich durch Marter bewegen lassen „könten Unwahrheiten zu sagen. Selbst auf dem Chafot soll er unter den rührendsten und männlichsten Bezeugungen seiner Unschuld gestorben seyn.

Außer einigen andern sehr auffallenden Nachrichten e), in Betracht derer ich mich hier, um nicht in Verdacht des Ausschreibens zu gerathen, nur auf die angeführten Schriften beziehe, ist es klar und mit Zeugen bewiesen, daß einer von denen der im Urthel als Mitthäter angegeben und hingerichtet ist, gar nicht in Lissabon, sondern fünf Meilen davon in Cintra, gewesen ist, von

e) Man sehe die in vielem Betracht merkwürdige doch hin und wieder zu partheiische Historiam Persecutionis Societatis Jesu in Lusitania in des Herrn von Murr Litteratur und Kunst Journal. S. 110. u. ff. die Vorrede zur portugiesischen Grammatik des Herrn von Jung und einige andere größtentheils im von Murrschen Journal schon angeführte Schriften.

von andern angeblichen Mitthätern ist es nur wahrscheinlich, aber nicht völlig bewiesen, daß sie auf ihren Gütern gewesen sind.

Ferner daß der Marquis von Tavora, wenn es seine Absicht gewesen wäre, sich die Krone aufzusetzen, dazu am besten die Armee würde haben brauchen können, bei welcher er sich so beliebt gemacht hatte, daß ein alter portugiesischer Officier mich selbst versichert hat, hätte der Marquis der Armee nur erklärt, er wolle König seyn, er würde es geworden seyn ohne aus seinem Pallast zu gehen. In wie weit diese Behauptung nun strenge Wahrheit seyn mag, lasse ich dahin gestellt seyn, immer beweißt sie, daß der Marquis viel Liebe in der Armee hatte. Wie aber die Armee, und selbst ganz Portugal, hauptsächlich der Adel, im panischen Schrecken die Hinrichtung angesehen hat, und sich von diesem Schrecken nicht eher als nach Joseph des ersten Tode erholen konte, das ist den Portugiesen heut zu Tage selbst unbegreiflich.

Noch ein Umstand, den man als allgemein wahr erzählt, ist merkwürdig. Alle Beisitzer des Tribunals, oder der Commission, die zu Untersuchung dieser Sache niedergesetzt war, sind vor Ablauf des Jahrs 1761 gestorben. Alle Akten und Verhöre rc. sind verbrant. Ein einziger Advokat, welcher Defensor einiger Beschuldigten war, hat sich verkrochen, so daß niemand wußte, wo er geblieben war, bis er endlich nach dem politischen Tode des Marquis von Pombal sich in Porto wieder angefunden hat. Er soll in Brasilien gewesen seyn, wohin er gleich nach dem geendigten Proceß so heimlich als möglich geflohen war, und während den übrigen Theil der letzten Regierung verborgen gelebt haben soll. Dieser soll auch noch einige Aktenstücke gerettet haben. Auf diese Aktenstücke und die Aussage des Mannes, auf dessen erste Aussagen die Klage gegründet wurde, und des entflohenen Jose Polycarpo Azevedo (wenn er noch irgendwo leben solte, und etwas mehr als Werkzeug war) wird wahrscheinlich alles ankommen. Der zweite lebte noch im Jahr 1779 und nährte sich vom Schusterhandwerk in Lissabon; ich habe nichts von seinem Tode, wohl aber wechselsweise Gerüchte, bald von seiner Gefangennehmung und Freilassung gehört. Die Zeit wird es also entscheiden müssen, ob die Veranlassung dieser schrecklichen Hinrichtung wahrer Hochverrath, oder aber schändliche Bosheit war, die sich auf den Trümmern der ersten Häuser von Portugal empor heben wolte.

Das ist der Hauptsache nach alles, was in den letzten Jahren des Marquis vom Pombal in Lissabon und zum Theil in den Provinzen gesagt wurde. Vieles hat wenigstens einen großen Schein von Wahrheit, doch gebe ich nicht alles als unumstößliche Wahrheit an. Ich habe meine Quellen gleich zu Anfang gesagt, und nach diesen bitte ich diese Geschichte zu beurtheilen.

B = = n. = = = e = =

# Unnützes Gepäck.

## Nach dem Lucian.

**Charon.** Seht doch, Leute, wo wir sind! wir haben nur dies schlechte Fahrzeug, das an allen Seiten leck ist; indes komt ihr in Menge und bringt dies Gepäck mit. Es mögte euch aber übel bekommen, absonderlich, wenn ihr nicht schwimmen könt. Denn wenn das Bot erst anfängt hin und her zu schwanken, so muß es sinken!

**Die Schatten.** Wie sollen wir es denn machen, daß wir ohne Gefahr passiren?

**Char.** Ihr müßt eure Sachen hier am Ufer lassen, und für eure Person nur überfahren. Gieb acht, Merkur! daß keiner ins Fahrzeug komme, der nicht alles zurück läßt.

**Merk.** Gut. — Nun, wer komt zuerst.

**Menip.** Ich bins; ich habe nichts als meinen Tornöster und Stock; den Mantel sogar habe ich nicht mit genommen.

**Merk.** Das ist brav, Menip, herein. – Dort setz dich beim Steuermann, da kanst du am besten sehen, wie sie sich haben. – Wer ist denn der Herr in dem Aufzuge mit seinem Purpur und Diadem, der uns so über die Schulter ansieht?

**Schatte.** Lampidius, der geloische König.

**Merk.** Was soll denn dieser Kram hier?

**Schatte.** Soll denn ein König nackend und ohne Gefolge, sich zeigen?

**Merk.** Der König nicht, aber wohl der Verstorbene; fort mit dem allen.

**Schatte.** Man wird mir doch einige Merkmale meiner Grösse lassen, damit man mich kenne?

**Merk.** Nichts, alles fort, fort mit dem Stolze deiner Eitelkeit, Thorheit, und absonderlich mit allen deinen Grausamkeiten und vorigen Gewaltthätigkeiten. Nichts was dich hindern und aufhalten kan. Aber wer ist der Dicke — dort?

**Schatte.** Ich bin der Kämpfer Damasius.

**Merk.** Recht, ich habe dich oft auf dem Cirkus gesehen. Aber, Kerl, du bist für einen Todten zu gut gemästet. Das Bot trägt dich nicht, fort mit deinem unnützen Fleische und deiner Geschmeidigkeit, deiner Stärke und Kraft und lautem Zuruf des Volks; und deine Kränze laß unmaßgeblich auch nur hier; die Dinge nützen dir dort so nichts.

**Schatte.** Da liegt der Pack. Sieh so bin ich wie andere Schatten.

**Merk.** Nun herein, siehst du, nun gehts leichter. Aber auch sie, wie ich sehe, Herr Kraton — wenn ich bitten darf, so schmeißen sie nur weg ihre Reichthümer, ihren Pracht und Eitelkeit, auch ihren Adel und 16 Ahnen, und ihre langen Titel, und

und zugleich alle Gedichte, die man auf ihren Reichthum machte; die Ehrensäulen, die man ihnen setzte und all' ihren großen Ruhm, Leichensteine und zierliche Grabschriften. Die bloße Erinnerung an all das Zeug ist so schwer, daß es unser Schif sinken machen würde.

**Schatte.** Es ist ein bisgen hart, aber was soll ich machen, ich muß wohl.

**Merk.** Wer ist der Herr in voller Rüstung — St.... Freund, was soll das hier unten, dies Siegsgepränge?

**Schatte.** Es ist das ehrenvolle Denkmal, das mir das Land setzte, dem ich die Schlacht gewann.

**Merk.** Das bleibt oben — denn hier ist nie Krieg, daher kennen wir auch keinen Kriegsruhm. Aber wer ist der da mit der gelehrten Mine? Er ist in tiefen Gedanken; seine dicken Augenbraunen solten einen furchtsam machen.

**Menip.** Kenst du ihn nicht? Es ist einer von unsern Philosophen, oder Betriegern, Charlatans, wie du wilt. — Laß ihn sich nur ausziehn; du wirst dich wundern, wie viel lächerliche Dinge er unter seinem Mantel verbirgt.

**Merk.** Bewahr der Himmel! — Was ist das für Plunder! — Seht doch — hier Träumereien, leere, närrische Gedanken; hier dunkle Fragen, verwirrtes Zeug, — nichts nützende Neugier. — Ach, seht hier Genauigkeit in Kleinigkeiten! Aber, was will er da nicht sehen lassen? Heraus damit; ach es ist ein Stück von seinem Stolze, auch etwas von seinem Geize, das hätt' ich nicht gedacht — auch sind hier artige Debauschen. Fort damit — auch dies — deine hohe Einbildung von deiner werthen Person, deine Unverschämtheit und philosophischer Zorn. Man müßte ein dreirudrig Schif haben, das alles fortzubringen.

**Menip.** Schneid ihm auch seinen langen Bocksbart ab; ich glaube die Piece wiegt 6 Unzen, so lang und dick ist er.

**Merk.** Du hast Recht Menip, aber wie soll ich ihn abkriegen; ich habe keine Scheere?

**Menip.** Da will ich dir dienen, ich leg ihn hier aufs Bort, und hack ihn dort mit dem Beile ab, oder säge ihn ab, das wird noch lustiger lassen.

**Merk.** Bravo!

**Menip.** Von seinen Augenbraunen kan er auch einen Stoß missen.

**Merk.** Nur fort damit.

**Menip.** Er hat hier noch etwas, das verdamt stinkt, unter dem Arm.

**Merk.** Was denn?

**Menip.** Ach hier ists: Schmeichelei, die ihm den Eingang zu den Großen verschafte.

**Der Philosoph.** So — mir alle meine Vorzüge zu rauben? Ich meine, Monsieur Menip, sie haben auch noch was, das sie weglassen solten. Die Freiheitsliebe, ihr gleichgültiges Wesen, besonders ihre Spöttereien.

**Merk.** Das will ich verbitten. Die Dinge wiegen nichts, und machen

chen uns beim Transport ein Vergnügen.

Aber was ist das für ein berühmter Redner? — Daß er doch erst wegwerfe seine langen Reden, seine langweiligen Eingänge und schalen Anwendungen, seine Ausschweifungen, die gar nicht zur Sache gehören, seine schönen Floskeln und Figuren, runden und viereckigen Perioden, witzigen Gegensätze, hochfliegenden Hyperbolen, poetischen Schwingen. Nun gehts gut, — den Strick los, die Leiter zurück, Anker auf, von einander die Segel, ans Steuer! fort — was heult ihr denn, ihr Narren? — und du, was wilt du dann Philosoph?

**Philos.** Ich glaubte immer, daß — —

**Menip.** Du lügst — das ist nichts, das du bedaurst.

**Philos.** Was denn?

**Menip.** Deine Schmausereien, und Vergnügungen? Du kanst nun nicht mehr bei den Tafeln der Großen schmarotzen, noch den Kopf im Mantel zur Thais schleichen, und den andern Morgen für Geld deine Schüler die Mäßigkeit lehren. — Das ists.

**Merk.** Aber sag mir mal, Menip! verdrießt es dich nicht, daß du gestorben bist?

**Menip.** Warum solte mich das verdrießen. Aber was ist da oben für ein Lärm.

**Merk.** Ich will es dir sagen. Einige sind ganz ausgelassen lustig über des Lampidius Tod; andere klatschen dem Diophantes ihren Beifall zu, der auf den Kraton in Saone die Leichenrede hält. Die Weiber schleppen des Tyranen Weiber bei den Haaren durch die Stadt, und Kinder steinigen seine Kinder. Die Mutter des Damasius beweint in einer großen Gesellschaft von Damen ihren Sohn, aber wie ich sehe über deinen Tod, Menip, härmt sich Niemand.

**Menip.** Ich werde doch bald Lerm machen. Hunde und Raben werden sich über meinen hinterlassenen Körper zausen und ein artiges Geheul bei meiner Leiche machen.

**Merk.** Das heiß ich entschlossen! Aber hier sind wir. — Nun meine Herrn vor euren Richter. — Ich und Charon müssen zurück.

**Menip.** Glück zur Reise.

---

Hannoverisches Magazin.

33tes Stück.

Montag, den 23ten April 1781.

# Ist der Mensch zur Freude geschaffen?

Vor einigen Jahren, als ich noch in : : : studirte, ging ich an einem heitern Sommertage auf die allerliebsten Berge in der Gegend. Ein reiner Himmel, eine liebliche milde Luft, und das erquickende Gesäusel der Tannenhäine verscheuchten jeden schwermüthigen Gedanken, und Ruhe, innige Ruhe kehrte ins frohe Herz zurück. Im Dunkel des Waldes dacht' ich an Gott, der diesen Wald pflanzte, und Ahndung der Unsterblichkeit ergrif die sinnende Seele, als plötzlich es lauter um mich ward. Die Wipfel der Tannen neigten sich tiefer, als wäre Gott sichtbar zugegen; das erfrischende Helldunkel ward zu melancholischer Finsterniß; das Säuseln zum Sturm. Raben krächzten im Sturm. — Da donnerte es. Ich eilte ins Freie. Schwarze Wetterwolken drohten vom Himmel herab. Ich ward ein zierlich gebauetes Haus gewahr; dahin ging ich, und würde freundlich und gastfrei aufgenommen.

Ein kleiner muntrer Knabe führte mich zur Mama, einem liebenswürdigen Frauenzimmer von mittlerm Alter. Ihr Antlitz verkündete Wohlwollen und innere Zufriedenheit. Neben ihr ein kleines Töchterchen, das aus Furcht vorm kommenden Gewitter dicht an die Mama sich schloß, und mich verstohlen neugierig anguckte. Sittsam sich verneigend, als grüßte der Grazien lieblichste mich, stand in einiger Entfernung ein herrlich gewachsenes Mädchen, dem ichs ansah, daß es durch meine Ueberraschung in irgend einem Geschäft war unterbrochen worden. Ihr freundlichs Auge wolt's nicht gestehen, aber ich sah ein Buch aufgeschlagen auf dem Tische, bat um Erlaubniß und nahm's. Es waren Klopstocks Oden. Nicht wahr, sagt' ich, Sie lasen etwas, wozu dort der Gewittersturm Sie auffordert?

„Zürnst du, Vater, weil Nacht dein Gewand ist?" Sie, sanft erröthend, bejahte die Frage, und Mutter und Tochter wurden mir gut, daß unsere Empfindungen zusammen stimmten; gleich wurden wir vertraut. Da erzehlte mir die gute Mutter der niedlichen Familie, der Hauptmann, ihr lieber Gemal, sey mit den : : : Truppen nach Amerika gegangen, werd' aber bald heimkehren. Bei den Wor-

ten glühten ihre Wangen, und die kleine Caroline hüpfte hoch auf und zeigte mir ein Paar Strümpfe, die sie für den Papa gestrickt hatte. Karlchen bat mich um Erlaubniß, eine französische Rede hersagen zu dürfen, mit welcher er seinen Vater begrüßen wolte. O, verzeihen Sie's der Freude meiner lieben Kleinen, daß sie Sie so beunruhigen, bat mich das trefliche Weib, wir lieben uns alle so herzlich und sind so glücklich! — Daß ich diese Scene malen könte, dacht' ich in meinem Herzen, und daß ich auch einst im Zirkel fröhlicher Geschöpfe, die mir angehören, so reden möge! Dort steht Papa's großer Lehnstuhl, rief Karl, da saß er Abends und rauchte seine Pfeife. Dann standen wir vor ihm, ich und Caroline, und erzehlten ihm, was wir gethan und was wir gelernt hatten; und dann ermahnte er uns, daß wir hübsch fromm seyn solten. O Papa ist ein frommer Mann, und ich, ich will auch recht fromm werden. Ja du gutes Kind, rief ich, das mußt du, das wirst du — und küßte ihn herzlich. Wir beten alle Tage, sagte die kleine Caroline, für alle Menschen, und daß der liebe Gott unsern Papa gesund wieder heim kommen lasse.

Burr, rief da eine männliche Stimme. Ein junger rascher Kerl sprang vom Pferd, trat herein und brachte einen Gruß vom Herrn Hauptmann. Gleich wird er kommen, sagte der Bursch, er hat mich voraus geschickt. Da fiel die gute Mutter, von der Last der Freude niedergedrückt, auf ihre Kniee, und ergoß ihr dankbares Herz vor dem Allsehenden. Dank dir, du Gütiger, Gnädiger, wie soll ich dich nennen, rief sie vor Freude glühend! Karl nahm sein Hütgen ab und faltete die Hände. Louise trat vors Fenster, und weinte, mit weggewandtem Antlitz gen Himmel blickend, eine Thräne des Entzückens. Das Gewitter war nun vorüber. In zerrißnen Wolken wandelte sanftgleitend der Mond. Da winkte mir das herrliche Mädchen, zeigte auf die, in frischerm Grün lachenden, Wiesen und sprach: nicht wahr, der Mensch ist zur Freude geschaffen! In dem Augenblick rollte ein Wagen vors Haus. Carolinchen stürzte herein. Ach, Mutter, rief die Kleine, der Papa, der Papa!

Wer, schrie die Mutter, dein Papa, mein Wilhelm! Sie, wir alle liefen vor die Thür, — und siehe, da trug man ihren Wilhelm ins Haus, bleich und todt. Ein Wetterstral hatt' ihn erschlagen, getödtet den liebenden Mann, den zärtlichen Vater, da er schon in der Ferne die Wohnung seiner häuslichen Freuden sah! Und sein verlassenes Weib rief, Gott erbarm dich unser — und sank in eine schreckliche Ohnmacht. Und Louise und die verwaiseten Kleinen! Wer kan's, wer mag's beschreiben! Nichts in der weiten Welt Gottes hatte die Familie, als ein kleines Gut, das bei weitem nicht hinreichte, sie zu ernähren.

Armer Mann, mußtest du so fallen! Nicht an der Spitze deiner Krieger, nicht im Getümmel der Schlacht! Vom Allmächtigem bist du erschlagen; in

in Gewitterwolken stieg dein frommer Geist empor, — und wir alle weinten dir nach. Traurig und schwermüthig, wie ichs nie war, verließ ich die liebenswürdige, arme Familie.

O, dacht' ich, wie ist ihre Freude so ganz dahin! Ihre häusliche Glückseligkeit, wie ist sie so schrecklich verwüstet! Daß doch die reinsten, schönsten, Freuden unser Lebens so kurzdaurend, so äußerst zerstörbar sind. — Ist der arme Sterbliche auch wohl zur Freude geschaffen? Tausende leugnen es. Es leugnet's der elende, zur Ruderbank auf immer verdammte Sklav, der fern von Weib und Kindern sein unglückliches Leben verseufzet. Es leugnet's der arme Neger, der des Tages Last und Hitze tragen, jede Freude des Lebens entbehren muß, damit sein Peiniger — fett werde. Er leugnet's, und zeigt mir den blutig gegeisselten Rücken. Es leugnet's der Sieche, der mit unheilbarer Krankheit kämpft, und den Tod, wie Hiob, aus der Erde graben mögte, könt' er ihn finden. Louise, liebes Mädchen, ist der Mensch zur Freude geschaffen?

Trübsinnig kehrt' ich heim durch die sternhelle Nacht. Von schwerem Gram ermüdet schlief ich spät ein, und sah im Traum den Todten. Ein freundlicher Jüngling empfing den scheidenden Geist. Um ihn bildete sich ein feiner, äußerst feiner Körper, mit dem die menschliche Seele als mit einem luftigen, aber herrlich stralenden Gewand umhüllet ward. Als der Geist wie von einer Betäubung erwachte, blickte er mit Augen voll Liebe und süßer Wehmuth auf die lautweinenden Kinder, auf das unaussprechlich geliebte Weib herab, und empfahl sie dem Schutze des freundlichen Engels. Worte voll Trostes flossen, harmonisch klingend, von den Lippen des Seligen. Auf eine unbeschreiblich gütige Art ließ er sich zu den Begriffen des menschlichen Bruders herab, und nahm ihn nun mit sich in ewig helle, weite, unermeßliche Gegenden.

Siehe, eine himmlische Gestalt schwebte zu mir, wie der balsamische Geruch einer bethaueten Rose im Lenz uns entgegen duftet. Lern' es, zu rascher Jüngling, sprach er, Gottesfurcht macht glücklich! Auf Erden ist kein dauerndes Glück; aber, Religion führt sicher zu jenen seligen Wohnungen. Er berührte mein Aug' und Ohr, und siehe, da eröfneten sich mir die seligen Wohnungen. Gütiger Gott, welch ein mildes, erquickendes, Licht! Kein Stechen der Sonne, und doch solch eine liebliche Wärme! Blühende, ewig junge, Gestalten wandelten an murmelnden Bächen, auf bebuschten Hügeln. Da hört' ich Stimmen der Freude und des Danks, als wenn du fernher, aus Zitronenhäinen, Gelispel der Flöten und Harfen, der Andacht frohe Lieder vernimst.

Da wandelten Menschen, und viel tausend andere Geschöpfe, nicht Menschen, aber unaussprechlich schön, sonst Bewohner des Saturns, und des Jupiters, und der ungezehlten, prachtvoll schimmernden Welten. Da wandelten meiner seligern Freunde viele, mit Moses und Melanchthon, in ewig blü-

hender Jugend. Sie winkten mir himmlisch lächelnd. Ich strebt' ihnen entgegen und erwachte.

---

Ja, rief ich freudig aus, der Mensch ist zur Freude geschaffen! Alles Elend, das hier auf Erden Gott sendet, ist erträglich dem, der seiner Vaterhuld sich erfreuen, auf eine wonnevolle Unsterblichkeit hoffen darf. Das sind die Stützen, die nicht wanken, wenn nun der Sturm weht.

Sey der Kummer auch noch so groß, der uns hier drückt — die Religion beut uns mit lindernden Tröstungen die Hand, und führt uns hin durch die düstre Nacht in hellere, schönere Gegenden.

Freilich, wenn nach dem Tode Vernichtung deiner erwartete, du armer Sklav, der du da verzweiflungsvoll deine Ketten schüttelst, — so vermöcht ich dich nicht, so gern ich wolte, zu trösten. Weinend dürftest du deinen Gott dann fragen: warum lehrtest du mich eine Welt kennen, die tausenden Freude, mir Jammer darbeut? Aber, siehst du, Unglücklicher! Der Tod ist ein Uebergang zu einem bessern Leben, und wer dir den Trost rauben will, ist dein Freund nicht. Ein Menschenfeind ist er, der im Schlamm der Lüste dies Leben allein lieb gewan, ein künftiges fürchtete, und darum auch leugnete.

Dies Leben ist Prüfung, Erziehung, Vorbereitung für die Ewigkeit. Der Tod eine Zeit der Verwandlung. Aus der kriechenden Raupe wird ein geflügeltes, herrlich gefärbtes, Insekt. Aus dem, mit Armuth, Kummer und Elend aller Art ringenden, Menschen einst ein fröhlichers, herrlichers und schöners Geschöpf.

„Hätt' ich nicht die Hofnung, sagt Sokrates beim Plato — im Phädon — wieder zu weisen und guten Gottheiten zu gelangen, und Seelen der Verstorbenen anzutreffen, die dort weit reiner und heiliger sind, als hienieden, so würd ich freilich unrecht handeln, wenn es mich nicht betrübte, daß ich sterben soll. Allein ihr wißt wohl, daß ich da, wo ich hinkomme, gut gesinnte und rechtschaffne Menschen anzutreffen hoffe.„

Man gewöhne sich nur, den Tod nicht als ein zähnefletschendes Ungeheuer sich zu gedenken, sondern als einen Boten des Friedens, der, ein heiterer Jüngling, freundlich zu uns schwebt und spricht: siehe, ich verkündige dir große Freude! Von jeder Bürde sollst du entlastet, jedem Kummer entrissen werden. Nicht mehr sollst du seufzend die Hände ringen, und klagen: wann werd' ich Ruhe finden! Siehe, ich führe dich hinüber zur Gesellschaft viel tausend fröhlicher Geschöpfe, wo man nicht mehr hört die Stimme des Drängers, des Neides Geflüster. —

Und wenn wir nun, traurig nach Weib und Kindern blickend, weinend sagen: gern ging' ich, aber diese — Mir blutet das Herz!

Dann tröstet er uns freundlich und spricht: diese führ' ich bald zu dir. Ewig vereint solt ihr in himmlischen Lauben dann leben!

Wohl dann! antworten wir gestärkt. Reiche mir Müden die Hände! Ich folge

folge dir, freundlicher Jüngling, übers weite, weite, Meer! Was achtet der liebende Mann Sturm und Regen, wenn er zu seiner Geliebten eilt!

Wahrlich, die Uebel dieses Lebens sind nicht werth jener Unsterblichkeit. Und so wie wir jezt sind, bedürfen wir ganz vorzüglich Hindernisse und Schwierigkeiten, um uns immer mehr empor zu schwingen, und dem Vater der Geister uns zu nähern. Je mehr Schwierigkeiten wir zu bekämpfen haben, desto dringender werden unsere Geisteskräfte aufgefordert, desto rühmlicher wird unsere Seele vervollkomt, und unser Leben verschönert. Armuth, Verlust irrdischer Güter treibt den Menschen an, seine Fähigkeiten zu entwickeln; das schärft seine Erfindungskraft, übt seinen Scharfsinn, und sichert ihn vor Müssiggang und dessen schädlichen Folgen. Ueberstandene Noth, überwundene Hindernisse erzeugen süße Freuden, und Arbeit, selbst Kummer, macht den Genuß des künftigen Vergnügens desto empfindlicher und schmackhafter. So schmeckt dem Schnitter sein Mahl süßer, wenn er nach geendigter Arbeit unterm Schatten der Ulme Erfrischung und Kühle genießt.

Aber Pflicht ists für jeden Menschenfreund, den schwermüthig Klagenden mit Geduld, und den Traurigen, der selbst unter der Last des Elends seufzet, mit theilnehmender Aufmerksamkeit anzuhören, um ihn durch Hinweisung auf eine gütige und über alles wachende Vorsehung zu beruhigen. Wenn wir ihn gleich nicht von seiner Bürde gänzlich befreien können, so ists ihm doch eine Erleichterung, wenn wir freundlich zu ihm treten, und sprechen: Bruder, gern wolt' ich deine Last tragen, aber ich trag' auch meine Bürde. Laß uns in Gesellschaft wandeln; ich gebe dir von meinem Labetrank, und wenn du strauchelst, will ich dich Schwachen mitleidig führen.

Pflicht ists für jeden, die Menschen aufmerksam zu machen auf die mannigfaltigen Freuden, die uns schon der Aufenthalt auf dieser Erde gewährt. Allenthalben stralt die erquickende Sonne, leuchtet der friedliche Mond! Dem Asiaten, wie dem Europäer, dem Armen, wie dem Reichen. Wie jauchzet die ganze belebte Welt, so bald der Frühling unsre Fluren besucht! Da girrt die Turteltaube vom Wipfel der Ulme, da flötet die Nachtigall im Wehen des Hains, da steiget die Lerche wirbelnd empor, daß der fleißige Landmann sich freue! Da entsprossen tausend Blumen der Erde; da duftet das bescheidne Veilchen Wohlgeruch unbemerkt um sich her; da entfaltet die königliche Rose den wonnigen Busen. Reicher Segen schmückt im Sommer die Felder; froh klingt die Sense durchs laute Dorf; herrlich zücket der Wetterstral!

Jedes Land beut stärkende Nahrung dem Hungrigen dar; unter jedem Himmelsstrich besucht uns der erquickende Schlaf. Und sei er, wer er wolle, der Bewohner kanadischer Forsten, oder piemontesischer Thäler, wer wehrt's ihm, daß er nicht schmecke die herrlichsten Freuden, die Freuden keuscher Ehe und süßer Geselligkeit.

O, du darfst nicht eben reich und beglückt seyn, um durch geweihte Liebe

beseligt zu werden. Auch der Aermste findet eine Gefährtin auf dem oft rauhen Pfad dieses Lebens, die ihm seine Sorgen erleichtere, sein Leben versüße, jedes kleine Glück mit ihm theile, in seiner lezten Stunde — im Todeskampf den Angstschweiß ihm abtrockne, seine Kindlein erziehe, an seinem Grabe, sich nach ihm sehnend, weine, und dann gen Himmel ihm folge.

Im wohllüstigen Haram, von tanzenden Schönheiten umringt, sizt der üppige Pascha und beut alles auf, was die Sinne bezaubern, den Geist entnerven kan. Am Abend ist er erdrosselt; indeß sein dürftger Nachbar sicher sich freuet, und einst friedlich entschlummert.

Die unentbehrlichsten und besten Güter sind reichlich genug, und unpartheiisch, vom Allvater ausgetheilt. Wo ist ein Winkel auf der bewohnten Erde, wo nicht der Mensch Nahrung und Gesundheit und Zufriedenheit findet? Liebt nicht jede Nation den Fleck Landes, den ihre Väter bebauten? Daß der brave Helvetier nach den himmelansteigenden Bergen seines geliebten Vaterlands sich sehnet, nimt mich nicht Wunder. Freiheit und edle Einfalt der Sitten, wie die Vorwelt sie kante, wohnt dort unterm ruhigen bemosten Dache. Arbeit wechselt mit lieblicher Ruhe. Heiter ist sein Himmel; treflich der Käs. Fröhlich ertönt in den uralten Forsten das Hifthorn des Waidmanns, die Flöte des Ziegenhirten am hangenden Felsen.

Aber, daß in Tierra del Fuego, wo ewiger Winter die Gefilde deckt, wo um die nackten, empor drohenden, Gebirge unsterbliche Winde sausen, daß in diesen Wohnungen des Grausens Menschen leben, die vor Kälte schaudern, und doch gesellig sich lieben — das rührt mich bis zum Weinen. An das rauheste Klima gewöhnt sich der Mensch, allenthalben dauert er aus.

Versprecht dem Grönländer weichliches, üppiges Leben außerhalb seinen Wüsteneien! Wird er euch folgen? In seiner Hütte oder Höhle ists ihm wohl. Im langen, trägen, Winter sizt er daheim, wenns draußen stürmt, und erfreuet sich seines Weibes und seiner wohl gefütterten Kinder, genießt behaglich aller häuslichen Freuden am flammenden Heerd. Aber, kaum blickt die Sonne lieblicher herab, so eilt er ins Grüne und athmet frolokkend Gottes milde Luft, die hüpfenden Buben um ihn her. Gott ist allenthalben, und gegen alle Menschen, Vater, futtert den Wallfisch im Meer, und die jungen Raben, wenn sie zu ihm schreien, im schwankenden Neste.

Abgerechnet, daß bei steigender Kultur auch nothwendig neue Bedürfnisse entstehen müssen, so darf man doch nie in einem Lande, wo Prachtliebe und Schwelgerei eingerissen ist, zur Entscheidung der Streitfrage über die Erfordernisse zur Glückseligkeit, an den großen, oder glänzenden Haufen sich wenden. Der wandelt immer mit einem Vergrößerungsglase in der Hand, und sieht, wie jener Italiener, durchs Fernglas eine Fliege im Mond, wenn sie doch nur vorm Glase sitzet.

Als der weiseste Narr, der Cyniker

ker Diogenes, eines Tags das Volk vom Schauplatz kommen sah, ging er, dem Haufen sich entgegen stemmend, hinein. Auf die Frage, warum er dies thäte, antwortete er: das bemüh' ich mich in meinem ganzen Leben zu thun!

Diog. Laert. in Diog. segm. 46.

Wer die Abhandlung des Sarasa „Die Kunst, stets fröhlich zu seyn" nicht lesen mag, der suche, je eher je lieber, den ehrlichen Pächter Williams kennen zu lernen. Der ist ein gültiger Richter. Des seligen Sturz vortreflicher Aufsatz — Wer ist glücklich? enthält die herrlichsten Vorschriften zur Kunst des Sarasa, in der fast alle pfuschern, wenige Meister sind. Je weiser du arbeitest, desto glücklicher verdauest du, desto rechtgläubiger bist du in der Lehre von der Vorsehung, und desto herzlicher kanst du dem klagenden Lukrez, und seinen Nachbetern ins grämliche Antliz lachen. Der Despot Dionysius schmausete einmal bei den Lacedämoniern, versicherte aber, nach geendigter Mahlzeit, daß ihre schwarze Brühe ihm nicht sonderlich schmecke. Das ist kein Wunder, antwortete der Koch, das Gewürz fehlte daran. Was für Gewürz? — Strapazen auf der Jagd, vergossener Schweiß, Hunger und Durst!

Drum schmeckten dem Perser Artaxerxes Mnemon trockne Feigen und Gerstenbrod so herrlich, als man ihm auf der Flucht den Küchenwagen geplündert hatte. Was für ein Vergnügen, rief er aus, hab ich bisher nicht entbehrt! Das sind bekante Sachen, aber es schadet gar nicht, wenn man sich von Zeit zu Zeit daran erinnert.

Alexander befand sich wohl, so lange er seiner jugendlichen Erziehung treu blieb. Sein Hofmeister Leonidas verstattete ihm in seinen frühern Jahren durchaus keine Näschereien. Er durchsuchte alle Tage die Kästchen und Kleider des jungen Prinzen, aus Besorgniß, daß die zärtliche Olympias irgendwo einige Leckerbissen mögte versteckt haben. Man weiß sein Schicksal, so bald er auf gut persisch zu zechen anfing. Menschenfeindlich handelte er sonst gegen eine Welt; jezt auch gegen sich selbst.

Die meisten Menschen sind die Schöpfer ihres Elends; leider, nur gar zu oft auch des Elends anderer. Wenn jeder, seiner Bestimmung eingedenk, seine Pflichten so treu, als möglich, erfüllte; wenn jeder ein Vergnügen darin fände, den Traurigen, den der Allmächtige verwundete, zu trösten, den entkräfteten Greis zu speisen, und hülfloser Waisen sich zu erbarmen; wenn nur nicht einer den andern drückte, haßte und verfolgte; wenn kein Unversöhnlicher mehr die Tage seiner Widersacher und sein Leben verbitterte; wenn kein Bösewicht mehr Tugend und Unschuld verwüstete; wenn die Furie des Kriegs nicht so entsetzlich Brüder gegen Brüder bewafnete und vom Haufen der Todten und Verstümmelten teuflisch grinzte: wenn Menschenliebe allenthalben thätig wirkte — wie paradisisch würde dies Leben seyn!

Unter allen Uebeln, die in der Welt sind,

sind, ist die Sünde das einzige wahre, das größte Uebel. Erziehung, von Religion, wie wir sie haben, unterstützt, kan dem Scheusal allein entgegen arbeiten, dem schrecklichen Strom allein kräftig sich entgegen dämmen. Sünde macht immer unglücklich, du magst nun in der elendesten Hütte deine Greuel üben, oder in stolzen Pallästen; der Gesang taumelnder Freude übertäubt wohl eine Zeitlang den Ankläger, der in dir selber wider dich zeuget, aber, wenn sich die Sänger der Wohllust müde geschrien haben, oder verschwinden, ruft dein Gewissen desto kräftiger.

Welche Greuelthaten werden verübt, wie mancher Seufzer unterdrückter Nationen stieg von jeher zu Gott empor, wie viel unschuldiges Blut hat die Erde getrunken! Wohl uns! Hier wohnt Sicherheit und Ruhe. Laster heißt hier noch Laster; Tugend und Sittsamkeit sind nicht verächtlich. O, daß Unglaube und Laster, diese Kinder der Narrheit und Bosheit, die nicht einen Vortheil, wohl aber tausendfaches Elend und schreckliche Nachreue, früher oder später, wirken, nie in unserm glücklichen Lande bleibende Stäte finden mögen! Ich sah einst einen Mörder. Stumm, in sich selbst versunken, blickte er starr zur Erde. Seine Seele durchkreuzten tausend entsetzliche Gedanken; aber, einer kehrte immer wieder: ich bin ein Mörder! Alle Frevelthaten, die er verübt hatte, wandelten jezt vor seinem schaudernden Geiste vorüber in schwarzen Gestalten — Wie fürchterlich rächt sich verlorne Unschuld! Erst schmeichelt das Laster dem Sünder, lockt ihn zu sich mit süssem Gesang, bis es ihn gewiß gefangen hat, dann peitscht es ihn, daß er laut heult.

Wer ist zur Freude geschaffen? Jeder Sohn Adams, er sey reich oder arm, vornehm oder gering. Wer erreicht seine Bestimmung? Kein ungebesserter Sünder, nur der Fromme. Wann gelangt er zum völligen ungestörten Besitz seiner Freuden? Auf diesem Planeten, diesseits des Grabes, nie. Darf er die irdischen Vergnügungen, so lang er hienieden wallet, genießen?

So bald er darüber seine Straße nicht verläßt, wohl; Gott schenket sie ihm, damit er nicht ermüde, er ist selig — seine Geschöpfe sollen sich auch freuen.

Welche sinnlichen Ergötzungen sind die edelsten? Die des Augs und des Gehörs; sie sind unsers bessern Theils, der unsterblichen Seele, würdiger — erwecken nicht so leicht Ueberdruß und Eckel, und schaden auch dem schwächsten Körper nicht. Die übrigen haben wir mit den Thieren gemein. Ist denn der, welcher nur riechen, schmecken, und sein körperliches Gefühl gekitzelt wissen will, ein thierähnliches Geschöpf, obwohl er aufgerichtet geht? Allerdings. Ist denn der Mensch zuverläßig mehr als bloße Materie? Alle Nationen glaubens; die beste Religion wäre ohne diese Lehre von der Unsterblichkeit der Seele ein Unding; die christliche, der Stolz des klügsten und aufgeklärtesten Welttheils, hat sie felsenfest gegründet, und durch diesen Trost viel tausend Sterbende erfreuet, im Todeskampf gestärkt; Sokrates, Plato, Cicero, Mark Aurel, Luther, Melanchthon, Erasmus, Philippus Mornäus, Grotius, Newton, Clarke, Leibnitz, Haller, Sulzer, Maria Theresia, die besten und größten Menschen erfreueten sich ihrer ewigen Dauer — La Mettrie leugnete ein künftiges Leben! Wer war La Mettrie? Ein Narr, der blos sinnliche Freuden liebte und an einer Pastete sich zu Tode fraß.

Why shrinks the soul
Back on her self, and startles at destruction?

R.

# Hannoverisches Magazin.

34tes Stück.

Freitag, den 27ten April 1781.

## Verzeichniß der Lektionen, welche zu Ifeld im Sommer 1781 gegeben werden sollen.

Der Direktor M. **Meißner** hat im Vortrage der Universalhistorie nach Anleitung des **Schröckhischen Lehrbuchs** die Geschichte der neuesten Zeiten völlig zu Ende gebracht, und wird nunmehro dieses Lehrbuch, insonderheit aber den **vorläufigen Begrif der allgemeinen Weltgeschichte** zum Grunde legen, und im bevorstehenden Sommer halben Jahr, den ersten Theil, bis auf Christi Geburt, oder die ganze Geschichte der alten Zeiten kurz vorzutragen bemühet seyn, um wo möglich, die ganze Universalgeschichte binnen Jahresfrist zu endigen. Es sind hiezu die erste Nachmittagsstunde des Dienstags, und die ersten Frühstunden des Mittwochens u. Donnerstags bestimt.

In der **Philosophie** sind bisher über **Feders Logik** und **Metaphysik**, die ersten Lehren der letzten Wissenschaft erkläret worden, und es wird nunmehro die **Vernunftlehre** wieder angefangen werden. Dienstags und Freitags in der ersten Frühstunde.

Die **neue Erdbeschreibung** ist, nach dem **Schatzischen Lehrbuch** *Atlas Homannianus illustratus* völlig geendiget worden, und es wird also auch diese Lektion von neuen wieder angefangen werden, Dienstags in der zwoten Morgenstunde und Freitags in der ersten Nachmittagsstunde.

Der **ersten mathematischen Klasse** ist, nach dem **Rougerschen Lehrbuch** die Arithmetik vorgetragen worden, und es wird nunmehro mit der **Geometrie** fortgefahren werden, Dienstags und Freitags in der zwoten Nachmittagsstunde.

Die **zwote mathematische Ordnung** wird **historisch in die Geometrie eingeleitet**, und mit den Gegenständen derselben, durch Uebung in allerlei Aufgaben bekant gemacht, Mittwochens und Sonnabends in der zwoten Frühstunde.

Mit der **ersten Ordnung der Privatisten** wird der **Livius** cursorisch gelesen, und wo es nöthig ist lateinisch erklärt. Es sind im vorigen Winter das 9te und 10te und das 21te bis 23te Buch durchgelesen worden,

und wird also nun mit dem 24ten Buche fortgefahren, Montags, Dienstags, Donnerstags und Freitags von 5 bis 6 Uhr.

Er wird auch in der Mittwochens und Sonnabends Nachmittagsstunde, während diesen Sommer, die **Braunschweig-Lüneburgische Geschichte** vortragen, und dabei **von Selchows** Grundriß einer pragmatischen Geschichte des Durchl. Hauses Braunschweig-Lüneburg zum Grunde legen.

Außerdem giebt der **Direktor** auch besondern Unterricht in der Mathematik.

Der Rektor **Pätz** wird den Unterricht in der **Theologie**, in den Frühstunden Montags und Donnerstags von 9 bis 10, mit einer **Einleitung** von neuen wieder anfangen, worin ein vollständiger **Beweiß der Göttlichkeit der heiligen Schrift, und der Wahrheit der christlichen Religion** geführt wird.

In der **lateinischen Sprache** unterweiset eben derselbe die **oberste Klasse der Scholaren** in verschiedenen Lektionen.

In vier Stunden jeder Woche, nemlich Montags, Mittwochs, Donnerstags und Sonnabends von 10 bis 11. die jedesmal zur ganz genauen Erklärung einer Schrift des Cicero angewendet werden, wird er statt der bisher erklärten zwei Bücher de divinatione, im bevorstehenden Sommer, **Cicero's drei Gespräche vom Redner** anfangen, und damit die beiden Ausarbeitungsstunden, Montags und Donnerstags von 3 bis 4, also verbinden, daß er zu den von den Scholaren auf ihren Zimmern zu verfertigenden lateinischen Aufsätzen, die nachher öffentlich beurtheilt werden, solche Materien wählen wird, zu denen kurz vorher erklärte Stellen in Absicht der Gedanken sowohl, als des Ausdrucks behülflich seyn können; so wie zu den extemporellen Ausarbeitungen ganze bereits erklärte und übersetzte Stellen von den Scholaren ins lateinische zurück gesetzt, und mit dem Original jedesmal sorgfältig verglichen werden.

In zwo suppletorischen Stunden, worin einigen ausgesuchten Jünglingen der ersten Klasse ein besonderer, vorzüglich auf eigene Uebung in der Kunst zu interpretiren gerichteter Unterricht in der Latinität gegeben wird, sollen diese mit dem **Quintilian** bekant gemacht, und vorerst dessen zehntes Buch erklärt, darauf aber noch einige andere dienliche Stücke nach und nach durchgegangen werden.

Zur Lesung eines **lateinischen Dichters** sind wöchentlich drei Stunden ausgesetzt, nemlich Montags und Donnerstags von 4 bis 5 und Sonnabends von 8 bis 9. Da in der Zeit eines Jahrs die besten Oden des Horaz, einige Satyren nebst dem größten Theile der Briefe, und die sogenannte Dichtkunst desselben ganz gelesen sind; so folgen nun, nach der hier eingeführten Ordnung, **Virgils Gedichte**, dessen **vier Bücher vom Ackerbau und der Landwirthschaft** im bevorstehenden halben Jahre ganz und

im

im Zusammenhange genau erklärt werden sollen.

Alle diese Lektionen sind der **ersten Ordnung** der Scholaren gewidmet.

Außerdem aber nimt der **Rektor** auch an der Unterweisung der **zwoten Klasse** in der **Latinität** einigen Antheil. Da nemlich der Fall nicht selten ist, daß Jünglinge bei dem ersten Unterricht, den sie, ehe sie zu uns kommen, in den gelehrten Sprachen genossen haben, in Absicht der Grammatik theils vernachläßigt, theils wenigstens nicht zweckmäßig unterwiesen worden: ohne eine vernünftige Kentniß aber derselben und ihrer Regeln, die Erlernung der Sprachen selbst nie gründlich werden, und nie leicht von statten gehen kan; so ist dem Rektor vorhin schon der Auftrag geschehen, denjenigen unsrer Scholaren, in Ansehung deren es nöthig befunden wird, einen genauen und vollständigen Unterricht in den Fundamenten der lateinischen Sprache zu ertheilen. So wie dies bisher bereits geschehen; so wird er damit auch im bevorstehenden Sommer fortfahren, und dazu wöchentlich zwo Stunden aussetzen, zugleich aber auch diesmal seine gewöhnlichen **vier lateinischen Privatstunden**, Montags, Dienstags, Donnerstags und Freitags von 5 bis 6. zu einem Elementarunterricht schlagen, um die Anwendung der Regeln desto besser beim eignen Lesen und Erklären lateinischer Stücke, wobei **Stroths lateinische Chrestomathie** gebraucht werden wird, sogleich zu zeigen, und auf solche Art seine Schüler desto glücklicher zu einer gründlichen Erlernung der lateinischen Sprache, und zum richtigen Verstehen der Alten zu führen.

Endlich setzt er auch noch Mittwochs von 1 bis 3, in welchen Stunden die Bibliothek des Klosters geöfnet ist, den im verflossenen Winter angefangenen Vortrag **der griechischen Litteratur** fort, und macht die Untergebnen mit der Folge **der klassischen griechischen Schriftsteller** bekant.

Der Subconrektor **Leopold** besorgt den Unterricht in der **hebräischen Sprache**. Einige seiner Zuhörer hat er bisher in der grammatischen Analyse einiger Stücke aus dem **ersten Buch Mose** geübt; andern aber die ersten Anfangsgründe der Sprache nach Anleitung der **Dietrichischen Grammatik für Anfänger** vorgetragen. Gleiche Uebungen werden im bevorstehenden Sommer angestellt werden, Mittwochens und Sonnabends von 11 bis 12 Uhr.

Der **ersten griechischen Ordnung** hat er im verflossenen Winter die sechs ersten Bücher aus **Xenophons Cyropädie** erklärt. Nach Endigung der zwei noch übrigen Bücher wird er die in der **Bachischen Samlung** befindlichen kleineren Schriften des Xenophon lesen, Dienstags und Freitags von 4 bis 5. und Mittwochens und Sonnabends von 9 bis 10 Uhr.

In zwo Stunden, die einer suppletorischen Lektion im Griechischen bestimt sind, wird er ausgesuchte Stellen

aus der Odyssee des Homers, doch immer in Rücksicht auf den Zusammenhang des Ganzen erklären. Bei der Wahl der zu erklärenden Stücke wird er zugleich auf solche Rücksicht nehmen, die zu Vergleichung ähnlicher Stellen bei spätern und besonders lateinischen Dichtern Anlaß geben können.

In den **ordentlichen lateinischen Privatstunden** Montags, Dienstags, Donnerstags und Freitags von 5 bis 6 Uhr wird er mit der ihm angewiesenen Ordnung der Zuhörer die **Briefe des jüngern Plinius** nach einer Auswahl lesen.

Zu Verfertigung allerlei Arten von deutschen Aufsätzen, als Briefe, Erzählungen, Schilderungen, kurzer Abhandlungen über leichte moralische Säze, giebt er einem Theil der Untergebenen Dienstags von 9 bis 10, und Freitags von 3 bis 4 Uhr Anweisung. Die Materien werden theils aus dem gemeinen Leben, theils aus den übrigen Lektionen und Privatstudien der Scholaren entlehnet, und bei den Aufgaben selbst so wohl auf die Fähigkeit, als auch auf die künftige Bestimmung der Untergebenen Rücksicht genommen. Mit dem Ausarbeiten wird die Erklärung guter Stücke aus deutschen Schriftstellern verbunden.

Die **römischen Alterthümer** trägt er in den lezten Frühstunden Dienstags und Freitags nach dem **Grunerschen Handbuch** vor. Da er mit dem lezten Stück, das von der **häuslichen Verfassung der Römer** handelt, zu Ende gekommen ist, so wird er diese Lektion von neuen anfangen, und seinen Vortrag so einrichten, daß solche künftighin immer in einem Jahre geendiget werden kan.

Der Sprachmeister **Meißler** wird mit der **ersten Klasse** in Lesung der **Fabeln** des *la* **Fontaine** fortfahren. Montags und Donnerstags von 11 bis 12 Uhr.

Mit der **zwoten Ordnung** wird er die Lesung der **Briefe** des **Milleran** fortsetzen. Dienstags und Freitags von 11 bis 12 Uhr.

Mit der **dritten Klasse** wird er in dem **Leben Carls des XII.** von **Voltaire** fortfahren. Mittwochs und Sonnabends von 11 bis 12 Uhr.

Mit der **vierten** und **fünften Klasse** wird er fortfahren die **kleinen Historien der Peplierischen Grammatik** durchzugehen. Montags und Dienstags, Donnerstags und Freitags Nachmittags von 6 bis 7 Uhr.

Hiernächst wird eine jede dieser Klassen wöchentlich ein bis zweimal im Briefschreiben, oder andern Gattungen des französischen Stils, eine jede nach ihren Kräften geübt werden.

Auch giebt der Sprachmeister denen, die es verlangen, besondern Unterricht sowohl im Französischen als im Italiänischen.

Der Collaborator **Wolf** wird der zwoten griechischen Ordnung **Herodians Kaisergeschichte** vom fünften Buche an erklären. Dienstags und Freitags von 4 bis 5, und Mittwochs und Sonnabends von 9 bis 10 Uhr.

Die Anfänger im Griechischen wird eben

eben derselbe in 2 wöchentlich demnächst zu bestimmenden Stunden mit den Grundsätzen der Grammatik beschäftigen, und damit die Lesung der Strothischen griechischen Chrestomathie verbinden.

Montags und Donnerstags in der zwoten Nachmittagsstunde erklärt er die noch übrigen Ovidischen Heroiden.

Er erbietet sich auch ferner zu Privatissimis im Englischen.

Der Collaborator Köppen laß mit der zweiten prosaischen Klasse die würzburgische Chrestomathie und fährt in der Erklärung derselben fort. Montags und Donnerstags um 10 und 3, Mittwochs und Sonnabends um 10 Uhr.

Mit der zweiten poetischen Klasse setzt er den Unterricht in der Prosodie fort, und erklärt zugleich die vorzüglichern Elegien des Ovids. Sonnabends um 8 Uhr.

Mit verschiedenen Scholaren beider Klassen wird er den Plautus lesen; die Gefangenen ganz, andere Stücke im Auszuge. Dienstags und Freitags in der ersten Frühstunde.

Der dritten Ordnung der Privatisten erklärt er in den gewöhnlichen 4 Stunden den Terenz.

Es werden auch in der Schreibekunst, sowohl richtig zu schreiben, als sich zu einer guten und deutlichen Hand zu gewöhnen: und im praktischen Rechnen von dem Kantor Liebau öffentliche Uebungen angestellet. Jenes geschiehet Montags und Donnerstags, und dieses Dienstags und Freitags in der zwoten Nachmittagsstunde. Eben derselbe giebt auch besondern Unterricht in diesen beiden Stükken. Und Montags und Donnerstags übt er einige in der Vokalmusik gleich nach Tische.

Im Tanzen unterrichtet der Tanzmeister Rudolph. Auch giebt derselbe Unterricht zur Instrumentalmusik auf der Geige, Flöte und Violoncello: Der Kantor Liebau auf der Davidsharfe: Der Organist Zimmermann unterrichtet im Klavierspielen. Der Zeichenmeister Ritter lehrt das Zeichnen. Diese Lehrstunden werden besonders mit einem leidlichen Lehrgelde bezahlt.

Zur Uebung im Zusammenspielen, wird Dienstags und Freitags nach Tische Collegium Musicum gehalten.

---

## Die Eitelkeit der menschlichen Dinge.

### Charon, oder der Zuschauer.

Nach dem Lucian.

Merkur. Was lachest du Charon, und weswegen verläßt du dein Fahrzeug und kömst zu uns herauf ans Licht? Du pflegst dich ja sonst nicht um die Sachen der Oberwelt zu bekümmern?

**Charon.** Ich muß doch sehen, was hier oben vorgehet, und was es eigentlich für Sachen sind, deren Verlust die Menschen bei ihrem Tode so sehr beklagen; denn keiner von ihnen kömt ohne Thränen zu mir ins Bot, wie neulich noch der junge Tessalier, (Protesilas). Ich habe deswegen um Erlaubniß gebeten, einen Tag über mich einmal vom Styx zu entfernen, und da ich die erhalten habe, so bin ich so herauf gekommen, und da treffe ich dich glücklicher Weise an; denn du wirst mir gewiß alles gerne zeigen, nicht wahr?

**Merk.** Dazu habe ich keine Zeit, mein guter Alter; Jupiter hat mir einige Verrichtungen aufgetragen, und du kennest seinen Zorn; er könte mich, wenn ich lange ausbliebe, gar immer bei euch dort unten lassen, oder wie den Vulkan, mich bei den Beinen nehmen, und vom Himmel schleudern; es würde denn ein herrlicher Spaß für die Götter seyn, wenn ich so umher hinken und ihnen ihren Nektar präsentiren müßte.

**Char.** Was; du schlägst das deinem alten Freund ab; wilst ihn so ohne Führer in der Welt herum irren lassen? ich dächte, das hätte ich um dich nicht verdient. Ließ ich dich deswegen niemals mit an der Pumpe arbeiten, ob du dazu gleich gute Knochen hast? Immer liegst du auf dem Verdeck und schläfst deinen Stiefel weg, wenn du nicht mit einem Passagier schwatzest. Unterdessen so alt ich bin, lege ich mein Ruder nicht aus der Hand. Gewiß alter guter Junge, du mußt mich führen; denn wie ihr Herrn im Finstern tappet, so hat mich das Licht hier oben ganz verblendet.

**Merk.** Du hast gewiß Lust mir eine gute Tragt Schläge zu verschaffen. Doch, ich sehe, man kan seinem Schicksal nicht entgehen, und ich kan meinem Freunde nichts abschlagen.

Aber das glaube nur nicht, daß ich mit dir die ganze Oberwelt durchlaufen werde, da hätten wir ein Jahrhundert zu thun, und Jupiter liesse mich als einen Ausreisser auf allen Kreuzwegen ausrufen. Die Cammereinkünfte des Pluto würden auch darunter leiden, denn alles Fahrgeld fiele weg, und der Tyrann, Minister Aeakus, würde alle Preise herunter setzen wollen. Ich kan dir also nur das Vornehmste zeigen.

**Char.** Das wird auf dich ankommen, was du mir weisen wilst; denn ich bin hier ganz fremd.

**Merk.** Wir müssen uns nach einer bequemen Stelle umsehen, wovon wir alles übersehen können. Wenn du mit hinan zum Himmel steigen köntest, so würde das unsere Arbeit sehr abkürzen; du würdest von da herab alles leicht übersehen. Da du aber unter lauter Verstorbenen lebst, so darf ich dich da nicht hin bringen.

**Char.** Du weißt ja, wie ich immer dort zu den Schatten sage, die sich in mein Handwerk mischen, und mir Anweisung geben wollen. Kömt ein Sturmwind, so soll ich die Segel niederlassen,

derlassen oder loßbinden, ich sage immer, daß sie mich sollen nur machen lassen. So machs auch nun, was und wie du wilt, ich folge dir in allem.

Merk. Du bist klug genug; ich will nun sehen, wie wir's machen. Wenn wir nur erst einen bequemen Ort haben. Der Kaukasus ist hoch genug dazu; oder wenn wir den Parnaß nähmen, oder den Olymp? Eben fällt mir was ein: doch du mußt mir helfen.

Char. Herzlich gern.

Merk. Du weißt doch was Homer von Aloens Söhnen erzählt, es waren ihrer auch nur ein Paar wie wir, und noch jung, sie wolten den Berg Ossa auf den Olymp stellen, und den Pelion darüber her, und so in den Himmel steigen. Es bekam den Burschen aber übel genug. Wir wollen den Himmel nun freilich in Ruhe lassen, aber die Berge wollen wir doch auf einander setzen, um alles desto besser zu besehen.

Char. Solten wir beide das wohl können?

Merk. Warum nicht, solten wir nicht stärker seyn, als des Aloen seine Jungen?

Char. Das sind wir nun wohl; aber hierzu wird doch außerordentliche Stärke gehören.

Merk. Da sieht man wohl, daß du den Homer nicht gelesen hast. Mit drei Worten machte er eine Leiter von Bergen, auf der man sehr bequem zum Himmel klettern konte; ich erstaune daß du das alles so fremd findest. Trägt Atlaß doch allein uns und den ganzen Himmel, den einst Herkules aus Gefälligkeit ablösete, damit er sich doch einmal erholen konte.

Char. Ich habe mir das auch sagen lassen so gut wie du, obs aber wahr sey, das überlasse ich dir und den Poeten.

Merk. Nichts wahrer, wie das: warum solten die braven Männer lügen? Nun fort, zuerst reissen wir den Ossa loß; dann setzen wir uns oben auf den Pelion. Sich, wie leicht es geht; wie dichterisch leicht. Nun laß mich zuerst hinan steigen; ich muß sehen obs hoch genug ist. — Aber, wie ich sehe, so sind wir noch zu niedrig. Kaum kan ich gegen Morgen Jonien und Lydien liegen sehen, und gegen Abend Italien und Sicilien. — Dort gegen Mittag sehe ich Creta, und dort fließt die Ister gegen Norden. Wir müssen den Oeta noch holen, und dann den Parnaß oben hinauf setzen.

Char. Ich bins zufrieden, aber nim dich in acht, daß nicht alles über einander falle. Es mögt uns zu spät gereuen, daß wir dem Herrn Architekt Homer so treuherzig geglaubt haben.

Merk. Das hat nichts zu sagen. — Schleppe nur den Oeta her, und nun den Parnaß hinauf; das geht vortreflich. Nun sehe ich alles, und du darfst nur herauf steigen.

Char. Gib mir deine Hand; es ist etwas hoch für einen Mann von meinen Jahren.

**Merk.** Da ist nun deine Neugier daran schuld. Etwas mußt du dafür thun; denn man kan nicht alles sehen und in seiner Stube bleiben; her die Hand, nim dich nur in acht und setze den Fuß erst vest, daß du nicht überschlägst, gut! nun doch, endlich bist du hier. Der Parnaß hat, wie du siehest, zwei Spitzen, setze dich auf die eine, ich will mich auf die andere setzen, so sitzen wir bequem und können alles bemerken. Nun, — was siehest du!

**Char.** Was ich sehe? ich sehe eine große Ebene, einen großen See herum, ich sehe Ströme, die größer sind, als unser Phlegethon und Cocytus; ich sehe, — kleine Thierchen, die aus ihren Löchern hervorkommen.

**Mer.** Diese Löcher sind der Menschen Städte, und die Thierchen sind sie selber; sie scheinen dir wegen der Entfernung nur so klein.

**Char.** Was hilft mir dein Berge auf einander setzen, ich kan nichts deutlich in der Ferne sehen und mir ist ja nichts daran gelegen, Städte und Völker, wie auf einer Landkarte, zu sehen; ich will wissen was in der Welt vorgehet, und wie man sich da beträgt, denn heute Morgen ehe ich dich antraf, hatte ich über eine närrische Sache zu lachen:

Es kam mir einer, der seinem Nachbar versprochen hatte, heute Abend bei ihm zu essen, und kurz darauf schlug ihn ein Dachziegel tod; ich mußte darüber herzlich lachen. Wie konte der Narr eine Sache so gewiß versprechen, die er so unsicher halten konte; wir müssen ein bischen herunter steigen, damit ich in der Nähe besser sehen kan.

**Mer.** Bleib nur sitzen, ich weiß ein herrliches Mittel dein Gesicht zu stärken, ich hab' es auch vom Homer. Der Alte ist dir ein so guter Doktor, als Baumeister. – Halt:

Ich werde dir die Binde wegnehmen, die deine Augen bedeckt, und du wirst deutlich genug Menschen und Götter sehen.

Nun Charon, siehest du nun nicht besser?

**Char.** Welch Wunder! Wie ein Luchs, – und noch besser. Antworte mir nur hübsch auf meine Fragen. Wenn du wilt, so will ich auch in Versen fragen, daß du doch siehest, daß ich nicht so unwissend bin als du meinest.

**Merk.** Wo soltest du das gelernet haben, armer Schiffer.

**Char.** Du wirst auch hierüber spotten. Hab' ich nicht unten den Homer seine Rapsodien absingen hören?

Ich erinnere mich noch wohl, wie ich ihn überfuhr, entstand ein Ungewitter. Ohne Zweifel erregten es einige Verse von ihm, die unserer Fahrt contrair waren. Neptun ward darüber so erbost, daß er uns mit seinem Dreizack einen Stoß gab, als wenn er einen Damm einstoßen wolte; ich dachte gewiß mein Fahrzeug wäre untergegangen. Dem armen Homer ward darüber so übel, daß er alles was er im Leibe hatte, Scillen, Charybdis, Polyphemen, und wer weiß alles, ausbrach.

Der Schluß folgt künftig.

# Hannoverisches Magazin.

35tes Stück.

Montag, den 30ten April 1781.


## Die Eitelkeit der menschlichen Dinge.

### Charon, oder der Zuschauer.

Nach dem Lucian.

(Schluß.)

Merkur. Nun wundere ich mich nicht über deine Wissenschaft, gewis blieb etwas von seinen schönen Sachen im Schiffe. Wenn du mir aber folgen wilst, so rede nur eine menschliche Sprache.

Charon. So sag mir denn, wer ist der Kerl dort, der alle an Leibesstärke und Größe übertrift.

Merk. Es ist Milon von Crotona; ganz Griechenland kaltscht ihm Beifall zu, wenn es sieht daß er einen lebendigen Ochsen über die ganze Laufbahn schleppet.

Char. Ei, so solte man mir noch lauter zuklatschen; ich werde den Burschen ja einst selber fortschleppen. — Wie muthlos wird er sich alsdenn niedergeworfen finden; wie wird er über diesen verlornen Beifall heulen. Indessen denkt er, so aufgeblasen wie ich ihn sehe, an nichts weniger, als an das.

Merk. Wie solte er auch daran denken, er ist ja noch so stark, so gesund?

Char. Laß ihn nur laufen. Wir werden noch einst herzlich lachen, wenn der gewaltige Ochsenträger nicht einmal eine Fliege wird wegjagen können. Aber wer ist der ansehnliche Herr dort? Es scheint ein Fremder zu seyn.

Merk. Es ist Cyrus, des Cambyses Sohn, der die Oberherrschaft des Orients von den Medern auf seine Perser brachte. Er hat Assyrien und Babylon sich unterworfen, und nun geht er auf Crösus den Lydier los, um sich zum Monarchen über die ganze Welt zu machen.

Char. Wo ist denn Crösus?

Merk. Siehest du dort jenen Ort, der mit drei Mauren umgeben ist? Es ist Sardes, seine Hauptstadt. Sieh', dort sitzt er auf einem goldenen Throne; er redet mit Solon. Wilst du, so wollen wir einmal ihren Discurs mit anhören.

**Char.** O du thust mir einen Gefallen.

**Crösus.** Sie haben also die Schatzkammer gesehen, Herr Solon, und wie ich höre, so hat man sie durch alle Zimmer geführt; aber sagen sie mir doch, (sie sind weit gereißt, und haben manches gesehn) — wen halten sie wohl von allen Menschen, die sie kanten, für den glückseligsten?

**Char.** Still — das soll mich doch wundern, was er sagen wird?

**Merk.** Gewis nichts dummes.

**Solon.** Es sind wenige Menschen, o König, die man glückselig nennen kan. Unterdessen kante ich einen Biton und Kleobis, die ich für glückselig halte.

**Merk.** Er meint die Söhne einer Priesterin zu Argos. — Sie starben plötzlich auf einmal, da sie ihre Mutter auf einem Wagen statt der Pferde nach dem Tempel gezogen hatten, bei dem sie Priesterin war.

**Crös.** So — so halten sie diese für die glücklichsten, und wen kanten sie sonst?

**Sol.** Das war Tellus, ein würdiger Athenienser; er starb mit dem Degen in der Faust, da er sein Vaterland vertheidigte und die Feinde zurück schlug.

**Crös.** Was denkt denn Solon von mir, hält er mich denn nicht für glückselig?

**Sol.** Von der lebenden Glückseligkeit kan man, o König! nicht urtheilen, sie müssen erst ihre Laufbahn geendigt haben.

**Char.** Bravo! — Dein Solon ist mein Mann. Meine Barke, wie du hörst, soll erst der Menschen Urtheil wegen ihrer Glückseligkeit bestimmen, er provocirt auf sie. Aber was läßt Crösus da wegtragen?

**Merk.** Es sind Goldklumpen, die er dem Apoll zum Opfer schickt; eine kleine Erkentlichkeit für seine günstigen Aussprüche, die ihn bald ins Verderben stürzen werden; denn er ist ausnehmend abergläubisch.

**Char.** So, das ist das Gold — das gelbrothe? Das erstemal in meinem Leben, daß ich es sehe; reden hab' ich genug davon gehört.

**Merk.** Da siehst du's. Die Ursach so vielen Gezänks, so mancher Schlachten, Verräthereien, Spitzbübereien, Mordthaten, Vergiftungen, Meineide und halsbrechender Unternehmungen der Waghälse zu Wasser und Lande.

**Char.** Was? Um des Goldes willen? Es sieht ja fast wie Kupfer aus; denn in Kupfermünze, wie du weißt, bezahlt man mir mein Fährgeld. Ich sehe auch keine Vorzüge des Goldes vor meinem Kupfer; es müßte denn sein mehreres Gewicht seyn, denn wie ich sehe, gehn die Träger ganz krumm unter ihrer Last.

**Merk.** Man macht sich nicht viel aus dem Kupfer, weil es sehr gemein ist. Indes wird beides aus der Erde gegraben.

**Char.** Du sagst mir besondere Dinge von eurem Golde.

**Merk.** Solon, wie du siehest, macht nicht viel aus allem dem; er hält

hält sich über die Eitelkeit dieses fremden Fürsten auf. — Aber, es scheint als wenn er ihm noch etwas sagen will; still!

Sol. Aber solte Apoll wohl diese Schätze nöthig haben?

Crös. Warum nicht? Er hat solche Opfer gewis noch nicht in seinem Tempel.

Sol. Der Himmel muß gewis bettelarm seyn, daß man die Schätze von Lydien daselbst bedarf.

Crös. Könte man denn anderswo wol dergleichen finden?

Sol. Aber findet man in Lydien auch Eisen?

Crös. Nein.

Sol. So fehlt den Lydiern, wie ich höre, das allerbeste Metall.

Crös. Wie so?

Sol. Was hält man hier für besser, dasjenige, was Sicherheit verschaft — oder was Sicherheit bedarf?

Crös. Ohnstreitig das erste.

Sol. Wenn nun Cyrus die Lydier angriffe, wie man sagt, daß er es willens sey, haben die Lydier denn goldene oder eiserne Waffen nöthig?

Crös. Ohnstreitig eiserne.

Sol. Wenn man in Lydien dergleichen nun nicht hat, so wird er ohne Zweifel alle Schätze von Sardes nach Babylon schleppen.

Crös. Laß uns davon nicht reden.

Sol. Ich bitte die Götter, daß sie das nicht zulassen. Aber man sieht doch, daß das Eisen nützlicher sey, als Gold.

Cr. Soll ich denn etwa die Goldklumpen zurück nehmen und Eisen dafür nach Delphos schicken?

Sol. Das nicht. Apoll braucht auch kein Eisen, und vielleicht wird das Gold einigen Seeräubern zur Beute, oder einem Eroberer der es besser brauchen kan, als Apoll.

Cr. Mich deucht, mein guter Solon! es läuft ein wenig Neid mit unter. — Denn sie wollen immer an mein Gold.

Mer. Der Barbar kan die Freimüthigkeit des Weltweisen nicht ausstehen; er wundert sich wie der Grieche alle seine Schätze verachten kan. Aber er wird es bald bedauren, daß er ihm nicht geglaubt hat, wenn man ihn zum Scheiterhaufen führen wird; denn neulich hörte ich die Klotho sagen, als sie die Schicksale der Menschen übersahe; daß Crösus vom Cyrus werde gefangen genommen werden, wie er selbst von der Massagetischen Fürstin.

Siehe, wie Cyrus den Schimmel reitet, er ist seines Triumphs gewiß; an seiner Seite hält der junge Kambyses, sein Nachfolger. Nach langem Herumschweifen in Lybien und Aethiopien wird er endlich über den Mord des Ochsen Apis in Raserei gerathen und daran sterben.

Char. Das wird uns was zu lachen geben; aber jetzo darf man die Herrn kaum ansehen.

Merk. Wer solte es indes glauben, daß man in kurzem den einen zum Scheiterhaufen schleppen wird, ihn dort lebendig zu verbrennen, und des

andern Schedel in ein Gefäß voller Blut einweichen wird, mit den tröstlichen Worten: sättige dich mit Blut, wornach du immer gedurstet hast.

Charon. Aber aufgeschaut! Merkur, wer ist jener dort, mit Krone und Zepter und königlichem Purpur, dem jener dort, es scheint ein Koch zu seyn, einen goldenen Ring giebt, den er in dem Leibe eines Fisches gefunden hat.

Merk. Es ist Polykrat, Tyrann von Samos. Er hält sich für vollkommen glücklich. — Der Elende weiß nicht, daß sein Sklav ihn verrathen, und den Satrapen Oretes übergeben wird. Der Perser wird den glücklichen Polykrat aufhängen lassen, wie mich die Klotho versichert hat.

Char. Das gute Mädchen, einen läßt sie hängen, und den andern erwürgen. So lehrt sie die Herrn, daß sie Menschen sind, die das Glück nur deswegen so sehr erhub, um sie desto tiefer zu stürzen. Wie werde ich lachen, wenn ich die Herrn ohne alle dieses Gepränge in meiner Barke sehe.

Merk. Das ist unvermeidlich. Aber siehest du jene Menge Menschen von ganz verschiedener Beschäftigung? Bauren die den Acker bestellen; Schiffer die abfahren; Soldaten die in den Krieg ziehen; Advokaten, die vor Gericht auftreten; auch jene Sieger, die im Triumph einherziehen, und jene Arme, die ihr Brod betteln?

Char. Ich sehe die Menge Menschen in voller Arbeit. Ihr Leben muß unruhig und elend seyn. Ihre Städte gleichen vollkommen den Bienenstöcken; sie, den Bienen, zum wenigsten führt jeder seinen Stachel, womit er den Nächsten verwundet. Ich sehe auch unter ihnen Hornissen und Wespen, die von anderer Arbeit leben und selber nichts thun. Aber was soll das dunkle Gewölke, das sie umgiebt?

Merk. Es sind die Leidenschaften, die die Sterblichen in Bewegung setzen und darin erhalten; besonders ihre Furcht und Hofnung; die eine setzt sie in Schrecken, die andere schmeichelt und erhebt sie, und betrügt sie zulezt, wie den Tantalus, der nach Dingen greift, die ihn fliehen. Sieh nur wie die Parzen ihr Schicksal bereiten: es hängt an Faden, wie Spinnwebe, so dünne; einige Zeit hängt der Faden, aber wenn er reist, so stürzen sie mit großem Geräusch nieder, absonderlich, wenn sie sehr hoch gestiegen sind; die Geringen die sich wenig erhoben hatten, fallen ohne Lerm, und kaum das ihr Nachbar sie sinken sieht.

Du bemerkst doch auch die Faden da, die an die benachbarten Faden sich anhängen? Ihr Leben hängt an anderer ihrem, und wer den längsten Faden hat, ist der Erbe der andern.

Char. Das ist doch possierlich.

Merk. Nun merk', wie sie arbeiten, laufen, rennen, tausend Dinge unternehmen, und darüber nichts hören noch sehen, und nun siehe, wie sie der Tod hascht, ihnen ihr Leben und ihre Hofnung endet.

Sieh' doch dort den Nachrichter mit seinen Henkern; hier die Pest, den

den Krieg, und die Hungersnoth, und die Menge zählloser Uebel und Krankheiten, woran die verblendete Sterblichen in guten Tagen nicht denken; aber die Widerwärtigkeiten erwecken sie unter Seufzen und Heulen. Wenn sie frühzeitig an ihren Tod gedächten, daß sie, nach einem kurzen Leben, selbiges verlassen müßten, gewiß sie würden weiser leben; und ihr Tod würde ihnen nicht so bitter seyn; so aber glauben sie, ihr Leben werde beständig dauren; kündigt ihnen nun einer von des Todes Boten ihr baldiges Ende an, so sind sie darüber untröstlich.

Was meinest du, was würde jener Bauherr dieses prächtigen Pallastes thun, der jetzo die Arbeitsleute so treibt, das Gebäude zu vollenden, wenn er glaubte, daß er eher sterben würde, als es fertig wäre?

Oder der, der sich über seinen neugebornen Sohn so herzlich freuet, wenn er wüßte, daß der Säugling vor seinem siebenden Jahre sterben würde; wie traurig würde er werden, und wie würde er seine Freudenfeier einstellen. Aber sein Unglück ist, daß er immer an den wohlgerathenen Jüngling, seines Nachbarn Sohn, denkt, der neulich in den olympischen Spielen den Preis davon trug; mögte er doch zu seinem Troste auf jenen sehen, dessen Leiche man so früh zum Scheiterhaufen trägt, oder auf jenen Ungerathenen, der durch seine Ausschweifungen, seinen Vater tod ärgerte.

Siehe doch, jenen Haufen. Es sind Wucherer und Betrüger, die an nichts anders denken, als Geld zusammen zu scharren; die Thoren, ehe sie etwas davon genießen können, wird der Tod ihnen Boten schicken.

**Char.** Das sehe ich alles guter Merkur. Aber ich denke so eben darauf, worin denn eigentlich der Menschen Glück und Vergnügen bestehe, über dessen Verlust sie im Tode sich so trostlos anstellen.

**Merk.** Wolte Jemand die Umstände der Menschen genau erwegen, und finge er vom Könige, und denjenigen, die er für die Glücklichsten hielte, die über alle hämischen Streiche des Glücks erhoben scheinen, an, gewiß er würde weit mehr Böses als Gutes finden. Denn Krankheiten und Leibesgebrechen bei Seite gesetzt, welchen jeder Mensch unterworfen ist, so ist das ganze menschliche Leben äußerlich voll Verwirrung, und innerlich voller Unruhe. Wenn das nun schon von den Günstlingen des Glücks gilt, so urtheile nun, wie es mit den andern aussiehet.

**Char.** Weißt du, wie mir deine Menschen vorkommen, Merkur? Wie Wasserblasen auf fließendem Bache, einige größer, andere kleiner. Die grossen ziehen die kleinen an sich und blasen sich dadurch mehr auf und platzen durch ihre eigene Größe.

**Merk.** Diese Vergleichung ist nicht übel, sie ist zum wenigsten eben so gut, als des Homers seine, der die Menschen mit Blättern vergleicht. Aber darüber muß ich mich wundern, daß die Menschen, die ihre Zerbrech-

lichkeit kennen, so große Anschläge fassen, und sich so sehr nach großen Ehrenstellen und Vorzügen drängen können, die sie doch so geschwinde verlieren müssen.

**Char.** Willst du, so will ich einmal aus allen Kräften ihnen zuschreien, — daß sie doch einmal als Menschen leben mögen, die sterben müssen. Thoren, will ich rufen, warum seyd ihr so erpicht auf diese eiteln Dinge, ihr solt ja nicht ewig leben. Nichts ist dauerhaft, was ihr bewundert, — nichts nehmt ihr mit ins andere Leben. Der Wucherer soll doch, denk ich, seine Schätze fahren lassen. Der Verliebte sein Mädchen, und der Ehrsüchtige seine hohe Stelle. — Wenn ich ihnen dies und andere gute Erinnerungen zuschrie, glaubst du Merkur, daß sie klüger seyn werden?

**Merk.** O Freund, du glaubst es nicht, wie tief die Menschen in Irrthum stecken, und wie sehr sie von ihren Leidenschaften verblendet sind. — Du wirst tauben Ohren predigen, sie werden nicht hören, wenn du dir auch die Lunge aus dem Leibe schriest. — Indes mögten einige seyn, die etwas davon vernehmen.

**Char.** Soll ich es einmal versuchen?

**Merk.** Gieb dir keine vergebliche Mühe. Sie wissen alles, was du ihnen sagen kanst. — Aber bemerke doch, Charon, jene, die sich dort in einem Winkel zusammen halten, um nach Bequemlichkeit über die Thoren zu lachen, von denen sie gehaßt werden; so wohl weil sie sie wenig achten, als weil sie bei Zeiten auf ihren Abzug denken. —

**Char.** Das ist mir doch lieb, daß es bessere unter ihnen giebt. — Aber ihrer sind so wenig.

**Merk.** Immer noch genug, die übrigen zu belehren. Aber es ist Zeit, daß wir gehen.

**Char.** Noch eins mußt du mir sagen, dann will ich dir nicht mehr beschwerlich fallen. Wo sind die Gräber, wo man die Menschen nach ihrem Tode begräbt?

**Merk.** Dort jene Plätze, die etwas hoch liegen, wo du die kleinen Säulen und die Pyramiden siehest. — Das sind ihre Gräber.

**Char.** Warum mögen sie doch wohl ihre Gräber so sorgfältig schmükken? Wenn ich recht sehe, so errichten sie ja in der Nähe Scheiterhaufen, und machen eine Grube, worin sie Fleisch verbrennen und Wein und Meth hinein gießen.

**Merk.** Was ihnen das nun nützt, das weiß ich nicht. Aber sie glauben, daß die abgeschiedenen Seelen aus der Unterwelt zurück kommen, den Rauch des Fettes riechen und den Wein trinken, der in den Gruben steht.

**Char.** Wie können denn die Schatten ohne Leiber essen und trinken? Doch das mußt du besser wissen, wie ich, ob man sie, wenn sie einmal auf dem Wege zu uns sind, zurück kehren lasse. Ich würde viel zu thun haben, wenn ich sie allemal zurück fahren solte, wenn es den Herrn einfiele, einmal zu trinken.

ken. Indes bedaure ich deine Menschen! Wie wenig wissen sie von unsern Umständen. Der, dem man ein prächtiges Grabmal errichtet, hat es deswegen nicht besser, als der, so gar keines erhält. Agamemnon geht es deswegen nicht besser, als seinem Bedienten, und dem Achill, als dem Thersites.

Merk. Du erinnerst mich an den Achill; willst du sein Grab sehen? Dort ist es — dort an der Seeküste, am Sigeischen Vorgebürge, gegen über steht Ajax seines.

Char. Wie ich sehe, so sind sie eben nicht prächtig: aber zeig mir doch die berühmten Städte, wovon so viel Rühmens ist — Ninive, Babylon, Mycene, Cleone, und auch Troja mögt' ich sehen.

Merk. Es ist schon lange Zeit, mein Freund, daß Ninive nicht mehr ist. Man weiß nicht einmal die Stelle mehr, wo es soll gestanden haben. Aber Babylon liegt dort; siehe jene Thürme — allein man wird es auch bald in seinen Ruinen suchen müssen. Was Mycene, Cleone und Troja anbetrift, so scheue ich mich, sie dir zu zeigen, du wirst gewis, wenn du wieder hinunter kömst, mit dem Homer deswegen Händel anfangen, daß er so davon aufgeschnitten hat. Vordem waren sie freilich ansehnlicher, aber jetzo sind sie zerstört. Die Städte, Freund, haben ihr Schicksal wie die Menschen. Ja selbst (worüber du dich noch mehr wundern wirst) die Flüsse habens; als der Inacus, von dem man in Argos kaum noch einige Merkmale findet.

Char. Was der Homer doch für ein Kerl ist; das große Troja, — das schöne und wohl gebauete Cleone! Aber was ist das, da wir so sprachen, so fangen ja die da an sich zu schlagen?

Merk. Es sind die von Argos und die Lacedämonier; sie schlagen sich um den Platz, worauf sie itzt fechten. Siehest du da wohl den General Otryades, er ist halb tod, richtet sich aber doch noch Siegeszeichen auf.

Char. Wie rasend Merkur. Wissen sie denn nicht, daß wenn auch jeder von ihnen den ganzen Pelopones besäße, ihnen Aeacus nach ihrem Tode nicht einen Fußbreit Land lassen wird? Gewiß, dies Feld wird noch lange ein Zankapfel seyn, und die schönen Trophäen werden sie bald mit ihren Pflügen beziehen.

Merk. So wirds gewis kommen. Aber es ist Zeit, daß wir gehen, und die Berge wieder an Ort und Stelle bringen, wir würden sonst den Erdbeschreibern ihre Karten verderben. Geh du nun zu deinem Fahrzeuge, ich zu meinen Geschäften. Leb wohl, Freund, wir sehen uns bald wieder.

Char. Ich bin dir sehr verbunden für den angenehmen Tag den du mir gemacht hast, ich werde sehen, wie ich es wieder gut mache. Aber deine Menschen, die armen Sterblichen! Ihre Fürsten, ihre Goldklumpen, Opfer und Schlägereien — und womit sie sich sonst belustigen — und darüber Charon und seine Barke vergessen!

— stedt.

Der

# Der Leoparde.

Dies Thier gehört mit dem Panterthier und dem Tieger zu einem Geschlecht, allein es ist um ein beträchtliches kleiner, denn seine Länge beträgt nur 4 Fuß, da jedoch der Schwanz noch über 2 Fuß lang ist. Die Haut ist gefleckt, nicht wie die Haut des Panterthiers, sondern theils ringförmig, theils wie Rosen, oder aber sie sind aus 5 andern runden Flecken zusammen gesetzt, ob wohl sämtlich kleiner als des Panterthiers; jedoch sind sie bei allen Leoparden von gleicher Größe.

Dieses Thier ist, gleich dem Panterthier, wild und unbezähmbar, es bewohnt die heißesten Gegenden von Afrika und Asien, und streifet von dort aus an den Strömen, oder einzelnen Wohnungen der Menschen herum. Selten streifen sie in gemäßigte Himmelsstriche, sondern halten sich dort gewöhnlich in dichten Waldungen auf, von wo sie auf die zum Wasser gehenden zahmen und wilden Thiere Jagd machen. Selten fallen sie die Menschen an, auch selbst denn nicht wenn sie gereitzet werden, oder sie müßten denn dazu durch heftigen Hunger angetrieben seyn.

Sie können auch auf die Bäume klettern, und dies thun sie, um die wilden Katzen, die Affen oder dergleichen Thiere zu erhaschen, die dahin ihre Zuflucht nehmen, und ihnen selten entwischen.

Ob sie nun gleich bloß vom Raube leben, und fast immer mager sind, so behaupten doch verschiedene Reisende, daß ihr Fleisch nicht unangenehm zu essen sey, sondern einen guten Braten abgebe. Die Indianer und Neger essen es gern, allein es ist auch wahr, daß sie das Fleisch des Hundes noch schmackhafter finden, und es für einen Leckerbissen halten. Ihr Pelz ist ganz vortreflich, und wird sehr theuer bezahlt, und zwar kostet eine Leopardenhaut, so bald die Flecken schön schwarz und gut ausgedruckt sind, 8 bis 10 Pistolen.

G. M — L —

# Anfrage.

Die Kohlrabi über der Erde, so wie auch die Kopfkohle haben seit einigen Jahren an den Wurzeln in der Erde ganz seltsame Auswüchse, die in der Länge oftmals 3 und in der Dicke 1 Zoll halten, inwendig hohl sind, und darin gemeiniglich ein Wurm sitzt. Solche Knollen findet man an einer Pflanze oftmals 20 und noch mehrere, welche ihren Wachsthum hindern, bis sie endlich verwelken. Woher mag dieses kommen, wie kan man diesem Uebel zuvorkommen, oder beim Verpflanzen diejenigen kennen, welche so ausarten? (denn nicht alle Pflanzen sind so ungestaltet.) Vielleicht ist ein Gartenfreund so gütig, eine Belehrung darüber in diesen Blättern mitzutheilen.

# Hannoverisches Magazin.

36tes Stück.

Freitag, den 4ten Mai 1781.


## Naturgeschichte des Rhinoceros oder Nasenhorns.

Dies in Europa so wenig bekante wilde Thier, ist nach dem Elephanten unter allen vierfüßigen Thieren das allerfurchtbarste und stärkste. Seine Länge beträgt vom Kopfe bis zum Ende des Rückgrades wenigstens 12 Fuß, seine Höhe ist zwar nur 6 bis 7 Fuß, allein der Umfang seines Körpers ist fast seiner Länge gleich. Es nähert sich folglich, was seine Größe und körperliche Masse betrift, dem Elephanten, und wenn es sehr viel kleiner zu seyn scheinet, so komt dies daher, weil seine Beine um ein beträchtliches kleiner sind als die des Elephanten. Allein nicht so gleicht es diesem edlen Thiere an Fähigkeiten, Gelehrigkeit und Biegsamkeit, sondern es ist gerade das Gegentheil desselben, himmelweit von ihm verschieden. Die Natur hat ihm zu seinem Antheil nichts weiter gegeben, als den Instinkt sich zu ernähren, zu erhalten und zu vertheidigen, den es mit allen andern Thieren gemein hat.

Es zeichnet sich vor andern nur durch seine Kraft, durch seine Größe, und durch das Horn aus, welches es auf der Nase trägt, denn die Sinne sind bei ihm schwächer als bei andern Thieren, und das Gefühl beinahe nichts, weil sein ganzer Körper einem Panzer gleicht, und es sich nur mit der über die untere hervorragende Oberlefze helfen kan; doch komt diese bei weitem nicht dem Rüssel des Elephanten gleich, weder an Feinheit des Gefühls noch an andern Eigenschaften.

Das Horn auf der Nase ist sein Eigenthümliches und sein besonderer Vorzug, es zeichnet es vor allen andern Thieren aus; es ist dieses ein sehr hartes Horn, durchaus dicht, und stehet an einem Orte, der es für ihn weit brauchbarer macht, als wenn es da stünde, wo andere gehörnte Thiere ihre Waffen tragen. Es stehet auf der Nase, und beschützt folglich den ganzen Körper samt dem Kopfe, so daß auch selbst der wütendste Tieger eher den Elephanten als den Rhinoceros angreifen würde, denn so bald er jenen beim Rüssel ergriffen hat, ist er sein Meister; allein diesen kan er nicht angreifen, ohne zu befürchten, daß ihm der Bauch aufgerissen wird, weil er den Angrif von vorn

 thun

thun muß, da die Haut des Thiers durchaus ein undurchdringlicher Panzer ist, und es die Klauen des Tiegers und des Löwen so wenig wie die Säbel und Kugeln der Jäger scheuet. Dieser sein Panzer ist eine schwärzliche, außerordentlich dicke und zähe Haut, ohngefähr so wie die des Elephanten, nur noch dicker und vester, so daß es auch von den Brensen und Fliegen nicht kan gestochen werden wie jener. Es kan diese weder zusammen ziehen noch falten, und nur bles am Halse und am Hintertheil hat sie einige Falten, die dem Thiere die Bewegung des Kopfs und der Beine erleichtern.

Seine Beine sind sehr stark, und endigen sich in einen Fuß, der ziemlich stark ist, und drei Zähen hat, deren jeder mit einer langen Klaue bewafnet ist. Der Kopf ist nach Verhältniß größer als der des Elephanten, allein die Augen sind noch kleiner, und noch dazu eröffnet es sie nur halb. Die obere Kinnlade trit über die untere hervor, und die bewegliche Oberlefze, welche es 5 bis 6 Zoll zu verlängern vermag, endigt sich in einer Spitze, welche dem Thiere äußerst wichtig ist; denn vermöge deren kan es ohngefehr wie der Elephant damit Kräuter pflücken und sie zu Bündeln samlen.

Außer dem Horn zu seiner Vertheidigung, hat es auch noch vier große Schneidezähne, die dem Elephanten fehlen, und wovon 2 an jeder Seite der Kinnbacke von einander abgesondert stehen; außerdem aber noch 24 Zähne. Die Ohren, welche es allezeit hoch trägt, gleichen der Gestalt nach den Ohren eines Schweins, nur sind sie verhältnißweise kleiner, und dies ist der einzige Theil seines Körpers der mit Haar bedeckt ist. Der Schwanz gleicht dem des Elephanten, und an der Spitze desselben befindet sich gleichfalls, so wie bei jenem, ein Büschel Haare, die sehr hart und dicht sind.

Das Horn des Rhinoceros wird von den Indianern höher geschätzt als selbst die Elephantenzähne, nicht allein wegen der künstlichen Sachen die sie daraus machen, theils schneiden theils drehen, sondern vielmehr, weil sie ihm viel heilende Eigenschaften zuschreiben; die weißen sind die seltensten, aber auch die, welche am mehrsten gesucht und geschätzt werden; sie haben gewöhnlich 3 bis 4 Fuß in der Länge.

Ob nun gleich der Rhinoceros weder unter die wütenden noch fleischfressenden Thiere gehört, so stehet er dem ohngeachtet nicht zu zähmen; er ist ohngefähr im großen das, was das Schwein im kleinen ist, dumm und wild, ohne alle Fähigkeiten, ohne die geringste Gelehrigkeit, und selbst ohne Reinlichkeit. Ja sie müssen noch dazu oft einem Anfall von Wuth unterworfen seyn, welchen nichts besänftigen kan, denn eines dieser Thiere, welches Emanuel König von Portugal im Jahr 1513 dem Pabst zum Geschenk nach Rom überschickte, zerstieß das Schif, und verursachte dadurch seinen und der Equipage Untergang, und ein anders, welches vor nicht gar langen Jahren aus Frank-

reich

reich nach Italien geschickt wurde, hatte ein ähnliches Schicksal. Dies Thier hat auch noch das mit dem Schweine gemein, daß es sich gern in den Pfützen und dem Koth herumwälzet, und überhaupt sehr unreinlich ist. Sie suchen die feuchten und morastigen Gegenden, und verlassen selten die Ufer der Ströme. Man findet sie so wohl in Afrika als in Asien, und zwar in Bengalen, Siam, Laos, im Gebiete des großen Moguls, in Sumatra, Java, in Abyssinien und in Aethiopien, bis an das Vorgebürge der guten Hofnung. Im ganzen genommen aber ist das Geschlecht derselben weniger zahlreich, auch weniger verbreitet als das der Elephanten. Es bringt das Nasenhorn auch nur wie dieser allezeit ein Junges zur Welt, und dies in ziemlich entfernten Zeiträumen, die sich so genau nicht bestimmen lassen. Im ersten Monat ist das Junge nicht größer wie ein großer Haushund; das Nasenhorn zeigt sich noch nicht, ob gleich schon bei dem Embryo sich die Härte der Haut auf der Nase fühlen läßt. Nach 2 Jahren ist es nur einen Zoll lang, nach 6 Jahren 9 bis 10 Zoll; und daraus ohngefähr, und daß das vollendete Horn an die 4 Fuß lang wird, läßt sich folgern, daß die Lebensdauer dieses Thieres ein Menschenalter nicht viel übersteigen kan.

Es läßt sich dieses noch mehr daraus schließen, weil ein zweijähriger Rhinoceros noch nicht einmal völlig die Hälfte seiner künftigen ganzen Größe erreicht hat. Ohne daß dieses Thier auch nur auf die entfernteste Weise den geringsten Nutzen schaffen kan, wie es der Elephant thut, so ist es doch eben so schädlich wie jener, in Rücksicht des gewaltigen Schadens, den es in den Feldern anrichtet. Nur sein Fleisch ist brauchbar, die Indianer und Neger essen es sehr gern, und ziehn es selbst vielem andern Fleische vor; auch einige Reisende wollen davon gegessen und es wohlschmeckend gefunden haben. Seine Haut giebt ein fürtrefliches Leder, es ist undurchdringlich, nicht zu verwüsten, und das härteste was in der Welt zu finden ist. Und nun wird nicht allein das Horn seiner Nase, seine Klauen, und selbst alle Theile seines Körpers, sondern auch sein Urin und seine Excremente als ein Gegengift betrachtet, und gleich dem Theriak vor einigen Zeiten, als ein allgemeines Hülfsmittel wider verschiedene Krankheiten gebraucht. Wahrscheinlich besteht vieles davon in der Einbildung, allein geht es nicht bei uns mit verschiedenen Sachen eben so zu?

Die gewöhnlichen Nahrungsmittel des Rhinoceros sind allerlei Kräuter, vorzüglich aber Disteln und dergleichen stachlichte Gewächse, er zieht diese der Nahrung vor die er auf den schönsten Wiesen finden könte, und dies könte man ihm gern gönnen, allein er frißt auch Zuckerrohr und allerlei Arten des Korns, wobei er mit seinem großen Körper allemal eine große Verwüstung anrichtet, und vielmehr verdirbt als er verzehret.

Da er nun nicht unter die fleischfressenden Thiere gehöret, so beunruhigt er die kleinern Thiere so wenig, wie er die großen fürchtet, er lebt mit allen friedlich, auch selbst mit dem Tieger, der ihn oft begleitet, ohne ihn jedoch angreifen zu dürfen.

Dies Thier ist nicht gesellig. Man findet sie nicht in Haufen oder Gesellschaften bei einander wie die Elephanten, sondern sie sind einsam, wilder auch weit schwerer zu jagen und zu besiegen als jene. Sie greifen den Menschen nicht eher an, als bis sie gereizet werden, aber alsdenn sind sie auch so fürchterlich wütend, daß sie so wenig die damascener Klingen wie die japanischen Dolche fürchten; Wurfspieße können nebst den Pfeilen ihnen so wenig Schaden thun wie die Flintenkugeln, welche so gar auf diesem undurchdringlichen Felle platt werden.

Die einzigen schwachen Theile seines Körpers, und die, wo es noch kan verwundet werden, sind der Bauch, die Augen, und der Rand der die Ohren umgiebt; derohalben greifen die Jäger auch dieses Thier nie gerade zu oder wachend an, sondern sie verfolgen seine Spur, und erwarten die Zeit seines Schlafs, um es alsdenn zu besiegen.

Ich erinnere mich einst ein Gemälde gesehen zu haben, auf welchem ein Rhinoceros angebracht war, dessen Haut die Fantasie des Malers mit lauter Schilden gezieret hatte, welche wie Schuppen über einander herlagen: gewiß der Wahrheit eben so getreu, wie jener Maler der den Durchgang der Kinder Israel durch das rothe Meer vorstellete, und dabei die Artilleristen die Avantgarde machen ließ, als welche mit brennenden Lunten die abgeproßten Kanonen zuerst herdurch führten.

G. M... L..

## Der Tieger.

Dies wütendste und grimmigste aller wilden Thiere, hat eine große Aehnlichkeit mit einer Kaze, in Ansehung der Gestalt; es wird oft mit dem Leopord und Panterthier verwechselt, weil sie sich in Ansehung der Bildung einander ähnlich sind, es zeichnet sich jedoch sehr von beiden durch seine Größe sowohl als durch die Zeichnung seiner Haut aus. Selbige ist bei dem Tieger nicht fleckigt, sondern er hat um seinen ganzen Körper schwarze transversale Streifen, welche bis zum Schwanze so fortlaufen und sich bis ans Ende desselben in Ringel bilden. Gewöhnlich ist dies Thier 4 bis 5 Fuß hoch, allein auch 10 bis 12, ja wohl gar 14 Fuß lang, den Schwanz noch nicht mit darunter begriffen. Buffon sagt, der Tieger sey mehr zu fürchten als der Löwe, denn dieser vergißt oft seine Stärke, geht seinen Gang ruhig

fort,

fort, und greift ungereizt nicht leicht einen Menschen an. Nur wenn ihn der Hunger treibt so läuft er, jägt und fällt alles an was ihm vorkömt. Der Tieger aber, wenn er gleich gesättiget ist, bleibt dem ohngeachtet blutgierig; seine Wuth kennet keine Gränzen und keine Zwischenräume, er zerreißt jede frische Beute mit eben der Raserei womit er sich eben gesättiget hat; er verwüstet das Land, welches er bewohnt, fürchtet weder den Menschen noch dessen Waffen, zerreißt alle zahmen und wilden Thiere; selbst die jungen Elephanten und das noch unbewafnete Nasenhorn greift er an, ja er wagt sich wohl gar oft an den Löwen selbst.

Die Bildung des Körpers verräth die Neigung des Thiers und seine unbezwingbare Wildheit, denn so wie der edle Anblick des Löwen und die genaue Proportion der Höhe seines Körpers zu seiner Länge, die starke herunterhangende Mähne und sein ganzer Gang ein kühnes doch dabei edles Thier anzeiget, so verkündiget schon der Tieger durch seinen langen niedrigen Körper, seinen matten Kopf, seine wilden Augen, durch die immer aus dem Rachen hängende rothe Zunge, und rastlose Unruhe die ihm ganz besonders eigen ist, die unersättlichste Grausamkeit, die kein Schonen kennt, nichts unterscheidet, selbst oft seine Jungen frißt, und die Mutter die sie vertheidigen will, zerreißt.

Es ist ein großes Glück für das Menschengeschlecht und die ganze bewohnte Welt, daß dies Thier sehr selten ist, und sich nur auf die heißesten Gegenden und auf Indien einschränkt. Man trift sie auf der malabarischen Küste, in Siam, Bengalen und den Gegenden an, wo sich der Elephant und der Rhinoceros befindet; man hält auch dafür, daß er das letztere dieser Thiere gewöhnlich begleitet und dessen Auswurf verschlingt, als welcher ihm dienen soll seinen Körper zu reinigen und zu erfrischen. Ebenmäßig hält er sich fast immer an den Ufern der Ströme auf, denn da der beständige Genuß des Blutes ihn erhitzt, so hat er immer Wasser nöthig sich wieder abzukühlen. Auch sind dies die Orte wo er täglich Beute erwarten kan; weil durch die Hitze des Klimas die Thiere gezwungen sind sich täglich einige male an das Wasser zu begeben, so kan er sie dort desto leichter erhaschen.

Er begnügt sich nicht damit zu seinem Unterhalt zu morden, sondern so bald er eine Beute erwischt und zerrissen hat, läßt er sie liegen, wenn er eine andere erblickt; zerreißt alsdenn auch diese, trinkt in starken Zügen das Blut, und scheint davon nimmer satt, sondern immer wütender und begieriger darnach zu werden. Wenn er unterdessen ein größer Thier, wie z. E. ein Pferd, oder einen Büffel getödtet hat, so reißt er es selten an dem Orte, wo er es angetroffen, auf, sondern schleppet es mit sich in eine Dickung, und zwar dies so geschwind, daß man es gar nicht siehet, daß diese Schwere ihm am Laufen hinderlich ist; hieraus schon läßt sich seine Stärke muthmaßen.

Der Tieger ist vielleicht das einzige Thier, dessen Natur auf keine Weise sich abändern läßt; weder Gewalt, noch Zwang, noch Zucht kan ihn zähmen: gute und böse Behandlung erbittern ihn in gleichem Grade; auch selbst die Gewohnheit und Länge der Zeit, die sonst alles vermag, bleibt hier unwürksam. Ja alles dieses würkt selbst gerade das Gegentheil, er wird durch die Länge der Zeit nur noch wütender, er zerreißt den der ihn nährt so gut, wie den der ihn schlägt; er brüllet jedes lebendige Wesen an, das ihm zu Gesicht kömt, weiset die Zähne, hängt die Zunge aus dem Halse, und fährt oft, obgleich an schweren Ketten liegend, mit der äußersten Wuth gegen die eisernen Gitter, die ihn einschliessen und gewaltig stark seyn müssen, wenn er sie nicht zerbrechen soll. Dies bricht nur seine Wuth, allein es besänftiget ihn nicht.

Der Pater Tachard ist einstens Augenzeuge eines Kampfes gewesen, den ein Tieger mit gezähmten Elephanten hatte; hier ist seine Erzählung: Man hatte einen starken Zwinger von Bambusholz errichtet, ohngefähr 100 Schritte im Durchmesser, in dessen Mitte 3 Elephanten standen, welche zum Kampfe mit dem Tieger bestimt waren; man hatte ihnen jedoch den Kopf und den Rüssel zum Theil mit einer Hülle, wie eine Maske bedeckt, damit sie für den ersten Anfall dieser wilden Bestie geschützt seyn solten. Das Thier wurde aus seinem Käfig herein gelassen; die Gestalt desselben so wohl, als auch die Größe, setzte die Franzosen in Verwunderung, sie sahen hier ganz ein ander Thier als das war, welches sie unter diesem Namen hatten in Frankreich herum führen sehen; denn außer dem, daß es viel länger und gestreckter war, hatte es auch keine Flecken, sondern lauter abwechselnde schwarze und weiße Kraise und Ringe bis an das Ende des Schwanzes. Der Kopf und die Füße waren auch weit stärker als die der gewöhnlichen Tieger, ohngeachtet dieser hier nur noch sehr jung war. Constance will gar in selbiger Gegend einstens einen gesehen haben, der an Höhe einem großen Maulthier gleich war; doch giebt es auch selbst dort kleinere Gattungen, die den afrikanischen gleich sind.

Die Bestie, welche zum Kampfe bestimmet war, wurde nun nicht gleich losgelassen, sondern man hielt sie an einigen starken Stricken, so, daß, da sie nicht den Anfall thun konte, der eine Elephant die Zeit hatte, ihr mit seinem Rüssel einige solche derbe Schläge auf den Rücken zu geben, daß sie davon umfiel, und einige Zeit wie tod liegen blieb. So bald jedoch die Stricke losgelassen wurden, sprang das Thier mit einem gräslichen Gebrülle auf, und fiel den Elephanten an, dessen Rüssel es zu fassen trachtete, allein dieser zog ihn so geschwind in die Höhe, brachte ihn hinter seine großen Zähne in Sicherheit, und hielt dagegen diese dem Tieger zum Auflaufen so vor, daß dieser einen großen Sprung von der Erde that, und den Muth zu verlieren schien.

schien. Er wagte sich nun nicht mehr an die Elephanten, sondern lief immer in dem Zwinger herum, und fiel oft gegen das Pfalwerk, hinter welchem er die Zuschauer erblickte. Endlich ließ man alle 3 Elephanten auf ihn los, welche ihm denn, einer um den andern, solche derbe Stösse und Schläge reichten, daß er sich gar nicht mehr wehrte, sondern sich zur Erden warf und tod stellte; sie hätten ihn nun auch würklich getödtet, wenn man nicht den Kampf geendiget hätte.

Aus dieser Erzählung des Paters erhellet, daß alle die Thiere, welche bei uns unter dem Namen Tieger gezeiget worden sind, nicht würkliche Tieger, sondern nur Pantherthiere und Leoparden waren; ferner daß die kleinern Thiere eben der Gegenden ebenfalls nichts anders als Panterthiere sind.

Auch kan man schon aus dieser Erzählung auf die Kraft und die Stärke dieser Thiere schließen, da dieses hier, ob es gleich noch jung und nicht völlig ausgewachsen, dennoch noch furchtbar genug war, daß man den 3 Ungeheuern mit denen es kämpfen solte erst den Kopf und den Rüssel bedecken und sichern mußte, da diese Theile von der Natur nicht stark verwahret worden sind.

Das Tiegerthier bringt wie die Löwin 4 oder 5 Junge zur Welt; sie ist wie das männliche Thier wüthend, aber zu der Zeit da sie Junge hat, übertrift sie sich selbst, wenn man sie ihr raubet, sie scheuet alsdenn gar keine Gefahr, und verfolgt die Räuber so lange sie kan. Die, welche sich damit abgeben sie jung aufzusuchen, haben dabei folgende Methode; sie nehmen die Jungen alle hinweg, und lassen alsdann, so bald sie die Annäherung der Bestie merken, eines der Jungen hinter sich zurück; das Thier ergreift dieses bringt es in Sicherheit und verfolgt die Räuber vom neuen, welche ihr nun das zweite zurück lassen, und dies so ferner, bis sie mit einem oder zween derselben entweder ein Stadtthor oder ein Schif erreichen, wohin die Bestie sie immer verfolgt. So bald sie nun siehet, daß sie die übrigen nicht wieder bekommen kan, erfüllet sie die ganze Gegend mit einem gräßlichen Gebrülle, welches selbst in der Ferne grausen erreget.

Der Tieger kan die Haut seines Gesichts bewegen, mit den Zähnen knirschen, und wie der Löwe brüllen, ob gleich dies Gebrülle von jenem etwas verschieden ist. Die Haut des Tiegers wird sehr geschätzt, vorzüglich in China. Die Kriegsmandarinen bedecken die Sessel damit, worin sie sich bei öffentlichen Märschen tragen lassen; gleichfalls brauchen sie selbige des Winters zu Ueberzügen über Küssen.

In Europa sind sie gleichfalls sehr geschätzt, ob gleich nicht über theuer; die aus Guinea und von Senegal sind bei uns die liebsten, und eigentlich werden die von unsern Pelzhändlern Tieger genannt, solten jedoch Leoparden

pardenhäute heißen. Dies ist eigentlich der ganze Nutzen, den man von diesem zwar schön gezeichneten, doch äußerst schädlichen Thiere hat, denn alles übrige von ihm ist zu gar nichts zu gebrauchen.

G. M.. L..

## Der Juguar oder Once.

Dieses Thier gleichet dem Panther in Ansehung des Körpers, ob es gleich sehr viel kleiner wie dieser ist, denn seine ganze Länge beträgt nur 3 Fuß, jedoch ist es leichtlich davon zu unterscheiden, weil es ein viel längeres Haar, und einen Schwanz hat, der der Länge seines Körpers gleich ist; es ist auch in Amerika zu Hause. Die Grundfarbe des Haars ist grau ins weißliche fallend auf dem Rücken und an den Seiten, unter dem Bauche aber fällt es noch mehr ins weiße. Sonst sind aber die Flekken von dem einen und dem andern sich vollkommen gleich, so wohl was die Größe als auch die Gestalt derselben betrift.

Zufolge den Nachrichten, die man von Reisenden hat, läßt sich dies Thier leichtlich zähmen und zur Jagd abrichten. Man soll es in Persien und in verschiedenen Provinzen von Asien dazu brauchen; es soll auch noch kleinere daselbst geben, welche sich so zahm machen lassen, daß sie von einem Reuter hinter sich auf dem Pferde zur Jagd geführet werden, und sich wie ein Hund streicheln und schmeicheln lassen. Die Ursach warum man diese Thiere zur Jagd braucht, ist wohl darin zu suchen, daß es in den heißen Klimaten wenig Hunde giebt, und daß auch selbst die, welche man dort hin bringt, in kurzer Zeit ihre Stimme und auch ihren Instinkt verlieren sollen.

Dies Thier hat den Geruch nicht so fein als der Hund, es verfolgt das Wild nicht auf der Spur, noch weniger würde es selbiges mit Laufen erreichen, weil es bald ermüdet, allein es schießt darauf los, erhaschet es in Sprüngen, haschet es von den Bäumen, hüpft über Gräben, über einige Fuß hohe Mauren, oder setzt sich auf die Zweige, und erwartet da seine Beute, auf welche es herunter stürzt und sich selbiger bemächtiget.

G. M.. L..

Hannoverisches Magazin.

37tes Stück.

Montag, den 7ten Mai 1781.

## Einige physikalisch-ökonomische Merkwürdigkeiten Spaniens.

(Aus Dillon Travels trough Spain with a View to illustrate the natural History of that Kingdom. London 1780. 4.)

❁ ❁ ❁

Spanien machte die Vorsicht zu dem vorzüglichsten Lande von Europa. Die Summe seiner verschiedenen Nahrungs- und Handelsprodukte so wohl als deren Güte, ist so außerordentlich, daß man Spaniens Bewohner für die reichsten und glücklichsten Völker halten solte. Daß sie es nicht sind, weiß ganz Europa. Das ist aber noch sonderbarer, daß dieser vortrefliche Landstrich fast am wenigsten, besonders in Rücksicht auf die Naturhistorie, bekant ist. Aus dieser Ursache kan ein Auszug aus **Dillons** Nachrichten, worin die merkwürdigsten des berühmten **Bowles** zugleich genutzt sind, keinem Leser gleichgültig seyn. **Dillon** hat Spanien dreimal bereiset. Freilich muß man sich keinen **Pallas**, **Adanson** oder **Ferber**, in ihm denken; aber im Ganzen trägt er doch immer mehrere und wichtigere Stücke vor, als die meisten seiner Vorgänger.

### Naturgeschichte des Kermes (besonders des spanischen.)

Es wird für einige unserer Leser nicht unangenehm seyn zu mehrerer Verständlichkeit des Dillonschen Auszugs etwas von dem Geschlecht des hier vorkommenden Thiers beizubringen. Kermes, das Coccum der Alten, Plin. Hist. nat. Lib. XVI. Cap. 8. ist ein kleines Insekt, dessen Geschlecht, **Linnee** unter dem Namen Coccus, (beim **Müller**, **Leske** und **Göze**, heist es Schildlaus,) so bezeichnet Rostrum pectorale; abdomen postice setosum; alæ II. erectæ masculis; feminæ ap. teræ. *Fabricius* Syst. Entomol. p. 742. Coccus, Os setis vaginaque pectoralibus; autennæ filiformes. Also ein Geschlecht mit fadenförmigen Fühlhörnern; einen Saugstachel auf der Brust; das Weibchen ungeflügelt und mit einem Schilde bedeckt. Diese Weibchen setzen sich, wenn sie trächtig sind, an die Bäume oder

Pflanzen fest, (dann sehen sie einer kleinen runden weißlichen Beere zum Theil nicht unähnlich,) die Eyer schliefen innerhalb des Körpers aus, und indeß die Mutter stirbt, kriechen die Jungen durch die hintere Spalte des Schildes hervor. Die Männchen sehen vor ihrer Verwandlung den Weibchen nicht unähnlich, nachmals bekommen sie aber Flügel und zwei lange Schwanzborsten. Man zählt von diesem Geschlecht bereits 41 Arten. Man sehe Herrn Pastor **Gözens** entomol. Beiträge 2ten Th. S. 331. Hierunter sind etwa 3 bis 4 als nützlich, zur Farbe brauchbar bekant, von welchem die hier anzuzeigende unter die vorzüglichsten gehört. Der spanische Kermes heist beim **Linnee** Coccus (ilicis) quercus cocciferæ; die Schildlaus, der Stechriche. Abbildungen davon finden sich beim Reaumur Mem. pour serv. a. l'hist. d. Insect. T. IV. Tab. 5. Fig. 1. ein Zweig des Baums nebst der Schildlaus; für deutsche Leser aber beim **Müller**; Linneisches Nat. Syst. 5ter Band Tab. 13. Fig. 3. a. b. und **Ledermüllers** mikroskop. Ergötzungen, 1ter Th. S. 72. Tab. 36. Es ist der Coccos baphica der Griechen.

Der spanische Kermes, sagt **Dillon**, ein so wichtiges Handelsprodukt, ward seit der Einführung der Cochenille vernachläßiget, bis endlich vor wenigen Jahren das Königl. Handlungskollegium oder Directorium (Real Junta de Comercio,) dem Aufseher der spanischen Färbereien Hrn. Juan Pablo **Canals**, aufgab, einen genauen Bericht von dem Kermes, als Handelsprodukt betrachtet, abzustatten. Dieser setzte eine eigene Schrift darüber auf, woraus hier das meiste gezogen ist; sie hatte folgenden Titel: „Memorias que de orden della Real Junta de comercio y Moneda, se dan al publico sobre la grana Kermes de España. Madrid d' 1768.

Unter der Regierung **Ludwigs** des XVI. führten Johann und Aegidius **Gobelin** unter dem Schutz des berühmten **Colberts** zuerst das Geheimniß, die Wolle schön hochroth oder scharlach zu färben, in Frankreich ein. Diese Farbe, welche nach der Erfinder Namen genannt wurde, war hauptsächlich von dem Kermes genommen.

In Holland war dies bereits lang vorher im Gebrauch gewesen; man konte hier alte, damit gefärbte Tapeten von mehr als 200 Jahren aufzeigen, welche völlig ihre schöne Farbe so lange erhalten hatten. Nachmals wurde die Cochenille aus Amerika herüber gebracht. Sie erhielt diesen Namen gleichsam als ein Diminutivum von Coccus, nemlich coccionella, weil sie ebenfalls den Scharlach so außerordentlich färbte. Sie hieß zuerst der deutsche Scharlach, weil dem **Kunkel** zufolge, ein deutscher Namens **Küster**, diese Art zu färben erfunden hat. Die amerikanische schönere Cochenille vertrieb nunmehro den einheimischen Kermes, so wie der Kermes seiner seits den Purpur der Alten soll verdrengt haben.

Die Alten hielten den Kermes, für eine

eine Art Gallapfel, wegen seiner Figur und Größe, da er rund, glatt, schwärzlich, mit weiß überlaufen, und von Figur und Größe, der Wacholderbeere gleich komt, woher er denn auch Kermesbeere genannt wird.

Er findet sich in Spanien, auf der kleinen Steineiche zwischen den Winkeln, welche die Zweige unter sich, oder auch mit dem Laube machen. Diese Eiche heist in Spanien coscoxa, von dem lateinischen Cosculium; auch wiederum carrasca, von dem arabischen Worte yxquerlat, welches nachmals in escarlatta verwandelt wurde. Der linneische Name ist eben angezeigt, und beim **Bauhin** heist dieser Baum Ilex aculeata cocci glandifera. Er wächst nicht nur in Spanien, Provence und Languedoc, sondern auch in Kleinasien und Persien, etwa zu der Höhe von 3 bis 4 Fuß. Bei den Alten stand der Kermes von Galatien und von Merida in Estremadura in besonderem Werth, Plin. Hist. nat. lib. 9. Cap. 41. Aus dieser Ursach nöthigten die Römer die Spanier, ihren Tribut in Kermes abzutragen. Joseph **Moya**, ein Schriftsteller aus Catalonien sagt, der Kermes wachse oder erzeuge sich durch ganz Spanien, besonders an den Grenzen von Arragonien, nnd in dem Bisthum Bajadouz in Estremadura, so wie auch in Setimbre in Portugal; letzterer soll der Beste seyn, und dem von Armenien gleich kommen. Dem Herrn **Hellot** zufolge (man sehe seine Färbekunst,) findet er sich in den Wäldern von Vauvert, Vendaman und Narbonne; in größerer Menge in Spanien ohnweit Alicante und Valencia. Aber er findet sich nicht nur hier, sondern auch in Murcia, Jaen, Cordova, Sevilien, Estremadura, la Mancha, Serramias de Cuenza, und an mehrern Orten.

In Valenzia ohnweit Xixona und Tierra de Vellen, ist ein Distrikt Namens de la Grana, allwo die Einwohner zuerst anfingen den Kermes einzusammeln, und ihr Beispiel ward bald von ganz Spanien befolgt. Dies brachte den Einwohnern von Xixona oftmals jährlich 5000 Pfund Sterling ein. Im Jahr 1758, gingen aus Xixona, Vellen, Bussot, Castilla, Ibi, Tibi, Umil, Santafaz, Muchiomel und Juan de la Huerta de Alicante mehr als 1000 Menschen aus um den Kermes zu sammeln; sie sandten ihn nachmals nach Alicante, wo er in Fässer geschlagen wurde, und von dort nach Genua und Livorno abgieng, um von da weiter nach Tunis verschickt zu werden.

In eben denselben Jahr sammelte man 300 Aroben a) Kermes um Xixona; die Arobe Kermes wurde für 24 Thaler verkauft, 6 pro Cent Inpost und Frachtlohn bis ans Schif mit inbegriffen. Im Königreiche Sevilien wird der Kermes öffentlich feil geboten; gewöhnlich wird er stark nach Sevilien verkauft, um von da nach Cadix verhandelt zu werden.

Die Alten hatten ziemlich verwirrte Be-



a) Die Arobe hält 24½ Pfund englisch Gewicht.

Begriffe von der Entstehungsart des Kermes, da ihn einige bald für eine Frucht, bald für einen Auswuchs am Baume ansahen, welcher durch den Stich einer Fliege verursacht würde. Jetzt weiß man was der Kermes ist, und wir wollen hier nur kürzlich die wichtigsten Zeitpunkte dabei durchgehen.

Zuerst, etwa zu Anfange des Merz bemerkte man an den oben benannten Bäumen ein kleines Insekt, nicht viel größer als ein Hirsekorn hinankriechen; dies setzt sich bald darauf fest, und wird größer. In diesem Zustande gleicht es einem Auswuchse der Baumrinde, und scheint wie mit einer Art feiner Wolle oder Daunen überzogen; seine Figur ist oval, und da wo die feine Pflaum oder Federn fehlen, sieht man einige goldene Pünktgen durchschimmern. Die zweite Periode ist im April, dann hat der Kermes seinen größten Wuchs erhalten, ohngefähr die Größe einer Erbse, und die wolligte Bedeckung wird wie in Staub verwandelt. Man sieht alsdann, daß das äußere bloß eine Schale ist, worin sich einige Eyer befinden. Die dritte Periode fällt zu Ende des Mais, oft etwas später oder früher, je nachdem die Witterung ist. Die Schale erscheint nun voll von blutrothen Eyern, welche ordentlich neben einander stehen, und das Thier oder die Mutter selbst stirbt; so dann muß der Kermes gesammelt werden. Zwar sitzt das todte Insekt noch am Baume fest, aber es dient lediglich den Eyern einigermaßen zum Schutze gegen die Witterung, und gegen andere Feinde. Bei glücklichen Jahren hält ein solcher Eyersack wohl 18 bis 20,000 Eyer. Auch die Alten wußten schon, daß diese sich schnell in Insekten verwandeln, Plinius sagt ausdrücklich, coccum ilicis celerrime in vermiculum se mutans Hist. nat. lib. 24. cap. 4. Observirt man den Kermes im Julius mit einem Vergrößerungsglase, so bemerkt man, wie aus diesen Eyern kleine goldgelbe geflügelte Insekten mit 6 Füßen, 2 langen Fühlhörnern und einem gabelförmigen Schwanze ausschliefen; in der angeführten Ledermüllerschen Tafel, finden sich alle diese Stücke deutlich gezeichnet. Diese geflügelte Thiere sind Männchen, und es müssen also wohl wenige ungeflügelte Weibchen unter den vielen Eyern seyn, man kan hierüber die sichersten Nachrichten beim Reaumur a.a.O. finden.

Die Methode, zum Einsammeln des Kermes die Zweige der Bäume auszuschneiden, ist sehr schädlich, da man auf die Weise sich die Hofnung einer guten Kermesernte für das folgende Jahr benimt. In Provence und Languedoc sammeln die Armen hauptsächlich den Kermes ein, und sie lassen sich zu dem Ende die Nägel lang wachsen um ihn abzukratzen. Einige Frauen können in einem Tage 2 bis 3 Pfund Kermes einsammeln, es komt nur hauptsächlich darauf an, den Platz zu finden, wo der Kermes sich häufig findet, und ihn frühe bei dem Morgenthaue einzusammeln, weil sodann die Blätter

noch biegsamer sind als nachher, wenn sie die Sonnenhitze mehr ausgetrocknet und steifer gemacht hat. Starker Thau macht, daß der Kermes von selbst abfällt, zuweilen findet sich ein zweiter Kermes, aber der ist sodann kleiner als der erstere, hat auch eine weniger hohe Farbe. Der erste Kermes wird gewöhnlich an den Zweigen auf der Rinde des Baums selbst sitzend oder klebend gefunden, da man hingegen den zweiten nur auf den Blättern antrift. Denn das Insekt wählt jederzeit solche Theile des Baums, welche eine saftige Nahrung geben, und da gegen die Zeit des zweiten Kermes, die Rinde des Baums schon zu dick geworden ist, so setzen sie sich und ihre Brut auf die weniger harten Blätter.

Diejenigen welche den Kermes einkaufen, um ihn in fremde Länder zu verschicken, breiten ihn auf Leinwand aus, und besprengen ihn mit Essig. Hiedurch tödten sie die in den Puppen liegenden Thierchen, und zugleich entsteht durch das Einsprengen ein rother Staub, welcher sich von der Schale los macht. Dann lassen sie den Kermes trocknen, und nachdem er gesiebet ist, bewahrt man ihn in Beuteln. In jedem solcher Beutel legt man einen Theil des rothen eben gedachten Staubs in einem besondern ledernen kleinern Beutel, und denn ist der Kermes zur Ausfuhr fertig, auch bleibt er nicht lange unverkauft, da zu jeder Zeit von der afrikanischen Küste starke Nachfrage nach Kermes ist. Die Leute von Hinojos, Bonares, Villalba und andern Theilen Seviliens, trocknen den Kermes an der Sonne auf Matten; sie kehren ihn fleißig mit Stöcken um, besprengen ihn mit Essig, und sondern genau den feinen rothen Staub, als das beste davon ab; diesen letztern verkaufen sie, besonders unter dem Namen **Pastel**. Auf ähnliche Weise verfahren sie auch mit den Schalen, (von dem todten Thiere,) aber diese haben nur den halben Werth des Staubes.

Weder der Kermes, noch selbst die eigentliche Cochenille würde ein so schönes Roth liefern, wenn man nicht sie durch Salze bei der Lauge zum Färben erhöhete. Herr **Macquer** versichert, daß der weiße Tartarus durch seine Säure beim Carmoisinfärben die schönste Röthe hervorbringe. Daß die Alten schon einige Kenntniß hievon gehabt haben bezeugt **Goguet** und bereits **Plutarch** im Leben Alexanders des Großen.

Der spanische Kermes längst den Küsten der Barbarei, wird besonders allem andern vorgezogen. Die Kaufleute von Tunis vermischen ihn mit dem Kermes von Tetuan, um damit diejenige Art Kappen oder Mützen zu färben, welche in der Levante so sehr Mode sind.

Sie verkaufen jährlich mehr als 150,000 Dutzend solcher Mützen, wovon der Impost, dem Dey zu Tunis, jährlich über 20,000 Thaler einträgt. Hieraus sieht man allein, ohne auf den medicinischen Nutzen des Kermes acht zu haben, (der denn freilich auch wohl in unsern Zeiten nicht sehr beträchtlich

 wäre,)

wäre,) wie wichtig dieses Produkt für Spanien ist, und wie sehr dieser Handel und Anbau aufgemuntert zu werden verdient.

## Von den Merino Schafen.

Man behauptet, daß diejenigen Schafe Spaniens, von welchen die feinste Wolle komt, eigentlich von einigen wenigen englischen Schafen sollen entsprungen seyn, welche, einigen zufolge, vom König **Heinrich** dem II. oder wie andere wollen von **Eduard** dem IV. 1465 nach Spanien zum Geschenk gesandt wurden. Aber ohne dies weitläuftig untersuchen zu wollen, schränken wir uns hier blos auf die Beschreibung der Zucht der sogenannten Ganado Merino, oder Merino Heerden ein.

Es giebt in Spanien hauptsächlich zwei Racen von Schafen. Einige haben eine harte straffe Wolle; diese verändern niemals ihre Wohnplätze oder ihre ihnen gehörige Provinz, dahingegen die anderen den Sommer in den nördlichen Gebirgen zubringen, und gegen den Winter, zu den milderen Ebenen von Estremadura und Andalusien herabsteigen. Hier werden sie in Distrikte vertheilt, welche unter den Namen Merindades bekant sind. Die letzteren Schafe sind die sogenannten Merino Schafe. Merino heißt eigentlich ein Aufseher oder Gouverneur einer Provinz. (Herr **Dillon** sagt nicht, warum diese Schafe nach diesem Worte genannt werden, es scheint aber nicht unwahrscheinlich, daß sie eben deswegen so heißen, weil sie unter genauer Aufsicht, und auch würklich unter vielen Aufsehern, oder Direktoren stehen. Aber ein spanischer Autor der Pater **Sarmiento** sagt, wie man in dem folgenden Briefe des Hrn. **Dillons** sehen kan, daß dieser Name Merino blos durch Sprachverderbniß oder Verwechselung entstanden sey. Nemlich, da die ersten englischen Schafe, sagt er, unter König **Alfonsus** dem letztern ins Reich gebracht wären, so wären diese Marinas, übers Meer gebrachte, genannt, woraus man nachmals Merinas gemacht habe.). Dieser Merino Schafe rechnet man in Spanien überhaupt, etwa 4 bis 5 Millionen. Sie sind ohngefähr folgendermaßen vertheilt; der

| | Schafe. |
|---|---|
| Herzog von Infantado hat davon | 40000 |
| Die Gräfin Negretti | 30000 |
| Die Klöster Paular und zum Escurial | 60000 |
| Das Kloster Guadelupe | 30000 |
| Der Marquis Perales | 30000 |
| Der Herzog von Bejar | 30000 |
| Verschiedene einzelne Heerden, jede zu 20000 | 200000 |
| Alle die übrigen Heerden des Königreichs | 3800000 |
| Summe | 4220000 |

Der Merino Mayor, oder der oberste Aufseher in jedem Distrikt, ist jederzeit ein Mann von Stande, und er wird vom Könige selbst gesetzt. Für diese Schafe ist ein eigenes Gericht, oder ein königlicher Rath, unter dem Namen Mesta; hierin ist der König selbst der Merino Mayor.

Eine

Eine jede Heerde von 10000 Schafen hat ihren eigenen Mayoral oder obersten Schäfer; dies muß ein Mann seyn, welcher völlige Kenntniß von der Natur der Weide und den Krankheiten der Schafe hat. Unter ihm stehen funfzig geringere Schäfer mit eben so viel Hunden. Der Oberschäfer hat ohngefähr 450 Rthlr. jährlichen Gehalt, nebst einem Pferde. Die Unterbedienten der ersten Klasse haben etwa 10 Rthlr.; die der zweiten 7 Rthlr., und die der dritten nur $4\frac{1}{2}$ Rthlr. Aber dabei erhalten sie täglich zwei Pfund Brod, auch eben so viel (jedoch von schlechterer Sorte) für ihre Hunde. Auch können sie daneben Ziegen und einige Schafe zu ihrem Gebrauch halten; hievon gehört das Fleisch und die Lämmer ihnen, aber die Wolle dem Herrn. Im April und October bekomt jeder Schäfer, als eine Art Reisegeld, noch etwa 21 ggr.

Obgleich diese Schafe über viele Provinzen Spaniens verbreitet sind, so ist es dennoch hinreichend, nur die Methode, wie man sie in einer Provinz behandelt, anzugeben, weil dies fast aller Orten das nemliche ist. Die größten Heerden findet man im Sommer in der Molina und Montana von Arragonien, und im Winter in der Provinz Estremadura. Die Montana nördlich, und die Molina östlich von Estremadura ꝛc. sind die erhabensten Theile Spaniens. Estremadura selbst, hat einen Ueberfluß an aromatischen Kräutern, welche der Montana hingegen gänzlich mangeln.

Die erste Sorge des Schäfers geht, wenn die Heerden zu ihrem Sommeraufenthalt gekommen sind, dahin, den Schafen so viel Salz zu fressen zu geben, als sie nur immer zu sich nehmen wollen. Zu diesem Ende wird den Schäfern, je für 1000 Schafe, 25 Centner Salz gereicht, und dies ist gewöhnlich binnen fünf Monaten verzehrt. Aber auf der Reise (oder Hin- und herziehen) fressen sie kein Salz, eben so wenig als im Winter. Man setzt ihnen aber das Salz auf folgende Art vor. Der Schäfer legt 50 bis 60 flache Steine, ohngefähr fünf Schritt weit aus einander, bestreuet diese mit Salz, und treibt die Heerde langsam zwischen diesen Steinen hin. Jedes Schaf frißt oder leckt nach Willkühr, und dies wird oft wiederholt. Haben sie Salz gefressen, so treibt man sie zu einem thonartigen Boden oder Erdreich, und hier verzehren sie was ihnen nur vorkomt, und kehren dann zu dem Salze von neuen zurück. Herr Bowles merkt an, daß sie weniger Salz fressen, wenn sie zu einen kalk- oder mergelartigen Erdreich getrieben werden.

Gegen das Ende des Julius vertheilt jeder Schäfer die Widder unter die Mutterschafe; 5 bis 6 Schafböcke sind für 100 Mutterschafe hinreichend.

Die Widder geben mehr, aber gröbere Wolle als die Mutterschafe. Das Fell eines Schafbocks wiegt gegen 25 Pfund, dahingegen nur 5 Felle von Mutterschafen ein gleiches Gewicht haben. Der Unterschied der Jahre wird vermittelst der Zähne bestimt;

die

die Widder verlieren die Zähne nicht vor dem achten Jahre, die Mutterschafe hingegen schon mit dem fünften. In der Mitte des Septembers werden sie gezeichnet; dies geschiehet, indem man ihre Schenkel mit durch Wasser verdünneten Ocker färbt. Einige glauben, diese Farbe oder Erdart bilde durch ihre Vermischung mit dem Felle auf der Wolle, eine Art Firnis der sie gegen das rauhe Wetter schütze. Nach andern erhält der Druck der Ockererde die Wolle kurz; dahingegen wieder andere dafür halten, daß diese Erdart als ein Absorbens wirke und das Ueberflüssige der Transpiration einsauge, welche im widrigen Fall die Wolle harsch machen würde.

Zu Ende des Septembers fangen die Merino Schafe ihre Wanderung nach wärmern Gegenden an. Ihre ganze Marschruthe ist durch Gesetze bestimt. Sie genießen eines völlig freien Durchzugs über alle Weiden und Gemeinheiten welche den Dorfschaften gehören; im Fall sie aber über bebauetes Land, welches sich in ihren Wegen befindet, gehen müssen, so sind die Eigenthümer verbunden, ihnen einen 90 Schritt breiten Weg offen zu erhalten, oder vielmehr zu erlauben. Durch diesen Weg sind hingegen die Merino Schafe verbunden geschwind hindurch zu ziehen, so daß sie oft in einem Tage 6 bis 7 Meilen (Leagues) fortrücken müssen bis sie an offene Plätze gelangen, wo sie länger weiden und ruhen dürfen.

In solchen offenen Plätzen machen sie kaum 2 Meilen des Tages. Ihre ganze Marschruthe von der Montana bis in die innern Theile von Estremadura, beträgt ohngefähr 150 Meilen, (Leagues,) und diese endigen sie in 40 Tagen.

Sodann müssen die Schäfer besonders darauf acht haben, die Schafe gerade auf dieselben Plätze zu führen, wo sie den vorhergehenden Winter zubrachten, und wo die meisten von ihnen jung geworden sind; es erfordert dies ziemliche Genauigkeit, denn wenn das Schaf, vermöge seines feinen Geruchs, sich hierin betrogen findet, so geht es ungerne weiter, oder bleibt auf der andern Seite ungern da. Die zweite Sorge des Schäfers ist, die Schafpferche zu ordnen. Man treibt dazu Pfäle in die Erde und verbindet sie genau durch Stricke, um dadurch dem Entlaufen der Schafe so wohl als der Gefahr für Wölfe zuvor zu kommen. Aus letzterer Absicht werden die Hunde außerhalb des Pferchs angestellet. Die Schäfer bauen für sich selbst Hütten aus Pfälen und Baumzweigen; es ist ihnen dieserhalb erlaubt die Bäume auszuhauen, aber daher rühren auch die vielen hohlen und verfaulten Baumstämme in diesen Gegenden.

Der Schluß folgt künftig.

# Hannoverisches Magazin.

38tes Stück.

Freitag, den 11ten Mai 1781.



## Einige physikalisch-ökonomische Merkwürdigkeiten Spaniens.

(Schluß.)

Kurz zuvor ehe die Schafe zu ihren Wintenquartiren kommen, fällt gerade die Zeit ihres Werfens oder Lammens, und so dann muß der Schäfer besonders aufmerksam seyn. Die unfruchtbaren Schafe werden auf einen besonderen weniger futterreichen Fleck getrieben, da man hingegen die besten Weideplätze für die werfenden Schafe aufbehält. Die letzten oder jüngsten Lämmer treibt man auf die fruchtbarsten Weiden, damit sie desto eher zunehmen, um bald zur Reise stark genug zu werden.

Im Merz haben die Schäfer vier verschiedene Verrichtungen mit den Lämmern, welche im Winter geworfen sind, vorzunehmen. Die erste besteht darin, daß sie ihnen die Schwänze, der Reinlichkeit halber, fünf Zoll weit vom Leibe abschneiden; zweitens müssen sie ihre Nasen mit einem glühenden Eisen bezeichnen; sodann sägen sie ihnen die Enden der Hörner ab, damit sie sich durch Stoßen nicht schaden können; endlich castriren oder hammeln sie die jungen Widder, welche bestimt sind, als Anführer vor jeder Familie voran zu gehen. Dies geschicht aber blos durch Zerdrückung der Hoden, ohne allen Schnitt.

Im April, da die Zeit ihrer Rückkehr nach der Montana komt, fangen die Schafe an sehr unruhig zu werden: sodann müssen die Schäfer auf ihrer Hut seyn, daß sie ihnen nicht entlaufen; man hat Beispiele, daß ganze Theile der Heerde zwei bis drei Meilen weit fort waren ehe der Schäfer erwachte, und sie wissen zu der Zeit die gradesten Wege zu ihrem vorigen Platze zu finden.

Am ersten Mai fängt die Schafschur an, wenn anders das Wetter nicht sehr ungünstig ist. Denn bei sehr neblichtem feuchtem Wetter würde die auf einander gestapelte Wolle leicht in Fäulniß gerathen. Um dies zu vermeiden, behält man die Schafe dann in bedeckten Ställen, welche groß genug sind, 20000 Stück auf einmal zu faßen. Dies ist um desto mehr nöthig, da die Mutterschafe so zärtlich sind, daß, im Fall sie gleich

nach dem Scheren einer schneidenden Luft ausgesetzt würden, sie gewiß umkämen.

Hundert und funfzig Mann werden zum Scheren zu tausend Schafen gebraucht. Ein Mann kan des Tages acht Mutterschafe scheren, aber nur fünf Widder; denn die Widder werden äußerst unruhig und wild, wenn sie sich gebunden fühlen, und der Schäfer muß sie zu besänftigen und zum Stillstehen zu bringen suchen, welches er sich auch dadurch erleichtert, daß er Mutterschafe neben ihnen stellet. An dem Tage der Schafschur werden sie zuerst in einen großen Hof getrieben, und von dort in ein sehr enges Behältniß, (eine Art von Schwizkasten Sudatory) hierin stehen sie so dicht als nur immer möglich neben einander, dies befördert ihre Ausdünstung, und dieses Schwitzen macht die Wolle weicher. Es ist solches besonders bei der gröbern Wolle der Widder sehr nützlich. Die abgeschorne Wolle wird in drei Sorten abgetheilt, der Rücken und der Bauch geben die allerfeinste; die Seiten und der Nacken die feine, und die Brust, die Schultern und die Schenkel die schlechte gröbere. Nachmals werden die Schafe nach einem andern Plaz getrieben, um hier bezeichnet zu werden. Man sucht diejenigen zum Schlachten aus, denen die Zähne fehlen; die gesunden treibt man bei gutem Wetter auf die Weide, bei schlechtem Wetter hält man sie vorerst inne, um sie nach und nach wieder zur Luft zu gewöhnen.

Wenn sie, nach Willkühr, ohne übereilt zu werden, weiden können, so suchen sie sich jederzeit das feinste Gras aus, und rühren niemals aromatische Pflanzen an, ob sie ihnen gleich in Menge hier vorkommen, und wenn auch der wilde Thimian mit dem Grase verwachsen ist, so wissen sie ihn dennoch genau davon abzusondern, suchen auch emsig solche Pläze auf, wo das Gras unvermischt wächst. Vermuthet der Schäfer Regen, so giebt er sogleich den Hunden Zeichen, die Schafe zusammen zu treiben, und führt sie unter Dach. Bei dieser Gelegenheit, da die Schafe nicht Zeit haben, ihr Futter auszusuchen, fressen sie in der Eile alle Arten von Kräutern, welche ihnen vorkommen, als Thimian, Roßmarin, selbst giftige, zum Beispiel, Schirling, Bilsenkraut; besonders thun sie dies gern gleich nach der Schafschur. Fällt es ihnen zuweilen ein, aromatische Kräuter zu fressen, so verursachen sie dadurch denjenigen, welche Bienen halten, und dem Honig überhaupt viel Schaden.

Man läßt die Schafe nicht eher aus dem Pferch, ehe nicht die Sonne den Morgenthau vertrieben hat. Auch läßt man sie nicht aus solchen stehenden Wasser trinken, worin (vor einiger Zeit) Hagel gefallen ist, denn die Erfahrung hat bewiesen, daß ihnen dies oft tödtlich worden ist.

Die Wolle der andalusischen Schafe ist grob, weil diese nie ihre Weideplätze verändern, und die der Merinoschafe

schafe würde es im ähnlichen Falle gleichfalls werden.

Jährlich werden aus Spanien zwischen 50 und 60000 Säcke gewaschener Wolle ausgeführt. Der Sack hält 194 Pfund englischen Gewichts. Zwanzig tausend solcher Wollsäcke gehen jährlich nach Bristol und London; jeden Sack rechnet man auf 30 bis 35 Pfund Sterling, auf die Weise erhält England allein ein drittel der ganzen, besten, spanischen Wolle.

Die Wolle von Paular, welche die langhaarigste, aber nicht die beste ist, wird in die königlichen Fabriken ausschußweise geliefert. Die gewöhnliche Kleidung, wie auch die Jagdkleider des Königs und der königlichen Familie werden aus Tuch von Segovia gemacht; eben von daher erhielt der englische Adel zu Heinrich des achten Zeiten sein feines Tuch.

Die spanische Regierung erhält jährlich an allen Abgaben für ausgeführte Wolle gegen 675000 Pfund Sterling, etwa 4050000 Thaler.

## Ein sonderbarer Fels von Steinsalz, ohnweit Cardona in Catalonien.

Die Stadt Cardona liegt sechszehn Meilen (leagues) von Barcelona, nicht weit von Montserrat, nahe an den Pyreneen. Sie steht am Fuße eines Salzfelsens, welcher von der Seite des Flußes Cardonero perpendicular geschnitten scheint. Dieser Salzfels macht eine solide Masse von vier bis fünf hundert Fuß Höhe, bei einem Umfang von etwa einer Meile, ohne Spalten, Schichten oder Brüche; auch findet sich kein Gips in der Nähe. Seine Tiefe ist unbekant, und man weiß also nicht, worauf er ruhet. Das Salz, woraus er besteht, ist von oben bis unten gewöhnlich weiß; an einigen Stellen ist es röthlich, und die Leute schneiden daraus Stücke in Gestalt eines Ziegelsteins, um es als einen Wärmstein gegen das Seitenweh zu gebrauchen. Zuweilen fällt dies Salz ins bläuliche, allein diese Farbe verschwindet, so bald es zerstoßen ist; es wird nemlich dann wieder völlig weiß, ist auch eßbar ohne allen Nebengeschmack. Da diese ungeheure Salzmasse ganz isolirt dasteht, und auch seines gleichen nirgends in Europa hat, (doch wären die polnischen Salzgruben nicht außerordentlich davon verschieden) so bietet sie den Naturkundigen Stof genug dar, ihrer Entstehungsart nachzuspüren. Bei einem Bildschnitzer in Cardona verschafte sich Herr Bowles verschiedene Figuren, z. B. Leuchter, Cassetten und dergleichen von diesem Salz gearbeitet an; diese Stücke waren so durchsichtig als Kristall. Er bemerkte, daß die Arbeiter, wenn sie die Leuchter schnitzten, das Salz anfeuchteten, und es wieder trocken rieben, sodann bürsteten sie das weiße Pulver, welches durch das Arbeiten entstanden war, ab, wodurch das Ganze denn sehr hell durchsichtig ward: das Salz zerfließt nicht durchs Anfeuchten, wenn es nur sogleich wieder trocken gerieben

wird. Dieser Salzfels, sagt Herr **Bowles**, ob er gleich eine beträchtliche Oberfläche hat, wird dennoch vom Regen nicht vermindert (wahrscheinlich nicht sehr merklich, denn etwas wird gewiß beständig aufgelöset, wie auch das folgende lehrt), der unten am Fuße des Gebirges fließende Fluß ist gesalzen, und seine Salzigkeit nimt durch den Regen so sehr zu, daß die Fische davon sterben; jedoch erstreckt sich diese Wirkung nicht über drei Meilen weit. Nach vielen Versuchen, welche Herr **Bowles** mit dem Wasser dieses Flußes, durch Evaporation, Distillation und andere Processe, gemacht hat, konte er nicht das mindeste Salz darin entdecken *); hiedurch hält er sich überzeugt, daß das darin enthaltene Salz so genau darin decomponirt sey, daß es seinen Versuchen entwischte.

## Merkwürdige Eigenschaften des Flußes Tinto.

Der Fluß Tinto entspringt in der **Sierra Morrena**, und geht bei Huelva ins mittelländische Meer. Er hat seinen Namen wegen der Farbe seines Wassers erhalten, welches so gelb ist als ein Topas, und dabei die sonderbare Eigenschaft hat, den Sand zu verhärten oder gleichsam zu versteinern. Fällt ein Stein so hinein, daß er gerade auf einen andern zu liegen komt, so werden sie binnen jahrsfrist so genau an einander geleimt, daß sie völlig eins ausmachen. Das Wasser dieses Flusses macht nicht nur alle Pflanzen an seinen Ufern welk, sondern auch die Wurzeln der Bäume; diese werden dabei eben so gelb gefärbt als das Wasser selbst; keine Art Grünes komt an seinen Ufern fort, auch lebt kein Fisch in dem Strom. Dies Wasser dient dem Vieh, innerlich genommen, gegen die Würmer, wenn sie damit behaftet sind, denn es tödtet dieselben; aber sonst trinkt kein Thier davon selbst, die Ziegen ausgenommen, deren Fleisch dem ohnerachtet einen sehr guten Geschmack behält. Diese sonderbare Eigenschaften dauren in diesem Flusse nur so weit bis kleine Bäche sich darin ergießen und seine Natur verändern, denn schon ohnweit Niebla ist es vom gewöhnlichen Flußwasser nicht mehr verschieden; von dort lauft dieser Fluß noch sechs Meilen, wo er sodann bei Huelva ins Meer fällt.

*) Dies scheint dem Uebersetzer kein vorzüglicher Beweiß der chymischen Kentnisse des Herrn Bowles.

---

# Gedanken über das Einimpfen der Viehseuche.

Unter allen gegen die Viehseuche bisher erdachten und angewandten verschiedenen Hülfsmitteln ist wohl ohnstreitig kein bewährteres, als die Einimpfungsmethode erfunden worden, und obgleich viele Beispiele wi-

driger Folgen davon angegeben werden wollen: so wird doch bei näherer Untersuchung der Umstände, welche solche veranlässet, sich ergeben, daß dergleichen nicht von dem Gebrauche dieses Mittels, sondern vielmehr theils aus zufälligen Ursachen, theils aber auch von dessen fehlerhaften Anwendung, entstanden, da manche ohne gehörigen Fleiß und genaue Aufsicht die dabei zu beobachtenden wichtigsten Punkte, nemlich die Wahl in der Materie von einer gelinden gutartigen Seuche, imgleichen die Wart- und Fütterung des Viehes vor- während- und nach der Kur, gänzlich außer acht gelassen, andere aber sich dessen, wohl gar blos des Gewinstes wegen, bedienet haben, kein Wunder also, wenn im ersten Fall bei einer üblen Behandlung das Vieh häufig krepirt ist; im andern aber, das von der Einimpfung nicht erkrankte, wiewohl dafür angegebene, nachmals von der natürlichen Seuche angegriffen und hinweg geraft worden. Indessen wird doch dieses Mittel, so heilsam es an sich auch ist, niemals den Grad der Allgemeinnützlichkeit — den es würklich haben könte — erlangen, so lange dessen Gebrauch der Willkühr eines jeden überlassen bleibt. Denn welcher Particulier würde wohl, nachdem er sein eigenes Vieh, und vielleicht noch einiges seiner Nachbaren und Freunde, vermittelst der Einimpfung durchgebracht, sich zu deren Fortsetzung, blos aus Liebe fürs allgemeine Beste, entschließen, zumal wenn es dazu an Gelegenheit, Zeit, Futterung, und an der Conservation gutartiger Seuchenmaterie durchaus fehlen würde? Es stehet daher zu besorgen, daß dieses heilsame Mittel nach und nach von selbst aufhören müsse, mithin würde der Vortheil in dem gegenwärtigen Besitz einer durchgeseuchten Heerde, wegen dabei jährlich sich eräugnenden Abgangs, der aus Mangel an durchgeseuchtem Vieh, blos mit ungeseuchtem wiederum ersezt werden könte, auch nur temporel, und nach Verhältnis der Zeit, wann die natürliche Seuche wieder eintrit, wohl gänzlich ohne Nutzen seyn, wie solches manchem aus eigener Erfahrung bewust ist. Um aber die Einimpfung, als das einzige zur Vorbeugung und Abwendung aller von dem Wüten der natürlichen Seuche entstehenden, für den Landmann äußerst verderblichen, Folgen annoch bekante Hülfsmittel allgemein nützlich zu machen, würde es meiner wenigen Meinung nach rathsam seyn, in den Provinzen und Ländern, wo die Viehzucht den vorzüglichsten Nahrungszweig ausmacht, eine öffentliche Anstalt zu errichten, allwo die Einimpfung unaufhörlich fortzusetzen wäre, so daß daselbst ein jeder Einwohner um billigen Preis allemal gegen baare Bezahlung entweder durchgeseuchtes Vieh kaufen, oder auch sein eigenes Vieh zur Inoculation dahin senden, und nach überstandener Kur wiederum zurücknehmen, folglich mittelst beständiger Unterhaltung eines durchgeseuchten Vieh-

stapels sich für den verderblichen Folgen der natürlichen Viehseuche völlig sicher stellen könte.

Ich gestehe zwar gerne, daß die Errichtung einer solchen öffentlichen Anstalt, bei deren Anlage auf Gegenden, welche mit guten Weiden und Winterfutterung reichlich versehen, hauptsächlich Rücksicht genommen werden müßte — sowohl in Ansehung der erforderlichen Gebäude behuf Stallung für das Vieh und Aufbewahrung des Futters, als auch die Unterhalt- und Besoldungskosten derer dabei unumgänglich nothwendig zu haltenden Leute eine so ansehnliche Auslage erfordern würde, welche auch nur landesherrschaftlichen Cassen blos allein angemessen zu seyn scheinet: jedoch bin ich auch nicht weniger überzeugt, daß wegen des an allen Orten jährlich sich ergebenden Abgangs des Viehes, es einer solchen Anstalt nie an Absaß und Gelegenheit zum Einimpfen fehlen, und daher das zu derselben Errichtung verwandte Capital, wo nicht gleich, doch mit der Zeit, recht gute Zinsen tragen, endlich aber auch der große Endzweck zur Beförderung der allgemeinen Landeswohlfarth dadurch ohnfehlbar erreichet werden würde.

---

## Ankündigung eines Gartenkalenders.

Da meine ausführliche **Theorie der Gartenkunst** sich ihrem Ende nähert, so bin ich auf Veranlassung vieler Gartenfreunde entschlossen, einen **Gartenkalender auf das Jahr** 1782 herauszugeben, und damit jährlich fortzufahren. Er erscheint zuerst in diesem Jahr, gleich nach Michaelis, im kleinen Octavformat, auf Schreibpapier, mit einigen saubern Kupfern, etwa 16 Bogen stark, geheftet. Außer dem gewöhnlichen Kalender und einer Schreibtafel, ist dies sein Inhalt:

1) Fortgänge der **schönen Gartenkunst** in Deutschland, in Norden, England, Frankreich und den übrigen Ländern von Europa. Daher Beschreibungen von neuen Gärten und Anlagen; Anzeigen neuer Schriften über Gegenstände der Gartenkunst und Auszüge aus den wichtigeren; nähere Bestimmungen und Entwickelungen verschiedener Grundsäße der Kunst, deren Neuheit und unerschöpfliche Fruchtbarkeit jede fortschreitende Untersuchung rechtfertigt.

2) Originalabhandlungen oder Uebersetzungen, die **nützliche Gärtnerei** nach allen ihren Zweigen betreffend. Daher Beobachtungen und Versuche über alle Gattungen von Pflanzungen, über die Erziehung sowohl der wilden Bäume und Sträucher, als auch der Fruchtbäume, über die Kultur der edlern Gewächse, u. s. w. Man wird hiebei vornemlich auf das Neue und Wichtige sehen.

3) Anzeigen von neuen einheimischen und ausländischen Schriften über die verschiedenen Theile der ökonomischen und praktischen Gärtnerei; Auszüge aus den besten; und Ankündigungen.

4) Nachrichten von öffentlichen Anstalten zur Aufnahme des Gartenbaues, z. B. von Pflanzschulen, von Verordnungen zur Beförderung der Baumzucht, von Prämien ꝛc.

5) Berichte vom Gartenhandel, vom Verkauf der Bäume, Sträucher, Pflanzen, Sämereien, Früchte. Die Handelsgärtner oder andere Personen, die diesen Verkauf treiben, werden ersucht, von Zeit zu Zeit ihre neuen Verzeichnisse einzusenden.

6) Nachrichten von nützlichen Privatbemühungen zur Aufnahme des Gartenbaues nach seinen mannigfaltigen Theilen, und Empfehlungen geschickter Kunstgärtner, besonders solcher, die Beförderung suchen. Personen von dieser Klasse belieben sich mit Vertrauen an mich zu wenden, und sich aller Dienstgefälligkeit und Verschwiegenheit, so weit diese nöthig ist, versichert zu halten.

7) Abbildungen bald merkwürdiger Gewächse, bald kleiner Gartenscenen, vorzüglich schöner Landhäuser und Gartengebäude. Die Besitzer oder andere Kenner werden mich durch Zusendung solcher Zeichnungen verbinden.

8) Endlich Abwechselung der Abhandlungen und Anzeigen in jedem neuen Jahrgange.

Durch eine Schrift dieser Art, die überall noch fehlt, di nützlich scheint, und deren Ankauf nicht beschwert, wünscht der Herausgeber die mannigfaltigen Gegenstände des Gartenwesens auf nähere Gesichtspunkte zusammen zu ziehen, die zerstreuten Gartenfreunde mehr zu vereinigen, und mehr Aufklärung und Achtung für eine Wissenschaft zu veranlassen, die einen ansehnlichen Theil unserer Erdfläche, ihre Bebauung zum Nutzen oder Vergnügen ihrer Bewohner, die anmuthigste Beschäftigung des menschlichen Fleisses, die Erweiterung der Vortheile des bürgerlichen Lebens, des Geschmackes und der schönen Künste betrift. Einige würdige Männer haben sich bereits mit mir zu diesem Unternehmen verbunden. Allein ich lade auch andere Kenner und Freunde des Gartenbaues ein, daran nach dem vorgelegten Plan Antheil zu nehmen, und bitte sie, auf jede Art von Erkenntlichkeit zu rechnen. Denn durch den Beitritt verschiedener Mitarbeiter, wovon jeder sein besonderes Fach übersieht, kan diese Schrift die Mannigfaltigkeit, die Nützlichkeit und die Anmuthigkeit erhalten, die sie nach ihrer Absicht verdient.

Die Natur dieses Gartenkalenders, und die Verbindung, worin ich mit

so

so vielen edlen Gartenfreunden stehe, veranlaßt mich, die Ausgabe und Versendung selbst zu übernehmen. Diese Einrichtung macht die Pränumeration nothwendig, ohne welche kein Exemplar verlassen wird. Daher kan auch bloße Unterschreibung ohne Vorausbezahlung nicht angenommen werden. Ich setze diese auf 2 Mark hiesigen Geldes, und für die übrigen Provinzen von Deutschland auf 1 Gulden, den Louis d'or zu 5 Rthlr. gerechnet.

Die Zeit der Pränumeration bleibt bis Michaelis offen.

Die Pränumeranten werden nach der Zeit, wie sie ihre Gelder einsenden, angezeichnet; daher die frühern auch die bessern Abdrücke der Kupferstiche erhalten.

Die Pränumerationsgelder und Briefe werden postfrei an mich eingesendet.

Wer auf sieben Exemplare die Pränumerationsgelder baar einsendet, bekomt das achte umsonst. Wer auf zwölf pränumerirt, bekomt außer diesen, zwei umsonst. Wer auf zwanzig pränumerirt, bekomt außer diesen, vier Exemplare umsonst.

Den Buchhandlungen, Postämtern, Intelligenz- Adreß- und Zeitungscomtoirs, die sich um weitere Bekantmachung dieser Ankündigung an ihren Oertern und um Erleichterung des Absatzes besonders verwenden, biete ich, der Billigkeit gemäß, noch die Vortheile an, die sie in ähnlichen Fällen von Buchhändlern gegenseitig zu genießen pflegen.

Bei Einsendung der Pränumeration erwarte ich von den auswärtigen Interessenten eine Anzeige, welchen Weg zur Ueberschickung ihrer Exemplare sie am bequemsten finden. Ich sende sie postfrei ab bis Koppenhagen, Hamburg, Hannover, Berlin und Leipzig. Von diesen Oertern können die noch weiter entfernten Interessenten die Exemplare leicht erhalten.

Dagegen erbitte ich mir, außer der Pränumeration, auch solche Nachrichten postfrei aus, die man in dem Gartenkalender eingerückt zu sehen wünscht.

Kiel, den 10ten April 1781.

C. C. L. Hirschfeld,

Königl. dänischer würklicher Justizrath und ordentlicher Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften.

Im Intelligenzcomtoir zu Hannover und bei dem Herrn Superintendenten Lueder zu Dannenberg wird Pränumeration angenommen.

Hannoverisches Magazin.

39tes Stück.

Montag, den 14ten Mai 1781.

# Naturgeschichte des Perlhuhns, sowohl des schwarzbunten als des bleigrauen.

## Das schwarzbunte Perlhuhn.

Es haben schon viele sowohl alte als neue Schriftsteller diesen Vogel beschrieben u. abgeschildert, so daß man es für überflüßig halten mögte noch etwas davon zu sagen. Allein ihre Beschreibungen sind theils unvollkommen, oder stückweise, wie ein buntes Kleid, aus vielen Stellen verschiedener guter und schlechter Schriftsteller zusammen gesetzt, oder nach ausgestopften Vögeln gemacht, woran man alle Theile nicht genau von allen Seiten betrachten und ihr Verhältniß bestimmen kan. Ich habe deswegen versucht von neuen eine malerische Beschreibung nach dem Leben zu machen, um die schon bekanten guten Nachrichten zu bekräftigen, und was noch daran fehlt, zu ergänzen.

Dieser Vogel gehöret in die **Ordnung** der Hühner, ob er gleich nicht wie andere Hühner in der Vielweiberei lebet, sondern sich nur zu einer Gattin paaret.

Er unterscheidet sich von andern Hühnern dadurch, daß der Hahn keinen Sporn an den Füßen, einen nackten, gehörnten Kopf, und tropfenförmige weiße Flecken auf den Federn, gleich als die Henne, hat; woher dieses ganze Geschlecht auch den Namen Perlhühner in Deutschland bekommen hat; da die meisten Flecke an dieser Gattung so rund und groß als Perlen zu seyn scheinen.

Es sind von diesem Geschlecht, welches die alten Schriftsteller, wie auch Brisson Meleagris, der Ritter von Linnee aber und seine Nachfolger Numida nennen, bishero nur drei Gattungen, ohne die Abarten mit gerechnet, bekant worden, nemlich: 1) das gemeine Perlhuhn mit herabhangenden Backenlappen, 2) das buschichte, welches keine Backenlappen, auch kein Horn, sondern statt der ersten eine länglichte Falte an jedem Mundwinkel, und statt des letzten einen schwarzen Federbusch auf dem Kopfe hat, 3) das gehaubte, welches mit einer rothen, kegelförmigen, nackten Haube auf der Scheitel, mit einem länglichten,

zugespitzten, kleinen Zapfen an dem Mundwinkel, und mit einer länglichten, bogichten Falte unter der Kehle ausgeschmücket ist. Von der ersten Gattung findet man zwo Abarten, nemlich das bleigraue und das weiße Perlhuhn. Ich habe nur die erste Gattung und die erste Abart gesehen; die übrigen Arten hat der weltberühmte Naturforscher Herr **Pallas** a) beschrieben.

Der **Name** desselben ist im Deutschen, gemeines Perlhuhn, welchen ich zum Unterscheide der andern in schwarzbuntes Perlhuhn verändert habe, im Französischen Peintade, im Englischen Guiny-hen, im Spanischen Pintado, im lateinischen bei dem **Linnee** Numida Meleagris, bei dem **Pallas** Numida galeata, und bei **Brisson** Meleagris nigra.

Der **Körper** ist in Betrachtung der Größe einer jungen kalekutischen Henne, die schon größer als ein Kapaun ist, und in der Statur und Gestalt des Umfanges einem Rebhuhn gleich. Er unterscheidet sich aber von beiden durch die Farbe, und durch den nackten gehörnten Kopf, welcher mit einer besondern Nasenhaut, und rautenförmigen Backenlappen an den Winkeln des Mundes gezieret ist, und durch die borstenförmige aufwärts gerichtete Haube auf dem Genicke.

Die **Farbe** ist auf den befiederten Theilen kohlschwarz, mit unzählichen schneeweißen Flecken von verschiedener Form regelmäßig erleuchtet, welche auf den Obern- und Seitentheilen des Körpers mit einem sehr schwarzen Rande und daneben mit netzförmigen punktirten weißen Linien umgeben sind, nur die ersten Schlagfedern ausgenommen, die schneeweiß aussehen. Der Kopf hat wegen seiner bunten Farbe ein besonderes Ansehen. An dem Schnabel ist sie vorn gelblichgreis, oben häselbraun, unten bleigrau, an den Seiten bleichroth, an der Nasenhaut und Backenlappen zinnoberroth, worauf einige kleine zerstreuete blaulicht weiße Flecke zu sehen sind; an der Stirn und Scheitel, wie auch an der Kehle blauschwarz; an dem Horn bräunlicht greis; vor den Augen an den Backen, Schläfen, an den Seiten des Genickes und des bloßen Halses blaulicht weiß; auf dem Genicke und hintern Theile des bloßen Halses kohlschwarz; an der Kehle violetblau mit schwarzen Flecken vermischet; auf dem befiederten Theile des Halses graubraun ins violette spielend, und gegen die Brust schwarz mit weißen Querstreifen; auf dem Rücken und Schwanze grauschwarz; unter dem Bauche und auf den Seiten kohlschwarz und weiß getiegert, und auf den Schwingfedern am Rande mit weißen schiefen Strichen gezieret; an den Füßen oben bräunlichtschwarz, unten aber und auf den Zehen grau blaßroth; endlich an den Nägeln gelblich greis, gleich wie das Horn und der Obertheil des Hinterhauptes aussiehet.

Die **Bekleidung** bestehet aus langen

a) In der vierten Samlung der Naturgeschichte merkwürdiger Thiere.

gen Federn, welche weit über einander liegen; diese sitzen aber nicht auf allen Stellen, sondern es sind einige davon nackt, als der Kopf, der Obertheil des Halses, der hervorstehende Rand des Brustbeins, theils auch die hohlen Seiten, die inwendige und untere Fläche des Schenkels, die Unterfläche des Ober- und Unterarms; zudem mangeln dem Perlhuhn auf dem ganzen Leibe die Pflaumfedern, dergleichen man bei andern Vögeln findet. Die Federn haben sehr kurze Kiele, einen zarten, eingebogenen, bunten Schaft, der nicht völlig bis an das äußerste Ende reichet. Ihre Fahne ist an der untern Hälfte rauh, mit dunkelgrauen, seidenartigen, gefiederten, unordentlichen Fasern, die den gemeinen Pflaumfedern gleichen, auf beiden Seiten dick besetzet, an der obern Hälfte aber ist sie glatt, unterwärts etwas ausgehöhlet, hat kurz gefiederte Blätter, welche regelmäßig dicht an einander liegen, bis an ihre äußersten Spitzen: diese stehen von einander abgesondert und machen einen haarigten Rand um die Fahne aus. Sie hat daselbst eine schwarze mit weiß verschiedentlich gefleckte Farbe. Die Flecke sind an den Federn des Rückens kleiner, als an den andern. Die meisten sind so groß und gestaltet als kleine Linsen, andere herzförmig, und noch andere linienförmig, welche überzwerg oder schief am Rande liegen; dergleichen man an den Schwingfedern, und Ruderfedern wahrnimt. Außerdem befinden sich auf den Federn des Rückens der Schultern, auf den Nebenschwingen, und den kleinen Deckfedern der Flügel unzählige weiße Pünktgen, in der Form eines Netzes, welche die weißen Flecken daselbst umschließen, so, daß sie ihnen einen kohlschwarzen Rand übrig lassen. Die Federn an der Mitte des Halses sind nur klein, schwarzbraun, mit violet vermischet. Diejenigen, welche auf dem Hintertheile unter der Mitte des Halses sitzen, stehen überzwerg, oder auch etwas aufwärts. Die wenigen Federn der Haube sind borstenförmig, ohngefähr einen halben Zoll lang und kohlschwarz; sie sind aufwärts gegen die Spitze des Horns gerichtet, und bestehen aus einem weichen borstenförmigen Schaft, der an seinem Untertheile sehr wenige kurze einfache Fasern hat.

Wenn wir die Theile des Körpers insbesondere betrachten; so finden wir den **Schnabel** wie bei den Haushühnern gebildet. Er ist kürzer als der Kopf, und halb so hoch als dieser. Der Oberkiefer ist erst gerade ausgestreckt, am Ende etwas krum mit einer abgerundeten schneidenden Spitze, die unten hohl wie ein Löffel ist, oben glatt bogicht und kielförmig, an den Seiten abschüßig und etwas erhaben rund, am Grundtheile, der Länge nach, fein gestreift, bis über die Naselöcher bedeckt, hat unten einen schneidenden hervorstehenden Rand, welcher über den Unterkiefer herab trit. Der Unterkiefer ist enger, kürzer, und weit niedriger als der Oberkiefer, ein wenig nach der inwendigen Form des Oberkiefers gekrümt,

krümt, worin er hinein trit, bis an die Spitze getheilt, und inwendig wie eine Rinne ausgekehlet.

Die **Naselöcher** liegen hoch, dicht vor der Stirn in der Nasenhaut, sind oval, schief nach der Spitze des Schnabels gerichtet, und stehen offen.

Die **Nasenhaut** (cera) ist runzlicht, höckericht, um die Mitte hinterwärts und vorn ausgerändet, umschließet die Naselöcher, und gehet bis an die Mundwinkel, wo sie sich mit den Backenlappen vereiniget.

Der **Kopf** ist in Ansehung des Rumpfes nur klein, fast eyförmig, etwas zusammen gedrückt, eckigt, kahl, runzlicht, an der Stirn etwas abschüssig und wenig ausgehöhlt, auf der Scheitel platt und mit einem zurückstehenden Horne bewafnet, an den Seiten um die Augen ausgehöhlt, um den Backen aber erhaben rund, unten fast flach, am Hinterhaupte und hinter dem Horne erhaben rund, hat scharfkantige Augenbraunen und zwei herabhängende Bartlappen.

Das **Horn** oder der Helm ist zusammen gedrückt, am Grundtheile breiter als dick, und länger als die Hälfte des Kopfs, verenget sich bei den meisten Vögeln in eine stumpfe Spitze; der vordere Rand desselben ist bogicht und dick, der hintere etwas eingebogen und stumpf, die Seiten sind flach und höckericht. Es bestehet aus einem schwammichten Knochen, der einen Theil des Hirnschädels ausmacht, und mit einer trocknen höckerichten und runzlichten bräunlichtgreisen Haut bekleidet ist. Es steiget von der Scheitel b) schief nach hinten zu empor, so, daß seine Spitze beinahe auf einen halben Zoll hinten über dem Hinterhaupte hervorstehet. Bei dem Weibchen ist dieses Horn kürzer und nicht so sehr gekrümt.

Die **Backenlappen** sind fast rautenförmig, breiter als lang, hinten weiter ausgebreitet und schief abgestuzzet, deren zwei gegenstehende Ecken, nemlich an den Mundwinkeln und hinten nach unten zu spitzwinklicht, die andern beiden aber stumpfwinklicht und etwas abgeründet aussehen. Sie bestehen aus einem weichen dünnen Knorpel, welchen eine runzlichte zinnoberrothe und blaulicht weiß gefleckte Haut bekleidet c). Sie sitzen an dem untern Rande des Oberkiefers von der Nasenhaut bis zum Ende der Augen fest, und ihre hinterste Spitze stehet so weit hinten frei hinaus als der Kopf lang ist, doch nur bei den Hähnen. Sie

b) Perrault sagt, daß es von dem Schnabel bis hinten an den Kopf gehe, welches ich aber an keinem beobachtet habe. Siehe Abhandlung zur Naturgeschichte der Thiere und Pflanzen. 2. Th. 21. S.

c) Perrault hat die Backenlappen bei dem Männchen blau und bei dem Weibchen roth gefunden. Hasselquist hat auch blaue Backenlappen angemerkt. Ich habe aber die blauen Backenlappen nie an den Hähnen gesehen, da ich doch viele dergleichen untersucht habe. Vielleicht ist die blaue Farbe etwas zufälliges, welches die blaulichtweiße Flecke ausmachen, oder ein Zeichen einer andern Gattung, welche *Columella* libr. 8. c. 2. anzeiget.

Sie hängen herab, doch sind sie bei den Mundwinkeln etwas seitwärts gekrümmet. Bei dem Weibchen haben sie eben die Gestalt, sind aber dichter an den Kopf gedrückt, etwas kürzer und schmaler, so daß ihre äußerste Spitze mit den Ohrlöchern gleich weit von dem Schnabel abstehet.

Die **Augen** sind kugelrund, mittelmäßig, haben einen schwarzen runden Stern und einen braunen Regenbogen. Die **Augenlieder** haben einen bleigrauen, schwülstigen Rand, welcher mit borstenförmigen, theils schwarzen und theils weißen Federn verbrämet ist. Unter denselben in dem vordern Augenwinkel lieget eine halb durchsichtige Blinzhaut. Sie werden von den hervorstehenden scharfen Rande der Augenbrauen beschützet.

Die **Ohrlöcher** sind oval, entblößet, werden aber von wenigen sehr kurzen Federn, welche auf ihrem Rande sitzen, etwas geschlossen.

Der **Hals** ist von mittelmäßiger länge, dünner als der Kopf, im Anfange auf anderthalb Zoll nackt, welcher Theil mit einer runzlichten bunten Haut bekleidet, und hinterwärts bis an das Hinterhaupt mit einer langen, linienförmigen, verkehrten Haube gezieret ist, die aus schwarzen borstenförmigen aufwärts gekrümten Federn bestehet; der übrige Theil des Halses ist mit Federn von zunehmender Größe dicht bedeckt, wovon die, welche auf dem Hintertheile sitzen nicht dicht auf einanderliegen, sondern aufgesperret stehen.

Der **Rumpf** ist groß ablang, sehr zusammen gedrückt, oben gerade und erhaben rund, unten bogicht und kielförmig, und hinten abschüßig.

Der **Schwanz** ist kielförmig, stumpf, groß, fast so lang wie der übrige Theil des Rumpfs, aber kürzer als die Füße, niedergesenkt, und wird von den langen Federn des Steisses und des Bürzels (Crissum) fast ganz bedecket, daß er daher nur kurz zu seyn scheinet. Er enthält an dem Rande des Steisses 16 ablange, gegen die Mitte des Schwanzes etwas gekrümte, stumpfe, schwärzlichte Ruderfedern, welche ungleiche und regelmäßige weisse, mit einem schwarzen Rande eingeschlossene Flecken an sich haben, deren Zwischenräume von unzählichen weissen Pünktgen dunkelgrau aussehen. Dicht über denselben sitzen acht der größesten Deckfedern in einer andern Reihe, welche man für Ruderfedern ansehen könte, wenn man auf die Größe und Steife sehen wolte. Die übrigen Deckfedern des Steisses und die Federn des Rückens sind lang und gekrümt.

Die **Flügel** sind mittelmäßig, liegen nicht kreuzweise über einander, und reichen bis an die Mitte des Schwanzes. In dieser lage werden die Schlagfedern von den Schwingfedern ganz bedeckt. In der Ausstrekkung sind sie mittelmäßig lang, sehr breit, an beiden Ecken und am untern Rande abgerundet, an der Unterfläche hohl, wie ein Löffel. Die 10 Schlagfedern (Remiges primariæ) haben eine verschiedene länge und Farbe. Die

fünf vordersten sind weiß, etwas spitzig, wenig gegen die Mitte gekrümt, und nehmen allgemach an der Länge und Breite zu. Die fünfte und sechste sind die längsten, die übrigen nehmen wiederum stuffenweise in der Länge ab. Die Farbe der fünf letzten ist bräunlich schwarz an dem äußeren Barte und der Spitze mit weißen tropfenartigen Flecken, und an dem innern mit weissen Querstreifen regelmäßig gezieret. Zwölf Schwingfedern (Remiges secundariæ) sitzen auf dem untern Arme, welche eine abgeründete Spitze haben, und fast so lang als die größesten Schlagfedern sind, nur die ersten drei ausgenommen, welche stuffenweise zunehmen. Sie besitzen kohlschwarze Bärte, welche mit vier Reihen rundlicher weißer Flecken, und am Rande mit schiefen weißen Linien geschmücket sind. Die sechs Nebenschwingen (Remiges tertianæ) welche um das Gelenke des Ellbogens ihren Platz haben, sind spitzig, kürzer als die vorigen, und von abnehmender Länge, mit einem bunten haarichten Rande umgeben, und mit einem punktirten Netze gezieret, in dessen Maschen schneeweiße von schwarz umringte Flecken hervorleuchten. Das Flügelchen ist bräunlichschwarz mit vier Reihen weißer runder Flecken getiegert. Die Schulterfedern reichen nur bis an das erste Gelenke des Schenkels, sie sind eben wie die Nebenschwinger bezeichnet. Diesen gleichen auch an der Farbe die meisten obern Deckfedern der Flügel, nur sind die größesten kohlschwarz mit verschiedenen weißen Flecken ohne ein Netz begabet. Auf der Unterfläche der Flügel sind nur wenige fahle Deckfedern vorhanden; indem der Ober- und Unterarm meistens nackt geblieben sind.

Die Füße sind hoch, stark, vierzähig, länger als der Schwanz; der Schenkel, welcher ziemlich lang und größtentheils nackt ist, wird von langen bunten Federn von oben her bedeckt, welche an der auswendigen Seite desselben sitzen und nach dem After wie ein Zopf herabhängen. Das Schienbein übertrift den Schenkel in der Länge, ist mit kleinen spitzigen, schwarzbunten, dicht auf einander liegenden Federn bis an das untere Knie bekleidet. Die Fußröhre ist kürzer als das Schienbein, beinahe walzenförmig, doch bei den Gelenken etwas dicker, vorn und seitwärts mit zwei Reihen in einander gefügter Schilde, und hinten mit kleinen grubichten Schuppen bedecket. Ihre Farbe ist an dem größesten und obern Theile bräunlichschwarz, übrigens röthlich. Die Zähen sind stockförmig, seitwärts wenig gesäumt, ungleich, oberwärts mit über einander liegenden Schilden, und unterwärts mit einer warzichten Haut bekleidet. Die vordern sind bis an das erste Glied gespalten, allwo sie mit einer dicken, warzichten Haut an einander gebunden sind. Die mittelste ist die größeste und hat 4 Glieder, nach dieser folget in der Größe die auswendige, welche in 5 Glieder abgetheilet ist: die inwendige, welche wenig

nig dünner und kürzer ist, als die auswendige, bestehet nur aus drei Gliedern. Die hintere Zähe ist einen halben Zoll über die Ferse des Fußes erhaben, hänget hinterwärts herab und reichet im Gange nur mit der Kralle auf den Erdboden. Der Sporn, welcher an den Haushähnen gefunden wird, fehlet hier. Die Ferse ist eine halbkugelichte Schwiele unter dem Ende der Fußröhre.

Die **Krallen** (ungues) sind dicht, etwas gekrümmt, oben kielförmig, zusammen gedrückt, vorn verenget und stumpf, unten an den Seiten gerändet, wenig erhaben rund, und haben eine gelblich greise Farbe.

Ich will hier noch etwas von den **Eigenschaften** und dem Naturell dieser Vögel anführen. Sie lieben die Gesellschaft und halten sich gern beisammen; ob gleich ein jeder Hahn nur eine Henne zu seiner Gattin hat. Vor einiger Zeit habe ich in einem Hofe einen Hahn allein mit zwo Hennen gesehen, worunter die eine Henne schwarzbunt wie der Hahn, und die andere bleigrau aussah: der Hahn wählete die schwarzbunte Henne zu seiner Gattin, und bekümmerte sich um die bleigraue gar nicht. Ja er ging auf sie zornig los, wenn sie sich seiner Gattin näherte. Wenn in einer Menge junger Perlhühner, welche sich zum erstenmal paaren, mehr Hähne als Hühner sind, so muß man die übrigen Hähne von den gepaarten entfernen, sonst beißen diese jene zu Tode. Der Hahn begleitet beständig seine Henne und verläßt sie nicht, wenn sie ein Ey leget. Wie er sich bei dem Ausbrüten verhält, kan ich nicht sagen, weil die Hennen ihre Eyer hier zu Lande nicht selbst ausbrüten wollen. Daher man genöthiget wird sie von Truthennen oder Kapaunen ausbrüten zu lassen. Die Hennen legen viel Eyer an versteckten Oertern, gemeiniglich unter einem Gebüsche in einer Grube an der Erde. Will man dieselben aufsuchen, so muß man auf den Hahn Achtung geben, welcher bei dem Legen der Henne vor dem Neste so lange die Wache hält, um sie zu beschützen. Die Henne muß dem Hahn folgen und ihm gehorsam seyn, sonst zwinget er sie mit Beissen dazu. Die Eyer sind fast so groß als die Eyer der Haushühner, wovon einige einfärbig röthlichgreis, andere aber am Grunde gelblich weiß und darüber mit blasrothen Punkten besprenget sind d).

Des Winters muß man sie bei strenger Kälte in einen warmen Stall schließen und sie nur des Mittags zwo oder drei Stunden in freier Luft herum laufen lassen; wenn es aber schneiet oder regnet, so lasse man sie im Stalle bleiben, oder auf einer Diehle herum wandern. Denn da sie keine Pflaumfedern haben und an einigen Stellen ihres Leibes nackt sind, so können sie keine

d) Siehe **Kleins Samlung von Vogeleyern**, tab. 13. f. 5. 6. *Zannoni delle Uova & dei nidi degli uccelli.* Tab. 2. f. 4.

keine starke Kälte und Nässe ausstehen. Ihre **Nahrungsmittel** sind die Grassaamen, als Hirse, Weizen, Gerste und Mais, oder Buchweizen, mit obigen Korne vermischt. Des Sommers suchen sie Würmer und Insekten, und scharren in der Erde wie die Haushühner. Der Hahn ist sehr beherzt und gehet auf den Truthahn los, welcher sich von ihm in die Flucht treiben läßt. Sie laufen geschwind hin und her, besonders der Hahn, wenn seine Henne ihm nicht folgen will. Die Hähne gehen nicht auf den Fersen, sondern berühren nur mit den vordern Gliedern der Zehen die Erde. Sie machen bisweilen ein sehr lange anhaltendes Geschrei, wenn stürmisches Wetter bevorstehet. Man kan sie sehr zahm machen, und gewöhnen Brodt aus der Hand zu fressen.

Die **Kunne** (Sexus) ist schwer zu unterscheiden, wenn man nicht ein Paar lebendige zugleich bei einander siehet; denn der Hahn und die Henne haben gleiche Farbe und Gestalt. Der Unterscheid, welchen ich zwischen ihnen bemerkt habe, bestehet in der verschiedenen Größe, in dem Verhältniß einiger Theile und in dem Geschrei. Den Hahn habe ich zuvor beschrieben, und darf also nur sein Geschrei anzuzeigen, welches hell, durchdringend und unangenehm ist. Es bestehet nur aus einem kurzen, oft wiederholten Thone, als: kerk, kerk, kerk, u. s. w. Die Henne hat schmälere Backenlappen, ein kürzeres nicht gekrümtes Horn, und überall einen etwas kleinern Körper, träget den Schwanz etwas breiter, und die Flügel ein wenig abhängig und enger zusammen gezogen. Sie hebet auch den Hals nicht so hoch wie der Hahn, wenn er aufmerksam ist. Ihr Geschrei ist zweistimmig, welches wie die beiden Wörter, Glocke acht, klinget, indem man dieselben etliche mal hinter einander mit einer niedrigen und darauf erhabenen Stimme wiederholet.

Die **Heimath** ist in Nubien und Abissinien, wo sie sich in der Wildniß häufig aufhalten und vermehren. Man findet sie zwar noch an vielen andern Orten, sie werden aber daselbst durch die Kunst wie andere Hausvögel erzogen.

Der Schluß folgt künftig.

# Hannoverisches Magazin.

40tes Stück.

Freitag, den 18ten Mai 1781.


## Naturgeschichte des Perlhuhns, sowohl des schwarzbunten als des bleigrauen.

(Schluß.)

Der Nutzen, welchen man von ihnen in der Haushaltung haben kan, ist anjetzo noch nicht beträchtlich; weil sie noch selten und an vielen Orten unbekant sind. Doch dienen ihre Eyer, welche sie täglich, und in zahlreicher Menge als die Haushühner, legen, wie auch die jungen Hühner, zu einer leckern Speise auf der Tafel großer Herren, welche sie den Rebhühnern vorziehen.

Man kan sie in hiesiger Gegend noch leichter als die Truthühner erziehen; zu dem Ende leget man die Eyer am Ende des Maimonats oder im Anfange des Junius unter eine Haushenne, welche solche in vier Wochen ausbrütet. Die Küken füttert man, so lange sie nicht vollkommen mit Federn bedeckt sind, mit Ameiseneyern, gehackten hart gekochten Hühnereyern und mit kleinem Gesäme, als Hanfsaamen, Hirse, Rübesaamen, Grütze von Haber oder Gerste, oder Buchweitzen, oder auch mit geronnener Milch und altem Weißbrod, und läßt sie des Tages im Grase herum laufen, wo sie kleine Würmer und Sandkörner auffsamlen. Man muß aber darauf sehen, daß sie von Raubvögeln nicht entführt werden.

**Krankheiten** sind sie nicht so sehr unterworfen als die jungen Truthühner. Wenn sie des Winters von der strengen Kälte oder, in dem Frühlinge von den übermäßig eingeschluckten Maikäfern Schaden gelitten haben, so werden sie traurig und halten den Kopf niedriger als sonst. In dem ersten Falle muß man sie in ein mäßig warmes Zimmer setzen, und mit Buchweitzen und Hanfsaamen füttern: in dem andern Falle sperret man sie einige Tage ein und wirft ihnen vielen groben Sand und wenig Hirse oder Rübesaamen vor. Solte nicht daß Schießpulver, welches man sonst den jungen Truthühnern bei ihren Krankheiten in das Getränke wirft, auch für sie ein gutes Heilungsmittel seyn? Der Versuch kan wenigstens ohne Schaden damit gemacht werden.

## Ausmessung eines schwarzbunten Hahns, nach dem Pariser Maaß.

| | Fuß | Zoll | Linien |
|---|---|---|---|
| Die Länge von der Spitze des Oberkiefers bis ans Ende des Schwanzes — — | 1 | 8 | 6 |
| — bis ans Ende der ausgestreckten Füße — | 1 | 10 | — |
| — bis zum Anfange der Naselöcher — | — | — | 9 |
| — bis ans Ende derselben — — | — | 1 | — |
| — bis zum Anfange der Nasenhaut an der Seite des Schnabels — — | — | — | 8 |
| — bis zum Ende derselben — — | — | 1 | 1 |
| — bis zum Mundwinkel — — | — | 1 | 1 |
| — bis zur Mitte der Augen — — | — | 1 | 6 |
| — bis zum Anfange des Horns — — | — | 1 | 6 |
| — bis ans Ende desselben am Grundtheile — | — | 2 | 2 |
| — bis ans Ende der Spitze desselben — | — | 2 | 7 |
| — bis zum Genicke — — | — | 2 | 5 |
| — bis zum Anfange der Backenlappen — | — | — | 10 |
| — bis an das Ende am Grundtheile — | — | 1 | 7 |
| — bis ans Ende der hintersten Spitze derselben — | — | 2 | 1 |
| — von dem obern Rande bis zum untern — | — | — | 8 |
| — bis an die Achseln — — | — | 7 | 6 |
| — bis zur vordern Ecke des Brustbeins — | — | 9 | 3 |
| — bis zum Ende desselben — — | 1 | 1 | 3 |
| — bis an die Pfannen — — | 1 | — | — |
| — bis an das Schmierbälglein — — | 1 | 2 | 11 |
| — bis zum Ende des Schwanzbeins — | 1 | 3 | 3 |
| Die Länge der Füße — — | — | 11 | 6 |
| — des Schenkels — — | — | 3 | 8 |
| — des Schienbeins — — | — | 4 | 6 |
| — der Fußröhre — — | — | 2 | 8 |
| — der untersten Zähe mit der Kralle — | — | 2 | 2 |
| — der auswendigen — — | — | 1 | 9 |
| — der inwendigen — — | — | 1 | 7 |
| — der hintern — — | — | 1 | — |
| — der Flügel insgesamt von einem Ende bis zum andern | 2 | 3 | — |
| — eines Flügels insbesondere — | 1 | — | 6 |
| — des Oberarms — — | — | 3 | 2 |
| — des Unterarms — — | — | 3 | — |
| — der Hand bis zum Ende der längsten Schlagfeder — | — | 9 | 6 |

Die

| | Fuß | Zoll | Linien |
|---|---|---|---|
| Die Breite des Schnabels bei dem Anfange des Unterkiefers, senkrecht — — | – | – | 1 |
| überzwerch — — | – | – | 2 |
| — bei dem Anfange der Naselöcher, senkrecht — | – | – | 6 |
| überzwerch — | – | – | 5 |
| — des Kopfs bei dem Anfange der Stirn, senkrecht — | – | – | 8 |
| überzwerch – | – | – | 6 |
| — bei der Mitte der Augen, senkrecht — | – | 1 | — |
| überzwerch — | – | – | 11 |
| — bei den Ohrlöchern, senkrecht ohne das Horn — | – | 1 | 3 |
| mit dem Horn — | – | 1 | 9 |
| überzwerch — — | – | 1 | — |
| — des Halses ein Fingerbreit hinter dem Genicke senkrecht | – | – | 9 |
| überzwerch | – | – | 7 |
| — des Rumpfes ohne Federn bei der Ecke des Brustbeins, senkrecht — — | – | 3 | 10 |
| überzwerch — — | – | 2 | 7 |
| bei dem Ende desselben senkrecht — | – | 3 | 7 |
| überzwerch — | – | 2 | — |
| — des Schwanzes in der Mitte — | – | 2 | 6 |
| — der Fußröhre um die Mitte senkrecht — | – | – | 5 |
| überzwerch — | – | – | 3 |
| — der Flügel bei den Gelenke der Hand — | – | 8 | — |
| — bei dem untern Gelenke des Oberarms — | – | 9 | — |

## Das bleigraue Perlhuhn.

Diese Art Perlhühner ist von den schwarzbunten nur in der Grundfarbe der Federn unterschieden, übrigens komt jene in allen Stücken, auch in der Größe, mit diesen überein. Ich halte sie daher nur für eine Abart des schwarzbunten Perlhuhns. Das Gewicht eines Hahns, welchen ich genau untersucht habe, betrug 2 Pfund 14 Unzen.

Die Farbe, so wohl des Hahns als der Henne, ist bleigrau oder blaulicht greis, an allen Orten wo sie bei dem vorigen Vogel schwarz aussieht, nur die Haube, die Schlagfedern und das Flügelchen ausgenommen, wovon die erste kohlschwarz, die andern beiden Theile schneeweiß sind. Die weißen Flecke, und netzförmigen Linien haben eben die Gestalt und Lage wie an den schwarzbunten Vögeln, ihr Weiße aber ist matt und leuchtet nicht sehr in die Augen. Außerdem befinden sich noch einige ganz weiße einfarbige Federn an der Brust und vorn unter dem Bauche, welche hie und da zwi-

schen den gefärbten Federn liegen. Es machen dieselben aber kein eigenthümliches Merkmal dieser Abart aus; denn man findet dergleichen auch bisweilen an einigen schwarzbunten Perlhühnern, wenn sie jung sind, absonderlich an den Hennen. Die Farbe des Kopfes und der nackten Theile der Füße ist so beschaffen, wie ich sie bei dem vorigen Vogel beschrieben habe. Der Regenbogen aber in den Augen ist bleigrau und nahe an dem Sterne etwas bräunlich. Die Eyer haben Isabellfarbe und eingedrückte Punkte, welche etwas dunkler sind.

Man glaubet von ihnen daß sie ihre **Heimat** in Amerika haben; weil die ersten davon aus St. Domingo nach Europa gebracht sind; allein **Barrere** a) und **Fernim** b) halten dafür, daß die Perlhühner in Amerika nicht ursprünglich einheimisch seyn, sondern daß sie zuerst von den afrikanischen Küsten dahin wären gebracht worden.

Ich will hier zum Beschluß eine merkwürdige Stelle aus des *Charlevoix histoire de S. Domingue* c) anführen, worin eine andere Gattung wilder Perlhühner kurz beschrieben wird, die in der Farbe der Federn dem oben beschriebenen bleigrauen ähnlich sind, aber in Ansehung des Horns, zu dem gehaubten Perlhuhne gehören, welches Herr **Pallas** unter dem Namen Numida mitrata beschrieben hat d). „Ce qu'on voit plus communement dans le baſſecours, ce ſont les Poules Pintades, qui y ſont venuës de Guinée; des Paons, qu'on a trouvé en quantité le long de la riviere Neyva, & des Faiſans. l'Isle avoit des Pintades un peu differentes des autres, & plus petites, mais il ne fut jamais poſſible de les rendre domeſtiques. Jusques la que, ſi on mettoit de leurs œufs ſous une poule ordinaire, les petits pouſſins n'avoient pas plutôt leurs ailes qu'ils diſparoiſſoient. Cet animal a le bec, & les pieds à peu près comme nos poules, il eſt de la même groſſeur, mais ſes plumes ont toutes une tache blanche, qui leur fait comme un œil bien moins marqué que celui des Paons, le reſte d'une couleur plus foncée, & tire ſur le gris cendré. C'eſt cette varieté, qui lui fait donner par les Eſpagnols le nom de Pintade, ou de Poule peinte qui dans le fond ne lui convient pas baucoup. Jl a la tête, & le col presque chauve ce qui cauſe une petite difformité, laquelle eſt nèans-moins un peu reparée par ſa crête, qui eſt courte, mais d'un rouge trés vif.„

Aus=

a) *Eſſai ſur l'hiſtoire naturelle de la France Equinoxiale.* p. 131.

b) *Hiſtoire naturelle de la Hollande Equinoxiale.*

c) Tom. I. pag. 29.

d) l. c. p. 19. in der deutschen Ausgabe.

Ausmessung eines bleigrauen Hahns.

| | Fuß | Zoll | Linien |
|---|---|---|---|
| Die Länge von der Spitze des Oberkiefers bis an das Ende des Schwanzes — — — | 1 | 9 | — |
| — bis an das Ende der ausgestreckten Füße — | 2 | — | — |
| — bis zum Anfange der Naselöcher — | – | — | 9 |
| — bis ans Ende derselben — — — | – | 1 | — |
| — bis zum Anfange der Nasenhaut an der Seite des Schnabels — — — | – | — | 8 |
| — bis ans Ende derselben — — — | – | 1 | 1 |
| — bis zum Mundwinkel — — — | – | 1 | 2 |
| — bis zu der Mitte der Augen — — | – | 1 | 7 |
| — bis zum Anfange des Horns — — | – | 1 | 6 |
| — bis ans Ende desselben an dem Grundtheile — | – | 2 | 3 |
| — bis ans Ende der Spitze — — — | – | 2 | 8 |
| — bis zum Genicke — — — | – | 2 | 6 |
| — bis zum Anfange der Backenlappen — — | – | — | 9 |
| — bis ans Ende des Grundtheils derselben — | – | 1 | 7 |
| — bis ans Ende der hintersten Spitze derselben oder die Breite derselben — — — | – | 2 | 1 |
| Von oben bis an den untern Rand in der Mitte, welches ich die Länge nenne — — | – | — | 8 |
| Die Länge bis an die Achseln — — | – | 8 | 9 |
| — bis zur vordern Ecke des Brustbeins — | – | 10 | 10 |
| — bis an das Ende desselben — — | 1 | 2 | 7 |
| — bis an die Pfanne der Schenkel — — | 1 | 1 | — |
| — bis an das Schmeerbälglein — — | 1 | 6 | 4 |
| — bis zum Ende des Schwanzbeins — — | 1 | 6 | 8 |
| Die Länge der Füße — — — | 1 | — | — |
| — des Schenkels — — — | – | 3 | 6 |
| — des Schienbeins — — — | – | 4 | 8 |
| — der Fußröhre — — — | – | 2 | 8 |
| — der mittelsten Zähe — — — | – | 2 | 4 |
| — der auswendigen — — — | – | 1 | 9 |
| — der inwendigen — — — | – | 1 | 8 |
| — der hintern — — — | – | 1 | 1 |
| Die Länge der Flügel insgesamt von einem Ende zum andern | 2 | 6 | — |
| — eines Flügels — — — | 1 | 1 | 10 |
| — des Oberarms — — — | – | 3 | 6 |

| | Fuß | Zoll | Linien |
|---|---|---|---|
| Die Länge des Unterarms — — | – | 3 | 4 |
| — der Hand bis zum Ende der längsten Schlagfeder — | – | 9 | 3 |
| Die Breite des Schnabels bei dem Anfange des Unterkiefers senkrecht — — — | – | — | 1 |
| überzwerch — — | – | — | 2 |
| — bei dem Anfange der Nasenlöcher senkrecht — | – | — | 6 |
| überzwerch — | – | — | 5 |
| Breite des Kopfs bei dem Anfange der Stirn senkrecht — | – | — | 8 |
| überzwerch | – | — | 6 |
| — bei der Mitte der Augen senkrecht — — | – | 1 | 1 |
| überzwerch — — | – | — | 11 |
| — bei den Ohrlöchern senkrecht ohne das Horn — | – | 1 | 2 |
| mit dem Horn — | – | 1 | 10 |
| überzwerch — | – | 1 | — |
| Breite des Halses ein Zoll von dem Genicke entfernt senkrecht | – | — | 9 |
| überzwerch | – | — | 8 |
| Breite des Rumpfes ohne Federn bei der Ecke des Brustbeins senkrecht — — — | – | 3 | 10 |
| überzwerch — — | – | 2 | 6 |
| — bei dem Ende desselben senkrecht — — | – | 3 | 6 |
| überzwerch — — | – | 2 | 1 |
| Breite des Schwanzes in der Mitte — — | – | 2 | 6 |
| — der Fußröhre um die Mitte senkrecht — | – | — | $5\frac{1}{2}$ |
| überzwerch — | – | — | $3\frac{1}{2}$ |
| Breite der Flügel | | | |
| — bei dem Gelenke der Hand — — | – | 7 | 6 |
| — bei dem untern Gelenke des Oberams — | – | 8 | 9 |

Lübeck. J. J. Walbaum, D.

## Anwendung einer Erfahrung wegen der Blattern *).

Eine sehr bemerkenswürdige Erfahrung eines Arztes, welche etwa binnen Jahresfrist in dem beliebten Hannöv. Mag. bekant gemacht worden, hat mich auf einen Gedanken gebracht, der vielleicht Aufmerksamkeit verdienet.

Das Stück des gedachten Magazins, auf welches ich mich beziehe, ist mir abhanden gekommen. Ich erinnere mich aber, den Inhalt dahin, daß nach der Versicherung dieses Arztes von einer ziemlich großen Anzahl Kindern, welchen gleich nach der Geburt, die

*) Dieser Aufsatz ist bereits im Januar des vor. Jahrs von dem Hrn. Elbzöllner Meyer zu Lauenburg eingesandt, und wird jetzo dem Publico vorgelegt, weil dessen Inhalt, in Absicht der Theorie, mit den Erfahrungen überein komt, die im 20ten St. des Magazins abgedruckt worden.

die Nabelschnur, auf zugleich beschriebene Art gereiniget worden, keines die natürlichen Blattern so stark, schädlich und tödtlich gehabt, als sie sonst zu seyn pflegen.

Ist diese Erfahrung richtig, wie einige andere, die seit dieser Bekantmachung, an Orten, wo die Blattern nicht so bösartig als sonst zu seyn pflegen, auf die Art geachtet, wie die Wehemütter mit den neugebornen Kindern umgegangen sind, mit mir sehr gerne annehmen; solte denn diejenige Materie, welche durch die Blattern ausgeworfen wird, nicht vielmehr das in dem Körper zurückgebliebene nicht gehörig ausgeführte Meconium seyn, oder ist sie in der Folge durch irgend eine schädliche Nahrung in selbigen gebracht?

Wenn Kinder nicht von den Müttern mit der ersten Milch, sondern durch Ammen gesäuget werden, so muß das Meconium durch Medicin aus dem Körper geschaft werden, oder es entstehen schon in den ersten Tagen der Kinder heftige und tödtliche Zufälle. Wenn aber die Mutter das Kind vom Anfang an selbst säuget, bedarf es der Medicin in solcher Absicht nicht. Folglich hat die Natur hinlängliche Sorge getragen, solches Meconium auszuführen, und dadurch läßt sich schon behaupten, daß es dem Körper u. der Blutmasse nicht zuträglich seyn könne. Wenn die Nabelschnur oft nicht gerne heilen will, solte die Vernachläßigung einer gehörigen Reinigung derselben, welche doch das Vieh wahrnimt, nicht Schuld daran seyn? Und wie manche Wehemutter mag das wohl versäumen.

Sammelte sich das Blatterngift durch Speise, Getränk, Gewürze ꝛc. in dem Körper, so müßten doch wohl die Blattern aufs neue eben und denselben Menschen befallen, um so mehr, weil man den Kindern die Speisen nicht reicht, welche im Verdacht sind, daß sie die Blattern erzeugen könten. Nachher, und wenn auch diese Krankheit in den ersten Jahren überstanden ist, werden alle die verdächtigen Sachen genossen. Der Mensch lebt 50, 60 Jahre weg, und die Blattern befallen ihn nicht wieder.

Die Schlußfolge ist daher sehr wahrscheinlich: daß die Blatternmaterie nicht durch Speise und Nahrung in den Körper komme, sondern durch Zurückbleiben desjenigen, was die Natur, wenn ihr gefolgt wird, wirklich fortschaft, verursacht werde, wenn es aber nicht geschehen, so bald Veranlassung da ist, jedoch mit Gefahr des Lebens ausgeworfen wird, mithin der Blutmasse nachtheilig seyn muß.

Jede Abweichung von der Natur, insonderheit beim ersten Wachsthum, hat beim Menschen, bei Thieren u. bei Gewächsen üble Folgen, und das Vieh, was wir zahm halten, hat nicht den Muth, die Stärke, die Gesundheit als das freilebende, und in den Generationen nehmen die Schwachheiten zu.

Ein jedes Thier hat unendliche Sorgfalt für sein Junges, von dem Augenblick an, da es zur Welt komt, und alsdenn wohl die größte. Nicht eher giebt es ihm Nahrung, als bis es gereiniget und trocken ist. Dieses bewirkt es durch lecken, wobei die Nabelschnur auch in der Folge nicht vergessen wird, bis sie zugeheilet ist. Ist die erste Behandlung geschehen, so erhält es die erste heilsame Milch, so viel das Junge selbst beliebig will, und die Mutter ohne eigene Beschwerde geben kan. Begehrt es mehr, so wird es abgewiesen und nicht ehender wieder zugelassen, als bis ohne Beschwerde mehr folgen kan. Diese Milch erhält das Junge nach und nach frisch, warm und in zuträglicher Portion. Sie hat bekantlich eine ganz andere Beschaffenheit als nachher, und die heilsamen Theile in und bei sich, die das Meconium abführen. Daß sie abführt ist bekant.

Ich weiß nicht, daß unter dem frei lebenden Vieh, Seuchen und Krankheiten der Art herrschen als bei unserm zahmen Hornvieh, auch nicht unter den Hirschen, deren innere und äußere Construktion so viele Aehnlichkeit mit jenem hat.

Wir behandeln aber das zahme Vieh, insonderheit das Hornvieh, welches wir zur Gewinnung der Milch, Butter, u. s. w. halten, von der Geburt an ganz anders, als die Mutter thun würde, wenn es ihr überlassen wäre. Das Kalb wird selbiger bald nach der Geburt ab- und weggenommen, und die Mutter darf es kaum beriechen, sie kan es nicht

lecken,

lecken, wie sie sonst thun würde, die Nabelschnur nicht gehörig reinigen, die allererste Milch nicht geben. Die Kuh wird bald nachher gemolken; weil aber das Kalb in den ersten 24 Stunden nicht saufen darf und die erste Milch für den Menschen eigentlich nicht brauchbar ist, so hat man ausfindig gemacht, daß es der Mutter sehr dienlich sey, ihr selbige wieder einzugeben. Eine sonderbare, doch vielleicht unschädliche Erfindung, zum Ersatz der ihr nicht gegebenen oder vorenthaltenen Nachgeburt, wornach die Kuh so sehr begierig ist.

Nach Verlauf der ersten 24 Stunden, erhält das Kalb von der Muttermilch, aber es kan das ganze, das auf einmal ausgepreßte, nicht alles bezwingen, und nach Verlauf von ein Paar Tagen, hat die Milch die heilsamen Theile nicht mehr, die dem Kalbe während der ersten 6, 8, oder mehr Tage so zuträglich gewesen seyn würden. An den mehresten Orten verfährt man in der Hauptsache auf gedachte Weise.

Behält aber nicht das Kalb bei dieser Behandlung das unwidersprechlich schädliche Meconium im Körper, das man, meines Wissens, noch nicht durch Medicin abzuführen bedacht gewesen ist?

Ohne den Menschen herabzuwürdigen, solte die Materie, der Grundstof der Hornviehseuche, nicht Aehnlichkeit mit dem Grundstof der Blatternmaterie beim Menschen haben, nicht durch ähnliche Veranlassung in dem Körper geblieben seyn, nachmals aber, jedoch auf verschiedene Art ausgeworfen werden? Beide Krankheiten haben gewisse Aehnlichkeit mit einander, die ich hier anzuführen überflüßig halte. Diese aber gewiß: daß der Mensch, und das Vieh, welches ein oder das andere einmal natürlich überstanden, demselben Uebel nicht weiter ausgesetzt ist.

Ich habe oben gesagt, die Blatternmaterie komme höchst wahrscheinlich nicht durch Speise oder eine Nahrung in den Körper, sonst würde sie sich nach Jahren wiederum anhäufen und wiederum ausbrechen. Der Schluß scheint nicht fehlsam zu seyn, wenn gleich durch die Nahrung der Ausbruch des Uebels, oder das Uebel selbst verschlimmert werden kan. Ich folgere eben dasselbe in Absicht der Hornviehseuche.

Hat sich nach Eingangs gedachter Erfahrung eines Arztes nun ergeben, daß durch sorgfältige Reinigung der Nabelschnur das Blatternübel vermindert worden, und findet man, wenn an dem einen oder andern Ort die Blattern weniger böse sind, daß die Wehemütter die neu gebornen Kinder wirklich mit mehrerer als gewöhnlicher Sorgfalt behandelt haben; ist es denn nicht wahrscheinlich, daß einerlei Vorsicht einerlei Folgen veranlaßt habe? Und ist es denn nicht der Mühe werth, auch beim Vieh ähnliche Fürsorge anzuwenden?

Mit ein Paar Zuchtkälbern und einem Stier könte der Versuch gemacht werden. Man müßte sie aber, wo möglich in einer freien Weide, den Müttern ganz und gar überlassen, die sich allemal gerne ganz von dem andern Vieh absondern, wenn sie werfen wollen. Das eine Kalb könte, wenn es überjährig, unter angestecktes Vieh gebracht werden, und man würde sehen, wie es dem erginge. Ein Versuch würde inzwischen nicht entscheiden, und in der zweiten, dritten Generation, das ist, in einer Zeit von 12 Jahren, würde sich der Erfolg erst sicherer bestätigen müssen. Daher denn das andere Kalb und der Stier zur eigentlichen Zucht und Versuch, unter ähnlicher Behandlung verbleiben müßten. Der Verlust der auf solche Art an der Milch entstünde, wäre gegen das Uebel doch allemal geringe. Um selbigen jedoch zu vermindern, und obgleich alle Zuchtkälber, wie gedacht, aufgezogen werden müßten, könten doch Schlachtkälber auf die gewohnte Weise, nur daß man selbigen mit dienlicher Medicin, der Absicht gemäß, zu Hülfe käme, und die Nabelschnur sorgfältigst reinigte, behandelt werden.

Da ich meine Folgerungen auf die merkwürdige Erfahrung eines Arztes und auf einen sehr einfachen Grundsatz gebauet, und das übrige, was vor oder gegen meine Gedanken seyn könte, weiter nicht angeführt habe, so darf ich zu dem unpartheiischen Publikum das Vertrauen hegen, dasselbe werde meine vorgetragenen zufälligen Gedanken nicht ungünstig aufnehmen.

Hannoverisches Magazin.

41tes Stück.

Montag, den 21ten Mai 1781.

## Etwas über das Sprüchwort; nebst Beantwortung der Anfrage im 8ten Stück des Hannov. Magazins.

Was ist, Sprüchwort: Volksrede, die kurz und witzig eine Wahrheit enthält. Ein einzelner Mann ist nicht im Stande, ein Sprüchwort in den Gang zu bringen. Ist es bezeichnet mit dem Stempel des Witzes, so gehts ihm, wie einer Münze. Der Jude bekomt sie unter die Finger und findet leicht, daß es ächte Münze ist. Nun komt sie in Gang und läuft herum, da wo sie gilt und ihre Sprache verstanden wird. Sie wird alt und hat manchmal um desto größern Wehrt.

Die Münze schlägt der Erste im Volk. Aber nicht so — mit dem Sprüchwort. Es ist Volksrede, die hie und da ein unbekanter, aber witziger Kopf erfindet, in Gang bringt. — Manchmal ist es blos ein angewöhntes Wort, das ein Mann oft spricht, der einer Stadt oder einem Dorf angenehm ist.

Es ist kurz; sonst kan es nicht Volksrede werden; noch mehr, es reimt sich zuweilen — wie viele Sprüchwörter in unserer Sprache — damit man es um desto eher und allgemeiner dem Gedächtniß einprägen kan. Diese Gewohnheit hat in dem mitlern Zeitalter und um Erasmus Zeit sogar die ernsthafte Römersprache angenommen.

Es sagt auf eine witzige Art Wahrheiten; und je witziger der Schriftsteller ist, je näher er die Sprache des Volks kennt, worunter, nach der Regel der Proportion, dreimal so viel witzige Köpfe sind, wie unter den Gelehrten: desto lieber braucht er Sprüchwörter, weil er in wenig Worten viel sagen kan. Wegen dieser Kürze, wegen dieses Witzes behält man es leicht. Selbst das Kind — es hört ein Sprüchwort, kan es zwar noch nicht erklären; aber ich bin Bürge davor: sagt ihm ein Sprüchwort, setzt nichts von dem Euren hinzu; im Stillen denkt es darüber nach und wendet es wieder an; denn das Sprüchwort enthält Witz und das Kind hat Witz.

So würde also das Sprüchwort, wenn es auch nicht verstanden würde, von Nutzen seyn. Ich meine, man würde die Wahrheit, die man damit

bestimmen will, einsehen, ohne zu wissen, woher es kömt; wie es entstanden, wer und wo es erfunden?

Volkslehrer solten sich solcher, dem Volk verständlichen, Sprache mehr bedienen, als sie thun. Volkslehrer. Shakesspear verstand die Kunst und ist gewöhnlich glücklich darin, ob er es gleich übertreiben mag. Es haben ihm einige Dichter darin nachgeahmt, die dies Kunststück sahen und sind verstanden und beklatscht worden. Alte Philosophen haben es auch gethan. Griechen, Römer. Die ersten hatten es von den orientalischen Weisen gelernt, und die lezten lernten es von ihnen. Wir haben von den Morgenländern noch im Talmud die Beweise. So war es ehedem auch bei uns; aber es wurde übertrieben und dies erweckte Ekel für diese gesunde Speise. Selbst beim Unterricht der Kinder, besonders im Vortrage moralischer Wahrheiten, sind Sprichwörter von großem Nutzen. Denn sie bleiben im Gemüthe und erinnern oft wieder an die vorgetragnen Sachen, wenn das Herz sich auch nicht gern will daran erinnern lassen. Der größte Menschenlehrer pflegte daher sehr oft Wahrheiten in Sprichworte zu hüllen. „Viele sind eingeladen; „aber wenig sind Herzensfreunde — „Bring den Balken aus deinem Auge und dann rc. — Wer Ohren hat „zu hören rc. — Wer da hat, dem „wird gegeben. — Mit sehenden Augen nicht sehen; mit hörenden Ohren „nicht verstehen — Wenn ein Blinder den andern leitet, fallen sie beide in „die Grube. Seyd klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben! „Sie sind wie Todtengrüfte — Sie „säugen Mücken und verschlucken Kameele. — (Um das Unwahrscheinliche auszudrücken:) Es ist leichter, „daß ein Kameel durch ein Nadelöhr „geht, u. s. w.“ Seine Schüler hatten eben diese Gewohnheit von ihrem Lehrer angenommen und bedienten sich ihrer meisterhaft.

Freilich nicht jedes Sprichwort ist zum Unterricht in der Moral schicklich, weil es in einzelnen Fällen sehr wahr; aber angewändt aufs Allgemeine falsch, wider die Erfahrung und lieblos seyn kan. Jenes Sprichwort, zum Exempel: „Wer da hat, dem „wird gegeben, wer aber nicht hat, „dem wird das Seinige genommen,“ ist manchmal, im bürgerlichen Leben, (die Erfahrung zeigts,) bei einzelnen Personen sehr wahr. Hat der Kaufmann vom Verstande erst einige Tausende vor sich gebracht, das Glück und Indüstrie wird ihm die Fülle geben. Aber im Ganzen hält dies Sprichwort nicht Stich. Die Erfahrung findet es seltner bestätiget. Aber, dies halb wahre Sprichwort im gemeinen Leben — man wende es auf moralische Glückseligkeit an, und man wird finden, daß es da im Allgemeinen gewiß und zuverläßig ist. Der gute, rechtschafne Mann, er wird immer an Tugend und Rechtschaffenheit gewinnen und reicher in der Zufriedenheit mit sich selbst werden. — — Es giebt

lieb-

lieblose, abscheuliche Volksreden, die, wie der Fluch des Pöbels, zu gebräuchen schändlich sind. Nur Eins für unser physiognomisches Decennium! „Hüthe dich für den, den Gott gezeichnet hat.“ Es ist lieblos, weil es nur halb wahr ist und keiner über Herz und Gesinnung der Menschen urtheilen solte, der nicht mit dem Blick eines Sehers Herz und Gesinnungen der Menschen kennt.

Das Sprichwort ist sehr verschieden vom **Gemeinort**, (locus communis; besser sagte man wol, **Gemeinspruch**, weil Gemeinort und Gemeinplaß einen zweiten Sinn haben.) Gemeinort ist eine Stelle im Autor, die vor 30 oder 50 Jahren und höher hinauf mit rother, grüner und blauer Dinte unterstrichen würde und Capitaleditionen kein schlechtes Ansehen geben. Sprüchwort war nur eine Species vom Locus Communis. Damals lernten unsere jungen Herrn durch die nicht üble Methode manches gute Wort Latein und wenn ich nicht sehr irre, auch Sachen. Vor 15 Jahren ließ man es sich einfallen, im Vaterlande zu behaupten, daß man damals nicht Sachen, sondern Worte gelernt hätte, weil man sah, daß die lateinischen Gelehrten wenig von neuerer Naturgeschichte, Physik und Kunstsachen wusten, welches sie freilich nicht aus lateinischen Autoren lernen konten. Man hielt es für Pedanterei, schöne Stellen der Alten zu unterstreichen und versäumte mit dem Mittel, dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen auch den Kopf der Lehrlinge, und so lernten sie deutsch (auch französisch) und kein Latein, noch weniger Sachen, die sie künftig in Geschäften brauchen konten.

Dies im Vorbeigehen. Es würde ein eignes und nicht ganz unangenehmes Studium seyn, zu untersuchen, unter welchem Volk dies oder jenes Sprüchwort entstanden ist. Dies könte so gar beitragen, den Charakter eines Volks näher kennen zu lernen. Hierzu würden vornemlich die gemeinen Sprüchwörter Anleitung geben können. Wir wollen dies einmal bei denen, im 8ten Stück des Magazins vorgelegten, thun.

Einige davon sind auf römischen Boden gewachsen, übersetzt und ziemlich durch Pedanterei verschnitten.

**1. Es ist ihm dünne dabei.**

Offenbar lateinischen Ursprungs. Wie ich den Terenz zuerst laß, weiß ich noch, daß mein Lehrmeister die Stelle Eunuch. III. 1. 21. „invidere omnes „mihi; mordere clanculum; *ego non* „*flocci pendebam*“: „ich that dünne „dabei,“ übersetzte. Wie viel er Recht oder Unrecht dazu hatte, läßt sich aus dem Worte, floccus, ein Fäßchen, ersehen. Es war Volksrede bei den Römern; non flocci pendere, und dies mußte so gut übersetzt werden, als möglich.

**2. Er hats hintern Ohren.**

Ist das: Plus habet in recessu, quam in fronte promittit. Soll es so viel heißen, als: er ist ein kluger Mann, so ist dies doch wol, die eigentliche

liche Uebersetzung, aus dem Quinctilian, gemacht. Das man im Hinterkopfe den Verstand, das Gedächtniß und den Poeten suchte, zeigen die Redensarten: „er schreibt es hinters „Ohr" — „Poetenkasten." Wahrscheinlich war dies der erste Sinn des Sprüchworts. Ich besinne mich aber, daß ich es in anderer Bedeutung unten in Niedersachsen gehört habe. Da war es ein Mensch, den man mit einem rechtbesagenden Worte bezeichnete: ein Tuckmäuser. Er hats hintern Ohren. Wie der hebräische Physiognom, Sirach, ihn beschreibt: „er schlägt die „Augen nieder und horcht mit Schalks„ohren, und wo du nicht acht auf ihn „hast, wird er dich übereilen." Hergenommen von einem Menschen, der Geschwüre hinter den Ohren hat und deswegen mit steifem Nacken zur Erde sieht, und von dem man, im moralischen Sinn, unten sagt: **er schult mit den Ohren.** Auch in dieser Bedeutung genommen, hieß es: plus habet in recessu, quam in fronte promittit. Hinterm Berge halten, wäre dann die zweite Bedeutung.

3. **Einen im Stiche lassen**, oder Einen in den Stich lassen, ist das lateinische: Sub cultro linquere. Vielleicht nicht einmal übersetzt, weil bei dem Deutschen die fürchterlichen und jetzt (den Officier ausgenommen) thörichten Duelle entstanden waren, wo es des Beistands Pflicht ist, gefährliche Stiche aufzufangen. Ist der **Beistand** ein Mann ohne Herz; er läuft und läßt seinen Freund in dem Stich.

4. **Er hat Maulaffen feil.**

Præ se fert mirionem. Mirio; ein Mensch, der sich über alles wundert, weil er dumm und einfältig ist. Maulaffe: ein Mensch, der über alles das Maul aufspert, weil er dumm und einfältig ist.

Die niederdeutsche (platte, character distinctivus des deutschen Volks) Sprache, — gemacht zur Poesie und Feinheit, wenn sie nicht so erbärmlich verfeinert wäre, ohne Rauheit und der vollen Griechischen so ähnlich — ist die Muttersprache. Maulaffe, dies Wort aus ihr genommen, nur verdorben. Im Lüneburgischen Dialekt ist es offenbar. „Muhlape," vom Wort, *apen* – *open*, offen und Maul, zusammen gesetzt. Da, wo dies Wort ursprünglich zu Hause ist, sagt man nicht „er hat Maulaffen feil," sondern, besonders von jungen, schönen, noch einfältigen Mädchen „sie ist eine Maulaffe ('t is en recht Muhlape). Das Wort, „er hat feil," ist das: præ se fert, welches die Sachsen so übersetzen, oder vielmehr, welches sie oft im Munde haben. So scheint das Wort: Affe, simia, plat: Ahp, Ape, ebenfalls vom aufgethanen Munde der sich wundernden ersten deutschen Zuschauer seinen Ursprung dem Spaße zu verdanken zu haben.

5. **Einem nicht das Wasser reichen; ingleichen: er kan ihm das Wasser nicht bieten.**

Indignus, qui ipsi matulam præstat — matellam porrigat. Jetzt würde man den Ausdruck nicht so verfeinern,

nern, da gemischte Gesellschaften von ganz andern Dingen mit mehrerem Geschmack, wie das Gemälde einer nakten Venus vom Geschmack des Künstlers, ohne Schminke zu reden pflegen, weil, wie jener Schriftsteller sagt, die Wangen der Schminke gewohnt sind. Ich will es doch aber nicht übersetzen; nicht als ob es was böses wäre, sondern weil man es ohne Uebersetzung versteht. Es ist das jüdische Sprüchwort, welches auch vom Knechtsdienst hergenommen, aber feiner war: „Einem nicht die Schuhriemen auflösen dürfen; die Sandalien nachtragen..

Nachher hat sich die Bedeutung des Sprichworts, vielleicht aus eben der Höflichkeit geändert und ist aus Misverstand, wie ich oft gehört habe, besonders auf Aerzte, angewandt.

Das sind diejenigen, die ich aus dem lateinischen erläutern könte. Die übrigen scheinen ursprünglich — deutsch.

### 6. Er hat Grütze im Kopfe.

Man hat ähnliche Redensarten in der Volkssprache. Er hat Quesen im Kopf — vom Schwein (vielleicht) hergenommen, um auszudrücken: Einer sey eigensinnig. Daher Quesenkopf, ein eigensinniger Mensch. — Er hat Mutten (oder wie einige sagen: Mükken) im Kopf, statt, er ist nicht aufgeräumt man weiß nicht warum? Welches vielleicht sehr verdorbne Sprache seyn mag, für: er hat **Mücken** (woraus Mücken; nachher Mutten, entstanden) im Kopf. Dies ist deswegen wahrscheinlich, weil man sonst in Hannover plat: **Müggen**, nicht Mücken, spricht. Man sagt ferner: er hat Hirn im Kopf — platter: er hat **Bregen** im Kopf.

Das Sprüchwort: er hat Grütze im Kopf, muß doch wohl im Lande entstanden seyn, wo Grütze ist. In diesem Lande hat man dergleichen Redensarten. Z. E. Der gemeine Soldat pflegt einen aus dem Wendischen geworbenen Rekruten, Grützkopf zu nennen, um damit den alten Wendischen Steifsinn, der noch in den Kindern erbt, zu bezeichnen und zu tadeln. Der Landmann sagt vom Buchweitzen, besonders vom Haber: er hat viel Grütze. So wie er nun diesen Werth seinem besten Korn beilegte: so legte er ihn auch seinen vorzüglichen Köpfen bei. Anfangs sprach er: er hat Bregen im Kopf. Die entfernte Aehnlichkeit vom Bregen und Grütze vertauschte das eine mit dem andern, und der Bauer brauchte es besonders von seinen Sprechern und der Bürger wandte es auf seinen Advokaten und so weiter, an.

### 7. Freundlich, wie ein Ohrwurm.

Ich habe immer aussprechen hören: **geschmeidig**, wie ein Ohrwurm. Das erste hat wenig Sinn. Man sagt das letzte besonders vom Feind und wer einen Ohrwurm gesehen hat; er mag glauben, daß er ins Ohr kricht oder nicht, wird ihn geschmeidig nennen. Fürs Volk war er immer ein Feind und wird es auch wohl bleiben. Daher das Sprüchwort. Es bezeichnet den schlauen Feind; — „und wo „du nicht acht auf ihn hast: so wird „er dich übereilen.“ Man pflegt auch

zu sagen: „ich kont ihn um den Finger wickeln, wie einen Ohrwurm" – weil sich der Ohrwurm um den Finger krümt und schmiegt.

### 8. In des Henkers Küche kommen.

Auf Universitäten pflegt man eine ähnliche Redensart in einer Sprache zu haben, die man sich in der feinen Welt eben nicht erlaubt, die ich doch aber anführen will, um die vorhergehende zu erläutern. „Er ist „auf den Mist gekommen," heißt sie. Noch eine ähnliche: „es wird stinken." Henkersküche nennt man in der Volkssprache — den Schindanger. Ich denke, da gefällt es nicht leicht Jemanden.

### 9. Den Schaden ans Bein binden.

Ich will auch den Schaden ans Bein binden, pflegt man zu sagen; doch weiß ich wirklich nichts bessers als, daß diese Redensart von einem Privatmann herkommen muß, der Schaden am Bein gehabt und bei erlittenem Verlust darauf angespielt hätte, da es zugleich geschwindes Vergessen andeuten solte. Man pflegt bei gehäuften Verlust z. E. so zu sagen: ich will die beiden Louis d'or an den 20 binden.

### 10. Den Leviten lesen.

Man sagt auch: einem eine lex lesen. Vielleicht vom 3ten Buch Moses genommen.

### 11. Er sizt, wie ein Oelgötze.

Die alten heidnischen Deutsche und noch nördlichern Nationen pflegten ihre Götzen mit Oel und Thran zu beschmieren, die denn wegen ihrer erbärmlichen Bildung eine erbärmliche Gestalt hatten.

Es könte auch von dem Wort: Gesche (Gesicht) und: Thran (Thränen) entstanden seyn. Man sagt noch im Platten: Thrangesche. Dann wäre das Thran per pedantismum in Oel verwandelt worden, und aus Gesche, Götze, gemacht, und es hieß: einer, welcher immer aussieht, als wenn er weinen will; — bezeichnet dann einen, der so einfältig aussieht, wie ein Knabe, der vor dem Schulmeister da sizt. Man hat in L. wirklich das Sprüchwort: „er sizt wie eine „Thrien-Gesche; auch, wie Thrien-„Wäsche; auch, Thrien-Grethe;" Ausdrücke, hergenommen vom Bauermädchen, das sich gar nicht in der feinen Welt zu rathen weiß.

---

## Zur Beantwortung der im 8ten Stück dieses Magazins aufgeworfnen Fragen.

Der größte Theil der Provinzialsprichwörter ist so alt, und ihr Ursprung so dunkel, daß man selten etwas gewisses über den wahren Wortsinn derselben wird sagen können, zumal da sich dergleichen Sprichwörter so allgemählig eingeschlichen haben, daß man ihren Erfinder nie hat kennen

nen gelernt. Dazu komt noch, daß mehrentheils zufällige Ursachen die Veranlassung zur Erfindung derselben waren. Ganz genau also bestimmen zu wollen, was sich der erste, der sich solcher Aussprüche bediente, darunter gedacht habe, wird jeder als unmöglich, betrachten. — Wie komt man denn aber zur richtigen Erkentniß der Ursachen, warum man bei dergleichen Ausdrücken sich eben eines solchen, für uns oft sehr dunkeln Vergleichs bediente? — Dieses ist die Hauptfrage, deren Beantwortung uns alsdenn den Schlüssel zur Erklärung selbst geben muß. Das Mittel, so uns bei der Erörterung mancher fremden Redensarten, deren Ursprung die Zeit ins Vergessen gebracht hatte, oft aushilft, — ich meine Gewährsmänner des Zeitalters in dem sie entstanden — fehlt uns hier ganz. Es bleibt also nichts übrig, als aus der Bedeutung solcher Ausdrücke, die sich bis auf uns fortgepflanzt hat, den **wahrscheinlichen** (daß man hier nichts **gewisses** erwarten könne, ist schon oben berührt) Ursprung, wieder hervorzusuchen. Es muß daher bei der Auflösung einer jeden Frage immer erst der Sinn des Ausdrucks angegeben, und denn die Gründe aufgesucht werden, warum eben diese Ausdrücke den Sinn, den sie noch jetzt bei uns haben, anfänglich bekamen. Ich wende mich zur Untersuchung der ersten Frage. —

1) **Er sitzt da wie ein Oelgötze.** — Bedeutet so viel, er sitzt ganz steif und stumm, und betrachtet das, was um ihn vorgeht mit Erstaunen, ohne es zu verstehen und seine Meinung darüber sagen zu können. Gewöhnlich begreift dieser Ausdruck auch Dummheit dessen in sich, von dem er gesagt wird: Alle diese Prädikate treffen bei den alten heidnischen Götzen, die von Holz, Stein ꝛc. waren, vollkommen zu. Stillsitzen, Dummheit und Unwissenheit, und endlich Sprachlosigkeit; dieses alles vereint sich so wie bei den Götzen der Alten, auch bei solchen Menschen, denen dieser Ausdruck eigen ist. Es bliebe hier also nur der einzige Beisatz **Oel** unerklärt; muthmaßen könte man auch hier aus der alten Göttergeschichte, allein mit weniger Wahrscheinlichkeit; und überdem ist dieses bei dem Sprüchworte nur eine Nebensache.

2) **Er ist so freundlich wie ein Ohrwurm**, sagt man gewöhnlich von Personen, die durch häufige Krümmungen des Körpers, und mit verstellten heitern Gesichtszügen, sich bei andern Personen, gewisser Vortheile halber einzuschmeicheln, und sich ihre Gunst zu erwerben bemühen; ohne das in der That zu seyn, was sie zu seyn scheinen. Es früge sich also, worin die Aehnlichkeit solcher Personen mit Ohrwürmern eigentlich bestände? Wahrscheinlich beruht dieses auf der alten Fabel, daß die Ohrwürmer sich ins Ohr schlichen, und alsdenn das sogenannte Trommelfell des Ohrs durchnagten, und dadurch dem Gehör schadeten. Der Ohrwurm ist, wie

wie bekant, sehr gelenkig und geschmeidig, krümmt und dreht sich, hauptsächlich wenn man ihn berührt: seine Farbe ist etwas glänzend, dazu ist er so klein, daß man von ihm nichts befürchten zu dürfen glaubt; und dem ohngeachtet bemerkte man, daß er sich dem Menschen unvermerkt ins Ohr schliche; ja die Erfindung dichtete noch einen andern daraus entstehenden, oben berührten Schaden hinzu. — Denn nur die sich in den Ohren der Menschen zusammenziehende Feuchtigkeit scheint für diese Thiere eine Witterung zu seyn, die sie nach den Ohren hinzieht. — Die Beugungen des Körpers, die äusern Schmeicheleien, und die darunter versteckte oftmalige List der Menschen, von denen man jenen Ausdruck gebraucht; mit den Eigenschaften eines Ohrwurms verglichen; giebt uns die Ursache der Erfindung dieser Redensart.

3) **Maulaffen feil haben** oder wie es ursprünglich geheissen zu haben scheint: **Mauloffen feil haben** (denn noch oft sagt man in platdeutscher Sprache „Mulopen feil“) hört man von Personen sprechen, die beim Zusammenlaufe des Volks an öffentlichen Plätzen, plötzlich, ohne die Ursache des Auflaufs zu wissen; mit offenem Munde herbei eilen, und so den Kopf über die Umstehenden hervorstrecken um die Neuigkeit auszuforschen; oft wird es auch alsdenn gesagt, wenn ein Mensch in einer Gesellschaft, wo verschiedenes erzählt wird, die Dummheit in seinen Gesichtszügen, mit offenem Munde und ohne ein Wort dabei zu sagen, nur immer den Erzählenden mit starren Augen anblickt. Beide Bedeutungen sind sich fast vollkommen ähnlich: nur scheint der Ausdruck **Mauloffen feil haben**, oder zu Markte bringen, der erstern Bedeutung seinen Ursprung zu verdanken, indem bei solchen öffentlichen Aufläufen gleichsam ein ofnes Maul feil geboten wird.

4) **Einem nicht das Wasser reichen** zeigt die Niedrigkeit dessen an, von dem es gesagt wird, in Vergleich mit einem andern, dem er entgegen gesetzt wird. Das Wasser Jemanden zu reichen, ist das Geschäfte eines Bedienten, der in Ansehung der Würde sehr weit von seinem Herrn unterschieden ist. Das Verhältniß dessen also, von dem gesagt wird, er reicht ihm nicht einmal das Wasser, gegen den, dem er in der Vergleichung entgegen gestellt wird, ist noch geringer, als des, eines Bedienten gegen seinen Herrn. — So sagt man z. B. auch von schlechtem Weine: „er hält „jenem nicht das Wasser.“

Der Schluß folgt künftig.

# Hannoverisches Magazin.

42tes Stück.

Freitag, den 25ten Mai 1781.

## Zur Beantwortung der im 8ten Stück dieses Magazins aufgeworfnen Fragen.

(Schluß.)

5) In des Henkers Küche kommmen heißt so viel; für eine gewisse That scharf bestraft werden. Sehr häufig wird diese Redensart auch im Scherz gebraucht, doch scheint der erstere der ursprüngliche Sinn gewesen zu seyn. Unter Henkers Hände kommen, ist bekantlich sehr gefährlich; — in des Henkers Küche kommen, bedeutet fast eben dasselbe, denn des Henkers Küche wird im gemeinen Leben die Schindgrube genannt; woher also jene Redensart diese Bedeutung bekommen, wird man hieraus leicht einsehen.

6) Den Schaden sich ans Bein binden, oder ihn vergessen, nicht mehr daran gedenken, ist einerlei. Da die Beine des Menschen sowohl von ihm als andern am wenigsten gesehen werden, und die Vermeidung des Anblicks des gehabten Schadens das beste Mittel ist, ihn ins Vergessen zu bringen, so mag dieses Sprichwort eben daher entstanden seyn.

7) Einem die Leviten lesen, heißt nichts anders, als ihm sein Verbrechen vorrücken, und die verdienten Strafen vor Augen stellen. Bei der Erklärung dieser Redensart scheint es, müsse man seine Zuflucht zur Bibel nehmen. Bekantlich heißt das dritte Buch Mosis Leviticus, weil darin die so genannten levitischen Gesetze, und die der Uebertretung derselben gedroheten Strafen enthalten sind. Welche Ableitung ist wahrscheinlicher, als diese?

8) Einen im Stiche lassen gebraucht man von Personen, die uns gerade alsdenn, wenn ihre Hülfe am nöthigsten ist, verlassen; aus Furcht, durch den fernern Beistand selbst in Gefahr gerathen zu können. Nichts ist wahrscheinlicher, als daß dieser Ausdruck vom Duell hergenommen sey. Hier fechten zween Menschen um den Sieg, jeder hat seinen Sekundanten, der, wenn die gegenseitige Partei zu hitzig würde, sich für den, dessen Sekundant er ist, ins Mittel schlagen soll. Ist der Sekundant nicht beherzt genug, so geschicht es oft, daß, wenn die Gefahr groß wird, er sich ent-

entfernt, und seinen Freund, dem er sekundiren solte, gerade in dem gefährlichsten Zeitpunkte verläßt, und ihn gleichsam dem Stiche seiner Gegenparthei übergiebt. — Die Redensart blieb, nur wurde sie nachher auf mehrere Fälle angewandt.

9) **Es ist ihm so dünne dabei**, und er sieht die Sache mit Verachtung an; sind beides gleichgeltende Ausdrücke. Dünne zeigt eine Sache von geringem Werthe an, und wird hauptsächlich von flüssigen Dingen gebraucht, z. B. eine dünne Suppe; dünn ist auch oft so viel als mager, schmächtig; beide Bedeutungen führen den Begrif des geringen Werths bei sich; und so müßte denn der Ausdruck „es ist ihm so dünne dabei“ so viel heissen — es kömt ihm vor wie eine geringe, verachtete Sache; denn die Worte, es ist ihm dabei, und es komt ihm vor, es scheint ihm, sind sich oft völlig gleich, so sagt man z. B. in der gewöhnlichen Lebenssprache, es ist mir als wenn ich krank werden würde ꝛc. — und so hätte denn auch dieses Sprichwort seine Deutlichkeit.

10) **Er hats hinter den Ohren** hat mit der Bedeutung von Nr. 2. große Aehnlichkeit, und heißt — er stellt sich äußerlich ein rechtschaffner Mensch zu seyn, allein bei einer genauen Untersuchung findet man das Gegentheil. — Es ist das gewöhnliche Attribut der Heuchler, und man will durch diese Redensart andre warnen, diesem Menschen nicht zu trauen. Da dergleichen Personen, von denen dieses gesagt wird, größten Theils in der Kunst der Verstellung sehr weit gekommen sind, und man große Sorgfalt anzuwenden hat, ihre wahre Denkungsart, die sie sehr verdeckt halten, kennen zu lernen; so scheint der Ausdruck „er hat's hinter den Ohren“ daher gewählt zu seyn, weil das, was man hinter den Ohren verwahrt, nicht leicht gesehen werden kan, theils weil es hier durch die Ohren selbst und die Haupthaare bedeckt ist, theils weil es Niemand so bald an dieser Stelle suchen wird. Es ist übrigens dieses Sprüchwort dem andern sehr bekanten „er hält hinter dem Berge“ auffallend ähnlich.

11) **Er hat Grütze im Kopfe** und er ist ein Grützkopf: so spricht man von Personen, welche ein sehr schlechtes Gedächtniß und wenig Beurtheilungskraft haben. Man muß diesen Ausdruck sorgfältig von einem andern „er hat Bregen im Kopfe“ unterscheiden; denn dieser bedeutet gerade das Gegentheil, und heißt so viel, er hat viel Verstand. Das entstehen jener Redensart beruht wahrscheinlich auf der Beschaffenheit des Gehirns: je weicher und flüßiger dieses ist, desto leichter kan das Gedächtniß die vorkommenden Ideen aufbewahren, und mit desto leichterer Mühe reproduciren; und das ist auch die Ursache, warum Kinder ein besseres Gedächtniß haben als ältere Personen, und oft Greise sich jugendlicher Begebenheiten weit leichter erinnern, als solcher, die sich viel später zutrugen. So wie der Mensch älter wird, so wird sein Gehirn fester, und es ist für ihn mit

größerer Mühe verknüpft seinem Gedächtnisse denkwürdige Begebenheiten zu übergeben. Das Gehirn der Thiere ist auf der Oberfläche gewöhnlich an vielen Stellen eingedruckt, und gleicht in einem runden Teig gedrückten Erbsen. — — ob dieses bei Menschen sich auch so verhalte, und ob, wie wohl zu vermuthen, wenn das Gehirn mehrere Feuchtigkeiten verliert, sich diese Globuli auch mehr zusammen ziehen, und so auch mehrere Aehnlichkeit mit Grütze bekommen, und ob endlich dergleichen hauptsächlich bei stupiden Menschen sich äußere? - - würde ein Anatom am besten zu entscheiden im Stande seyn.

M - - f.

Duo quum faciunt idem, non est idem.

J. G. F. Ernst.

---

## Vom Wachse.

So wie überhaupt die Naturhistorie in den neuern Zeiten durch manche nützliche und angenehme Entdeckung bereichert ist, und viele sonst dunkle und irrige Vorstellungen in derselben durch neue Beobachtungen entweder aufgeklärt und berichtigt oder widerlegt worden, so trift dis auch besonders bei der Naturgeschichte der Bienen ein. Man darf nur das, was die Alten von den Bienen geschrieben haben, mit den neuern Beobachtungen vergleichen, und denn etwas eigene Erfahrung und Aufmerksamkeit dabei zu Hülfe nehmen, so wird man offenbar genug sehen, wie sehr wir hier unsere Vorfahren übertreffen.

Meine Absicht ist jetzt, nun dies auf die Beantwortung der Frage, **wie die Bienen das Wachs zubereiten**, anzuwenden, und diese mit einigen andern Bemerkungen zu begleiten.

Man ist bis zu den spätesten Zeiten dieser Sache wegen in der größten Ungewißheit geblieben, und gleichwohl hielt man es für schimpflich, dieselbe frei zu gestehen. Daher entstanden so viele sich einander wiedersprechende Meinungen. Die gewöhnlichsten waren inzwischen diese:

Die Materie, welche die Bienen an den Beinen in ihre Stöcke tragen, solte nicht blos Wachsmaterie, oder der Stof zum Wachse, dafür geben sie noch jetzt viele der geschicktesten und aufmerksamsten Bienenbeobachter aus, sondern völlig zubereitetes Wachs seyn. So urtheilte man blos deswegen, weil diese Materie oftmals in Ansehung der Farbe mit dem Wachse Aehnlichkeit hat, aber ohne zu bedenken, daß man auf diese Weise schlechterdings das Wachs in eben so vielen verschiedenen Farben als den Blumenstaub, und zwar in einer erstaunlichen Menge, antreffen müßte; denn wie viel Blumenstaub trägt nicht ein einziger Stock in einer einzigen Woche, sonderlich zu der Zeit der Heid- Pappeln- oder Eschenblüte zusammen. Indessen war es leicht diesen Irthum einzusehen. Man durfte nur diese Materie mit den Fingern zerreiben oder am Feuer untersuchen, oder man durfte nur ein Paar Bienen

beim Einsamlen selbst begleiten um sich gleich zu überzeugen, daß dieser Materie nicht nur alle Eigenschaften des Wachses fehlten, sondern daß sie auch offenbar nichts weiter als Blumenstaub wäre.

Andere glaubten, die Bienen holten das Wachs von Tannen und andern Bäumen, deren Zweige, Knospen oder Blätter eine resinöse Materie ausschwizten. Vielleicht weil man sie oftmals bei dieser Beschäftigung anzutreffen glaubte und diese Materie doch wenigstens mit dem Wachse das gemein hat, daß sie brennbar ist. Es ist wahr, daß die Bienen dergleichen harzigte Materie von Fichten, Tannen und andern Bäumen, und wo diese nicht sind, von den Blättern der Eller eintragen. Aber dies ist nicht Wachs, sondern das was die Alten propolis und die neuern Vorwachs zu nennen pflegen. Die Bienen gebrauchen es auch zu ganz andern Absichten, nemlich die kleinen Oefnungen in den Körben oder die hervorstehenden Strohhalme, die sie mit den Freßzangen nicht abbeißen können, damit zu befestigen, oder auch die Fluglöcher damit gegen den Winter zu verengen.

Die wahre und richtige Erklärung von der Bereitung des Wachses war unserm Zeitalter aufbehalten. Herr Herm. Christian **Hornbostel**, damals Prediger zu Dörvern in der Grafschaft Hoya, nachher Hauptpastor in Hamburg, fand, beinahe 20 Jahr vor Bekantmachung seines Aufsatzes, daß die Bienen das Wachs zur Zeit, wenn sie viel Honig einsammelten, unter den kleinen Schuppen die sich an den Ringen unten am Leibe befinden, in zarten Blättchen bei sich führten, und muthmaßte gleich, daß sie es daselbst ausschwizten. Diese Entdekkung machte er in dem 2ten Bande der **vermischten Hamb. Bibliothek** im Jahre 1744 bekant. Vielleicht konte auch der Engländer Toryes auf die Ehre dieser Entdeckung einige Ansprüche machen, wenigstens machte er in demselben Jahre in seinem Bienenbuche bekant, daß er dergleichen Wachsklumpen an den Bienen, eben da wo **Hornbostel** sie fand, angetroffen habe. Aber er stellte sich unrichtig vor, daß das Wachs von aussen her zwischen diesen Ringen befestigt worden, und dachte auch gar nicht einmal an eine innere Zubereitung desselben. Sonderbar aber war es, daß diese wirklich interessante Hornbostelsche Bemerkung dem ohngeachtet lange noch unbekant blieb, und es zum Theil noch jezt ist, ob es gleich überaus leicht ist, sich von der Richtigkeit derselben zu überzeugen. Man darf nur einige Bienen, bei einem neu eingefaßten Schwarme in der Absicht untersuchen, und man wird selten eine unter denselben antreffen, bei der man diese glänzenden zarten Blättchen, die die größte Aehnlichkeit mit den Splittern von weißem Glase haben, vergeblich suchen solte, eben zu der Zeit haben sie dieselben zur Anlegung ihres neues Baues am nöthigsten und sich deswegen auch gewissermaaßen darauf schon vorher gefaßt gemacht. Manches davon entfällt ihnen auch bei

bei der Arbeit, besonders wenn sie in einem ledigen Korbe die ersten Zellen anlegen, und daher trift man alsdenn viele derselben unter den Körben an. Diese Wachsblätter nun werden von den Bienen mit den Füßen zwischen den Ringen hervorgezogen. Und zwar bemerkt man, daß sie alsdenn den Leib beständig auf und nieder, und von einer Seite zur andern bewegen. Ohne Zweifel werden die Blättchen dadurch verschoben, so daß sie sich nun um desto leichter lösen und heraus nehmen lassen. Darauf zerbeißen sie dieselben mit den Freßzangen und tragen sie da, wo sie fortbauen wollen, auf, anfangs ziemlich grob, locker und flach, nachher aber werden diese durch die Wärme biegsam gemachte Zellen aus dem Groben gearbeitet, und durch öfters Hineinkriechen, Biegen und Drücken besonders mit dem Kopfe, immer höher feiner und dichter.

Es ist bewundernswürdig, wie geschwind die Bienen im Wachse fortarbeiten können, da die Materialien doch aus so feinen Stücken bestehen. Ein guter Schwarm, der den einen Tag eingefaßt worden, hat manchmal schon den folgenden sechs Tafeln gebauet, von welcher jede mehr als eine Handbreit lang und breit ist. Inzwischen muß man bedenken, daß sie sich zu diesem neuen Anbau schon einige Zeit vorher mit den nöthigsten Materialien ausgerüstet haben. Denn wenn ein Korb sich zum Schwärmen angeschickt hat, pflegt er ein Paar Wochen vorher, ehe der Schwarm abfliegt, in seiner alten Wohnung, gesetzt auch, daß sie noch nicht vollgebauet und auch Nahrung genug zum Einsammeln vorhanden wäre, diese Arbeit liegen zu lassen; deswegen ist nun beim Abzuge fast eine jede Biene mit dergleichen Wachsblättchen versehen. Man trift so gar innerhalb diesem Zeitpunkte einzelne Bienen an, bei denen dieselben zu einer solchen Länge und Dicke angewachsen sind, daß sie nicht nur unter den Ringen sehr hervorragen, sondern auch der Biene selbst ein ungewöhnliches Ansehen geben. Diese Bewandniß hatte es auch mit denen Bienen die Toryes auf die Gedanken brachten, als wenn sie hier das Wachs beim Einsammeln befestigten, bei Hornbostel aber, der die Sache genauer untersuchte, zuerst die richtige Erklärung von der Entstehung des Wachses veranlaßten. Zu andern Zeiten als etwa 8 bis 14 Tage, ehe der erste Schwarm abfliegt, habe ich solche Bienen nie angetroffen, und es scheint also, als ob ein Instinkt sie lehre, diese Materialien zu ihren bald erfolgenden Bedürfnissen aufzusparen, und daß sie außer diesem Falle dieselben, ehe sie zu einer solchen Maaße anwachsen, abnehmen und verarbeiten.

Nun würde aber noch eine andere Frage seyn, ob das Wachs aus einer besondern Concoction des Honigs oder des Blumenstaubes entstünde. Die mehrsten neuern, welche von den Bienen geschrieben haben, begünstigen die letzte Meinung. Allein es läßt sich dagegen manches und besonders folgendes einwenden: im Frühlinge tragen die Bienen aus den Kätzchen der

Weiden- Haseln- Pappeln- Ellern- Eschen- und anderer Bäume eine erstaunliche Menge von diesem Blumenstaube ein, ohne daß sie deswegen Wachs machen; es müßte denn seyn, daß sie zu gleicher Zeit stark mit Honig gefüttert würden, oder auch viele Obstbäume, und andere Pflanzen in der Nähe hätten, die ihnen Honig, und zwar in einem großen Vorrathe liefern könten. In den heidigten Gegenden der Herzogthümer Bremen, Verden und Lüneburg, trift man dergleichen nur sehr sparsam an, und deswegen wird man auch selten daselbst Bienenstöcke bemerken, die vor der Mitte oder dem Ende des Maimonats im Wachse fortarbeiten *). Dies geschieht hier gewöhnlich erst zu der Zeit, wenn der Faulbeerbaum, der sehr honigreich ist, am stärksten aber, wenn der Buchweizen oder die Heide blühet. Es scheint also als wenn das Honig, und zwar nur ein häufiger Genuß desselben das Ausschwitzen des Wachses, wenigstens größtentheils, veranlaßt, denn sonst müßten die Bienen zu allen Zeiten, weil sie doch stets Honig zu ihrer Nahrung bedürfen, und selbst im Winter, Wachs verarbeiten; wenigstens müßte man zu allen Zeiten die obgedachten Wachsblätter in gleicher Menge und Dicke bei ihnen antreffen, wovon aber die Erfahrung das Gegentheil lehrt.

Inzwischen können doch die Umstände darnach seyn, daß die Bienen selbst im Winter neue Wachstafeln zu machen genöthigt werden. Man pflegt nemlich in einigen Gegenden zu Zeiten die Bienen, die im Herbste vom geringen Gewichte gewesen sind, gegen das Frühjahr, etwa im Februar oder Merz, wenn man merkt, daß sie ihr Honig aufgezehrt haben, in andere Körbe zu treiben, die ebenfalls von geringer Schwere gewesen, und gerade zu dieser Absicht im vorhergehenden Herbste getödtet und aufbewahrt worden. Weil sich aber der Rehwurm (Phalæna cereana L.) in das ledige Gewirke solcher Körbe leicht einzuspinnen pflegt, so schneidet man dasselbe heraus. Dadurch werden nun die Bienen gezwungen, sich entweder zwischen die angefüllten Honigscheiben zu legen oder ein neues Werk zu machen. Jenes ist ihnen zu unbequem, weil das Honig zu sehr erkältet. Sie entschließen sich also zu dem letzten und machen so viel lediges Wachs als zu ihrem Aufenthalte hinlänglich ist. Da nun dieses, wie sich jeder selbst davon durch angestellte Versuche überzeugen kan, so gar zu solcher Jahrszeit geschieht, da die Bienen außerhalb ihrer Körbe noch nicht die geringste Nahrung antreffen, und man in den obersten Honigtafeln selten Blumenstaub anzutreffen pflegt, so ist offenbar, daß sie das Wachs aus bloßem Honige zubereiten können, und es auch wirklich, wenigstens größtentheils, aus demselben zubereiten, ob ich gleich dem Blumenstaube nicht allen Antheil daran absprechen will. Da-

*) Bei denen, die in die Marschgegenden verfahren werden, ist es was anders, denn diese finden in der Blüte der Obstbäume und des Rapsaats volle Nahrung.

Dagegen findet man, daß sie zu der Zeit, wenn sie vielen Blumenstaub einsammeln die mehrste Brut anlegen, und zu deren Unterhaltung während ihres Raupenstandes muß ihnen also wohl diese Materie am brauchbarsten und unentbehrlichsten seyn.

W. T.

## Von der Erfindung des Feuers *).

Es ist fast unglaublich, wenn man vernimt, daß es einmal eine Zeit gegeben habe, in der ein großer Theil des Menschengeschlechts nichts vom Feuer, nichts von dessen Eigenschaften und von dessen Gebrauche gewußt hat; und doch ist dieses eine Wahrheit, die von den ältesten Urkunden einstimmig behauptet wird. Die Aegypter, die Phönizier, die Perser, die Griechen, und viele andere Völker bekennen und sagen, daß ihre Vorfahren Anfangs den Gebrauch des Feuers nicht gekant. Ein gleiches gestehen die Sineser ein. Und ihre Angaben werden durch die Nachrichten alter und neuerer Reisenden bestätiget, welche noch Völker gefunden, die das Feuer nicht kanten. Mela, Plinius, Plutarch und andere alte Schriftsteller reden von solchen Völkern, welchen zu ihren Zeiten der Gebrauch des Feuers noch unbekant gewesen, oder nur vor kurzem erst bekant worden war. Ein gleiches erzählen auch neuere Reisebeschreiber. Die Einwohner der Marianischen Inseln, die im Jahr 1521 entdeckt wurden, hatten gar keinen Begrif vom Feuer; sie erstaunten, da sie dasselbe zum erstenmal sahen, als Magellan an ihren Küsten landete. Denn als er, um ihre Verwegenheit zu bestrafen, einige Häuser in Brand steckte, so dachten sie, es sey ein Thier, das Holz fresse, und nicht davon wegzubringen sey. Da nun die ersten, welche der Flamme zu nahe kamen, sich verbrannten und heftig schrien, so jagte dieses den übrigen eine solche Furcht ein, daß sie das Feuer nicht anders, als nur von weitem ansahen. Sie fürchteten die Bisse dieses schrecklichen Thiers, und glaubten, es könne ihnen durch die bloße Heftigkeit seines Athems schaden; denn diese Begriffe machten sie sich von der Flamme und der Wärme a). Und gerade einen solchen Begrif hatten sich auch die Griechen Anfangs davon gemacht.

Die Einwohner der Philippinischen und der Canarischen Inseln waren eben so arm an Kenntnissen. Ein gleiches wird von der Insel Los-Jardenas und einigen Völkern in Amerika erzählet. Vielleicht war der Mangel der Kenntniß des Feuers eine der stärksten Ursachen, daß so viele Völker das Fleisch der Thiere ganz roh, oder doch nur weich oder mürbe geschlagen, aufgezehrt hatten, wie das noch in unsern Tagen bei einigen angetroffen wird.

Doch gab schon die Natur den ersten Menschen verschiedene Anzeigen und selbst Mittel von dem Feuer an die Hand, dieser

*) Ist größtentheils aus dem Goguet genommen.

a) Allgem. Hist. d. Reisen, Leipz. 1753. Th. II. S. 380.

dieser Erfindung sich zu versichern. Der Donner bringt nur gar zu oft das Feuer auf die Erde. Auch geben die Aegypter vor, sie hätten die Erfindung desselben einem solchen Zufalle zu danken. So wird auch öfters Feuer durch die Reibung und Gährung verschiedener Materien hervorgebracht. Denn der Wind hat nicht selten ganze Wälder und Gebäude angezündet. Diesem Zufall und Ereignisse schreibt Vitruvius die Erfindung des Feuers zu. Endlich, ohne von Vulkanen zu reden, so findet man noch fast in allen Ländern Feuer, die sich von selbst entzündet haben. In Italien und an andern Orten giebt es Gegenden, auf welchen die Erde alle brennbare Materien entzündet, die sich auf der Oberfläche befinden. In Sina, in dem Lande Kam-si, giebt es Feuerbrunnen, deren man sich bedient, das Fleisch zu kochen, indem man die Gefäße nur an die Oefnung hängt, darin man es gelegt hat. In Persien giebt es ähnliche unterirdische Feuer in einem Walde, oder einem mit Bäumen und Gesträuchen besetzten Orte, die losbrechen und alles entzünden und verheeren. Da also eine Zeit war, worin der größte Theil der Menschen das Feuer nicht zu gebrauchen wußte, so kan es nicht seyn, daß sie das Feuer ganz und gar nicht kannten, das sich auf so mancherlei Weise in der Natur zeigt, sondern es fehlte ihnen nur an Kenntnissen, sich desselben zu bedienen, und es nach Belieben hervorzubringen. Und deswegen haben auch alle Völker so sorgfältig die Namen derer aufbewahrt und aufgezeichnet, denen sie diese Erfindung zu danken hatten. Die Griechen haben ihren Prometheus vergöttert, und seine Erfindung des Zunders (oder der Ferula, eines Krauts, das eben die Dienste thut als unser Leinenzunder und die Rauchschwämme) damit verherrlicht, daß sie dichteten und vorgaben, er habe das Feuer dem Jupiter aus dem Himmel gestolen b).

Die Traditionen der Alten, und das Beispiel der wilden Völker, geben uns mit Wahrscheinlichkeit die Mittel zu vermuthen an die Hand, welche die ersten Menschen angewandt haben, um Feuer hervorzubringen wenn sie desselben benöthigt waren. Lange konte es wohl nicht dauren, daß sie nicht bemerkten, daß aus zwo Kieselsteinen, die man gegen einander stieß, Feuerfunken hervorkamen. Das war aber noch nicht hinreichend, weil man keinen Zunder hatte, diese Funken anzuzünden und aufzufangen. Die erfinderische Nothdurft oder Nothwendigkeit mußte bald lehren, daß zwo Hölzer, gegen und an einander gerieben, Funken und Flammen hervorgaben und hervorbrachten. So erzählt Sanchuniaton c), daß bei den Phöniziern, die überhaupt witzige Köpfe und Erfinder neuer Künste waren, auch die Kunst, das Feuer zu erzielen und hervorzubringen, sey erfunden worden. Eben so erzählen es die Sineser und die Griechen; und dieses ist noch heutiges Tages die gewöhnlichste Art, Feuer zu machen, bei den wilden Völkern. Erst später sind bei den Griechen der Feuerstahl und Feuerstein, und nachher nach und nach die verschiedenen Arten von Zunder erfunden worden, die es uns so leicht machen, alle Aguenblick Feuer anzuzünden, so daß diese Kunst bei uns nun allen Werth verloren hat.

Vielleicht läßt sich, wie Iselin d) bemerket, aus dem Mangel dieser Kenntniß das Feuer zu erzielen, die Gewohnheit erklären, die wir fast bei allen alten Völkern antreffen, daß sie ein ewiges Feuer aufbewahrt haben. Die Vestalischen Jungfrauen der Römer und ihre Bestimmung ist bekant. Einen ähnlichen Feuerdienst treffen wir an in Persien e), bei den Natchen in Louisiana f), und bei den alten Galliern g). Und daraus mag endlich auch die Anbetung des Feuers entstanden seyn, die bei so vielen Völkern im Gebrauch gewesen ist.

b) S. Banniers Erläuterung der Götterlehre von Schlegel und Schröckh. Leipzig 1764. Th. 3. S. 216.

c) S. Cumberlands Phönizische Historie des Sanchuniatons, von Cassel. Magdeburg 1755. S. 27.

d) Geschichte der Menschheit. Zürch 1770. Th. 1. S. 158.

e) Bannier l. c. Th. 3. S. 634. f) Ebend. l. c. Th. 1. S. 268.

g) Ebend. l. c. Th. 2. S. 652.

Heinsen. J. C. G. Hornemann.

# Hannoverisches Magazin.

43tes Stück.

Montag, den 28ten Mai 1781.


## Etwas von Entstehung der Religion der Griechen und ihren Orakeln.

Doctor Brown behauptet in seinen Betrachtungen über die Poesie und Musik S. 42. daß die ältesten Götter der gesitteten Griechen ihre ersten Gesetzgeber gewesen, die das wilde Volk zuerst in den nothwendigsten Künsten unterrichtet hätten. Dies ist aber wider die Geschichte. Also zur Sache.

Die ältesten Griechen, deren Stammvater Jon war, wohnten an der Küste von Kleinasien. Vor ihnen her gingen die Thracier, ein großer Völkerstamm, von dem die Phrygier ein Zweig waren, ins eigentliche Thracien, von wo aus sie sich in der Folge weiter verbreiteten, und zuletzt selbst bis nach Böotien und Attika. Die Pelasger folgten ihnen bald. Dies Volk führte nach den verschiedenen Stämmen, aus denen es bestand, auch verschiedene Namen. Sie besetzten den Peloponnes allmählich, von wo frühzeitig eine Kolonie nach Italien ausging, alsdann das eigentliche Griechenland. Sie drangen bis in Thessalien. Sie lebten wild und in Höhlen. Ihre Nahrung bestand aus Wurzeln, Kräutern und Eicheln, worunter man aber Kastanien und Nüsse verstehen muß. Sie kanten zuerst nicht einmal den Gebrauch des Feuers, vielweniger wohl eingerichtete Gesetze und Künste und Wissenschaften. Allmählich gingen sie zum Hirtenleben über, und endlich zum Ackerbau. Ihre Kultur haben sie Fremden zu verdanken. Ohne alle Religion waren die Pelasger nicht, aber die Götter, die sie verehrten, hatten, wie Herodot Euterpe Kapitel 52 sagt, noch keine Namen. Sie verehrten die großen Weltkörper, und hielten ihren Gottesdienst auf Bergen, in Höhlen und Wäldern. Das dodonische Orakel hatten sie schon, denn das befragte Deukalion.

Asien und Aegypten sind das Vaterland der Künste, von denen man zur Bearbeitung der Wissenschaften fortschritt; die Griechen erhielten ihre Lehrer daher auch aus Asien und Afrika. Den ersten Schritt zur Kultur der Griechen veranlaßte Cekrops, ein Aegypter aus Sais. Er kam 2426

nach Griechenland und bauete Athen; er führte bei den Wilden die Verehrung des Jupiters, als des höchsten Gottes, und der Minerva und des Neptuns, Altäre, unblutige Opfer, ordentliche Ehen und Bildnisse der Götter ein, obwohl einige das hölzerne Bild der Juno zu Argos für älter halten.

Deukalion kam aus einem kultivirten Lande aus Norden, wahrscheinlich aus Thracien. Er ließ sich zu Lykorea nieder, und zu seiner Zeit, ungefähr ums Jahr 2470 entstand die große Wasserfluth, die aber nur partikulär war und mit der Sündfluth nicht verwechselt werden muß. Er sammelte die übrig gebliebenen Menschen, und verjagte die Thessalier größtentheils auf die Inseln und nach der asiatischen Küste. Er lehrte seine Unterthanen bessere Sitten, und führte die Verehrung der zwölf großen ägyptischen Götter ein.

2489 kam Kadmus, aus Phönizien, nach Böotien, und stiftete den Staat von Theben. Er theilte den, bis zu seiner Ankunft in Hütten oder Höhlen lebenden, Wilden, nachdem er ihre Sprache erlernt hatte, seine Kentnisse mit, lehrte sie den Gebrauch des Kupfers, machte Handlung und Schiffahrt bekanter, führte die phönizische Buchstabenschrift und den Dienst des Bakchus und der Venus ein, und verbreitete überhaupt die phönizische und ägyptische Götterlehre. Die Mysterien des Bakchus kamen von den Böotiern zu den Atheniensern a).

2509, oder nach dem parischen Marmor 2472, kam Danaus mit einem ägyptischen Schiffe von 50 Rudern nach Argos. Sein Schif war das erste, das die Griechen sahen. Er brachte allerlei ägyptische Fabeln mit nach Griechenland, z. B. von den Danaiden, der Jo ꝛc. Argos erhielt durch ihn Sitten und Gesetze.

Orpheus, dessen Zeitalter nicht genau bestimt werden kan, (er lebte etwa ums Jahr 2700,) hat große Verdienste um die Griechen, wenn er anders je gelebt hat; denn Cicero versichert, daß Aristoteles sein Daseyn bezweifelt habe. Beim Aristophanes, in den Fröschen Act. 4. Sc. 2. S. 241. meiner Ausgabe, sagt Aeschylus: Orpheus lehrte mich gottesdienstliche Gebräuche, er lehrte mich, des Todtschlages mich zu enthalten. Ueberhaupt schreibt ihm die ganze Tradition Verdienste um die Nation zu. Er scheint also den Lehrern Griechenlands allerdings beigezählt werden zu müssen. Die Schriften aber, die man unter seinem Namen hat, tragen sichtbare Spuren der Erdichtung. Er kam aus Thracien, hatte sich aber auch in Aegypten Religionskentnisse erworben. Er sang Lieder zum Lobe der Götter, und bediente sich überhaupt der Tonkunst und des Gesangs die Griechen feinere Sitten zu lehren. Vorzüglich führte er sinnbildliche Geheimnisse

a) Kadmus brachte auch die Minerva Onga mit. Graf Caylus hats bewiesen, daß die Göttin Onga mit der Minerva einerlei gewesen.

heimnisse zur Versöhnung mit der Gottheit ein. Nationen, deren Begriffe von sinnlichen Gegenständen hergenommen sind, können die Abstracta nur dann deutlich machen, wenn sie sie personificiren. Er soll auch unter den Griechen den Begrif von Belohnungen und Bestrafungen nach dem Tode verbreitet haben. Brucker sagt, daß er das Elysium vom Tartarus schon unterschieden. Homer kennt aber den Unterschied noch nicht. Er ist wohl erst in spätern Zeiten entstanden.

Allmählich wurden ordentliche Theogonien gebildet. Dergleichen sind uns zwo aufbewahrt, die eine beim Aristophanes in avibus, die andere beim Hesiod. Dieser hat eine alte und neue Theogonie, er gründet seine Mythologie auf Kosmogonie. Homer schildert die Götter als Epopeendichter, wie's ihm zu seinem Zwecke am dienlichsten schien. Kein Dichter nach ihm hats gewagt, die Götter so ganz, wie er sie zeichnete, zu schildern. Sie sind höchst menschenähnlich, mit allen Tugenden und Fehlern der Menschen, oder vielmehr der Helden, vorgestellt. Aber Homers Zeitgenossen dachten sich die Gottheit wohl nicht anders. Als die Griechen aufgeklärter wurden, machten sie sich auch schon bessere Begriffe von den Göttern. Man vergleiche Wood vom Originalgenie Homers. Inzwischen mußte doch die Lektür der Dichter unvermerkt Eindrücke zurück lassen, und überhaupt mischte sich vieles aus der Fabellehre in die Nationalreligion.

Man sieht aus dem, was bisher gesagt worden ist, daß die Religion der Griechen ein wahres Gemengsel von alten pelasgischen, ägyptischen, phönizischen und thracischen Gebräuchen war. Hiezu kam nun noch der Gottesdienst der Phrygier in Kleinasien, der sich hauptsächlich mit der Cybele beschäftigte, die, wie man weiß, auf eine fürchterlich schwärmerische Art verehrt wurde. Die mancherlei Fabeln, die in jeder Provinz Griechenlandes gebildet wurden, vergrößerten das seltsame Gemengsel immer mehr. In Thessalien entstand die Fabel vom Olymp und den Himmelstürmern; in Böotien die von den Musen, dem Pindus und Helikon. Die Fabel vom Jupiter, von der Europa und dem Minos ist kretensisches Ursprungs. Jede Nation unterscheidet sich durch alte Volkssagen. Die Zeit der Rohigkeit und Dummheit ist auch die Periode des Abentheuerlichen. Unkunde der Naturlehre, Mangel am Beobachtungsgeiste, wovon man unter einem rohen Volke keine Spuren findet, und eine glühende, wilde Einbildungskraft, – alles das ist die reiche Quelle des lächerlichsten Fabelwustes. Was der Dichter davon gebrauchen konte nutzte er in seinen Epopeen und Hymnen, schnitt ab, setzte hinzu, wie's sich am besten fügen wolte. Die römischen Dichter machten gleichfalls beliebige Veränderungen, jeder nach seinem Genie und individuellen Charakter.

Die Maler, Bildhauer und Stein-

schneider machtens auch so. Dies alles darf man nicht zusammen werfen. Am wenigsten darf man sich einbilden, daß diese ungeheure Masse von Fabeln den Katechismus der Griechen enthielt. Die Religion der Griechen bestand eigentlich in Gebräuchen, die von den Gesezgebern bestimt und festgesezet waren, um das Volk bei gewissen, zur Wohlfahrt jedes Staats unentbehrlichen, Begriffen von einer bestrafenden und belohnenden Gottheit zu erhalten. Eine Glaubenslehre hatte der Grieche nicht. Ein gewisses System von Meinungen bauete sich der Philosoph b).

Ueberhaupt unterscheide man Nationalreligion von blos mythischer und von dem, was die Weisen der Nation in ihren Schulen lehrten.

Zur Nationalreligion rechnet man alles, was die Nation, als eine bestimte Nation betrachtet, in Rücksicht der Götter that, ihre Meinungen von der Gottheit, die durch die, von den Vorfahren oder Gesezgebern, verordneten gottesdienstlichen Gebräuche veranlasset wurden, nebst den Ueberlieferungen von den Stiftern des Volks, die in Gesängen aufbewahret und bei Opfertänzen immer wiederholt wurden. Andere Volkssagen gehörten denn auch dahin. Den Inbegrif von Fabeln, wie sie die Dichter bearbeiteten, nennet man mythische Theologie.

Einige Religionsideen waren von der Natur hergenommen. Man personificirte ihre Kräfte. Wenn im ersten Buche der Iliade Apoll die Maulthiere und dann die Menschen im Lager der Griechen mit seinen Pfeilen erschießt, so liegt dabei der Gedanke zum Grunde, daß die Sonne durch ihre brennenden Stralen tödtliche Krankheiten verursachte.

Als man anfing zu raisonniren, suchten einige Philosophen die Nationalreligion vernünftiger zu deuten. Sie erklärten die läppischen Fabeln allegorisch. Z. B. Jupiter, sagten sie, ist nichts anders, als die obere Luft. Insbesondere geschah dies, als die Fackel des Christenthums hell zu flammen began. Die heidnischen Weltweisen wurden von den christlichen Lehrern mit den albernen Fabeln geneckt.

Es ist unleugbar, daß die Griechen nicht so dachten, wie die Philosophen die Sache vorstellten. Der gemeine Mann unterschied, wenn er vor seinem Götzen niederfiel, den Vulkan vom Feuer, die Ceres von der Erde.

Er dachte sich seine Götter als Wesen, die höhere Kräfte, als er, aber doch menschliche Schwachheiten besäßen. Er dachte sie sich als Schuzgötter, die gewisse Gegenden, Städte, vorzüglich liebten, denen er aber auch opfern u. s. w. müßte, damit er sich ihres Schutzes erfreuen könte.

Jede Stadt hatte ihre Schuzgottheit, und die Statüe derselben wurde aufs sorgfältigste bewacht, denn man glaubte, die Götter selbst zu verlieren, wenn man ihrer Bildnisse beraubt würde. Die Bildsäule wurde am Pie-

b) Man sehe Herrn Hofrath Gatterers Abriß der Universalhistorie. S. 209.

Piedestal befestigt. Pausanias sagt von einer Statüe des Mars zu Sparta, daß sie mit Ketten angefesselt gewesen sey, damit der Gott nicht entfliehen mögte. Die Athenienser glaubten nach eben diesem Schriftsteller, daß die Göttin des Sieges nur dann bei ihnen bleiben würde, wenn man sie ohne Flügel ließe. So ketteten die Tyrier ihren Apoll mit goldnen Ketten an die Basis. Man sehe Lackemachers antiqq. Græcor. sacr. S. 190. folg.

Bisweilen wählte man zu Schutzgottheiten bloße Heroes, das ist, Helden der Vorwelt, die sich berühmt oder um das Volk verdient gemacht hatten. Durch die beständig fortgehende Ueberlieferung gewannen sie immer mehr Ansehen und wurden, wie Bakchus und Herkules, sogar Hauptgottheiten. Bei großen Landplagen nahm man, wenn die Nationalgottheit mit der Hülfe zu lange zögerte, seine Zuflucht zu fremden Göttern, daher wuchs die Anzahl der Götter unaufhörlich. Vergötterte Helden und fremde Gottheiten wurden recipirt. Die Römer machtens nicht besser.

Weil man sich einbildete, daß die Pest oder sonst eine Landplage bisweilen von unbekanten Gottheiten herrührte, so errichtete man auch denen Altäre. Dies erläutert die bekante Stelle in der Apostelgeschichte. Unbenahmten Göttern wiederfuhr gleiche Ehre.

Die Dämonen sind ursprünglich Geschöpfe der erhitzten Einbildungskraft, die sich der rohe Mensch aus Furcht schuf, Gespenster. Beim Hesiod sind sie edlere Wesen. Die Platoniker machten aus ihnen Mittelgeister zwischen Gott und den Menschen. Die merkwürdigen Stellen im Plato über die Dämonen findet man im Lakemacher S. 125. folg. Man weiß, daß der Name im Griechischen sehr oft die Götter selbst bezeichnet. Nachher rechnete man zu den Dämonen auch vergötterte Helden und personificirte Abstracta.

Die Tempel waren zum Theil prächtig, z. B. der Tempel der Minerva zu Athen, von dem jetzt nur noch die Abendseite übrig ist. Er gerieth unglücklicher Weise in dem jetzigen Jahrhundert bei einer Belagerung in Brand.

Als die alten Griechen noch in Höhlen wohnten, verehrten sie ihre Gottheiten auch in Höhlen oder Wäldern, allmählich entstanden Tempel. Sie lagen oft auf Anhöhen, immer aber etwas erhaben. Die Thüren waren gegen Morgen, damit die Stralen der aufgehenden Sonne die Bildsäulen treffen mögten. Lakemacher S. 158. folg.

Die Tempel formirten gewöhnlich ein längliches Quadrat; diejenigen, welche allen Göttern gewidmet waren, hatten eine runde Gestalt. – So auch bei den Römern, z. B. das Pantheon, das Agrippa bauete, und daher auch jetzt die Rotonda heißt.

Ehe die Kunst nach Griechenland kam, vertraten Klötze oder unbearbei-

tete Steine die Stelle ordentlicher Bildnisse. Die Steine wurden mit Oel begossen und dadurch geweiht. Der rohe Mensch ist äußerst sinnlich, er muß etwas haben, wobei er sich seinen Gott lebhaft gedenken kan. Diejenigen, welche Statüen der Götter einführten, hatten dies Bedürfniß auch wohl allein zum Augenmerk genommen. Was aber anfangs blos ein Repräsentant der Gottheit oder verdienter Helden war, das nahm der rohe Mensch für die Gottheit selbst an.

Nach und nach gab man den Klözzen mehr Menschenähnliches, aber vor Dädalus waren die Hände und Füße noch an einander geschlossen. Dädalus gab ihnen zuerst offne Augen, freie Aerme und fortschreitende Füße c). Dadurch bekamen sie mehr Leben; indessen arbeiteten Dädalus und seine Schüler noch in Holz. In solchen Städten, wo das Volk nicht sehr aufgeklärt war, puzte man die Bildnisse der Götter, legte ihnen prächtige Kleider an und hielt ihnen dann metallene Spiegel vor, damit sie sich beschauen konten. Dies verräth noch große Einfalt und Rohigkeit. — Anfangs verfertigte man die Statüen aus Erde, Thon, Gips, — gewöhnlich waren sie von Bronze, manche von Elfenbein.

Jede Gottheit hatte ein Merkmal, woran man sie erkennen konte. Diese Insignia der Götter sind bekant genug. Man sezte ihnen auch Kronen auf. Jupiter wurde auf einem Throne sizend, Minerva stehend, Venus liegend abgebildet. Wenn die Statüen der Witterung ausgesezt waren, so pflegte man sie zu bedecken. Die Tempel der Alten hatten oft keine Dächer, daher wurden die Bildsäulen sehr beschmuzt und mit Staube bedeckt. Um desto nöthiger wars, daß sie von Zeit zu Zeit von den Priestern und Priesterinnen gewaschen wurden. Dies geschah mit großen Feierlichkeiten außen vor der Stadt. Man glaubte aber auch, daß ein solches Bad die Gottheit erquickte. Aus dem Grunde wuschen die Argiver das Bildniß der Pallas, und wir haben eine Hymne auf diese Feierlichkeit von Kallimachus.

Einige Bildnisse wurden jährlich mit Gesang und Tanz und andern Zeichen der Freude auf Wägen, die von Maulthieren gezogen wurden, durch die ansehnlichsten Gegenden der Stadt gefahren. Heilig wurden die Statüen erst durch die Einweihung. Diese bestand darin, daß man sie salbte, krönte, anbetete, und dabei opferte. Man hielt sich überzeugt, daß die Gottheit alsdann leibhaftig in der Statüe wohnte. Doch hielt man einige Bildnisse für heiliger, als andere. Sie wurden im Innersten des Tempels vor den Augen des Volks verborgen. Nur die Priester durften sie ungehindert sehen; das Volk sahe sie nur bei großen Feierlichkeiten. Alsdann wurde der Vorhang aufgezogen. Es gab auch Bildnisse, die man vom Himmel gefallene nannte, weil man die

c) Lakemacher S. 196. folg.

die Sage hatte, daß sie von den Göttern selbst herstamten. Z. B. das Bildniß der Minerva Polias, das berühmte Palladium in Troja, und die ephesische Diana. Apostelgeschichte 19, v. 35.

Man hatte auch symbolische Statüen, die einen tiefern Sinn hatten, als das Aeußere anzuzeigen schien. Z. B. die Statüe des Jupiters mit drei Augen, wodurch seine Herrschaft über die Ober- Mittel- und Unterwelt bezeichnet wurde.

In neuern Zeiten, als der Aberglaube von den Geistern und ihren Wirkungen sich ausbreitete, gabs Bildnisse, von denen man glaubte, daß Geister darin steckten, die man durch geheime Künste hinein gebannet.

Verbrecher, oder solche, die der Wuth ihrer Feinde zu entfliehen suchten, alle die, welche sich unterm Drang eines öffentlichen oder besondern Leidens befanden, kurz diejenigen, die sich in einer Lage befanden, in der sie schleunige Hülfe der Götter suchten, nahmen zu den Bildnissen der Gottheiten ihre Zuflucht, und umfaßten sie. — Das übrige, was den Gottesdienst der Griechen betrift, übergehe ich hier, und verweise die Leser auf den Lakemacher und vorzüglich auf Potters Archæologia græca, deutsch vom Herrn Pastor Adler.

Ich komme nun auf die Orakel der Griechen, die für einen forschenden Geist reichlichen Stof darbieten. Die Hauptschrift darüber ist das gelehrte Werk des van Dale de oraculis, welches Fontenelle in seiner Histoire des oracles gefälliger, aber nachläßig eingekleidet lieferte. Van Dale beweiset es, daß alles natürlich dabei zuging. Die meisten Aussprüche waren ohnehin nicht Weissagungen, sondern gute Räthe. Wir dürfen also nicht mit den Kirchenvätern annehmen, daß der Teufel die Leute besessen. Die Pythagoräer glaubten, daß die Seele des Menschen ein Ausfluß der Gottheit wäre, und daher in sich das Vermögen hätte, künftige Dinge vorherzusehen. Diese Fähigkeit, welche sich vorzüglich bei feinern Seelen äußere, würde durch Enthaltsamkeit erweckt und wirksam gemacht. Dies wendete man auf die Orakel an und erklärte sich die Erscheinungen dadurch. Noch andere glaubten, daß die Ausdünstungen der Höhle im Tempel zu Delphi die Priesterin begeisterte. Der gemeine Grieche raffinirte nicht, sondern nahm die Bescheide als baare Götteraussprüche an und zahlte die Gebühren.

Diodor von Sicilien B. 16. meint, daß die Entstehung der Orakel in dem Enthusiasmus der Leute zu suchen sey, die man befragte. Das ist gewiß, daß in solchen Zeiten, wo die Einbildungskraft bei dem rohen Menschen mehr, als seine Vernunft herrscht, wo man durch keine Verstellung, Kunst oder Erziehung, kurz, durch keinen Zwang seine Empfindungen zu mäßigen gewohnt ist, auch die Orakel mit erstaunlichem Enthusiasmus und mit einer gleich heftigen Gestikulation gesprochen wurden. Aber bloßer Enthusiasmus

thusiasmus gab den Leuten keine Veranlassung zum Wahrsagen.

Der Ursprung der Orakel verliert sich im grauesten Alterthum. Die Pelasger hatten schon vor Deukalions Zeiten das dodonische Orakel, und zur Stiftung desselben hatte eine, aus Aegypten dahin gekommene, Priesterin Veranlassung gegeben. Dies sagt Herodot im 2ten B. 54. Kap.

Vielleicht sind die Orakel von Aegypten aus nach Griechenland gekommen. Herodot sagt überhaupt von den Orakeln der Griechen, daß sie von Fremden angelegt worden. Euterpe 58. In der Hymne auf den Apoll, die man gewöhnlich dem Homer zuschreibt, und die doch wenigstens sehr alt seyn mag, wird erzählt, daß Apoll einer Menge von Kretensern, die in Krissa gelandet, erschienen, und sie aufgefordert hätte, seine Priester zu seyn und seine Orakel zu verkündigen.

Wahrsager scheinen inzwischen alle alte Völker gehabt zu haben. Die Wahrsager-Trommeln der Zauberer in Lappland sind bekant. Die nordamerikanischen Wilden haben auch noch ihre Wahrsager. In Carvers Reisen findet man Nachrichten davon. Der Verfasser dieser, vor kurzem herausgekommenen, sehr nützlichen Reisebeschreibung verräth doch Aberglauben und Leichtgläubigkeit.

Die Menschen haben von jeher einen großen Hang geäußert, die Zukunft zu erfahren. Der kultivirte Mensch hilft sich inzwischen durch angestellte Erfahrungen und Beobachtungen, dadurch sammelt er sich einen Vorrath von Grundsätzen, nach denen er seine Anschläge, Entwürfe und Handlungen einrichtet. Diese Grundsätze geben ihm sichere Vermuthungen an die Hand, durch die er den wahrscheinlichen Erfolg seiner Unternehmungen bestimt. Der rohe Mensch, der sich nicht so helfen kan und geneigt ist andern, die er für weiser hält, zu folgen, erholt sich Raths bei solchen, die im Rufe größerer Kentnisse stehen. Sind diese gerade Priester, von denen er ohnehin glaubt, daß sie Vertraute der Gottheit sind, so schreibt er ihnen desto bereitwilliger übernatürliche Kentnisse zu. Listige Köpfe, die bei dieser Meinung des grossen Haufens ihre Rechnung finden, wenden die Sache bald so, daß man sie für eigentliche Weissager hält. Ich bin der Meinung, daß gleich Anfangs sich Betrug eingemischt habe. Das Volk sah solche Seher als die untrüglichen Leiter der Nation an, ohne die keine Sache von Wichtigkeit vorgenommen wurde. Die Regenten und Gesetzgeber bedienten sich solcher Leute, um ihre Zwecke bei der Nation leichter zu erhalten. Grimassen wurden von allen Vorstehern der Orakel in den ältesten Zeiten gemacht. Die alten Weiber, die zu Dodona von der Eiche, in der sie steckten, herab murmelten, waren zuverlässig schon Betrügerinnen. Ich leugne aber dabei nicht, daß die heftigen Gestikulationen der Seher, ihre schrecklichen Verzuckungen, und die Begeisterung mit welcher alles geschah, dem Geiste der damaligen Zeit angemessen gewesen.

Der Schluß folgt künftig.

# Hannoverisches Magazin.

44tes Stück.

Freitag, den 1ten Junius 1781.


## Etwas von Entstehung der Religion der Griechen, und ihren Orakeln.

(Schluß.)

So bald die Nation aufgeklärt wurde, und alles zu raisoniren anfing, fiel das Ansehn der Orakel von selbst. Die Cyniker, Peripatetiker und Epikurer spotteten der Orakel, und überhaupt wurden sie in der letzten Zeit ihrer Existenz nur vom Pöbel, und um Kleinigkeiten, gefragt. Einige verfielen schon vor Christi Geburt, es kamen aber andere wieder an ihre Stelle. Nach Honors Zeiten findet man keine mehr. Der Grund ist wohl nicht allein der, daß das ausgemergelte Griechenland die Betrieger nicht mehr füttern konte. Die christliche Religion verdrängte sie, und die heidnischen Tempel wurden zerstört oder den Christen gegeben. Die Priester beschwerten sich schon zur Zeit Trajans, daß die Tempel nicht mehr so wie sonst besucht würden.

Das dodonische Orakel, von welchem Lakemacher hinlängliche Nachricht giebt, hatte seinen Namen von Dodona, einer Stadt in Epirus. Es stand unter der Aufsicht einer pelasgischen Familie, und drei Priesterinnen besorgten die Ertheilung der Antworten. Das Orakel wurde in einem, dem Jupiter geheiligten, Walde von einer ehrwürdigen Eiche gegeben, die 900 Jahre gestanden haben soll; zu Kallimachi Zeiten war sie noch vorhanden. Die Rathfragenden durften nicht zu nahe kommen. Die Stimme erschallte aus dem hohlen Baum, oder aus dem finstern undurchdringlichen Wipfel herab, daher einfältige Tröpfe sich einbildeten, daß die Eiche selbst redete. Zu Strabo's Zeiten existirte das Orakel nicht mehr. Es entstand aber ein neues. Die Antworten wurden auf eine sonderbare Art ertheilt. Lakemacher S. 496 folg. Man hatte einen Tempel erbauet, in welchem sich zwo Säulen befanden. Auf der einen stand ein Gefäß gleich einem Kessel, auf der andern das Bildniß eines Knabens, der eine Peitsche in der Hand hielt. Wenn nun ein Windzug kam, so bewegte sich die Peitsche

 und

und traf den Kessel, aus dem Klange wurde geweissaget.

Anfangs kamen nur Sachen von Wichtigkeit vor die Orakel, die Angelegenheiten der Großen und eines ganzen Volks. Privatpersonen konten die Kosten nicht anwenden, die dazu erfordert wurden, wenn man ein berühmtes Orakel befragen wolte. Dadurch wurde das delphische so reich.

Als Krösus den Feldzug gegen Cyrus unternehmen wolte, und das Orakel darüber befragte, opferte er dreitausend Stück Vieh, verbrante eine Menge Kostbarkeiten, um die Gottheit durch diese Ehrenbezeigung zu gewinnen, und schenkte dem delphischen Tempel, wie Herodot erzählt, unermeßliche Reichthümer. Ohne Geschenke durfte niemand vor die Gottheit kommen. Man schenkte ganze Goldstangen und Kunstwerke aus kostbaren Metallen, und blos, um diese zu besehen, reiseten Künstler und Liebhaber der Kunst nach Delphi. Man legte große Gewölbe an, um die Geschenke darin aufzubewahren. Kein Wunder, daß der Tempel, wie Pausanias und Strabo erzählen, mehrmals, selbst von Griechen, ausgeplündert worden ist. Sulla leerte ihn gänzlich. Er ist fünfmal abgebrant. Der letzte Bau wurde von den Amphiktyonen selbst besorgt, ein Beweis, daß er ganz Griechenland interessirte *). Den Namen hatte das Orakel von der Stadt Delphi, die ehemals Pytho hieß, und am Berge Parnassus lag, auf dessen Gipfel sich der Tempel befand. Von dem alten Namen Pytho hatten die pythischen Spiele ihre Benennung; sie wurden auf einer Ebene südwärts des Tempels angestellet. Die Fabel sagt, daß Ziegen die Veranlassung gewesen, daß man die Oefnung in der Erde entdeckte, woraus die betäubende kalte Luft aufstieg, und über welcher das Gestell stand, worauf sich die Priesterin setzte. Die Gegend um Delphi besteht aus ausgebrannten Volkanen und ist voller Höhlen. Eine Beschreibung dieser Höhle findet man beim Strabo im 9ten Buche, und beim Justin im 24ten B. im 6ten Kapitel. Dergleichen Höhlen haben einen starken Luftzug, so daß man, wie Hamilton sagt, keine Fackel in ihnen brennend erhalten kan. Der Dreifuß bestand aus einem Gestelle mit 3 Füßen. Auf dies Gestell legte man ein Ding, das ungefehr wie ein Kessel aussah, darin war ein Loch, wodurch der Luftzug aus der Höhle zur Priesterin hinauf drang, sie zu begeistern, oder zu betäuben. Dies Becken, oder diesen Kessel, nannte man Holmos.

Die Priesterin war in den ältesten Zeiten ein junges Mädchen, nachher nahm man aus Gründen, die man beim Diodor im 6ten B. 26ten Kap. findet, eine alte Frau dazu.

Nach-

*) Es ist bekant, daß Apoll der begeisternde war. Das Buch des Schicksals kannte eigentlich Jupiter nur, er theilte aber, wie die Fabel sagt, dem Apoll das Vermögen mit, in die Zukunft zu schauen. Daher hieß dieser vates Iouis.

Nachdem die Rathsfragenden ihre Geschenke und Opfer, wozu man vorzüglich Ziegen nahm, dargebracht hatten, wurden sie im Tempel umhergeführt, wo man ihnen alle Merkwürdigkeiten zeigte. An dem Tage, an welchem sie die göttliche Antwort erhalten solten, verrichteten sie unweit der Höhle ihr Gebet, und übergaben ihre Frage, schriftlich aufgezeichnet, und von den Priestern künstlich versiegelt entweder der Pythia selbst, oder einem der Weissager. Alsdann führte man sie in eine Zelle, die nicht weit von der heiligen Oefnung entfernt war, und sie erwarteten daselbst die Antwort. Es war ein großer Vorzug, wenn man unter mehrern Rathsfragenden zuerst zugelassen wurde. Die Rathsfragenden wurden unter einem fürchterlichen Getöse der Musik zum Tempel geführt. Sie waren mit Lorbeerkränzen geschmückt, die sie aber auch wohl in den Händen hielten. In den ältesten Zeiten ertheilte die Priesterin nur in einem einzigen Monate Antworten. Nachher an einem einzigen festgesetzten Tage jedes Monats. Der mäßige Gebrauch, den man vom Orakel machen durfte, vermehrte allerdings die Würde und Heiligkeit des Tempels.

Ehe die Priesterin den Dreifuß bestieg, trank sie aus der kastalischen Quelle am Parnaß. Sie kauete auch vorher Lorbeer, und nachdem man Räuchwerk angezündet hatte, wurde sie, schon begeistert, von gottesdienstlichen Personen, die dazu durchs Loos erwählt wurden, zum Dreifuße geführt. Dieser war mit Lorbeerkränzen geschmückt, von welchen sie einen ergrif und aufs Haupt setzte. Nun begab sie sich auf den Holmos, bekam heftige Verzuckungen und schrie, des Gottes voll, ihre Antwort mit lauter Stimme. Ein dabei stehender Prophet ordnete die Worte, wenn sie sie unordentlich heraus stieß, und setzte sie schriftlich auf. Dann waren Dichter da, welche, falls die Priesterin prosaisch gebrüllt hatte, es versifizirten, in Jamben oder Hexametern, wie's dem Dichter am besten fließen wolte. Die Hexameter waren nachläßig genug gemacht, und als man besserer Verse gewohnt war, machte sich das Orakel mit den stümperhaften Versen lächerlich. Man findet sonst, daß alle alten Wahrsager in Hexametern redeten. So wars auch in Italien.

Zur Zeit des Pyrrhus sprach das Orakel schon in Prose. Plutarch hat eine besondere Abhandlung darüber geschrieben. Er sagt, die Gottheit richte sich nach dem Genie der Leute. Die Ursache war wohl, daß die faulen Priester keine Hexameter mehr machen konten. Uebrigens waren die Antworten, wie man nicht anders erwarten kan, dunkel und zweideutig genug, worüber sich Momus beim Lucian lustig macht. Solche Betrieger durften nicht deutlich reden.

Das trophonische Orakel hatte seinen Namen und Ursprung von Trophon, der sich in Böotien eine Wohnung unter der Erde bauete und weissagte. Nach seinem Tode legte man

einen Tempel über der Höhle an. Dies Orakel unterscheidet sich aber von den andern sehr. Der Rathfragende wurde nach mancherlei Vorbereitungen, wodurch seine Einbildungskraft schon erhitzt wurde, in die Höhle gelassen, worin er allerlei Erscheinungen sah, und fürchterliches Getöse hörte. Da der arme Schelm ohnehin schon die Göttlichkeit der ganzen Sache steif und fest glaubte, so fiels den Priestern nicht schwer, ihn durch ihr Hokus Pokus noch mehr außer sich zu setzen. (Die Hauptstelle von diesem Orakel, die sehr ausführlich ist, steht beim Pausanias in Boeot. cap. 39.) Er mußte in einer äußerst unbequemen Stellung aus der Höhle wieder hinauf kriechen, wodurch ihm der Kopf noch ärger betäubt wurde. Kein Wunder, daß er wie ein Todter, blaß, mit verzogenen Muskeln vor den Priestern erschien, die ihn ausfragten, und die Possen nach ihren Absichten deuteten.

Außerdem hatten die Griechen noch manche andere, minder berühmte, Orakel.

H — r. K — s.

## Die Erfindung und Geschichte des Glases.

Das Glas hat dem Nachdenken und Fleiße weniger, als dem bloßen Ungefehr, so wie die meisten menschlichen Künste, seinen Ursprung zu danken.

Ein phöniziſches Schif, das mit Salpeter beladen war, landete an den phöniziſchen Küsten, beim Ausflusse des Flusses Belus, der zwo Stadien von Ptolomais floß. Die Kaufleute und das Schifsvolk lagerten sich am Ufer und machten Feuer, um sich eine Mahlzeit zu bereiten. Weil der Boden bloßer Sand war, sie auch keine Steine finden konten, die Gefäße darauf zu setzen, so holten sie Salpeterstücke vom Schiffe und setzten die Gefäße darauf. Da nun der Salpeter schmelzte und sich mit dem Sande vermischte, so sahen sie mit Verwunderung durchscheinende Bäche einer neuen flüßigen Materie, wie Plinius a) saget, fließen, das ist, sie sahen Glas. Dieses geschahe noch vor Mosis Zeit, ungefehr 700 Jahr nach der Sündflut. So geringe war der Ursprung einer Kunst, die dem menschlichen Verstande Ehre macht; eine Kunst, die seit ihrer Erfindung dem menschlichen Geschlechte so unschätzbare Vortheile in der Haushaltung verschaft hat, die aber in den neuern Zeiten durch die Erfindung der Tuben und Mikroskope weit wichtiger geworden ist. Sehr reizend ist es, die ganze Kette solcher Erfindungen von ihrem unförmlichen Anfange an bis zu der höchsten Stuffe ihrer Vollkommenheit nachzudenken. Wer konte es damals diesen Kaufleuten sagen, daß die Unbequemlichkeit, da sie keine Steine finden konten, um selbige unter ihre Gefäße oder Töpfe zu legen, es nach viertehalbtausend Jahren einem Galiläi, Löwenhoek

a) Plin. hist. nat. l. 36. c. 26.

hoek und Newton möglich machen solte, neue Wunder auf dem Erdboden, und neue Welten am Himmel zu entdecken?

Diese Kaufleute brachten ihre Künste nach Sidon, und legten daselbst Glashütten an, von welchen diese Stadt nachher den Ehrennamen, **die Erfinderin des Glases** erhielt. Die Sidonier besaßen diese Kunst lange Zeit als ein Monopolium, bis sie endlich auch zu andern Völkern kam. Die Zeit, weñ eher dieses geschehen, kan man nicht genau bestimmen. Man hatte am persischen Hofe zwar schon vor Alexanders Zeiten Trinkgeschirre von Glas; allein es ist ungewiß, ob sie im Lande selbst verfertiget, oder von den Phöniziern dahin gebracht worden. Lange nach dem Untergange der Stadt Tyrus ward Alexandrien wegen seiner Glashütten bekant, woselbst man vielfarbige Gläser von hohem Werthe verfertigte. Die Insel Lesbus, nicht weit von Smyrna, ward ebenfalls sehr zeitig wegen ihrer Glashütten bekant. Rom und Italien aber scheinen die Glasmacherkunst nicht eher gelernet zu haben, als nachdem Aegypten zur römischen Provinz gemacht worden war. Zu Cicero seinen Zeiten handelte man noch von Aegypten nach Rom mit Glase. Unter den römischen Kaisern wurde diese Kunst zu einer ansehnlichen Höhe getrieben b), und die Römer verwendeten das Glas zu verschiedenem Gebrauche. Sie baueten Stuben aus Glasziegeln c). M. Scaurus ließ ein Theater errichten, davon der unterste Theil aus Marmor und der mittlere aus Glas bestand d). Der heilige Petrus begab sich auf die Insel Aradus, um in dem Tempel Säulen von Glas zu sehen, die von einer ungeheuren Größe und Dicke waren e). Auch wurden aus Glas die Ballen zum Wurfspiele und die Figuren zum Schachspiele verfertiget f) g). Aber dennoch wußte man sich desselben noch nicht zu Fenstern zu bedienen. Plinius erzählet auch h), daß man vorgebe, (ferunt, sagt er zweifelnd,) es sey zu des Kaisers Tiberii Zeiten eine Temperatur des Glases erfunden worden, die es flexibel erhielt; die Werkstätte des Künstlers aber sey ganz zerstöhret worden, weil der Kaiser be-



b) Plinius l. c.

c) Idem, ibid. Vergleiche mit Seneca, Brief 86. (Der Cardinal Maximi fand ein solches Glaszimmer in den Ruinen am Berge Cälius. Siehe davon Venutis Brief in den Philosophical transactions Vol. 52. p. 1. 1761. und annual register of the Year 1762. Lond. 1766. S. 147.

d) Wie Plinius sagt: Inaudito etiam postea genere luxuriæ.

e) Clemens Romanus recognitionum lib. 7. Rufino interprete, Basil. 1536. S. 84. (Dieses Factum kan immer wahr seyn, wenn auch das ganze Buch, wie man glaubt, untergeschoben ist.)

f) Memoires de l'acad. des inscriptions, Paris 1710. S. 173. Der Erfinder derselben hieß Ursus Togatus.

g) Histoire de l'acad. des inscript. T. 1. S. 112.

h) Desgleichen Dio Cassius l. 57. (ed. Reimari. Hamb. 1752. Vol. 2. S. 869.) und Petronius C. 51. (ed. Burmanni. Amst. 1743. Vol. 1. S. 333.) Die übrigen haben nur nachgeschrieben.

befürchtete, das Gold, Silber und die übrigen Metalle würden gegen solches Glas am Werthe zu sehr verlieren müssen. Bald darauf, unter dem Kaiser Nero, hat ein anderer eine Art Glases erfunden, von dem er zween Becher mit Handhaben für ungefehr 200 Thaler verkaufte. Nach und nach aber wurde das Glas in Rom immer häufiger. Aus Italien kam die Kunst nach Frankreich und Spanien, wo aber schon zu den Zeiten des Plinius Glashütten waren. Nach England kam sie gegen Ende des siebenden Jahrhunderts. (i. J. 674.) Die Benediktinermönche führten die ersten Glasmacher ein, welche sie mit andern Handwerkern zur Erbauung der neuen Abtei von Woremouth aus Frankreich kommen ließen i).

Die Phönizier hatten es ihrer Verschlagenheit und der Nachläßigkeit ihrer leichtgläubigen Nachbaren zu danken, daß sie eine so lange Zeit eine so nützliche und einträgliche Fabrik allein besaßen. Weil das Glas zuerst am Flusse Belus erfunden war, so stand man beinahe 2000 Jahre in der lächerlichen Einbildung, daß es blos aus dem Sande dieses Flusses, und sonst aus keinem Sande der ganzen Welt könne bereitet werden. Daher gingen noch nach Christi Geburt, zur Zeit des jüdischen Geschichtschreibers Josephus k) jährlich eine Menge Schiffe nach den Ufern dieses Flusses und holeten daselbst ganze Ladungen Sand; obgleich bereits zu den Zeiten des Strabo l) sich einige dreiste Projektmacher fanden, welche behaupteten, daß der Sand ihrer Heimath dazu eben so brauchbar und tauglich sey. Ja, man beging noch größere Thorheiten, indem man glaubte, dieser Sand könne unmöglich schmelzen, wenn er nicht vorher mit Seewasser abgespület worden. Endlich gab man vor, daß er eben so wenig an dem Orte selbst, wo er eingesammelt wurde, sondern erst alsdann zum Fluß gebracht werden könne, wenn er nach Sidon gebracht worden. Ob nun diese Thorheiten von den Phöniziern selbst geglaubt, oder mit Fleiß von ihnen erdacht und erdichtet worden, um andere abzuhalten, Versuche anzustellen, welche ihrem Monopolio mit einer so einträglichen und vortheilhaften Waare nachtheilig und schädlich seyn konten, kan man nicht mit Zuverläßigkeit behaupten. Doch ist das leztere wahrscheinlicher, weil es mit dem Charakter dieser Nation übereinkomt.

Man kan leicht denken, daß eine so schlaue Nation sehr wohl werde gewußt haben, das Monopolium einer so beliebten Waare zu benuzen. Aber das mögte wohl Niemand glauben, daß das Glas, das jezt so wohlfeil, und ich mögte wohl sagen, so verächtlich ist, ehemals dem Golde im Preise gleich gehalten worden. Gleichwohl finden wir davon einen klaren und augenscheinlichen Beweiß im Buche Hiob m), wo die Weisheit, Seltenheit und Kostbarkeit

i) Andersons Geschichte des Handels, Th. 1. S. 275.
k) De bello judaico l. 2. c. 10.
l) Rerum Georg. l. 16. (ed. Amstel. 1707. T. 2. S. 1099.)
m) Cap. 28, v. 17.

keit mit diesen Worten beschrieben wird: „Glas und Demant mag ihr nicht gleichen, noch um sie gülden Kleinod wechseln.„ Außer dieser Stelle Hiobs hat man noch eine andere, welche die Kostbarkeit des Glases bei den Alten beweiset. Da die Gesandtschaft der Athenienser, die sie an den persischen Monarchen geschickt hatten, zurück kam, und ihren Landsleuten die große Pracht des persischen Hofes recht vollkommen beschreiben wolte, so berichtete sie unter andern, daß man aus Glasbechern getrunken, das uns Deutschen lächerlich vorkomt, weil auch fast der Aermste unter uns sich der Trinkgläser bedienet. Wenn man nun in den ältesten Büchern der Bibel von Fenstern und Spiegeln lieset, so muß man keine Glasfenster und Glasspiegel darunter verstehen. Denn in dem ganzen Morgenlande wußte man damals nicht das geringste von Fenstern, die auch noch heutiges Tages in den wärmsten Gegenden und Ländern Asiens unbrauchbar sind, weil sie die ohnedem große Hitze durch die Reperkussion oder Zurückprallung der Stralen noch unerträglicher machen würden. Vielmehr waren sie eine Art von hölzernem Gitterwerke, die wir unter dem so sehr unter uns bekanten französischen Namen Jalousien kennen. Auch in Europa ist der Gebrauch der Glasfenster nicht sehr alt. Die Römer, die das Glas auf so verschiedene Weise verwendeten, wußten es doch noch nicht zu Fenstern zu gebrauchen; sie hatten nur Balken (valvas) n), vor welche sie auch Leinwand zu hängen pflegten. Erst später zu Seneka o) Zeiten (i. J. Chr. 68.) fingen die Reichen an, vor die Fenster Agathe, Alabaster, Phengites und andere durchsichtige Steine zu fassen. Auch Pergament und Horn p) ward zu diesem Gebrauche angewendet q). Glasscheiben aber scheinen erst im 4ten Jahrhundert unter Theodosius dem Großen in Italien aufgekommen zu seyn, obgleich eine im Herkulanum gefundene Glasscheibe den Engländer Nixon r) fast glauben macht, daß sie von den Römern in älteren Zeiten gebraucht worden, welches er aber doch nicht mit Gewißheit behaupten kan.

Laktantius s) und Hieronymus t) thun ihrer zuerst Erwähnung. Nach und nach wurden sie in Europa gemeiner. Von Italien kamen sie nach Frankreich, und von da nach England. Zu Ende des 12ten Jahrhunderts fiengen sie daselbst erst an, in Privathäusern gebräuchlicher zu werden; denn bisher wurden sie bloß für Ueberfluß und für Zeichen einer großen Pracht gehalten u).

Die

n) Plinius l. 2. epist. 17. (ed. Gesneri. Lips. 1770. S. 71.)
o) Id. ep. 90. (ed. Lips. 1770. 680.
p) Id. l. c. ep. 11. S. 37.
q) Antichita di Ercolano esposte, Vol. 1. p. 257-268.
r) Dissertation on the antiquity of glass in Windows & l. c. p. 141.
s) De opific. Dei, cap. 8 (opera ed. Spark Oxon. 1684. p, 810.)
t) Comment. ad Ezechiel l. 12. c. 40. (oper. edit. Vallarsii. Veron. 1736.)
u) Anderson l. c. Th. 1. S. 586.

Die Glasscheiben waren klein mit Blei gefasset, wie man sie jetzt nur gar selten mehr siehet. Man färbte diese Scheiben, und malte endlich gar darauf, wie wir davon noch viele Beweise in manchen alten deutschen Kirchen finden, als in Hannover, Göttingen, und andern großen Städten, wie man denn auch solche gemalte Scheiben in der Frauenkirche zu München antrift, welche 1468 gebauet worden x), und an mehrern Orten auf den Dörfern und Flecken. In England bemalte man die Glasscheiben noch bis zum Anfange des 18ten Jahrhunderts y). In Rußland aber ist das Glas vor den Fenstern nicht allgemein; man bedienet sich statt dessen noch sehr stark des sogenannten russischen Frauenglases, das vielleicht mit dem lamina oder lapis specularis der Alten einerlei ist.

Unter Spiegel verstehet man solche, die aus Metall gegossen waren, wie man theils aus Hiob, theils aus Mose sehen kan z). In der letzten Stelle heißt es, daß Moses das kupferne Handfaß in der Stiftshütte aus denen Spiegeln gemacht habe, welche die Israelitinnen, nach den Sitten und Gebräuchen des ägyptischen Frauenzimmers in oder an den Händen hatten, wenn sie in den Tempel giengen.

Die Alten hatten auch Spiegel von verschiedenen andern Materien. Die in Italien gewöhnlichen Brundusianischen a) Spiegel waren aus einer Vermischung von Zinn und Erz gemacht. Zur Zeit des Pompejus machte Praxiteles zuerst Spiegel von Silber, wozu man nachher Gold mischte b). Man erfand auch Spiegel von Eisen und von Steinen, dergleichen der Phengites war c) Wenn eher die Glasspiegel erfunden worden, kan man aus Mangel der Nachrichten eigentlich nicht bestimmen; aber daß schon die Alten auch Spiegel von Glas verfertigten, wird aus dem Plinius erwiesen, der nachdem er von Sidon gesagt hatte, daß es vormals wegen seiner Glashütten sehr berühmt gewesen, sogleich hinzusetzet: siquidem etiam specula excogitaverat (da man auch die Spiegel erfunden hatte) d). Doch ist zu vermuthen, daß der Widerschein nicht durch Queckfilber, sondern durch eine dunkele, meist schwarze Farbe, womit der Rücken oder das ganze Glas überzogen worden, hervorgebracht worden sey e). Die Kunst, Queckfilberspiegel zu machen, war noch im 13ten Jahrhundert als ein Geheimniß nur den Venetianern bekant f).

x) Aettenkhovens Geschichte der Herzoge von Bayern. Regens. 1767. in der Vorrede. Das Titelkupfer ist nach einer solchen Scheibe gestochen.

y) Annual Register. 1762. p. 152.

z) Hiob 37, v. 18. 2 B. Mose 38, v. 8.

a) Gmelins Reisen in Siberien. Th. 2.

b) Plinius l. c. l. 33 c. 9.

c) Suetonius in Domitiano, c. 14.

d) Plinius l. c. c. 36.

e) Plinius erwähnet einer Art Glases, das von dessen Erfinder Obsidianum hieß: (nigerrimi coloris, aliquando & translucidi, crassiore visu atque in speculis parietum pro imagine umbras reddente) hist. nat. c 36.

f) Zu einer genauern Geschichte des Glases, und besonders der Spiegel, kan man nicht Data genug finden; selbst diese letztere Angabe ist zwar aus einer sehr unlautern Quelle, aus Voltaire histoire generale genommen: doch ist hier eher zu glauben, daß er aus einer bessern Quelle geschöpfet und mit Wahrheit geschrieben habe, weil das Factum nichts gegen die Religion beweiset.

Heinsen. J. B. G. Hornemann.

Hannoverisches Magazin.

45tes Stück.

Montag, den 4ten Junius 1781.

# Fortgesetzte Nachrichten *) von der Lage, Geschichte, dem Gehalte, Gebrauche, und den Wirkungen des Rehburger Gesundbrunnen und Bades.

(Fünftes Sendschreiben des Herrn Hofmedicus D. Christoph Weber zu Walsrode.)

Mein Herr!

Ich entledige mich der Schuldigkeit, Ihnen aus meinem Vorrath niedergeschriebener Beispiele von den Heilkräften des Rehburger Brunnen einige vorzulegen, die ich für vorzüglich ansehe, und dem Publikum dasjenige auf eine angenehme Weise bestätigen werden, was ich schon in meinen vorigen Briefen davon bemerket habe. Erlauben Sie aber, daß ich selbigen eine Nachricht von demjenigen vorausschicken dürfe, was seit meiner letzten von Ihnen zum Druck gegebenen Nachricht, zur mehrern Bequemlichkeit, und zur Verschönerung des Aufenthalts an der Rehburger Quelle geschehen ist.

Königliche Cammer giebt uns ein neues, massives, inwendig gewölbtes Badehaus von 120 Fuß Länge und 46 Fuß Breite. Die Höhe der Badezimmer und Cabinette ist 16, die Tiefe 13, und die Breite 9 Fuß. Das Gebäude bekomt seinen Platz in gerader Linie mit dem alten Badehause, und geht von selbigem ab nach dem Brunnenhause zu. Mit dem Bau desselben ward im Jahr 1779 der Anfang gemacht, und im darauf folgenden Frühjahr waren vier Bäder so weit fertig, daß sie gebrauchet werden konten. Die Wände derselben sind mit Fliesen von Fayance belegt. In zweien sind die moderne Oefen, und die Bäder gleichfalls von Fayance, und lassen in ihrer Gestalt und Einrichtung auch für den delikatesten Badegast nicht leicht etwas zu wünschen übrig. Die Mansarden über dem Gebäude sind zu Wohnungen eingerichtet.

Eine neue, nicht unmittelbar zu der Quelle gehörige, aber sehr zum Besten mancher Patienten gereichende Bequem-



*) Man sehe dieses Magazin von 1777. St. 37. und die daselbst angezeigten Stücke aus einigen vorhergehenden Jahrgängen.

quemlichkeit wird uns künftig eine Maschine verschaffen, durch welche das Dampfbad auf eine äußerst bequeme und zweckmäßige Art appliciret werden kan. Wir sind die Bekantmachung derselben der geschickten Feder des Herrn Hofmedicus D. Marcard in Hannover schuldig, welcher sie im zweiten Theile seiner medicinischen Versuche, S. 63. beschrieben und mit einer ausführlichen und deutlichen Zeichnung begleitet hat.

Ueber den Nutzen der Dampfbäder habe ich meine Meinung bereits in meinem ersten Briefe erkläret. Ich kan und muß selbige nach einigen von mir selbst nach der Zeit angestellten Erfahrungen, und nach demjenigen, was Herr Marcard darüber beibringt, noch weit mehr empfehlen, und um desto willkommner ist mir die Bekantmachung dieser Maschine. Die bisher in Deutschland übliche, und da beschriebene Methode, Dampfbäder zu gebrauchen, wird von derjenigen unendlich übertroffen, welche die angeführten Versuche enthalten. Der Herr Hofmedicus nennt einen geschickten Londner Wundarzt, Namens Symonds, als denjenigen, der nach mancherlei Versuchen, und nicht ohne Kosten, sie erfunden hat, und rühmt den Doctor Thomas Denman, der am Middlesex-hospital zu London steht, als denjenigen, der sie ihm bekant gemacht hat. Sie ist so eingerichtet, daß man das Feuer, wie in einer Theemaschine, darinnen beständig unterhalten, den Dampf mäßigen, stärken, oder hemmen, Wasser, oder ein Decoct, oder andere Flüssigkeiten, ohne den Dampf zu unterbrechen, nachgeben, und diesen gerade da anbringen kan, wo es erforderlich ist. Mit Königl. Cammer Genehmigung lasse ich diese Maschine mit allem Zubehör, und großen Kosten verfertigen, worinnen in nöthigen Fällen der Kranke, ohne von dem Dampfe belästiget zu werden, zubringen kan.

Das Jahr 1778 hat uns ein neues Haus gegeben, welches der Koch, Herr Petersen, zunächst bei des Herrn Apothekers Behre Hause, für Kurgäste erbauet hat.

Wer sich die Verschönerung der Gegend vorzüglich angelegen seyn läßt, und sich damit ein großes Verdienst beim Publikum erwirbt, ist der Herr Amtschreiber von Grävemeyer. Im verwichenen Jahre eröfnete derselbe eine nach einem nahgelegenen Buchwalde führende Promenade. Der Aufgang dazu ist mit Jesmin und Rosen besetzt, die sich an ein weißes Geländer anschließen. Man findet auf diesem Spaziergange zwei mit Epheu umschlungene Urnen, ein Grabmal, eine Einsiedelei, einen in das Thal herabrieselnden Bach, eine Brücke darüber, und mehreres, was eine mehr poetische Feder, als die meinige ist, im 55ten Stück des Hannoverischen Magazins 1780 beschrieben hat. Ich darf aber hinzusetzen, daß die Einsiedelei im Sommer eben dieses Jahrs nicht ohne Vergnügen der Gesellschaft von einer beinahe 80jährigen, als Einsiedlerin

ge-

gekleideten Frau bewohnet wurde, die nicht wenig Wohlthaten erhielt.

Feierlich und ernsthaft ist das Monument einer würdigen Dame von Stande, welche den Aufenthalt bei unserm Brunnen liebte, und deren Gemal nach ihrem Absterben nicht weit von dieser Einsiedelei ihr ein Denkmal mit einer Inschrift errichten ließ.

Erwarten Sie nunmehr noch die völlige Instandsetzung einer vom Brunnen, bis völlig nach der Stadt Rehburg gehenden Promenade, die Aufräumung der alten Promenaden, die Zupflanzungen einer Menge ausländischer und einheimischer Holzarten, neue Oefnungen des Waldes zu Aussichten in die Ferne, alles durch die Hand des Herrn von Grävemeyer, und, was unsern Eisessern vorzüglich gefallen wird, einen geräumigen Keller zu Aufbehaltung dieser Waare, den derselbe auf seine Kosten angeleget hat.

Ich bin ꝛc.

* * *

95ter Fall.

## Von einem auf zurückgetretene Gicht entstandenen Schwindel, mit Beängstigungen, Erbrechen, und Doppeltsehen.

Eine 60jährige Frau hatte seit ihrem dreißigsten Jahre die heftigsten Gichtanfälle auszustehen gehabt, und dagegen durch das hiesige Bad allemal sehr große Erleichterung erhalten. Nachdem sie vier Jahre von ihrem Uebel nichts empfunden, auch keine Kur desfalls gebraucht hatte, so regte sich im nächstfolgenden Winter die Gicht von neuem. Die Krankheit konte aber auf keine Weise in die äußerlichen Theile gebracht werden. Schwindel, Beängstigungen, Verstopfungen, Erbrechen, und Doppeltsehen hatten bei der Kranken so abgewechselt, daß sie beständig liegend zubringen mußte. In diesem Zustande kam sie bei dem Brunnen an, und machte sogleich mit dem milchwarmen Bade den Anfang. Schon nach dem dritten Bade zeigte sich die Gicht in den Händen und Füssen mit einem heftigen Fieber. Nach gehobenem Fieber wurde das Bad, mit dem Pyrmonter Brunnen innerlich verbunden, fortgesetzt, und jenen Beschwerden gänzlich abgeholfen.

96ter Fall.

## Von einer auf anhaltende Gicht entstandenen Unbrauchbarkeit der Glieder.

Eine 66jährige Frau war seit einem halben Jahre von der Gicht in allen Gliedern so gemartert worden, daß sie weder gehen noch sich bewegen konte, sondern getragen werden mußte. Das Baßinwasser getrunken, mit dem milchwarmen Bade, und nachher mit der milchwarmen Dusche verbunden, gab der Kranken innerhalb fünf Wochen eine völlige Brauchbarkeit der Glieder wieder, und sie segnete die Quelle, durch welche sie ihre Gesundheit wieder erhalten hatte.

97ter Fall.

## Von einem ähnlichen Uebel.

Bei einer 30jährigen Frau hatte sich seit zwei Jahren die Gicht in allen Gliedern festgesetzt, und eine Unbrauch-

 barkeit

barkeit derselben veranlaßt. Diese Elende kam in einem äußerst abgezehrten Zustande bei dem Brunnen an, und erregte bei jedermann das größeste Mitleid. Sie mußte beständig getragen werden, und liegend zubringen. Die Finger und die Zähen waren ihr zusammen gezogen. Da schon sehr viele Mittel gebraucht worden waren, lies ich einzig und allein das Baßinwasser trinken, und den Körper in einem milchwarmen Bade reiben. Nach dem vierten Bade entstanden heftige Schmerzen in allen Gliedern. Ich verband in der Folge mit dem Bade die Dusche über den ganzen Körper, und verschafte dadurch innerhalb sechs Wochen den Füssen einige Brauchbarkeit wieder. Im zweiten Jahre der Kur konte die Kranke auf Krücken, und im dritten Jahre an einem Stocke gehen, welcher zuletzt ebenfalls abgelegt wurde.

98ter Fall.

**Von einem ähnlichen Uebel.**

Eine 28jährige Frau mußte wegen der Unbrauchbarkeit ihrer Glieder, welche die Gicht seit vierzehn Wochen verursacht hatte, ebenfalls getragen werden. Sie trank das Baßinwasser, gebrauchte das milchwarme Bad, und erhielt in einem Jahre eine völlige Gesundheit wieder, ohne in den folgenden Jahren bis jetzt den mindesten Gichtanfall wieder verspürt zu haben.

99ter Fall.

**Von einer in allen Gelenken sich festgesetzten Gicht, mit einer Mundklemme verbunden.**

Ein 30jähriger Mensch hatte sich durch verschiedene Ausschweifungen seit einem Jahre die Gicht in der Maaße zugezogen, daß sie ihm in allen Gelenken fest saß, und er getragen werden mußte. Hierbei war ihm der Mund so geschlossen, daß man kaum den Stiel eines Theelöffels zwischen die Zähne bringen konte. Weder künstliche Bäder, noch auch innerliche Mittel hatten Erleichterung verschaffet. Ich lies diesem Elenden die untere Kinnlade und alle Gelenke mit einer aus venetianischer Seife und Kampfer versetzten Salbe reiben, und verordnete, ihn täglich einige Stunden bis an das Kinn in ein warmes Bad zu setzen. Unter dieser Behandlung kam über den ganzen Körper ein flechtenartiger Ausschlag zum Vorschein, der die Beweglichkeit der Glieder beförderte, und die Mundklemme verminderte. Ich verstärkte die Wirkung des Bades durch die Dusche, rieth innerlich des Morgens und gegen die Schlafenszeit die Schwefelblumen, und erhielt innerhalb sechs Wochen so viel, daß die Glieder vollkommen gebraucht, Berge erstiegen, und die Zähne wenigstens auf einiger Finger Breite wieder geöfnet werden konten.

100ter Fall.

**Von einem Hüftweh.**

Eine starke 39jährige Frau konte wegen eines seit einem Jahre gehabten heftigen Hüftwehes an der rechten Seite nicht gehen. Sie trank das Baßinwasser, gebrauchte das warme Bad, und bekam die milchwarme Dusche auf das Kreuz, und auf die kranke Hüfte. Die Schmerzen zogen sich in das Knie, und

und zuletzt in den Fuß hinab. Ich schloß mit der kalten Dusche, und es erfolgte eine vollkommne dauerhafte Wiederherstellung.

101ter Fall.

**Von einem ähnlichen Uebel.**

Ein 44jähriger Mann hatte seit einem Jahre wegen eines Hüftwehes das rechte Bein nicht gebrauchen können. Er verfuhr auf die im vorigen Falle angeführte Art, und reisete von seiner Beschwerde völlig befreiet nach Hause.

102ter Fall.

**Von einem ähnlichen Uebel.**

Bei einem 43jährigen Manne bewirkten eben diese Mittel gegen ein seit drei Jahren erlittenes Hüftweh an der linken Seite eine dauerhafte Brauchbarkeit des Beins.

103ter Fall.

**Von einer bei einem Gichtischen durch eine Erkältung entstandenen Lähmung an der linken Seite des Körpers.**

Ein 43jähriger, seit verschiedenen Jahren gichtischer Mann hatte sich zur Winterszeit auf einer Reise äußerst erkältet, und sich dadurch eine Lähmung an der linken Seite des Körpers zugezogen. Ich lies demselben anfangs das Baßinwasser, nachher das Pyrmonter Wasser trinken, die milchwarme Dusche auf die linke Seite des Körpers geben, das Bad in eben der Temperatur nachsetzen, und beförderte hiedurch eine völlige Genesung.

104ter Fall.

**Von einer auf eine Erkältung entstandenen Schwäche des ganzen Körpers.**

Eine 25jährige Frau war durch eine starke Erkältung seit einem halben Jahre am ganzen Körper so geschwächt worden, daß sie weder gehen, noch stehen, noch auch die Glieder gehörig bewegen konte. Sie trank das Baßinwasser, und gebrauchte das warme Bad mit dem Nutzen, daß sie nicht allein die Beweglichkeit der Glieder wieder erhielt, sondern auch ihre vorigen Arbeiten wieder zu verrichten im Stande war.

105ter Fall.

**Von einer auf einen Schrecken erfolgten Lähmung beider Beine.**

Ein heftiger Schrecken zog einer über 40 Jahr alten Frau, nach Verlauf einiger Wochen eine Lähmung an beiden Beinen zu. Sie mußte desfalls getragen werden. Ich rieth derselben nebst dem innerlichen Gebrauche des Baßinwassers das warme Bad, in der Folge mit der warmen Dusche verbunden. Nach der achten Dusche konte sie an einem Stocke, und beim Schlusse der Kur ohne alle Unterstützung gehen.

106ter Fall.

**Von einem Rheumatismus im linken Beine.**

Einer 24jährigen Mannsperson hatte seit neun Monaten ein Rheumatismus im linken Beine das Gehen äußerst beschwerlich gemacht. Sie gebrauchte die kalte Dusche auf das linke Bein, trank dabei das Baßinwasser, und wurde hiedurch völlig wieder hergestellt.

107ter Fall.

**Von einer nach unterdrückten**

**Flüssen entstandenen Gefühllosigkeit.**

Ein 23jähriger Mensch war seit zehn Jahren mit Flüssen beschweret gewesen, die man durch äußerliche Mittel vertrieben hatte, worauf aber ein solcher gefühlloser Zustand erfolgte, daß der Patient als eine Maschine anzusehen war. Er forderte weder Essen, noch Trinken, und lag wie sinnlos fast ohne alle Bewegung. In diesem elenden Zustande hatte er drei Jahre zugebracht. Ich lies ihn täglich einige Stunden in ein warmes Bad setzen, that einige Tage nachher die warme Dusche über den ganzen Körper hinzu, gab ihm Baßinwaßer, welches ich mit abführenden Mitteln verband, und beförderte hiedurch nach und nach Gefühl und Besinnlichkeit wieder.

108ter Fall.

**Von einer Trägheit des Körpers mit Gesichtsmangel verbunden.**

Ein 35jähriger Mann hatte seit drei Jahren eine große Trägheit in seinem Körper, und dabei eine solche Verdunkelung der Augen verspürt, daß er sie wenig oder gar nicht gebrauchen, und kaum die ihn umgebenden Gegenstände erkennen konte. An den Augen war nichts besonders zu sehen. Ich rieth diesem Elenden bei dem Gebrauche des Baßinwassers auflösende und abführende Mittel, und verband damit das warme Bad. Die Glieder erhielten zu den nöthigen Arbeiten die gehörige Leichtigkeit, und die Augen die vorige Stärke wieder.

109ter Fall.

**Von einem hypochondrischen Aufstoßen mit Purgieren verbunden.**

Ein 40jähriger Mann hatte seit einigen Jahren an hypochondrischen Beschwerden ungemein gelitten. Er kam sehr bleich und kraftlos bei dem Brunnen an, und war mit einem Aufstoßen behaftet, das Stunden lang anhielt, und sich mit einem heftigen Getöse zeigte. Lies dieses nach, so fand sich ein wiederholtes Purgieren ein. Diese Beschwerden hatten ihn oft zu denkenden Arbeiten unfähig gemacht, und ihn genöthigt, sich von aller Gesellschaft zu entfernen. Ich verordnete demselben eine kalte Diät, die kalte Dusche des Morgens bei leerem Magen auf den Unterleib, und dazu lies ich ihn öfters kalt baden. Die alten eingewurzelten Beschwerden verloren sich nach u. nach.

110ter Fall.

**Von einer nach einem Friesel entstandenen schiefen Lage des Kopfes.**

Bei einem 12jährigen Mädchen wurde einige Zeit nach einem überstandenen Friesel der Kopf auf die linke Achsel gezogen, so, daß man kaum einen Finger darzwischen bringen konte. In diesem Zustande waren drei Monate zugebracht worden. Eine jede Bewegung des Kopfes verursachte Schmerzen. Ich rieth innerlich auflösende Mittel. Das warme Bad wurde bis an das Kinn gebrauchet, und damit die warme Dusche auf den Nacken, auf die Brust und auf die Schultern verbunden.

den. Der Kopf konte nach und nach ohne große Schmerzen bewegt, und aufwärts getragen werden. Zur Nachkur wählte ich eine aus venetianischer Seife mit Kampfer versetzte Salbe. Im zweiten Jahre erfolgte auf eben diese Kur eine vollkommne Hülfe.

## 111ter Fall.

### Von einem eiternden Ausschlage über den ganzen Körper.

Eine 42jährige Frau war seit drittehalb Jahren mit einem Ausschlage über den ganzen Körper gemartert worden. Der mit einer Eiterrinde gleichsam bedeckte Körper sahe fürchterlich aus. Das Baßinwasser innerlich gebraucht, mit dem warmen Bade verbunden trocknete die Rinde nach und nach ab, und der Körper wurde von dem Ausschlage gänzlich gereiniget. Da ich diese Frau zwei Jahre nachher wieder sahe, erhielt ich die vergnügte Nachricht von ihr, daß sich nicht das mindeste von einem Ausschlage bei ihr wieder gezeiget habe.

## 112ter Fall.

### Von einem flechtenartigen Ausschlage über den ganzen Körper mit einer Contractur der Gliedmaßen verbunden.

Seit fünf Jahren schien der Körper eines 36jährigen Mannes gleichsam mit Kleien bedeckt zu seyn, wobei sich die Gliedmaßen nach und nach so zusammengezogen hatten, daß sie wenig gebraucht werden konten. Das Baßinwasser getrunken mit dem warmen Bade verbunden, gab im ersten Jahre der Kur den Gliedmaßen einige Beweglichkeit wieder. Der Ausschlag zeigte sich im Winter in einem geringern Grade, als vorhin. Nach einer dreimaligen Fortsetzung der angeführten Mittel wurde nicht allein dieser, sondern auch jene Unbequemlichkeit gänzlich gehoben.

## 113ter Fall.

### Von einem durch eine Versetzung der Milch entstandenen Geschwür in der rechten Lende, und dabei erfolgten Contractur des rechten Beines.

Bei einer 34jährigen Frau hatte sich vor anderthalb Jahren nach einem Wochenbette die Milch in die Gegend der rechten Hüfte versetzt. Es war dieses Uebel als ein Gichtfluß angesehen, und desfalls eine Zertheilung versucht worden, worauf sich Schmerzen in der linken Hüfte zeigten. Die Natur machte endlich ein Geschwür in der rechten Lende, welches eine Contractur des rechten Beins nach sich zog. Zwölf Wochen war die Wunde offen gewesen, als die Kranke bei dem Brunnen ankam. Sie mußte beständig im Bette zubringen, und getragen werden. Ich rieth innerliche zweckmäßige Mittel, und wendete bei dem warmen Bade eine aus venetianischer Seife mit Kampfer versetzte Salbe an. Zu Zeiten gingen mit dem Eiter saure Milchklumpen und Sennenfaden aus der Wunde ab. Bei der Abnahme des Eiters erfolgte eine allmählige Ausstreckung des Beins, welches bei dem Schlusse der Kur etwas angesetzet werden konte. Mit der

Sal-

Salbe und mit den innerlichen Mitteln lies ich nach der Abreise von dem Brunnen fortfahren. Die Wunde heilete nach drei Monaten. Im folgenden Jahre ging diese Frau an einem Stokke, und legte selbigen bei der wiederhohlten Badekur ab.

### 114ter Fall.

### Von einer durch eine Versetzung der Milch entstandenen Lähmung beider Füße.

Eine 30jährige Frau empfand in einem Wochenbette in der rechten Hüfte Schmerzen, die nach und nach in eine Lähmung beider Füße übergingen. Da seit einem halben Jahre viele innerliche und äußerliche Mittel vergeblich angewendet worden waren, so wurde bei dem Rehburger Brunnen Hülfe gesuchet. Die Kranke hatte an Kräften sehr verloren, und mußte beständig getragen werden. Die Füße waren ohne Empfindung, und geschwollen. Sie gebrauchte innerlich das Pyrmonter Wasser mit der Chinarinde und dem Spießglasschwefel, fieng das warme Bad an, und gab nach dem dritten Bade gewisse Empfindungen in den Füßen an, die sich nach dem vierten Bade auch in den Knien und Hüften zeigten. Nach dem fünften Bade konten die Füße etwas beweget, und ein Versuch mit Gehen zwischen Stühlen gemacht werden. In der Folge schritte ich zur kühlen Dusche auf die Hüfte, Beine, und Füße. Die Kranke fieng an, jedoch nicht ohne Führung, zu gehen, zeigte sich bei der Fortsetzung der kalten Dusche und des kalten Bades in der Allee, und konte zuletzt auch ungeführet fortkommen. Zur Nachkur empfahl ich kalte Hausbäder, unter deren Gebrauche ein nässender Ausschlag auf der rechten Lende mit einem Fieber zum Vorschein gekommen war. Im folgenden Jahre erschien diese Frau wieder bei dem Brunnen, und war gut zu Fuße.

---

## Anfrage.

Woraus besteht das so genannte Sigillum Hermetis?

# Hannoverisches Magazin.

46tes Stück.

Freitag, den 8ten Junius 1781.


## Fünfte und letzte Fortsetzung der Auszüge einiger Briefe eines Officiers von dem Cap der guten Hofnung und aus Ostindien.

(S. das 25te u. 26te St. von d. J.)

### Sechzehnter Brief.

Bester Freund!

Mit dem größten Vergnügen ergreife ich wiederum die Feder, um Ihnen zu melden, wie es mir seit meinem leztern Briefe vom 24ten Dec. a. p. *), welchen ich von Rembang geschrieben habe, ergangen ist. Ich habe Ihnen darin gemeldet, daß der Gouverneur mir wegen meiner kränklichen Umstände die Erlaubniß gegeben, einige Zeit und bis zu meiner völligen Genesung auf dem Lande zuzubringen, und ich bin deshalb mit dem Gouverneur nach Japara gegangen; wie aber derselbe nach Samarang zurück ging, bin ich mit dem Hn. van S... nach Rembang gereiset, wo ich mich beinahe viertehalb Monate aufgehalten habe. Unter dieser Zeit bin ich von einer Krankheit in die andere gefallen, so daß ich verschiedene mal alle Hofnung zur Genesung aufgegeben hatte. Erst seit dem April d. J. bin ich recht vollkommen wieder gesund geworden, so daß ich jetzo, Gott sey Dank, so stark und gesund bin, wie man es in Ostindien seyn kan. Denn die rechten vaterländischen Kräfte kriegt man hier niemals wieder, wenn man erst einige Krankheiten ausgestanden hat, woran theils das heiße Klima, theils auch die Speisen Schuld sind. Wenn ich Ihnen alles erzählen solte, was ich seit dem September des vorigen Jahrs bis den Merz dieses Jahrs ausgestanden habe; Sie würden sich sehr darüber wundern, wie ich mich selbst darüber wundere, daß meine Natur noch stark genug gewesen ist, alles dieses zu ertragen. Ich schaudere, wenn ich daran zurück denke. — Doch ich will auch davon abbrechen, um auf etwas angenehmeres zu kommen. — Da ich Ihnen in meinem leztern Briefe so vieles von Rembang und von dem Hn. van S... welcher daselbst Resident ist, geschrieben

*) Dieser Brief ist nicht eingelaufen.

ben habe; so muß ich Sie mit beiden etwas bekannter machen.

Rembang ist die einträglichste Residenz auf ganz Java, und dabei ein sehr angenehmer Platz. Die Ostindische Compagnie hat daselbst ein Fort angelegt, und mitten in diesem Fort ist die Wohnung des Residenten. Es liegt hart an der See. Wenn man aus dem Fort komt, so findet man am Seestrande eine sehr angenehme Allee von allerlei fruchttragenden Bäumen, welche einen lieblichen Geruch von sich geben, und so dicht sind, daß man auch am Mittage unter dem Schatten derselben spatzieren gehen kan, ohne von der Sonne incommodirt zu werden. Am Ufer der See hat der Hr. van S... ein Lustschloß bauen lassen, wo man den angenehmsten Prospekt hat. Vorwärts hat man das ungeheure und unabsehbare Weltmeer, wovon die Wellen, wenn das Wasser hoch, oder die See wenig ungestüm ist, an das Lustschloß schlagen, und ein angenehmes fürchterliches Geräusch verursachen; auf der See sieht man beständig javanische Fahrzeuge, welche ausgehen um Fische zu fangen; rechter Hand erblickt man den ungeheuren Berg von Lassem, und linker Hand den Berg von Morea, der über die Wolken hervorragt. Auf diesem Lusthause kam ich, wenn es meine Gesundheitsumstände erlaubten, mit dem Hn. van S... alle Morgen, wenn der Tag anfing zu grauen, zusammen, um Kaffe zu trinken, und zwar im Sarong. Was ist denn das ein Sarong? ich weiß es nicht besser zu übersetzen, als durch ein Negligee auf ostindische Weise, welches von beiderlei Geschlechtern vom Höchsten bis zum Niedrigsten getragen wird, oder noch besser zu sagen, es ist ein ostindischer Schlafrock. Denn man schläft darin, oder man trägt es auch im Hause, wenn man unangekleidet ist. Anfänglich konte ich mich nicht dazu entschließen, weil ich zu schamhaft war, einen Sarong zu tragen, aber jetzt ist es mir im Hause die angenehmste Tracht. Es besteht in nichts als einem dünnen Gewande von buntem Linnen oder Chitz, welches man um den bloßen Leib schlägt, und oben bis unter die Arme und unten beinahe bis an die Füße reicht. Wenn man hier zu Lande recht gemächlich seyn will, so ist nichts beschwerlicher als Hemd und Strümpfe. Dies ist das erste, was man ablegt, wenn man sich entkleidet. Selbst die europäischen Frauenzimmer haben die Gewohnheit, daß sie im Hause gemeiniglich in bloßen Füßen gehen.

Doch wieder auf Rembang zu kommen. Es gehören wohl funfzig Negreien unter die Jurisdiction von Rembang, wovon der Resident ein großes Einkommen hat. Der Herr van S..., welcher nun beinahe acht Jahr daselbst gewesen ist, und auf dessen Wort man sich verlassen kan, hat mich versichert, daß ihm diese Residenz alle Jahr, ein Jahr ins andere gerechnet, hundert tausend Gulden Holländisch eingebracht, wovon er

alle

alle Jahr 25 bis 30000 Gulden verzehrt habe. Habe ich jemals einen Mann von einem recht noblen Charakter, von einem freundschaftlichen Herzen, und guter Denkungsart gekannt, so ist es der würdige Hr. **van S...** Da er mein rechter Herzensfreund, ja mein bester Freund, welchen ich in diesem Welttheile habe, ist, so verdient er es wohl, daß ich Ihnen eine kurze Beschreibung von ihm mache. Er ist aus einer der ersten Familien in Amsterdam, und hat auch schon selbst mit in der Regierung gesessen. Er ist in den besten Umständen gewesen, und hat beinahe eine Million Gulden commandirt. Durch das Erdbeben von Lissabon hat er, weil er nach Lissabon einen großen Handel gehabt hat, mehr wie die Hälfte von seinem Vermögen verloren. Nachher hat er durch die großen Bankerotte, welche in Europa vorgefallen sind, noch so starke Stöße gekriegt, daß beinahe sein ganzes Vermögen eingeschmolzen ist. Da er in Holland, wo er mit den ersten Familien in Verbindung stand, nicht mehr standesmäßig leben konte, weil er sieben Kinder hatte, welche noch unversorgt waren, so faßte er den Entschluß, mit seinem ältesten Sohne, der zu der Zeit 12 Jahr alt gewesen, und der im vorigen Jahre auf **Batavia** gestorben ist, nach Ostindien zu gehen. Einem Manne, den ein jeder wegen seiner gehabten Unglücksfälle beklagte, der unter den **Bewindhebbern**, auf die alles ankomt, sehr nahe Freunde hatte, war es ein leichtes, hier in **Indien** nicht allein einen ansehnlichen, sondern auch einen der einträglichsten Posten zu bekommen, weshalb ihm auch sogleich, wie er hier angekommen ist, die Residenz von **Rembang** aufgetragen wurde. Und da er in den acht Jahren, welche er auf **Rembang** zugebracht, so viel erworben hat, daß er in Holland wieder standesmäßig davon leben kan, so reiset er mit der künftigen ersten Flotte, die im November absegelt, wieder zu Hause. Es ist mir eine recht herzliche Freude, daß die gütige Vorsehung die guten Absichten dieses frommen, tugendhaften und rechtschaffenen Mannes gesegnet, und ihn in solche Umstände gesetzt hat, daß er wiederum nach seinem Vaterlande und zu seinen lieben Kindern zurückkehren kan; aber es geht mir auch bis in die Seele nahe, daß ich meinen besten, meinen liebsten, meinen treuesten Freund, welchen ich in Asien habe, verlieren muß.

Nachdem ich mich bis den 9ten Merz zu **Rembang** aufgehalten hatte, ging ich von da nach **Joana**, um mich bei dem Residenten **N...** noch eine Zeitlang aufzuhalten, denn er hatte schon Briefe über Briefe an mich geschrieben, ob ich noch nicht bald kommen wolte. Man kan über See und über Land von **Rembang** nach **Joana**, welche Plätze fünftehalb Stunden von einander liegen, kommen. Weil die See den Tag zu stürmisch war, und der Weg zu Lande in der Regenzeit nicht kan beritten

noch befahren werden, so ließ mich Herr van S.. in einem Tragstuhl, von 60 Javanen, wovon mich 30 allezeit wechselsweise trugen, nach *Joana* schleppen. Mittags nach der Tafel ging ich von Rembang weg, und mit Untergang der Sonnen kam ich zu *Joana* an. Es läßt sich in einem solchen Tragstuhle sehr gemächlich reisen. Sie sind so gemacht, daß man darin nicht allein sitzen, sondern auch liegen und schlafen kan, und ich bin beinahe schlafend nach *Joana* gekommen. Wie sie mich zu *Joana* von ferne ankommen sahen, hatte Herr N...., der von meiner Ankunft unterrichtet war, alle seine Sklaven, welche Instrumente spielen konten, zusammen kommen lassen, und mir entgegen geschickt. Sie sezten sich vor meinem Tragstuhl, und spielten mich nach *Joana* hin, wo ich von meinem freundlichen Wirthe mit offenen Armen empfangen wurde. Er wies mir so gleich mein Logis an, welches auf das beste aufgepuzt war, und wo ich alles fand, was nur zu meiner Gemächlichkeit dienen konte, dabei gab er mir zwei Sklaven und zwei Sklavinnen zu meiner Aufwartung. Es ist doch hier ein besonderes Land, daß man gar nicht ohne Mädchen fertig werden kan. Man wird aber auch in der That hier nicht besser bedient als durch Mädchen, und insonderheit bei Krankheiten. Es komt aber auch viel darauf an, wie man solchen armseligen Geschöpfen begegnet. Andere Menschen schelten und schlagen täglich ihre Sklaven, und werden schlecht bedient; ich gehe gut mit ihnen um, mache ihnen ihr Leben so angenehm wie möglich, und ich werde auf die beste Art bedient. Was sie mir nur an den Augen ansehen können, thun sie gern. Es sind Menschen, gleich wie ich, und darum begegne ich ihnen auch menschlich. (Dies in Parenthesi.)

Den folgenden Tag nach meiner Ankunft zu *Joana* schrieb ich an den Gouverneur, und meldete ihm solche, auch frug ich zugleich an, wenn eher ich wiederum nach *Samarang* zurück kommen solte, worauf er mir sehr freundlich antwortete, ich könte ausbleiben, so lange es mir gefiele, und bis ich vollkommen restituirt wäre; denn ich war noch beständig etwas incommodirt, weshalb ich auch nicht recht zu Kräften kommen konte, und noch allezeit eine strenge Diät beobachten mußte. Inzwischen war ich doch so weit gesund, daß ich mich auf die beste Art divertiren konte, insonderheit durch die Musik. N... ist so passionirt für die Musik, wie ich jemals einen gekant habe. Er hat selbst einen europäischen Virtuosen auf der Violine, welcher ihm jährlich wenigstens auf 5 bis 600 Rthlr. zu stehen komt. Dieser muß täglich mit ihm spielen, auch seine Sklaven in der Musik unterrichten. Wir haben alle Abend ohne Ausnahme von 6 bis 9 Uhr Concert gemacht, wobei ich den Baß krazte. Ich hatte zu dem Ende alle meine Musikalien von *Samarang*

rang kommen lassen, welche großen Beifall erhielten. Kurz ich habe mich auf *Joana* köstlich divertirt.

Den 16ten April, in der Nacht gegen 12 Uhr segelte ich mit Sang und Klang, unter einem dreimaligen Hussse rufen, nach Schifsgebrauch, von *Joana* ab, denn N... hatte alle seine Musikanten zusammen kommen lassen, um zum Valet zu spielen, und in mein Fahrzeug hatte er mir zwei Waldhornisten mit gegeben, um mir die Reise etwas angenehm zu machen. Solche Musik ist auch in Wahrheit auf dem Wasser sehr angenehm, und insonderheit des Abends. Nun könte ich Ihnen noch eine kleine Beschreibung von dem Fahrzeuge machen, womit ich die Reise gethan; allein ich befürchte zu weitläuftig zu werden, und will daher weiter nichts davon erwähnen, als dieses, daß man in einem solchen Lustfahrzeuge, welches man eine Orambaye nennt, alle die Bequemlichkeiten hat, welche man in einem wohl aptirten Hause haben kan. Es ist alles dazu eingerichtet. Hat man guten Wind, so segelt man, hat man Stille oder contrairen Wind, so läßt man rudern. Auf meiner Reise ist nichts merkwürdiges vorgefallen, und ich landete den 18ten April Nachmittags um 4 Uhr auf *Samarang* an. Mein erster Weg, und ehe ich zu Hause ging, war nach dem Gouverneur, welcher mich sehr gratiös empfing, und mir in den freundlichsten Ausdrücken wegen der Herstellung von meinen vielen Qualen und Krankheiten Glück wünschte; er führte mich darauf zu seiner Gemalin, welche eben so freundlich war. Sie überhäuften mich beide mit so vielen Höflichkeiten, daß ich ganz beschämt darüber wurde; denn sie waren noch niemals so gegen mich gewesen. Dies habe ich insonderheit dem Hrn. van S... zu danken.

Wie ich in mein Haus kam, fand ich daselbst schon alle die Meublen, welche mir der Herr N... mit gegeben hatte; denn er hatte seinem Volke, welches mit in dem Fahrzeuge war, befohlen, solche in mein Haus zu bringen. Es war alles, was man in einer Haushaltung gebraucht. Wenn ich alles rechnen will, was mir während der ganzen Reise auf *Japara*, *Rembang* und *Joana* geschenkt ist; so glaube ich, daß ich nicht zu viel sage, wenn ich es nahe an drittehalb tausend holländische Gulden schätze. Auf solche Weise läßt es sich gut reisen, wenn man nicht allein auf die beste Art bewirthet, sondern auch noch dabei mit Geschenken überhäuft wird. Käme das öfters so; so könte ich reich werden. — Doch für diesmal genug! Ich bin ꝛc.

*Samarang*, ***
den 19ten April 1774.

## Siebenzehnter Brief.

Theurester Freund.

Während meiner Abwesenheit sind verschiedene Veränderungen auf *Samarang* vorgegangen. Der Gouverneur, welcher bisher auf *Botzon* ge-

gewohnt hat, war von da weg, und wiederum in sein anderes Lustschloß gezogen, welches dicht vor *Samarang* liegt, und die Freiheit genannt wird. Er war es schon lange willens gewesen; allein er wurde auch auf gewisse Weise dazu genöthigt. Denn im Februar hat das Donnerwetter in das Schloß auf *Botjon* geschlagen, und vielen Schaden darin angerichtet, jedoch ist es nicht im Brand gerathen, auch ist glücklicher Weise kein Mensch beschädiget worden, aber es sind verschiedene Balken gesplittert. Es ist ein entsetzlicher Schlag gewesen, und sie sind im Hause fast von dem Schwefeldampfe gestickt.

Unter meiner Abwesenheit haben wir auch einen neuen Commendanten gekriegt, der sich *Ardenne* nennet, und Anfangs auf *Ceylon* gelegen, auch seinem Vorgeben nach dem ganzen Ceylonischen Kriege mit beigewohnet hat. Darauf ist er nach *Batavia* gegangen, und von da hieher geschickt worden.

Der Gouverneur hatte mich schon auf *Japara* einmal gefragt, wie viel ich wohl nöthig habe, um zu repatriiren; worauf ich antwortete, wenn ich :::: hätte, so ginge ich wieder nach Europa. Vor einigen Abenden that er wieder dieselbe Frage an mich, und ich gab ihm wieder dieselbe Antwort; worauf er mir ernsthaft folgendes erwiederte: Da ihre Wünsche so mäßig sind, so ist auch wohl Gelegenheit dazu, solche in 4 oder 5 Jahren in Erfüllung zu bringen, machen sie nur, daß sie bald perfect Malaiisch können, und lernten sie auch Javanisch, dann wäre es noch besser. Dies war mir deutlich genug, um zu verstehen, was er eigentlich damit sagen wolte. Auf *Java* sind nur zwei Posten, bei welchen ein Officier ein wenig Geld machen kan, und das ist der Commendantenplatz auf *Passarowang*, und der Commendantenplatz auf *Solatiga*. Alle übrigen Officiers auf *Java* können zwar von ihrem Traktament sehr gut leben; aber sie können wenig oder nichts erübrigen. Obschon mein jetziger Posten noch mit einer der besten und angenehmsten ist, so würde ich doch lange noch nicht in so guten Umständen seyn, in welchen ich bin, wenn ich nicht so viele extraordinaire Vortheile und Geschenke gehabt hätte. Ein Commendant von *Passarowang* muß durchaus Javanisch und Malaiisch verstehen, ein Commendant von *Salatiga* aber kan mit der malaiischen Sprache allein durchkommen. Weil nun *Passarowang* jährlich wenigstens tausend Thaler mehr aufbringt wie *Salatiga*, so hat der Gouverneur eigentlich mir wollen zu verstehen geben, daß er mir, wenn ich perfekt Malaiisch könte, *Salatiga*, und wenn ich Javanisch dabei könte, *Passarowang* geben würde. Inzwischen will ich mit *Salatiga* sehr gerne zufrieden seyn, weil es daselbst sehr gesund ist. Es kan da im Junius, Julius und August so kalt seyn, daß einem die Zähne im Munde klap-

klappern, welches ich im Jahr 1772, wie ich mit dem Gouverneur da war, erfahren habe. Ein solcher Commendant ist das im Militairstande, was ein Resident im Civilstande ist, nur mit dem Unterschiede, daß ein Resident mehr Tausende einzukommen hat, wie ein solcher Commendant Hunderte. Inzwischen ist es doch eine ganz extraordinaire Gunst, wenn einem, der noch so kurze Zeit wie ich gedient hat, ein solcher Posten zu Theil wird. Es kriegt auch keiner selbigen, wenn er nicht bei dem Gouverneur sehr in Gunst stehet, denn dieser vergiebt alle Militairchargen. Es muß zwar von der hohen Regierung zu **Batavia** bestätiget werden, allein wenn der Gouverneur Jemanden wozu ernennt, so wird es doch allezeit von der so genannten hohen Regierung bestätigt.

Da mir der Gouverneur die malaiische Sprache so sehr anempfolen hat, so lasse ich es jetzt meine vornehmste Beschäftigung seyn, mich darin zu üben. Ich habe zu dem Ende einen inländischen Portugiesen angenommen, welcher mich alle Tage zwei Stunden darin unterrichten muß, wofür ich monatlich 12 Gulden bezahle. Ich glaube, daß dieses Geld sehr gut angewandt sey, und hoffe in 4 oder 6 Monaten ziemlich gut sprechen zu können, doch wenigstens so viel, wie ich nöthig habe. Es fällt mir jetzt außerordentlich schwer, Sprachen zu lernen, weil ich ein so schwaches Gedächtniß habe, sonst müßte ich das Malaiische schon lange können, weil ich es alle Tage sprechen höre. Es hat aber auch mit keiner von den Sprachen, welche ich gelernt habe, die geringste Aehnlichkeit, denn es ist mehrentheils Arabisch, oder vielmehr verdorben Arabisch, darum fällt es mir so schwer. Von der javanischen Sprache, die noch schwerer ist, theils wegen des Accents, theils, weil man die Worte so ziehen muß, will ich nur ganz abstrahiren, und solte ich nimmermehr Passarowang kriegen, ich mögte sonst gar confus werden, oder das Malaiische wieder darüber vergessen.

Mit dem Concerte, welches ich vor meiner Abreise in meinem Hause gehalten habe, weil der Gouverneur zu der Zeit noch auf Botjon wohnte, ist auch eine Veränderung vorgegangen. Der Gouverneur hat in dem Garten, wo er jetzt wohnt, ein Lusthaus bauen lassen, worin er ein Billiard angelegt, und woselbst wöchentlich zweimal, Mittewochen und Sonnabend Abends von 6 bis 9 Uhr, Concert gehalten wird, worüber ich die Direction habe. Die Einrichtung ist recht artig, und es ist allen Personen von Distinction von beiden Geschlechtern erlaubt, dahin zu kommen. Wir haben auch einen Sänger, der einen fürtreflichen Tenor singt. Ich spiele bei diesem Concert selbst mit, und zwar das Clavecin. Das Concert ist ziemlich complet. Denn wir haben doch wenigstens allezeit 2 Trompeter, 2 Waldhornisten, 2 Hautbois,

2 Flö-

2 Flötenisten, 2 zum Alt, 1 zum Basson, 2 Violoncellisten, 4 bei der ersten, und 4 bei der zweiten Violine. Das kan wohl angehen.

Der Schluß folgt künftig.

---

# Nachricht über den Miswachs des weißen Kopfkohls und Kohlrabi.

Die seltsamen Auswüchse oder Knollen an den Wurzeln des weißen Kopfkohls und Kohlrabi über der Erde, (der Blumenkohl ist diesem Uebel auch unterworfen,) entstehen vom gar zu frischem Dünger und auch wenn das Land zu stark gedünget wird. Auf schwerem oder Maschboden ist alter Pferdemist der beste, auf magerm oder Sandboden alter Kühmist. Man läßt beide Arten Dünger ein Jahr auf einem Haufen liegen, und wenn er einmal umgestochen wird, so ist solches noch besser. Viele Gartenfreunde halten für gut, ihr Land, worauf weißer Kohl gepflanzet werden soll, das selbige Jahr sehr stark zu düngen. Dieses ist gerade das Gegentheil. Alle Gartenfreunde werden sich sehr großen Vortheil machen, wenn sie den frischen Dünger, wegen Mangel des Raums, auf ein Stück Land in dem Garten nach gewöhnlicher Art untergraben lassen, und das Jahr dieses Stück Land wechselsweise mit Erbsen und großen Bohnen (oder auch Vicebohnen) bepflanzen, denn diesen Gewächsen schadet der frische Dünger nicht. Die Düngung zu den Erbsen und Bohnen kan nach Beschaffenheit des Bodens, wenn weißer Kohl darnach gepflanzet werden soll etwas stärker als ordinair geschehen. Den folgenden Herbst, oder im Frühjahr, pflanzet man weißen Kohl und Kohlrabi auf dasselbe Land, ohne es zu düngen, alsdenn werden die Auswüchse oder Knollen nicht an die Wurzeln kommen. Noch ist zu bemerken, daß wenn der weiße Kohl erst im Frühjahr gepflanzet werden soll, nach den Erbsen und Bohnen im Herbst kein brauner Kohl gepflanzet werden, sondern das Land umgegraben, vom Unkraut rein gehalten, und so den Winter durch leer bleiben muß. Im Frühjahr wird das Land noch einmal umgegraben und bepflanzt, und man erhält eine gute Ernte.

---

# Hannoverisches Magazin.

47tes Stück.

Montag, den 11ten Junius 1781.


## Fünfte und letzte Fortsetzung der Auszüge einiger Briefe eines Officiers von dem Cap der guten Hofnung und aus Ostindien.

(Schluß.)

Den 9ten Julius war der Geburtstag der Gemalin des Gouverneurs, welcher in dem Garten des Oberhauptes der Chinesen, dicht am Seestrande gelegen, celebrirt wurde. Die Gesellschaft war wohl an die 80 Personen stark, denn sie bestund nicht allein aus Europäern, sondern es waren auch einige der vornehmsten Javanen, Chinesen, und das Oberhaupt der Mohren dazu eingeladen. Bei solchen Gelegenheiten wird allezeit scharf, und die Hauptgesundheiten mit Pokalen getrunken, wobei ein Rundal gemacht, ein dreimaliges Husse gerufen wird, und die Kanonen gelöset werden. Dies ist so ein ostindischer Gebrauch, und es ist auch etwas Politik mit dabei, um den Inländern ein Blendwerk vorzumachen. Die festen Gesundheiten, welche allezeit müssen mit Pokalen getrunken werden, folgen in der Ordnung auf folgende Weise: Erstlich kömt die Person, deren Geburtstag gefeiert wird, dann folgt der Prinz von Oranien, denn die Bewindhebber in Holland, darauf der Generalgouverneur von Indien, hierauf die sämmtlichen Räthe von Indien, denn Javas Wohlfahrt unter der glücklichen Regierung des Gouverneurs, darauf unser liebes Vaterland, und endlich wie die Holländer sagen: een Glaasje van Vriendschap. Gemeiniglich bleibt es aber nicht allein bei diesen Gesundheiten, sondern der Gouverneur pflegt noch einige willkührliche auszubringen, die auf eben eine solche feierliche Art mit Pokalen getrunken werden. Es ist gar nicht zu verwundern, daß nach der Tafel der größte Theil von der Gesellschaft betrunken ist, und alsdenn geht es erst recht fröhlich zu. Jedoch muß ich mich bei solchen Gelegenheiten in Schranken halten, weil ich im Rock, Degen und Escarpe bin, wenn dergleichen festliche Tage sind. Ich werde auch nicht gleich wie die andern zum Trinken gezwungen, sondern ich kan nach meinem Gefallen so viel Pokale

ausleern, wie ich glaube vertragen zu können.

Hier im Lande ist es sehr gefährlich, wenn man mit Leuten was zu thun kriegt, die mit Personen von der hohen Regierung zu **Batavia** verwandt sind, und mancher macht dadurch sein Unglück, ohne daß er weiß, wo es herkömt. Auf solche Weise komt mancher nach **Banda**. Ist denn das eine Strafe? Man kan es nehmen wie man will. **Banda** ist auch eine Insel, gleich wie **Java**, außer daß es bei weitem nicht so groß ist; allein wenn einer auch mit Avancement nach **Banda** verlegt wird, so ist es fast allezeit eine ungewünschte Beförderung.

**Banda** hat so viele Unangenehmheiten, daß es hier so fürchterlich ist, wie in **Sibirien** in Rußland. Denn es ist daselbst außerordentlich ungesund, man leidet Mangel an Lebensmitteln, folglich ist es auch sehr theuer, und das unangenehmste von allem ist noch dieses, daß auf **Banda** fast täglich die schwersten Erdbeben sind. Es ist fürchterlich anzuhören, wenn man davon erzählen hört. Die Stadt **Banda** liegt so nahe an einem feuerspeienden Berge, daß zu den Zeiten, da er brennt, kein Mensch sich aus dem Hause wagen darf, weil die Steine, welche er auswirft, in die Stadt fallen, und vielen Schaden anrichten. Brennt der Berg nicht, so haben sie fast beständig schwere Erdbeben, und man glaubt nicht ohne Ursache, daß man über kurz oder lang die Zeitung kriegen werde, daß die ganze Insel durch ein Erdbeben untergegangen sey. Diese Insel ist inzwischen der ostindischen Compagnie doch sehr viel wehrt, wegen der Specereien, welche sie liefert, wovon sie einen beträchtlichen Gewinst hat. Unser Landsmann der Capitain **M**= = **i**, welcher vor einiger Zeit zu **Batavia** gestorben ist, hat eine Zeitlang auf **Banda** als Commendant gelegen. Dieser hat mir viel davon erzählt. Er ist zwar noch mit dem Leben wiederum von da weg gekommen; aber er hat mich versichert, daß er die ganze Zeit, die er auf **Banda** zugebracht, nicht einen Tag recht gesund gewesen sey. Ich danke sehr für **Banda**, und ich habe auch keine Noth dafür, denn wenn man den Gouverneur zum Patron hat, so ist man in allem gedeckt.

Im Monat Junius und Julius haben wir wieder zu Pferde und zu Fuß exercirt und manövrirt. Bei dem exerciren zu Fuß habe ich hier verschiedenes neues eingeführt, insonderheit bei der Chargirung. Denn es war vorher noch alles gar zu sehr nach dem alten Fuße. Unser Gouverneur hat niemals als Soldat gedient, aber er hat ein rechtes Soldaten Herz, und ich muß ihm öfters von dem leztern Kriege was erzählen, insonderheit von den Affairen, welchen ich mit beigewohnt habe.

Den 18ten Jul. kam hier ein gewisser Baron von **Hogendorf** von **Batavia** an, welcher vor einem halben Jahr aus Europa gekommen ist.

Die=

Dieser löset den Herrn van S. ab, und wird wieder Resident zu Rembang. Er ist ein Favorit von dem Prinzen von Oranien, welcher der erste Bewindhebber der ostindischen Compagnie ist; daher ist es kein Wunder, daß er gleich einen so ansehnlichen und einträglichen Posten bekomt. Er hat auch schon einen ansehnlichen Charakter im Haag bekleidet, wo seine Gemalin, eine der ersten Hofdamen bei der Prinzessin von Oranien, mit 6 Kindern zurück geblieben ist. Er ist ein vollkommener Hofmann, und logirte hier in der Freiheit bei dem Gouverneur; daher habe ich alle Tage Gelegenheit gehabt, mit ihm in Gesellschaft zu seyn. Er hat mich auch schon gebeten, ihn in seiner künftigen Residenz zu besuchen. Allein ich werde lieber trachten, nach Solatiga zu kommen; denn bin ich selbst Resident, und dies bringt was ein.

Nächstens davon das weitere, bis dahin beharre ich rc.

Samarang, * * *
den 1ten August 1774.

## Achtzehnter Brief.

Liebster Freund!

Der Gouverneur fragte mich vor einigen Wochen, ob ich ihn um nichts zu ersuchen hätte. Ich antwortete ihm, daß es mir unmöglich sey, einen Herrn, der mir so viele Wohlthaten erzeigt hätte, um etwas zu ersuchen; ich überließe mich lediglich seiner Disposition. Er fragte mich hierauf weiter: ob ich wohl Lust hätte, Commendant auf der Insel Madura zu werden, er glaube, daß dieser Posten bald erlediget werden würde. Da dieses ein ziemlich vortheilhafter Posten ist; so bat ich ihn, mich damit zu begünstigen. Ich weiß noch nicht eigentlich, wie viel ein Commendant auf Madura jährliche Einkünfte hat; aber das weiß ich gewiß, daß ich wenigstens noch ein bis zweimal so gut werde zu stehen kommen, wie ich jetzt stehe, und ich zweifle nicht, daß Sie mit künftiger Flotte einen Brief von der Insel Madura von mir erhalten werden. Denn ich kan doch nicht lange an einem Orte bleiben, sondern es scheint, als ob ich dazu bestimt sey, immer in der Welt herum zu schwärmen.

Ich bin rc.

Samarang, * * *
den 2ten Jenner 1775.

## Neunzehnter Brief.

Wehrtester Freund!

Anstatt eines weitläuftigen Briefes, welchen ich Willens war, Ihnen zu schreiben, empfangen Sie dieses mal nur ein Billet. Es ist nicht meine Schuld. Vor drei Monaten wurde mir die Commission aufgetragen, mit einem Regierungsrath von Sourabaya, alle Hölzungen in dem ganzen Distrikt von Madura zu untersuchen und aufzunehmen; (nun muß ich auch gar einen Forstmeister agiren,)

ren,) womit wir über zwei Monate zugebracht haben. Das war eine äusserst mühsame und sehr beschwerliche Commission. Vor acht Tagen sind wir wieder zu **Bancallang** angekommen. So wohl meine häuslichen als Dienstangelegenheiten hatten sich unter dieser Zeit sehr gehäuft, und ich hörte bei meiner Zurückkunft zu meiner größten Bestürzung, daß die erste Flotte dieses Jahr einen Monat früher nach **Europa** gehen solle, wie gewöhnlich, welches eine neue Verordnung von unserm neuen Generalgouverneur von **Indien** ist. Denn der vorige Generalgouverneur, **Albertus van der Parra**, mein edelmüthigster Gönner und Wohlthäter, ist den 29ten December vorigen Jahrs in dem Herrn entschlafen, woran ich viel verliere. Dieses wenige, und daß ich nothwendig einige Briefe aus dem Hgag und Amsterdam beantworten muß, wird Ihnen hoffentlich genug seyn, um dieses mal meine Kürze zu entschuldigen.

Vor 14 Tagen hat mir Seine schwarzbraune Hoheit, der Prinz von **Madura** mit seiner ganzen Familie und übrigen Suite, welche ohne seine Domestiken und übrigen Anhang wenigstens aus 200 Personen bestund, eine Visite gegeben, die von des Abends um 6 bis den andern Morgen um 7 Uhr dauerte. Dieser Besuch hat mir ohngefähr 300 spanische Matten oder 900 Gulden holländisch gekostet. Ich könte Ihnen viele komische Scenen davon erzählen, allein ich muß solches bis zur zweiten Flotte ausstellen, wenn ich Zeit habe, denn ich bin jetzt nicht Meister von mir, und Dienstangelegenheiten gehen vor alles. Niemals habe ich so viel zu thun gehabt, wie jetzt. Der Prinz ist nicht hier, alle seine Räthe und großen Mantries hat er mit genommen. Der neue **Bepattyraden Patty Pacspanagarra** ist gefährlich krank, deshalb muß ich jetzt so zu sagen das ganze Land allein administriren.

Wie vieles könte ich noch schreiben, ernsthaftes und lustiges durch einander, allein ich bin so mit Geschäften überhäuft, daß ich die Stunden gleichsam stehlen und meiner Ruhe entziehen muß. Der Prinz von **Madura** ist jetzt zu **Batavia**, und allda in den Königsstand erhoben worden; er hat alle seine vornehmsten Räthe mit genommen und Niemand wie der Bepatty, (premier Ministre,) ist zurück geblieben. Da dieser kürzlich gestorben ist, so liegt mir nun alles auf dem Halse, und ich muß mich jetzt ad interim der Administration des ganzen Landes annehmen. Der neue König, welcher vorher den Namen **Pangerang**, (**Prinz**,) jetzt aber den Namen **Panembahar**, (**König**,) führt, hat an seine hier noch zurück gelassenen Räthe geschrieben, daß sie bis zu seiner Zurückkunft nichts von Erheblichkeit vornehmen solten, was es auch seyn mögte, ohne zuvor meinen Rath und Gutachten zu vernehmen, mit dem Ausdrucke: Commandant di Madura ada atti betul, buli pertjaja same dia,

(Der

(Der Commendant von Madura hat ein aufrichtiges Herz, man kan ihm vertrauen.) An mich selbst hat er auch geschrieben, und mich ersucht, daß ich bei seiner Abwesenheit für das Beste seines Landes und seiner Unterthanen sorgen mögte. Auf solche Weise habe ich jetzt nicht allein mit den fremden Nationen, welche sich auf Madura befinden, zu thun, sondern auch mit den Maduresen selbst, welches meine Arbeit verdoppelt. Da die Maduresischen Räthe und Richter Recht und Gerechtigkeit schlecht handhaben, so macht mir dieses vieles zu schaffen; inzwischen hoffe ich, daß der Panembahan binnen 3 bis 4 Wochen hier wieder eintreffen werden, alsdenn bin ich von dieser Last wieder befreiet.

Ich beharre.

Bancallang, auf der Insel Madura, den 20ten Dec. 1776. * * *

## Beantwortung der im 45ten Stück dieses Magazins geschehenen Anfrage.

Das sogenannte hermetische Sigel, Sigillum Hermeticum, oder Sigillum Hermetis, wird oft in der Chemie gebraucht, und ist nichts anders als die Zusammenschmelzung des Halses an einem Glase. Man macht zu diesem Ende den Hals des Glases im Feuer allmählig nach und nach heiß, und wenn er anfängt sich zu beugen, schneidet man das Glas, da wo es flüßig wird, mit einer starken Scheere entzwei, daß es sich zusammen giebt, und wohl schließt. Wenn man das Gefäß aber spitzig haben will, so muß man, indem man den Hals desselben umdrehet, hernach die Spitze ans Licht halten, damit ein kleiner Knopf, der das Glas ganz schließt, weil bei dem Herumdrehen gemeiniglich doch noch eine kleine Oefnung bleibt, sich formire.

Enge und dünne gläserne Röhren pflegt man blos bei einer etwas starken Flamme eines Lichts oder Lampe, mit Hülfe eines Blasröhrchens zusammen zu schmelzen und hermetisch zu versigeln.

Einige machen auch eine Masse aus weißen Agtsteinen, venedischem Glase und Borax, von einem so viel als vom andern, und versigeln damit hermetisch.

Neumann führt in seinen Prælect. chem. p. 12. u. f. verschiedene Arten des hermetischen Sigillirens an, davon folgende die gemeinste und üblichste ist: Man nimt einen Topf, stellt das Glas darein, das man versigeln will, und beschüttet solches mit Sande, so hoch, daß es vier Finger hoch aus demselben hervorragt. Auf den Sand legt man um das Glas herum gemeinen Thon oder Leim, ohngefähr zwei Finger breit, und bestreuet diesen Leim wieder mit trockenem Sande. Hierauf macht man Feuer darum, das man allmählig so lange verstärket, bis das Glas anfängt flüßig zu werden.

So bald man solches bemerket, fasset man mit einer besonders dazu eingerichteten heiß gemachten Zange, den Hals des Glases am äußersten Ende an, und zieht ihn in die Höhe, so bleibt ein kleines Loch darin, das man alsdenn mit einer Löthröhre vollends zuschmelzt. Man muß aber das hermetisch versigelte Glas allmählig mit dem dabei liegenden Feuer wieder kalt werden lassen, sonst zerspringt es.

Weit besser kan man auf folgende Art ein Glas hermetisch versigeln: Man schneidet ein Stück Glas so zu, daß es ganz genau auf die Oefnung des Glases paßt, das man versigeln will, und verfährt hierauf mit dem Schmelzen nach der oben beschriebenen Methode, so schmelzt sich ein Knopf darauf an.

Einige pflegen nur blos mit Dippelsleim hermetisch zu versigeln; andere aber nehmen Bleiweiß, Ruß und Oelfirniß dazu. Der Ruß befördert in dieser Vermischung die Trocknung.

Nicht selten gebrauchen viele zur hermetischen Versigelung den so genannten **Weisheitsleim**, Lutum sapientiæ. Dieser wird aus zwei Unzen Kalefonien, einem halben Quentgen Wachs, und vier Unzen gepülvertem Röthel verfertigt. Man drückt selbigen, wenn er noch warm ist, in die Phiole, und macht ihn mit einem glühenden Eisen, durch Ueberstreichen glatt.

Bei Arbeiten, da nur digerirt wird, kan man mit Weisheitsleim sigeln, sonst aber nicht, denn er zerfließt in großer Hitze, fällt in die Materie, und schlägt das Glas entzwei.

Man hat auch noch andere Arten, da man nemlich einen Glasstöpsel auf die Phiole steckt, und selbigen hernach zuschmelzt, oder ihn erst oben her mit einer Masse beschmiert, die aus gepülvertem Borax, Mastix und Brantewein bestehet, und ihn alsdenn durch Hülfe einer Glasröhre zuschmelzt: oder man macht eine Masse aus vier Theilen Glas, zwei Theilen Agtstein, einem Theile Borax und einem Theile Brantewein, und verfährt damit nach vorhergehender Manier. Letztlich nimt man auch Borax und Bleiglas, macht dieses mit Traganthschleim zu einer Masse, legt solche über den Glasstöpsel, und schmelzt ihn denn zu.

## Versuche mit dem asiatischen Toback.

### I. In Absicht des Rauchtobacks.

Der asiatische Toback liebt ein leichtes, luftiges und wohl gedüngtes Land, dessen Pflanzen von jährigem Saamen gezogen, und im sechsten Blatt zu Anfange des Maies, weil er eine leichte Kälte verträgt, verpflanzet werden. Eben auf die Weise wird er gepflanzt, behackt, gerottet und gewartet wie der Duderstädter Toback. Seine untersten so genannten Sandblätter sind nicht allzu groß, doch fast die besten zum rauchen; sind sie gelb geworden, so werden sie abgebrochen,

etliche

etliche Tage an die Luft gelegt, geschnitten, in einem Durchschlage oder Siebe umgeschüttelt, dadurch vom Sande und Staube gereiniget, und nun sind sie leicht und lieblich zum rauchen. Thut man den dritten Theil guten Knaster zu diesem geschnittenen Toback, so erhöhet man ihn dadurch zu dem geschnittenen Knaster, welcher in Leipzig 18 ggr. kostet. Die folgenden Blätter an der Staude werden so lange an solcher gelassen, bis sie nach und nach welken, oder gelb zu werden anfangen. Denn knickt man die Blattstengel ein, und läßt sie an der Staude bis zur gänzlichen Abnahme hangen. Dadurch verliert sich der eindringende Saft, die Blätter welken allmählich in freier Luft, und beschlagen alsdenn nicht, wenn sie an Fäden oder Stäbe angereihet werden. Auch dringt der Saft alsdenn, welcher in diese Blätter nicht weiter wirkt, höher in den so genannten Geiz, wodurch selbiger größer und besser wird. Ein oder 2 Jahr müssen die Blätter auf dem Boden in freier Luft, und Kälte hangen bleiben, denn dadurch bekommen sie immer mehr Güte, und werden gereiniget. Sollen sie aber alsdenn verbraucht und gerauchet werden, so werden sie auf einer Tobacksbank, je klärer je besser, geschnitten, in kaltes Wasser gethan, etliche Stunden in diesem Wasser gelassen, ausgedrückt, und an der Sonne oder freien Luft wieder getrocknet, wodurch sie ungemein gereiniget, und zum rauchen leicht und lieblich werden. Nimt man 6 Loth guten Knaster, schneidet ihn recht klar, kocht solchen in einem neuen Topfe mit einem halben Maaß Wasser ab, und mengt ihn mit der Gauche unter 1 Pfund dieses getrockneten Tobacks, so wird er sehr erhöhet und ein leichter Semiknaster. Die dritte Art der Blätter, welche kleiner sind, und Geiz genennet werden, läßt man am Ende des Augusts oder im September abbrechen, auf einem luftigen Boden dünne ausbreiten, und wegen des Beschlagens wöchentlich etliche mal umwenden. Im Frühjahr wird dieser Geiz geschnitten, 12 oder 24 Stunden in siedendes Wasser gethan, reine ausgedrückt, und wieder trocken gemacht; alsdenn wird er zum rauchen besser als der inländische Toback. Vermengt man den dritten Theil des Geizes mit zwei Theilen der mittlern Blätter, so verspürt man an diesen nicht, daß Geiz unter solche gemischet worden ist.

### II. In Absicht des Schnupftobacks.

Zum Schnupftoback nimt man von dem asiatischen Toback nur den Geiz. Dieser wird ungewaschen recht trocken an der Sonne gemacht, mit den Stielen im Mörser gestoßen und durch einen Durchschlag gesiebet. Alsdenn nimt man Weinessig oder andern scharfen Essig, thut in solchen gestoßne Galläpfel, ein wenig Vitriol, Salz, geriebene Violenwurzeln, (wenig oder viel, nachdem man den Geruch haben will,) und etwas geschabten guten holländischen Käse, läßt diese Masse im Essig warm werden, gähren, durch

ein

ein linnenes Tuch saugen, und befeuchtet damit den gestoßnen trockenen Toback, so wird er ein unschädlicher und brauchbarer Schnupftoback, welcher alles leistet, was man von einem guten Schnupftoback zu verlangen pflegt. Thut man noch über dieses den dritten Theil von St. Omer oder Dünkirchner Schnupftoback zu zwei Theilen dieses Tobacks, so wird er ungemein gut, so daß man keinen bessern verlangt, wenn man sich erst daran gewöhnt hat. In reinen Töpfen wird dieser Schnupftoback an einem luftigen Orte für dem Beschlagen bewahret; und je älter er wird, je besser wird er auch.

### III. In Absicht des Oels.

Der asiatische Toback giebt ein fürtrefliches und reichliches Oel. Ein Scheffel Saamen Nordhäuser Maaß hat 16 Pfund geliefert. Es trägt dieser Toback vielen und großkörnigten Saamen, dessen Reife man nicht nur an seiner gelblichten oder schwarzen Farbe, sondern auch an den Saamenköpfen, wenn sie schwarzgelb werden und sich selbst aufthun, erkennet. Die Saamenköpfe werden samt den Stengeln abgeschnitten, in ein Tuch gebunden, auf einen luftigen Boden getragen, daselbst vollkommen dürre gemacht, denn mit einem Stocke ausgedroschen und in die Mühle gebracht. Der Saame muß nicht heiß, sondern nur sehr wenig warm, am besten aber ganz kalt in der Mühle behandelt werden, sonst wird das Oel bitter. Von dem Oel nimt man das so genannte Anderschlagöl und zwar 4 Pfund von einem Scheffel, thut solches in eine gläserne Bouteille, und alsdenn kan man es zu Sallaten ein ganzes Jahr hindurch brauchen. Wer nicht weiß was für Oel auf den Sallat gegossen worden, der isset es für Baumöl. Das andere Oel wird in steinerne Flaschen oder in einen hölzernen Legel gethan, und zum Brennen verwendet. Ist der Saame nicht heiß eingewärmet worden, so brennet das Oel rathsam und helle. Verlöscht das Licht, so giebt es keinen Gestank wie das Baum- und anderes Oel. Aus den Dröstern des Tobacksaamen werden Kuchen geschlagen, die im Saufen den Pferden eben so gut, wie Leinkuchen sind, denn sie laxiren etwas, und die Pferde saufen von solchen gerne, wenn sie es nur erst gewohnt worden, und befinden sich gut dabei.

Hannoverisches Magazin.

48tes Stück.

Freitag, den 15ten Junius 1781.

# Kurze Nachricht von Loango, Kakongo und andern Königreichen in Afrika *).

Bisher hatte noch niemand diese Gegenden als Beobachter besucht, und keiner hatte sich lange genug darinne aufgehalten, daß man seinen Beobachtungen hätte trauen können. Die Missionarien, die bei ihrer Ankunft die Sprache des Landes nicht verstanden, hatten Zeit, Beobachter zu seyn, ehe sie Missionarien seyn konten, mithin kan man ihnen auch in dem, was sie uns von diesen Ländern erzählen, wie ganz unverwerflichen Zeugen, völlig Glauben beimessen.

Eine weitläuftige Geschichte solcher Völker, die noch keine Schrift haben, und deren Abgang durch keine andere Art von Urkunden ersetzen, kan man nicht erwarten.

Die Völker, von denen hier geredet werden soll, bewohnen die westliche Küste von Afrika, von der Mittagslinie an, bis an den Fluß **Zaire**, der sich ohngefähr unter dem sechsten Grade südlicher Breite ins Meer ergießt.

Diese ganze Strecke Landes ist in mehrere Königreiche getheilt, unter welchen **Loango** das merkwürdigste ist. Es fängt bei dem Dorfe **Makanda** an, ohngefähr gegen 4° 5′ südlicher Breite; erstreckt sich zwanzig Meilen längst der See hin, und hört bei dem Fluße Luango Luisa auf, der unter 5° 5′ südlicher Breite fließt. Die Hauptstadt ist **Buali**, die die Franzosen gewöhnlich **Loango** nennen, und diese liegt ohngefähr unter 4° 45′.

Loango gegen Süden sind die Königreiche Kakongo und N'Gojo, von welchen die Schiffer das erstere **Malinbe**, und das letztere **Cabinde** zu nennen pflegen. Gegen Norden findet sich ein Königreich **Jomba**. Oestlich von Loango liegt ein Königreich N'teka, und noch ein anders, was Jomba genannt wird, welches man



*) Aus des Abbé Proyarts Geschichte von Loango, Kakongo und andern Königreichen in Afrika, welche derselbe aus den Nachrichten der Vorsteher der französischen Mission verfertiget hat.

man öfters mit dem erstern gleiches Namens verwechselt. Jenseits dieser Königreiche sind noch andere, die uns aber unbekannt sind, und bis zu denen noch kein Europäer vorgedrungen ist.

Weil alle diese verschiedenen Länder nicht weit von dem Aequator liegen; so sind in ihnen das ganze Jahr durch Tage und Nächte sich fast immer gleich, und Kälte ist darin ganz unbekannt.

Das Jahr ist unter diesem Himmelsstriche nur in zwo Zeiten getheilt, die sich ohngefähr gleich sind. Die angenehmste und gesundeste fängt im April an, und endigt sich im Monat October. Wärend dieser Zeit fällt niemals Regen; aber alle Nächte werden Pflanzen und Gewächse durch einen sehr reichen Thau getränkt. In diesen sechs dürren Monaten würde die Sonne die Erde gänzlich versengen, wenn nicht der Himmel oft mit Gewölken überzogen wäre, die ihre Stralen auffangen und mäßigen. Die trockene Jahrszeit ist nicht die heisseste: den eigentlichen Sommer rechnet man vom October bis in den April. Alsdenn ist die Hitze entsetzlich, allein sie ist mit häufigem und anhaltendem Regen begleitet, wodurch die Luft abgekühlt wird. Alle Regen sind Gewitterregen, und es giebt nur wenige Tage, an denen man nicht donnern hörte.

Diese Regen bilden an mehrern Orten Sümpfe, deren Ausdünsten die Luft verderben. Die Eingebornen empfinden keine nachtheiligen Folgen davon; allein Europäer, die noch nicht ans Klima gewohnt sind, müssen sich von sumpfigten Gegenden, so weit sie können, entfernen. Für sie ist daher Kakongo viel gesünder, als Loango, nicht nur, weil es da weniger regnet, sondern, weil das Land auch so beschaffen ist, daß das Wasser besser ablaufen kan.

Ueberhaupt ist der Boden leicht und etwas sandig, geschickter zum Weitzen und zur Hirse, als zu irgend einer andern Frucht, die wir in Europa bauen. Er ist übrigens sehr fruchtbar, und trägt von Natur Gras, das acht bis zehn Fuß hoch ist. Allein die Neger wissen ihn nicht zu nutzen, und wühlen ihn nur in der Regenzeit mit einem kleinen Spaden an der Oberfläche um. Diese geringe Bearbeitung ist aber doch schon hinlänglich, daß er hundertfältig und oft noch reichlicher den Saamen und die Pflanzen, die man ihm anvertrauet, wieder liefert. Ein einziges Weitzenkorn bringt oft achthundert, gewöhnlich aber nicht weniger als sechshundert neue hervor.

Es finden sich in diesen Ländern viele und sehr hohe Berge. Sie enthalten aber weder Kiesel noch andere Steine in sich, sondern bestehen aus Haufen von Erde, die der Erde des flachen Landes ganz gleich ist.

Ungeachtet es in diesen Gegenden sechs Monate hinter einander fast unaufhörlich regnet; so finden sich doch ungeheure Ebenen, die blos aus Mangel an Wasser wüste und unbebauet sind.

sind. Man mag graben, so tief man will, so findet man weder Tofstein noch andere Steinarten. Alles ist eine einzige Lage von festem Thon, welcher in beträchtlichen Tiefen Wasser enthält. Diese Thonerde fehlt hin und wieder, und daher komt es, daß das häufige Regenwasser hie und da den Boden durchlöchert, mürbe macht, und allmählich schreckliche Abgründe zubereitet, die sich bei starken Regengüssen auf einmal öfnen. Die Einwohner fliehen, so weit sie können, aus der Nachbarschaft solcher beweglichen Erdstriche, die daher auch unbebauet liegen bleiben.

Die Neger kennen und graben gar keine Brunnen. Alles Wasser, was sie brauchen, schöpfen sie aus Quellen, Flüßen oder Seen, und oft müssen sie es sehr weit von ihren Wohnungen holen.

Die meisten Ströme dieser Gegenden fließen in tiefen Thälern, und sind von dichten Wäldern beschattet. Der Fluß Zaire, der gegen Süden die Königreiche N'Gojo und Kakongo begränzt, ist nach den sechs Monaten der Dürre eben so reich an Wasser, und eben so schnell in seinem Laufe, als nach der regnigten Jahrszeit. Eben das bemerkt man an den kleinen Strömen und Bächen, die wärend ihres Laufs oft der stärksten Hitze der Sonne ausgesezt sind, aber weder austrocknen, noch merklich abnehmen.

Stets grünende Wälder bedecken große Strecken Landes, und einige derselben sind so dichte und verwachsen, daß man nicht anders als durch Oefnungen eindringen kan, die die wilden Thiere durchbrechen, wenn sie des Nachts auf den Feldern weiden, oder in den Strömen ihren Durst löschen wollen.

Die Einwohner dieser Länder legen sich am meisten auf die Kultur solcher Pflanzen und Gewächse, die wenig Arbeit mit reichlichen Früchten belohnen: dergleichen nun ist der Manioc. Sein Stamm ist ein Bäumchen von einem zarten und mörbigten Holze, das Blätter trägt, die denen der wilden Rebe sehr ähnlich sind. Man könte den Manioc durch Saamen vervielfältigen; allein weil er sich auch durch Reisergen fortpflanzt, so schneidet man den Stamm in kleine Stücke, und steckt sie während der Regenzeit in die Erde, wo sie denn noch dasselbige Jahr Früchte bringen, oder vielmehr Wurzeln. Soll der Stamm mehrere Jahre nach einander fruchtbar bleiben, so darf man nur bei der Ernte einige der kleinsten Wurzeln schonen. Diese Maniocwurzeln, deren jeder Stamm alle Jahr zehn bis zwölf hervorbringt, die funfzehn bis zwanzig Zoll lang, und vier bis fünf dick sind, sind das Brod des gemeinen Mannes. Man bereitet sie auf verschiedene Art zu. Bald läßt man sie mehrere Tage hinter einander im Wasser gähren, und röstet sie, wenn man sie der Länge nach in kleine Schnitte zerlegt hat: bald aber macht man sie auf folgende Art ein. Man nimt Gefäße, die einen doppelten Boden

 haben,

haben; wovon der oberste durchlöchert, der unterste aber mit Wasser angefüllet ist. In den obersten Boden legt man den Manioc, verwahrt das Gefäß auf das allergenaueste, und läßt das Wasser in dem untersten Boden aufsieden. Durch die Ausdünstungen des siedenden Wassers wird der Manioc gebacken, der ganz unschmackhaft seyn würde, wenn man ihn wirklich in siedendem Wasser kochte.

Es giebt eine Art vom säuerlichen Manioc, aus dem man vorher den Saft ausdrücken muß, weil selbiger giftig ist. Man hat bemerkt, daß kupferne Gefäße, in welchen dieser Manioc zubereitet wurde, keinen Grünspan ansetzten, selbst alsdenn nicht, wenn man sie einige Tage hinter einander dazu gebraucht hatte.

Die Maniocblätter werden auch wie Spinat gegessen.

Nach dem Manioc legen sich die Neger am meisten auf die Kultur der Pinda, die wir Pistazien nennen. Sie ist eine länglichte Nuß, die zween Kerne in einer dünnen Hülse einschließt. Diese Frucht wird in langen Furchen gesäet; sie treibt anfangs einen Halm, der dem Halm des Korns gleicht; allein es treten bald dünne Fäden hervor, die anfangs auf der Erde herum kriechen, und endlich mit ihren Spizzen sich wirklich hinein senken. Alsdenn treibt der Stiel ein kleines gelbes, aber unfruchtbares Blümchen; und am Ende der Filamente, die in die Erde gedrungen sind, befindet sich die Frucht in großer Menge. Sie ist sehr schmackhaft, aber unverdaulich; und man bratet sie daher, bevor man sie ißt. Auch zermalmet man sie zu einem Teig, um sie als Gemüs an Speisen zu gebrauchen. Endlich preßt man ein herrliches Oel heraus.

Es findet sich in diesen Gegenden eine Art von Erdäpfeln, die in den französischen Kolonien in Amerika gezogen werden. Die Neger nennen sie Pala und Putu, oder europäische Wurzel, ohne Zweifel deswegen, weil die Portugiesen sie ihnen aus Amerika werden zugeführt haben. Sie sind besser von Geschmack, und zuckerhafter als unsere europäischen Erdäpfel. Man pflanzt sie fort, indem man den Stamm in Stücken schneidet, und diese Stücke in die Erde steckt.

Jgnam ist eine große, unförmliche und mit Knoten bedeckte Wurzel, in welchen leztern der Saame enthalten ist. Um sie fortzupflanzen, schneidet man sie in kleine Stücke, die man in Asche reibt, und einige Tage der Sonnenhitze aussetzt. Alsdenn steckt man sie in die Erde, und jedes Stück treibt einen hohen Stamm, den man mit einer Stange unterstützen muß. Die Jgnamwurzel ist schmackhafter, als die vom Manioc; allein die Neger vernachläßigen ihren Bau, weil sie nicht so reichliche Früchte bringt.

In der Regenzeit pflanzt man hier vier oder fünf Arten kleiner Bohnen, die unsern welschen Bohnen ähnlich sind. Es giebt mehrere Arten, von denen

denen man auf demselbigen Boden in einer Zeit von sechs Monaten drei Erndten halten kan.

Sie haben auch Erbsen, deren Stiele den Stämmchen unsrer wilden Erdbeere gleichen; sie ziehen sich, wie der Pinda, auf der Erde fort, und dringen auch durch Hölen in den Boden ein, an deren Enden die Erbsen sich befinden. Sie sind von Geschmack zwar sehr angenehm, aber für europäische Mägen sehr unverdaulich.

Melonen und Kürbisse verlangen fast gar keine Wartung. Spinat und Sauerampfer wachsen von selbst auf den Feldern. An den Wegen, und um den Dörfern her findet man Portulack, der dem unsrigen ähnlich ist.

Palma Christi wird auf den Feldern häufig gefunden. Der Toback scheint eins von den natürlichen Produkten des Landes zu seyn. Den Saamen davon werfen die Neger aufs Gerathewohl vor ihren Häusern und in ihren Gärten hin, wo er ohne weitere Pflege gedeihet. Einige nehmen, wie die Europäer, Schnupftoback, aber alle rauchen, und Männer so wohl als Weiber haben ihre Pfeifen von Thon.

Kohl, Rettiche, und fast alle europäische Hülsenfrüchte passen gut zum Boden, und auch die Eichorie komt hier gut fort.

In verschiedenen Provinzen bauet man türkischen Weitzen. Er wächst so schnell, daß man in sechs bis sieben Monaten drei Erndten auf demselbigen Boden hält. Weil aber die Einwohner keine Mühlen haben, so zerstossen sie die Körner in hölzernen Mörsern zu Mehl, machen einen Teig daraus, und backen ihn unter heißer Asche.

Dann und wann rösten sie sie, und essen sie alsdenn ohne weitere Zubereitung.

Im Königreiche Kakongo giebt es eine Art von Hirse, deren Stamm die Dicke eines Arms erreicht, und Halme trägt, die zwei bis drei Pfund schwer sind. Diese Pflanze ist dem Lande eigenthümlich, man findet sie auf unbearbeiteten Feldern, und nur wenige ziehen sie mit einiger Sorgfalt auf.

Den Palmbaum ziehen die Neger unter allen Fruchtbäumen seines mannigfaltigen Nutzens wegen allen übrigen vor. Er erreicht eine Höhe von vierzig oder funfzig Fuß, und sein Stamm ist funfzehn bis achtzehn Zoll dick. Er treibt gar keine Aeste, sondern nur einen Büschel von Blättern an der Spitze. Ehe diese Blätter sich ganz ausbreiten, sind sie wie weicher zarter Laktuk, von einem zuckerhaften und weinartigen Geschmack. Der Palmbaum trägt seine Frucht in Trauben, wovon eine jede Beere so groß als eine Nuß ist, und auch Palmnuß genannt wird. Diese Palmnüsse, deren Fleisch gelblich ist, lassen sich roh essen; gewöhnlich aber kocht man sie in siedendem Wasser, oder brät sie auf Kohlen, zerreibt sie dann, und drückt ein Oel daraus, womit man Speisen würzt, und den Leib salbt. Eine jede Nuß hat einen harten Stein, der einen von den Negern sehr geliebten

Kern in sich schließt. Man zieht auch aus dem Palmbaum einen Saft, den die Europäer Palmwein nennen. Man macht einen Einschnitt in den Baum selbst, und zwar an der Stelle, die durch die Frucht, ehe sie ausbricht, etwas aufgeschwellet wird; steckt in diesen Einschnitt ein Blatt, das wie eine kleine Rinne zusammen gewickelt ist, und läßt durch dieses Vehikel den Saft in eine fest gemachte Kalebasse laufen. Ein solches Gefäß befestigt man des Abends, und am folgenden Morgen ist es schon angefüllet. Dieser Saft ist das gewöhnliche Getränk der Reichen: er kühlt und erquickt die Brust, soll aber berauschen, wenn er in Uebermaaß getrunken wird. In wenigen Tagen wird der Palmwein sauer. Die Neger ziehen ihm nur allein den europäischen Brantewein vor.

Auch Cocosbäume findet man hier. Es scheint aber, als wenn der Cocosbaum in diesem Lande nicht einheimisch, sondern von Europäern aus Amerika nach Afrika gebracht ist, weil die Neger ihn Banga N'Putu nennen.

Der Bananasbaum, ist nicht so wohl ein Baum als eine Pflanze, deren Stamm eine Höhe von zwölf bis funfzehn Fuß erreicht, und acht bis zehn Zoll im Durchmesser hat. Die Frucht dringt Traubenförmig aus der Mitte des Stamms hervor, und wird von den Franzosen regime genannt. Eine jede Traube enthält hundert bis zwei hundert Bananasse, und eine jede Bananas ist ohngefähr einen Zoll dick, und acht oder zehn Zoll lang. Eine gute Traube also ist eine hinlängliche Last für einen gewöhnlichen Menschen. Ein jeder Baum trägt nur eine einzige Traube, und stirbt, wenn man ihm diese genommen hat. Man hauet daher den Baum ab, um seine Frucht einzusammeln; allein aus einem umgehauenen Stamm sprossen mehrere wieder hervor. Der Stamm selbst ist mit mehrern Lagen einer Rinde überzogen, aus welcher die Neger Seile verfertigen. Die Blätter des Baums haben sieben bis acht Fuß in der Länge, und achtzehn bis zwanzig Zoll in der Breite. Sie sind fast so zähe und fest, als unser Pergament, und lassen sich auf tausendfältige Art wickeln und beugen, ohne zu brechen. Man macht Sonnenschirme daraus, braucht sie aber doch vorzüglich als Deckel zu großen Töpfen und Gefässen.

Die Bananasfrucht ist das Brod der Reichen, wie die Maniocwurzel der Armen ihres ist.

Die Bananasfeige unterscheidet sich von dem jetzt beschriebenen Baume allein durch die Früchte. An beiden sind sie traubenförmig, aber an jener sind sie nur halb so lang; und haben weder denselben Geschmack, noch dieselbigen Eigenschaften. Die gewöhnliche Bananasfrucht ist ein Brod, die Bananasfeige hingegen eine köstliche Frucht. Das Fleisch von jener ist hart und mehlig, von dieser aber weich und saftig.

Der Lolobaum erhebt sich zu einer Höhe von fünf und zwanzig bis dreissig Schuhen bei einer verhältnißmäßigen

gen

gen Dicke des Stamms. Man giebt sich gar keine Mühe, ihn zu pflanzen; die Saamenkörner der Frucht aufs gerathewohl hingeworfen, bringen ihn in großer Menge in der Nachbarschaft der Dörfer hervor. Er giebt seine Frucht aus dem Stamm und den Blättern, ohne Blüten zu treiben, und stirbt bei der geringsten Verletzung seiner Wurzel. Seine Frucht, die die Neger Bolo und die Franzosen Papaye nennen, hat einen angenehmen und zuckerhaften Geschmack; sie ist sowohl der Farbe, als der Größe nach, den grünen Melonen sehr ähnlich, ihr Geschmack ist aber verschieden, und sie enthält auch eine große Menge von Körnern.

Orangen- und Citronenbäume kommen vortreflich unter diesem Himmelsstriche fort; allein man vernachläßigt ihren Anbau gänzlich, und sieht deswegen auch nur einige wenige in der Nachbarschaft der Dörfer.

Der Cazu ist eine Frucht von der Größe einer Melone, die funfzehn bis zwanzig lange röthliche Kerne enthält, ohngefehr so groß und gestaltet, als Taubeneyer. Sie sind sehr mehligt und nahrhaft.

Die *Tonga* ist eine länglichte Frucht, von der Größe eines Eys, die eine Menge von Körnern in sich schließt, die Linsen gleichen. Funfzig bis hundert wächsen auf einem zwei bis drei Fuß hohen Stamm.

Die *Comba* unterscheidet sich von der Tonga allein dadurch, daß sie nicht rund, sondern platt ist.

Im Königreiche Kakongo findet sich ein Baum, der ohngefähr zehn Fuß hoch ist, und in der trocknen Jahrszeit Erbsen trägt, die von den unsrigen, so wohl was die Hülsen als was die Erbsen und deren Geschmack betrift, wenig verschieden sind.

Die **Tomate** ist eine kleine Frucht von der Größe und Farbe einer Kirsche. Die Neger brauchen sie an ihren Speisen, wie wir die Zwiebeln, allein mehr zum Ausfüllen, als zum Würzen. Sie nimt den Geschmack einer jeden Brühe an, theilt ihr aber keinen mit, weil sie durchaus unschmackhaft ist. Sie wächst auf einer kleinen Staude.

Der **Pimentbaum** ist eine Staude, die vier bis fünf Fuß hoch wird. Ihre Blätter, die den Blättern des Granatbaums ähnlich sind, haben die schönste grüne Farbe. Die Frucht ist ein dem Haber ähnliches Korn, nur etwas größer, und brennend roth. Sie ist der Pfeffer des Landes, aber so stark, daß sie den Europäern Zunge und Gaumen verbrennet, und so gar die Haut abschält.

In einigen feuchten und sumpfigten Gegenden findet sich Zuckerrohr, welches dem Domingischen völlig ähnlich ist. Die Neger lassen es sich gar nicht einmal einfallen, es anzubauen, sondern saugen nur aus dem, was sie finden, den Saft aus.

Auf den Feldern siehet man auch Basilick, der, außer daß er bis zu acht Fuß hoch wird, dem unsrigen völlig gleicht.

Der

Der Baumwollenbaum ist eine Staude von fünf bis sechs Fuß. Sie trägt große grüne Früchte, die mit weicher Wolle eine Linie hoch umkleidet sind. Wenn die Frucht reif ist, so öfnet sie sich, und zeigt mehrere Reihen von Körnern, ist aber übrigens zu nichts zu gebrauchen. Die Neger lassen die Baumwolle, die in Ansehung der Güte der amerikanischen nichts nachgeben würde, ungenutzt.

In den Gegenden die hier beschrieben werden, sind keine Reben, aber es finden sich welche in mehrern Provinzen jenseits des Zaire.

Die Fruchtbäume tragen oft Blüten und Früchte zugleich, und in allen Jahrszeiten. Die meisten pflanzen sich durch Absenker, auch in dem dürresten Boden, und in der trockensten Jahrszeit fort.

Die Bäume in den Wäldern sind alle Jahrszeiten durch mit Blättern bekleidet, und die alten fallen ab, um den neuen Platz zu machen.

Im Königreiche Jomba, das Loango gegen Norden liegt, ist ein Wald von rothem Färbeholze. Allein unter der zahllosen Menge ganz verschiedener Arten von Bäumen, findet sich keine einzige, die den in Europa bekannten ähnlich wäre. Einige sind von einer so ungeheuren Größe, daß man sie in der Ferne ehe für Thürme, als für Bäume halten solte, andere darunter haben ein sehr hartes Holz, und unter diesen findet sich einer, der einige Monate nachher, wenn er umgehauen ist, so hart wird, daß man Amboße daraus macht. Vergebens würde man sich bemühen, in dieses Holz einen Nagel einzutreiben.

Zahmes Vieh, als Schweine, Ziegen und Schafe, halten sich die Eingebornen nur in kleiner Anzahl. Ihre Schweine sind kleiner als die unsrigen; ihre Ziegen geben keine Milch, und ihre Schafe haben nicht solche Wolle, wie die europäischen, denen sie übrigens ähnlich sind.

Sie haben Enten, die Büsche auf dem Kopfe tragen, und zweimal so groß sind, als die unsrigen. Ihre Hühner hingegen, deren Eyer sie nicht essen, sind sehr klein.

Es giebt in diesem Lande Hunde so wohl, als Katzen. Die letztern haben einen längern Schwanz, als die unsrigen.

Einer Sage nach schenkte der König von England vormals dem Könige von Loango zwei Pferde von verschiedenem Geschlechte, denen aber auf Befehl des letztern die Freiheit geschenkt wurde. Von dieser Zeit an sollen sie in den Wäldern und auf den Feldern wild herumgelaufen, und auch fruchtbar gewesen seyn. Eins, was man nachher dann und wann noch bei Loango sahe, war das letzte seiner Art; alle übrigen sind entweder vor Alter gestorben, oder von den Tiegern zerrissen worden.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

49tes Stück.

Montag, den 18ten Junius 1781.

## Kurze Nachricht von Loango, Kakongo und andern Königreichen in Afrika.

(Fortsetzung.)

Auf den Feldern lebt eine große Menge von allerlei Arten von Thieren, vierfüßige, Geflügel und Insekten. Hasen und Kaninchen findet man gar nicht; aber von Rebhühnern wenigstens drei Arten. Einige von diesen haben die schönste rothe Farbe; alle sind so groß als unsere Hühner.

Die Wachteln und Lerchen unterscheiden sich durch nichts von den Europäischen.

Von Tauben giebt es nur eine Art; ihr Gefieder ist grün, ihre Füße, Schnäbel und Augen aber haben eine feine rothe Farbe.

Auch sieht man hier einen Vogel, der ohngefähr von der Größe und Form eines jungen indianischen Huhns ist, der aber einen größern Kopf, und statt des Kamms ein durchlöchertes Horn auf dem Kopfe hat.

Die Adler gleichen denen, die man auf den Jahrmärkten in Frankreich zeigt, und die Raben unterscheiden sich von den europäischen gar nicht.

Es giebt eine große Menge anderer Raubvögel, und auch viele Nachtvögel. Die Eule ist so groß, als ein indianisches Huhn, und der Kukuck etwas größer als der europäische, auch eben so befiedert, hat aber einen ganz andern Gesang. Das Männchen fängt mit Ku, Ku, Ku : : : : an, und steigt stets um einen Ton höher.

Die Schwalben sind den europäischen gleich, nur ist ihr Flug gleichförmiger. Die Sperlinge sind sehr zahlreich, etwas kleiner wie die unsrigen, und haben auch feinere Federn, die wie Atlas glänzen.

Die Heuschrecke, die so groß wie ein kleiner Vogel ist, macht ein durchdringendes unangenehmes Gekreisch. Im Fluge rauscht sie mit ihren Flügeln so sehr, als wenn ein Raubvogel daher flöge.

Ein anderes Insekt, von der Größe eines Maikäfers, ist in diesem heißen Himmelsstrich von dem allergrößten Nutzen. Es ist der Reiniger des Landes, und arbeitet unermüdet, um alle Unsauberkeiten zu sammeln, die

die Luft verderben kõnten. Es formt allen Unrath in kleine Kugeln, und steckt sie in Löcher, die es selbst ziemlich tief in die Erde gegraben hat. Dieses Insekt vervielfältigt sich außerordentlich stark.

Der Leuchtkäfer zeigt sich des Nachts, und verbreitet einen sehr hellen Schein. In Ansehung der Größe und übrigen Form, die Flügel ausgenomen, ist er nicht sehr von unsern Johanniswürmern unterschieden.

In dem Grase des Feldes hält sich eine zahllose Menge von Ratzen auf, die nicht alle von einerlei Art, und wovon die größten so groß, als unsere Katzen sind. Es giebt auch Frösche und Kröten, die die europäischen an Größe übertreffen. Eine gewisse Art von Schnecken ist Arms dick.

Die Elephanten in diesen Ländern sind etwas kleiner, als die gewöhnlichen. Die Neger bezähmen und fangen sie niemals. Alle Zähne, die sie den Europäern verkaufen, werden in den Wäldern gefunden. Das Elfenbein aus Loango wird seiner vorzüglichen Feinheit und Weiße wegen sehr gesucht.

Der hiesige Löwe gleicht denen von mittlerer Größe, die man in Europa sieht.

Vom Tiger giebt es zwo Arten, die Tigerkatzen nicht einmal mitgerechnet, die die Feldmäuse, junge Vögel, und oft Hühner und Enten verzehren. Die Tiger von der ersten Art, nennt man Tiger des Waldes, und die von der andern, Tiger des Feldes, von den Plätzen, wo sie ihren Raub suchen.

Die Feldtiger sind ungefähr so groß, als unsere größten Hunde. Diese machen Jagd auf Ratzen und andere Thiere, die sich in die Gräser und Kräuter verstecken. Sie nähern sich dann und wann des Nachts den Hütten, um Geflügel und andere Hausthiere wegzufangen; beim Anblick eines Menschen aber nehmen sie die Flucht. Der Waldtiger ist viel stärker und höher, als diese. Er greift die größten Thiere, Hirsche und Büffel an. Wenn dies reissende Thier vom Hunger angegriffen wird, so verläßt es die Wälder, und umläuft die Dörfer, um Hunde, Schweine, Schafe und Ziegen zu fangen; ja es greift auch den Menschen an, wenn es ihn allein und ohne Waffen sieht.

Der Büffel gehört nicht, wie in Sina, zu den Hausthieren. Er ist wild und unbändig, und irrt in den Wäldern und Einöden herum. Er ist etwas höher und größer, als unsere Ochsen, von denen er sich übrigens wesentlich nicht unterscheidet.

Er flieht nicht vor dem Jäger, der auf der Stelle des Todes ist, wo er seinen Feind verfehlt, und nicht gleich Gelegenheit hat, auf einen Baum zu klettern.

Die wilden Schweine vermehren sich nicht stark. Sie nähren sich von den Wurzeln der Bäume, und von zarten Hölzern. Sie sind kleiner und weniger wild, als unsere europäischen.

Dasjenige Thier, was die Neger einen wilden Hund nennen, ist dem Wolfe

Wolfe in Frankreich sehr ähnlich. Großen Thieren stellt er nicht nach, und wenn er keine andere Nahrung hat; so frißt er Wurzeln und Gräser, wie die Ziegen.

Die Affen ziehen sich gewöhnlich in das Innere der Wälder zurück, und man sieht sie nur auf den höchsten Bäumen. Sie fliehen, wenn sie verfolgt werden, mit großer Geschwindigkeit.

Die Neger suchen sie lebendig zu fangen, um sie den Europäern verkaufen zu können. Die Kunst sie zu fangen besteht gemeiniglich darin, daß man an den Füßen der Bäume, auf welchen sie sich aufzuhalten pflegen, Früchte hinsetzt, nach denen sie gierig sind, und daß man unter diesen Schlingen versteckt. Es giebt in den Wäldern große Affen, die vier Fuß hoch sind.

Rehböcke und Dannhirsche sind nicht selten in den Wäldern, und den europäischen ganz ähnlich. Die Hirsche aber sind kleiner als die unsrigen, und haben kein Geweihe.

Man sieht oft auf den Feldern einen Hirsch, den seine Kleinheit merkwürdig macht. In allen übrigen ist er dem vorher erwähnten Hirsche ähnlich. Er ist ohngefähr so groß, als ein Hase; aber länger, und verhältnißmäßig schmäler; und ohngefähr zwölf bis funfzehn Zoll hoch. Ungeachtet er sehr schnell im Laufe ist, so fängt man ihn doch dann und wann mit der Hand. Sein gewöhnlicher Aufenthalt und Zufluchtsort ist das hohe Gras auf den ungebaueten Feldern. Wenn die Neger ihn wahrnehmen, so umschließen sie erst einen größern Raum, und ziehen sich endlich so sehr zusammen, bis sie das kleine Thier fangen. So bald er sich umringt sieht, läßt er sich ruhig greifen. Er überlebt aber den Verlust seiner Freiheit nicht lange, und stirbt entweder bald vor Traurigkeit, oder tödtet sich auch selbst an den Seiten des Kefigts, worin man ihn gefangen hält. Sein Fleisch giebt ein wohlschmeckendes Gericht.

Die Fortsetzung folgt künftig.

---

## Nachricht von der Hamburgischen Handlungsakademie durch deren Vorsteher J. G. Büsch, Professor am Hamburgischen Gymnasium und C. D. Ebeling, Mag.

Dieses Institut, welches seit 1768 fortdauert, wird von nun an von den Vorstehern desselben nach folgender unter dem Beirath vier der angesehensten Handlungshäuser dieser Stadt, nemlich:

Herr Persent und Dorner.
Herr John Hanbury und Sohn.
Herr Johannes Schuback.
Herr Poppe, de Chapeaurouge und Compagnie.

festgestellten Einrichtung fortgesetzt werden. Eben diese Herren haben sich auf Ersuchen der Vorsteher auch geneigt erklärt, vor der Hand so weit es ihre übrigen Geschäfte verstatten, von

Zeit zu Zeit das Institut zu besuchen, den Lehrstunden beizuwohnen, sich die Proben des Fleisses und die Conduitenlisten der Eleven vorlegen zu lassen, von dem ökonomischen Zustande Einsicht zu nehmen, und überhaupt bei etwan nöthigen Abänderungen des Plans, **besonders in Ansehung des Handlungsunterrichts**, auch bei andern das Institut betreffenden wichtigen Vorfällen, mit ihrem Gutachten Rath und Zeugnisse den Vorstehern an die Hand zu gehen.

Der **Zweck** dieses Instituts ist überhaupt, einen Jüngling zu einem Manne vorzubereiten, der **wichtigen Geschäften des bürgerlichen Lebens** gewachsen ist. Die **nähere Absicht** ist die **Vorbereitung** eines einsichtsvollen Kaufmanns. Hiezu dienen Prof. Büschs Vorlesungen über die **Grundsätze und Geschichte der wichtigsten Handlungsgeschäfte**, von welchen seine Schriften über die Handlung eine Vorstellung geben. 2) Der Unterricht eines **Kaufmanns** von Einsicht und Erfahrung, welchen die Eleven drei Abende jeder Woche genießen, nachdem sie durch häufige Rechenstunden und andere Lektionen (gewöhnlich das erste Jahr lang) dazu vorbereitet worden. Die **doppelte italiänische Buchhaltung** dient bei jenem Unterrichte zum Leitfaden, nach welchem von dem Gange aller Handlungsgeschäfte, Wechselnegocien, Calculationen, Assuranzen, Zöllen u. a. m. von deren Verbindung und von der dabei zu nehmenden Vorsicht, dienliche Erläuterungen gegeben, und dazu die neuesten Vorfälle in der Handlung genutzt werden. 3) Zur **kaufmännischen Kenntniß der im Handel am** meisten vorkommenden **Waaren** geben geschickte Mackler mit Vorzeigung derselben Anleitung, wobei **Bohns Waarenlager** genutzt wird. 4) Die **Handlungsrechte** lehrt Herr **Normann**. 5) 6) Der **historische, geographische und statistische** Unterricht Mag. **Ebelings** und Hrn. **Normanns** bezieht sich vorzüglich auf das, was den Kaufmann interessirt. Sie brauchen bisher dabei **Büschings** Auszug und **Achenwalls Staatenhistorie**. 7) Die Geographie und Geschichte der Länder außer Europa lehrt Mag. **Ebeling**. 8) P. **Büsch** lehrt die **neueste Weltgeschichte** nach seinem **Grundrisse**. Hamburg 1781. 9) Aus allen Theilen der **Mathematik** lehret Prof. **Büsch** das Faßlichste für die Geschäfte eines Kaufmanns und überhaupt für das bürgerliche Leben brauchbarste, zum Theil nach seinem **Handbuche**; so auch die Hauptwahrheiten der **Naturlehre**, und erläutert und bestätigt alles mit den nöthigen Experimenten. 10) Aus den **ökonomischen Wissenschaften**, aus der **Naturhistorie** erklärt Herr **Normann** das nöthige, nebst den in den Staaten sich auf die Handlung beziehenden Einrichtungen, nach **Büschings Vorbereitung** rc. 11) **Derselbe** lehrt zum Theil nach **Beckmanns Technologie** die **Kenntniß der Handwerker und Fabriken**, wobei hiesige Manufakturen fleißig besucht werden. 12) Nach Beschaffenheit

heit der Fähigkeiten und Neigungen der Eleven hält Prof. **Büsch** besondere Vorlesungen über **Staatswirthschaft und Finanzwissenschaft**; so auch M. **Ebeling** über die **Statistik und ältere Historie.** 13) Die **Rechenkunst** lehrt Herr **Reimer** nach seiner **Anweisung.** 14) Von den **Sprachlehrern** werden sonderlich M. **Ebelings** für dies Institut veranstaltete englische, französische und italiänische **Sammlungen** zum Grunde gelegt. 15) Den **Uebungen im Styl** widmet M. **Ebeling** einige Stunden; wie auch 16) der **Kenntniß der besten Bücher.**

Die Lehrstunden sind so geordnet, daß jeder Eleve, zu welcher Zeit er eintritt, nach seinen Fähigkeiten und Bestimmung hinlängliche Beschäftigung findet. Die meisten Lektionen dauern beständig fort; mit andern wird alle Sommer- und Winterhalbejahre abgewechselt. Die Vertheilung des wissenschaftlichen Unterrichts ist auf zwei Jahre eingerichtet, in welcher Zeit auch die Mathematik, Naturlehre, Historie, Geographie u. s. w. vollständig durchgegangen werden. Eine kürzere **Zeit des Aufenthalts** läßt sich für diejenigen nicht bestimmen, welche den Unterricht in so vielen Kenntnissen gehörig nutzen wollen, und auch diese setzt einen nicht ganz unvorbereiteten und fleißigen Jüngling voraus. Die Zahl der Lektionen richtet sich nach der Anzahl der Eleven, der zufolge mehr Klassen, als im Lektionsverzeichnisse angezeigt sind, errichtet werden. Privatstunden in obgenannten Wissenschaften und Sprachen finden als ganz entbehrlich nicht Statt.

Musik, Tanzen und andere Leibesübungen gehören nicht in den eigentlichen Plan des Instituts. Dieses besorgt jedoch den von den Eltern mit Gutheissung der Vorsteher darin bewilligten Unterricht für die Eleven und berechnet die Kosten. Doch dürfen von Leibesübungen nicht mehrere zugleich, und Fechten und Reiten nicht in den ersten anderhalb Jahren getrieben werden, weil in dieser Zeit die Eleven dadurch allzusehr in ihren wichtigern und zweckmäßigern Beschäftigungen gestöret würden.

Die Handlungsakademie hat bisher 180 Eleven aus allen europäischen Nationen gehabt, und ist im Stande gewesen, die guten Absichten der meisten zu erfüllen. 1) Viele Söhne angesehener Kaufleute sind bei uns angeleitet worden, daß sie ihren Vätern in der Korrespondenz, im Buchhalten und andern wichtigern Diensten vorzüglich nützen konten. 2) Diejenigen, welche bestimt waren, auf fremden Contoren zu dienen, sind auf diesen Zweck so vorbereitet, daß sie gleich in den ersten Jahren sowohl besser dienen, als auch lernen konten, als ohne solche Vorbereitung möglich war. Sie lernten Geschäfte, die auf dem Contore nur theilweise vorkommen, und deswegen schwer zu durchschauen sind, in einer Verbindung calculiren und das Resultat davon deutlich einsehen. 3) Verschiedene, die nicht zur Kaufmannschaft bestimt waren, setzten hier ihre Studien zweckmäßig fort, besuchten zum Theil

die Vorlesungen im hiesigen berühmten Gymnasium und trieben in dem Institute lebende Sprachen; zugleich erwarben sie sich von Handelsgeschäften diejenigen Kenntnisse, ohne welche auch ein Gelehrter nicht fortkommen kan, wenn er in dem Dienste des Staats zum Finanzwesen gezogen wird, oder in wichtigen Privatgeldgeschäften, oder zu solchen Geschäften brauchbar seyn will, wo es der Staatsmann mit dem Kaufmann zu thun hat. Unter diesen waren manche Adeliche.

Von den Bemühungen, die Sitten der Eleven zu bilden, geben die gedruckten Vorschriften ihres Verhaltens die Vorstellung. Diesen Gesetzen müssen alle Eleven stets unterworfen seyn. Da das Institut nur der Bildung edeldenkender Jünglinge gewidmet ist, so darf keiner in demselben geduldet werden, der durch gute Beispiele und Ermahnungen nicht gelenket werden kan, oder der sich von der Unterwürfigkeit unter die Gesetze loszumachen sucht. Ueber das sittliche Betragen und den Fleiß der Eleven halten alle Aufseher und Lehrer ihre Tagebücher, aus welchen eine allgemeine Conduitenliste gemacht und so oft es nöthig ist, den Eltern zugeschickt wird. Besonders machen die Vorsteher selbst eine tägliche Aufmerksamkeit auf das Betragen der Eleven sich zur gewissenhaften Pflicht.

In Ansehung der Religion ist man bemüht, da die Eleven von mehreren christlichen Gemeinen sind, Verträglichkeit zu erhalten, zugleich aber Religionsmengelei und Freidenkerei zu verhüten; daher werden a) alle zu ihrem Gottesdienste des Sonntags angehalten, und die von fremden Religionen ihren hier lebenden Herren Geistlichen empfohlen. b) Die, welche katholischer oder griechischer Religion sind, bekommen Fastenspeisen an allen dazu bestimten Tagen. c) Diejenigen Lutheraner, welche noch eines fortgesetzten Unterrichts bedürfen, werden vom Hn. Candidat Bar unterrichtet. d) Alle Protestanten aber wohnen der Morgenandacht bei, worin sie von den Vorstehern und Aufsehern über die Hauptgegenstände der Religion und Moral belehret werden.

Die Eleven wohnen mit Hn. Ebeling, den übrigen Aufsehern, und den nöthigen Mannsbedienten in einem dazu erbauten Hause hinten an dem Garten von Prof. Büschs Wohnhause, welcher in dem Hause des Instituts jetzt seinen täglichen Aufenthalt für die ihm von den Geschäften seines Amts freie Zeit genommen hat. Die Küche und der Tisch sind in dem Vorderhause, in welchem ein geräumiger Saal zum Speisen und gesellschaftlichen häuslichen Unterhaltungen angelegt worden. Für gute gesunde Speise, Reinlichkeit der Zimmer, Betten und des Tischgeräthes, ingleichen für nöthige Aufwartung wird alle nur mögliche Sorge getragen.

Die Vorschüsse der nöthigen Nebenausgaben besorgt das Institut, unter der Bedingung, daß sie auf eingegebene Rechnung alle Vierteljahr wieder erstattet werden, und daß die Eleven von sonst niemand Gelder bekommen. Um die genaueste Ordnung in

in ihrer Oekonomie zu erhalten, werden keine Rechnungen von Kaufleuten und Handwerkern angenommen, wenn nicht einer der Vorsteher in den deswegen zu haltenden Contrebüchern seine Einwilligung zu jedem Artikel gegeben hat. Aller kostbare Aufwand in Kleidungen, Belustigungen u. s. w. ist den Absichten des Instituts und jeder guten Erziehung gänzlich zuwider, und die Vorsteher erwarten der Eltern ernstliche Unterstützung, um hierüber halten zu können.

## Bedingungen.

1) Die **Kosten** für den oben erwähnten öffentlichen Unterricht, für die Wohnung, Tisch nebst Wein, Frühstück und Thee, Feurung in den Lehrzimmern, Licht und Aufwartung betragen jährlich 1000 **Mark grob Courant**, oder nach dem gewöhnlichen Cours etwa 135 Dukaten. Es wird vierteljährig vorausgezahlt. Das jährliche Trinkgeld für alle Bedienten ist 15 Mark. Ausserdem sind nicht die geringsten Nebenkosten, die das Institut betreffen. Bei der Abreise schenkt jeder Eleve ein Buch in die Bibliothek.

2) Zwei Eleven wohnen in geräumigen Zimmern zusammen, und jeder hat sein besonderes Bett, Commode und Kleiderschrank. Verlangt jemand ein eignes größeres Zimmer für sich, und soll das Institut die Heitzung desselben, nebst Wäsche, Frisur u. s. w. besorgen, so muß ein höherer Preis der Pension verabredet werden.

3) Die **Söhne hiesiger Einwohner**, welche alle Lehrstunden besuchen, ohne Wohnung und Tisch im Institut zu haben, bezahlen jährlich 300 Mark Courant.

4) Die Vorsteher bitten sich gleich Anfangs bestimmte Nachricht aus, welche Summe die Eltern glauben zu den **Nebenausgaben** für Kleidung, Wäsche, Taschengeld u. s. w. bewilligen zu können; worauf ihnen ein Verzeichniß dessen zugesandt wird, was sich davon nach den wohlfeilsten hiesigen Preisen der Dinge bestreiten läßt.

5) Die Eltern und Vormünder, welche ihre Söhne und Pupillen aus der Akademie herausnehmen wollen, verbinden sich, **drei Monate vorher bei der Pränumeration der letzten Quartalspension aufzukündigen**; widrigenfalls aber, wenn die Aufkündigung mitten im Quartal geschähe, die volle Pension für ein neues Vierteljahr zu bezahlen. Ist diese Aufkündigung gehörig geschehen und der Eleve soll noch länger wieder in dem Institute bleiben, so werden die Kosten für die übrige Zeit bis zu dem Tage seiner Abreise auf dem Fuß der ordentlichen Pension berechnet.

6) Alles was die Eltern in Ansehung der Eleven den Vorstehern zu melden haben, werden sie, um allen Mißverständnissen vorzubeugen, diesen schriftlich mittheilen, so wie diese ihnen die nöthigen Nachrichten von dem Betragen und dem Fortgange der Ihrigen zu schreiben sich verbinden.

Lektions-

# Lektionsverzeichniß.

| | Montag und Donnerstag. | Dienstag und Freitag. | Mittwochen u. Soñabend. |
|---|---|---|---|
| 8. | Examen und Wiederhohlung, besonders im Rechnen. (P. Büsch.) | Religion für die jüngeren Protestanten. (Hr. Candidat Bar.) Kenntniß der besten Bücher für Kaufleute. (M. Ebeling, im Sommer.) Handlungsrechte. (Herr Normann, im Winter.) | Freie Uebungen in lebenden Sprachen. (P. Büsch.) |
| 9. | Kommerzgeographie und Handlungsgeschichte der europäischen Staaten. (M. Ebeling und Hr. Normann.) | Kommerzgeographie und Handlungsgeschichte der europäischen Staaten. (M. Ebeling und Hr. Normann.) | Italiänisch. Französisch 2 Klasse: Ausarbeitungen. |
| 10. | Uebungen im deutschen Styl. (M. Ebeling.) Französisch 3 Klasse: Mündliche Uebersetzung eines deutschen Buchs. | Mathematik und Naturlehre für Kaufleute. (P. Büsch.) Wiederholung der Geographie und Geschichte für Anfänger. (Hr. Ebeling u. Hr. Normann.) | Technologie. (Hr. Normann, im Sommer.) Vorlesungen über Büschings Vorbereitungen. (Hr. Normann, im Wint.) |
| 11. | Technologie. (Hr. Normann, im Sommer.) Vorlesung über Büschings Vorbereitung. (Derselbe im Winter.) Schreiben. | Kommerzgeographie und Geschichte der Länder ausser Europa. (Mag. Ebeling.) | Kommerzgeographie und Handlungsgeschichte der europäischen Staaten. (M. Ebeling und Hr. Normann.) |
| 12. | Handlungsrechte. (Hr. Normann, im Winter.) Rechnen. Französische Sprechstunde und Lesung der Mélanges. | Deutsch. 1. Klasse. Rechnen. Englisch 1 Klasse: Ausarbeitungen. | Französisch 1 Klasse: Grammatik und Lesung der Mélanges. Französische Sprechstunde und Ausarbeitungen. |
| 1. | Grundsätze und Geschichte der Handlung (P. Büsch im Som.) Neueste Weltgeschichte. (Derselbe im Winter.) Deutsch. 3 Klasse. | Rechnen. Englisch 2 Klasse: Grammatik und Lesung der Miscellanies. | Uebungen im deutschen Styl. (M. Ebeling.) Rechnen. |
| 4. | Englisch: Lesung der Miscellanies. Schreiben. | Waarenkenntniß bei Mäklern, im Sommer. Holländisch, im Winter. Schreiben. | Englisch: Lesung der Miscellanies. Deutsch. 2 Klasse. |
| 6. | 6 = 8. Praktischer Unterricht im Buchhalten und andern Contorarbeiten. 6 = 7. Rechnen. | Rechnen. | 6 = 8. Praktischer Unterricht im Buchhalten und andern Contorarbeiten. 6 = 7. Rechnen. |
| 7. | Deutsch 3 Klasse. | Französische Uebungen in der Kaufmännischen Korrespondenz. Schreiben. | Rechnen. |

Obiger Unterricht wird itzt (1781) von 14 Lehrern und Sprachmeistern gegeben, und die Stunden sind unter die Eleven nach ihren verschiedenen Fähigkeiten und Zwecken vertheilt. Des Donnerstags Nachmittags sind keine bestimte Lehrstunden.

Hannoverisches Magazin.

50tes Stück.

Freitag, den 22ten Junius 1781.

## Kurze Nachricht von Loango, Kakongo und andern Königreichen in Afrika.

(Fortsetzung.)

Die Wälder sind noch mehr, als die Fluren, mit einer unzähligen Menge von Vögeln angefüllt, die die reizendsten Farben haben. Ihr Gesang aber ist nur schwach und abgebrochen; selbst die Nachtigall, die sonst größer, als die unsrige ist, zwitschert nur.

Fasanen und Perlhühner sind sehr gemein. Große und kleine Papageien sind eben so wenig selten.

Man hat zwo Arten von Turteltauben. Die eine ist nicht größer, als eine Amsel, und aschgrau. Die andere ist in allem der unsrigen gleich.

Die hohlen Bäume in den Wäldern, sind der Aufenthalt der Bienen. Ihr Honig ist fürtreflich. Die Neger thun sich recht was damit zu gute: sie saugen den Honig aus, und werfen das Wachs weg. Sie ersticken die Bienen nicht, um ihren Honig zu erhalten, sondern zünden Feuer unter dem Baume an, wo sie wohnen. Der Rauch jägt sie alsdenn fort; und wenn sie beraubt sind, ziehen sie entweder in denselben Baum wieder ein, oder suchen auch anderswo eine Wohnung.

Es giebt in diesen Gegenden mehrere Arten von Ameisen. Die eine Art ist viel größer, als die unsrigen, und eben so vorsichtig, als arbeitsam. Um sich gegen die Ueberschwemmungen in Sicherheit zu setzen, bauen sie sich Häuser von Thonerde, die fast so hart als Steine werden. Aus diesen Wohnungen der Ameisen, machen die Neger kleine Kohlbecken, die unsern irdenen sehr ähnlich sind.

In den dicksten Wäldern finden sich viele Schlangen. Die gemeinste ist die Schlange *Boma*, die funfzehn Fuß lang, und verhältnißmäßig dick ist. Es giebt aber noch viel größere. Die Neger verzehren die Schlangen, die sie tödten; und das Fleisch davon ist nicht übel.

Die Flüsse enthalten trefliche Fische in großer Menge; besonders gut sind die, welche man im Zaire fängt. Auch giebt es in diesen Gegenden fischreiche Seen.

An den Küsten von Loango hält sich ein gefährlicher Fisch auf, der den europäischen Schiffern oft vielen Schaden zufügt. Sein Kopf ist dreimal so groß, als der Kopf eines Ochsen, und er scheint ein Vergnügen darin zu finden, den Boden von Barken und Canoten einzuschlagen. Er schwimmt dahin, wo Schiffe zu ankern pflegen, hebt hierauf seinen Kopf aus dem Wasser, und wenn er alsdenn ein Canot wahrnimt, so wirft er sich mit der größten Gewalt dagegen, stößt den Boden mit einem einzigen Schlage seines Kopfes durch, und ergreift darauf die Flucht. Pirogen fällt er niemals an, gleichsam, als wenn diese für ihn zu klein wären.

Die Fischernetze der Neger sind wie die Netze unserer Fischer gearbeitet. Sie machen sie aus einem Stoffe, der unserm besten Hanfe nichts nachgeben würde, und den sie entweder aus dem Bananasbaume, oder aus den Rinden einiger andern Bäume zubereiten.

Sie salzen ihre Fische nie ein; entweder trocknen sie sie an der Sonne, oder noch öfterer räuchern sie sie.

Die Völker dieser Gegenden wohnen, wie wir, in Dörfern und Städten. Die Familien zerstreuen sich nicht, wie bei uns; in Dörfern und Städten findet man eine große Menge von Hütten, und in diesen Hütten eben so viele Familien, die von ihren Häuptern regiert werden. Eine Familie, die zu eingeschränkt ist, und mit der benachbarten sich nicht gerne verbinden will, kan den ersten den besten leeren Platz einnehmen, und eine Hütte darauf bauen. Alles dieses ist das Werk eines einzigen Tages in einem Lande, in welchem der Hausvater mit Hülfe seines Weibes und seiner Kinder, auf einmal sein Haus und alle seine Meublen fortbringen kan.

Die Häupter der Familien sind die ersten Richter oder die erste Instanz. Die Gesetze erlauben es einer Frau nicht von dem Ausspruch ihres Mannes, und einem Sohne nicht, von dem Urtheile seines Vaters zu appelliren; auch denken sie gar nicht einmal daran. Man kan sich aber von dem Haupte einer Familie an den Vorsteher einer Provinz, und von diesem an den König wenden.

Es sind diese Länder nicht allenthalben gleich stark bevölkert. Am häufigsten findet man Städte und Dörfer an den Ufern von Flüssen, Bächen, Quellen und Seen.

Die Städte sind eigentlich nur große Dörfer; sie unterscheiden sich von den letztern blos dadurch, daß sie eine größere Anzahl von Einwohnern in sich fassen. Das Gras wächst darin, wie in den Dörfern, und die Straßen sind weiter nichts, als enge Fußsteige.

Die Bürger sind den Bauern durchaus ähnlich: sie kleiden sich nicht besser, und wohnen nicht bequemer, als diese.

Ihre Wohnungen sind kleine Hütten, aus Binsen oder künstlich durch einander geflochtenen Zweigen und Reisern gemacht. Das Dach besteht

aus

aus bloßen Baumblättern; sie ziehen die Palmblätter allen übrigen vor, weil diese mehrere Jahre dem Regen und den Angriffen des Wetters widerstehen können. Man kennet gar keine Fenster.

Wer ein Haus braucht, geht mit seinem Weibe und seinen Kindern auf den Markt, kauft eins, was ihm ansteht, und ein jeder nimt alsdenn ein Stück, was er seinen Kräften nach tragen kan. Man richtet es auf, und befestiget es an tief in die Erde getriebenen Pfälen.

Eine solche Hütte sieht wie ein umgekehrter Bienenkorb aus.

Die Reichen haben dann und wann Hütten, die sehr künstlich gearbeitet, und inwendig mit Matten von verschiedenen Farben behangen sind; denn andere Tapeten kennen sie nicht.

Der Pallast des Königs von Loango bestehet aus nicht mehr als fünf oder sechs Hütten, die etwas größer, als die vorher beschriebenen sind.

Die Neger, welche längst den Seeküsten wohnen, und mit denen allein die Europäer Gemeinschaft haben, haben einen Hang zur Betrügerei und zu Ausschweifungen, allein hieraus läßt sich gar nicht schließen, daß Trug und zügelloses Leben allen Negern gemeinschaftlich sind.

Die Missionarien melden uns folgendes von dem Charakter, Tugenden und Lastern dieser Völker.

Sie sind, im ganzen genommen, unthätig; aber doch nicht aller Anstrengung unfähig. Die Trägheit des Körpers ist bei ihnen gewöhnlich eine Begleiterin der Trägheit des Geistes. Allein dies Laster ist doch kein nothwendiges und eigenthümliches Laster des ganzen Volks, weil es sich sogar in dem schwächern Geschlechte nicht findet.

Die Weiber werden von ihrer Kindheit an zu den beschwerlichsten Arbeiten des Feldbaues angehalten, und verrichten sie daher auch mit unermüdetem Eifer.

Uebrigens besitzen diese Völker einen geraden und durchdringenden Verstand, und sind mit einem glücklichen Gedächtnisse begabt. Gegen die Geschichte sind sie gleichgültig, und suchen das Andenken der Thaten ihrer Voreltern nicht zu erhalten; auch zählen sie die Zahl ihrer Lebensjahre nicht.

So wohl die Männer als die Weiber, reden und singen gern, und erstere suchen sich vorzüglich die Zeit mit Mährgen oder mit Gesprächen über die nichtswürdigsten Gegenstände zu vertreiben.

Streitigkeiten sind sehr selten unter ihnen, und fast niemals kommen sie ins Handgemenge. Es ist ganz ungegründet, was der Verfasser der allgemeinen Geschichte von Asien, Afrika und Amerika 12 B. sagt, daß die Einwohner von Loango den Geistern ihrer verstorbenen Könige Sklaven opfern.

Die an der Küste handelnde Neger sind größtentheils mißtrauisch, und bis zur Betrügerei interessirt; allein Dieberei und Arglist sind keine Laster

des ganzen Volks; im Gegentheil bemerkt man, daß alle die im Innern des Landes wohnen, mit einem geraden offenen Wesen eine Uneigennützigkeit, die fast übertrieben ist, verbinden.

Sie sind stets bereitwillig, dasjenige, was sie haben, mit denen zu theilen, die es nöthig haben.

In ihren Begrüssungen sind sie sehr pünktlich. Wenn Personen von gleichem Stande sich treffen, so beugen sie ihre Knie, und heben sich wieder, indem sie in die Hände schlagen. Komt aber Jemand einem andern entgegen, der um vieles angesehener und vornehmer ist, als er; so wirft er sich auf die Erde nieder, neigt sein Haupt, berührt den Boden mit den Spitzen der Finger, bringt sie an den Mund, und steht alsdenn mit einem Händeklatschen wieder auf.

Gasthöfe findet man bei ihnen nicht; ein Reisender aber, der zur Mittagszeit durch ein Dorf komt, geht ohne weitere Umstände in die erste die beste Hütte. Der Herr vom Hause bewirthet ihn so gut, als er kan, und bringt ihn, wenn er ausgeruhet hat, wieder auf seinen Weg.

Wenn ein Neger merkt, daß sein Gast nicht mit starkem Apetit ißt, so sucht er den besten Bissen aus der Schüssel, beißt hinein, und reicht dem Fremdling den Rest mit den Worten; iß auf mein Wort.

Man kennt unter diesen Völkern weder Gesindestuben, noch Keller, noch Vorrathsböden, noch Behältnisse fürs Hausgeräthe.

Wenn man in eine Hütte komt, so sieht man eine Matte, die zugleich das Bette, der Tisch und Stuhl des Hausherrn ist; ferner einige irdene Gefäße, die sein ganzes Küchengeräth ausmachen; endlich einige Wurzeln und Früchte, worin sein ganzer Mundvorrath besteht.

Wenn sie Wild oder Fische fangen, so bereiten sie ein Gericht daraus, das die Europäer abscheulich finden, was aber ihrem Geschmack nach köstlich ist. Giebt ihnen die Jagd und Fischerei nichts, so halten sie sich an ihre Wurzeln.

Die Vielweiberei ist in diesen Ländern nach den Nationalgesetzen erlaubt, und ein Mann darf also so viele Weiber nehmen, als er will; allein die Natur setzt der Freiheit, die das Gesetz giebt, gewisse Gränzen. Die Zahl der Weiber in diesen Gegenden ist nicht größer, als die Zahl der Männer: vielleicht nicht einmal so groß: und also kan ein Großer nicht zwanzig Weiber nehmen, ohne neunzehn seiner Mitbürger in die Nothwendigkeit zu setzen, im ehelosen Stande zu bleiben.

Diejenigen, welche behaupten, daß selbst die gemeinen Neger zwei oder drei Weiber haben, hätten erst berechnen sollen, ob die Zahl der Weiber die Zahl der Männer auch zwei- oder dreimal übersteige; und eben so hätten diejenigen, die dem Könige von Loango allein sieben tausend geben, sich zuvor recht erkundigen sollen, ob die ganze Hauptstadt auch so viele enthalte?

Die

Die Eltern überlassen den Söhnen die Wahl einer Gattin. Die Verheirathung der Töchter aber wird blos als eine Haushaltungsangelegenheit angesehen, die die Mütter zu besorgen haben. Die Frau bringt ihrem Mann niemals Heirathsgut zu; im Gegentheil besucht ein junger Mensch, der ein Mädchen zur Frau haben will, die Mutter, und bietet ihr solche Geschenke an, von denen er glaubt, daß sie ihr am angenehmsten seyn werden. Gefallen die Geschenke und deren Geber der Mutter nicht, so weist sie ihn ab; gefallen sie ihr hingegen; so bietet der Freier auch der Tochter welche an, und diese hat ebenfalls die Freiheit sie anzunehmen oder auszuschlagen. Die Annahme der Geschenke von Mutter und Tochter ist so gut, als eine Eheversprechung. Doch wird die Hochzeit erst einen Monat nachher gefeiert.

Während dieser Zeit erscheint die Braut niemals öffentlich, als roth bemalt, zum Zeichen, daß derjenige, mit dem man sie künftig zusammen wohnen sieht, ihr Ehemann sey. Wenn dieser Brauch vernachläßiget würde, so wäre die Ehe gesetzwiedrig und ungültig, und die Verwandten des Mädchens würden ein Recht erhalten, sie mit dem Tode zu strafen. Nach Ablaufe des Monats läßt die Braut die rothe Farbe schwinden; und die Hochzeit wird unter Tänzen und ländlichen Gesängen gefeiert.

Nur in wenigen Fällen erlauben es die Gesetze dem Mann sich von seiner Frau zu scheiden, z. B. wenn eine Prinzessin ihn zu ihrem Gemal wählt. Ehebruch wird unter die größten Verbrechen gerechnet. Die Frau komt vor dem Richter, wie bei ihrem Manne, mit der bloßen Strafe der Reue und Schaam durch; allein der Verführer wird dem beleidigten Theile überliefert, und er wird sein Sklave, wenn er nicht reich genug ist, sich los zu kaufen.

Eine Prinzessin hat das doppelte Recht, aus dem Volke einen Gemal zu wählen, welchen sie will, und ihn zu zwingen, keine andere Frau neben ihr zu haben. Diese letztere Bedingung macht, daß Prinzen selten Lust haben, Prinzessinnen zu heirathen. Selbst gemeine Leute fürchten sich vor einer Verbindung mit ihnen; allein wenn sie ihnen angeboten wird, so müssen sie sie bei Strafe des Verlusts ihrer Güter und Freiheit annehmen. Sie haben ferner vor den Weibern des gemeinen Mannes die Freiheit, sich von einem Manne, der ihnen nicht gefällt, zu scheiden, und einen andern zu wählen.

Zum Zeichen seiner Abhängigkeit von Loango giebt das kleine Königreich N'Goio, dem Könige eine Prinzessin vom Geblüt, die zwar die erste seiner Gemalinnen wird, aber sonst keins von den Rechten der übrigen Prinzessinnen erhält.

So bald eine Prinzessin einen zu ihrem Gemal auserkoren hat, so muß er sich den Leib mit Palmöl beschmieren und mit rother Farbe bemalen. Einen Monat hindurch darf er keinen Fuß aus seiner Wohnung setzen. In die-

dieser ganzen Zeit lebt er von den gemeinsten Speisen, und trinkt nichts als Wasser. Nach Verfließung des Monats wäscht er seinen ganzen Leib, und heirathet die Prinzessin mit vielem Gepränge. Von nun an ist er ihr Sklave und Gefangener. Er macht sich bei der Heirath verbindlich, so lange er mit ihr zusammen wohnen wird, keine andere Frauensperson anzusehen. Er darf niemals als unter einer starken Begleitung ausgehen, wovon ein Theil voraus eilt, um alle Weiber, die ihm aufstoßen könten, zu entfernen. Findet sich dieser Vorsicht ohngeachtet, eine Frauensperson auf seinem Wege, und sie hat das Unglück nur von ihm angesehen zu werden; so kan die Prinzessin auf die Zeugnisse ihrer Spionen ihr den Kopf abschlagen lassen, und gewöhnlich üben sie dieses schreckliche Recht aus.

Der Zustand der übrigen Weiber ist ganz anders. Wenn diese mit ihren Männern sprechen, so müssen sie es beständig kniend thun. Sie allein sind mit dem Feldbau und allen übrigen häuslichen Arbeiten belastet, und ihnen liegt es ob, für ihren eigenen Unterhalt und für den Unterhalt ihrer Männer und Kinder zu sorgen.

Hat ein Mann mehrere Weiber, so bereitet eine jede nach der Reihe ihm sein Essen zu, und hält es für eine Ehre, wenn sie ihn während der Mahlzeit bedienen darf, und die Reste davon aus seinen Händen für sich und ihre Kinder erhält. Der Ehemann läßt sich mit keiner seiner Frauen bis zur Vertraulichkeit herab. Er wohnt beständig allein in seiner Hütte, und jede der Weiber in der ihrigen mit ihren Kindern.

Die Gemalinnen der Prinzen müssen eben so, wie andere von ihrem Geschlecht, die häuslichen Arbeiten und den Feldbau verrichten. Der Mann schafft seinem Weibe Kleider an, und hält ihre Hütte in gutem Stande, überdem geht er auch auf die Jagd und den Fischfang.

Gemeinschaft der Güter unter Eheleuten hat in diesen Ländern nicht statt. Die Kinder erben nicht von ihrem Vater, sondern allein von der Mutter. Die Güter des Vaters fallen nach seinem Tode an seinen leiblichen Bruder zurück, in Ermangelung dessen, an seine älteste leibliche Schwester, oder endlich an den ältesten Sohn des nächsten Anverwandten von mütterlicher Seite.

Die Weiber bekümmern sich nicht sonderlich um die Erziehung ihrer Kinder. Sie begnügen sich damit, ihnen eine gewisse Furcht vor der Gottheit einzuflößen, von der sie selbst die gröbsten Vorstellungen haben. Oeffentliche Schulen für Religion und Wissenschaften giebt es bei ihnen gar nicht.

Die Töchter sind eben so arbeitsam als ihre Mütter, sind ihnen stets zur Seite, und theilen mit ihnen die sauersten Arbeiten des Feldes und der Haushaltung. Die jungen Knaben hingegen nehmen keinen Theil an den Arbeiten, sondern belustigen sich mit andern Knaben, und wenn sie funfzehn

zehn bis sechszehn Jahr alt sind, gehen sie auf die Jagd oder auf den Fischfang, und einige machen **Makuten**, welche kleine Stücke von Catun sind, die als Münze im Lande gelten.

Die Aerzte dieser Völker werden als wichtige und unentbehrliche Leute verehrt; ihre Kunst macht einen Theil der Religion aus. Sie heißen Ganga's, welches Priester bedeutet. Wenn sie zu einem Kranken kommen, so fragen sie nach dem Sitze des Uebels, und blasen alsdenn auf den leidenden Theil; nachher machen sie Umschläge, und umwinden die Glieder an verschiedenen Stellen mit kleinen Bändern, lauter Vorbereitungen, die bei einer jeden Krankheit üblich sind. Sie brauchen weder Aderlässe noch Arzneimittel; einige wenige Fälle ausgenommen, in welchen sie sich einfacher Kräuter, aber nur äußerlich bedienen. Wenn sie zu einem reichen Kranken gerufen werden, so versammeln sie aus der ganzen Gegend alle Musikanten, und gehen mit selbigen ganz in der Stille in die Wohnung des Patienten. Beim ersten Zeichen setzt sich der ganze Haufe in Bewegung, von welchen einige mit Saiteninstrumenten versehen sind, andere auf hohle und mit Fellen überzogene Stämme schlagen, und noch andere sich auf Trompeten oder kleinen Trommeln üben. Sie vereinigen alle ihre Stimmen mit dem Geräusche der Instrumente, und machen um das Bett des Kranken einen fürchterlichen Lermen, der oft mehrere Tage und Nächte anhält. Während der Zeit, daß das Chor der Musikanten im Hause des Kranken ist, geben die Aerzte ihm häufige Besuche, reichen ihm zu bestimmten Stunden gewisse Mittel, oder blasen ihn wenigstens und seine Krankheit an.

Fieber, Blattern, Masern und lähmende Gicht, sind die gemeinsten Krankheiten in diesen Ländern. Die letztere wird die Königskrankheit genannt, und die Neger sehen sie als die Strafe irgend eines Verbrechens gegen den Monarchen an; unterdessen wird der Gelähmte doch nicht gerichtlich belangt, sondern nur für einen schlechten Bürger gehalten.

Die Aerzte schreiben den Kranken niemals eine gewisse Diät vor; sie lassen ihnen alles zu essen und zu trinken geben, was sie verlangen, ohne auf die Beschaffenheit und Menge zu sehen.

Wenn der Kranke geheilt, oder auch gestorben ist, so sammeln die Verwandten in ihrem Orte zum Besten des Arztes, den sie gebraucht haben.

Die Söhne der Aerzte folgen allemal ihren Vätern nach.

Die Schmiede erhalten ihr Eisen aus Europa, und schmieden es auf Ambossen von Holz, das härter als Stein ist. In den Schmieden des Königs von Kakongo finden sich aber doch auch einige kleine eiserne Ambosse.

Die Töpfer machen allerhand irdene Gefäße, die sie mitten in einem großen Feuer backen. Sie verfertigen auch Tobackspfeifen.

Die Weber machen ihre Zeuge aus einem Kraute, was auf den Feldern ohne

ohne alle Kultur wächst, gar nicht zubereitet werden darf, und zwei Fuß lang ist. Sie weben Leinewand, wie die unsrige daraus, und zwar auf den Knien, ohne Webestuhl und Weberschiff. Ungeachtet sie sehr geschwind arbeiten, so macht der beste Arbeiter doch nicht mehr, als eine Elle in acht Tagen.

Man findet noch einen Baum, dessen zweite Rinde wahre Leinewand ist, die auch so stark und biegsam als die unsrige ist. Die Neger machen daher Kleidungsstücke daraus.

In den Dörfern, die nicht weit vom Meere liegen, sind die meisten Bauern Salzmacher. Ihre ganze Kunst besteht darin, das Seewasser über einem großen Feuer verdunsten zu lassen, welches das Salz auf dem Boden der Gefäße, die zu diesem Gebrauche bestimmt sind, niedersetzt.

Diese Völker haben gar kein Kleidungsstück, was die Stelle unserer Hemder vertreten könte. Sie gehen in allen Jahrszeiten bis an den Nabel blos, und haben beständig unbedeckte Beine und Füße. Ihre ganze Kleidung bestehet in einer kleinen Schürze, die ihnen bis an die Hälfte des Beins geht, und an der einige einen langen Schweif haben. Die Armen machen sich diese Schürze aus inländischem Linnen, die Reichen aber tragen sie von Catun oder andern leichten europäischen Zeugen. Sie hat oben eine breite Einfassung, oder einen Gürtel von blauem oder rothem europäischem Tuch. Die meisten haben nur ein Kleidungsstück, das sie Tag und Nacht tragen. Die Männer gehen immer mit bedecktem, die Weiber aber mit entblößtem Kopfe, und jene scheeren ihr Haar ab, diese aber lassen es wachsen. Viele bemalen ihre Köpfe sehr künstlich mit Figuren von allerlei Art. Uebrigens gehen die Weiber völlig so wie die Männer gekleidet.

Männer, Weiber, und selbst Kinder, tragen ein langes scharfes Messer in einer Scheide an ihrem Gurt. Die Männer scheeren den Bart damit, und brauchen es auch zum Abschneiden des Haupthaars.

Bei den Armen ist das Bette eine bloße Matte, und bei den Reichen eine europäische Tapete.

Sie speisen zweimal: das erstemal um zehn Uhr, und dann erst mit einbrechender Nacht wieder. Vor Sonnenaufgang stehen sie nie auf, ob sie gleich den Morgen nicht sehr arbeiten, so ruhen sie doch fast den ganzen Nachmittag: ausgenommen, wenn sie Lust bekommen, auf die Jagd oder den Fischfang zu gehn. Viele aber belustigen sich mit einem Spiele, was unserm Damm- und Schachspiel nahe komt, und andere vertreiben sich die Zeit mit einem Händespiel. Oft geben sie auch auf öffentlichen Plätzen unter schattigen Bäumen Concerte, wo jeder mitspielen kan. Je lärmender solche Concerte sind, desto besser gefallen sie den Negern.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

51tes Stück.

Montag, den 25ten Junius 1781.

## Kurze Nachricht von Loango, Kakongo und andern Königreichen in Afrika.

(Schluß.)

Der Tanz ist in diesen heißen Ländern sehr gebräuchlich. Er ist stets mit Gesang begleitet, und zuweilen eine bloße Belustigung, österer aber eine gottesdienstliche Handlung.

Die Weiber mischen sich niemals in die Gesellschaften der Männer, tanzen nie mit ihnen, sondern haben ihre eigenen Versamlungen, worin sie tanzen und sich sonst belustigen.

Drei Tage hinter einander arbeiten die Weiber, der vierte Tag ist allemal ein Ruhetag.

Es kennen diese Völker weder Jahre noch Monate; wenn sie, was sehr selten ist, die Zeit berechnen, so geschieht es nach Monden und Jahrszeiten.

Des Abends zünden sie Fackeln an, die sie aus einem wohlriechenden Harze machen, das aus einem inländischen Baume häufig hervorquillt.

Ungeachtet die Nächte niemals kalt sind; so zünden sie doch des Abends Feuer an, um die Luft zu reinigen. Ihr Heerd ist, wenn kein Regen fällt, die Mitte des Vorplatzes ihrer Hütten, wo sie des Abends auch zu essen pflegen. Nach der Abendmahlzeit legen sie sich gleich schlafen, wenn sie kein Besuch, oder die Pflicht, einem Todtentanz beiwohnen zu müssen, davon zurück hält.

Die Regierungsform dieser Völker ist durchaus despotisch. Ihr König, dem sie, wenn er gegenwärtig ist, Zeichen der Ehrfurcht geben, die der Anbetung nahe kommen, herrscht ganz unumschränkt über sie. Die Krone ist nicht erblich. Man braucht nur Prinz zu seyn, um auf selbige Anspruch machen zu können, und in jedem Königreiche findet sich eine Familie, oder eine Klasse von Prinzen, die sehr zahlreich sind. Außer den Prinzen giebt es in diesen Königreichen keinen andern Adel; und dieser Adel theilt sich einzig und allein durch die Mutter mit. Alle Kinder eines Prinzen, und selbst des Königs, sind also unadelich, wenn ihre Mutter keine Prinzessin war; hin-

gegen sind die Kinder einer Prinzessin, wenn sie gleich einen bürgerlichen Vater haben, alle adelich.

Nach dem Tode eines jeden Königs ist gewöhnlich ein Interregnum, während welchem man das Leichenbegängniß des Erblaßten feiert, der erst nach einigen Jahren begraben wird.

Unterdessen wird das Reich von einem Regenten regiert, den der König noch bei seinen Lebzeiten ernennet, und der den Titel Ma-Bomann, oder eines Herrn des Schreckens annimt. Während des Zwischenreichs formiren diejenigen, welche sich Hofnung zur Krone machen, ihre Partheien, und suchen die wählenden Personen sich durch Geschenke und Versprechungen geneigt zu machen. Diese Wählende sind die Prinzen, Minister und der Regent. In gewissen Reichen ernennet der König selbst seinen Nachfolger; allein nicht alle Beherrscher haben dieses Recht.

Alle diese Völker haben nur wenige Gesetze, und zwar keine andere als ungeschriebene. Sie halten sich durch Herkommen und Ueberlieferung. Todschlag und Vergiftung werden mit dem Tode des Schuldigen, und dem Verluste eines Theils seiner Güter, zum Vortheile der Erben des Ermordeten, bestraft. Der Diebstahl wird nicht mit dem Tode bestraft. Wer aber bei der Entwendung, auch der geringsten Kleinigkeit betroffen wird, wird des Bestohlnen Sklave, wenn er sich nicht mit ihm abfindet, oder ihm einen andern Sklaven giebt.

Alle Befehle des Königs hängen blos von seiner Willkühr ab. Wenn er ein Gesetz geben will, so versammelt er seine vornehmsten Räthe und Bedienten, hört ihre Vorschläge an, und erklärt ihnen alsdenn seine Willensmeinung, die sie sogleich den Gouverneurs der Provinzen kund machen. Die leztern lassen sie durch den Herold auf den Märkten ausrufen, die in allen Dörfern und Städten ihres Gouvernements gehalten werden, und sind verbunden, nebst den Vorstehern der Städte und Dörfer, über ihre Ausübung zu wachen. Die Gouverneurs in den Städten und die Vorsteher der Dörfer, sind in allen Civil- und Criminalsachen Richter. Sie haben das Recht, zur Sklaverei und zum Tode zu verdammen; allein ein jeder kan von ihrem Urtheil an den Gouverneur der Provinz, und von diesem zulezt an den König appelliren.

Der Plaz, wo der König Audienz giebt und Recht spricht, ist eine Art von Halle, worin er auf einem ausgebreiteten Teppiche sizt.

Ist Jemand wegen eines Verbrechens angeklagt, dessen man ihn nicht überführen kan, so erlaubt man ihm, sich durch den Kassatrank zu rechtfertigen. Diese Kassa wird blos durch das Aufgießen von gewöhnlichem Wasser auf ein Stück Holz gleiches Namens, zubereitet. Für schwache Mägen, die nicht stark genug sind, den Trank auf der Stelle wieder von sich zu geben, ist er ein wahres Gift. Wer die Probe aushält, wird für unschuldig,

dig, sein Ankläger hingegen für einen Verläumder erklärt, und als ein solcher bestraft.

Vermöge einer Gewohnheit, dürfen die Könige von Kakongo keine europäische Waaren besitzen, oder berühren, nur allein Metalle, Waffen, und Arbeiten in Holz und Elfenbein ausgenommen. Alle Europäer und Neger, die europäische Zeuge tragen, werden nicht in die Wohnungen der Könige zugelassen, sondern sie müssen sich alsdenn erst mit inländischem Zeuge bekleiden.

Der König ißt in einem Zimmer, und trinkt in einem andern. Er ißt für sich, und trinkt öffentlich. Sein gewöhnliches Getränk ist Palmwein. Der Saal in dem er trinkt, ist nur von drei Seiten zugebauet, und sieht einer großen Remise nicht ungleich. Es finden sich immer viele Neger bei dem öffentlichen Trinken des Königs ein. Wenn der König erscheint, so hält ein jeder sich in der ehrerbietigsten Stellung; sein Mundschenke reicht ihm in einem inländischen Gefäße zu trinken, und zu gleicher Zeit läßt ein Ganga, der sein Zauberer, Arzt und Haushofmeister zugleich ist, ein kleines Glöckgen erklingen, und schreit dabei aus vollem Halse: **Tinafua, tinafua, werft euch nieder, oder entfernt euch.** Alle Umstehende werfen sich hierauf, den Ganga allein ausgenommen, mit ihren Gesichtern zur Erde, weil man glaubt, der König würde sterben, wenn einer seiner Unterthanen ihn trinken sähe. Wenn der König getrunken hat, so hört der Ganga auf zu klingeln und zu schreien; ein jeder erhebt sich wieder mit einem Händeklatschen, und der König setzt alsdann sein Mittagsmahl fort.

Bei Schlichtung einer jeden Rechtssache muß der König einmal trinken, und ohne solches zu thun, würde sein Ausspruch ungültig seyn.

Wenn der König krank wird, so lassen es seine Aerzte gleich in allen Provinzen des Reichs bekant machen, und bei dieser Nachricht muß ein jeder, ohne daß man weiß, warum? seinen Hahn tödten. Von dem Tage des Todes des Königs an, darf ganze Monate lang, durchs ganze Königreich, nicht auf dem Felde gearbeitet werden.

Der wichtigste Handel dieser Völker ist der mit Sklaven, die sie den Engländern, Franzosen und Holländern verkaufen. Die Sklaven, die man aus Loango und den benachbarten Reichen zieht, werden für die schwärzesten und stärksten in Afrika gehalten. Sie sind alle von denen, die sie verkaufen, im Kriege gefangen genommen worden.

Von der Religion dieser Völker ist folgendes zu bemerken. Sie erkennen ein oberstes Wesen, daß sein Daseyn keinem andern zu danken hat, aber der Grund des Daseyns aller übrigen Dinge ist. Sie glauben, daß es alles Gute und Schöne in dieser Welt geschaffen hat, daß es gerecht ist, die Gerechtigkeit also in andern liebt, Falschheit und Meineid hingegen strenge straft.

Sie nennen es Zambi, nehmen seinen Namen zur Bezeugung der Wahrheit, sehen Meineid als das größte Verbrechen, und eine gewisse Krankheit, die sie Zambi-a-n-pongu nennen, als seine Strafe an.

Außer diesem gerechten und vollkommenen Wesen glauben sie noch ein anderes, dem sie ganz entgegen gesetzte Eigenschaften zuschreiben. Sie nennen es Zambi-a-nbi. Es liebt Unordnung, sucht den Menschen zu schaden, ist der Anstifter und Urheber aller Ungerechtigkeit, des Meineides, des Raubes, aller Vergiftungen, aller traurigen Zufälle, Schäden, Krankheiten, Unfruchtbarkeit der Felder u. s. w. Einige essen, um diese böse Gottheit zu besänftigen, und sie gegen sich geneigt zu machen, gar kein Geflügel oder Wildprett; andere enthalten sich von gewissen Arten von Fischen, Baum- und Hülsenfrüchten. Es findet sich aber keiner, der nicht ein Gelübde gethan hätte, sein ganzes Leben über ein gewisses Nahrungsmittel gar nicht zu sich zu nehmen. Die einzige Art, ihm zu opfern, besteht darin, gewisse mit ihren Früchten beladene Bäume, ihm zu Ehren, ersterben zu lassen. Der Bananasbaum wird vorzüglich dazu gewählt.

Sie haben Götzenbilder, die sie aber nicht sowohl als Götter, sondern als Dollmetscher der Gottheit ehren. Sie bestehen aus hölzernen grob gearbeiteten Statüen, und sind in Tempeln verschlossen, die nicht größer und besser ausgeziert sind, als die gemeinen Wohnhäuser. Einzelne Personen ziehen sie zu Rathe, um den Ausgang ihrer Unternehmungen zu erfahren, und man ist allgemein überzeugt, daß sie denjenigen, die sie um Rath fragen, Eingebungen mittheilen.

Außer diesen Götzenbildern giebt es noch andere, die einzelne Personen bei sich haben und verehren, ohne sich jemals mit Gebet an sie zu wenden. Manche tragen auch kleine groteske Figuren, Fischzähne, oder Vogelfedern, als Verwahrungsmittel gegen solche Uebel an sich, von denen sie bedrohet sind, oder sich bedrohet glauben. Alle, ohne Ausnahme, sorgen dafür, daß, nachdem sie ihr Feld bearbeitet haben, gewisse Zweige von gewissen Bäumen, nebst einigen Stücken von zerbrochenen Töpfen, in die Erde gesteckt werden, weil dadurch, ihrer Meinung nach, Unfruchtbarkeit und Bezauberung abgewendet wird.

Die Diener der Religion heißen Ganga's: sie sind eben so unwissend als der übrige Pöbel, aber listiger und verschmitzter. Die ältesten lassen diejenigen, die in ihre Gesellschaft aufgenommen werden wollen, eine zahllose Menge von Prüfungen und lächerlichen Gebräuchen durchgehen. Man frägt die Ganga's, um von ihnen die Zukunft und die geheimsten Dinge zu erfahren; man bittet sie um Regen und ersprießliche Witterung, ja man glaubt sogar, daß sie durch die Macht ihrer Zauberei sich unsichtbar machen, und mitten durch die Thüren dringen könten, wenn diese auch von dem härtesten Holze, oder von Eisen wären.

Von

# Von den Sherifs.

Sherif ist ein bei den Muhammedanern sehr gewöhnlicher Titel. Das Wort komt aus dem Arabischen, und heißt so viel wie **Herr.** (Seigneur). Sehr selten legen die Türken ihrem Kaiser diesen Titel bei; sie nennen ihn lieber **Sultan**, welche Benennung seine Würde und Macht besser ausdrücket. Der Souverain oder Oberpriester von Mekka hingegen, ist bei allen Muselmännern unter dem Namen **Sherif** oder **Chex** bekant.

Noch heutiges Tages nennt man verschiedene afrikanische Prinzen Sherif.

In England führen gewisse obrigkeitliche Personen diesen Titel, und was eigentlich bei diesen darunter verstanden wird, wird aus folgendem erhellen.

**Sherif**, oder **Scherif**, (Prætor provincialis supremus Angliæ,) bedeutet in der altbritannischen Sprache so viel, als ein **Bewahrer der Shire** oder Provinz. In einer jedweden von den kleinen Shiren, oder Landschaften, worin England eingetheilt wird, pflegen die Richter sechs aus derselben gebürtige Personen, welche Ritter, oder sonst von guter Abkunft und begütert sind, zu erwählen. Von diesen sechs Personen lieset der Staatsrath drei aus, und unter den dreien wird einer von dem Könige, oder von einer regierenden Königin zum **Sherif** ernennet.

In alten Zeiten behielt der Sherif sein Amt viele Jahre nach einander; allein jetzt behält er es nur ein einziges Jahr, ausgenommen in Westmorland, wo die Grafen von Thanet erbliche Sherifs sind.

Die Sherifs müssen alle Monat ein gewisses Gericht halten, the Counthycourt genannt, worin alle bürgerliche Sachen, die weniger als vierzig Schillinge betragen, abgethan werden. Hiernächst müssen sie zweimal des Jahrs, einmal nach Ostern, und einmal nach Michaelis, in einem andern Gerichte, welches the Sherif's-turn heißt, alle peinliche Sachen, die nicht dem Parlamente, oder dem Gerichte der Pairs vorbehalten sind, untersuchen.

Auch komt es ihnen zu, die königlichen Richter, wenn sie nach der englischen Gewohnheit ihre Circuitus halten, zu empfangen, und für die Sicherheit ihrer Personen zu sorgen, imgleichen die Geschwornen der Provinz (the grand jury) zu ernennen, die königlichen Gefälle und Strafgelder in die Schatzkammer zu liefern, und was dergleichen mehr ist.

Ein jeder Sherif hat einen Untersherif, welcher beständig bleibt, und daher auch die in dieses Amt laufenden Sachen besser, als der Sherif selbst, verstehen muß.

Nächst dem Untersherif hat er eine gewisse Anzahl von Clercs, Sergeans, u. s. w. als Gerichtsbediente unter sich.

Die Stadt London hat zwei solche Beamten, von denen ein jeder sich **Sherif von London und Middlesex** schreibt; und zwar haben sie 1208 den Namen Sherifs zuerst bekommen, da sie vorher **Bailifs** hiessen. Sie werden daselbst jährlich zu Ausgange des Junius durch die Zünfte erwählt, und treten ihr Amt um Michaelis an.

Wer sich wegert, dasselbe zu London anzunehmen, muß eine Strafe von 420 Pfund Sterlings erlegen, es sey denn, daß sein ganzes Vermögen sich nicht auf 1000 Pfund Sterlings beläuft, und er solches beschwören kan.

Gemeiniglich werden die Sherifs von London zu Rittern gemacht, wenn sie es nicht schon vorher gewesen sind.

In Schottland giebt es gleichfalls solche Sherifs, deren Amt vor Alters größtentheils erblich war. Anjetzt aber währt ihr Amt, wie in England, nur ein Jahr. Jedoch das Sherif Dom von Teviotdale, oder von Roxborugh, ist noch heutiges Tages erblich bei dem Geschlechte derer von Douglas. S. Cambden Britann. p. 457. 892. 893. Miege pres. state of Great. Britann. P. 1. c. 9. §. 13. P. 2. c. 18. The compleat hist. of England Vol. 1. p. 169.

---

## Etwas über die Pflanzung der Weiden, Ellern, französischen Weiden, (French Oziers) holländischen Linden, und Quittenbäume in feuchtem und sumpfigtem Grunde, wo viele Quellen sind. *)

Wenig Bäume werden mit so leichter Mühe gezogen, und bezahlen die Arbeit, die man auf sie wendet, so gut, als die eben benannten. Etwa Zweidrittheil eines Ackers voll Weiden, können das vierte Jahr, nachdem sie gepflanzet worden, 4000 Hopfenstangen geben, und noch mehr, wenn sie vom Wilde, oder sonst nicht beschädigt werden.

Die rothe Weide, die zu Reifen und Hopfenstangen die schicklichste ist, wird folgendergestalt gepflanzt: Im Anfange des Merzmonats schneidet man einige von den stärksten, zweijährigen Schößlingen ab, und schneidet solche in Stücke von etwa drei Fuß lang, die man zwei Fuß tief an die Seiten der Gräben, Teiche, oder Moräste pflanzt, daß die Gipfel ein wenig schief stehen, und zwischen zweien und zweien allemal zehn Fuß Entfernung ist.

Das Grundende des Schößlings, oder

*) Aus dem 8ten Kapitel einer Schrift des Doct. Blackwells, die folgenden Titel führt: A New Method of improving cold, wet, and barren Lands, particularly clayey Grounds, with the manner of burning Clay, Turf, and Mole-hills as practised in North Britain: To which is added the method of cultivating and rising Fruit trees in such soils.

oder das dem alten Holze am nächsten war, komt am sichersten fort: daher man auch nur die Grundenden pflanzen solte, wo man nicht eine große Menge Pflanzen haben muß.

Die Eller, und die weiße, oder holländische Linde, werden eben so gepflanzt; aber die letztere ist nicht so nützlich, als in Gegenden, die manchmal von Salzwasser überschwemmt werden, wo die Weide nicht so gut fortkomt.

Zu den Weiden, aus denen man starke Bäume ziehen will, müssen starke Schößlinge, acht Fuß lang, gepflanzt werden, die man am Ende zuschärft.

Ehe man sie pflanzt, macht man Löcher in die Oerter, wo man sie hinsezzen will, damit die Rinde beim Hineinstecken nicht zerrissen oder beschädiget werde.

Sumpfigte Gegenden, die von Quellen verursacht werden, kan man eben so bepflanzen, nur, daß allemal ein Fuß von den Setzlingen über der Fläche des Wassers bleibt, und sie wenigstens drei Fuß tief in den Grund kommen; sonst erschüttert sie das Wasser bei starkem Winde.

Die kleinen Schößlinge werden ordentlich in Reihen, in der Weite von zehn Fuß, die großen, aus denen Bäume werden sollen, in achtzehn Fuß Weite von einander gepflanzt.

Weil aber indessen doch die rothe Weide aus Abschnittlingen nicht so sicher fortkömt, als die gemeine Wasserweide, so thut man am besten, wenn man eine kleine Baumschule von denselben in einem feuchten Boden anlegt, wozu man Abschnittlinge von der Stärke eines Daumens wählen kan, die man nachher, wenn sie ein oder ein Paar Jahre gestanden haben, dahin, wo sie bleiben sollen, in der Weite von zehn Fuß, auf vorherbeschriebene Art, versetzt.

Dadurch erhält man auf einmal eine Baumschule, ohne daß man zu befürchten braucht, daß die Pflanzen verderben, oder vom Gesträuche u. d. gl. erstickt werden, wie solches in feuchtem Lande den Abschnittlingen oft zu wiederfahren pflegt; und man kan auf diese Art Wälder von rothen Weiden pflanzen, die auch wider die Natur der Wasserweide, im trocknen Boden fortkomen.

Liegt das nasse Land in einer Gegend, wo Reifen und Hopfenstangen nicht so sehr gebraucht werden, so kan man es mit der kleinen französischen Weide, zum Gebrauch der Korbmacher, oder mit Quittenbäumen bepflanzen.

Die französische Weide wird eben so, wie die vorigen gepflanzt; die Quitten aber müssen zwanzig Fuß weit von einander gesetzt werden. Gemeiniglich zieht man sie aus Absetzlingen; aber Bäume, die auf solche Art gezogen werden, bleiben klein, und verdorren leichter als die, die man aus dem Kerne zieht. Man ziehe sie daher aus dem Kerne. Sie mögen aber gezogen seyn, woraus sie wollen; so muß man, ehe sie in den Pflanzgarten kommen, auf sie, etwa in der Höhe von fünf oder sechs Fuß, die große Birnquitte, die man für die beste Art hält, pfropfen, weil die Erfahrung lehrt, daß die Früchte von gepfropften Bäumen schmackhafter und häufiger wer-

werden. Beim Pflanzen der Quittenbäume muß man die mittlere Wurzel nicht abschneiden, sondern dazu eine Höhle, wenigstens drei Fuß tief, in die Erde machen, weil sie die Wurzeln gern tief in den Grund strecken.

## Botanische Anzeige.

Der Ritter **von Linnee** hatte schon ein Paar Jahre vor seinem Tode eine dritte mantissam plantarum ausgearbeitet, und solche bei seinem Absterben seinem Sohne, dem jetzigen Lehrer der Botanik zu Upsala Hrn. **Carl von Linnee** hinterlassen. Es macht Deutschland Ehre, daß die Ausgabe derselben darin erscheinen wird, da der Herr Botanist **Ehrhart** in Hannover, ein Schüler des verstorbenen Ritters, deren Besorgung übernommen und die Fürstl. Waisenhaus-Buchhandlung zu Braunschweig vermogt hat, das für den Botaniker unentbehrliche Werk zu verlegen. Der Titel desselben ist: Supplementum plantarum Systematis vegetabilium editionis decimæ tertiæ. Generum plantarum editionis sextæ & specierum plantarum editionis secundæ, editum a Carolo a Linné, M. D. Med. & Botan. Prof. Upsal. Hort. Botan. Præf. und wird es in künftiger Leipziger Michaelismesse ans Licht treten. Nach der innern Einrichtung komt es im ganzen mit der zweiten Mantissa überein; es enthält auf hundert neue Genera: Renealmiam, Myrosmam, Mniarum, Kyllingiam, Banksiam, Forsteram, Dahlbergiam, Ehrhartam, Durojam &c. und eine Menge neuer Specierum, da unter andern darin fast alle von dem fleißigen **Thunberg** auf seinen Reisen entdeckte neue Pflanzen sich finden lassen. Dennoch ist dabei die gewöhnliche Strenge beobachtet, daß keine andere als die vom Vater und Sohn entweder lebendig oder trocken gesehene und untersuchte Pflanzen aufgenommen sind, für den ächten Botanicker eine angenehme Sorgfalt, wenn ihm gleich für die übrigen neu entdeckten Arten und Gattungen noch ähnliche Wünsche übrig bleiben.

Da Hr. **Ehrhart** auf Königl. Befehl in den Chur-Hannoverischen Erblanden eine Floram sammlen und beschreiben muß, so hat er die Besorgung des Abdrucks dieses Supplements oder dieser dritten Linnäischen Mantissa dem Herrn Hofmedicus **du Roi** zu Braunschweig überlassen müssen, welcher dazu das Register verfertiget und sich die Hülfe des Herrn Prof. **Pott** erbeten hat, so daß also beide Freunde gemeinschaftlich dafür sorgen werden, daß der Abdruck so correct als möglich und mit der zweiten Mantisse in ähnlichem Format und auf gleich gutem Papier geschiehet. Wer darauf bei dem Hrn. Kriegssecretair **Bock** in Hannover subscribiret, erhält das Exemplar mit den Vortheilen der Subscription, wenn gleich solche nicht in voraus genau nach dem Preise zu bestimmen sind. Sonst übernimt der Herr Hofmedicus **du Roi** zu Braunschweig, oder die Fürstl. Waisenhaus-Buchhandlung daselbst gleiche Besorgung, wenn man sich dazu Postfrei meldet.

Hannoverisches Magazin.

52tes Stück.

Freitag, den 29ten Junius 1781.

# Ueber die Brauchbarkeit physikalischer Kenntnisse im gemeinen Leben.

So brauchbar die Kenntniß der **Naturgeschichte** ist; so brauchbar ist auch die Kenntniß der **Naturlehre**, nicht nur im Reich der Wissenschaften, sondern auch im gemeinen Leben selbst. Diese und jene, die Naturgeschichte nemlich in weitläuftiger Bedeutung, von allen in der Natur vorkommenden Wirkungen, genommen, verhalten sich gegen einander ohngefähr wie **Theorie** und **Praxis**. Was in den Büchern der Physik gelehrt wird, sieht man auf dem Schauplatz der Natur in der Ausübung. Die Naturlehre hat sogar erst dadurch ihr Daseyn erhalten, daß man aus den schöpferischen Werken der Natur selbst, die Grundsätze und Regeln abstrahirt hat, nach welchen sie handelt und je mehr diese Wissenschaft auf Erfahrungen und Versuche gebauet ist; desto gründlicher und zuverläßiger ist der Unterricht, den sie ertheilet. Auf die Art kan man die Physik nur als den Dollmetscher und Ausleger der Natur betrachten. In ihren Operationen erblicken wir oft Räthsel; aber die Physik enträthselt sie. In der Natur sehen wir lauter Resultate; hier die Vordersätze, woraus jene entstanden: lauter erreichte Zwecke; hier aber die Mittel dazu, und so braucht es wohl keines weitläuftigen Beweises, ob einem aufmerksamen Erdbewohner, der täglich eine Menge wunderbarer Naturwirkungen vor Augen sieht, eine nähere Einsicht physikalischer Wahrheiten brauchbar sey?

Bisher hat sich diese Wissenschaft, meines Erachtens, noch nicht weit genug von den Kathedern der Naturlehrer zum gemeinen Leben herabgelassen. Unstudirte stutzen oft bei hundert Phänomenen in der Natur, schütteln den Kopf und verlassen ihren Gegenstand mit der unbefriedigten Neugier: **Wie mag solches zugehen?** Es würde daher kein unverdienstliches Werk seyn, die Wahrheiten der Naturlehre gemeinnütziger zu machen, und ihre Unterweisung fürnemlich auf solche Erscheinungen anzuwenden, die im gemeinen Leben oft vorzukommen pflegen. Und

in der That hat man theils für die **Damen**, theils für die **Kinder** die Achtung gehabt, ihre Einsichten in diesem Fache aufzuklären, und nicht blos Damen und Kinder, sondern auch Männer haben sich dadurch mit mancherlei fürtreflichen Kenntnissen bereichert.

Zwei wichtige Abschnitte dieser Wissenschaften sind es insonderheit, die seit 40 Jahren, nicht blos für Gelehrte von Profession, sondern auch für andere, genauer bearbeit worden: die **Astronomie** und die **Elektricität**. Von den, unsrer Vorwelt beinahe ganz unbekanten Wirkungen der leztern sind in diesem Zeitraume eine Menge Schriften herausgekommen, und es erscheinen deren noch immer mehr, die von vielen gelesen werden, welche nicht eigentlich in den Schulen der Wissenschaften erzogen worden, und **Schmid's** gründliche Belehrung von den **Weltkörpern**, nebst andern dergleichen wichtigen Abhandlungen, werden noch lange das Andenken ihrer Verfasser in Ehren erhalten. Aber es sind auch noch manche brauchbare Lehren zurück, die nicht auf gleiche Weise behandelt worden. Dahin gehört die Lehre von der **Bewegung**, von der **Schwere**, und andern **Eigenschaften** der **Körper** überhaupt; von der **Luft**, vom **Wasser**, vom **Lichte**, vom **Feuer** und andern Gegenständen, davon wir tägliche Erscheinungen in der Körperwelt gewahr werden. Wie verdient würden sich daher Männer machen, wenn sie auf eine faßliche Art auch diese Scenen weiter eröfnen, die lehrreichen Quellen dieser Wissenschaft auch in die Gegenden des bürgerlichen Lebens leiten und durch bequeme Vehikel selbst bis in die Werkstätte der Künstler und in die Zimmer der Oekonomen fortführen wollten. Höhere mathematische Kenntnisse sind zwar zur gründlichen Erklärung, und Beweise vieler physikalischen Wahrheiten unentbehrlich, doch könten auch ohne dieselben ihre allgemeinsten und nüzlichsten Grundsäze schon in ein so helles Licht gesezt werden, daß sie dem gesunden Menschenverstande einleuchtend würden. Wir können nicht alle, wie die **Newton'e**, **Euler**, **Kästner'e** — in das innere Heiligthum der Natur eindringen; aber deswegen können wir uns doch wohl in den Vorhöfen derselben umsehen, wo es ohne a+b so klar werden kan, daß wir mit gestärkten Augen tiefere Blicke in die Natur thun, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt.

Ich habe mir vorgesezt, von dieser Brauchbarkeit physikalischer Kenntnisse nur ein Paar Proben zu geben. Wer nicht allen Nuzen der Dinge blos nach dem Ertrag klingender Münze oder sinnlicher Vergnügungen abzumessen gewohnt ist, sondern auch das Wachsthum unsrer Einsichten, und das Vergnügen, von jedweder Wirkung den Grund angeben zu können, bei dieser Berechnung mit in Anschlag zu bringen, der wird solchen Versuchen nicht allen Werth absprechen. Um einige Beobachtungen über die **Wasser**-

serlinsen anzustellen, hatte ich ein Glas voll Wasser aus einem Teiche schöpfen lassen, daß zugleich mit einem Vorrathe dieser kleinen Pflänzgen angefüllt war. Da dieselben sehr in einander verwickelt sind; so blieben ihrer viele über den Rand des Glases an der Außenseite hängen, die noch mit denen im Glase in Verbindung standen. Ich ließ dies Gefäß, nachdem ich davon dasjenige beobachtet hatte, was ich suchte, stehen, und nach einiger Zeit stutzte ich, als ich rund herum, um den Fuß desselben, eine Menge abgelaufenes Wasser erblickte. Unmöglich konte das noch von dem kleinen Häufgen Meerlinsen, die auswendig herum saßen, abgeträufelt seyn. Diese Feuchtigkeit würde kaum 5 bis 6 Tropfen betragen haben. Ich muthmaßte also, das Glas hätte einen Riß bekommen, wischte es rein ab, und da ich es unbeschädigt fand, setzte ich es wieder an eine trockene Stelle, doch so, daß die Wasserlinsen noch immer über den obern Rand des Glases überhingen. Nach 6 bis 8 Stunden war es aber um das Glas herum noch weit näßer, als zuvor, und nun fing ich an, der Ursache weiter nachzudenken, und ich würde vielleicht unbelohnt geblieben seyn, wenn mir nicht der physikalische Begrif von den **Haarröhrchen** eingefallen wäre. Ich beobachtete deutlich, daß das Wasser an und zwischen den zarten Stängelchen der Wasserlinsen bis an den Rand des Glases in die Höhe gestiegen und so an den gekrümmten Stielen wieder herabgeflossen war.

**Haarröhrchen** nennt man sehr enge hole Röhren, es sey von welcher Materie es wolle, worin Flüßigkeiten auf- oder auch nach Beschaffenheit der Umstände wieder herabsteigen. Unsre Haare selbst sind dergleichen hole Kanäle, und daher haben sie den Namen bekommen. Setzt man die Oefnung derselben ins Wasser, oder eine andere Flüßigkeit, welche nicht specifisch schwerer ist, als die Materie, woraus das Haarröhrchen besteht; so wird sich solche darin allemal in die Höhe bewegen. Je kleiner der Durchmesser eines solchen dünnen Cylinders ist, desto besser: aber auch in Röhren von einer ziemlich beträchtlichen Weite, wenn dieselbe auch eine Linie noch übertrift, kan diese Wirkung bemerkt werden, und dies Steigen nimt so lange zu, bis die Schwere der aufgestiegenen Feuchtigkeit größer ist, als die Kraft, mit welcher sie angezogen wird. **Muschenbrök** hat mit verschiedenen Flüßigkeiten einen Versuch gemacht, und sie zu 20 bis 30 Zoll steigen gesehen. Ja, wenn andre Umstände hinzukommen, wie vielleicht in den Holzfasern der Bäume; so kan dies Steigen beständig znnehmen. Das Wasser steigt aber nicht blos in senkrecht stehenden geraden, sondern auch schiefen und krummen Röhren, und muß, wenn diese noch krummer sind und gar unterwärts hängen, sich auch wieder herunter senken und einen Ausfluß bekommen. Es ist aber wohl zu merken, daß wenn lange runde Fäden und Fasern, sie mögen hol oder

 nicht

nicht hol seyn, dergestalt dicht an einander stehen, daß zwischen ihnen ein enger Zwischenraum bleibt, dieser Zwischenraum selbst eine Art Haarröhrchen bilde, von welchen eben die Wirkungen zu erwarten stehen. Und das war denn der Grund, warum das Wasser aus meinem Glase ablief. Die in einander verwickelten Stielchen formirten dergleichen Kanäle, worin das Wasser aus dem Glase in die Höhe stieg, und bei ihrer krummen Richtung über den Rand weg, auf eben die Art wieder abfloß. Ja, diese Ergießung war so stark, daß ein Trinkglas voll Wasser in einer Nacht über die Hälfte leer wurde.

Es ist wohl nie eine ganz unfruchtbare Spekulation, wenn man mit den Naturkräften Versuche anstellt, die anfänglich keinen sonderlichen Nutzen zu haben scheinen. Zuweilen bietet eine solche Arbeit in der Folge die Hand zu weitern wichtigen Entdeckungen. Ich fuhr also fort in meiner Untersuchung, und hoffe, daß es die Leser nicht ermüden wird, noch ein Paar Worte davon angeführt zu finden. Ich legte **Haare** über den Rand des Glases, und auch durch dies Mittel ergoß sich das Wasser aus dem Gefäße. Schwerlich geschahe solches durch die innern Hölungen der Haare selbst, sondern vielmehr durch die zwischen ihnen gebildeten Röhren. Dies lehrte mich ein andrer Versuch. Ich schnitt nemlich 18 Fäden **Zwirn**, 5 Zoll lang, band sie in der Mitte ein Paar mal lose zusammen, hing das eine Ende, das ich a nennen will, in ein mit Wasser angefülltes Weinglas, und beugte das andere Ende b dergestalt nieder, daß es aus dem Glase heraus hing. Es fing bald an zu träufeln, und in 16 Stunden war das Wasser, fast 2 Zoll, in ein lediges Glas übergelaufen, das ich daneben gesetzt hatte. Hier war also eine ganz andre Wirkung, als bei einem **Heber**. Bei demselben muß das Mundloch b tiefer, als a stehen; hier nicht: bei einem Heber geschicht alles durch den Druck der Luft; hier nicht, sondern durch das von den Haarröhrchen angeführte Naturgesetz.

Ob man nun von der Anwendung dieser Lehre in der **Hydraulik** Gebrauch machen könne, weiß ich nicht. So viel aber weiß ich, daß in der **praktischen Hydraulik der Natur** ein unendlicher Gebrauch davon gemacht wird. Die Ursach der in den Haarröhrchen aufsteigenden Flüßigkeit mag immer in einer sogenannten anziehenden, oder drückenden oder irgend einer andern Kraft der Natur liegen; so kan doch diese Erfahrung in tausend Fällen des gemeinen Lebens Licht und Aufschluß geben. Was sind unsre **Haare** anders, als solche Kanäle. Säfte, die die Wurzeln derselben erreichen, fließen sanft durch dieselben fort, und dünsten an ihren offenen Spitzen unmerklich aus, oder auch merklich genug, wenn man durch heftige Bewegung den Zufluß der Säfte stärker

stärker macht a). Wie viel ist zu einem jedweden thierischen Leben an dem **Zirkellauf** der Säfte und sonderlich des **Bluts** gelegen. Stockende Feuchtigkeiten sind oft ein naher Schritt zum Tode. Und doch hat unstreitig das Auf- und Absteigen der Säfte in engen Röhrchen, aus welchen das Gewebe thierischer Körper besteht, vielen Antheil an diesem Zirkellauf. Es hat freilich seine Schwierigkeiten, das **Wachsthum der Pflanzen allein** durch dies Naturgesetz zu erklären; aber ganz gewiß wird dadurch ein großer Theil der Vegetation bewirkt. Unter Millionen Pflanzen, die einen kleinen Raum des Erdbodens einnehmen, bestehen viele wieder aus Millionen zusammengesetzter Röhren, wodurch, vermittelst der in ihnen aufsteigenden nahrhaften Feuchtigkeit, ein unsichtbarer Keim zu einer Pflanze entwickelt wird, unter deren Schatten Vögel nisten. Was ist nothwendiger, als daß das Wasser niedersinkt und sich in dem Erdboden verschleicht, wenn wir nicht bei jedwedem beträchtlichen Regen schädlichen Ueberschwemmungen ausgesetzt seyn wollen, oder die durstige Pflanze nicht gar umkommen soll. Hievor hat nun der Schöpfer durch das so allgemein nützliche Gesetz der Schwere gesorgt: Aber es war zu tausend Absichten auch wieder nöthig, daß das Wasser wieder in die Höhe stiege, und wie weise hat der große Baumeister der Natur auch dazu die nöthige Anstalt zu treffen gewußt. In der Luft geschichts durch Dünste; in vesten Körpern, und so auch in dem Erdboden selbst durch Haarröhrchen. Dies ist der Grund, warum das **Löschpapier**, wenn man es auch senkrecht ins Wasser setzt, immer weiter nach oben naß wird; warum sich ein **Schwamm** immer weiter voll Wasser zieht, wenn gleich nur seine untere Fläche in demselben ruhet; warum sich in dürren Zeiten die Feuchtigkeit immer weiter von unten heraufzieht, und das **Erdreich**, das den Tag zuvor ganz trocken war, auch ohne Thau des Nachts wieder feucht wird. Dies ist der Grund, warum ich eine Pflanze, die in einem unten mit Löchern versehenen Gefäße steht, eben so wohl von unten an gehörig tränken kan, wenn ich das Gefäß ins Wasser setze, als wenn ich sie von oben begieße; warum das **Licht brennt**, weil die geschmolzene Fettigkeit in dem Tochte in die Höhe steigt, und wie viel andre Fälle können sich finden, wo die Natur diese ihr eingepflanzte Kraft zur Ausübung bringt. Aufmerksamen Beobachtern kan alle Tage etwas aufstoßen, das sie aus diesem Gesetz erklären können, und wie angenehm ist es, in der Kenntniß physikalischer Wahrheiten nicht fremd zu seyn, damit wir uns selbst über viel wunderbare Phänomene Antwort geben, welche



a) Sollten wohl Haare specifisch leichter seyn, als die Säfte, welche durch dieselben ausschwitzen? Wäre das; so würde hier eine Concurrenz mehrerer Ursachen müssen angenommen werden.

che der Unwissende anstarrt, und nicht weiß, was er dabei denken und sagen soll. Wunderbare Ordnung in der Natur! Eine dem ersten Anschein nach geringfügige Sache, daß in einer engen Röhre Wasser in die Höhe steigt, ist ein einfaches Grundgesetz geworden, wodurch beinahe die ganze Oekonomie des vegetabilischen und animalischen Reichs erhalten wird.

Doch ich will noch eins, oder zwei, von den vielen Beispielen anführen, in welcher die Kenntniß der Grundsätze der Physik lehrreich und brauchbar werden kan. Ich habe selten bemerkt, daß Menschen eine Verwunderung bezeigten, wenn sie einen Gegenstand in einem **Spiegel** sahen, der so wenig, als sie selbst, in **gerader Linie** vor dem Spiegel stand, und doch dächte ich, müßte diese Erscheinung jedweden befremden, der es für Pflicht hält, nichts ohne hinlängliches Nachdenken zu betrachten. Der Spiegel hängt mitten an der Wand. Ich sitze seitwärts an der einen Seite des Zimmers, ein andrer in eben der schiefen Richtung gegen den Spiegel, an der andern Seite, und nun erblickt jener mich, und ich ihn, wenn wir beide, nicht gerade zu auf uns selbst, sondern nach dem Spiegel sehen. Dergleichen Phänomene sind es eben, bei welchen der nachsinnende Beobachter der Natur zuerst ihre **Gesetze** abgelernt hat. **Stralen** nemlich, die auf einen **Spiegel**, oder eine andere **glatte**, fürnemlich undurchsichtige **Fläche** fallen, fahren nicht durch b), sondern prallen wieder zurück, oder sie werden **reflektirt** und in mein Auge zurück geworfen. Aber diese Wirkung geschieht, wie alles in der Natur, nach gewissen unwandelbaren Gesetzen. Fallen die Stralen von einem Körper in gerader Linie auf die Fläche; so prallen sie gerade: fallen sie schief; so prallen sie schief, und zwar in dem nemlichen Winkel, oder in eben der schiefen Richtung, in welcher sie auf die Fläche gefallen waren, wieder zurück, das heißt in der wissenschaftlichen Kunstsprache: **Der Einfallswinkel ist dem Reflexionswinkel gleich.** Trete ich nicht in eben der Linie vor den Spiegel, als der, dessen Angesicht ich sehen will; so sehe ich nichts: stelle ich mich aber in eben der Richtung gegen die glatte Fläche, als jener; so erblicke ich, was ich erblicken wolte. Es kan nicht fehlen, daß nicht tausend Menschen tägliche Erfahrungen davon in ihren Zimmern machen solten. Ein Gemälde, ein Kleidungsstück, ein anderes Instrument — mag noch so sehr von der Seite hängen, nur so, daß die Stralen davon auf den Spiegel fallen können; so darf ich nur in Gedanken eine Linie von diesem Objekt auf den Spiegel ziehen, und gegen über unter

b) Es ist nur eine **optische Illusion**, daß ich das Objekt hinter dem Spiegel, und zwar so weit hinter demselben zu sehen scheine, als es von demselben entfernt ist. Sehr begreiflich und unterhaltend hat **Euler** in seinen **Briefen** an eine deutsche **Prinzessin**, diese Lehre aus einander gesetzt.

unter eben dem Winkel gegen denselben treten; so werde ich genau den Punkt treffen, wo mir das Gemälde, oder Instrument sichtbar wird.

Wenn nun auch dergleichen Kenntnisse einen Menschen weder glücklicher noch unglücklicher, weder reicher noch ärmer machen; so ist es doch wohl eine löbliche Wißbegierde, von allem, was ich in der Natur wahrnehme, so viel möglich, hinlänglichen Grund anzugeben. Ich kam bei hellen Sonnenscheine in ein Zimmer, und sahe den Schein der Sonne von Süden nach Norden den Fußboden erleuchten, da doch die Sonne ziemlich in Westen stand und sich schon tief geneigt hatte. Sonderbar genug! wenn ich mich nicht gleich auf jenen Grundsatz besonnen hätte. Es stand ein Glasschrank an der Wand, der von der Sonne durch die Fenster beschienen wurde, und dieser warf die reflektirten Stralen, in einer fast entgegen gesetzten Richtung wieder auf den Fußboden. Oft findet sich's, daß man an der Decke oder der Wand einer Stube einen hellen stillstehenden oder sich bewegenden Fleck wahrnimt. Weiß ich den theoretischen Satz, daß der Reflexionswinkel dem Einfallswinkel gleich ist; so kan ich ohne viel Kopfbrechen mit Gewißheit entscheiden, wo der Schein herkomme. Ein Teich, oder ein Fluß, oder auch nur eine kleinere Pfütze, wenn sie auch ziemlich weit entfernt ist, kan nach dem verschiednen Stande der Sonne, der Spiegel seyn, der den hellen Glanz an der Decke meines Zimmers abmalt. In manchen Fällen kan diese Kenntniß uns aus einer nicht unbedeutenden Unruhe reißen. Ich saß an einem Winterabend auf meinem Zimmer. Auf der einen Seite war ein Nebengebäude angebracht, so daß ich aus meinem Fenster gerade unter das Dach desselben sehen konte. Ein kleines Geräusch, das ich außerhalb hörte, bewog mich ans Fenster zu gehen, und ich erblickte, in der That mit nicht geringem Schrecken, Feuer unter dem Dache. Es war ein hellscheinender Fleck, wie ein Teller groß, der in der Finsterniß um so viel feuriger aussahe. Ich wandte mich so gleich um und sahe nach dem Spiegel, maß in in Gedanken die Linie von dem brennenden Lichte zum Spiegel und von diesem zu dem hellen Flecke unter dem Dache, und fand, daß es nichts anders, als der Widerschein des Lichts vom Spiegel sey, der diesen feurigen Schein verursachte. In der That war die Situation des brennenden Lichts gegen den Spiegel so beschaffen, daß man nicht sogleich auf die wahrscheinliche Ursach dieser Wirkung gerathen konte. Doch wenn ich den Spiegel oder das Licht in Bewegung brachte; so verschwand der Fleck und mit demselben auch die Furcht für Feuersgefahr. Diese wenigen Beispiele sind vermuthlich schon hinreichend, uns von der Brauchbarkeit physikalischer Kenntnisse im gemeinen Leben zu überzeugen, wenn es auch weiter nichts wäre, als daß der zum Nachdenken

geschaffene Mensch nicht bei jedweder natürlichen Erscheinung sagen dürfe: Das weiß ich nicht.

Eben der Grundsatz hat aber nicht blos auf **Lichtstralen**, sondern auch auf viele **andere Wirkungen in der Körperwelt** seinen bestimten Einfluß. Das ganze **Billardspiel** ist die Praxis dieser Theorie. Je grösser die Accuratesse ist, mit welcher man, ohne Transporteur, ohne Linial und Winkelmaaß, blos mit den Augen, Winkel ausmessen und mit andern Winkeln vergleichen kan; desto größer wird die Fertigkeit in diesem Spiele seyn. Der Spieler thut nichts anders, als das er den Einfallswinkel seiner Kugel so abmißt, daß er dem Reflexionswinkel, wenn der andre Ball auf diese oder jene Stelle laufen soll, vollkommen gleich werde. Trift er den Fleck; so ist der Ball gemacht. Hier irrt sich die Wirkung der Kräfte niemals; wohl aber der Spieler. Wenn ich einen Stein auf die Oberfläche des Wassers in einer schiefen Richtung werfe; so prallt er von derselben wieder ab, neigt sich vermittelst der Schwere, in einer schiefen Linie, wieder zum Wasser, prallt aufs neue zurück, und so wiederholt er das Steigen und Fallen 6, 7 und mehr mal, nachdem die Kraft fortdauert, die ich ihm durch den ersten Wurf gegeben habe. Hier sind lauter Einfalls- und Reflexionswinkel, die immer einander gleich seyn würden, wenn nicht andre Hindernisse dazwischen kämen. Es ist wahr, es stöhrt das Vergnügen des Knaben im geringsten nicht, der dieses Kunststück macht, ob er das weiß oder nicht: aber sollte es wohl nicht einem Zuschauer angenehm seyn, wenn er denselben von dem Grunde dieses Effekts belehren kan. Eben diese Bewandniß hat es mit dem **Schalle**, oder der zitternden Bewegung der Luft, wodurch derselbe verursacht wird. Das **Echo**, was ist es anders, als der von einem vesten Körper wieder zurückgeworfene und alsdenn meine Gehörnerven berührende Schall. Ruft jemand in einer schrägen Direktionslinie nach dem Körper zu, und ich stehe nicht in eben der Richtung gegen diesen Körper über; so werde ich nichts hören: trete ich aber in gleicher Direktionslinie gegen denselben, als jener; so wird seine Stimme in mein Ohr zurück geworfen. Der Schall braucht mehr Zeit, ehe er durch die Schwingungen der Luft zu mir komt, als das Licht. Wenn daher der reflektirende Körper weit von mir entfernt ist; so muß einige Zeit verfließen, ehe ich den Schall wieder vernehme. Ist er zu nahe; so höre ich gar nichts, weil die zurückschallende Stimme mit der ausgesprochenen beinahe coincidirt. Auf diesem Grunde beruhen die **Sprachgewölbe**. Erfindungen, die viele Menschen in so grosse Verwundrung setzen. Treten zwei Personen in einem solchen Saal auf die gehörige Stelle; so kan der eine dasjenige sehr deutlich hören, was der andre auch nur leise gegen die Wand redet, der dritte aber wird keine Silbe vernehmen. Warum? er steht nicht in der Linie, nicht in dem Brennpunkte, wohin der Schall von der Wand reflektirt wird.

(Der Schluß folgt künftig.)

Hannoverisches Magazin.

53tes Stück.

Montag, den 2ten Julius 1781.

## Ueber die Brauchbarkeit physikalischer Kenntnisse im gemeinen Leben.

(Schluß.)

Ein elastischer Körper prallt zurück, weil er Widerstand findet. Dies leitet mich zu einem andern physikalischen Satze, daß **die Gegenwirkung eines Körpers allemal der auf ihn geschehenen Wirkung gleich sey**; omnis actio, sagt der Naturlehrer, equalem habet reactionem. Es kan freilich seyn, daß die Wirkung oft größer oder kleiner ist als die Gegenwirkung; ja das ist der Fall der sich am allergewöhnlichsten zuträgt: Aber das hebt den Satz selbst nicht auf; es verändert nur den Erfolg. Wenn ein Körper sechs Pfund und ein andrer nur vier Pfund Kraft hat; so wird freilich der erste den letzten überwältigen: aber die vier Pfund des einen, und die vier Pfund des andern, die gegen einander wirken, sind doch gleich. Indessen mir komt es hier nicht so wohl darauf an, in was für einer Proportion die wirkenden Kräfte stehen, als vielmehr darauf, daß bei jedweder Wirkung auf einen Körper auch eine Gegenwirkung erfolge. Eine Erfahrung, die alle Tage hundertmal gemacht wird, ohne daß man einmal darauf acht giebt. Ich sahe einen Holzhauer, dessen Axt nicht vest an ihrem Stiele saß. Sogleich wandte er sie um, schlug heftig auf das Ende des Stiels, und die Axt ward vest. Der Mann erreichte seinen Zweck, ohne zu wissen, warum? Wer wolte aber nicht auch gern von allen Erfolgen die Ursach erkennen. Jedweder Körper, wenn ich auf ihn wirke, leistet Widerstand. Dieser Widerstand ist nicht etwa blos eine todte Kraft, sondern eine wahre Reaktion und Gegenwirkung. Das war der Grund, warum die Axt vest wurde. Sie wirkte dem Schlage entgegen, und schmiegte sich also immer genauer an den Stiel. Man macht in der Physik sehr artige Versuche zum Beweise dieser Reaktion. Man läßt ein langes aber dünnes und trocknes Stäbchen oder einen Tobackspfeifenstiel an einem Faden von der Decke eines Zimmers über einen Tisch herabhängen,

hängen, doch so, daß er den Tisch noch nicht berührt, sondern etwa noch ein Zoll Raum bleibt, und setzt ein Gläsgen, das leicht umfällt zur Linken nahe an das Stäbchen. Schlage ich nun mit einem Stocke stark gegen das Stäbchen, in einer Direktion **nach dem Glase zu**, also von der Rechten zur Linken; so wird der Stab zerbrechen, das Gläsgen aber unbewegt stehen bleiben: Schlage ich im Gegentheil von der andern Seite in einer Direktion gegen den Stab **von dem Glase weg**, also von der Linken zur Rechten; so wird der Stab zwar ebenfalls zerbrechen, aber auch das Glas umwerfen. Hier haben wir von dem angeführten Naturgesetz die deutlichste Erfahrung. Der Stab wirkt dem Stocke entgegen, wenn ich von der Rechten zur Linken schlage, und das Glas bleibt also unerschüttert stehen; er thut es aber auch, wenn ich von der Linken zur Rechten schlage, und nun muß er das Glas umwerfen. Hier könte ich nun unzählige Fälle im gemeinen Leben anführen, wo von diesem Naturgesetz Gebrauch gemacht wird; aber einem aufmerksamen Beobachter werden sich dergleichen von selbst darbieten. Er wird sich manches ganz begreiflich erklären können, das ihm sonst wohl problematisch geblieben wäre. Der gelehrte Physiker mag indeß die Kräfte der wirkenden Ursachen messen, wägen, vergleichen und berechnen. Wenn meine Einsicht auch nicht so weit geht; so wird es doch genug seyn, wenn ich die wirkende Ursach wenigstens angeben kan. Bei zusammengesetzten Kräften, Wirkungen und Gegenwirkungen würde freilich jene Berechnung manchem zu schwer fallen. Eine Fähre, die auf einem breiten Flusse schwebt, wird an das gegenseitige Ufer gezogen, wenn ich ein über den Fluß gespanntes Seil nach mir ziehe. Ich, in Verbindung mit der Fähre und allem, was darauf ist, wende eine Kraft an, deren Direktion nach dem Ufer gerichtet ist, von welchem ich abfahre; ich will das Seil gleichsam zu mir ziehen. Die Gegenwirkung des hinlänglich bevestigten Seils aber richtet ihre Kraft nach dem entgegen gesetzten Ufer, und da sie stärker ist, als der Widerstand, den sie in mir und in der Fähre findet; so fließt dieselbe hinüber zu dem andern Ufer. So weit habe ich einen klaren Begrif von diesem Erfolg. Der gelehrte Physiker mag aber seine Einsichten heller und seine Begriffe adäquater zu machen suchen; er mag den perpendikulären Druck der Fähre nach der Tiefe des Flusses, den Widerstand, den sie theils in horizontaler Richtung gegen das Wasser, theils seitwärts in dem Strome desselben findet, und was er sonst noch will, ausrechnen, und die Summe dieser Kräfte, mit der Kraft des Seils und seiner Bevestigung vergleichen. Mir ists genug, wenn ich nur die Ursach weiß, warum der Erfolg so und nicht anders ist.

Es giebt aber bei der Lehre vom Druck und Gegendruck der Körper auffallende, doch nur scheinbare Widersprü-

dersprüche. Man nehme zwei Röhren, deren eine 6 Zoll, die andere aber nur 1 Zoll im Durchschnitt, weit ist. Man verbinde dieselben unten durch eine andere Röhre, und gieße Wasser hinein; so wird dasselbe in beiden Röhren gleich hoch stehen. — Wie? Eine Menge Wasser, die einen Cylinder von 6 Zoll Weite ausfüllt, solte nicht mehr Druck haben, als das Wasser in einer einzölligen Röhre? Warum überwindet hier die stärkere Kraft, den so viel kleinern Widerstand nicht? — Ein Brett ist so stark, daß 3 Centner darauf liegen können, ohne zu zerbrechen: ich schieße aber eine Kugel, nur 3 Loth schwer, gegen dasselbe aus einer Flinte, und sie überwindet einen Widerstand von 3 Centnern und fährt durch. — So lehrreich sind die Wirkungen der Natur, daß sie bei aller ihrer Evidenz uns immer wieder Räthsel vorlegt, damit wir stets Gelegenheit haben, Nachdenken zu üben. Aber so hängen auch die Wahrheiten zusammen, daß man freilich mehr als ein Naturgesetz kennen, daß man in ihrer Schule mehr als eine Klasse durchgehen muß, um sie in allen ihren Operationen zu übersehen. Hier ersetzt die Geschwindigkeit, was der Gegenwirkung an eigenthümlicher Kraft fehlt. Je grösser der Raum ist und je kürzer die Zeit, in welcher sich ein Körper durch denselben bewegt; desto größer ist seine Geschwindigkeit. Eine außerordentliche Geschwindigkeit aber verschafft auch einem kleinen Körper von geringer Masse, eine außerordentliche Gewalt. Die Geschwindigkeit einer Flintenkugel ists, welche ihr die Kraft ertheilt, ein Brett zu durchbrechen, das 3 Centner, wenn sie auch auf keiner größern Basis, als eine solche Kugel hat, ruhen könten, unzerbrochen lassen würden. Ist die Masse zugleich auch groß; so muß bei gleicher Geschwindigkeit auch die Wirkung um so viel größer seyn; daher eine abgeschossene Kanonkugel von 6 Pfund, mehr ausrichtet, als eine dreilöthige Flintenkugel. Was das Wasser in den cylindrischen Röhren betrift; so hat **Euler** in seinen vortreflichen Briefen diesen Versuch überaus deutlich aus einander gesetzt. Die Proportion beider Röhren mag so beschaffen seyn, daß, wenn das Wasser in der weiten Röhre eine Linie niedersinkt, so würde es in der andern, in eben der Zeit, 6 Linien hoch steigen müssen. Die Geschwindigkeit wäre also in der engen Röhre sechsmal so groß, als in der weiten. Eine sechsmal größere Geschwindigkeit thut aber eben so viel Effekt, als eine sechsmal größere Masse ohne diese Geschwindigkeit. Also hebt eins das andere auf, Druck und Gegendruck wird dadurch gleich, und folglich bleibt das Wasser in beiden Röhren gleich hoch stehen. Solten nun wohl nicht im gemeinen Leben mehr Fälle von der Art vorkommen, die uns ohne Kenntniß der Gesetze der Natur wunderbar und seltsam, aber bei dieser Kenntniß leicht begreiflich vorkommen? Noch eine Anmerkung ist hiebei nicht unerheblich, daß nemlich die Ge-

Geschwindigkeit eines **fallenden** Körpers, durch die Höhe, von welcher er herunter fällt, gar sehr zunimt. Mit jedwedem Augenblick, daß er fällt, wächst ihm auch ein neuer Grad der Geschwindigkeit zu. Gesetzt er durchläuft im ersten Augenblick einen Raum von **einem** Fuß; so wird er im zwoten Augenblick dreimal so geschwind; im dritten Augenblick fünfmal so geschwind fallen, u. s. f. Die Naturlehrer haben diese Proportion genau bestimt, berechnet und bewiesen. Hier aber ist es genug zu wissen, daß die Geschwindigkeit zunimt, je höher der Ort ist, von welchem ein Körper herunter fällt, um, wer weiß wie viel Erscheinungen in der Natur erklären zu können. Lasse ich Jemanden eine Flintenkugel, zwei Zoll hoch, auf den Kopf fallen, wer wird das nicht aushalten können? — Aber von einem Thurme herunter, mögte wohl gar der Hirnschädel in Gefahr stehen, zerschmettert zu werden. Niemand traue einem kleinen Steine, der von einem hohen Dache herunter fällt. Seine zunehmende Geschwindigkeit würde ihn leicht für die Vorübergehenden gefährlich machen können. Je weiter ich aushole mit einem Stocke, desto heftiger wird der Schlag seyn, weil ich ihm dadurch mehr Geschwindigkeit gebe.

Es wären freilich hier noch mehrere Bestimmungen und Einschränkungen hinzu zu fügen; aber ich habe keine ausführliche Abhandlung, sondern blos Fragmente schreiben wollen, und aus eben dem Gesichtspunkte mögte ich auch das folgende angesehen wissen, was ich noch von der **Schwere** der Körper, sonderlich **im Wasser** und dem erheblichen Nutzen dieser Lehre sagen will. Ist ein Naturgesetz, auf welchem um und neben uns eine Menge von täglichen Erfahrungen beruhet; so ist es dieses. Die Schwere ist überhaupt die Neigung der Körper zum Mittelpunkt der Erde. Ich habe es mehr als zehnmal bemerkt, wenn man von unsern **Antipoden** redet, daß Leute, die keine hinlängliche Unterweisung gehabt, gelächelt und gefragt haben, wie es möglich sey, daß sie nicht fallen solten. Aber der einzige Begrif von der Schwere hat sie entweder zur Ueberzeugung oder zum Stillschweigen gebracht. Haben sie die Erde unter ihren Füßen und den Himmel über ihrem Haupte; so können sie so wenig in die Wolken, als wir auf den Mond fallen. Von dieser **Schwere verliert** nun ein Körper etwas **im Wasser**, oder vielmehr, das Wasser trägt einen Theil seines Gewichts, daß er nicht mit der ganzen Kraft seiner Schwere in oder auf demselben, so wie außer dem Wasser in der Luft, wirken kan. Ein Körper, der schwerer ist, als Wasser, sinkt unter. Betrachten wir ihn nun mitten im Wasser; so nimt er einen Raum ein, in welchem sonst Wasser seyn würde. So viel nun dies in einem solchen Raum eingeschlossene Wasser wägen würde; so viel verliert er selbst an seinem Gewicht. Und diese Sätze haben tausenderlei Einfluß in die Erklärung

rung sehr vieler Erscheinungen in der Natur und im gemeinen Leben. Wenn **Archimedes** diese Lehren nicht gewußt hätte; so würde er sein ἑυρηκα nicht haben ausrufen können, der König **Hiero** wäre betrogen geblieben, und der Goldschmid frei ausgegangen. Ich kan aus diesen Grundsätzen, ohne viel Mühe, die specifische Schwere eines jedweden Körpers gegen das Wasser erkennen. 9 Loth Kupfer z. E. verlieren im Wasser 1 Loth am Gewicht *). Das Kupfer verhält sich also zum Wasser, wie 9 zu 1, oder das Kupfer ist 9 mal schwerer als Wasser. 9 Loth Gold verlieren im Gegentheil kaum halb so viel; das Gold ist also 18 mal schwerer, als Wasser. Ich kan ferner die specifische Schwere eines festen Körpers gegen den andern daraus berechnen. Kupfer ist z. B. noch einmal so leicht, als Gold. Ich kan endlich die specifische Schwere einer flüssigen Materie gegen die andere daraus beweisen. Wenn ein Körper im Wasser 10 Quentchen und im Weingeist 9 Quentchen verliert; so muß sich die Schwere des Wassers zu der Schwere des Weingeists verhalten wie 10 zu 9, daher die **Bier- und Salzwagen** ihren Ursprung genommen haben.

Doch das ist noch nicht der ganze Vortheil. Der Mensch macht einen weit ausgedehntern Gebrauch von dergleichen physikalischen Lehren. Ein Körper der schwerer ist, als Wasser, sinkt unter. Ich wolte aber gern, daß er von hier nach **Amerika** schwimmen mögte. Ich darf ihm also nur einen größern Umfang und Raum geben, oder auf eine bereits also zugerichtete Maschine laden; so muß er schwimmen, weil er, oder die Maschine, alsdann in ihrem ganzen Umfange eine Menge Wasser aus der Stelle treiben würde, die schwerer, als er selbst und die Maschine wäre. Eine hohle metallene Kugel wiegt 12 Loth. Wären diese 12 Loth in einer dichten Masse; so würden sie untersinken, weil sie einen kleinern Raum einnehmen. Jetzt schwimmt die Kugel, weil sie in ihrer ausgedehnten Figur eine Menge Wasser aus der Stelle treiben würde, die schwerer, als sie selbst ist, wäre. Das ist der Grund, warum **Schiffe** solche ungeheure Lasten tragen; warum ich Körper schwimmend machen kan, die ein weit größeres Gewicht, als Wasser haben, wenn ich sie, mit leichtern Körpern, als mit Luft erfüllten Blasen, Kork, u. d. gl. in Verbindung setze. Fürtreflich hat die Natur diesen Grundsatz bei den **Fischen** genutzt. Ihre Masse ist etwas schwerer als Wasser. Sie würden also beständig untersinken. Aber der Schöpfer hat ihnen eine **Schwimmblase** gegeben, die sie ausdehnen und zusammenziehen können. Dehnen sie solche aus; so nimt ihr Körper einen größern Raum ein, sie werden leichter, als so viel Wasser, das eine eben so große Form hätte, und steigen in die Höhe. Thun



*) Der leichtern Verständlichkeit wegen habe ich kleine und runde Zahlen genommen. Es wird hier auf einige Grane mehr oder weniger nicht ankommen.

sie das Gegentheil; so sinken sie, und dies Kunststück können sie mit solcher Leichtigkeit, so schnell und oft verändern, daß es eine Lust ist, der mannigfaltigen Modifikation ihrer Bewegung zuzusehen. Einige **schwammigt fette Leute** haben an sich schon sehr wenig Uebergewicht über das Wasser. Diese mögten sich denn leicht durch einen angeschnallten Schwimmgürtel vor dem Untersinken bewahren können. **Don Paolo Moccia**, ein Priester zu **Neapel**, der vielleicht noch lebt, soll 30 Pfund leichter seyn, als eine eben so große Menge Wasser. Er sinkt also nicht tiefer ein, als bis an die Brust, verrichtet allerhand Handlungen im Meere, geht und bewegt sich in demselben, wie er will. Man hat ihn an den Füßen niederziehen lassen, er ist aber gleich wieder in die Höhe gekommen.

Noch giebt es Körper, die sich entweder **ganz**, oder nur **zum Theil** im Wasser **eintauchen**. Geschieht es ganz; so daß ihre Oberfläche mit der Oberfläche des Wassers in gleicher Linie ist; so haben sie einerlei Schwere mit demselben: Sinken sie nur halb ein; so sind sie halb so schwer u. s. f. Wie sich der eingetauchte Theil zu seiner ganzen Größe verhält; so verhält sich seine ganze Schwere zu der Schwere des Wassers, das eben so viel Raum einnimt. Wo ich nicht irre, so hat der berühmte Weltumschiffer Herr **Forster**, nach dieser Regel die ungeheure Dicke der Eisschollen berechnet, die als große Inseln, im fünften Theile der Welt, im Südmeere herumschwimmen. Nach eben der Regel könte der Grad der Tiefe berechnet werden, und vermuthlich geschieht's auch, in welchem ein beladnes Schif einsinkt, und die Last, die man ihm geben darf, wenn es so oder so hoch über dem Wasser hervorragen soll. Diese Lehre hat auch den Menschen das Mittel gewiesen, gestrandete Schiffe durch Erleichterung wieder flott zu machen. In andern Fällen darf ich den Umfang einer schwerern Materie, als das Wasser, nicht größer, ich brauche nur die flüßige Materie schwerer zu machen, wenn jene darauf schwimmen soll. Ein Ey sinkt unter; aber in Lauge oder Salzwasser erhält es sich schwebend. — — —

Ich könte von dieser Sache, von der **Luft**, vom **Feuer** und von sehr vielen andern Gegenständen der Naturlehre noch eine ansehnliche Menge Fakta anführen, bei denen in unzähligen Fällen des gemeinen Lebens die Kenntniß physikalischer Wahrheiten brauchbar werden kan: Allein ich habe nur einige Proben geben wollen, und dazu mag das Angeführte genug seyn. Wer kan sich einer Art des Verdrusses erwehren, wenn er bei hundert alltäglichen Erscheinungen in der Natur seine Unwissenheit fühlen muß, die doch mit geringem Aufwande der Zeit und des Nachdenkens könte gehoben werden. Es ist gut, daß die **Naturgeschichte** so viel Freunde findet, um die vielfältigen leblosen, vegetirenden und lebendigen Geschöpfe des Erdbodens

dens kennen zu lernen. Es würde aber noch besser seyn, wenn man auch den Plan und die Gesetze kennete, nach welchen der Schöpfer die Natur operiren läßt. Indessen haben alle Wissenschaften ihre Grade der Vollkommenheit. So wenig es nun jedermanns Sache ist, daß er in denselben allemal die höchste Stuffe erreicht; so wenig ist es doch zu rechtfertigen, wenn er von gemeinnützigen Kenntnissen gar nichts weiß. Alles mit mathematischer Präcision zu demonstriren, schickt sich nicht für jedweden, und das war auch hier die Absicht nicht, zumal da sich solches ohne Figuren nicht wohl thun läßt. Wolte man dann aber einwenden, daß auf solche Art nur eine superficielle Erkenntniß erlangt würde; so ist doch diese, meines Erachtens, immer besser, als gar keine.

---

## Bemerkungen über einen Blutigel, welchen Herr * * * verschiedene Jahre statt eines Barometers gebrauchte.

(Aus dem Gentleman's Magazine.)

Ich setzte, sagt der ungenannte Verfasser dieses Aufsatzes, die Bouteille mit Wasser, worin der Blutigel befindlich war, vor mein Stubenfenster, so, daß ich allemal, wenn ich des Morgens darnach sahe, vorher wußte, was für Wetter wir den folgenden Tag bekommen würden.

Bei anhaltendem heiterm und schönem Wetter, lag der Blutigel ohne alle Bewegung ganz ruhig auf dem Boden des Glases, und rollte sich wie eine Schnecke zusammen.

Wenn es den Morgen oder des Nachmittages regnen wolte, so kroch er bis oben in den Hals seines Behältnisses, und da blieb er alsdenn so lange sitzen, bis es wieder heiteres Wetter geworden war.

Solten wir Wind bekommen, so schwamm mein Blutigel außerordentlich geschwind im Wasser beständig hin und her, und war auch selten eher wieder ruhig, als bis der Wind anfing stark zu wehen.

Einige Tage vor einem starken Donnerwetter mit Sturm und Regen verbunden, hielt sich der Blutigel beständig außer dem Wasser auf, war äusserst unruhig, und warf sich heftig, gleichsam als bekäme er convulsivische Anfälle, hin und her.

So wohl bei Frost- als heiterem Sommerwetter, lag er beständig auf dem Boden des Glases. — Und bei Schnee- und Regenwetter, kroch er allemal bis oben in den Hals der Bouteille.

Was der eigentliche Grund von diesem allen ist, überlasse ich Naturforschern zur weitern Untersuchung. Jedem wird es gleich beifallen, daß hier eben das auf den Blutigel wirken muß, was auf das Quecksilber in den

den Wettergläsern wirkt; und ohne Zweifel hat das Thier eine erstaunlich feine Vorherempfindung von der Veränderung des Wetters, die so gar schon den Tag vorher eine sichtliche Alteration in seiner Lebensart verursacht.

Vielleicht ist es für diejenigen, die ähnliche Versuche hierüber mit Blutigeln machen wollen, keine überflüßige Anmerkung, wenn ich noch hinzufüge, daß ich meinen Igel in einer gewöhnlichen acht Unzen Bouteille, die ohngefähr bis auf drei Viertel hoch mit Wasser angefüllet ist, sitzen habe. Ueber die Oefnung der Bouteille habe ich ein Stück grobes Linnen gebunden. Des Sommers gebe ich dem Thiere alle Woche einmal frisches Wasser, und im Winter thue ich solches nur alle vierzehn Tage einmal. Es ist dieses ein Wetterglas, das sich jeder für sehr geringe Kosten leicht anschaffen kan, und das verschiedene Jahre brauchbar bleibt.

---

## Beitrag zu dem im 8ten Stücke des Hannoverischen Magazins von diesem Jahre enthaltenen Aufsatze von der Schädlichkeit der Taxusbäume.

Ich ließ im abgewichenen Octobermonate alte Taxusbäume fällen, um die Stämme zur Furnirung einigen Hausgeräthes zu verbrauchen, wozu dieses Holz ganz fürtreflich ist. Die abgehauenen Zweige nebst den Blättern wurden von dem unvorsichtigen Arbeiter über die Befriedigung in einen eingeschlossenen Grashof geworfen, in welchem seit einigen Monaten ein zweijähriges Rind gegraset, und sich sehr wohl aufgenommen hätte. Am folgenden Morgen fand ich dieses Thier todt auf der Erde liegen, nachdem es noch den Abend vorher völlig gesund und munter gewesen war. Aus dem sehr aufgeschwollenen Leibe konte man nicht anders muthmaßen, als daß es etwas giftiges genossen haben müsse. Um indessen die eigentliche Ursache eines so schleunigen Todes zu erfahren, ließ ich es durch den Abdecker aufhauen. Alle innern Theile waren gesund und unversehrt, nur fand sich in dem Salter zwischen dem genossenen Grase auch eine Menge von unverdaueten Taxusblättern, welche nach der größten Wahrscheinlichkeit den Tod des Rindes verursachet haben mußten.

H. J.

# Hannoverisches Magazin.

54tes Stück.

Freitag, den 6ten Julius 1781.


## Zufällige Gedanken bei kleinen Vorfällen.

Am Fenster, wo ich auf eine volkreiche Straße sehen konte, erblickte ich unter andern auch zween wohlgekleidete Herren, welche sich in tiefen Verbeugungen gegen einander, mit halb glühenden Gesichtern, wie es schien, die größten Freundschaftsversicherungen betheurten. Chodowiecki's Grabstichel würde hier ein neues Meisterstück haben liefern können, die versteckten Züge der Falschheit, unter den Minen und Stellungen der äußersten Ergebenheit so ganz künstlich hervorblicken zu lassen. Mir, der ich schon über ein halbes Jahrhundert denken kan, fiel hiebei die **alte** und **neue Sitte** ein. — Lieber Herr Gevatter, sagte sonst ein ehrlicher Biedermann zu seinem Freunde, eine nothwendige Ausgabe dringt mich, meine Zuflucht zu ihnen zu nehmen. Leihen sie mir doch auf sechs Monat 50 Rthlr. — Sie sollen sie haben, bekam er zur Antwort, es wird gerade noch so viel vorräthig seyn. Und wenn jener mit zufriednem Herzen, ohne Handschrift, blos mit einem drückenden Handschlage, weggegangen war, sprach er zu seiner Frau: Es ist doch ein edles Vergnügen, wen Gott in den Stand gesetzt hat, andern zu dienen. Das war die **alte Sitte**. — Aber nun die **neue**? — Ganz gehorsamer Diener, antwortete vor acht Tagen **Strephon** seinem Freunde **Ktesiphon**, der ihn mit Vorstellung seiner **unverschuldeten** Noth, um ein Darlehn von 10 Rthlr. gar angelegentlich bat; von Herzen gern wolte ich ihnen damit an die Hand gehen und mit tausend Vergügen diese kleine Gefälligkeit erweisen, wenn es mir nur irgend möglich wäre: aber sehen sie — hier fing er eine Reihe von Entschuldigungen an, die ich nicht alle hersetzen will, — und als jener traurig wegging, sprach er zu seiner Gemalin: der Schurke! er mag sehen, wie er fertig wird. Da hast du die 10 Rthlr. Nimm sie zu deinem neuen Pelze mit zu Hülfe.

*

* *

An dem Stamme einer alten Weide kroch ein **Würmchen**, das kaum sichtbar war. Als ich eben der müh-

samen Arbeit dieses überaus artigen Thierchens zur Ueberwindung so mannigfaltiger Hindernisse, die es an der runzlichten und bemoosten Rinde des Baums antraf, mit einer theilnehmenden Aengstlichkeit zusahe, trabte ein mächtiger Gaul mit seinem Reuter vor mir vorüber und erschütterte den Boden nicht anders, als wie es der Dichter beschreibt:

quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum.

Welch ein gewaltiger Unterschied von Geschöpfen, dachte ich, und doch nur aus einer Klasse! Wie viel Billionen und Trillionen solcher Würmchen müßten zusammen gesetzt werden, ehe ein solcher Gaul daraus würde. Und so tief noch die **Polypenläuse**, die **Göze**, oder die **Vorticellen**, die **Müller**, mit ihren Mikroskopen gesehen, unter diesem Thierchen stehen; so hoch steht noch der Elephant über diesen Gaul weg. Nicht anders in andern Klassen der Körperwelt. Was ist dies zarte Moos, das kaum den Raum von einer Linie braucht, seinen ganzen Wachsthum zu vollenden, gegen die Ceder von Libanon! dies Stäubchen, das so eben der Wind in mein Auge wehet, gegen den Felsen, an dessen Fuße ich stehe! — Solte es denn wohl unter dem Menschengeschlechte — solte es wohl in der Geisterwelt auch einen solchen ungeheuren Abstand des einen von dem andern geben? Bald solt' ichs nicht denken. Unterdessen erinnert mich dies kriechende Würmchen an die beschwerliche Wallfarth der Menschen durch die Welt. Ich kan mich nicht überzeugen, daß dieselbe ein beständiges **Jammerthal** heißen könne; aber ein beständiges **Freudenthal** ist sie doch auch nicht. Dies geschäftige Thierchen findet freilich seine Ruhe und Erquickungsstunden, seine ihm angemeßne Nahrung, sein Weibchen zur Befriedigung seiner Naturtriebe, und freuet sich bei der lauen Wärme seines Daseyns; aber es hat doch auch seine Gefahr, seine Feinde, seine Beschwerden und Arbeiten, ehe es den Zweck, dazu es bestimmt ist, erklettern kan.

*

* *

Ein Freund schenkte mir ein Paar wunderschöne **Eisenstufen** von der Insel **Elba**. Prächtig spielende Farben; sehr artige krystallinische Figuren; spiegelglatte, unnachahmlich von der Natur polirte Flächen; unvergleichlicher Glanz — alles gar herrlich — und doch nur **Eisen**. So stelle ich mir in manchen großen Städten prächtig gekleidete, glänzende, überaus freundliche und manierlich zugestutzte Herren und Damen vor, und doch von Kopf und Herz — nur Eisen. Zu gleicher Zeit wurde mir eine unansehnliche, matt glänzende, schmutzig gefärbte, irreguläre **Silberstufe** gebracht, die aber sehr reichhaltig an innerm Werthe seyn solte. Da stelle ich mir nun manchen Herrn und manche Dame von außen, nicht just im eigentlichen Verstande schmutzig und irregulär, doch etwas unansehnlich, unge-

geschmückt, nicht in die Augen fallend, und doch vom Kopf und Herz, fürtreflich vor. Das äußerliche trügt doch zuweilen, ehe nicht ein Krystallglas auf der Brust das innere des menschlichen Herzens sichtbar macht. War es wohl richtig, wenn **Gellert's** Knabe von der Nachtigall sagte: der sieht mans gleich an ihren Federn an, daß die nichts kluges singen kan?

* * *

Der Baum da soll dein seyn, sagte ein Vater zu seinem achtjährigen kleinen Sohne, mit allen Aepfeln, die er trägt; mache damit, was du willst. Als nun die Zeit der rechten Obsternte kam, und der Vater seine Früchte korbweise wegtragen ließ; hatte der naschende **Carl nicht einen einzigen Apfel** mehr auf seinem Baume. Ist es Wunder, daß Menschen viel Gutes nicht haben, das sie doch haben könten? Sie wollen die Frucht geniessen, ehe denn sie **reif** ist.

* * *

„Was ist heute ihre Lektüre gewesen, junger Herr!“ — Ich kam ohngefähr über **Baldingers Magazin für Aerzte.** — „Nun, und was haben sie aus diesem lehrreichen und unterhaltenden Journale gemerkt?“ — Ich las eine sehr artige Abhandlung vom **Ey**; darin stand unter andern, daß sich das **Wasser** nur bis zum 213° **Fahrenheit.** Maaße erhitzen lasse; Oel im Gegentheil wohl 600° Hitze annehme, und doch habe ich Oel sieden gesehen, das gegen das brausende Wasser, so ganz in der Stille nur hie und da eine Blase warf. Ich dächte, das Verhältniß müsse übertrieben angegeben seyn. — „Immerhin, wir wollen jetzt die Wahrheit dieser physikalischen Beobachtung nicht untersuchen. Vielmehr fallen mir einige **moralische** Spekulationen dabei ein. Es giebt **brausende** Genie's, und von denen können sie immer denken, daß sie oft wäßrigter sind, als manche stille nachdenkende Köpfe. — Oel siedet und brauset weniger, und hat doch mehr Hitze. Sie werden Freunde finden, die bei einem Schwall von Worten — **nichts** thun, und andere, die ohne viel Worte — **mehr** thun, als sie erwarten. — Untersuchen sie immer erst, mit dem moralischen Thermometer in der Hand, wie viel Grade innerer Würde in dem Menschen stecke, ehe sie blos nach dem Augenmaaße ein Urtheil über ihn fällen.

* * *

In einem gar sehr verborgnen Loche eines alten Gemäurs fand ich neulich eine **Fledermaus.** Wie sorgfältig hatte sie ihren Aufenthalt gewählt, um den Feinden zu entgehen, die ihr etwa schädlich werden könten. **Marter** und **Iltis** würden es umsonst versucht haben, ihr in dieses enge Loch nachzukriechen. Doch der **Nahrungstrieb** lockte sie an dem ersten angenehmen Frühlingstage in die Abenddämmerung, Nachtfalter zu

haschen, und mitten unter dieser Jagd ward sie selbst einer Eule zum Raube. — So denkt der Mensch oft an seine gefährlichsten Feinde am wenigsten. — Es ist eine weise Pflicht, auf alle Fälle für seine Sicherheit zu sorgen; aber weder Natur und Instinkt, noch die beiden überlegene, Vernunft, können allemal den wahren Schutzort ausfindig machen. — Ein **heftiger** Nahrungstrieb, ist so wie andern Geschöpfen, auch schon hunderttausend Menschen ein Fallstrick geworden. Und doch ist er das erste Gesetz aller lebendigen Kreaturen!

* * *

Warum fliegen die **Sperlinge** mit solcher Eilfertigkeit unter die Dächer, und die **Tauben** auf ihre Schläge? Warum rennen die **Hühner** so geschwinde unter Obdach, und der wachsame **Spitz** schleicht mit niederhängendem Schwanze zur Hütte? — Es erhebt sich ein Sturm aus Nord-Westen, und will schwarze Hagel und Schneeträchtige Wolken, die sich dort aufgethürmt haben, über unsern Horizont wegführen. Wie glücklich bin **Ich**. Ich sehe am Fenster meines sichern Zimmers dem rasenden Toben dieser gewaltsamen Naturempörung, die Heu und Stoppeln und Blätter und noch viel schwerere Körper hoch in die Luft führt, ohne Besorgniß irgend einer Gefahr zu. — Aber auch nicht ohne **Belehrung**. — Eben solche Stürme des Unglücks giebt's auch im menschlichen Leben. Und wir, die wir uns doch wohl mehr Klugheit, als die einfältige Taube zu besitzen, dünken, solten davon keine Vorempfindung haben, und nicht im Voraus an Sicherplätze denken, wo wir wenigstens vor dem Hauptsturme ein Asyl finden, wenn uns auch, wie jenes sich verspätende Huhn, der Vortrab ein wenig verletzen, oder der Nachtrab, wie dem verwegnen Hahn seine zu frühe Kühnheit, noch kleine Fluthen über uns ausgießen solte? — Belle nur, du trotziger Wächter des Hofes, die schwarze Wolke und den rauschenden Wind an. Lächerlich ist dein ohnmächtiger Zorn. Oder, woltest du mich eben dadurch vielleicht lehren, daß Trotz und Widersetzlichkeit eben so wenig ein brauchbares Mittel wider die Gefahr sey, als die unüberlegte Unbesonnenheit eines schwachen Kindes, das sich mit Gewalt durch Dornen durcharbeiten will. — Das alles dachte ich an meinem Fenster. Aber ehe ich noch den Gedanken ganz ausgedacht hatte, lachte der Himmel schon wieder und alles Geflügel fand sich fröhlich wieder auf dem Futterplatze ein. — Tröstendes Bild unsrer Schicksale! Schnell komt die traurige Stunde unsrer Klagen; aber schnell weicht auch der Sturm wieder vorüber, der uns zitternd machte.

* * *

Sie lächeln, mein junger Freund, daß der Mann da sagte; Der Patient hätte viele Asmus um das fragma, die primas vias wären so verstopft

stopft und die Venussection wäre nicht gut von statten gegangen, weil seine Adern solche zarte rama hätten — — Ich wünschte, daß seine Fehler ihnen lehrreich würden. Ueber die primas vias sind sie nun freilich wohl weg. Aber bei ihrem nahe bevorstehenden akademischen Leben betreten sie bald ein anderes Feld, worin sie noch ziemlich fremd sind. Wenn sie da gleich bei den ersten Schritten schon glauben, dies weitläuftige Gebiet, das größtentheils noch hinter dem Berge liegt, den sie erst ersteigen müssen, übersehen zu können; so stehen sie in Gefahr, eben so sehr zu verstoßen. Wahr ists, wenn dieser Mann deutsch geredet hätte; so hätte er weniger Blößen gegeben. Der Kitzel, gelehrt zu scheinen, hat schon viele schamroth gemacht, und Gelegenheit gegeben, ihnen das bekannte: Si tacuisses — — zuzuflüstern. Indessen, da doch der Gebrauch mancher fremden Wörter nicht gut ganz und durchgängig kan aufgehoben werden; so wünschte ich, daß alle, die sich derselben bedienen wollen, zuvor einige Belehrung davon zu erlangen suchten: sonst klingt es freilich zuweilen abscheulich, als letzthin ein angehender Friseur sagte: Er müsse erst den und den Herrn frikassiren.

*
* *

Bei einem wasserreichen Dorfe in **Holland** hatte sich ein **Biber** auf dem Gipfel einer abgeköpften Weide, der kaum eine halbe Elle aus dem Wasser hervorragte, seiner Meinung nach überaus sicher niedergelegt und schlief. Aber was entgeht dem belauschenden Auge eines Jägers? Er sahe ihn, schoß ihn herunter, tödtete den sonst so klugen **Biber**, und sein Pudel mußte ihn aus dem Wasser holen. — Was ist in allen Absichten gefährlicher, als **Sicherheit**? — Bist du klug, denke daran, daß es immer welche giebt, die noch klüger sind. — Wilst du einen Zweck ganz erreichen; so nimm alle Mittel zu Hülfe. Was hätte dem Jäger sein Schuß geholfen, wenn er den Pudel nicht bei sich gehabt hätte. Indessen hätte ich doch den Biber zu erschießen, mich schwerlich entschließen können. Bei **sechs** angewandten Regeln einer klugen Vorsicht nur die **siebende** versäumen, ist so menschlich, daß es wohl Vergebung verdient.

*
* *

„Mein Freund, hat er Schulden?" Eine solche Frage eines mitleidigen Mannes bei dem Todbette eines für Gram sterbenden Vaters, ist wohl nicht zu verwundern, zumal aus dem Munde des ehrlichen **Puff van Vlieten**, der doch vermuthlich der Hälfte der lesenden Welt wird bekannt seyn. Mehr aber die Antwort dieses, unter dem Drange seiner Noth und Schmerzen schmachtenden Kranken. „Ja, Herr, fünf **Thaler**." Schreckliche Scenen, nicht, wie hier, aus einer **idealen**, sondern **realen** Welt, daß fünf Thaler, mit-

 ten

sen unter der Menge begüterter Menschen, unter denen es einigen eine Kleinigkeit ist, so viel in einem Abend zu verspielen, für manchen rechtschaffenen Mann, eine so unerschwingliche Summe sind, daß er sich darüber zu Tode grämt. Es kan seyn, daß dieser Schuldpost selbst für seinen Gläubiger schon eine ziemlich ansehnliche Summe war; aber solte es nicht auch Gläubiger geben, denen fünf Thaler kaum der tausendste Theil ihres unbenöthigten Vermögens sind? — Aber der Kranke war nur ein Jude. — Lieber Gott! **Nur ein Jude? Moses** und **Petrus** waren auch nur Juden. Als wenn es nicht unter den Christen Menschen gäbe, die weit schlechter, als mancher Jude, und unter diesen Leute, die weit besser sind, als mancher Unbeschnittene? — Je nun; warum hatte er die Schuld gemacht? So kan nur der sprechen, der ein Fremdling in den Angelegenheiten des menschlichen Lebens ist. — Aber Herr **Puff** gab ihm ja den Louis d'or; warum starb er? Er wird just nicht um der fünf Thaler willen gestorben seyn? — Gut; aber wenn denn nun um solcher Kleinigkeit willen mancher armer Schelm vielleicht 20 Tage im Jahre hungern, 10 Nothlügen erdenken, 4 Nächte schlaflos zubringen, 8 mal bei dem Anblick seines Gläubigers stutzen und ängstlich einen Ausweg suchen, 5 Nachbarn und Freunde vergeblich um die noch daran fehlenden 16 Groschen bitten muß — — Machen sie selbst die Rechnung, meine Herren, ob das weniger, als der **halbe Tod** sey?

* * *

Wenn ein Samojede, oder irgend ein andrer Erdbewohner, dem nichts als Thierhäute zur Bedeckung seines Leibes bekannt sind, auf einmal in unsre deutsche Länder versetzt würde, und an einem Winterabend in eine Spinnstube käme; — was würde er denken? Je mehr er vernünftiger Ueberlegungen fähig wäre; desto mehr würde er den Kopf schütteln. „Leute, die ihren gesunden Verstand haben, spinnen einen unhaltbaren, wer weiß, wie langen, dünnen, unansehnlichen Faden! — und eine solche Menge? — Ich begreife es nicht, daß das Menschen sind, die der Ruf, so klug beschrieben hat. Was wollen sie mit so vielen unnützen Fäden? Wenn sie noch die zähe Festigkeit der Sehnen unsrer Thiere hätten!“ — Denken wir nicht oft von den Werken auf eine ähnliche Art, die Gott gemacht hat? Wie unbillig, von dem Werth oder Unwerth einer Sache zu urtheilen, ehe wir die ganze Absicht derselben einsehen, oder Handlungen absichtlos zu nennen, wenn uns der Zweck derselben nicht sogleich ins Auge fällt. Vieles kan bei dem ersten Anblick paradox scheinen, das wir bei genauerer Erkenntniß für weise erklären würden, wie selbst von dem Samojeden zu vermuthen wäre, wenn man ihn von der Verfertigung und dem Gebrauch der Leinwand gehörig unterrichtete.

Spott-

* * *

Spottleicht ist ja das zu finden, mit der **Billardkugel** im *Hannöverschen Magazin*, wie es im 83ten Stück vom vorigen Jahre 1780 erklärt wurde. — Freilich wohl! Aber unendlich schwer war es vielleicht für sie, ehe sie die Erklärung gelesen hatten. Sehen sie einmal diese Farbe, die ich ihnen in diesem dunkeln Zimmer vor die Augen halte, — was ists für eine? — Sie sind verlegen. Recht; aber wenn der Fensterladen geöfnet wird; so ist es freilich auch einem Kinde spottleicht, zu sagen, ob sie roth, grün oder gelb sey? Ich abstrahire mir hieraus allerhand Lehren. Ich will nichts, mir unbegreifliches, es sey dann widersprechend, sogleich verwerfen. Ein einziger Lichtstrahl, der mir jezt noch fehlt, kan meine Dunkelheit erhellen. Aber das Verdienst der Männer, die diesen Lichtstrahl in die Dunkelheit bringen, deswegen verkennen, weil die Sache nachher so klar, wie der Mittag ist — das geschicht zwar, aber nicht ohne Ungerechtigkeit. Bei dem allen ist es demüthigender Beweis unsrer schwachen Einsichten, daß Menschen oft Stunden, Tage, wohl Jahre und noch länger einer Sache nachdenken müssen, die nachher durch eine ohngefähre Auflösung des Räthsels, in einem einzigen glücklichen Augenblicke, spottleicht einzusehen ist. Kaum so viel Minuten braucht es, einem Unwissenden die Art und Weise der Buchdruckerei zu erklären, als **Faust** in Straßburg Jahre darüber klügelte, ehe er dieselbe zu Stande brachte.

* * *

Auch ein Gedanke bei der **untergehenden Sonne**! Verschieden von jenen Empfindungen eines **Juden**:

> Ohn' abgenutzt zu werden, behält sie Glanz und Schein!
> Das muß was rares von Vergoldung seyn.

Wie traurig, wie niederschlagend müßte dieser Anblick allen Erdbewohnern werden, wenn sie nicht wüßten, daß sie morgen wieder käme. Verloren ist also nicht immer ganz verloren. Zwar freilich wohl in manchen Fällen. Die verlornen Stunden unsers Lebens — die verlornen Kräfte einer erschöpften Jugend — die verlorne Ehre einer Buhlerin — der verlorne Einsatz in's Lotto — die verlornen Bitten an einen Hartherzigen — sind unwiederbringlich dahin. Aber in weit mehreren Fällen bleibt es Trost, kräftiger Trost: das für verloren geachtete ist nicht auf ewig verloren. Wenn der Frühling Abschied nimt; die holde Waldsängerin aufhört zu schlagen; der liebe helle Mond nicht mehr die Nacht erleuchtet — haben wir da nicht die angenehme Erwartung, daß dieser über vier Wochen, und jene aufs künftige Jahr wiederkommen? Zweifle nicht, kranker Vater unerzogner Kinder! Vielleicht komt sie wieder, die verlorne Gesundheit — und warum denn nun mit so finstern Augen auf das offene Grab hingeblickt? —

Solte

Solte es denn alles verloren seyn, was wir im Tode zu verlieren scheinen? Ich fürchte nicht.

*
* *

Ich finde nicht, daß der **Luxus** auch bei **Thieren** gestiegen sey. Eben die einfache Kost, eben das harte Lager, das sie vor Jahrtausenden hatten, lieben sie noch, — die **Hunde** etwa ausgenommen. Der **Eber** rodet noch eben die Eicheln aus; der **Hirsch** nagt noch eben die jungen Loden ab; der **Hase** wiederkäuet noch eben die Grünigkeiten, die ihre Voreltern, vom Anfange ihrer Schöpfung gesucht, genagt und gekäuet haben. Nur unter den **Menschen** — wie auffallend ist der Kontrast der heutigen Lebensart gegen die, vor 2 oder 3 Jahrhunderten, da noch ein **Landgraf** einen Privatmann um einen wälschen Hahn in einem eigenhändigen Schreiben ersuchte, damit er seine Vettern, die **Pfalzgrafen** beim **Rhein** recht stattlich traktiren könte. — Tadle mir also Jemand den hochgestiegnen Luxus! Ist er nicht ein Beweis der Vernunft; giebt er uns nicht den Vorzug über die dummen Thiere? — Freilich kennen die dummen Thiere auch gewisse **Laster** nicht, die den vernünftigen Menschen eigen sind, und der Schluß von dem, was vernünftige Menschen thun, zugleich auf die **Sittlichkeit** einer Sache, mögte also wohl nicht so sicher seyn. — Doch, im Ernst, wenn nur der Aufwand nicht in wirkliche Verletzung der Pflichten ausartet; so mag die Welt immerhin luxuriiren.

## Sonderbare Freundschaft einer Katze und Ratte.

(Aus dem Gentleman's Magazin.)

Vor einigen Jahren bemerkte man bei Herrn James Greenfield in Maryland eine wunderbare Freundschaft einer Katze und Ratte. Man vermuthete, daß sie so entstanden wäre.

Die Katze hatte Junge, und brachte ihnen oft Mäuse und andere erbeutete Thiere, und unter diesen eine junge Ratte. Die Jungen, die eben nicht hungrig waren, spielten mit ihr, und wenn die Katze kam ihre Jungen zu säugen, so sog die Ratte gleichfalls mit.

Dies wurde von einigen Bedienten gesehn, die es dem Herrn Greenfield, ihrem Herrn, anzeigten. Er brachte die jungen Katzen sowohl als die Ratte die Treppe herunter, und setzte sie auf die Diele — und man sah, daß die Katze die Ratte eben so zärtlich wegtrug, als ihre eigenen Jungen. Dieser Versuch ward so oft wiederholt, als Gesellschaft nach dem Hause kam, so daß viele Zeugen dieser übernatürlichen Sympathie wurden.

Hannoverisches Magazin.

55tes Stück.

Montag, den 9ten Julius 1781.

## Gedanken vom Gähnen.

Vor einiger Zeit befand ich mich in einer Gesellschaft, wo von ohngefähr die Rede auf das Gähnen fiel. Der eine behauptete es wäre eine Folge der lieben Langenweile, andere es entstünde von schwacher Verdauung und einer daher entsprungenen Unthätigkeit, u. s. w. Ich dachte bei einer müßigen und munteren Stunde dieser Unterredung nach, und entschloß mich daher folgende Gedanken von dieser Materie bekant zu machen. Das ehrwürdigste Gesicht wird lächerlich wenn es gähnet. Der aufgesperrete Mund und die verzogenen Minen bilden eine Fratze, die dem Kopfe eines aufgesperrten Nusknackers sehr ähnlich siehet, und um des willen bedecken gesittete Leute den untersten Theil ihres Gesichtes beim Gähnen, weil hier die Verzuckung am heftigsten ist. Es würde kaum der Mühe werth seyn über diese seltsame Sache nachzudenken, wenn sie nicht eine Erscheinung an unserm Körper wäre, von dem wir gerne alle Kleinigkeiten aus dem Grunde wissen wollen, weil wir wohl sehen, daß wir die wichtigen Veränderungen desselben doch nicht alle erforschen können. Zudem hat man wohl von geringeren Kleinigkeiten große Bücher geschrieben, und es giebt unter den Gelehrten eine gewisse Art von Bienen, die sich die Mühe geben, aus allen Produkten ihres Reichs einigen Nutzen zu ziehen. Vielleicht versuchen es einige derselben, auch aus einer Abhandlung vom Gähnen etwas nützliches herzuleiten. Diese sind die Bienen, und ich will indessen der Gärtner seyn, der ihnen eine kleine Blume hinsetzet. Gähnen, dehnen und recken sind drei herrliche Eigenschaften, die gerne beisammen sind, und davon sich selten eine ohne die andere einfindet. Da das Gähnen nur eine besondere Art des Dehnen und Reckens ist, so braucht man die Ursache hievon nicht weit zu suchen. Wenn man von schwerer Arbeit, oder von langem Wachen, oder vom Müssiggange oder von schwerer Verdauung ermüdet ist, so ist das Dehnen und Recken der gewöhnliche Verräther der Schläfrigkeit und Ermüdung. Es sey nun, daß die Lebensgeister in solchem Zustande

erschöpft sind, oder daß wenigstens ihr Einfluß in die Nerven und Muskeln nicht mehr so hurtig von statten gehet, und eine Hinderniß leidet, die bei der völligen Munterkeit des Leibes nicht statt findet, so ist doch das gewiß, daß im Zustande der Ermüdung die Muskeln ihre gewöhnlichen Verrichtungen nicht mehr so behende, so leicht und so willig treiben, als vorhin. Dieser Mangel der Kräfte offenbaret sich uns durch diejenige Empfindung, die wir die Müdigkeit nennen, wo wir zu allen Bewegungen träge und unaufgelegt sind, wo alle unsere Glieder schwer wie Blei werden, und wo wir gerne jedes Wort, das wir reden sollen, bezahlten, wenn es ein anderer für uns reden wolte. Die Empfindung der Mattigkeit ist uns unangenehm: dem einen, weil er schläfrig wird da er noch nicht schlafen will, dem andern, weil er noch nicht wirklich schläft; allen aber darum, weil ihnen Handlungen beschwerlich fallen, die sie verrichten sollen ohne die gehörige Kraft und Lebhaftigkeit dazu zu besitzen. So bald wir uns in einem Zustande befinden, der uns unangenehm ist, so bemühen wir uns ihn zu verändern. Daher suchen wir die Trägheit, das Unvermögen, und die Schwere unserer Glieder hinweg zu schaffen, und fangen an mit einer Art von Neugier zu versuchen, ob wir nicht durch eine gezwungene Anstrengung die Muskeln zu ihrer Arbeit wieder reizen können. Dies ist der Anfang des Dehnen und Reckens, das allezeit in seinem ersten Ursprunge gewissermaßen willkührlich ist, und das wir uns vornehmen, um die Trägheit und Schwere der Glieder die wir mit Verdruß empfinden, dadurch zu vertreiben. So bald dieser Versuch angefangen ist, so bald wir die zur willkührlichen Bewegung bestimten Muskeln mit Gewalt anstrengen, so empfinden wir in dem Augenblicke die Kraft wieder die von uns gewichen zu seyn schien, und die wir gleichsam mit Gewalt wieder zurück gebracht haben. Es ist etwas unbeschreiblich angenehmes im Dehnen und Recken, wenn man ermüdet ist, und in dieser angenehmen Empfindung liegt der Grund alles dessen verborgen, was darauf folget. So bald unsere Muskeln auf eine angenehme Weise gereizet werden, so befinden sie sich in einem Zustande, worin sie jederzeit geneigt sind sich mit einer Art eines sanften Krampfes zusammen zu ziehen. Ein sanfter Reiz der Muskeln macht sie allezeit zu einem gelinden Krampfe geneigt. So macht ein sanfter Kitzel an den Fußsolen und in den Händen Zückungen, die sich über den ganzen Leib erstrecken; so macht eine angenehme Abkühlung ein Zusammenziehen der Schweißlöcher, das mit einem kleinem Schauer verbunden ist, und wobei die Haut mit lauter kleinen Knoten gleichsam besäet ist, daher man sie eine Gänsehaut nennet. So ziehen sich die Fäserchen der Pupille vom Reize des Lichts zusammen; so erregen die Bähungen und das sanfte Reiben bei schwachen und matten Leuten eine

eine kleine Wollust, die sie zu stärken scheinet, indem sich alle Muskeln dadurch zur Bewegung reizen lassen. Kurz es ist eine allgemeine Beobachtung, daß angenehme Empfindungen die Muskeln zu sanften Zusammenziehungen reizen. Die angenehme Empfindung, die wir uns selbst machen, indem wir die matten Glieder durch einen willkührlichen Zwang zu ihren Verrichtungen anspornen, und solchergestalt die Empfindung der Trägheit und Schwere der Glieder überwinden, ist eben ein solcher wollüstiger Reiz der Muskeln, der sie zu einem gelinden Krampfe geneigt macht. Wenn die Muskeln in der Stellung, die wir ihnen willkührlich gaben, um sie zur Ueberwindung der Trägheit zu zwingen, von einem sanften Krampfe ergriffen werden, so ziehen sie die Glieder in eben der Richtung immer weiter, und so gar wie alle Krämpfe wider unsern Willen fort. Da nun hiedurch die Empfindung der Trägheit und Müdigkeit immer mehr unterdrückt wird, so vermehrt sich die Wollust der Empfindung unter diesem Krampfe noch mehr, und wir lassen den Muskeln in unserer Entzückung gerne die Freiheit mit unsern Gliedern in alle Welt hinzufahren, und sie so weit fortzuziehen, als sie reichen können. Hieraus entsteht die ungeheure Bewegung, die wir das Ausdehnen oder Ausrecken nennen, und zu welchem Bilde man die Originale am besten in den Bauernhütten findet. Solchergestalt ist das Dehnen die Wirkung einer Wollust, die wir uns selbst erregen, wenn uns die Müdigkeit und Trägheit verdrieslich macht. Wir suchen diese Empfindung zu vertreiben, wir fangen an die Muskeln ein wenig anzustrengen, um zu versuchen, ob dieses etwas dazu helfen will: wir finden in diesem Versuche etwas angenehmes das unseren Muskeln schmeichelt, und sie zu einem gelinden Krampfe reizet, und dieser Krampf ziehet unsere Glieder wohin er will, und vertreibet uns auf einige Minuten die Empfindung der Mattigkeit, die er durch eine einnehmende flüchtige Wollust ersetzt. Man braucht nur ein wenig auf sich selbst acht zu geben, wenn man ermüdet ist, so wird man finden, daß das Dehnen im Grunde wirklich etwas willkührliches sey. Man kan es in Gesellschaften aus Bescheidenheit unterlassen, man kan es sich erwehren, wenn man darauf besteht, daß man sich nicht recken will. Wenn man nicht Ursache hat es zurück zu halten, so wird man finden, daß es sich anfangs nur durch ganz kleine aber lauter willkührliche Bewegungen äussert, die man hernach selbst wiederholet und vermehret, da man die angenehme Empfindung merket, die damit verbunden ist. Endlich wenn man sich dem Vergnügen überläßt, reißen die Muskeln die Glieder in eben der Bewegung gewaltsam fort, die man ihnen zuvor willkührlich gegeben hatte, und so entsteht das Dehnen der Ordnung und den Gesetzen gemäß, die oben sind erkläret worden.

Die Einbildungskraft stellt uns die-

ses Wonnegefühl vor, so bald wir die Empfindung der Müdigkeit wieder bekommen. Sie ladet uns zu neuen Versuchen ein, sie durch willkührliche Anstrengung der Muskeln zu vertreiben, und so wird das Dehnen eine tägliche Kur wider die Trägheit und Müdigkeit. In dieser ganzen Erklärung ist nichts, was der einen Art von Muskeln die zu willkührlichen Bewegungen dienen, einen Vorzug vor andern geben könte. Die Ermüdung, Schwere, und Trägheit erstreckt sich auf alle Muskeln und Glieder, und das Mittel läßt sich überall anbringen, weil alle diese Muskeln in unserer willkührlichen Macht stehen.

Wenn also bei der Ermüdung die Muskeln, welche die Brust zum Athemholen bewegen, die Muskeln, die zur Sprache dienen, die Muskeln, welche den Kopf aufrecht halten, die Muskeln, welche die Minen des Gesichts bilden, ihre Verrichtungen nicht lange ohne Beschwerlichkeit thun wollen, so fangen wir an, mit ihnen eben die Versuche zu machen, als mit den Muskeln der Arme und Füße, wenn wir uns dehnen. Wir empfinden davon eben das Wonnegefühl, sie werden durch diese eben so wohl zum Krampfe gereizet, und wir lassen in der Entzükkung Brust, Mund, Hals und Gesicht nach allen Gegenden der Welt hinziehen. Wenn wir den Mund verschliessen wollen, so müssen dabei gewisse Muskeln ihre Wirkung thun: denn der untere Kinnbacken würde sonst vermöge seiner Schwere, auf die Brust niedersinken, wie solches im Tode geschieht. Diese Muskeln empfinden bei einer allgemeinen Ermüdung die Mattigkeit und Trägheit eben so, wie alle übrige. Wenn wir nun mit diesen Muskeln eben den Proceß anfangen als mit den andern, wenn wir uns dehnen, so fangen wir an, den Mund zu bewegen, das heißt, wir fangen an die Muskeln die ihn eröfnen anzustrengen, weil er ordentlich, so lange wir wachen, verschlossen ist, und er nicht anders, als durch Auf- und Zuthun beweget werden kan. Hierdurch gerathen die Muskeln, welche den Mund eröfnen auf die oben beschriebene Weise in einen Krampf, der den Mund weit aufreisset, und dieses Dehnen des untern Kinnbacken nennen wir Gähnen. Weil nun unter der Zeit, daß dieses geschieht, das Athemholen beständig fortgesetzet wird, so nehmen die hierzu dienlichen Muskeln an diesem Krampfe zugleich mit Antheil, und so erfolgt ein gewisses convulsivisches Athemholen, das eine Art von Seufzen zu seyn scheinet. Gemeiniglich sind die zum Einathmen dienlichen Muskeln von diesem Krampfe ergriffen, indem man nur selten beim Gähnen zugleich ausathmet, sondern mehrentheils die Luft so lange man gähnet in einem großen Zuge in die Lunge hinein zieht. Dieses rühret von dem besondern Zusammenhange der Muskeln der Respiration mit denen her, die das Haupt bewegen: denn man findet eben dasselbe auch beim Niesen u. a. d. gl. krampfichten Bewegungen des Hauptes.

Ich

Ich brauche also das Gähnen nicht umständlich zu erklären, so bald ich gesagt habe, daß es nichts anders als ein Dehnen der Muskeln sey, welche zur Eröfnung des Mundes und zum Einathmen dienen. Denn man braucht nur das, was ich vom Dehnen gesagt habe auf diese Muskeln wieder anzuwenden. Es haben einige das Gähnen aus einer zu langsamen Bewegung des Bluts durch die Lunge bei der Müdigkeit herleiten wollen, weshalb man es vornehme, um durch ein tieferes Einathmen das Blut geschwinde fortzutreiben. Allein dieses könte das Seufzen eben so gut verrichten als das Gähnen, und es brauchte dabei gar nicht solcher Posituren. Vom Seufzen hat dieses seine Richtigkeit; allein hiebei befindet man sich in einem ganz anderen lebhafteren und unruhigeren Zustande, als beim Gähnen. Das Seufzen ist nie mit Krämpfen der Gesichtsmuskeln verbunden; es ist ein bloßes Werk der Respiration. Das Gähnen ist nie ohne Dehnen des Unterkinnbackens, nie ohne die Empfindung einer Ermüdung, von welcher sich nie das Blut in der Lunge so anhäufet, daß man es fortzutreiben nöthig hätte. Dehnen und Gähnen sind stets mit einander verbunden, wenigstens ist man stets zu dem einen geneigt, wenn man das andere verrichtet. Das Seufzen wirkt nie ein Dehnen, noch das Dehnen ein Seufzen ohne Gähnen, wenigstens nie anders als zufälliger Weise. Kurz, so ähnlich sich sonst diese beiden Erscheinungen auch sind, so wird man doch bei genauerer Untersuchung finden, daß das Seufzen eine Erscheinung sey, welche zur Respiration wesentlich gehöret. Da hingegen das Gähnen in die Klasse der krampfhaften Zufälle gerechnet werden muß. Ein besondrer Umstand, der dieses noch deutlicher beweiset, verdient seiner Besonderheit wegen umständlicher betrachtet zu werden. Es kan ein Mensch in einer Gesellschaft seufzen so viel er will, es wird ihm dieses deshalb niemand nachahmen, hingegen darf nur ein einziger gähnen, so senkt sich ein Kinnbacken nach dem andern nieder. Dieser seltsame Umstand ist allen Arten des Dehnens, worunter das Gähnen gehört, ohne Unterschied eigen; d. i. er ist allen Arten von Krämpfen eigen, die wir uns bei der Ermüdung und Trägheit der Muskeln willkürlich veranlassen. Wenn sich der eine dehnet und recket, so hat sich der andere sehr in acht zu nehmen, wenn er es nicht auch thun soll, wenigstens empfindet er dazu die ganze Versuchung, wo er nicht außerordentlich munter und neu an Kräften ist. Woher mag dieser besondre Umstand rühren? unstreitig beruht er auf den Gesetzen der Einbildungskraft: allein warum findet er nur beim Dehnen aller Arten statt? warum nöthigt uns die Einbildungskraft nicht mit zu niesen, oder zu seufzen, wenn es ein anderer thut? dieses verdienet eine Untersuchung. Alle Erscheinungen, welche von gewissen physikalischen und mechanischen Ursachen in unserm Kör-

per erzeuget werden, können nicht blos durch die Einbildungskraft ordentlicher Weise entstehen, ob es gleich besondere einzelne Fälle giebt, da die Einbildungskraft dergleichen thut, wobei aber mancherlei Bedingungen zusammen kommen müssen. Hingegen kan die Einbildungskraft ordentlicher Weise solche Erscheinungen in unserm Körper hervorbringen, die ihren Ursprung in unsrer Willkühr haben, auf den die Einbildungen gerade wirken können. Zum Niesen wird ein Kitzel in der Nase, zum Seufzen eine Beklemmung in der Brust, von dem sich in der Lunge anhäufenden Blute, erfordert. Hierzu sind also materielle Dinge nöthig, um Niesen und Seufzen, einen Kitzel in der Nase, eine Ueberhäufung in der Lunge hervorzubringen, und diese kan die Einbildungskraft nicht erschaffen, oder auch nicht allezeit eine dergleichen Empfindung, wenn sie will, nachahmen. Hingegen kan sie solche Erscheinungen jederzeit hervorbringen, die nur auf Vorstellungen und unserm Entschlusse beruhen. So pflegt man die Gebehrden, welche ein anderer macht, unvermerkt nachzuahmen, so spricht man mit dem Munde nach, was ein anderer mit Nachdruck redet, so lacht man mit, wenn ein anderer lacht u. s. w. Alles dieses sind Nachahmungen, wobei die Zwischenkunft einer materiellen Ursache nicht nöthig ist, und alle diese Nachahmungen kan die Einbildungskraft ohne Unterschied allein wirken. Ich sage mit Fleiß **Nachahmungen:** denn was die übrigen Wirkungen der Einbildungskraft betrift, so lassen sie sich nicht unter dieses Gesetz bringen. Wir finden z. E. daß einem wässericht wird, der einen andern speisen sieht; da doch hierzu sonst auch eine materielle Ursache erfordert wird. Allein, dies ist keine nachgeahmte Handlung, sondern eine besondere Wirkung oder Einbildungskraft, dergleichen es unzähliche giebt. Wenn man aber die Handlungen anderer blos durch die Einbildungskraft nachzuahmen gezwungen werden soll, so ist dieses die einzige Bedingung, daß eine solche Handlung ohne Zwischenkunft einer besondern materiellen Ursache muß hervorgebracht werden können. Ich habe oben erwiesen, daß das Dehnen und Gähnen Wirkungen gewisser willkührlicher Versuche sind, wodurch wir uns das Gefühl der Müdigkeit, Trägheit und Schwere der Glieder zu vertreiben suchen. Zu diesem Versuche wird weiter nichts erfordert als unser Entschluß. Folglich gehört das Dehnen und Gähnen unter diejenigen Handlungen, welche einer dem andern blos durch die Einbildung muß nachmachen können. So bald wir sehen, daß jemand gähnet, oder sich ausdehnet, so erinnern wir uns unserer ehemaligen und unsers dermaligen Dehnens und Gähnens als eines Mittels, das uns eine Zeitlang davon befreiete. Sogleich versuchen wir nach den Gesetzen der Einbildungskraft diese willkührlichen Bewegungen von neuen, und so kommen wir zum Dehnen und Gäh-

Gähnen ehe wir es uns versehen. Dieses wird sich aber desto eher zutragen, je näher wir selbst schon dem Zustande der Müdigkeit und Trägheit sind. Daher wird es schwerer halten, eine ganze Gesellschaft durch ein gegebenes Beispiel zum Gähnen zu bringen, wenn sie bei einer wohlbesetzten Tafel oder bei einem Balle in voller Frölichkeit und Munterkeit sich findet, als wenn sie nach einem langdaurenden Abendessen, nach Mitternacht in einem erbaulichen Gespräche begriffen ist. Warum ist aber das Gähnen und Dehnen, vor dem Lachen, Rekken, und den Minen, so vorzüglich nachahmbar, daß man es sich fast nie erwehren kan, welches doch beim Lachen u. s. w. leicht möglich zu machen ist? Das macht, weil man in dem Falle, wenn man ermüdet ist, am wenigsten geneigt ist, sich darum Mühe zu geben, die Nachahmung einer Handlung zu vermeiden, welche mit einer Art der Wollust verbunden ist, wozu uns die Müdigkeit selbst auf die angenehmste Weise einladet. Wozu nützet aber nun eigentlich das Gähnen? Dazu, wozu das Dehnen und Recken überhaupt nützet, uns ein Paar Minuten die Last der Müdigkeit und Trägheit zu erleichtern, die wir aber bald darauf doppelt so stark wieder empfinden. Denn da es bekant ist, daß auf jeden Krampf eine Erschlaffung erfolget, welche dem Krampfe proportional ist, so wird durch das Dehnen und Gähnen die Empfindung der Müdigkeit vermehret, so bald die flüchtige Wollust vorüber ist. Da uns nun die Einbildungskraft das Mittel zu unserer Erleichterung desto öfter vorstellet, je mehr wir empfinden, daß wir desselben bedürfen, so geschicht es mehrentheils, daß wir immer öfter zu Gähnen und uns zu Dehnen anfangen, wenn wir erst einmal angefangen haben. Endlich kan uns nichts besser davon abhelfen als der Schlaf, worin die Natur neue Kräfte sammlet und die Empfindung der Müdigkeit vernichtet. Man sieht leicht, daß es bei dieser Erklärung des Dehnen und Gähnens, keinesweges darauf ankommt, ob die Empfindung der Müdigkeit, der Trägheit, und der Schwere der Glieder ihren Grund in einem wahrhaften Mangel der Kräfte, in einer wirklichen Schläfrigkeit habe, oder ob sie die Wirkung einer Krankheit sey, u. d. gl., Leute, die einen Anfall vom kalten Fieber, oder von einer andern Krankheit zu befürchten haben, gähnen und dehnen sich eben so, als die eine halbe Nacht gewacht oder am vorigen Tage schwere Arbeit verrichtet haben. Es ist zum Gähnen und Dehnen genug, wenn eine Empfindung einer Müdigkeit, Trägheit und Schwere der Glieder vorhanden ist, sie mag nun von einer natürlichen oder unnatürlichen Ursache ihren Ursprung haben. Denn die Empfindung ist es, die uns zu dem Versuche nöthigt, sie durch die Anstrengung der Muskeln willkührlich zu vertreiben, und dieser Versuch macht uns allezeit eine angenehme Empfindung, welche die Muskeln

keln zu einem gelinden Krampfe reizet, dem wir unsre Glieder gern überlassen. Wenn man aus dem Gähnen und Dehnen auf den Zustand des Körpers einen Schluß machen will, so kan es kein anderer seyn, als eine entweder wahre oder blos scheinbare und eingebildete Ermattung der Muskeln, die zu willkührlichen Bewegungen dienen. Es kan also sowohl die Nothwendigkeit des Schlafs und einer Erquickung, als eine bevorstehende Krankheit, sowohl einen Ueberdruß an der Arbeit und an Gesellschaft, als eine Sättigung aller Begierden anzeigen. Genug! man sperret seinen Mund nie ohne zureichenden Grund auf, und damit kan man schon zufrieden seyn, wenn man nichts wichtigers zu wissen verlangt, als warum man gähnet. Die Mittel, wodurch man eine Gesellschaft zum Gähnen bringen kan, sind so mannigfaltig, daß ich es nicht wage, auch nur die vornehmsten davon hier anzuführen. Eine im schläfrigen Tone vorgetragene Predigt, ein frostiges Gedicht, eine trockne Sittenlehre, ein unbelebtes Gespräch, eine traurige Gesellschaft, ein unnützer Schwätzer, ein schöner Geist der stets dociret, ein Frauenzimmer, das nur ja und nein spricht u. s. w. kan verursachen, daß die große Gesellschaft den Mund bis an die Ohren aufreißt und sich fast alle Glieder ausrecket. Denn nichts kan mehr abmatten als dergleichen Dinge, und niemand kan dabei munterer bleiben, als wer selbst die Gesellschaft durch seine Munterkeit zum Gähnen bringen kan.

Verden. D. Brawe.

---

## Anderweites Beispiel von der Schädlichkeit der Taxusbäume.

Siehe das 8te Stück des Magazins von diesem Jahre.

Daß die Blätter des Taxus dem Rindvieh wirklich schädlich sind, erhellet aus folgendem: Vor einigen Jahren hatte der Gärtner eines in hiesiger Nachbarschaft liegenden Guts die Taxusbäume beschnitten, und die Blätter außerhalb des Gartens werfen lassen. Einige Stücke Rindvieh, welche davon fraßen, krepirten.

Mehrere Beispiele sind in Schrebers ökonomischen und cameralischen Samlungen. Th. 6. S. 253. angeführt. Die Beeren sind freilich in unserm Klima nicht so schädlich, als die alten Pflanzenbeschreiber Dioscorides und Plinius sie angeben, daß aber die Blätter schädliche und böse Wirkungen in Ansehung des Viehes besitzen, hat sich von jeher bestätiget.

Eisleben. M.

# Hannoverisches Magazin.

56tes Stück.

Freitag, den 13ten Julius 1781.


## Briefe des Hrn. Bruno, Gesandtschaftseinführers bei des Königs von Frankreich Bruder, an den General-Kriegszahlcommissarius Herrn de la Faye, über die Bauart der Alten.

(Aus dem Französischen.)

St. Germain-en-Laye, den 20ten Jun. 1777.

### Erster Brief.

Mit dem größten Vergnügen habe ich Ihre Untersuchungen a) über die Zubereitung des Kalchs, den die Römer zu ihren Gebäuden brauchten, wie auch über derselben Mischung der Mörtel, gelesen.

Ich versichere Sie, daß, wenn sich Jemand schmeicheln darf, dieses große Geheimniß entdecket zu haben, Sie gewiß derjenige sind, indem Sie das, was der heilige Augustin, Plinius und Vitruv davon gesagt, auf eine so gute Art entwickelt, und von den in diesen Schriftstellern gemachten Entdeckungen so glückliche Anwendungen gemacht haben.

Was mich am meisten in diesen Gedanken bestärket, ist die auffallende Uebereinstimmung der von Ihnen angezeigten Verfahren, mit denjenigen, welche die indianischen Malabaren bei Aufführung ihrer Tempel und Häuser anwenden.

Unter allen bekanten Völkerschaften ist keine einzige, welche ihrer Religion, Gesetzen und Gewohnheiten mehr anhängt, als die Malabaren; ihre Hartnäckigkeit nichts von den Gewohnheiten ihrer Vorfahren zu verändern, macht, daß bei denselben noch alles auf dem nemlichen Fuß ist, wie es vor 1000 oder 2000 Jahren war; die Künste sind bei ihnen noch eben so unverändert wie sie in dem frühesten Alter waren, und worüber Sie sich vielleicht verwundern werden, daß sie von unserer Weise nicht das mindeste angenommen haben, und sich auch unserer Werkzeuge, selbst der allerbequemsten, nicht bedienen wollen. Man wagt also gewiß keine unrichtige Schlußfol-

 ge,

a) Aus diesen Untersuchungen ꝛc. hat der Herr Landbauverwalter Ziegler im 88ten Stück dieses Magazins vom Jahr 1777 einen Auszug geliefert.

ge, wenn man annimt, daß ihre heutige Art zu bauen, wie auch die Mischung ihrer Mörtel noch eben dieselbe ist, die sie vor Zeiten war, weil man bemerket, daß ihre jetzigen Tempel den alten ähnlich sind, und nur etwas mehr oder weniger in der Weite ihres Umfangs und der Gebäude abweichen.

Man findet in Indien Denkmäler vom höchsten Alter, und es sind sogar daselbst von außerordentlich großen Steinen erbauete Pagoden, die aus mehr denn 7 bis 8 Meilen weiten Steinbrüchen geholt sind.

Die Thür der Pagode zu Cheringam bestehet aus drei Steinen, davon die beiden jeder an der Seite 75 Fuß lang, und derjenige welcher zum Sturz dienet, auch blos aus einem Stück bestehet. Die Pagoden überhaupt sind von einem dunkelgrauen, sehr harten und schweren Granit erbauet; es giebt ihrer aber auch verschiedene, die von Ziegelsteinen aufgeführt sind; und diese, ob sie gleich mit den ersteren von einem Alter, befinden sich in einem fast noch eben so guten Stande als jene. Sie werden bemerken, daß die Malabaren nicht gerne ausbessern, und auf diese Gebäude in Ansehung der Erhaltung nicht mehr achten, als auf die Denkmäler der Römer geachtet wurde. Ich kan Ihnen ein Beispiel erzählen, aus welchem Sie so wohl ersehen werden, daß sie ihre täglich im Gebrauch seyende Gebäude sehr wenig ausbessern, und daß selbige auch außerordentlich dauerhaft sind; um Ihnen aber nicht zu weitläuftig zu werden, so erlauben Sie mir, daß ich eine Stelle aus meinem Tagebuch, darin von der Pagode zu Chalembron die Rede ist, ausschreiben darf.

„Die beiden viereckigten in der Gestalt eines Thurms aufgeführten Gebäude, von denen ich eben geredet habe, bestehen aus Ziegeln. Eines dieser Gebäude ist vor mehr als hundert Jahren vom Bliß getroffen worden. Der Schlag war so heftig, daß er es von oben an bis ganz unten hin spaltete, und die Spalte ist sehr groß; es scheint indessen nicht, als wenn dieser Zufall einen schlimmen Einfluß auf die Festigkeit des Gebäudes gehabt habe.„

In Indien hat man zwei Arten zu bauen, eine mit harten Steinen, und die andere mit Ziegeln; erstere ist blos den öffentlichen Gebäuden vorbehalten, und ziemlich selten; leztere dienet zu allen Arten von Gebäuden, es mögen öffentliche oder Privatgebäude seyn. Der Mörtel, dessen man sich bedienet, bestehet ebenfalls aus zweierlei Arten, der eine wird aus Sand und Caliment und der andere aus Kalch und Sand gemacht.

Caliment ist eine fette bindende Erde, welche getrocknet sehr hart wird, und sich durch Feuchtigkeit wieder erweichet, daher die Mauern die mit Ziegeln und Caliment aufgemauert sind, mit einer Tünche von der Art überseßt werden, deren Zubereitung aus Kalch und Sand wie Sie S. 54. u. f. beschrieben haben, wovon Thevenot

aber

aber eine falsche und lächerliche Beschreibung macht.

Der Kalchmörtel wird in der That eben so gemacht, wie Sie S. 39. und 40. es angezeigt haben; nemlich aus 1 Theil Kalch und 2 Theilen Flußsand: des Sandes aus der See bedient man sich niemals, selbst an den Seeküsten nicht, wo er doch der gemeinste ist, denn man mag ihn mit noch so viel süssem Wasser abwaschen, so trocknet er doch nicht, wenn er zum Mauermörtel gebraucht wird; vermischt man ihn unter die Tünchen, so verursacht er, daß sie sich abblättern.

Die Franzosen haben es damit versuchen wollen, allein sie haben sich nicht wohl dabei gestanden. Des Cements bedient man sich nur, wo man Nachtheil von der Feuchtigkeit zu erwarten hat, mithin zum Bau der Argamassen. Diese sind dasjenige, was wir platte italiänische Dächer nennen.

Unter den Mörtel der mit Caliment gemacht, oder unter den der aus Kalch und Sand gemischt wird, sezet man jederzeit Jagrewasser zu. Dieses ist das kostbarste der Materialien die man zum Mauerwerk in Indien gebraucht.

Der Jagre ist ein roher dunkelbrauner Zucker, den man aus dem Saft macht, welcher aus dem Cocos- und Palmbaum abgezapfet wird b). Dieser eingedickte Saft wird in kleinen Packen die mit getrockneten Blättern umgeben sind, verkauft; bei dem Gebrauch desselben hat man kein bestimmtes Maaß, man beurtheilt blos mit dem Gesicht, ob das Wasser, darin er aufgelöst wird, davon genugsam gefärbt worden; die mindere oder mehrere Güte des Mörtels, beruhet auf den geringern oder häufigern Zusaz des Jagre; diesem Ingredienz schreibt man sowohl die Härte des Cements und Mörtels, als auch den schönen Glanz und die Festigkeit der Tünche zu, wie auch die Undurchdringlichkeit aller Arten Feuchtigkeiten in die Mauern.

Der gemeine rohe Zucker, der aus Amerika zu uns kommt, könte meiner Meinung nach die Stelle des Jagre in allen diesen Fällen vertreten. Es wäre sehr gut, wenn man Versuche damit anstellte, weil es mit vielen beschwerlichen Umständen verknüpft ist, wenn man den Jagre aus Indien kommen lassen wolte; und man hat eben nicht zu befürchten, daß der Gebrauch des rohen Zuckers die Baukosten so sehr vermehren werde, denn außerdem, daß derselbe in Frankreich wohlfeil ist, so braucht man davon nur sehr wenig zur Mischung des Mörtels.

Die gebrannten Ziegel sind in Indien nicht so gut als in Europa; sie sind zwar viel leichter, aber auch zerbrechlicher,



b) Den Bestandtheilen des Jagre nach zu urtheilen, könte man ihm hier zu Lande den gemeinen Syrup substituiren; nebst andern dahin einschlagenden Versuchen, bin ich auch damit Versuche anzustellen beschäftiget, wovon ich die Resultate demnächst bekant machen werde. Anm. des Uebers.

brechlicher, und nicht so hart und dicht. Legt man sie aber mit Mörtel ein, so werden sie so hart wie die härtesten Steine, denn der Mörtel und der Jagre ziehen sich sehr leicht hinein. Will man diesen Ziegeln in kurzer Zeit eine große Festigkeit geben, damit man sie zu Thür- und Fensterholmen und Schlußsteinen ꝛc. gebrauchen kan, so läßt man sie eine oder zwo Stunden lang in Jagrewasser durchziehen. Der Kalch den man in Indien gebraucht, bestehet aus Muscheln die am Ufer des Meers gesammlet und mit Stroh, Kuhmist und wenigem Reisholz gebrannt werden; dieser Kalch ist von einer außerordentlichen Weiße; wenn er zu Mehl gelöscht ist, vermischt man davon 1 Maaß mit 2 Maaß Sand. Kinder von 12 bis 14 Jahren arbeiten diese Vermischung mit ziemlich leichten aber langen Krücken, in überbaueten mit Brettern ausgefütterten kleinen Gruben durch, man feuchtet dieselbe allmählig mit Wasser an, und wenn sie genugsam durchgearbeitet ist, benetzet man sie mit Jagrewasser, ohne sie zu überschwemmen. Jedoch macht man diesen Mörtel flüßiger als man hier zu Lande den Gips einrühret c).

Dieses nun ist der Mörtel, den man zum mauern gebraucht, und Sie werden hieraus ersehen, daß, bis auf den Zusatz des Jagrewassers nach, man in allem eben so verfährt, wie Sie es angezeigt haben. Ein solcher Mörtel bindet sehr stark, und ich muß Ihnen davon etwas außerordentliches melden, das ich in einer Herberge für Reisende, welches in Indien öffentliche Gebäude sind, die man Caravan-serail nennet, gesehen habe, und welches ich, da ich die Verfahrungsart errathen hatte, nachmachte.

Die Herberge hatte in jedem Winkel eine Kammer, die 6 Fuß lang und 4 Fuß breit war. Ich bemerkte mit Erstaunen, daß die Querbalken an der Decke blos aus Ziegelsteinen bestanden. Es waren deren 4, in der Breite wie ein gewöhnlicher Ziegel; und nun sehen Sie, wie ich es anfing diese Bauart nachzuahmen; ich lies Ziegelsteine 3 bis 4 Tage lang in sehr starkem Jagrewasser liegen; unter den frisch zu Mehl gelöschten Kalch mischte ich eben so viel feinen gesiebten Flußsand, dieses lies ich auf einem Stein unter einander reiben, und mit starkem Jagrewasser anfeuchten. Da die Mischung hinlänglich gerieben war, that ich sie in einen irdenen Topf, und sie hatte die Consistenz eines Leims, der weder zu steif noch zu flüßig ist.

Ich legte hierauf auf einem Brette 6 Ziegelsteine der Länge nach, in den Fugen mit Mörtel bestrichen, an einander, bestrich ihre Oberfläche eine Linie

c) Dieser Beschreibung zufolge würde der Mörtel bei dem Gebrauch harter Steine zu flüßig seyn; bei der Anwendung des Topfsteins zum mauern, welcher in Betracht seiner Eigenschaft mit den oben beschriebenen Ziegeln der Indianer viel ähnliches hat, ist es jedoch rathsamer den Mörtel flüßiger einrühren zu lassen, als es bisher an den meisten Orten nicht geschiehet. Anm. des Uebers.

nie dick mit eben dem Mörtel, legte darauf eine neue Reihe Ziegel in den Mörtel ein, und dieses wiederholte ich bis auf 5 Reihen, wobei ich aber immer darauf achtete, daß jede Fuge zweier Steine mit der Mitte eines darüber liegenden bedeckt wurde. Diesen Haufen lies ich 24 Stunden in der nemlichen Lage der Luft und den Sonnenstralen ausgesezt liegen, und kehrte ihn demnächst um. Nachdem ich ihn überhaupt 15 Tage lang der Sonne ausgesezt, und jeden Tag eine andere Seite desselben gegen die Sonne gekehrt hatte, erhielt ich einen einzigen sehr harten Stein. Auf diese Art bauete ich hernach ein Haus für einen meiner Anverwandten den Ritter von la Salle-Marichaure, und lies auf eben die Art nachher noch mehrere aufführen, ja ich gebrauchte sogar die auf solche Weise verbundenen Steine zu den Fensterstürzen, über welche ich Bogengewölbe in einem halben Kreis aufführte, die meinen Fensterstürzen zum Halbmesser dienten. Sie trugen also auf eine Weite von 4½ Fuß, und da sie 2 Fuß dick waren, nicht mehr als die Last der Mauer die den halben Kreis ausfüllte, und alle diese Gebäude sind seit dem Jahre 1769 noch in dem besten Zustande.

Ich könte Ihnen noch sehr viele Umstände erzählen, die Sie von der Fürtreflichkeit des indischen Mörtels überzeugen würden, allein ich will mich blos auf folgende einschränken. Als man im Jahr 1765 Pondichery wieder herstellte, welches die Engländer gänzlich zerstört und die Befestigungswerke, die Kirchen und Häuser gesprengt hatten, so bediente man sich des alten Schuttes zu den neuen Gebäuden, man machte viereckigte Stükken daraus, die statt der Quadersteine gebraucht wurden, und die Ziegelsteine hielten so fest zusammen, daß sie gleichsam nur einen sehr dauerhaften harten Körper ausmachten.

Der Oberingenieur de Bourcet hatte eine Gallerie seines Landhauses wölben lassen, welche 15 Fuß breit, und im Gewölbe nur 15 Zoll dick war, die Ziegelsteine waren auf die hohe Kante gerichtet, aber nach unten zu dünner behauen, damit sie den Bogen bilden und einen Schluß erhalten konten, Herr de Bourcet war sehr schwer, und ich sahe ihn auf dem Bogen dieses Gewölbes herum gehen, während daß noch daran gebauet wurde, und zuweilen hatten die Ziegelsteine kaum 2 Stunden in ihrer Lage gelegen; er hatte unter die Mischung des Mörtels Cement von alten Ziegeln gethan, weil dieses Gewölbe zugleich das Dach abgab.

Bisher hat sich mein Bericht blos auf den Mauermörtel eingeschränket, es bleibt mir also noch von zwei wichtigern Theilen zu reden übrig.

Der erstere betrift die Mischung des indischen Stucks der so weiß und glänzend ist, daß er zum Spiegel dienen kan, eine Mischung, die überdem jeder Feuchtigkeit widerstehet, und der man dadurch ihre erste Sauberkeit wieder verschaft, wenn man sie nur

 mit

mit Wasser mittelst eines Schwammes abwäscht.

Der andere hat die platten Dächer zum Gegenstande, die man Argamasken nennet. Hierbei werden Sie bemerken, daß diese Bearbeitung viel ähnliches mit der von Ihnen beschriebenen hat. Diese beiden Gegenstände werden den Stof zu einem zweiten Brief abgeben, wenn Ihnen der gegenwärtige Unterhaltung verschaffen solte, und wenn Sie glauben, daß sich die Sache der Mühe verlohne. Ich mache mir ein wahres Vergnügen daraus, die über diesen Gegenstand mir erworbenen Kenntnissen mitzutheilen, und bin rc.

Der Schluß folgt künftig.

## Etwas über die von Spinnen gemachte Seide.

Herr Bon, Mitglied der Akademie zu Montpelier, machte zuerst die Entdeckung, daß man die Spinnengewebe eben so gut wie die Gespinste der Seidenwürmer verarbeiten und nutzen könte. Er stellte verschiedene Versuche hierüber an, und gab im Jahr 1710 einen besondern Bericht von dieser seiner Erfindung heraus.

Die Spinnen mit kurzen Beinen sind diejenigen, welche aus dem hintersten Theile ihres Leibes durch fünf Löcherchen zweierlei Arten von Fäden spinnen, deren einige schwächer, andere aber stärker sind. Die dünnesten dienen ihnen dazu, ihr Gewebe daraus zu verfertigen, und Fliegen darin zu fangen.

Wenn sie Eyer gelegt haben, so wickeln oder bespinnen sie dieselben in eine Art eines kleinen Netzes oder Gehäuses, das aus viel stärkern und dickern Fäden bestehet, um sie für Kälte oder Insekten zu verwahren.

Herr Bon brachte zwölf bis dreizehn Unzen von diesen Netzgen zusammen, und ließ sie einige Zeit mit einem Stäbgen klopfen, um den Staub heraus zu bringen. Hernach ließ er sie in warmem Wasser so lange waschen, bis alle Unreinigkeiten heraus waren, und das Wasser rein blieb. Sie wurden darauf in einem Kessel mit Seife, Salpeter und arabischem Gummi zwei bis drei Stunden über einem gelinden Feuer gekocht, wieder mit Wasser ausgewaschen, und zum Trocknen hingelegt. Wie sie ganz trocken waren, kämmte man sie auf ganz feinen Kämmen.

Die gekämmte Seide war aschgrau, und konte, weil sie stärker und feiner als die gemeine Seide war, bequem gesponnen und bearbeitet werden. Auch fand man, daß ein Paar gute Mannsstrümpfe davon nur drei Unzen wogen, dahingegen die von anderer Seide sieben bis acht Unzen schwer sind.

Da nun die Möglichkeit dargethan ist, Seide von Spinnen zu bekommen; so bestehet noch die einzige Schwierigkeit darin, Seide genug davon zu erhalten.

Es würde gar nicht schwer seyn, eine hinlängliche Anzahl Eyer zusammen zu bringen, wenn man nur die

Mit-

Mittel wüßte, die Spinnen so gut zu unterhalten, als die Seidenwürmer, denn sie vermehren sich stärker wie diese, und sind auch nicht so vielen Krankheiten unterworfen.

Herr Bon futterte eine große Anzahl Spinnen auf, die er in kleinen papiernen Kästgen, die gleichfalls mit Papier voll kleiner Luftlöcher bedeckt waren, sitzen hatte. Von sieben bis achthundert Spinnen war ihm in einem Jahre kaum eine einzige gestorben; dahingegen von hundert Seidenwürmern durchgehends kaum vierzig zum Spinnen kommen. Er fing die Spinnen im August und September, wenn die Eyer auskommen, und bemerkte, daß die alten Spinnen alle starben, so bald sie ihre Eyer gelegt hatten.

Die Proben des Herrn Bon schienen anfänglich mit großen Vortheilen vergesellschaftet zu seyn; allein Herr Reaumur, der von der königlichen Societät der Wissenschaften ernannt wurde, die Sache weiter zu untersuchen, hat befunden, daß die angeborne Feindseligkeit und Bösartigkeit der Spinnen verhindere, daß sie nicht bei einander können gefuttert werden. Denn er hat bemerkt, daß von den vier bis fünftausend dieser Thierchen, die er bei funfzigen oder hunderten in kleinen Schachteln aufbewahrte, und täglich mit Fliegen und den blutigen Enden von kleinen Federn futterte, die kleinsten von den größten verschlungen wurden, so daß in kurzer Zeit nur wenig mehr übrig waren.

Dieser sonderbaren Feindseligkeit ist es zuzuschreiben, daß so wenig Spinnen gefunden werden, da sie doch eine so große Anzahl Eyer legen.

Ueberdies würde auch zur Auffütterung der Spinnen weit mehr Mühe und Platz, als zu den Seidenwürmern, erfordert werden, weil ein besponnener Knauel von einer Spinne viel kleiner, als von einem Seidenwurme ist.

Nach der Berechnung des Herrn Reaumur liefern 2304 Seidenwürmer ein Pfund Seide, dahingegen 27648 Spinnen zur Hervorbringung eines Pfundes Seide erfordert werden, weil ein Häusgen von einem Seidenwurm so schwer, als zwei von einer Spinne wiegt. Und weil die Seide blos von den Weibgen gesponnen wird, so würde man nothwendig eine doppelte Anzahl davon auffüttern müssen.

## Mittel, zur Vertilgung der Apfelbaumraupen.

Es ist dieses Mittel von der Königl. Landwirthschaftsgesellschaft des Bureau von Angers als das Resultat einer im Jahr 1761 angestellten Beobtung vorgeschlagen worden, als welches Jahr für die Apfelbäume in Frankreich überhaupt, besonders aber in dieser Gegend sehr fatal gewesen, indem sie durch die Raupen sehr mitgenommen sind. Man beobachtete nemlich um die Mitte des Junius desselben Jahres den Gang und die Verwandlungen der Apfelbaumraupen. Man bemerkte, daß sie einen Haufen von Moßen zu ihrem Bälglein

lein bereiteten, und dieselben vorzüglich in diesem Jahre unter die **dicken Aeste** der Apfelbäume, oder da, wo ihre Stämme **gespalten** waren, befestigten. Man fand, daß sie dieselben sehr künstlich und gemeiniglich unter **Spinneweben** anlegten, um vor Regen und Wind gedeckt zu seyn. Damals erkannte man, wie leicht es sey, sie zu vertilgen.

Die Apfelbaumraupe bleibt, so wie die Maulbeerbaumraupe, nachdem sie sich ein Bälglein zubereitet hat, unter der Gestalt einer Puppe ohngefähr 10 Tage lang vor Ausgang des Junius unbeweglich. Diese Puppen nun muß man auf die sorgfältigste Weise wegnehmen und vertilgen, wodurch denn zugleich die Entwickelung und das Ausfliegen der Schmetterlinge verhütet, und das Eyerlegen, mithin also auch die ganze jährliche Brut der Raupen vernichtet wird.

Wenn man demnach diese Insekten sicher ausrotten will, muß man ihre erste **Verwandlung** abwarten, und sich ihrer alsdann, wenn sie ohne Bewegung sind, oder sich in ihren Gehäusen beisammen befinden, bemächtigen. Man kan diese Gehäuse mit gar leichter Mühe anfassen, abreißen, in Körbe legen, und hernach auf einem Haufen **verbrennen.**

Auf diese Art verfuhr man im Junius des 1761. Jahres, und im folgenden Jahre ward man keine Raupe mehr auf den Aepfelbäumen ansichtig. Die Bäume erholten sich vollkommen wieder, bekamen Blätter, welche nicht mehr abgefressen wurden, und lieferten den Augen reichliche Nahrung, woraus in den folgenden Jahren eine Menge von Blüten und Früchten hervor kam.

Die Baumgärten und Felder, wo man dieses Ablesen vernachläßiget hatte, gaben in den Jahren 1762 und 1763 einen ganz andern Anblick. Die Raupen erschienen daselbst in großer Menge, und das Laub wurde von den Apfelbäumen ganz und gar abgefressen. Die Augen, welche der Verwüstung entgangen waren, blieben klein, und konten keine Früchte tragen.

Es liegt also nur an uns, neuen Verwüstungen vorzubeugen. Man hat in dieser Absicht weiter nichts zu thun, als die Bälglein in der Jahrzeit, **in der wir uns jezt befinden**, abzulesen. Diese Periode im Junius, zwischen den Tagen Johannis und Peter, ist die einzige günstige Zeit, welche man nicht vorbeistreichen lassen muß.

Sehr wohl thut man, wenn man diese Mühe alle Jahre wiederholt. Denn es kan leicht geschehen, daß einige Bälglein der Aufmerksamkeit derjenigen, die zum Ablesen derselben gebraucht werden, entwischt sind. Außerdem können auch leicht solche Gehäuse in den Ritzen der Rinde der Aepfelbäume versteckt liegen, so wie andere sich an den äußersten Enden der Zweigabtheilungen befinden, und welche man nicht wahrgenommen haben kan. Es gehört bekantermaßen nur eine oder ein Paar Familien dieses Raubgesindels dazu, vornemlich in den trokkenen Jahren, um sich gar bald zu vielen Millionen Nachkommen zu vermehren.

## Ein anderes Mittel wider die Raupen.

Man thue in ein Kübel Wasser einen Arm voll klein geschnittenes und vorher 12 Stunden in heißem Wasser eingeweichtes Genistekraut. Am wirksamsten ist es, wenn dies Kraut die Nacht vor dem Gebrauche eingeweicht wird; und nun besprengt man gleich am folgenden Morgen mit diesem Wasser die Bäume, den Kohl und die Pflanzen, auf welchen sich diese Raupen sehen lassen, mit einem eingetauchten Besen, oder einem zusammen gebundenen Wische Stroh. Das Wasser bekömt von der Geniste eine Eigenschaft, welche die Raupen umbringt, ohne doch den Früchten im geringsten zu schaden. Es muß aber solches oftmals wiederholt werden, wenn alle Raupen davon sterben sollen.

Hannoverisches Magazin.

57tes Stück.

Montag, den 16ten Julius 1781.

## Briefe des Hrn. Bruno, Gesandtschaftseinführers bei des Königs von Frankreich Bruder, an den General-Kriegszahlcommissarius Herrn de la Faye, über die Bauart der Alten.

(Schluß.)

St. Germain-en-Laye, den 27ten Jul. 1777.

### Zweiter Brief.

Ich versprach Ihnen von dem Stuck und den platten Dächern der Indianer zu reden, und ich will so gut ich kan mein Wort halten. Ich habe zwar verschiedene Gebäude zu Pondichery aufführen lassen, aber mich auch seit 6 bis 7 Jahren mit keinem dieser Gedanken weiter beschäftiget, daher es leicht seyn könte, daß mir davon etwas entfallen wäre. Um aber das etwa vergessene zu ergänzen, will ich an meinen Maurermeister schreiben, der mir über das, warum ich ihn befragen werde, mit erster Gelegenheit eine ausführliche Nachricht ertheilen wird, und zugleich will ich auch eine kleine Schachtel mit Jagre kommen lassen.

Den Anfang meiner Beschreibung mache ich mit den platten Dächern, als einem der wichtigsten Gegenstände, und ich zweifele nicht, daß es uns mit der Nachahmung nicht eben so gut gelingen solte, als den Indianern. Werden sie aber dem Frost eben so gut widerstehen, wie sie es der sehr großen Sommerhitze und den rauhen Landwinden in Indien thun? Dieses würde erst durch anzustellende Versuche auszumachen seyn.

Der Vortheil des Angenehmen, die Ersparung des Bauholzes, der Dachsteine und der immerwährenden Ausbesserungen der Dächer ist so groß, daß es sich allerdings der Mühe verlohnet, Versuche damit anzustellen.

Was mir zu einem guten Erfolg einige Hofnung giebt, ist, daß die Politur, die man den platten Dächern giebt, so schön ist, daß ihr der Frost wohl wenig anhaben kan; und giebt es denn nicht außerdem Mittel zu verhindern, daß das Wasser nicht darauf stehen bleiben und frieren kan?

Man hat in Indien keinen Gips,

und macht daher auch keine ebene Decken; zwar versuchte man es, welche mit Kalch zu machen, allein seitdem ein großer Theil einer solchen Decke in dem Admiralitätsgebäude zu Madras abfiel und beinahe die sämtlichen Hauptpersonen der Stadt zerschmettert hätte, welche sich kaum eine Viertelstunde zuvor daraus entfernt hatten, zweifele ich sehr, daß man mehrere Versuche damit anstellen werde.

Die Träger und Balken sind sichtbar und werden bemalet. Die Balken legt man in einer Entfernung von 7 Zoll, damit die Ziegelsteine, welche 12 Zoll lang sind, auf jeder Seite mit 2½ Zoll aufliegen, und ihre Enden gegen einander stoßen, weil die Balken 5 Zoll Quadrat in der Dicke halten. Das Teckholz ist im allgemeinen Gebrauch, es ist eben so stark als das beste Eichenholz, und bei einer größern Leichtigkeit hat es die vorzügliche Eigenschaft, daß es unvergänglich ist, und selbst von den Kariats, einem fürchterlichen Gewürm, welches alles zerfrißt was ihm aufstößt, nicht angegriffen wird.

Die Balken werden auch wohl zuweilen von Palmholz gemacht, weil dieses aber ein schlechtes Holz ist, so überziehet man dasselbe mit gelöschtem Kalch; auf die Balken legt man zwo Reihen Ziegel, welche mit feinem Cementmörtel an- und auf einander verbunden werden. Weil ich aber hiebei bemerkte, daß öfters einige Ziegel zerbrachen, so lies ich welche backen, die zwar eben so lang und dicke, aber nur halb so breit waren, diese lies ich nur einfach auf die schmale Seite legen, und dadurch erhielt ich eine größere Dauer ohne das Gewicht und die Dicke zu vermehren. An den Orten wo die Ziegel verhältnißmäßig wohlfeiler sind, als zöllige eichene Bohlen, kan man sich dieser statt jener bedienen. Es giebt auch in Indien viele Häuser, bei welchen man sich derselben bedienet hat; über diese legt man sogleich den Mörtel (chalit) und hiebei wird das Gewicht der Ziegel vermieden.

Der Mörtel aber wird über die Bretter oder Ziegelsteine dergestalt aufgetragen, daß man in der Mitte des Werks, welches man bedecken will, nach dessen ganzer Länge, eine Erhöhung läßt, welche gegen die hintere und vordere Seite allmählig abfällt, um den Abfall des Wassers zu befördern. Diese Erhöhung aber braucht nur ganz unmerklich zu seyn. Das platte Dach, welches ich auf dem Landhause meiner Mutter machen lies, war 40 Fuß breit, die Dicke des Mörtels betrug in der Mitte 7 Zoll, und verlor sich bis an den Rand auf 2 Zoll, dieses macht auf 20 Fuß, 5 Zoll Fall. Wenn ich zuvor von der Art den Mörtel aufzutragen geredet habe, so will ich demnächst auch dessen Mischung beschreiben.

Man fängt mit dem Auftrag des Mörtels an der Stelle an, welche am höchsten seyn soll, und zwar mit einer Lage 1 Fuß breit und 9 Zoll hoch, welche bis auf wenigstens 7 Zoll zusammen getrieben wird. Die Lage muß

der

der ganzen Länge des Gebäudes nach, welches bedecket werden soll, ausgebreitet werden; Kinder von 13 bis 14 Jahren sitzen auf einem Brett eins neben dem andern, und treiben ein jedes gleichförmig, mit kleinen Schlägeln, die vor ihnen befindlichen Stellen, etwas zusammen. Wenn dieses geschehen, rücket man sie um einen Fuß breit zurück, trägt eine neue Lage Mörtel neben der ersten heraus, und läßt diese gleichfalls zusammen treiben, nur muß in der Gegend des Wechsels etwas fester geschlagen werden, und so fährt man beständig fort. Die Kinder dürfen anfänglich nicht sehr feste schlagen, und wenn eine Seite fertig ist, so fängt man bei der andern wieder an, liegt nun der Mörtel von beiden Seiten, so läßt man die Kinder mit ihrem Brett auf den ersten Rand zurück kommen, und gleichförmig, aber etwas heftiger wie das erstere mal, und mehrere male auf einer und eben derselben Stelle schlagen, und läßt sie so bis an den gegenseitigen Rand fortfahren. Diese nemliche Arbeit wird mehrere male, und zu verschiedenen Zeiten, wiederholt, dabei aber jedes folgende mal heftiger geschlagen werden muß als vorher, und zum letzten mal mit aller Stärke; man bemerket es daran, daß man aufhören müsse zu schlagen, wenn man beim Schlagen einen metallischen Klang vernimt, der zuletzt dem Schall einer großen Glocke gleicht. Ueber diesen Auftrag legt man eine doppelte Lage kleiner dünner Ziegel in Cementmörtel ein, und darüber setzt man einen Ueberzug von Kalch und Sand gemischt, welcher demnächst polirt wird. Diesen letzteren Ausstrich nennet man Stuck, davon ich die eigentliche Mischung anzeigen werde; nur muß ich vorher bemerken, daß man die Bedeckung der platten Dächer bei trocknem Wetter, und wenn man in einigen Tagen keinen Regen zu befürchten hat, vornehmen müsse, damit die Arbeit sich gehörig verbinden und genugsam trocknen könne.

**Der Mörtel** (chalit) wird, wie folgt, verfertiget. Man läßt Ziegel zerstoßen, und durch Haartücher schlagen, das feinere läßt man ferner durch ein fein Sieb laufen, und was da hindurch fällt, giebt den Cement ab. Die gröbern Theile braucht man nur zu dem Mörtel. Man mischt selbige zu dem Behuf mit eben so viel gelöschtem Kalch genau unter einander, und nezzet dieses Gemisch in der Maaße mit Jagrewasser an, daß es etwas flüßiger wird, als man den Mauermörtel gewöhnlich einrühret.

Noch ist zu bemerken, daß man den Mörtel in der Maaße, wie er fest getrieben wird, mit Jagrewasser besprenget, und das zwar so lange, bis er die erforderliche Härte bekommen hat. Eine Probe, ob der Mörtel genugsam erhärtet, wird damit gemacht, daß man eine Kokosnuß von einer ziemlichen Höhe darauf fallen läßt, diese muß indem sie auffällt, zerspringen, ohne den geringsten Eindruck zu machen.

**Von der Mischung des Stucks.**

Der Kalch, dessen man sich auf der

Küste von Coromandel bedienet, wird, wie ich bereits gemeldet habe, aus Muscheln gebrannt, welche man am Ufer der See und des Flussus Arian-coupan findet, und die vor dem Brennen in süssem Wasser abgewaschen werden. Man löscht ihn durch Ansprengen, worauf er sich erhitzt, raucht und in Pulver zerfällt. Der zu Mehl gelöschte Kalch wird zu gleichen Theilen mit weißem sehr feinem Flußsande und einigen zerstoßenen Eyerschalen vermischt. Dieses Gemisch reibt man auf einem Reibestein mit einem steinern Läufer, den man mit beiden Händen führt, und feuchtet es mit Jagrewasser an. Die Bearbeitung selbst erfordert alle Ausmerksamkeit. Der also zubereitete Kalch muß zähe und nicht flüßig seyn; man sammelt ihn in irdenen Gefäßen, und setzet dicke Milch und ein wenig Gingeliól hinzu; statt dessen man auch jedes andere Oel, wenn es nur nicht sehr fett ist, gebrauchen kan, daher ich auch das Baumól ausnehme. Ich würde das Verhältniß der Milch und des Oels genauer angeben, es ist mir aber entfallen, jedoch verspreche ich solches in der Folge noch zu thun. Jetzt erinnere ich mich blos, daß dieser Stuck sich sehr leicht auf der Mauer ausbreiten läßt, ohne zu steif noch zu flüßig zu seyn. Vor Zeiten mischte man von einigen Eyern das Weiße unter den Stuck, es sey nun, daß man davon zu viel genommen, oder daß es für sich von schlechter Beschaffenheit war, so bekam der Ueberzug durchgängig ganz feine Risse, wie man dergleichen bei den fehlerhaften Glassuren bemerket. Ich glaube indeß, daß der Zusatz vom Eyweiß viel zu dem Glanz des Stucks beiträgt, und ich wolte, daß man davon nur sehr wenig gebrauchte; bediente man sich des weissen vom Ey, so mischte man kein Gingeliól unter die Masse, doch glaube ich, man muß beides zugleich gebrauchen, und daß alsdann das Oel die sehr trockende Eigenschaft des Eyweisses mildert a).

Bei dem Auftrag des Stucks, muß man eine ziemliche große Fläche mit einmal bewerfen lassen, und wenn die Mauer in Felder abgetheilet ist, zugleich ein ganzes oder auch zwei derselben, nach Maasgabe der Größe und der Anzahl der Arbeiter, die man anstellen kan. Zum Ueberfluß bemerke ich noch, daß man den Mörtel auf den der Stuck aufgetragen werden soll, zuvor hin und wieder einhacke, damit letzterer desto fester darauf hafte.

Die

a) Meinem Bedünken nach rühret der Fehler der Risse die bei dem Zusatz des weissen vom Ey auf der Oberfläche des Stucks entstehen daher, daß man das gedachte weiße, so wie es aus dem Ey geschieden worden, gleich frisch weg gebraucht, dieses vertheilt sich nicht genug, und verursacht daher an den Stellen, wo es zu viel bei einander bleibt, Risse, so wie man selbiges bei dem sogenannten Glassuren der Gemälde bemerket, welches aber vermieden wird, wenn man das Eyweis etwas in Gährung gerathen läßt, und sehr wenig feines Oel als dasjenige von Nüssen, oder Mohn hinzusetzet. Anm. des Uebers.

Die erste Arbeit geschiehet mit einem hölzernen länglich ovalen Streichbrett, welches auf der Rückseite einen Handgrif hat. Man belegt dieses Brett mit etwas Masse, und treibt dieselbe feste gegen die Mauer; der Ueberzug muß eine volle Linie dick aufgetragen werden, und wenn alles übersezt, und zugleich fest getrieben ist, so bedient man sich der gewöhnlichen Mauerkellen zum schlichtstreichen. Der Stuck erhärtet in der Maaße wie man ihn behutsam antreibet, und nimt zugleich schon etwas Politur an. Hierauf überfährt man denselben sehr behutsam mit kleinen glatten kupfernen Kellen, und zulezt reibt man ihn mit noch kleinern kupfernen Kellen, die ohngefähr einen Quadratzoll Fläche haben, oder mit einem glatten Agat ab, bevor aber diese lezte Bearbeitung vorgenommen wird, bestäubt man den Stuck mit einem Pulver, das aus weißen Muscheln, die in den Flüssen gefunden werden, gemacht ist, dasselbe bindet man in ein leinen Tuch ein, und pudert damit die Mauer, dadurch, daß sich selbiges vermittelst eines gelinden Streichens mit dem Stuck vereiniget, bekomt selbiger einen weißen Alabasterglanz (b). Blos mit vieler Gedult, und bei einem behutsamen Reiben erlangt man den schönsten Glanz. Man macht auch einen Unterschied unter fein und halb polirten, das lediglich in dem mehrern oder wenigern Reiben besteht. Die äußern Gewände der Gebäude bekommen nur die halbe Politur.

Ehe der Stuck nicht vollkommen trocken geworden ist, darf in den Zimmern nicht gestäubt werden, und zur Vorsicht hänget man Decken vor die Wände, die selbige aber nicht berühren dürfen. Während der Zeit muß man des Morgens, und das zwar so lange bis der Stuck ganz vollkommen erhärtet ist, die Wassertropfen und Feuchtigkeiten, die man auf dem Stuck findet, mit einem feinen leinenen Tuch abtrocknen, ohne jedoch zu reiben.

Ich wünsche, daß die Versuche, zu deren Anstellung ich Sie einlade, gut ausfallen mögen, und erbiete meine Hülfleistung im Fall Sie selbige nöthig haben. Ich bin ꝛc.

b) In Ermangelung des Pulvers von weißen Flußmuscheln, habe ich statt dessen, sehr fein gepülvertes Frauenеys, auch feines Pulver vom Schmerstein (spanische Kreide) gebraucht, und dieses hat dem erwarteten Erfolg völlig entsprochen, nur bei dem Gebrauch des erstern war der Glanz nicht ganz gleichförmig, sondern etwas blinkend, welches sich aber nicht übel ausnahm. Anm. des Uebers.

St. Germain-en-Laye, den 12ten Jan. 1778.

## Dritter Brief.

Alle Häuser in Indien sind mit platten Dächern versehen; die hohen Dächer sezen den Orkanen eine zu große Fläche entgegen, anderer damit verknüpfter Ungelegenheiten nicht zu gedenken. Diese platten Dächer, welche man daselbst Argamasken nennet, wer-

werden auf zweierlei Art gemacht. Die erste und gewöhnlichste ist diejenige, welche ich Ihnen in meinem zweiten Briefe beschrieben habe, daher wende ich mich gleich zu dem Verfahren der zweiten Art: Ueber den Balken, welche man 1 Fuß weit von einander leget, befestiget man quer über, 1 Zoll dicke Bretter von beliebiger Länge, so daß sie auf mehrern Balken zugleich aufliegen; die Bretter werden mit trocknen Kräutern meistens mit Farrenkraut bedecket, und zwar in der Maaße, daß wenn der Mörtel darüber komt und sie zusammen drücket, die Lage dennoch einen starken Zoll dicke bleibe.

Wie gedacht, breitet man über diese Kräuter den Mörtel aus, und über selbigen legt man 3 Schicht dünne, platte und gute gebrannte Ziegel, welche mit einem Ueberzuge bedecket werden, der ein wahrer Stuck ist, den man polirt, und der dadurch eine Weiße, gleich dem besten italienischen Marmor, bekomt, auch der in Indien heftigen Sonnenhitze und dem Regen, welcher von Ablauf des Octobers bis in den November zu Zeiten 20 bis 30 Tage ununterbrochen anhält, widerstehet.

Die Mischung des Mörtels und Stucks, und die Art beide aufzutragen, habe ich schon beschrieben, auch die beiden verschiedenen Bauarten der platten Dächer bekant gemacht; ich werde also nur noch von einigen besondern Umständen, deren ich Erwähnung gethan, einige Aufklärungen die von Nutzen seyn können, geben. Aus meinem vorigen Schreiben haben Sie ersehen, daß Kinder von 13 oder 14 Jahren, auf einem Brette sitzend, die Mörtellage die sich vor ihnen befindet, mit Schlägeln zusammen treiben; diese Schlägel sind etwa 15 Zoll lang, und der Theil, welcher zum Heft dienet, ist rund, das übrige aber viereckigt, und bei einer gleichen Dicke jede Seite 3 Zoll breit. Wenn die Kinder den Mörtel zu verschiedenen malen geschlagen haben, so reiben die Maurer denselben mit einer hölzernen abgerundeten Platte, welche sie einmal ums andere, erstlich mit Jagrewasser und dann mit Oel bestreichen. Hierauf bedecken sie ihn mit 3 Reihen platten, gut ausgebrannten über einander gelegten Ziegeln, dergestalt, daß die folgende die Fugen zweier unterliegender bedecket, darüber wird zuletzt der Stuck gestrichen und abgeglättet, wie ich dieses bereits gemeldet habe. Ich kan Sie versichern, daß ein plattes Dach, welches ich auf einem meiner Landhäuser zu Oulgare habe machen lassen, ohne mit Stuck zu übersetzen, sich zwei Jahre hindurch ganz gut gehalten, und daß man es erst seit meiner Abreise hat überziehen lassen, davon ich aber die Ursache nicht weiß, vielleicht ist es dieserwegen geschehen, um blos zu zeigen, daß ich es unvollendet gelassen hätte.

Die zweite Art platte Dächer zu machen, ist in Indien so üblich nicht wie die erstere, weil daselbst das Holz im Verhältniß gegen die Ziegel sehr theuer

theuer ist; die Verschiedenheit dieser Dächer bestehet also blos darin, daß man zur Grundlage anstatt bei einer Art Ziegel zu nehmen, bei der andern Bretter nimt, die von einem Balken auf den andern reichen, worüber man sodann den Mörtel u. s. w. aufträgt. Man hat jedoch bei der Anwendung der Bretter verschiedene wesentliche Vortheile, insbesondere weil diese Art Bedachung leichter und vielleicht auch dauerhafter ist. Die zur Grundlage eines Daches gebräuchliche Ziegel sind verschiedener Art, mit denen die man zum vermauern gebraucht, bei einer größern Länge sind die übrigen Seiten meist gleich groß.

Im übrigen haben diese Arten der Ueberdachungen eine solche Festigkeit, so daß man es oft versucht hat, neue Balken zu unterziehen, ohne daß der Mörtel dadurch beschädiget wurde, und sich derselbe als ein einziges Stück verhalten hat, das sich ohne weitere Unterstützung erhält. Indessen habe ich aber niemals bemerket, daß man dieses mit Dächern versuchte, die eine sehr ansehnliche Breite hatten, jedoch aber bei solchen die 20 bis 24 Fuß tief waren, eine Breite, die gewöhnlich die Säle in Pondichery haben.

Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

---

## Mittel, auf eine bequeme Art zu einer Samlung von Schmetterlingen zu gelangen.

(Aus dem Berlinischen Magazin, 1ter Band 2tes Stück.)

Man nehme ein glatt gehobeltes Brett, ziehe über dasselbe ein weißes starkes Papier, welches aber nur am Rande muß angeleimt werden, damit man es bequem vom Brette wieder wegnehmen könne. Dieses Papier überstreiche man nun mit einem klebrigen und nicht schnell trocknenden Firniß, und setze es also gleich in einen Baumgarten oder an einen andern beliebigen Ort. Wenn man nun am folgenden Tage Insekten darauf findet, die man in seiner Samlung aufbehalten will, so kan man mit einem Federmesser den Ort, worauf das Insekt fest sitzt, ausschneiden, und es also in seine Samlung legen. Man kan auf solche Art ungemein viele sehr seltene und oft ganz unbekante Insekten erhalten, und sie gleich in ihrer natürlichen Stellung, ohne sie zu beschädigen, in sein Cabinet bringen. Bei sehr großen Schmetterlingen wird dies Mittel die Absicht oft nicht erreichen lassen. Es hat aber ein gewisser Liebhaber von Insektensamlungen sich dazu folgender merkwürdiger Methode bedient. Wenn er ein Schmetterlingweibchen von einer sehr seltenen Art hatte, so nahm er sein Weibchen, gieng damit aufs Land, meistentheils zu einem Walde oder unter den Schatten eines Baums, heftete den Schmetterling an seinen Flügeln mit Stecknadeln entweder an einen

Baum, oder auch in seiner Schachtel an, und entferne sich ein wenig davon. Gewöhnlich sahe er bald darauf ein Männchen von gleicher Art herzufliegen, um den süssen Gegenstand seiner Begierden verliebt herumflattern, und sich endlich in die Umarmungen seiner neuen Gattin werfen. Und auf solche Art zog er neue Geburten, neue Nachkömmlinge, und brachte auch oftmals das Männchen selbst in seine Gewalt.

## Anfrage zur Naturgeschichte des menschlichen Auges gehörend, von einem Layen in der Physik.

Ein glaubwürdiger Mann versichert, einen Menschen gekannt zu haben, der keine Farben unterscheiden, gleichwohl aber nicht nur sehen, sondern auch gut lesen und schreiben gekonnt. Unter den Farben von seinen eigenen und anderer Leute Kleidern bemerkte er folglich auch keinen Unterscheid. Er selbst trug gewöhnlich einen weißgrauen Ueberrock; fragte man ihn nun z. B. was hatte dieser oder jener in der Gesellschaft für ein Kleid an, so kriegte man immer die Antwort; etwas heller wie meines, jenes mogte blau, roth, oder schwarz gewesen seyn. Mit seinen eigenen Kleidern pflegte er auch deswegen sich wohl vorzusehen, daß er sie nicht selbst verwechselte, und gab zu dem Ende seinen schwarzen Rock allemal Jemanden in Verwahrung, dann wär er sicher niemals den unrechten anzuziehen.

Da diese Erzählung von einem beglaubten Manne, und mit verschiedenen Umständen begleitet ist; so nimt man sich die Erlaubniß in diesen Blättern anzufragen, ob mehrere Beispiele solcher Augen bekant sind, und wie sich dergleichen erklären lasse.

H. g. D. A. G.

## Etwas zur Beantwortung der vorstehenden Anfrage.

Im 62ten St. dieses Mag. vom J. 1779, ist ein Brief des Hrn. Joseph Huddart an den Herrn Joseph Priestley befindlich, der aus den Philosophical Transactions Vol. 67. P. I. p. 260. übersezt ist, und merkwürdige Beispiele von einigen Personen, welche keine Farben unterscheiden konten, enthält. Folgendes will ich noch wie einen Beitrag zu den erwähnten Nachrichten des Herrn Huddarts hinzufügen. Ich hatte einen Universitätsfreund der schlechterdings keine Farben von einander unterscheiden konte. Er wolte sich ein grünes Kleid anschaffen, und kaufte ein rothes. Er kam mit seinem neuen Kleide zu mir, und fragte mich, ob er nicht ein schönes grün gewählt hätte? Alle die eben damals bei mir waren, und ich, versicherten ihn, sein Kleid sey roth, und die Stühle auf meinem Zimmer grün, aber er blieb dabei, die Stühle wären zwar etwas dunkler, übrigens aber sey sein Kleid eben so grün, wie die Stühle. Legte man ihm verschiedene Farben neben einander vor, so konte er keine unterscheiden. Schwarz nannte er blau oder grün, roth, grün, braun oder gelb, u. s. w. Einige Zeit darauf sahe ich ihn wieder in seinem rothen Kleide, in welches er sich einige grüne Knöpfe genähet hatte, die er für roth angesehen.

Hannoverisches Magazin.

58tes Stück.

Freitag, den 20ten Julius 1781.

# Praktische Anweisung zum Bau der Nelken.

Ohnerachtet ich mich seit vielen Jahren, fürnemlich mit dem Bau der Hyacinthen, Ranunkeln und Tulipanen beschäftiget, und daran mein Vergnügen gefunden, so habe ich doch nun auch die Aurikeln und Nelken lieb gewonnen, welche letztere, durch ihre Mannigfaltigkeit, Schönheit und Geruch, von vielen Blumenfreunden den Vorzug erhalten, indem solche mehr als einen Sinn belüstigen.

Die Schönheit derselben, hat zuerst der Herr Inspector Schmaling in ein völliges Licht gesetzt, und auf selbige seine Aesthetic der Blumen angewandt, die im ersten Theil seiner Ruhe auf dem Lande anzutreffen ist, darin er die Blumenkenntniß auf gewisse allgemeine Begriffe und Grundsätze zurück geführet hat, die auf den Regeln der Pürythmie und des Ebenmaßes beruhen, und den Liebhaber in den Stand setzen, richtig zu urtheilen, und seinen Geschmack darnach zu bilden. Ihm ist der Herr Doctor Weißmantel in einer eigenen Abhandlung in dem 62ten St. des Hannoverischen Magazins vom J. 1778 nachgefolget, der die Kenntnisse dieser Blume sehr erweitert, eine richtige Classification derselben gemacht, und mit Beschreibung besonderer Arten und Stücke ausgefüllet hat.

Ich habe also nicht nöthig, mich in eine genaue Beschreibung und Lobeserhebung ihrer Schönheit einzulassen, welche Kennern und Liebhabern ohnehin einleuchtet, und bei ihnen entschieden ist. Doch will ich kürzlich anführen, was mein Geschmack bei den Nelken ist, und worauf ich vorzüglich bei der Wahl derselben gesehen habe, denn derselbe ist bei den Blumen, so wie bei Gedichten und andern Werken der Natur und Kunst, bei aller seiner Uebereinstimmung in der Hauptsache, doch in Nebenumständen verschieden. Ich liebe fürnemlich die Größe an den Blumen, wenn sie nicht platzen, welches an sich eine Vollkommenheit ist, sonderlich wenn das übrige gleich ist, und nicht so wohl aus der Menge, als der Größe der Blätter entstehet. Diese Schönheit wird erhöhet, wenn die Blume wohl gebauet ist, nemlich richtig abgerundet in einer Zirkellinie, da-

bei in der Mitte etwas erhaben, so daß sie einen Abschnitt einer Kugel vorstellet: wenn sie sich wohl leget, die Blätter einander gehörig decken, oder angenehm gekräuselt sind, und in richtigem Verhältniß von dem Mittelpunkt abstehen, welches alsdann geschiehet, wenn sie nicht plaßet, sondern sich aus einer langen und starken Hülse geschickt heraus windet, dabei man ihr aber bisweilen nachhelfen muß. Eine reine Grundfarbe macht mir die Blume schäßbar, schneeweiß, hoch gelb, oder incarnat, unterscheidet sich besser von der Illumination, und fällt prächtiger ins Auge. Die Illumination muß nicht in Punkten, sondern in Strichen bestehen, die in der Picote schmal und scharf, in der Bizarde aber breit sind, und in dem Kelch hinauslaufen. Je mehr der Farben, je besser sie von einander unterschieden sind, und gegen einander abstechen, je ebenmäßiger sie in jedem Blatt gezeichnet sind, desto schöner ist die Blume. Ich halte die stumpfblättrigen hoch, verachte aber die ausgezackten nicht, wenn sie sich durch die Größe und Zeichnung unterscheiden. Es giebt alte Blumen, die, so wie Virgil und Horaz unter den Dichtern, immer schön bleiben. Eine neue Blume aber, die ich aus dem Saamen erzeugt habe, macht mir eine besondere Freude; die Feuerfaxe oder geflammten, die Concordianen und Fameusen, müssen sich durch ihre Größe, ihren Bau und Schönheit der Farben auszeichnen, wenn sie einigen Werth haben sollen. Ich schäße die Rosenblättrigten oder englischen Doubletten und Bizarden hoch, verachte aber deswegen die alten deutschen Bizarden oder genau gezeichneten Picoten nicht, wenn sie eine eigenthümliche Schönheit haben.

Durch die Gütigkeit meiner Freunde, durch den Tausch, aus dem Saamen, und durch andere Erwerbungsmittel, habe ich eine zahlreiche und wohl ausgesuchte Nelkensammlung von beinahe 200 Sorten im Lande und Töpfen zusammen gebracht, davon ich den Blättercatalogum, nebst Namenverzeichnisse den Liebhabern nach der Flor vorzeigen und übersenden kan, wenn sie das Porto davon übernehmen, und mir solchen baldigst wieder zurück senden wollen.

Ich habe sie mit gutem Fortgang gebauet, und eine zahlreiche Vermehrung derselben erhalten, daher ich den vielfältigen Bitten meiner Blumenfreunde nicht länger habe widerstehen können, so wie ich ehedem bei den Hyacinthen und Ranunkeln gethan habe, ihnen Nachricht zu geben, wie ich dabei zu Werke gegangen bin.

Keine Blume ist eigensinniger und delikater in ihrer Pflege und Wartung als die Nelke, und ein kleines Versehen darin, kan uns in kurzem einer schönen Flor berauben, daher besondere Vorsicht dabei zu beobachten ist.

Ich will von der Erde, die ihnen bequem ist, von der Fortpflanzung durch den Saamen, von der Auswinterung sowohl in Töpfen als im freien

freien Lande; von der Pflanzung und Wartung und den Krankheiten derselben kürzlich handeln.

Auf eine gute Erde kömt das meiste bei dem Bau der Nelken an; die trägt das meiste zur Größe, Gesundheit und Vermehrung bei, und wenn man es darin versiehet, wird man nie Freude daran erleben.

Ich lasse zu dem Ende eine Parthei Kuhfladen des Sommers von den Angern zusammen tragen, schütte solche auf einen Haufen, in einen abgelegenen Winkel meines Gartens, lasse sie da ein Jahr lang liegen, und grabe sie fleißig um, so, daß sie durchaus vermodern. Diese siebe ich hernach durch eine Gartenrolle, damit keine ganze Klumpen darunter bleiben, vermische sie alsdenn mit einem Theil guter Gartenerde, und einem Theil zarten Bachsand. Es ist auch gut etwas verrottete Gerberlohe darunter zu thun, die aber zum wenigsten zwei Jahr ausser der Grube gewesen seyn, und alle Lauge verloren haben muß; zu dem Ende lasse ich sie fleißig umwenden. Der sechste Theil vermoderter Baumblätter ist auch den Nelkenpflanzen sehr diensam, ob sie gleich keine besondere Nahrung geben, so machen sie doch die Erde locker, so daß die Wurzel sie wohl durchkriechen und die nahrhaften Theile des Wassers und der Erde heraus holen kan.

Alle übrige künstliche Düngung mit Mist, Horn, Spänen, Blut, rc. ist gefährlich, und ziehet leicht Krankheiten nach sich. Es ist gut, die Erde um den Nelkenstock her mit der Gabel bisweilen aufzulockern, und den Wurzeln dadurch freien Durchgang zu verschaffen, auch die Erde dadurch beständig locker zu erhalten, insbesondere nach starkem Regen.

Nicht alle Nelken sind tauglich Saamen zu tragen, indem die Platzers so wenig als diejenigen, wo die Staubfäden und die Pistille zu tief zwischen den Blättern versteckt sind, und von denselben erstickt werden, Saamen bringen.

Unter den dazu tauglichen aber zeichne man sich diejenigen aus, die eine reine Grundfarbe haben, nicht sprenklicht, und zugleich mit reinen Streifen oder Linien von hohen Farben deutlich abgesetzt sind, und der Güte nachfolgenden Blumen gleich sind, oder doch denselben nahe kommen, alsdenn kan man Hofnung haben, die besten Sorten selbst zu erzeugen.

Folgende, die ich allein unter einander gesetzt, haben mir die besten und neuesten Blumen gegeben.

Diadem d'Erfurt, eine holländische Picote von dunkelgelbem Grunde, und hochrother brennender Zeichnung.

Diadem Royal, der vorigen sehr ähnlich, etwas anders gelb und roth, aber eine sehr schöne holländische Picote.

Amoureuse, eine holländische Picote mit schneeweißem Grunde und schöner violetten Zeichnung.

Pour ma peine, eine sehr schöne, noch ganz neue Blume, so ich selbst aus Saamen erzeugt habe, weiß mit schönen aschgrauen Streifen.

 L'hon-

L'honneur d'Osterwieck, eine englische Bizarde, mit weißem Grunde und hochrothen und schwarzen Streifen, eine neue Blume, so ich selbst aus Saamen erzeugt habe, von hohem Werth. Wenn die schwarzen aufblühen, so sind sie braun, in ein Paar Tagen aber werden sie schwarz, eine sehr schöne Zeichnung.

Grand Admiral, eine englische Bizarde, mit weißem Grunde, blasser Feuerfarbe, mit schwarzbraunen Streifen, und sehr großen Blättern, eine der vorzüglichsten Nelken.

Lord Lée, eine Rosenblättrigte Bizarde, gelb, mit zweierlei aschgrauen Streifen, eine neue Blume, die ich selbst aus Saamen gezeugt habe.

Lessing, eine fürtrefliche Bizarde, von gelbem Grunde mit roth, und aschgrauen Streifen.

Es ist bekant, daß die unterschiedenen Sorten der Nelken aus dem Blumenstaube entstehen, der an den Staubfäden hängt, und in die Pistille eindringt. Derselbe befruchtet entweder die Blume selbst, oder fliegt von da auf andere Blumen in der Nachbarschaft. Will man also eine Blume ächt und alleine haben, so muß man sie ganz abgesondert von andern setzen, so daß sie keinen Blumenstaub von denselben empfangen kan, so bekömt man von ihrem Saamen eben dieselbe Blume, wie mich die Erfahrung gelehret hat.

Stehen schlechte und gute Blumen unter einander, so beschmeißen die schlechten oft die guten, und man bekömt von den besten Stöcken die schlechtesten Sorten. Man muß also lauter gute Sorten zusammen setzen, wenn man guten Saamen erzeugen will, alsdann erhält man mancherlei Arten und Zusammensetzungen der Farben, ohne nöthig zu haben die künstliche Befruchtung vorzunehmen, weil sie unter einander von lauter guten Nelkensaamen befruchtet sind, indem sie nicht nur von dem Blumenstaube fremder Nelken, sondern auch von dem Mutterstocke Farbe, Zeichnung, Größe und Bau annehmen.

Man muß diejenigen Stöcke, von welchen man Saamen haben will, vor allzuvielem Regen bewahren, denn der Saame zwischen den Blättern verdirbt und verfaulet; wenn er anfängt schwarz zu werden, so ist er reif und muß ausgebrochen, und an einem trocknen Orte verwahret werden. Man hebet ihn bis künftigen Mai auf, und säet ihn in Töpfe oder Beete $\frac{1}{2}$ Zoll tief in dergleichen Erde, als ich zum Nelkenbau empfolen habe. Im Julius verpflanzet man die Nelken, wenn sie 8 Blätter haben, stutzet die Wurzeln etwas ab, und pflegt sie mit Begießen, so lange bis sie angewurzelt sind. Im Anfang des Octobers kan man sie wohl noch einmal umpflanzen, wenn sie zu stark wachsen wollen, sonst aber ist es eher nicht nöthig als das künftige Frühjahr, da man sie denn 8 bis 10 Zoll aus einander pflanzet, und sie bei Zeiten anbindet. Findet man nun auf den Saamenbeeten gute Sorten, so muß man sie bei Zeiten mit einem Blumenbohrer ausheben, in Töpfe

Töpfe verpflanzen, und solche einige Tage in Schatten stellen, damit sie von den schlechten abgesondert werden, indem sie vielen Saamen bringen. Man muß sie, so lange sie krank sind, mit Begießen in acht nehmen, und wenn sie sich erholt haben, so kan man ihre Absenker einschneiden. Ist solches geschehen, so muß man sie wieder ein Paar Tage in Schatten stellen, alsdenn wurzeln die Ableger leichter.

Die Auswinterung der Nelken ist eine sehr nöthige Wissenschaft bei dem Bau derselben, denn was hilft es, wenn man die schönsten Nelken durch Saamen oder für Geld erhalten hat, und man nicht weiß, wie man selbige erhalten und zur Vermehrung bringen kan.

Ich versichere die Blumenfreunde, daß sie ohne Gefahr ihre Nelkenpflanzen und Ableger den Winter über im Garten stehen lassen können, wenn der Garten nur nicht gar zu tief und feucht ist, und sie zeitig genug und gesund ausgepflanzet werden, denn sie sind sehr dauerhafte Gewächse, und können die Kälte so gut als Rockensaat ertragen.

Alte Stöcke und kränkliche Ableger aber halten sich nicht so gut des Winters im Garten. Die Ableger müssen zu diesem Ende gegen den Ausgang des Augusts, oder der ersten Hälfte des Septembers, schon an ihren Ort, in den Garten gepflanzt werden, wo sie des Winters über stehen sollen. Man muß daher im Julius schon anfangen die Ableger einzuschneiden, und damit fortfahren, so wie sie vom Stokke ausschießen. Es ist nicht nöthig sie im Winter zuzudecken, will man es aber thun, so geschieht es am besten mit den abgeschnittenen Spargelstengeln, die sie vor rauhen Winden beschützen, und darunter sie im Winter luftig stehen und nicht gedrückt werden. Dieses ist sonderlich bei den Ablegern nöthig, die man noch in der andern Hälfte des Septembers oder im Anfang des Octobers verpflanzet, oder die sich nicht recht bewurzelt haben. Mit dem Ausgang des Februars nimt man die Spargelstengel wieder ab, drückt die Erde an die Ableger sanft an, welches sonderlich bei starken Nachtfrösten oft geschehen muß. Im April kan man sie aus dem Lande, in die Töpfe pflanzen, und also hat man mit der Auswinterung wenig Mühe.

Im J. 1777, in der Mitte des Augusts, pflanzte ich 100 Ableger in meinem Garten, darunter wohl 10 kranke befindlich waren; gegen die Mitte des Septembers desselben Jahres setzte ich noch 50 Ableger auf das Beet, darunter 8 Kranke waren, im 2ten Oct. desselben Jahrs fügte ich noch 60 Ableger dabei, darunter einige wenig Wurzel hatten. Im April 1778 fand ich von der ersten Sorte 92, von der andern 39 und von der dritten 31 Stück gesund wieder.

Im Jahr 1779 den 16ten August pflanzte ich 240 Stück gesunde Ableger ins Land, davon ich im Jahr 1780 den 4ten April 229 Stück noch wohl behalten fand, ob ich gleich in diesem Winter fast die Hälfte in Töpfen eingebüßt hatte. In eben dem Jahr 1779 den 30ten Sept. hatte ich noch

100 Ableger, dazu ich keinen Raum in den Töpfen hatte, auf derselben Rabatte, davon ich aber die Hälfte im Winter verlor, und nur 51 Stück gesund bis zum 4ten April durchbrachte. Hieraus erhellet, daß man zu viel wagt, wenn man Ableger von guten Sorten zu spät im Jahr, oder ohne hinlängliche Wurzeln ins Land setzet.

Ist aber Jemand zu furchtsam, seine Lieblinge der Strenge des Winters im Garten zu überlassen, oder kan er die Ableger nicht frühzeitig genug gewinnen, so muß er ihnen das Winterquartier im Hause geben. Es ist nicht gut, wenn man die Nelken, welche des Winters über zu Hause in den Töpfen bleiben sollen, so frühzeitig ableget, als diejenigen die im Lande stehen sollen, weil sie zu leicht im Herbst oder Frühjahr treiben.

Im Anfang des Augusts ist Zeit genug dazu.

Man muß um den alten Stock her in den Töpfen, darin man Ableger machen will, etwas aufräumen, die alte Erde, welche schon ausgezogen ist, wegthun, und frische gute Nelkenerde darauf schütten, darin sie besser wurzeln. Wenn die Ableger gemacht sind, muß man den Topf 3 bis 4 Tage aus der Sonnenhitze an einen schattigen Ort setzen, und des Morgens etwas begiessen, hernach aber wieder an die freie Luft und Sonne setzen, und sie nicht zu sehr austrocknen lassen, wollen sie nicht gut anwurzeln, so kan man den Topf im Septemb. ins Mistbeet setzen, oder die Ableger den Winter über am Stock lassen. Die Art und Weise sie abzulegen, ist zu bekant, als daß ich davon noch was sagen solte, ich erinnere nur blos, daß man seine Ableger so dick als möglich am alten Stock ableget, weil sie alsdann besser zu pflanzen sind.

Die allzu großen Töpfe sind beschwerlich fortzubringen, auch zieht die Nelke darin zu viel Nahrung, und macht zu viel Wurzel, aber keine Blumen. Die allzu kleinen Töpfe hingegen geben den Wurzeln nicht Raum genug, und machen wenig Ableger, daher die mittlere Sorte zu empfehlen ist. Neue Töpfe sind auch nicht gut, sie müssen denn 8 Tage vorher mit Erde schon angefüllt gewesen seyn.

Wenn man die Ableger zu tief pflanzet, so faulen sie leicht, stehen sie aber zu flach, so vertrocknen sie leicht, daher man sie gerade so tief, wie bei den Bäumen, wieder pflanzen muß, als sie gestanden haben. Man thut sehr wohl und sicher dabei, wenn man unten in die Töpfe, an statt der sonst gewöhnlichen Ziegelsteine, halb verzehrten Pferdemist, oder Kuhhaar vom Gerber einen Finger breit auf den Boden leget; diese verhindern, daß die Löcher nicht verstopft werden, und geben doch der Blume etwas Nahrung.

Hat man Raum genug im Hause, die Töpfe zu stellen, so thut man wohl, wenn man die Nelke sogleich Ausgangs Septembers in den Topf pflanzet, darin sie das künftige Jahr über stehen soll, weil sie alsdenn im Frühjahr die rauhen Winde desto besser abhalten können,

nen, als wenn sie dann erst wieder umgesetzt werden müssen. Fehlet es aber an Raum, so setzt man 3 bis 4 Ableger in einen Topf: und wenn man alten verrotteten Pferdemist hat, so thut man sehr wohl, wenn man oben auf die Töpfe einen kleinen Finger breit von demselben auf die Erde leget. Es halten sich hierunter die Nelken den Winter über recht fürtreflich, weil dieser alte Pferdemist macht, daß die Erde des Winters durch das Begießen keine harte Rinde kriegt, auch erhält er den Topf immer etwas länger feuchte, und bewahrt die Erde für dem Schimmel. Wenn man des Frühjahrs seine Nelken erst in andere Töpfe pflanzen muß, so thut man solches auch mit gutem Erfolg, nur muß man im Mai den alten Pferdemist wieder abmachen, und die Erde alsdann mit einer Gabel umkratzen. Sie wachsen recht gut und gesund darnach, man hüte sich aber, ja keinen Kuh- oder Schafmist an statt des Pferdemistes aufzulegen, denn solcher ist schädlich.

Man hüte seine Nelken im Herbst für allzu schwerem Regen, weil sie davon fleckigt und feurig werden, und daraus alle übrige Krankheiten der Nelken entstehen. So bald man merkt, daß die Nelken fleckigt werden, so muß man solches ausschneiden, daß es nicht bis in das Herze der Nelke läuft. Um dieses einiger maaßen zu verhüten, so halte man seine Nelken im October und November so trocken als möglich, doch lasse man ihnen die freie Luft, und verschließe sie nicht eher für derselben, bis die größte Kälte dazu nöthiget. Im Winter muß man sehr sparsam begießen, und nur dadurch verhüten, daß sie nicht ganz vertrocknen, ja nicht aber verursachen, daß sie treiben und wachsen, weil sie sonst im Frühjahr ganz gewiß ausgehen. Uebrigens muß man sie so trocken als es nur immer möglich ist im Winter halten.

Im Frühling läßt man die Nelken auf einem luftigen Saal bei geöfneten Fenstern eine Zeitlang stehen. Gegen Ausgang des Merz Monats aber kan man sie wieder in den Garten bringen. Doch muß man sich mit nach der Witterung richten. Anfangs muß man sie nicht sogleich strengen Winden und heißen Sonnenstralen aussetzen, weil sie doch durch die Auswinterung im Hause etwas verzärtelt sind.

Die in Töpfen beisammen stehenden Nelken pflanzet man aus, wenn sie etwa vierzehn Tage im Garten gestanden haben, wo die Luft sie von allen Seiten hat umfließen können, stellet sie aber nachher wieder etliche Tage hin, wo sie die scharfen Winde und Sonne nicht zu hart treffen, weil sie bei diesem Umpflanzen doch etwas kränkeln. So bald man sieht, daß sie wieder steif sind, giebt man ihnen die freie Luft und Sonne. Wenn die Luft die Nelken von allen Seiten umfließen kan, so stehen sie besser als an einer Wand oder Mauer. Eine Stelle, wo sie die Morgensonne haben, und mit der heißen Mittagssonne verschont werden, ist ihnen sehr bequem.

Will

Will man große und prächtige Blumen haben, so muß man nicht zu viel Stengel an einem Stock ausschießen lassen, die Nebensproßen von dem Hauptstengel abbrechen, auch die Knospen, welche der Hauptblume zu nahe sind, wegnehmen, weil den Blumenfreunden nicht so sehr an der Menge, als an der Größe und Schönheit der Blumen gelegen ist. Man bringt die Töpfe zur Zeit der Blüte gern unter Dach, um dieselbe desto länger zu genießen, hier müssen sie aber nicht zu lange stehen, weil es ihnen schädlich ist und sie keinen Saamen bringen. So bald die Hauptblumen verblühet sind, so muß man sie wieder in die freie Luft stellen.

Unter den Krankheiten der Nelken sind die vornehmsten die grüne Laus, welche ansteckend ist, und leicht eine ganze Flor verderben kan, wenn sie überhand genommen hat, daher die Töpfe, daran man sie bemerkt, sogleich von andern Töpfen weggesetzt werden müssen. Es ist aber schwer, sie gleich beim ersten Anfang zu erkennen, weil sie sich am Tage verbirgt und sehr klein ist. Das sicherste Zeichen ihres Daseyns ist ihr zurück gelaßner Koth, indem man alsdann kleine weiße Flecken auf den Blättern bemerken wird.

Um sie zu vertreiben, muß man die Nelkenblätter des Morgens früh und Abends spät mit den Fingern etwas reiben, wodurch sie sehr leicht vertilget wird, und den Rest derselben kan man vollends mit Schwefeldampf vertilgen, zu welchem Ende man einige Schwefelfaden ansteckt, und mit solchen vor seinen Nelken durchgehet, doch nicht so nahe, daß der Dampf den Blumen Schaden thun könne. Ich habe durch diese zwei Mittel schon Nelken gereiniget, die mir geschickt waren, und durch die ich leicht meine ganze Flor hätte verderben können. Ihre Entstehung komt hauptsächlich wenn die Nelke umgepflanzt wird, keine rechte Wurzel hat, und um diese Zeit von strenger Kälte sehr angegriffen wird. Wenn man sie aber erst einmal hat, so muß man ja darnach sehen, daß man sie gänzlich vertilget, weil sie sich sehr vermehren, und wenn sie überhand genommen haben, es viel Mühe kostet, sie sogleich zu vertilgen. Hauptsächlich muß man die neuen weit hergeschickten Nelken, die lang eingepackt gewesen sind, einige Wochen allein stellen, weil diese von diesem Ungezieser am ersten angegriffen werden.

2) Der Rost und die Hohlsucht thun der Nelke den größten Schaden. Diese entstehen, wenn die Nelke ungesunde Erde bekömt, z. E. frische Kuherde, oder frischen andern Mist, oder wenn sie zu feuchte stehet, oder wenn sie im Herbst zu spät gepflanzt ist, und vor dem Winter oder über Winter zu naß gehalten wird, oder wenn die Erde zu salpetrich ist. Man muß also einer Nelke, wenn sie davon angegriffen wird, alle Blätter die sprenklicht und trocken werden, bei Zeiten abnehmen, und solche bis dichte am Stamm abschneiden, um zuvor zu kommen, daß aus dem Rost nicht die Hohlsucht entstehet, so muß man ferner im Herbst und Frühling alle kleinen Schüsse, welche dichte am Leibe bei einer Nelke beginnen unten auszuschießen, und dick aufgeblasen am Stamm sind, ja bei Zeiten abschneiden, denn daraus wird doch niemals ein ordentlicher guter Absenker werden. Will dieses Abschneiden nicht helfen, so ist die Nelke schon unten angegriffen, daher man sie aus dem Topfe nehmen und beschneiden, alsdann entweder in einen andern Topf in recht sandigte magere Erde, oder des Frühjahrs in die Rabatte pflanzen muß, so erholet sie sich noch öfters wieder.

Ueberhaupt ist das Abschneiden der dick aufgeschwollenen Ausschüsse sehr zu empfelen, weil daraus viele andere Krankheiten der Nelken entstehen, wenn auch schon der Nelkenstock noch so gesund ist.

3) Die Ohrwürmer, welche die Blumen ausfreßen, muß man in Tuten von Papier fangen, solche oben auf den Stock stecken, darin sie sehr gerne kriechen, und sie des Morgens ganz frühe in den Tuten tödten.

Ich habe meine Nelken nach dieser Anweisung gesund und wohl vermehrt erhalten.

**Osterwieck.** C. D. Küster, Königl. Preußischer Faktor.

Hannoverisches Magazin.

59tes Stück.

Montag, den 23ten Julius 1781.

# Auf Versuche und Erfahrung gegründete Nachricht, wie der Flugsand zu beruhigen ist und verbessert werden kan.

Das sicherste Mittel den fliegenden Sand zu beruhigen, besteht darin, daß man die Gegend mit Sandhaber bepflanzt. An den Orten wo vieler Sandhaber wächset *), kan man einen großen Theil desselben wegnehmen, ohne besorgt zu seyn, daß der Sand dadurch losgemacht werde. Im Anfang des Aprils sticht man mit einem Spadē, der 16 Zoll lang, 9 Zoll breit, unten stumpf zugerundet ist, und einen etwas gebogenen Stiel hat, an den Sandhaber in den Sand so tief als möglich, und hebt den Sand mit dem Haber in die Höhe, faßt darauf mit der linken Hand den Haber und ziehet ihn behutsam auf, daß die Wurzeln und Fäsergen nicht abreißen, sondern daran so viel und lang bleiben als möglich; legt ihn so in Hausen, oder Armenvoll zusammen, kehret das Stroh oder die spitzen Enden nach der Sonne, wirft an die Wurzeln Sand, oder Erde, damit sie nicht trocken werden, und so wird er aufgeladen. Man bedeckt das Fuder mit etwas Stroh, oder was man sonst hat, damit der Haber auf dem Wagen nicht austrocknen kan, und bringt ihn so an die Sandwehe, oder Sandschelle, wie man sie hier nennet, wo er gelegt werden soll. Hier ziehet man quer durch die Sandschelle, etwa durch die Mitte zuerst, gerade Linien, doch so, daß alle Linien von Süden nach Norden laufen. An diese Linien wird der Sandhaber in Armenvoll herunter geleget, und mit etwas Sand beworfen. Wenn solches geschehn, legt man den Haber von der Südseite dieser Linie an, über Berge und Thäler folgendergestalt: man sticht mit dem Spaden, etwa in der Weite von 2 bis 3 Fuß an dieser Linie in den Sand so tief schräg ein, daß der Spaden allemal völlig unter die Erdfläche kömt; hebet und hält den Sand etwas über die Erde in die Höhe, und ein anderer legt unterdessen eine Hand voll Sandhaber unter den Spaden in das aufgehobene



*) Im 1ten Theil der Nachrichten der Cellischen Landwirthschaftsgesellschaft S. 117. und 330. findet man ein mehreres über den Sandhaber.

gehobene Loch auch schräg hinein, daß sich die spitzen Enden nach Westen auf den Sand legen, und nicht gerade aufstehen, und trit jedesmal den aufgehobenen Spadenstich mit dem Sande und Habern vest zu. Auch auf den Haber muß nachher getreten werden, damit dessen Spitzen auf den Sand zu liegen kommen, und den Sand macht man alsdenn wieder eben. Die langen Wurzeln an dem Sandhaber dürfen nicht beschnitten oder beschädiget werden, sondern man macht eine kleine Renne nach dem andern Spadenstich zu, leget sie darin, bedecket sie, und trit sie veste. Ist man auf diese Weise mit einer Linie fertig, so ziehet man eine andere etwa 3 bis 4 Fuß von der erstern mit derselben gleichlaufend, und bepflanzet solche so, daß die Sandhaberpflanzen der zweiten Linie allemal gegen die erste Linie ins Verband und nicht gerade gegen einander über zu stehen kommen. Hat man aber 6, 8 bis 12 Linien solchergestalt verfertiget, so kan man wohl einen Zwischenraum von 30, 50 bis 80 Schritten vorbei schlagen, und denn eben so wie zuvor mit dem Sandhaber, oder auch mit Pflanzen junger Fuhren, wie gleich gezeiget werden soll, fortfahren, weil große weitläuftige Sandwehen auf einmal zu bepflanzen, oder zu besaamen viele Kosten erfordern würde, und fast ohnmöglich seyn mögte. Hat man von dem Sandhaber genug, so könte man auf vorbeschriebene Art die Sandschelle auch zugleich damit rund um einfassen, nur aber muß man die Spitzen allemal nach Westen kehren.

Die Anpflanzung junger Fuhren ist ein **zweites Mittel** den Flugsand zu beruhigen. Die Fuhren die man dazu wählt, müssen in moorigten heid- und etwas torfigten Moorgegenden, oder in festem berasetem schwarzem Erdboden, nur nicht in Hölzern, gewachsen, dickstämmig, rauh, 2 bis höchstens 4 Fuß hoch, und nicht alt sondern frisch und krauß seyn, daß man an solchen allemal 2, 3 bis 4 Ausschüsse zählen kan. Bei dem Aufgraben müssen sie ihre völlige Fuß- oder Muttererde behalten, und man muß dahin sehen, daß selbige an den Wurzeln bleibt, denn sonst wachsen sie nicht. Sie werden so tief, und so mit der Erde ausgegraben, daß sie die Gestalt eines spitzen Blumentopfs bekommen, die Wurzeln dürfen unten aus der Erde nicht viel, oder noch besser gar nicht heraus stehen. Dieses zu erreichen, werden sie erst rund um mit dem Spaden, so tief als möglich, los gestochen, alsdenn gehoben, mit der linken Hand ausgezogen, und bei dem Aufladen auf den Wagen, so nahe und veste von hinten nach vorne vor einander geleget, daß sie sich nicht bewegen, und die Erde nicht abfallen kan. Auf der Sandschelle legt man sie an die Linien, wo man pflanzen will. Siehet man bei dem Pflanzen, daß die Spitze von der Pfalwurzel unten heraus stehet, so macht man ihr in dem Loche, wo sie eingesetzt werden soll, mit einem kleinen Stock ein Loch, worin sie eingelassen wird, ist sie aber abgebrochen, so wird sie über dem Bruche abgeschnitten.

Das

Das Loch in welches die Fuhre gesetzt werden soll, muß hinlänglich weit seyn. Die an der Wurzel befindliche Muttererde wird 2 oder 3 Zoll hoch mit Sand bedeckt, und ist das geschehen, so faßt man die jungen Fuhren mit ihren Zweigen zusammen, rüttelt sie auf und nieder, stampft sie an den Seiten mit dem Spadenkruck, und rund um das Loch so vest als möglich, damit die Muttererde vom Winde nicht bewegt werden kan. Hierauf faßt man die kleinen Sträucher wieder zusammen, hält solche in die Höhe, schaufelt den übrigen Sand so viel und lange an, und trit ihn immer vest, so daß er einen kleinen Hügel um die junge Fuhre bildet. Die längsten, dicksten und stärksten jungen Fuhren gräbt man in die Sinken, Thäler und den tiefsten Sand in die Linien 1 Fuß und darüber tief ein. Die kleinsten und jüngsten aber pflanzt man auf die Höhen nach Proportion 4, 6 bis 8 Zoll in den Sand.

Auch kan man zwischen die jungen Fuhren sofort, zwischen 2 Fuhren in den Linien allemal 1 Hand voll Sandhaber nach vorbeschriebener Art einlegen.

In den ersten 3 bis 4 Jahren sehen die jungen Fuhren aus, als wolten sie vertrocknen. Nach dieser Zeit aber bewurzeln sie sich in der Erde, und treiben alsdenn in die Höhe. Die mehrsten jungen Fuhren in den Linien, so nicht ankommen wollen, vertrocknen in dem ersten Sommer, da sie gepflanzet sind, und alsdenn muß man im folgenden Frühjahr wieder welche nachpflanzen.

Noch bemerke ich, daß man die jungen Fuhren gleich zu Ende des Winters, wenn die Erde nur wieder offen und veste ist, ausnimt, und in eben solche Linien wie der Sandhaber, doch 3 bis 4 Fuß weit ins Verband, pflanzet.

**Das dritte Mittel** gegen die Sandwehen, wenn der Flugsand etwa Felder, Wiesen, Anger, oder Gärten überwehen wolte, ist folgendes:

Man pflanzet 1 bis 3 Linien junge Fuhren vor dem Sande entlangs, wo er her gewehet wird, und zwar so viel möglich müssen die Linien gerade seyn, und so dicht bei einander liegen, daß die Zweige der Fuhren beinahe zusammen stoßen. Ist man mit Sandhaber versehen, so pflanzt man allemal zwischen 2 junge Fuhren eine Hand voll davon, doch so, daß die Haberspitzen schräg dahin stehen wo der Sand herkomt, und denn werden sie auf den Sand getreten.

Die jungen Fuhren bilden nach und nach eine Hecke, wie man solches bei Putlosen im Amte Dannenberg sehen kan, wo die vor 24 Jahren nahe an einander gepflanzte Fuhren mit ihrem Gesträuch an der Erde den Sand halten, und den Aeckern zur Mauer gegen den Flugsand dienen. Dieses Mittel kan auch in allen Sandschellen angebracht werden, sie mögen seyn wie sie wollen, nur müssen alsdenn die Linien von Süden nach Norden gepflanzet werden. Ich habe hier Proben gemacht und zwischen zwei junge Fuhren auch zwei Handvoll Sandhaber ein-

 gelegt,

gelegt, von einer Handvoll die Spitzen nach Westen, und von der andern nach Osten gekehrt, und auf diese Art eine veste Mauer durch, und vor alle Sandwehen gemacht, die der Flugsand nicht zu überwältigen vermogt.

**Das vierte Hülfsmittel** wider die Sandwehen bestehet darin, daß man den Abfall von den Fuhren und Fichtenholze, welches im Winter in den Forsten gehauen wird, nemlich alle kleinen Zweige, Sprissel und Büsche mit den daran befindlichen Aepfeln in die Sandwehe bringet, und den Sand damit solchergestalt bedecket, daß die dicksten Enden westwärts liegen. Es muß so stark belegt werden, daß der Wind so wenig den Saamen als auch den Sand verwehen kan. Auf diese Bedeckung wirft man im Frühjahr, wenn der Saame zur Reife gekommen, so vielen Fuhrensaamen, oder Fuhrenäpfel, als nach Proportion des Orts nöthig ist. Die Büsche, wenn nemlich die Zweige nicht gar zu groß sind, bleiben auf dem Sande beständig liegen, versenken sich in den Sand, und es pflegt sich der Anwuchs des Saamen schon im ersten, zuweilen aber erst im anderen Jahre zeigen.

**Das fünfte Hülfsmittel** wider die Sandwehe ist folgendes: Der Sandhaber trägt an den Orten, wo er gern wächset, viele und fruchtbare Aehren; diese werden mit Ausgang des Monats Augusts abgeschnitten, in Säcke gesammelt, auf einen luftigen Boden gebracht, aus einander geschüttelt, einige mal mit den Händen umgekehret, und so getrocknet. Etwa gegen den Winter, wenn der Sandhaber bei dem Umrütteln zu viel ausfällt, thut man die Aehren wieder in Säcke und verwahret solche bis aufs Frühjahr. Im Februar oder Merz, so bald der Frost aus der Erde ist, ziehet man mit einem Haken oder schmalen Pfluge eine Linie durch die ganze Sandschelle von Süden nach Norden, und wirft die Aehren nebst dem ausgefallenen Sandhaber in diese Furche so dicht und dick ein, daß 2 bis 4 zusammen zu liegen kommen. Hierauf ziehet man den Haken oder Pflug leer wieder zurück, läßt sein Beipferd oder Ochsen in oder an der Furche gehen, wo die Aehren eingeworfen sind und pflüget, oder haket die Aehren mit der zweiten Furche völlig zu. Der, welcher die Aehren eingeworfen hat, muß immer hinter dem Pfluge mit hergehen, die nicht bedeckten Aehren veste treten, oder aufheben und in die zweite Furche werfen. Die Furchen werden hiernächst mit Buschwerk oder Dornen beworfen, damit die Aehren unter dem Sande bleiben. Auf die Art kan man so viel Reihen pflanzen lassen, als man mit Aehren und Bedeckungen bestellen kan. Durch das Säen des Sandhabern, richtet man zwar in großen weitläuftigen Sandwehen nicht viel aus, weil die Bewegung des Sandes von den Winden an den Orten, wo man solchen hinsäet, denselben nicht zum Aufwuchs Ruhe läßt, jedoch bleibt die mehrste Zeit an den

den Sandufern, Thälern, oder Kuhlen hievon was liegen und wächset auf, wovon man dennoch immer Hofnung hat, mehreren Sandhaber zum weitern Gebrauch anzuziehen.

Das sechste Hülfsmittel ist ein Mittel im kleinen, worauf vorzüglich mit zu achten ist, und welches bekant gemacht zu werden verdient. Es sind die Quecken, die man auf den Feldern aus dem Lande egget, oder in den Gärten ausharket. Diese werden sofort, wenn sie noch frisch sind eine Hand hoch, nachdem vorher der Sand mit der Harke etwas aufgeharket ist, darauf geworfen, und so vest als möglich getreten oder gestampfet. Die Quecken benarben den Sand, und er wird sofort beruhiget. Wenn sich in den Heiden, oder wo sich Flugsand äusert, die dahin gehörende Dorfschaften vereinigten, alle ihre Quecken dahin zu bringen, und den Ort, ehe er sich ins große ausgießen könte, damit bedeckten, so würde dieses das leichteste Mittel seyn, allem Sandflug vorzubeugen. Deckt man im Frühjahr, wenn das Erdreich noch völlig naß ist, einen solchen kleinen aufgerissenen Ort mit dick gehauenen frischen Heide- oder Grasplaggen dicht zu, und trit oder stampfet selbige vest, so kan man auch dadurch den weiteren Flug verhindern und den Ort wieder zu Heide anziehen.

Wenn alle diese vorbeschriebene Mittel in einer Gegend zu haben sind, so können sie auch alle in einem Frühjahr in einer Sandwehe mit großem Nutzen angebracht werden. Hingegen helfen solche wenig, wenn sie nicht regelmäßig, wie eben beschrieben ist, gebraucht werden, wannenhero die gegebene Vorschrift nicht aus den Augen gesetzt werden darf. Ja das willkührliche Pflanzen schaffet in den Sandwehen mehr Schaden als Vortheil, indem der Wehesand bei jeder Vernachläßigung nur rund um gejaget, aber niemals beruhiget wird, noch dessen Bevestigung erwartet werden kan.

Ich muß noch bemerklich machen, daß alle diejenigen Gewächse, so die Sandwehen beruhigen sollen, es sey Nadel- Laubholz, oder Staudengewächse, kurz und rauh seyn müssen, damit deren Zweige, Laub, oder Nadeln, auf die Fläche des Sandes fassen können. Alle hohe Gewächse hingegen, von welcher Art solche auch seyn mögen, machen durch die Bewegung der Winde den Sand zum weiteren verfliegen nur los. Es müssen daher alle Arten Laubgewächse, die in die Sandwehen gepflanzet worden, wenn sie ein Jahr grün geblieben sind, im folgenden Frühjahr vor ihrem Aufbruch kurz über dem Sande abgeschnitten, und so in Buschholz verwandelt werden. Auch muß niemals ein Zaun, Graben oder Hecke, Buschwerk oder Dorn in eine Sandwehe gelegt, gezäunt, oder angebracht, dieselbe auch nicht mit Vieh oder Schafen behütet werden.

Pretzetze, im Amte Dannenberg. Meyer, Königl. Förster.

# Vermischte Nachrichten von Ungarn.

Ungarn verdient sowohl seiner natürlichen Güter und Seltenheiten, als seiner Einwohner *) und Geschichte wegen unter uns bekanter zu seyn, als es wirklich ist. Noch ganz neuerlich hat der Herr von Windisch in seiner Geographie des Königreichs Ungarn gezeigt, daß der Karpathus, außer dem Kremnitzer Golde und dem Krumholzöl noch sehr viele Dinge enthalte, die in mehr als einer Rücksicht wichtig und bewundrungswürdig sind, und daß, die ungarischen Ochsen und Pferde abgerechnet, noch immer auch in den Ebenen dieses Reichs viel zu lernen sey. Für die Kenner und Liebhaber der Naturgeschichte, des Bergbaues, und großer merkwürdiger Abweichungen der Natur in allen ihren Gebieten, giebt es schwerlich einen Schauplatz, der reichhaltiger an Unterricht und Vergnügen wäre, als Ungarn.

Eben so sehr reizt das Gemälde, welches neuere und ältere Reisende von dem Zustande, den Sitten und der Lebensart der verschiedenen Einwohner machen, die Wißbegierde des Menschenforschers, so unvollkommen es auch noch immer entworfen ist. Der Ungar ist sichtbar bis auf heute Original, so gut wie der Bergschotte und der Normann, und eine Menge Tugenden und Fehler sind ihm so eigenthümlich, als sein Dolman. Orientalische Großmuth, Tapferkeit und Stolz, der den Ausländer verachtet, und enthusiastische Vaterlands- und Freiheitsliebe erzeugt, werden ihn, verbunden mit einem Hange zur Gastfreiheit, meistentheils auszeichnen. Setzet man dazu eine gewisse tatarische Lebhaftigkeit bei einigen, und einen schnell wirkenden Erfindungsgeist, wenn er einmal zum Sitzen und Festhalten kömt, so mögte man etwa die Hauptbestandtheile seines Charakters vor sich haben. Die Geschichte dieses Reichs ist ferner die einzige in ihrer Art. Keine Gegend war in einer ähnlichen Lage. Es war von jeher beinahe beständig der Tummelplatz auf der einen Seite von gesitteten, auf der andern von rohen und barbarischen Nationen und Nachbaren: die es wie z. B. in den Kreuzzügen oft unter dem Namen des Durchzuges, oft des offenbaren Feindes eins ums andere verheerten, wenn es auf kurze Zeit wieder bebauet war. Erst etwa seit der Mitte unsers Jahrhunderts erhielt es eine dauerhaftere Ruhe. Von allen seinen Kriegen, dem erstaunlichsten Aufwand von Menschenblut, und der Verrichtung unzählicher Heldenthaten hat es indessen weiter keine Vortheile erhalten, als einen sehr zahlreichen und mit den wichtigsten Freiheiten begünstigten Adel, und das Bewustseyn der übrigen Christenheit ihren grausamsten Feind, zu der Zeit, als er noch am fürchterlichsten war, oft ohne die mindeste auswärtige Hülfe abgewehrt zu haben.

Der oben gedachte Herr von Windisch

*) Worunter sich so viele Deutsche befinden, daß allein ein Register von Namen deutscher Oerter einige Seiten einnimt.

disch verdient daher unsern Dank, wenn er uns von diesem Reich einige genauere Nachrichten mitgetheilet, und einige von diesen werden auch in diesen Gegenden hoffentlich nicht unwillkommen seyn: daher ich hier das neueste und merkwürdigste über Ungarn zusammenstellen will.

Der Ingenieur von Krieger hat eine ganz neue Karte entworfen, welche Ungarn im weitläuftigen Verstande enthält, und damit ist einem der wichtigsten Mängel bei diesem Reiche abgeholfen. Eben derselbe fand das eigentliche Ungarn 4230 Quadratmeilen groß; die nun seit 1779 auf beständig damit vereinigte Temeswarer Gespannschaft eingeschlossen: also über 500 Meilen kleiner als Büsching und Templemann. Die größte Länge setzt er 67, die kleinste 32, die größte Breite 70, die kleinste 40½ Meile.

Nach ältern Bemerkungen wäre Ungarn zwischen dem 41 und 26° 28′ Ostlänge, und zwischen 45 und 49° 30′ Nordbreite gelegen.

Unter den Neuern hat Graf Marsigli, unter Leopold, an der Donau; und Mikowiny von 1700 bis 1731 sehr richtige Bemerkungen gemacht. Lisganig maß auf Kaiserlichen Befehl drei Grade Wienerischen und Ungarischen Meridians in den Jahren 1769 und 70. Diese Bemerkungen hat der Herr von Krieger zusammen gehalten, mit seinen eigenen verglichen, so daß man sich auch von dieser Seite auf seine Angaben verlassen kan. Kitschelek an der Teisse, mitten in Ungarn, fand er unter dem 45° 57′ der Breite, und 17° 47′ der Länge auf den Pariser Meridian reducirt. Die Thermometerhöhe hat Mayer richtig angegeben, indem er sie auf 12° setzet: die größte Abweichung der Magnetnadel fand er in der Tolnaer Gespannschaft 11½ Grad gegen Abend.

Der nördliche Theil des Landes ist rauh und kalt: die Luft meistentheils dick und nebelicht, der Wind häufig; doch werden die Einwohner gewöhnlich sehr alt. Im mittlern Theile ist die Luft gelinder und im Sandlande oft zu heiß: auf den Inseln in der Donau schwer, doch geben ihr die häufigen Nord- und Westwinde von Zeit zu Zeit ihre Reinigkeit wieder. Im südlichen Theile zapft man die Moräste immer mehr ab, um die Luft gesünder zu machen, und zugleich mehr Land zu gewinnen, wie z. E. der untere Theil des Ilancer und Alibanorer Morastes bereits in Wiesen und Felder verwandelt worden ist.

Das Karpathische Gebürge, das sich von Presburg bis Siebenbürgen erstreckt, ist am höchsten in der Zypser Gespannschaft, wo der Krywan über alle seine andern Gipfel hervor ragt. Hier ist das eigentliche Karpathische Gebürge, (Tatra) welches durchaus pyramidenförmig, in viele Spitzen getheilt ist, und selbst die Alpen an Höhe und Rauhigkeit, so wie an Wundern übertrift. Bei heiterm Himmel sieht man sie zu Krakau in Polen. Außer vieljährigen Schneeschichten findet man in den Klüften desselben trinkbare Seen mit den schönsten Forellen. In diesen Gegenden ist auch der pohlnische

nische Grod, auf welchem man, wie auf einem Sattel sitzen und von der einen Seite Pohlen, nemlich die ganze Gegend um Neumark, von der andern aber einen Theil von Ungarn, besonders die Zyps übersehen kan. Auf der Seite gegen Pohlen erblickt man in der Tiefe einen zugefrornen See, der vermuthlich beständig mit Eis bedeckt bleibt: hin und wieder wird man blauer und rother Flecken auf ihm gewahr, wie in mehrern ofnen Seen dieser Gegend. Die Höhlen dieser Felsen verwahren allerhand Gebeine und Gerippe von ungeheuren und unbekanten Thieren, die zum Theil schon mit einer steinartigen Rinde überzogen sind. Vor einigen Jahren ward auch der versteinerte Kopf eines Wallrosses (Rosmarus) welches Thier unter dem Nordpol zu Hause ist, an den Ufern der Donau gefunden. Tropfstein haben diese Höhlen in Menge.

Die Fortsetzung folgt künftig.

## Paradoxa.

Zu wenig lernen macht einfältig, zu viel, dumm, das nöthige, klug; keines aber von diesen dreien glücklich. Der Einfältige wird verachtet, der Kluge gehasset; der Dumme komt zwar in der Welt noch am besten fort, er ist aber mit seinem Glück unzufriedener, als die beiden andern mit ihrem Unglück.

Von den Philosophen hat jeder die Glückseligkeit in andern Gütern gesuchet, als er besaß; der sieche, von Steinschmerzen geplagte, zu aller Wollust unfähige Epikur, hielt die Wollust für das höchste Gut. Rousseau, der gelehrte Rousseau, behauptet, daß die Wissenschaften die Menschen unglücklich machen. Der tugendhafte Brutus bekante noch sterbend, daß die Tugend nicht zur Glückseligkeit führe. Und Salomo, der alle Güter der Erde besaß, nannte sie doch eitel.

Wenn die Güter nie glücklich machen, die man besitzt, so können wohl diejenigen nicht unglücklich seyn, die sie vermissen? Falsch! denn nur durch den Besitz lernt man, wie unzureichend sie zur Glückseligkeit sind. Güter, die nicht glücklich machen, kan wohl niemand achten, wirft wohl jeder, so bald er sie kennt, als etwas unnützes weg? Falsch! Rousseau trieb die Wissenschaften, ob er sie gleich für schädlich hielt, stets mit dem größten Eifer, und Salomo, ob ihm gleich alles eitel zu seyn dünkte, warf deswegen seine ungeheuren Schätze nicht weg; er verließ den Thron, den er verachtete, doch nicht eher, als ihm solcher durch den Tod mit Gewalt entrissen wurde.

Jeder hält seine Irrthümer für Wahrheit. Man wird unter hundert tausend Menschen nicht leicht zehen finden, vielleicht auch nicht zwei, die eine ganz ähnliche Denkungsart besitzen, aber keiner glaubet, daß er irre.

Der Vorwurf: du irrest, hat die Gemüther der Menschen oft weit mehr, als alle Mißhandlungen und Ungerechtigkeiten erbittert, hat zu unversöhnlichen Feindschaften, zu Todtschlägen, zu blutigen Bürgerkriegen verleitet, und doch lügt derjenige selten, welcher einem andern zuruft: du irrest. Viele unschuldige Menschen, ob sie gleich weit von dem Stolze entfernt waren, andere eines Irrthums zu beschuldigen, wurden doch von ihren grausamen Nebenmenschen mit den schmerzlichsten Peinen hingerichtet, bloß weil diese glaubten, daß sie irren. So eifert man für die Wahrheit, ohne sie zu kennen, so streitet man wider den Irrthum, ohne davon befreiet zu seyn.

Heinsen. J. C. G. Hornemann.

Hannoverisches Magazin.

60tes Stück.

Freitag, den 27ten Julius 1781.

## Vermischte Nachrichten von Ungarn.

(Fortsetzung.)

Die unterirdischen Reichthümer dieser Gebirge sind bekant. Nur ist zu bemerken, daß die Gold und Silberbergwerke nicht mehr so ergiebig sind, als sie ehemals waren. Der berühmte Delius rechnet das von 1740 bis 1773 gewonnene Gold und Silber aus der Windschacht bei Schemniß auf 70 Millionen. Aus Schemniß sowohl als Kremniß, sind das vergangene Jahr in die Münze zu Kremniß 2429 Mark Goldes und 92267 Mark Silber geliefert, aus welchem 3 Millionen und 43000 Gulden geschlagen worden.

Man findet noch Spuren, daß ehemals Zinn gegraben sey. Im Krywan ist noch ein Gang, in welchem eine Art schwarzer Zinngraupe mit unter bricht. Gediegenes und sichtbares Gold und Silber wird höchst selten angetroffen. Unter den, von den Bergen losgespülten Diamanten, giebt es einige, welche ganz klar und ungefärbt, wie Wasser sind, ein starkes Feuer haben, und die nur ein Kenner von orientalischen unterscheiden wird. Ohnweit des Dorfes Teplischa, auf dem sogenannten Königsberge, entdeckte man einen Topas der 7 Pfund 7 Loth wog, und überhaupt findet man von diesen hier vielleicht die schönsten, die man kennet. Asbest wird bei Topschau in der Gömörer Gespannschaft in Menge gefunden, und Papier davon gemacht. Franz Rakozi hat so gar Hemder von einer aus Asbest gemachten Leinwand getragen. Auf dem sogenannten Teufelsberge in der Barscher Gespannschaft, findet man Tufstein, der so leicht ist, daß er auf dem Wasser schwimmt. Der Linbaum und das Krumholz, sind ganz eigene Holzarten der ungarischen Gebirge. Der erste hat mit dem Kienbaum viel ähnliches: seine Tangeln aber sind etwas länger und dunkeler Farbe. Er giebt ein überaus wohl riechendes Harz, und sein Holz wird von keinem Wurm gefressen. Das Krumholz ist eigentlich nur ein Strauch des Linbaums. Beide enthalten ein Oel, welches entweder von selbst aus den Spitzen der Aeste fließt oder ausgepreßt wird. Die

Einwohner der Gespannschaft Thurotz, böhmische Slawen, nähren sich besonders von dem Herumtragen solcher Oele. Ganze Heerden Gemsen sieht man auf dem Karpathus herum klettern, und Adler und die fürtreflichsten Falken sind hier zu Hause. Unter den Bergen jenseits der Donau, (montes cetii) trägt der 12 Meilen lange und 4 bis 5 Meilen breite Bakonyer Wald, fast lauter Eicheln: man treibt die hier gemästeten Schweine zu ganzen Heerden bis nach Sachsen hinauf; und die Potaschen Ausfuhr ist so stark, daß sie die Regierung, aus Furcht vor Holzmangel, hat einschränken müssen.

Ungarischen Wein bringen sehr viele Hügel und Gebirge. Der Tokayerwein ist der berühmteste, aber sehr verschieden. Der zu Tarzal ist der beste. Der zu Santo, Talya, Sombor, Bodrogkerestur, Kischfalu, Seg, rc. kömt ihm am nächsten. Und dieser Bezirk beträgt ungefähr nur 4 ungarische Postmeilen: woraus sich folgern läßt, daß auch Wein aus andern Gegenden unter diesem Namen verkauft werde. Die allerköstlichste Gattung dieses Weins heißt Essenz; welches dasjenige ist, welches von den trocknen Beeren selbst absinkt: diesen folgt der Ausbruch, denn der Maschlasch und endlich der gemeine Wein. Die Oedenburger und Rustler Weine werden in Ungarn sehr gepriesen. Ueberhaupt sind fast alle Berge und Hügel, ja, selbst manche Ebnen mit Reben bepflanzt; nur die nördlichsten Gespannschaften müssen dieses Nahrungszweiges entbehren. Im dritten Jahrhunderte wuchs noch kein Wein in Ungarn. Der Kaiser Probus, welcher in Syrmien geboren war, ließ dahin aus Phalermo einige Reben kommen; und Mathias Korvinus verflanzte die edlere Gattung von Syrmien nach Ungarn.

Auf den Heiden findet man ganze Haufen von Trappen. Unter den übrigen Vögeln zeichnet sich der Vogel Koklasch besonders durch seinen Federbusch auf dem Kopfe aus. Man fängt ihn bei dem Dorfe Lukowo in der Soler Gespannschaft. Krammetsvögel, Störche, Kraniche sind unzählich. Die Bienen machen ihren Honig noch meist in den Wäldern in hohlen Bäumen: wiewohl man sich auch sehr stark auf die Bienenzucht legt. Seidenbau hoft man zu erhalten, da so viel Maulbeerbäume angepflanzt werden. Ein Paar andere Insekten sind eine Landplage. Aus dem türkischen Gebiete kommen oft große Heuschreckenschwärme, welche den Tag verfinstern und die entsetzlichsten Verwüstungen anrichten. In der Temeswarer Gespannschaft, sind besonders die Kolumbazischen Mücken den Thieren sehr beschwerlich. Das Vieh fällt bisweilen unter den gräßlichsten Schmerzen und Wüthen, todt nieder, wenn dieses Ungeziefer sich einsaugt. Um uns von der Fruchtbarkeit des Bodens einen Begrif zu geben, wird gesagt, daß in manchen Theilen, das Korn, besonders der Weizen, beinahe ohne Bearbeitung wachse, und daß sich sogar der Rocken in Weizen verwandle. 1770 und

1771

1771 wurden in einem Jahre bis 4 Millionen Metzen Getreide in die nothleidenden benachbarten Länder ausgeführt. Toback geräth z. B. zu Döbrö und andern Orten gut, und wird viel gebauet, so wie alle Arten von Feld- und Gartenfrüchten. Von Pflaumen- und Zwetschenbäumen trift man ganze Wälder an. Man distilirt von diesen Früchten ein Getränk, Sliwawitza genannt, welches so gar ausgeführt wird, und als sehr magenstärkend berühmt ist. Die hiesigen Wassermelonen wiegen oft dreißig und mehr Pfunde. Die Weiden tragen mannhohes Gras, und von ihnen treibt man jährlich 120000 bis 50000 Stück Ochsen aus. Bei Debreczen, jenseits der Theis, schlug man 1740 bei einer Viehseuche 10000 Stück todt, ohne es zu merken. Das ungarische Pferd ist selten über funfzehn Fäuste, aber in Dauerhaftigkeit und Flüchtigkeit übertrift es alle andern in Europa.

Unter den neunzehn zum innern und äußern Handel wichtigen Flüssen, sind die Donau, Teis, Drawa und Waag die vorzüglichsten. Die Teis (Tisza) wolte König Mathias Korwin mit der Donau vereinigen, und noch neuerlich sind wieder Vorschläge dazu gethan. Die Waag richtet häufige Ueberschwemmungen an. Von der Goldwäsche in der Donau nähren sich in der Comorner Gespannschaft viele hundert Menschen, besonders Zigeuner. Der Mercysche Kanal, in welchen der Begfluß geleitet worden, wird zur größten Vollkommenheit gebracht. Auch den Plattensee, zwischen der Salader, Wesprimer und Schiemeger Gespannschaft, sucht man seit einigen Jahren mit der Donau zu vereinigen. Lauter Beweise, wie aufmerksam die Regierung auf die Beförderung des Handels ist. Der Reichthum an Fischen in der Teis ist erstaunlich. Tausend Stück Hechte und Karpfen kan man oft für 1 Dukaten kaufen, und an einigen Orten wirft man sie den Schweinen vor. In den Rohrgebüschen des Plattensees (Balaton) hält sich der sogenannte Nimmersatt auf, dessen weißes und dickpflaumigtes Fell ein sehr warmes Pelzwerk giebt; aus seinem Kropf, der oft bis zwei Schuhe lang ist, macht man Geld- und Tobacksbeutel: aus seinem Schnabel aber kleine Geigen, die einen sehr lieblichen Ton von sich geben. Den grossen oft 25 Schuh langen und 15 Centner schweren Belugen (Hausen) liefert die Donau: man hat ihn wohl 500 Meilen die Donau herauf angetroffen, zu Raab, z. B. sogar zu Presburg. Die beste Zeit ihn zu fangen ist vom Anfange des Merzes bis zu Ende des Weinmonats, nach welcher er in der Donau nicht mehr angetroffen wird, und unfehlbar, weil er seine Gäste, eine Art Käsemilben, die ihm auf der Nase liegen, und deren er sich durch das Aufwärtsschwimmen zu entledigen sucht, losgeworden ist, in seine Heimath zurück kehrt. Der russische Hausenblassen ist inzwischen weit besser, als der ungarische; ob gleich man

auch diesen ausführt, z. B. von Tolna, Bellin, besonders Paksch, wo der erste beträchtliche Fang ist. Im See Samosch werden eine Menge Heringe gefangen, welche aber ohne Salz nicht den besten Geschmack haben. Unter den übrigen natürlichen Merkwürdigkeiten von Ungarn, verdienen insbesondere einige Höhlen, von denen es ganz voll ist, eine nähere Aufmerksamkeit. Die sogenannte Mazerna auf dem Berge Testa in der Thurotzer Gespannschaft, und die Höhle zu Stilitze in der Torner Gespannschaft, geben schon allein einen Begrif davon. Die erste hat eine sehr weite Oefnung, welche zu drei verschiedenen Eingängen führt, die überaus beschwerlich und enge sind. In der ersten findet man noch ein schwaches Tageslicht. Die Wände tropfen beständig ein milchfarbiges, versteinerndes Wasser, welches, wenn es an die Luft gebracht wird, verhärtet, und von dem gemeinen Mann als eine Arzenei, besonders für das Hornvieh gebraucht wird. — Aus der dritten wehet der Wind so heftig, daß die Neugierigen nur selten im Stande sind durchzukommen. Sie können aber auch wegen der vielen Abgründe und stehenden Wässer eben nicht weit vordringen. — In diesen Höhlen, die übrigens mit Steinzapfen allenthalben behangen sind, versammeln sich zur Herbstzeit eine Art Schmetterlinge, welche sich an die Seitenwände setzen, und durch die herabfallenden Wassertropfen nach und nach mit einer Steinrinde überzogen werden. Stilitze in der Torner Gespannschaft. Die Höhle öfnet sich mit einer weit nach Süden gekehrten Kluft, die bei 18 Klafter hoch und 8 Klafter breit ist. Ihre unterirdischen Gänge sind durchaus felsicht, und erstrecken sich gegen Mittag zu viel weiter, als sie noch untersucht worden sind. Die innere Luft ist bei der strengsten Winterzeit ganz lau, bei der brennendsten Sonnenhitze aber völlig eiskalt. So bald der Schnee schmilzet, tropfet aus der innersten Wölbung der Höhle, ein ganz klares Wasser, welches sich durch die innere Kälte fast augenblicklich schnell in Eis verwandelt, davon große und dicke Zapfen herabhangen, die sich in verschiedene Aeste ausbreiten und allerhand seltsame Gestalten bilden. Aber nicht nur die oberen Gewölbe, sondern auch der Boden ist mit häufigem und glänzendem Eise bedeckt, und verschaft einen desto reizendern Anblick, je weiter sich diese Höhle ausbreitet und je tiefer sie sich senket. Das was man schon davon untersuchen können, ist nicht über 50 Klafter tief, und kaum halb so breit. So sind auch die Höhen, wegen der ungleichen Felsenbogen, nicht von einerlei Größe. Weiter hinein aber hat sich, wegen der tiefen Klüfte und des Glateises bisher noch Niemand wagen wollen. — Auch die schon untersuchten Gegenden kan man nicht anders als mit vieler Beschwerlichkeit, auf ausgehauenen Stuffen durchkriechen. Man wolte das Innere der Höhle

Höhle mit einem Senkblei untersuchen, konte aber wegen der vielen Krümmungen auch dadurch nichts erfahren. Wenn aber ein stark geladenes Gewehr hinein losgebrant wird, so wiederhallt der Knall bald da, bald dort viele Minuten lang, entsetzlich, und es ist daher glaublich, daß sich diese Höhle weit in die Tiefe ausbreite, und nach allen Seiten fortstreichende Gänge habe. — Das Eis in derselben ist von unglaublicher Menge; es würden damit einige tausend Wagen beladen werden können. Wenn die Anwohner dieser Höhle mit der Feldarbeit beschäftigt sind, so holen sie das Eis aus derselben, und kühlen entweder das lau gewordene Brunnenwasser damit ab, oder lassen es an der Sonnenhitze zerschmelzen, indem sie das davon genommene Wasser für sehr gesund und dienlich halten. Diese Höhle ist nur zur Sommerszeit mit Eise angefüllet, und es wird stärker, so wie die Hitze zunimt. An den Seiten bildet dieses Wasser die seltsamsten Tapeten, indem es sie mit Eisrinde und vielen Figuren von Eis überkleidet. Wenn die Hitze nachläßt, so zerfließt das Eis nach und nach in kleine Bäche. Der Eingang in die Höhle ist sehr angenehm, indem ein erquickendes Lüftchen dem neugierigen Fremden entgegen weht, nach und nach ist die Kälte nicht ohne die dicksten Pelze und die heftigste Bewegung auszuhalten. Beim Eintritt des Winters nehmen allerhand Thiere und Ungezieser, welche die Kälte nicht ertragen können, ihre Zuflucht in die nun ganz laue Höhle. Man trift alsdenn in derselben ganze Schwärme von Mücken und Fliegen, eine Menge Fledermäuse und Nachteulen an; auch Füchse und Hasen wissen diesen Zufluchtsort, den die gütige Natur für sie anlegte, zu finden. Ueber der Höhle wächst fettes und gutes Gras.

Außer den bekannten alten Einwohnern dieses von allen Seiten reizenden Landes, sind unter der Regierung des Oesterreichischen Hauses viele neue Deutsche eingewandert: besonders haben sich seit 1763 viele Schwaben und Rheinländer im Temeswarschen niedergelassen, ungeachtet die in der Donau liegenden Gegenden wegen ihrer Luft sehr beschrien sind. Es wird aber versichert, daß das berufene Tschömör (Csómór) ein Fieber mit vielem Ekel, übrigens aber gemeines Fieber sey, welches sich die Ungarn selbst durch Unmäßigkeit in fetten Sachen, besonders ihrer Lieblingsspeise, des Schweinefleisches, zuziehen. Sonst sind epidemische Krankheiten hier nicht häufiger als anderswo: und die ungarsche Luft a) wird verläumdet. Die einzige Schümeger Gespannschaft wird ausgenommen; obgleich sie auch da den Eingebornen nichts thut b). Nach einer genauern und neuern Untersu-



a) Die Toleranz und Denkfreiheit wohl nicht so sehr.
b) v. Jacob Fuker de salubritate & morbis Hungariæ 1777.

chung beläuft sich die Anzahl aller Eingebornen auf drei Millionen, einmal hundert und siebenzig tausend allein im eigentlichen Ungarn. Gewöhnlich rechnet man 840⅓ Menschen auf jede Quadratmeile für dieses Land. So daß sich die Bevölkerung verhält wie 2 zu 5 gegen Deutschland.

Ziegeuner sah man vor 1418 nicht in Ungarn. Sie sind meistentheils Schmiede, Musikanten, Goldwäscher. Seit einigen Jahren aber sucht die Regierung dieses Volk der übrigen Nation einzuverleiben, es zu Kriegsdiensten, zur Feldarbeit und zu gröbern Handwerkern zu gewöhnen, und nach und nach auch den Namen derselben zu vertilgen. Die Einwohner der Ebenen werden in Ungarn überhaupt für gesitteter gehalten, als die in den Gebirgen: bei beiden bemerkt man vielen orientalischen Stolz, aber auch eine besondere Gastfreiheit. In der Krasner Gespannschaft sind die Einwohner so gastfrei, daß man fast gar keine Wirthshäuser antrift, sondern von Jedermann mit Vergnügen aufgenommen wird.

Die Landestracht hat mit der Tracht anderer Nationen fast gar nichts gemein. Der eigentliche Rock (Dolmany) liegt sehr fest am Leibe und reicht bis an die Hüften: das übrige bedeckt eine weite Hose von Leinwand, (Gatya) die bis an die Knöchel reicht und fest ansitzt. Ueber den Rock tragen sie noch ein etwas längers Kleid (Mente) welches allezeit rund herum mit Rauchwerk ausgeschlagen, im Winter ganz mit Fellen gefüttert ist. Gewöhnlich tragen sie pohlnische Stiefel (Csizma). Dies ist eigentlich die Kleidung des Adels, der aber nach und nach französische Kleidung annimt: besonders hat das Frauenzimmer in Städten die alte ungarsche Mode schon völlig verlassen, uud trägt sich französisch. Der Landmann nimt im Sommer mit blossen groben Hemden und linnenem Beinkleide vorlieb. In dem untersten Theil des Landes schmieren besonders die Viehhirten diese Hemder durchaus mit Speck ein, um das Ungeziefer abzuhalten, und tragen sie, bis sie herabfallen. Im Winter hängt der ungarsche Leibeigne darüber einen Schafpelz und setzt ein Csakossuveg, oder eine Kappe von Filz auf, die bis an die Schulter herab hängt, und einem stumpfen Zuckerhute ähnlich sieht: so daß der alte Römer noch immer seine Sarmaten hier finden könte. Das schöne Geschlecht bei den Raizen und Wallachen hängt eine Menge von Glasstückchen und Silbermünzen an den Hals und um den Kopf und macht damit ein Geklingel, beinahe wie unsere Schlittenschellen, so daß sich eine solche Schöne schon von weiten ankündiget.

Der Ziegeuner Lieblingsfarbe ist roth, und dabei gehen sie lieber halb nakt, als daß sie eine ausländische oder eine Baurenkleidung anlegen. Ihre Weiber tragen auch männliche Kleidung, wie sie solche geschenkt kriegen, oder auf dem Trödel kaufen oder auf andere Art finden.

Die

Die Slawische Sprache hat sich in Ungarn sehr ausgebreitet, und es sind wenige Gespannschaften, wo man sie nicht reden hört. In denen, welche an Mähren gränzen, spricht man sie am zierlichsten. Einige dieser Slawen bedienen sich des Worts Kre bis zum Ohrengellen, und werden daher Krekaci, andere aber, die nach jeder Frage Czo Pak? (was denn?) zu sagen pflegen, Czopaken genannt c).

Csetnek wird wegen der Erlernung der slawischen Sprache stark besucht. Die deutsche Sprache hat verschiedene Mundarten: die Zypser kömt der meisnischen sehr nahe. Auf der evangelischen berühmten Schule zu Gömor lernen die Slawen ihr Ungarisch. In der Nothwendigkeit, mehr ungebildete Sprachen blos zum Gebrauch des gemeinen Lebens erlernen zu müssen, liegt wohl auch ein Hinderniß mehrerer Aufklärung der Nation. In der lateinischen Sprache wird alles sowohl bei Hofe, als vor Gericht abgehandelt. Der Vornehme und der gemeine Mann reden sie: an der Teis spricht man sie ziemlich ungarisch aus. Eine Probe, wie die Wallachen das Lateinische sprechen, mag dieses seyn;

Cumai dormit? soll heißen Quomodo dormisti?

Bineam dormi, soll heißen Bene dormivi.

Eben so radbrechen die Ungarn und Slawen diese Sprache.

Die große Maria Theresia hat sich um die Erziehung, so wie allenhalben in ihren Staaten, so auch hier Verdienste zu erwerben gesucht. Die unter der Regierung Ferdinands des Zweiten errichtete Universität in Tyrnau wurde 1777 nach Ofen verlegt, damit nicht nur die Ungarn, sondern auch die benachbarten Siebenbürger und Slawonier die Quelle höherer Kenntnisse näher hätten. Nach dem neuern Erziehungssystem hat man auch vier Akademien nach den bekanten vier Kreisen des Königreichs errichtet, nemlich zu Tyrnau, Raab, Kaschau und Großwaredein, auf welchen nebst den philosophischen Wissenschaften auch einige Theile der Rechtsgelehrsamkeit vorgetragen werden. Die sogenannten Normal- und Nationalschulen sind im ganzen Lande eingeführt. Erlau zeichnet sich unter den übrigen Schulen besonders dadurch aus, daß die vaterländischen Rechte da gelehrt werden. Pauliner und Piaristen vertreten jetzt meistens die Stelle der Jesuiten, die auch hier sonst diese wichtige Angelegenheit des Staats ganz an sich gezogen hatten. Vorzüglich weise ist es, daß die verewigte Landesmutter zu Schemniz eine Bergwerksakademie gestiftet hat, damit das allerwichtigste Produkt Ungarns doch mit gehöriger Einsicht behandelt werde. Katholische Geistliche werden zu Erlau und Großwaradein gebildet.

Pro-

c) Nach einem ähnlichen Witz nennt man den Ort Koschany wegen seines vielen Koths: Lutetiæ Hungarorum.

Protestanten legen auf einigen Schulen den Grund zu den Wissenschaften, und begeben sich alsdenn, besonders wenn sie Theologie studiren (und aufgeklärt werden) wollen, und die Erlaubniß dazu erhalten, auf hohe Schulen in Deutschland, Schweiz und Niederlanden. Auf dem Gymnasium der Reformirten zu Debrezin werden 400 Arme umsonst erzogen.

Zu Presburg, Tyrnau, Odenburg, Ofen, Kaschau, Raab, Erlau, Pesth, Skalitz u. s. w. sind jetzt vortrefliche Buchdruckereien; an sehr vielen Orten, wo sie unter Matthias Corvinus waren, sind sie eingegangen. Zu schönen Künsten ist die Nation, ungeachtet einzelner glücklicher Ausnahmen, noch zu weit zurück.

In der Temeswarer Gespannschaft trift man oft noch ganze Dörfer unter der Erde an, von welchen man in der Ferne nichts als die Schornsteine sieht. Das Fürstl. Esterhazische Schloß, Esterhaz ist das schönste in seiner Art in Ungarn.

In den meisten Gespannschaften hat man eine Erfindung gemacht, welche viel Holz erspart, und die in einem Lande, wo die Feuerlöschungsanstalten noch nicht allgemein wirksam sind, wo auch der Einfall der Feinde dergleichen Verbergung der Güter rathsam macht, sehr empfelungswürdig scheinen. Es ist folgende. Die Landleute verwahren ihr Getreide nicht in Scheuren, sondern in Gruben, die sie oben, damit sie nicht gefunden werden, wieder zudecken. Dies ist ein Bouteillenförmig ausgegrabener Raum, in dem man einige Tage Feuer unterhält, und die Wände desselben so hart als die Wände eines Backofen macht. Nachdem nun diese Grube ausgelüftet und gereiniget worden, wird das Getreide bis an den Hals hinein geschüttet. Die Größe dieser Gruben hält 6 Klafter Tiefe und 3 Breite.

Die Manufakturen in Ungarn sind nur noch Versuche.

Seit 1776 hat der Erzbischof von Gran noch 7 Bisthümer in seinem Sprengel erhalten: Zyps, Neusohl, Rosenau, Stein am Anger und Stuhlweißenburg. Damit vermehrte die fromme Maria Theresia damals die Zahl der 14 schon vorhandenen Bisthümer. Die Anzahl der Aebte beläuft sich auf hundert und der Pröbste sind über achtzig. Alle diese gehören mit zu den Ständen, so wie auch die Orden der Pauliner und Prämonstretenser: so gar die Jesuiten besaßen ehemals dieses Vorrecht.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

61tes Stück.

Montag, den 30ten Julius 1781.

## Vermischte Nachrichten von Ungarn.

(Schluß.)

Auch der alte Adel ist in Ungarn sehr zahlreich und bleibt wohlhabend. Er entstand größtentheils durch die unaufhörlichen Türkenkriege, in denen man bemittelte Personen zum Aufsitzen ermuntern und ausnehmende Freiheiten ertheilen mußte. Es giebt auch erzbischöfliche Edelleute, die der Erzbischof von Gran erhebt, und die mit der Ritterschaft gleiche Freiheit haben, wenn sie der König bestätigt. Ehedem gab es einen Adel, den die Aebte verliehen. Sowohl die Geistlichkeit als der sämtliche hohe und niedere Adel ist von Contribution frei, wofür diese leztern verbunden sind bei einem feindlichen Ueberfall aufzusitzen und ihre Unterthanen anzuführen. Die Last der Abgaben ruhet also auf den übrigen Ständen, dennoch beträgt sie jährlich drei Millionen, neunmal hundert tausend zwei Gulden Rheinisch, sieben und einen halben Kreuzer. Die Einkünfte aus den Bergwerken und andern Gefällen betragen gewiß nicht weniger als 15 Millionen.

Die ungarische Reuterei behält noch immer den Namen der Husaren, von Huſz zwanzig, und Ar Lohn. Denn in alten Zeiten mußte von 20 Häusern ein Reuter ins Feld gestellet werden. Das National-Fußvolk hieß bis 1741 Heyducken. Derjenige Theil der Griechen, der bei der Trennung von der römischen Kirche beharret, wird ecclesia dissentiens, und nach einer Verordnung nicht mehr schismatici, sondern non uniti genannt. In öffentlichen Edicten heißen sie: die uns liebe getreue illyrische Nation. Ihre Anzahl beläuft sich sehr hoch; und sie sollen einer vollkommen freien Religionsübung genießen. Die Römischkatholischen besitzen 1991, die Nichtunirten 1274, die Reformirten 1015, die Lutheraner 180 Pfarren. Wie man ehemals gegen diese leztere gesinnet war, erhellet z. E. daraus, daß von 1717 bis 1732 in der Eisenberger Gespannschaft den Evangelisch-Lutherischen alle ihre Kirchen, deren bis an die 30 waren, abgenommen wurden. Seit dem reisen sie nach Nemes-Cso zum Gottesdienst.

Zu Debrezin waren vor 1715 nur reformirte Kirchen und Schulen, und alle Einwohner bekanten sich zu dieser Lehre. Da mußte der Ort Franciscaner und Piaristen aufnehmen, und seit dem mehren sich die Katholiken so stark, daß auch der halbe Stadtmagistrat daraus besetzt werden muß.

Die Wiedertäufer, sind in der Presburger, Neitrer und Trentschiner Gespannschaft ziemlich zahlreich. Sie sind fleißige und arbeitsame Leute, die sich auf allerhand Handwerk legen, und besonders schöne Messerklingen und Tischlerarbeit verfertigen. Seit einigen Jahren gönnt man ihnen aber die freie Religionsübung nicht mehr, und sie haben die römischkatholische annehmen müssen.

Zum Beschlusse dieses Aufsatzes, zeichne ich noch aus der Hungaria des Niclas Olani eine Begebenheit des 16ten Jahrhunderts aus, welche in der Geschichte der Menschheit beinahe ihres gleichen nicht hat. Sie betrift den Ort Simand, in der Sarander Gespannschaft, der jetzt nur durch einen Postwechsel merkwürdig ist. Eine Menge Krüppel, Blinde, Bucklichte, Hinkende und Lahme warfen sich, als der Ort vielleicht aus Furcht vor den Türken, von seinen alten Einwohnern verlassen war, man weiß nicht wenn, in diesen Ort: und machten es unter sich zum unverbrüchlichen Gesetz, Niemand als Leute von ihrem Schlage bei sich wohnen zu lassen. Sie waren so gar unmenschlich genug, ihre neugebornen wohl gestalteten Kinder auf allerlei Art zu verunstalten und zu Krüppeln zu machen. Ihr Handwerk bestand darin, daß sie das ganze Land durchstreiften, die Jahrmärkte bezogen, und mit Singen beweglicher Lieder und Vorzeigung ihrer Gebrechen Geld zusammen bettelten. Sie hatten auch ihre eigene Sprache, welche die Sprache der Blinden hieß, und waren, weil sie der Aberglaube jener Zeiten in Schutz nahm und alle Untersuchung hinderte, frei von allen Abgaben. Wie lange diese Scheusale des menschlichen Geschlechts hier geduldet worden, ist ungewiß: sie sind jedoch noch im Jahre 1536 nicht ausgerottet gewesen.

---

## Kurzgefaßte Geschichte und Beschreibung der Inquisition, vorzüglich der spanischen.

Die Materie, die ich hier zu behandeln gedenke, ist so reichhaltig, daß ich die Leser nicht vorher mit Betrachtungen über die Natur und die Grenzen der christlichen Toleranz unterhalten will. Ich rede ohnehin zu Christen, die, frei von Aberglauben, eine Religion bekennen, die so deutlich Duldsamkeit predigt. Schande also den unwürdigen Gegnern unsrer Religion, die die Schuld des vergossenen Bluts so vieler Unglücklichen, die man mit dem Namen Ketzer brandmarkte, und durch den Namen zum greulichen

chen Morde weihte, ihr aufbürdeten, die für jeden Leidenden so nachdrücklich redet.

Es ist allerdings sonderbar, daß Leute, denen es überhaupt an der hierin nöthigen Aufklärung fehlt, einen so bittern Haß auf die werfen, die die Gottheit nicht wie sie verehren, oder sich sonst in Religionsmeinungen von ihnen unterscheiden.

Das hält jeder für die größte Beleidigung, wenn ihm ein anderer es laut sagt, oder zu sagen scheint: auf dem Wege, den du wandelst, kanst du nicht zum Himmel kommen. Es giebt einen wahren Religionsstolz. Dies scheint mir der allgemeine Grund zu seyn, der sich von den mancherlei Religionsverfolgungen angeben läßt. In jedem einzelnen Falle treten dann noch besondere Umstände ein, die ich hier nicht zu entwickeln habe. In Absicht der Verfolgungen aber, welche über Kezer und Orthodoxe in der christlichen Kirche schon frühzeitig und nachher fast unaufhörlich ergingen, kan man mit Recht behaupten, daß Aberglaube und Herrschsucht sie geboten.

So lange noch die ersten Christen unterm Drange der Verachtung und alles Jammers in Felsenklüfte und Wüsteneien flohen, um ihren Vater zu verherrlichen, war innige, herzliche, Bruderliebe das unterscheidende Merkmal eines Christen. — Aber schon im dritten Jahrhundert waren viele Bischöfe der Schwelgerei, dem Hochmuth und der Zanksucht ergeben. Bischöfe überwarfen sich mit Bischöfen, Gemeinden mit Gemeinden, wie Eusebius sagt. K. H. Buch 8. Kap. 1. S. 4. im zweiten Bande nach der Uebersezung des Herrn Stroths.

Man kan leicht denken, wie es nachher ging, als die christlichen Lehrer unter Konstantin ein so ausnehmendes Ansehen bekamen. Er selbst, der Kaiser, vergoß in den donatistischen Streitigkeiten Blut, und die Circumcellionen, die die Parthei der Donatisten angriffen, raubten, plünderten und mordeten der Religion zur Ehre. Die Streitigkeiten zwischen den Arianern und Orthodoxen veranlaßten gleichfalls gegenseitige Verfolgungen. Im dritten Jahre der Regierung des Kaisers Justinians wurde eine Verordnung bekant gemacht, daß keine Heiden und Kezer überall seyn solten, und den Kezern wurde nur eine Frist von drei Monaten verwilligt, sich zu bekehren.

In einer Reihe barbarischer Jahrhunderte bildete sich seit Bonifaz des 3ten Zeiten das System der Hierarchie, die endlich zu der fürchterlichen Größe anwuchs, von der sie nun allmählich wieder herab sinket. Gregor der 7te, der von 1073 bis 1085 regierte und überlegene Talente besaß, machte sich zum Herrn vom größten Theile Europens. Seine Nachfolger betrachteten sich gleichfalls als höchste Gebieter in weltlichen und geistlichen Angelegenheiten, folglich waren alle, die ihnen widersprachen, in ihren Augen Rebellen und jeder Bestrafung fähig.

1163 wurden auf der Kirchenversamlung zu Tours die Waldenser wegen der Ketzerei verdamt, und zur Verbannung, Einkerkerung und zum Verluste ihrer Güter verurtheilt.

Ildefons von Arragonien gab 1194 ein Edict, daß alle, welche die Albigenser und Waldenser beherbergten, als des Hochverraths schuldig solten betrachtet werden. Diese Leute waren dem Pabste freilich fürchterlich, denn sie verwarfen sein Ansehen gerade zu. Viele Großen hörten ihre Klagen über die Geistlichkeit mit Aufmerksamkeit. Am zahlreichsten waren sie in Languedoc, wo ihnen Raymund der Sechste, Graf von Toulouse, freie Religionsübung verstattete. Pabst Innocentius der dritte schickte daher einen Cisterzienser Mönch, Rayner, und den Archidiakonus Peter Castelneau dahin, um die Ketzer auszurotten. Zu diesen Leuten gesellete sich nun bald Dominicus, der berühmte Stifter des Dominikanerordens. Gewöhnlich hält man ihn für den ersten Inquisitor. In so fern man darunter einen Abgesandten des Pabstes zur Ausrottung der Ketzer versteht, kömt ihm der Titel zu. Er war aber nicht der erste. Nachher nannte man den einen Inquisitor, der vom Pabst als Richter gesetzt wurde, um über die Ketzer zu entscheiden.

In dieser Bedeutung des Worts war Dominicus kein Inquisitor. Er war von Calagora in Spanien gebürtig, aus der Familie der Guzmannen. Zuerst war er Chorherr bei dem Bischofe von Osma, und beschäftigte sich mit der Bekehrung der Saracenen in seinem Vaterlande. Nachher begleitete er seinen Bischof nach Frankreich. Sie reiseten durch Languedoc, wo es damals so scharf über die Albigenser herging. Dominicus, ein Mann, von einem finstern und äußerst heftigen Charakter, gerieth bei dem Anblicke in einen Enthusiasmus, den er zum Schaden der armen Albigenser zeitlebens beibehielt. Er bekam nach seiner Rückreise aus Spanien vom Pabste, zu dem er gegangen war, nebst seinem Bischofe die Erlaubniß, in Languedoc zu bleiben, und an der Bekehrung der Ketzer zu arbeiten. Dies that er mit einem unglaublichen Eifer. Er errichtete einen besondern Orden, der die Ausrottung der Ketzer und die Ausbreitung des Pabstthums zur Hauptabsicht hatte. Er befliß sich dabei eines ausserordentlichen Scheins der Heiligkeit, bestrebte sich, immer nasse Augen zu haben, und schlug sich oft mit einer eisernen Kette.

Die beiden ersten Inquisitoren hatten nicht sonderlich viel Glück gehabt. Peter von Castelneau wurde im Gebiete des Grafen von Toulouse erschlagen. Dafür mußte sich dieser in der Kirche geisseln lassen, und zuletzt selbst das Kreuz wider die Ketzer ergreifen, welches die Cisterzienser durch ganz Frankreich predigten. Es wurde ein Heer errichtet, das sich mit einem Kreuze bezeichnete, und dem Dominicus, der sich zu demselben begab, schwur, daß es die Kirche mit dem Degen

Degen in der Faust wider die Kezer vertheidigen wolte, wofür der blutdürstige Schwärmer den Himmel als eine sichere Belohnung verhieß.

Dieser heilige Krieg nahm 1209 seinen Anfang, und die Waldenser wurden darin zu hunderttausenden erwürgt. Die Gefangenen wurden gehenkt, verbrannt oder lebendig begraben. Doch ich ziehe zur Ehre der Menschheit einen Vorhang über diese Greuel.

1221 wurde ein neuer Krieg wider die Kezer beschlossen, der gleichfalls durch glückliche Grausamkeiten bezeichnet wurde. Unterdessen bildete sich die eigentliche Inquisition immer aus. Es wurden in allen Städten, die man im Verdachte der Kezerei hatte, Inquisitoren angesezt, das heißt Abgesandte des Pabstes, die auf die Kezer ein wachsames Auge haben solten. Sie wurden aber nicht selten von den unwilligen Einwohnern verjagt oder getödtet. Es wurde 1229 auf einem Concilium zu Toulouse beschlossen, daß ordentliche Collegia von Inquisitoren errichtet werden solten, die aus einem Geistlichen und drei Laien beständen. Pabst Gregor der 9te aber übertrug das Geschäft der Inquisition in Frankreich den Dominikanern. Der Bischof von Tournay ordnete das erste Gericht der Art zu Toulouse an, und sezte darauf auch in Carcassonne und in allen Städten, wo die Dominikaner Klöster hatten, aus ihrem Mittel Inquisitionsgerichte nieder. Nach Arragonien kam das Kezergericht etwa 1232, nach Frankreich und Italien 1234, und vor dem Jahre 1300 findet man es schon in Sardinien, Syrien und Palästina, in Servien, Oesterreich, Hungarn, Polen, Dalmatien und Böhmen. Als Ferdinand, der Katholische, die Maranen in Granada gänzlich besiegt hatte, wurde das Kezergericht auf seinen Befehl mit Genehmigung des Pabstes in allen seinen Staaten mit größerer Gewalt und Hoheit, als in dem übrigen Europa, verbreitet.

Die Einrichtung des Inquisitionsgerichts wich anfangs von der Gestalt anderer Gerichte nicht sehr ab; allmählich aber veränderten es die Dominikaner so sehr, daß das Verfahren dabei von dem, welches bei andern Gerichten üblich ist, gänzlich abweicht, und das Ansehen hat, als obs der gesunden Vernunft und den Regeln des Rechts gerade zu entgegen läuft. Damit dies Gericht desto größern Schrekken einjagen mögte, bewirkten die Päbste vom Kaiser Friderich dem 2ten, und von Ludewig dem 9ten, Könige von Frankreich, äußerst harte Geseze gegen die Kezer, deren Inhalt darauf hinaus lief, daß die weltliche Obrigkeit alle diejenigen, welche vom heil. Gerichte für Kezer oder strafwürdig erklärt worden, mit Lebensstrafe, namentlich mit der Strafe des Verbrennens, belegen und die Inquisition nachdrücklich in Schuz nehmen solte. Das hinderte aber viele Städte nicht, ihre Inquisitoren zu verjagen oder zu tödten. Innocentius der 4te gab den

Inquisitoren völlige Gewalt, in seinem Namen zu richten, schränkte aber ihre Aufmerksamkeit blos auf Glaubenssachen ein. Ein Bischof durfte zwar im Gerichte sitzen, aber der Inquisitor war der eigentliche Richter.

Weil das Ketzergericht hauptsächlich in Spanien gewütet hat, so ist es der Mühe werth, das Entstehen desselben in diesem Lande etwas ausführlicher zu erzählen. Der Grund davon, daß Ferdinand der Katholische und seine Gemalin Isabella so bereitwillig waren, zur Unterstützung des päbstlichen Ansehens, die Schande ein Blutgericht ihren Unterthanen aufgebürdet zu haben, auf sich zu nehmen, liegt allerdings in ihrer abergläubischen Denkungsart.

*) Der Vorwand, warum man die Inquisition in ganz Spanien einführte, war der Umstand, daß man Nachricht erhalten, wie verschiedene Juden und Abtrünnige sich des Nachts heimlich versamlet, den Gottesdienst auf jüdische Art gehalten, und die entsetzlichsten Lästerungen gegen unsern Erlöser ausgestoßen hätten. Einige wurden ergriffen, im Dominikanerkloster zu Sevilla verwahrt und auf eine barbarische Art gemartert. Verschiedene wurden lebendig verbrannt, andere, die weniger schuldig befunden wurden, zu ewiger Gefängnißstrafe in finstern scheußlichen Kerkern verurtheilt. Die Bischöfe erregten gegen diese neue Art zu verfahren ein großes Geschrei, zumal da die Sache der Religion nun schlechterdings durch die Inquisition aus ihren Händen genommen wurde. Sie erklärten es für unbillig, daß man Kinder wegen Verbrechen der Eltern strafte; daß man Leute auf das Zeugniß eines einzigen Anklägers als überführt ansah, und sie verurtheilte, ohne sie mit ihren Anklägern zu confrontiren.

Am heftigsten waren die Bischöfe darüber aufgebracht, daß man in allen Städten und Oertern Kundschafter hielt, und dadurch alle Freiheit des Umgangs aufhob und die Nation zur niedrigsten Sklaverei herabwürdigte —

Aber diese Vertheidiger eines von Mäßigung geleiteten Verfahrens richteten nichts aus. Man wählte in jeder Provinz Richter, deren Gutdünken man das Vermögen, den guten Namen und das Leben aller Menschen schlechterdings überließ.

Kaum hatte man das Gutbefinden des Königs über diesen Punkt in den Provinzen erfahren, als der Hof von allen Seiten her ersucht wurde, alle Juden und im Verdacht des Judenthums stehende Menschen aufsuchen und verbrennen zu lassen, damit die Kirche durch sie keine Gefahr litte. Diese Vorstellungen hatte die gewünschte Wirkung. Es wurde allen offenbaren und heimlichen Juden eine Frist von 40 Tagen festgesetzt, innerhalb welcher sie kommen und ihre Verbrechen

*) Was ich hier erzähle hab' ich aus dem Universal Magazine genommen Volum. 3 and 4.

brechen gestehen solten. Man drohte ihnen die unmittelbare Todesstrafe, wofern sie nachher überführt würden.

17000 beiderlei Geschlechts erschienen freiwillig, bekanten und erhielten Verzeihung. Die Inquisition stellte darauf die schärfste Untersuchung gegen die an, die ihre Verbrechen verheimlichten, verbrannte in wenigen Jahren 2000, verdammte andere zu immerwährender Gefängnißstrafe, und ließ noch andere mit dem Sambenito kleiden, d. i. mit dem Rock eines büssenden Ketzers, oder eines solchen, der in hohem Grade verdächtig ist. Die Gebeine schon verstorbener Verbrecher wurden wieder ausgegraben und verbrannt, die Güter derselben eingezogen, und ihre Kinder der Aemter und anderer Vorzüge beraubt. Diese Verfolgung setzte die meisten Juden in ein solches Schrecken, daß sie ihre Ländereien, Häuser und Habseligkeiten dem Gutdünken des Königs überliessen, und Schutz und Sicherheit in fremden Ländern suchten. Der König gebrauchte die ungeheuren Reichthümer, die er bei dieser Gelegenheit erbeutete, in dem Kriege wider die Maranen. Dieser Umstand gibt uns Aufschlüsse über das Betragen Ferdinands.

Man sagt, daß die Zahl der Todten und Lebendigen, Abwesenden oder Gegenwärtigen, die verdammt, oder mit der Kirche wieder ausgesöhnt wurden, in der Stadt Sevilla und in ihrem Kirchensprengel, sich über hunderttausend belaufen.

Im Jahre 1483 wurde Thomas Turrecremata ein Dominikaner, Prior des Klosters zu Santa Crux und Beichtvater des Königs und der Königin, zum ersten Generalinquisitor in Spanien ernannt. Das nächste Jahr darauf saß er als Präsident in der Versammlung der Theologen, welche die Art und Weise des Verfahrens gegen die ketzerischen Verbrechen anordneten, und die strengen Gesetze machten, welche die Inquisition von der Zeit an immer befolgte.

1485 hielten die Ketzerrichter 8 Auto de Fe in der Stadt Guadaluppe, und ließen den Didachus Marchema, einen ketzerischen Mönch, und 52 Juden und Jüdinnen verbrennen; 64 Körper todter Ketzer wurden ausgegraben und verbrannt, nebst den Bildnissen 25 abwesender Personen; 16 wurden zu immerwährender Gefängnißstrafe verdammt, und unzählige andere auf Galeeren geschickt. Die übrigen wurden verurtheilt den Sambenito, als ein Zeichen ihrer beständigen Buße und des auf ihnen haftenden Unwillens der Kirche, zu tragen. Der Sambenito ist ein Kleid von Safranfarbe, auf der Brust und auf dem Rücken ist ein Kreuz. Unter dem Sambenito tragen die Büßenden noch einen schwarzen Rock.

Alle diese Grausamkeiten vermochten aber das Judenthum nicht auszurotten. Der König gab daher einen Befehl, daß alle Juden innerhalb 4 Jahren das Königreich verlassen solten. Der Generalinquisitor befahl

dabei,

dabei allen frommen Christen, unter Androhung der schwersten Strafen, mit diesen Leuten keinen Verkehr zu haben, und sie nach der bestimten Zeit nicht mit Lebensmitteln oder andern Sachen zu unterstützen.

Während des Verlaufes der festgesetzten Jahre wurden alle die, welche bei ihrer Religion standhaft blieben, gezwungen mit ihrer ganzen Familie, und ihren Habseligkeiten, das Land zu verlassen. Man bedrohte sie dabei mit dem Tode und Verluste ihrer Güter, wofern sie in diese Staaten zurückkehrten. Auch solte in einem solchen Falle keinem Juden die Erklärung seiner Bereitwilligkeit, die christliche Religion anzunehmen, etwas helfen, wofern er nicht gleich beim ersten Eintritt ins Königreich diese Erklärung öffentlich von sich gegeben.

Ueberdem ward befohlen, daß jeder Christ, den man überführen würde, daß er einen Juden beherbergt, alle Haabe verlieren solte.

Mariana, ein glaubwürdiger Geschichtschreiber, erzählt, daß auf die Bekantmachung dieser Gesetze sich so viele Menschen weg begeben, daß die zuverläßige Zahl nicht bestimt werden könte. Die meisten Schriftsteller rechnen 170,000 Familien, andere überhaupt 800,000 Seelen. Einige, die zu sehr zögerten und die bestimte Zeit verstreichen ließen, in der Hofnung, daß ein so unnatürlicher Urtheilspruch gemildert werden würde, verloren alle ihre Güter, und sie selbst wurden als Sklaven verkauft. Sehr viele starben unter den Mühseligkeiten der Reise, oder an der Pest.

Aber hier muß ein für allemal bemerkt werden, daß der größte Theil dieser Unglücklichen nicht Juden, sondern Maranen waren, die alten Einwohner von Granada, welche der Hof aus Staatsabsichten in die Zahl der Juden einschloß.

Inzwischen waren doch noch 1500 so viele Maranen in Granada, daß der Kardinal Ximenes, der zwar ihre vornehmsten Priester oder Alfaquins gewonnen hatte, aber die Laien, die sich allen genommenen Maaßregeln, sie zum Gehorsam des Pabstthums zu überreden, durchaus widersetzten, durch härtere Mittel zwingen zu müssen glaubte, alle Menschlichkeit vergaß.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

62tes Stück.

Freitag, den 3ten August 1781.

## Kurzgefaßte Geschichte und Beschreibung der Inquisition, vorzüglich der spanischen.

(Fortsetzung.)

Seht da, meine Leser! Der erste Geistliche seiner Nation, ein, wie er wähnt, ausnehmend nach Heiligkeit und Unschuld streben: der Mann, der Christenthum mit dem Pabstthum verwechselt, gibt die Losung zum Morden, und solte Ruhe und Glückseligkeit zu verbreiten suchen, solte Duldsamkeit predigen!

Die Inquisition unterstützte ihn mit gewöhnlicher Unmenschlichkeit, und die Maranen, die sich nicht mehr zu helfen wußten, erklärten sich endlich, da man ihnen die Wahl ließ, ob sie sterben, oder die christliche Religion annehmen wolten, daß sie unter dieser Bedingung ihr Leben und ihre zeitliche Ruhe zu retten wünschten.

Aber man merkte bald, daß dies nur eine verstellte Bekehrung wäre, und der König gab ihnen die Erlaubniß, sein Reich zu verlassen, und erbot sich, sie nach Astope in Afrika übersetzen zu lassen, für den Preis von 10 Stücken Goldes für den Kopf.

Wahr ists, daß Ximenes, ein in manchem Betracht wirklich großer Mann, eben so streng gegen sich selbst, als gegen andere war; aber eben aus jener Härte und Unbiegsamkeit seines Charakters läßt es sich auch erklären, wie er so gar unempfindlich bei dem Elende seiner irrenden Mitgeschöpfe seyn konte. Von seiner frühen Jugend an war er, wie Robertson, in der History of the Reign of the Emperor Charles V. bemerkt, gewohnt, seine Leidenschaften zu ertödten. Aber eben so wenig Nachsicht bewies er auch gegen andere, und wenn er sich der Unsträflichkeit seiner Absichten bewußt war, so verfolgte er sie auch mit unbezwinglicher Festigkeit.

Er machte sich die Zeit der Minderjährigkeit des jungen Karls zu Nutze. Er hielt ihn ab, das Anerbieten der Juden anzunehmen, welche 800,000 Stück Goldes geben wolten, wenn man die Zeugen beim Inquisitionsgerichte zu nennen verspräche. Er überredete ihn, daß die Sicherheit seiner Krone von der Unterstützung des Ansehens des Ketzergerichts abhinge, und von der Ausrottung aller derer, die

dem römischen Glauben widersprächen.

Er fing also nun an, auch gegen die Protestanten eben so scharf zu verfahren. Dieser Eifer hielt bei Karln bis zu seinem letzten Odemzuge an. In seinem letzten Willen schärfte er es seinem Sohne Philip ein, den Befehlen der Kirche zu gehorchen, und das Kezergericht höchlich zu ehren und standhaft zu unterstüzen, — in der festen Ueberzeugung, daß die heilige Inquisition von Gott selbst wider die Kezer verordnet sey, und daß durch dies einzige Mittel die schrecklichsten Beleidigungen wider die Gottheit vergütet werden könten. Philip führte den Willen seines Vaters in diesem Punkte eifrig aus, denn er beförderte das Ansehn der Inquisition aus allen Kräften, und feuerte sie an, die härtesten Strafen über diejenigen zu verhängen, die man mit dem schimpflichen Namen der Kezer brandmarkte. Als Philip der II. im Jahre 1559 in Spanien anlangete, sagt Thuan, gab er die schrecklichsten Beweise von seiner Grausamkeit. Alle Kezer wurden gegen die Zeit seiner Ankunft im ganzen Königreiche aufbewahrt, und nach Sevilla und Valladolid gebracht, um im öffentlichen Triumph zu ihrer Bestrafung aufgeführt zu werden. Unmittelbar nach seiner Ankunft fing Philip an, die Kezer zu züchtigen. Zuerst begab sich der König nach Sevilla, und gab seine Einwilligung zur Hinrichtung des Johann Pontius von Leon, eines Sohns des Grafen von Villaion, und verschiedener anderer von Adel. Männer und Weiber, Laien und Geistliche, Ordensbrüder und Nonnen, die des Verbrechens beschuldigt worden waren, daß sie Lehren gepredigt oder angenommen, die den Schlüssen der römischen Kirche entgegen liefen, wurden verbrant. Einige wurden im Bildnisse hingerichtet, unter denen Constantin Pontius war, ehemaliger Beichtvater Karls des V., der wegen Kezerei gefangen gesessen, und kurz vor dem Auto de Fe gestorben war. Zu Valladolid sahe Philip 28 vom hohen Adel verbrennen. Der gelehrte und fromme Erzbischof Bartholomäus Caranza von Toledo wurde beschuldigt, die Lehren des Christenthums verfälscht zu haben, ins Gefängniß geworfen und aller seiner Einkünfte beraubt.

Philips Eifer schränkte sich nicht einmal auf die Grenzen des festen Landes ein. Er ordnete 1571 auch auf der Flotte ein Kezergericht an, das vom Pabste Pius dem V. bestätigt wurde.

Der erste Kezerrichter zu Wasser war Hieronymus Henrique, der viele Leute zu harten Strafen im Hafen zu Messina verurtheilte.

Die Regierung des jezigen Königs war dem Ansehen des Kezergerichts sehr nachtheilig. Der König konte wegen der Inquisition nichts sonderliches ausrichten. Sie widersezte sich selbst dem Pabste, und grif die königlichen Minister ungescheuet an. Der König wagte endlich einen dreisten Schritt und lies den Großinquisitor, der sich wehrte, gefangen sezen. Alle

Acten

Acten des Ketzergerichts müssen dem Könige und seinen Ministern vorgelegt werden; die Einziehung der Güter ist verboten, und findet sie statt, so geschieht sie zum Besten des Hofes. In Portugall ist jetzt alles wieder auf dem alten Fuße.

Nach dieser kurzen Geschichte der Entstehung, und des Fortgangs der Inquisition kommen wir auf die Beschreibung derselben selbst.

Zu Madrid ist das höchste Ketzergericht, bei welchem der Generalinquisitor den Vorsitz hat. Der König schlägt ihn dem Pabste vor, und dieser bestätigt ihn in seiner Würde.

Dieser Grosinquisitor setzt alsdann Generalvicare, oder besondere untergeordnete Ketzerrichter an jedem Orte, wo ein Inquisitionsgericht ist. Er hat 5 oder 7 Räthe, die er auf den Vorschlag des Königs wählt. Einer von diesen muß, zufolge einer Verordnung Philips des III., ein Dominikaner seyn. Ferner sind noch da ein Fiscal, zween Secretarien, und ein königlicher, ein Einnehmer, und zween Referenten. Alsdann giebt es noch Officiale, welche der Präsident mit Vorwissen des Königs bevollmächtigt. Dies Ketzergericht in Madrid hat nun die höchste Gewalt. Es berathschlagt mit dem Präsidenten über alle Angelegenheiten, entscheidet die wichtigen Sachen, macht nach Erforderniß der Umstände neue Gesetze, und richtet über die, zwischen den Untergerichten entstandenen Streitigkeiten, denn von diesen wird an das höchste heilige Tribunal appellirt, und von da an den König. Der Grosinquisitor berathschlagt sich mit dem Monarchen über die Besetzung der Stellen der Räthe, und ernennet mit Bewilligung der Beisitzer die Bedienten der Untergerichte. Diese Untergerichte sind zu Toledo, Cuença, Cordova, Sevilla, Granada, Valladolid, Murcia, Lerida, Logrono, Santiago, Zaragoza, Valencia, Barcellona, Mallorca, auf den canarischen Inseln, in Mexico, Carthagena und Lima. Ein Untergericht besteht aus drei Inquisitoren oder Räthen, zween Secretairs, einem Alguacil, u. s. w.

Sie dürfen keinen Priester oder Edelmann gefangen setzen, noch öffentliche Glaubenshandlungen halten, ohne das höchste Gericht um Rath zu fragen. Bisweilen schickt ihnen dieses einen von seinen eigenen Räthen zu, um den Glaubenshandlungen mehr feierliches zu geben. Sie müssen jährlich dem höchsten Tribunal von den geendigten Processen, und von dem Zustande und der Zahl der Gefangenen Nachricht geben. Die Berichte von dem Zustande der eingezogenen Güter, von den Einkünften, und eingelaufenen Geldern müssen monatlich eingesandt werden.

Der höchste Rath versammelt sich jeden Tag, die heiligen Tage ausgenommen, und zwar im königl. Pallast, Montags, Mittewochs und Freitags, Morgens, und Dienstags, Donnerstags und Sonnabends nach der Vesper. An diesen drei letzten Tagen kommen noch zween Räthe vom Rathe von Castilien zur Versamlung.

Dies Tribunal ist zu einem solchen Ansehen in Spanien gelangt, daß der König vor seiner Krönung sich selbst, und alle seine Staaten durch einen Eid diesem heiligsten Gerichte unterwirft.

Das Gericht ist nicht mehr, wie ehemals, den Dominikanern anvertrauet. Anfänglich zog man solche Weltgeistliche, die der Gesetze kundig waren, zu Rathe, bis allmählich die ganze Gewalt in die Hände dieser Leute kam. Inzwischen werden doch die Dominikaner bisweilen gebraucht, um über gewisse theologische Sätze zu urtheilen. Man gebraucht sie zu Räthen.

Einige von den Beisitzern haben das Geschäft, die Beschaffenheit oder Qualität theologischer Sätze zu entwickeln, daher haben sie den Namen Qualificatoren. Andere sind Juristen, die man über die Bestrafung oder Lossprechung der Verbrecher befragt. Was diese Beisitzer sagen ist aber nichts weiter, als Rath. Die Inquisitoren sind nicht verpflichtet, es zu befolgen. Ihre Stimme allein ist entscheidend.

Der Fiscal muß die Aussagen der Zeugen untersuchen, von den Verbrechern Nachricht ertheilen, und sie bei den Inquisitoren angeben, alsdann um ihre Gefangennehmung anhalten, und, wenn sie gefänglich eingebracht und ermahnt sind, sie anklagen.

Er ist bei Abhörung der Zeugen und beim zweiten Verhöre derselben gegenwärtig, so wie auch in der feierlichen Versamlug, wenn votirt wird. Bei der Tortur ist er gleichfalls zugegen.

Die Secretairs und Notarien müssen nicht allein die besondern Einschärfungen, Anklagen, Vertheidigungen, Aussagen der Zeugen und Antworten der Verbrecher niederschreiben; sondern es ist auch ihre Pflicht, während der gerichtlichen Verhandlung, die verschiedenen Umstände, die den Angeber, Zeugen und Angeklagten betreffen, sorgfältig aus einander zu setzen und genau zu bemerken, z. B. ob sich die Farbe seines Gesichts verändert, ob er zittert oder stamlet, ob er die Fragen durch Husten, Ausspeien rc. öfters zu unterbrechen sucht.

Die Officiale sind Leute, die vom Tribunal abgesandt werden, und die Befehle desselben genau vollziehen müssen, wenn sie Vollmacht erhalten haben, irgend Jemanden zu arretiren.

Der Sequestrator übernimt die Aufsicht über die Güter des Gefangenen, und muß dem Tribunal hinlängliche Sicherheit geben.

Der Richter über die eingezogenen Güter entscheidet zwischen der Schatzkammer und den Privatpersonen, die einen Anspruch auf diese Güter machen.

Der Einnehmer empfängt das Geld, welches aus den eingezogenen Gütern gelöset ist, und zahlet die Besoldungen u. s. w. aus.

Man zählt in Spanien über 20000 Familiares oder Diener der Inquisition, die als Aufseher und Kundschafter gebraucht werden. Ihre Stelle wird wegen der damit verbundenen königlichen Privilegien und des reichlichen Ablasses, den der Pabst solchen Leuten schenket, sehr geachtet. Sie begleiten die Inquisitoren und verthei-

digen sie, wenn es die Noth erfordert. Kurz, sie richten jedes Geschäft aus, wozu sie vom Tribunal bevollmächtigt werden. Die Gesellschaft heiliger Spionen wird Hermandad genannt, und verfolgt die Angeklagten mit einer Hartnäckigkeit, der niemand entrinnen kan *). Sie folgen einem Verbrecher überall auf dem Fuße nach, und suchen sich seiner mit Gewalt oder List zu bemächtigen. Sie suchen sein Vertrauen zu gewinnen, und ihn unter der Larve heiliger Freundschaft der Hölle zu überliefern.

So bald gegen irgend einen die Angabe angebracht ist, und das Gericht dafür hält, daß die angegebene Person sich schuldig befindet, so fordert der Fiskal förmlich die Gewalt der Inquisition auf, den Angeklagten zu inhaftiren. Die Vollmacht dazu wird von den Inquisitoren unterzeichnet, und an den zu dem unglücklichen Geschäfte bestimten Beamten gerichtet. Das Ketzergericht bemächtigt sich der Ketzer, solcher, die der Ketzerei verdächtig sind, ihrer Gönner und Beschützer, und aller Hexen und Hexenmeister, aber auch aller derjenigen, die sich der Inquisition und ihren Absichten widersetzen.

Daher untersteht sich keiner zum Besten eines solchen, den die Hermandad verfolgt, etwas zu wagen. Ketzer sind alle diejenigen, welche wider die heilige Schrift und wider die unterscheidenden Lehren der römischen Kirche etwas schreiben oder reden, oder ihre Ceremonien und Grundsätze tadeln. Der Ketzerei Verdächtige ist ein solcher, der etwas redet, was andere ärgern kan, heilige Dinge mißbraucht, verbotene Bücher lieset, andern zu lesen gibt oder auch nur besitzt, z. B. Schriften der Protestanten, oder auch nur die Bibel und einen Theil der Bibel, wofern man nicht besondere Erlaubniß hat. Man sehe Cramern l. c. S. 499. Dahin gehört ferner, wenn man, ohne einen Orden zu haben, Beichte hört, auf die Vorladung des Gerichts nicht erscheint, und Ketzer beschenkt oder beherbergt und unterstützt. Juden, Mahomethaner und alle Ungläubige sind der Inquisition im höchsten Grade fähig.

Wenn ein Verbrecher auf die dritte Vorladung nicht erscheint, so wird er in den Bann gethan.

So bald Jemand in den Händen der Inquisition ist, so ist er nicht allein wie todt für die Welt, sondern er wird ganz und gar vergessen. Wenn einem Vater über seinen ergriffenen Sohn das Herz noch so sehr blutet, oder einem Gatten über das Weib seiner Jugend, so dürfen sie doch nichts für die Geliebten thun, könnens auch nicht; es steht nicht einmal in ihrer Gewalt, in einem Briefe ihr Schicksal zu bejammern — Nachdem man sich alles dessen bemächtigt hat, was dem Gefangenen gehört, so geht der Proceß an.

Einige Kerker sind zwar heller als die



*) Man sehe Herrn Procanzlers Cramers Fortsetzung der Geschichte Bossuet's — vierte Fortsetzung S. 470.

die andern, aber alle sind schrecklich und abscheulich, ob sie gleich mit dem Namen sancta casa prangen.

Das Gefängniß besteht aus verschiedenen gewölbten Gängen; jeder von diesen ist eine Menge kleiner, ins Gevierte gebaueter, Cellen getheilt, die gewölbt, 10 Fuß hoch und in zwo Reihen über einander angelegt sind.

Die obersten Cellen erhalten durch eine kleine, mit eisernem Gatterwerke versehene, Oefnung einen schwachen Schimmer von Licht. Die untern Cellen sind nicht allein ganz dunkel, sondern auch kleiner. Die Mauren sind fünf Fuß dick.

Jedes Behältniß hat zwo Thüren. Die innere ist dick und mit Eisen überzogen; am untern Theile ist ein eisernes Gatterwerk, und am obern ein kleines Fenster mit zween eisernen Riegeln, durch welches der Gefangene solche Bedürfnisse empfängt, als man für gut befindet, ihm zu geben. Die äußere hat keine Oefnung und wird gewöhnlich jeden Morgen von 6 bis 11 Uhr offen gelassen, um das Gefängniß auszulüften.

So bald die Gefangenen in einer dieser Cellen eingeschlossen sind, werden ihre Köpfe, sie mögen nun Männer oder Weiber seyn, ohne Rücksicht auf Geburt oder Stand, abgeschoren. Uebrigens sitzen sie oft viele Monate nach einander, ohne daß sie im geringsten zum Verhör gelassen werden, und ohne daß sie selbst wissen, worin ihr Verbrechen bestehe.

Man erlaubt ihnen keinen Besuch, auch keine Andachtsbücher, sondern sie sind eingeschlossen in fürchterlichem Dunkel und schauervoller Einsamkeit, damit sie durch die Schrecknisse einer solchen Einkerkerung überwältigt und gezwungen werden mögen, Dinge zu bekennen, die sie oft nie begangen haben.

Was ihren Unterhalt betrift, so müssen sie sich dem Gutbefinden der Inquisition und der Habsucht der Diener derselben überlassen, die niemals ermangeln, von allem, das durch ihre Hände geht, den zehnten Theil zu sich zu nehmen.

Keiner darf im Gefängnisse murmeln, oder einiges Geräusch machen, sondern alles muß ein tiefes Stillschweigen beobachten. Wenn irgend einer sich selbst beklagt, oder sein Unglück beweint, oder seinem Schöpfer mit hörbarer Stimme dankt und ein frommes Lied singt, so kommen die Kerkermeister, die unaufhörlich in den Gängen wachen, und das geringste Geräusch hören können, zu ihm und erinnern ihn daran, daß in dem Hause Stille herrschen müsse. Sie warnen ihn wohl zum andern mal, gehorcht er dann noch nicht, so wird er heftig geschlagen, nicht allein in der Absicht, ihn zu züchtigen, sondern auch um die andern Gefangenen abzuschrecken, die, weil die Cellen in einer Reihe fortlaufen und durchaus eine schauervolle, todte Stille herrscht, das Geschrei des Elenden und das Geräusch der Schläge leicht hören können.

Man setzt niemals mehr als einen in eine Celle, es sey denn, um einige Entdeckung zu machen, oder sonst einen

nen Endzweck zu erreichen. Auch darf keiner zu dem andern kommen, so daß oft ein Mensch nach 2 oder 3 Jahren nicht weiß, daß seine Freunde oder nächsten Verwandte in eben dem Gefängniß sind, bis er sie bei einem Auto de Fe sieht.

Nach langer Zeit fragt der Kerkermeister den Gefangenen, als von ungefähr, ob er kein Verhör verlange. Der Richter fragt ihn, wenn er vorgelassen zu werden wünscht, wer er ist, und was er will? Verlangt er sein Verbrechen zu wissen, so ermahnt man ihn, es zu bekennen. Bekennt er nicht, so wird er ins Gefängniß zurück gebracht — Nach langer Zeit macht man noch einen Versuch; gesteht er nichts, so muß er schwören, daß er alle Fragen beantworten wolle und zwar mit der größten Aufrichtigkeit. Schwört er, so befragt man ihn über sein ganzes Leben, und ermahnt ihn zugleich alle seine Vergehungen zu bekennen — ein Kunstgrif, durch den das Gericht oft Sachen erfährt, die es noch nicht weiß.

Man erkundigt sich auch genau nach seinem Vermögen, und verspricht ihm, wenn er dies genau angeben werde, ihm alle Güter wieder zu geben, wofern man ihn anders unschuldig befinde. Dies ist aber blos eine Falle; denn wenn man einmal in die Hände der Inquisition gerathen ist, so wird man auf einmal alles dessen beraubt, was man besitzt.

Gesteht der Gefangene sein Verbrechen, so erklärt er sich selbst für schuldig, und verliert nach aller Urtheil sein Vermögen mit Recht. Leugnet er es, und wird gleichwohl durch Zeugen überführt, so wird er als ein Ueberwiesener verdammt, und seine Güter werden eingezogen.

Man gibt einem Gefangenen, wenn er noch nicht bekannt hat, zuletzt die Klage wider ihn schriftlich, die man absichtlich mit vielen falschen Beschuldigungen anderer Verbrechen vermischt. Der Sachwalter, den man ihm gibt, leistet ihm keine Hülfe, sondern ermahnt ihn nur, zu bekennen. Ankläger und Zeugen werden nie genannt. Endlich zeigt man ihm die wahre Aussage wider ihn an, und läßt ihm Zeit, sich zu vertheidigen; seine Ankläger und die, welche wider ihn gezeugt haben, muß er errathen. Aeußerst selten werden sie mit ihm confrontirt.

Sind seine Antworten nicht befriedigend, oder ist durch die Aussage der Zeugen sein Verbrechen nicht hinlänglich erwiesen, so wird der Elende gemartert. Das zur Tortur bestimte Zimmer liegt in Spanien gewöhnlich unter der Erde. Es ist eine Erhöhung darin, auf der der Ketzerrichter, Fiscal und Secretair sitzen. Wenn die Lichter angezündet sind, und der Gefangene hereingebracht ist, so zeigt sich ihm der, welcher ihn martern soll, in einer gräßlichen Gestalt. Er ist über den ganzen Körper mit einem schwarzen leinenen Gewande bedeckt, das bis auf die Füße geht und dicht an den Leib schließt. Sein Kopf und Gesicht sind mit einer langen schwarzen Kappe verdeckt. Alles zielt darauf ab,

den Unglücklichen in desto größeres Schrecken zu setzen. Er wird noch einmal ermahnt; gesteht er alsdann nicht, so wird er völlig entkleidet, ohne Rücksicht auf Stand und Geschlecht. Es giebt drei Arten der Folter, die mit dem Stricke, dem Wasser und dem Feuer. Wer diese Marter näher kennen lernen will, den verweise ich auf Cramers Geschichte l. c. S. 473.

Die Geschichte einer jungen unglücklichen Dame steht hier vielleicht nicht am unrechten Orte. Ich entlehne sie aus dem Universal Magazine, aus welchem ich ohnehin sehr viele Stellen in meiner Erzählung übersetzt liefere.

Diese Dame hieß Johanna Bohorquia, und war die Gemalin des Franz Varquius, Herrn von Higuera. Ihre Schwester Maria Bohorquia, eine junge Dame von großer Frömmigkeit, die wegen ihres standhaften Bekenntnisses der protestantischen Religion nachher verbrannt wurde, hatte bei der Tortur ausgesagt, daß sie zu verschiedenen Zeiten mit ihrer Schwester Johanna über die Lehren gesprochen hätte, für welche sie jetzt litte. Das Ketzergericht riß also die unglückliche Johanna aus dem Arme ihres Gemals, da sie schon im sechsten Monate ihrer Schwangerschaft war. Dieses Umstandes wegen wurde sie weder so enge eingeschlossen, noch so grausam behandelt, als andere Gefangene. Aber 8 Tage nach ihrer Niederkunft nahm man ihr das Kind, und am 15ten wurde sie enger verwahrt, und hatte mit den übrigen Gefangenen ein gleiches Schicksal. Bei diesem großen Unglücke hatte sie die einzige Erquikkung, daß ein gewisses junges Frauenzimmer, welches nachher wegen ihrer Religion verbrannt wurde, ihr zur Gesellschafterin gelassen ward. Dies junge Geschöpf wurde an einem gewissen Tage zur Tortur abgeholt. Als die Unglückliche wieder in den Kerker zurück kehrte, war sie so erschüttert, und ihre Glieder waren so kläglich aus einander getrieben, daß ihr das Liegen auf dem elenden Lager die Schmerzen nur noch vermehrte. Die Unglückliche wurde von der mitleidigen Johanna mit schwesterlicher Zärtlichkeit getröstet, aber kaum hatte sie sich von der ausgestandenen Marter erholt, so wurde auch die arme Johanna zur Tortur geführt, und auf der Folterbank mit so unerbittlicher Strenge gemartert, daß der geängstete Geist schon im Begrif war zu entfliehen. Das Seil hatte bis auf die Knochen geschnitten, und als man sie in den Kerker zurück brachte, lief ihr das Blut in großer Menge aus dem Munde. Das Eingeweide war ihr unstreitig zerrissen, denn am 8ten Tage nach der Tortur starb sie. Die Inquisition machte es bekant, daß sie im Gefängniß gestorben sei, ohne die Ursache ihres Todes anzuzeigen. Sie lieferte ihre eingezogene Güter wieder aus, und erklärte die Unglückliche, die sie durch die Marter getödtet hatte, für unschuldig.

Der Schluß folgt künftig.

# Hannoverisches Magazin.

63tes Stück.

Montag, den 6ten August 1781.


## Kurzgefaßte Geschichte und Beschreibung der Inquisition, vorzüglich der spanischen.

(Schluß.)

Alle Bedienten der Inquisition müssen zwar schwören, daß sie über alles, was vorgeht, ein unverbrüchliches Stillschweigen beobachten wollen, aber es kan doch nicht fehlen, daß nicht manches auf eine oder andere Art ruchtbar werden sollte.

Wenn ein Verbrecher bei der Tortur bekennt, so wird er als ein Bußfertiger behandelt; aber jeder Unschuldige, der hartnäckig bei seiner Unschuld beharret, wird verdammt und dem weltlichen Arme überliefert.

Wenn ein Verbrecher so glücklich ist, dadurch, daß er bekennet und Zeichen der Reue äußert, der weltlichen Obrigkeit zu entgehen, so ist er doch sicher, daß ihn die Bestrafung trift, die seinem Verbrechen angemessen ist. Das erste, welches man von einem Büßenden verlangt, ist, daß er, um seine Aufrichtigkeit zu beweisen, abschwört. Dazu ist schlechterdings jeder verbunden. Kan der Verbrecher schreiben, so muß er die Abschwörung eigenhändig unterschreiben — sonst unterschreiben der Inquisitor und Notar an seiner Statt.

Auf diese Abschwörung, die zugleich das Versprechen einschließt, sich allen Strafen zu unterwerfen, die das Gericht aufzuerlegen für gut befindet, folget dann die Bestrafung.

Einige werden während ihres ganzen noch übrigen Lebens in einem finstern Gefängniß verwahrt, alles Umgangs beraubt, und überhaupt mit äußerster Strenge behandelt.

Andere müssen ihre ganze Lebenszeit als Sklaven auf Galeeren dienen. Noch andere werden gegeißelt. Die gewisseste Strafe aber war sonst die Einziehung aller Güter, und diese wurde mit solcher Strenge vollzogen, daß sie sich auch auf das erstreckte, was dem Verbrecher von andern anvertrauet war.

Wenn ein Büßender je so gnädig entlassen wird, so sieht er sich doch von allen weltlichen oder kirchlichen Bedienungen ausgeschlossen, selbst seine Kin-

der und Großkinder werden ehrlos gemacht.

Eine sehr gewöhnliche Bestrafung für Büßende besteht darin, daß sie ein Bußkleid tragen müssen, welches oben schon beschrieben worden ist. Dies setzt sie dem Spotte und den Beschimpfungen des niedrigsten und bigottesten Theils ihrer Mitbürger aus, und entfernt sie von allen menschlichen Gesellschaften. Selbst ihre Freunde dürfen nichts mit ihnen zu schaffen haben, wenn sie sich nicht ähnliche Mißhandlungen zuziehen wollen. Paramo, ein spanischer Schriftsteller, versichert, daß Gott unsern ersten Eltern nach dem Falle solche Kleider gegeben.

So schimpflich und nachtheilig auch diese Strafe für jeden ist, der den Sambenito tragen muß, so ists doch noch als eine große Gnade anzusehen, wenn man mit einem solchen Kleide entlassen wird, und es wird selten einem andern bewilliget, als solchen, die, so bald sie gefangen gesetzt werden, unverzüglich bekennen und abschwören. Wenn man das Bußkleid versteckt oder ablegt, ehe die bestimte Zeit verflossen ist, so wird man als ein Unbußfertiger bestraft.

Ist aber die Zeit, während welcher der Büßende diesen Rock tragen muß, vorüber, so wird er in der Kirche, in deren Bezirk der Büßende wohnt, aufgehängt, sein Name und die Ursachen seiner Bestrafung werden darauf dabei geschrieben, und diese Schrift wird von Zeit zu Zeit erneuert. Wer sich unterfängt, dies wegzunehmen, wird scharf bestraft.

Ist ein Verbrecher ein ehemaliger Büßender, der aufs neue in ein Verbrechen zurück gefallen ist, so kömt er mit allen diesen geringern Bestrafungen nicht davon. Die einzige Gnade, die man ihm erweiset, bestehet darin, daß man ihn nicht lebendig verbrennt, sondern vorher erdrosselt.

Sind alle Mittel, einen unbußfertigen Sünder zum Bekenntniß zu bringen, vergeblich, so versucht man seine Standhaftigkeit dadurch zu besiegen, daß man ihn noch eine beträchtliche Zeit in einem abscheulichen Kerker liegen läßt, und erinnert ihn oft daran, daß er lebendig verbrannt werden soll.

Hilft dies nicht, so lassen ihn die Richter in ein besseres Gefängniß bringen, begegnen ihm gütiger und versprechen ihm Gnade, wenn er Reue bezeigen werde.

Zuletzt läßt man auch wohl seine Verwandten und liebsten Freunde zu ihm gehen, um seine Entschlossenheit zu überwinden. Ist alles das vergeblich, so wird er für einen hartnäckigen Ketzer erklärt, und der weltlichen Obrigkeit überliefert, denn die Kirche darf kein Blut vergießen. Der Pabst hat daher durch Bullen und Rescripte allen weltlichen Obrigkeiten befohlen, der Inquisition allen möglichen Beistand zu leisten.

Eine Todsünde aber wäre es nach dem Urtheile der römischen Theologen, wenn ein Verbrecher, um sein Leben

zu

zu retten, eine Uebelthat bekennen wolte, die er nie begangen hat; und die Geistlichen, die ihn zum Tode begleiten, ermahnen ihn freilich noch immer, die Wahrheit zu bekennen, aber warnen ihn auch herzlich, nichts zu gestehen, dessen er nicht schuldig ist.

Hat einer das Glück, sich durch die Flucht zu retten, ehe die ausgesandten Bedienten der Inquisition sich seiner bemächtigen, so nennt man ihn einen entflohenen Ketzer. Man schlägt Citationen auf allen öffentlichen Plätzen an, worin man ihn auffordert, innerhalb einer bestimten Zeit zu erscheinen; komt er nicht, so verfährt man gegen ihn, als gegen einen hartnäckigen Ketzer, hört Zeugen ab, und übergiebt ihn, wenn er schuldig befunden wird, der weltlichen Obrigkeit, die ihn im Bildnisse verbrennet.

Wird es entdeckt und gesetzmäßig erwiesen, daß irgend ein Todter als ein Ketzer gestorben, so wird ihm der Proceß gemacht, man verflucht sein Andenken, erklärt ihn für einen solchen, der im Kirchenbanne gestorben, und verbietet einen jeden Christen, für ihn zu beten. Seine Gebeine werden, wenn sie noch zu finden, ausgegraben und verbrannt. Sind seit seinem Tode schon 40 Jahre verflossen, so bleiben seine Kinder zwar im Besitze seiner Güter, aber sie werden ehrlos gemacht, und für unfähig erklärt, öffentliche Aemter zu bekleiden. Sein Bildniß, worauf sein Name mit großen Buchstaben geschrieben steht, wird vor dem Gerichte aufgestellt, und nachdem man alle ketzerische Handlungen, die gegen den Verstorbenen erwiesen sind, abgelesen hat, als ob er selbst gegenwärtig wäre, übergiebt man es der weltlichen Obrigkeit, um es verbrennen zu lassen.

Etwas ketzerisches aus Unwissenheit gesagt zu haben, entschuldigt nicht. Jeder Gläubige muß wissen, was strafwürdig ist.

Wenn ein Verbrecher gesteht, daß er eine Ketzerei geglaubt habe, aber in der Meinung, daß es den Lehrsätzen der Kirche nicht zuwider laufe, so wird er gefoltert, um zu erfahren, ob er die Wahrheit rede.

Das sonderbarste ist, daß man jeden Menschen wider einen Angeklagten zeugen läßt, selbst Meineidige und ehrlose. Kinder von 14 Jahren können zeugen, ohne die Einwilligung ihrer Vormünder nöthig zu haben.

Wenn die Ketzergerichte ihre Processe geendigt haben, so wird das zu haltende Auto de Fe festgesetzt. Gewöhnlich wird es an einem Sonntage zwischen dem Feste der Dreieinigkeit und der Adventszeit angestellet. Bei Aufgang der Sonne wird mit der großen Glocke der Kathedralkirche geläutet, um alle Menschen zu dem kläglichen Anblicke zu versammeln. Die angesehensten und vornehmsten Männer der Stadt gehen zum Hause der Inquisition, und bieten ihre Dienste an, den Verbrecher zu begleiten, um ihn als eine Wache zu verwahren. Dies Geschäft wird für sehr ehrenvoll gehalten. Wenn alles eingerichtet ist, stellet

stellet sich der Inquisitor, von einem Notar begleitet, vor das Thor des Hauses, und lieset, indem er mit den geringern Verbrechern den Anfang macht, die Namen aller Gefangenen ab, die alsdann, so wie sie abgerufen werden, in einem schrecklichen Anzuge, baarfuß den Zug antreten. Zu gleicher Zeit lieset der Notar den Namen dessen ab, der die Ehre erhält, den Verbrecher zur Sicherheit zu begleiten.

Die Dominikaner, welche die Fahne der Inquisition tragen, führen den Zug an. Wenn diejenigen, die mit der Lebensstrafe verschont werden, vorbei passirt sind, so kömt das Crucifix, dem alsdann die zum Tode Verurtheilten folgen. Das Gesicht des Crucifixes ist auf die gerichtet, die voran gehen, um die Gnade des heiligen Amts gegen diese zu bezeichnen.

Die Bildnisse der Entflohenen und die Gebeine verstorbener Verbrecher, die in einem schwarzen Sarge liegen, auf welchem Teufel und Feuerflammen gemalt sind, werden zugleich mit aufgeführt. Alsdann folgen Priester und andere Geistliche. Sie nehmen ihren Zug durch die vornehmsten Straßen bis nach der Kirche, wo die feierliche Predigt über den Glauben gehalten wird.

Nach der Predigt treten zween Leser auf, einer nach dem andern, und lesen mit lauter deutlicher Stimme das Urtheil über alle Verbrecher ab. Man zeigt die Verbrechen an, die, wie man sagt, gegen sie erwiesen sind, und die Strafen, wozu man sie verurtheilet hat. Der, dessen Urtheil vorgelesen wird, steht während der Zeit vor einem Crucifixe, und hält eine ausgelöschte Wachskerze in der Hand. Nachdem man den zum Tode Verurtheilten angezeigt hat, daß sie keine Gnade mehr zu erwarten haben, so giebt ihnen einer von den Beamten der Inquisition einen Schlag auf die Brust, um dadurch zu erkennen zu geben, daß das heilige Amt nichts mehr mit ihnen zu schaffen habe. Alsdann trit eine weltliche obrigkeitliche Person hervor und übernimt sie. Man legt ihnen vor den Augen der Inquisitoren Ketten an, und führt sie zuerst nach dem Gefängnisse, und zwo Stunden darauf zu dem höchsten königlichen Richter, der ohne nach ihren Vergehungen sich zu erkundigen, einen nach dem andern fragt, in welcher Religion er sterben will? Antworten sie, in der katholischen, so befiehlt er, daß sie augenblicklich nach dem Gerichtsplatze geführt, und zuerst erdrosselt, und alsdann verbrannt werden sollen. Die andern werden lebendig verbrannt.

Der Verfasser des Aufsatzes im englischen Magazin, dem ich hauptsächlich gefolgt bin, und der sich mehrere Jahre in Lissabon aufgehalten hat, erzählt folgendes von der Hinrichtung der Verbrecher. Auf dem Richtplatze, der nahe an der Wasserseite, ostwärts der Stadt, beim Fischmarkt liegt, und Ribera genannt wird, werden so manche Pfäle errichtet, als Verbrecher da sind, die verbrant werden sollen.

Zuerst werden die Abgefallenen hingerich-

gerichtet, und die, welche ihr Verbrechen leugnen. Sie werden erdrosselt und dann verbrant. Die, welche ihr Verbrechen gestanden haben, aber unbußfertig sind, werden zum Pfale geführt, der 12 Fuß hoch ist. Eine halbe Elle von der Spitze des Pfals ist ein schmales Brett am Pfale befestigt, worauf sich der Verbrecher nachher setzen muß. Der Missethäter wird auf einer Leiter zwischen zween Geistlichen, wozu ehemals Jesuiten gebraucht wurden, bis zum Sitze hinauf geführt. Die Geistlichen ermahnen ihn ungefähr eine Viertelstunde nachdrücklich, sich mit der Kirche auszusöhnen, alsdann verlassen sie ihn, und der Henker steigt hinauf, und läßt den Verbrecher sich auf die Bank setzen. Nachdem er ihn mit Ketten dicht an den Pfal geschlossen hat, so entfernt er sich. Die Geistlichen kommen noch einmal, und erneuren ihre Ermahnungen. Finden sie ihn unbiegsam, so erklären sie ihm, daß sie ihn nun dem Teufel überlassen, der ihm schon zur Seite stehe, um seine Seele zu empfangen.

Auf diese Erklärung folgt ein grosses Geschrei des Volks, welches, so bald es merkt, daß sich die Geistlichen entfernt haben, mit der größten Begierde schreiet: macht den Hunden Bärte! Dies geschieht auf folgende Art. — Man befestigt brennendes Strauchwerk an eine lange Stange, und wirft es dem Unglücklichen so lange ans Gesicht, bis es wie eine Kohle geworden ist. Dies grausame Quälen wird mit einem solchen Freudengeschrei des Volks begleitet, als man bei andern Gelegenheiten nicht hört.

Darauf wird das Holz unten am Pfale angezündet. Aber der Verbrecher sitzet so hoch, daß die Flamme selten über den Sitz hinaus reicht. Wenn nur ein schwacher Wind weht, so steigt sie selten bis an die Kniee des Missethäters hinauf. Ist der Wind nur ein wenig frisch, so daß die Flamme verweht wird, so sterben die Elenden oft erst nach zwo Stunden. Wenn die Luft ruhig ist, so dauret ihre Marter etwa eine halbe Stunde.

So lange sie sprechen können, so rufen sie: Misericordia por amor de deos!

Männer, Weiber und Kinder sehen dies Schauspiel nicht nur ohne Mitleid, sondern mit unsäglicher Freude an, und preisen mit lautem Geschrei die Gnade des heiligen Amts. Alle andere Verbrecher, die zu Lissabon hingerichtet werden, bedauret man mit größtem Mitleide, aber keinen Ketzer. Ein Beweis, daß ihre religiöse Erziehung, mit einem Worte, der Aberglaube, — sie gegen den Anblick des Elends und der Leiden ihrer Brüder stählt. Der Verfasser, den ich mehrmals angeführt habe, hat das, was er von dem Auto de Fe erzählt, selbst gesehen, das übrige hat er aus dem Limborch genommen, von welchem Doctor Geddes bezeugt, daß seine Erzehlung glaubwürdig sey. Dies erhellet auch insbesondere aus einem Briefe, den Doctor Wilcox, Bischof

von Rochester, als Kapellan bei der englischen Factorei in Lissabon an den Bischof Gilbert Burnet von Salisbury geschrieben hat, und der im Universal Magazine Vol. 4. S. 105. abgedruckt ist.

Den Tag nach der Hinrichtung werden die Bildnisse der Hingerichteten in der Dominikanerkirche aufgehängt, nebst einer kurzen Nachricht von ihrem Vaterlande, ihrer Familie, ihren Verbrechen, u. s. w.

Die Gefangenen, die mit dem Leben davon kommen, werden vom Gerichtsplatze in die Gefängnisse zurück geführt, den folgenden Tag der Inquisition vorgestellt, feierlich an ihr Urtheil erinnert, und mit den härtesten Strafen bedroht, wenn sie die ihnen auferlegten Büssungen nicht demüthig vollziehen würden. Alsdann werden sie mit besondern Inquisitionsbedienten nach dem Orte ihrer Bestimmung gebracht. Die, welche zu den Galeeren verdammt sind, bringt man in die garstigsten Kerker. Einige werden durch die vornehmsten Straßen gepeitscht, andere müssen den Sambenito tragen. Alle aber schwören einen strengen Eid, daß sie alles sorgfältig verschweigen wollen, was sie gesagt, gesehen, oder gehöret haben, und was mit ihnen vor dem heiligen Gerichte und auf andern Plätzen der Inquisition vorgegangen ist.

Kuhls.

Anmerkung. Zur Geschichte der Inquisition dienen Lud. de Paramo Werk de orig. & progressu officii s. Inquis. Madrid 1598. Fol., und außer Limborchs Histor. Inquisitionis — Bakers vollständige Historie der Inquisition, aus dem Englischen. Copenhagen 1741. in 8.

---

## Beschreibung der Hamburger Schulle aus der Nordsee.

Das Geschlecht der Bütte unterscheidet sich von andern Fischen dadurch, daß sie sehr platt sind und auf einer Seite schwimmen; dahero sitzen bei ihnen beide Augen auf der obern Seite nahe bei einander. Einige Gattungen haben sie auf der rechten Seite a), und andere auf der linken. Nach diesem Unterscheide hat sie Linne in zwo Ordnungen gestellet. Doch ist dieses Merkmal nicht beständig, denn man findet bisweilen von einer Gattung etliche, welche die Augen auf der linken Seite haben, da sie sonst bei den mehrsten auf der rechten Seite gefunden werden, & vice versa.

Der Name dieses Fisches ist bei den Hamburgern Schulle, bei den Lübeckern Goldbütt, bei den Holländern Scholle, bei den Engländern Plaise, bei den Franzosen le Quarlet, bei

a) Die rechte Seite ist diejenige, welche nach der rechten Hand gewendet ist, wenn man den Fisch auf den Bauch stellet, so daß der Kopf vorn von unserm Leibe entfernt und der Schwanz gegen uns gerichtet ist.

bei den Schweden Skalla oder Rodsputta, bei den Dänen Skuller, bei den Normännern Hellebutt b).

Es ist ein sehr platter, ovaler, glatter, schuppichter, auf beiden Seiten ungleich gefärbter Fisch, welcher vorn scharf winklicht, hinterwärts verenget und abgerundet, oben und unten bogicht, auch zweischneidig ist, 7 Flossen, pomeranzenfarbige Flecken, und beide Augen auf der rechten Seite hat, ob man wohl bisweilen ein oder anderes Exemplar findet, woran die Augen auf der linken Seite stehen.

Seine **Farbe** ist auf der rechten Seite bunt, nemlich gelblichgreis und schwärzlichbraun gemarbert, mit rundlichen, zerstreueten, pomeranzengelben Flecken gezieret, wovon 6 oder 7 an der Rückenflosse und eben so viel auf der Afterflosse sich befinden; auf der linken Seite gelblich weiß, hin und wieder mit kleinen, rundlichen, olivenfarbigen Flecken untermischet, an dem Kiemendeckel und gegen den Rand der Flossen licht violet.

Seine **Bekleidung** bestehet aus einer zähen, glatten, schlüpfrichten Haut, worin kleine, runde sehr dünne, gestralte, abgesonderte Schuppen tief verborgen liegen, so, daß sie auf der Oberfläche der Haut flache Grübchen ausmachen.

Der **Kopf** ist mittelmäßig, über die Hälfte schmäler als der Rumpf, wovon er auf die Hälfte eingeschlossen ist; ferner sehr zusammen gedrückt, eyförmig, vorn verenget, hervorstehend, mit einer kurzen, stumpfen, schiefen Schnautze begabet, hinten auch unten abgerundet, oben fast gerade, an der rechten Seite etwas erhabenrund, zwischen und vor den Augen höckericht, bekleidet und gefärbt, wie der Rumpf; die linke Seite machet eine glatte Ebene bis an die herabgewendete Schnautze aus, welche nur an etlichen Stellen wenige Schuppen hat. Die Stirn, worunter ich die Gegend zwischen und kurz vor den Augen verstehe, ist von der Scheitel bis an den Vordertheil der Augen scharf kielförmig, etwas erhaben, seitwärts hin und her gebogen, nach vorn ein wenig abschüßig, allwo sie sich nach dem hervorstehenden Rande der Augenhöhlen etwas schief in eine flache abschüßige Grube bis zur Schnau-

ze

b) Die lateinischen Synonyma sind.

Pleuronectes (*Platessa*) oculis, dextris, corpore glabro, tuberculis 6. capitis. *Linn.*

Pleuronectes lævis tuberculis post oculos, cauda rotundata, dentibus contiguis obtusis. *Gronov.* Z. n. 246.

Passer lævis *Ionst.* tab. 22.

Quadratulus *Rondoletii.*

Passer ex obscure cinereo marmoratus, in dextro latere hinc inde, maculis leviter flavicantibus, in altero latere albicante magis flavis, mandibulam inferiorem duplo longiorem habens, superiori, sicque os resimum. *Kleinii.* M. 4. p. 34.?

ze ausbreitet. Die Scheitel ist fast gerade, nach den Seiten wenig erhabenrund, über deren Mitte der Länge nach eine erhabene Ribbe bis zum Ende des Hinterhaupts etwas gekrümmet gehet, worauf 5 oder 6 länglichte, ungleiche, kleine, harte Höcker sich befinden.

Die **Schnauze** ist sehr kurz, breiter als lang, zusammengedrückt, uneben, oben und an der linken Seite erhaben, rund, an der rechten Seite etwas abschüssig, vorn stumpf, und nach der linken Seite gewendet.

Die **Mundspalte** befindet sich überzwerg am Ende des Kopfes, ist aufsteigend, halb kreisförmig, klein, und gehet an der linken Seite weiter nach hinten zu, dergestalt, daß der linke Mundwinkel viel tiefer eingeschnitten ist als der rechte.

Die **Kiefer** sind fast gleich, an der linken Seite und vorn gezähnt, und an der rechten meistens zahnlos, beweglich, etwas nach der linken Seite gewendet, bogigt, so, daß der linke Arm des Bogens den rechten an der Länge weit übertrift. Etwas dicke, häutigte Lippen liegen um sie her, welche gegen die Mitte enger werden und an den Winkeln des Mundes abgetheilet sind. Der Oberkiefer ist wie ein halber Kreis gebogen, hat bei dem Anfange des Gaumens eine kurze Maultasche, und läßt sich hervorziehen. Er bestehet aus zween hinter einander liegenden Bögen, wovon der vorderste hinterwärts ohngefähr bei der Mitte zwo lange, schmale, zugespitzte, paralele Fortsätze hat, die auf der Schnautze unter der Haut liegen, und sich mit dem vordersten Bogen vor- und rückwärts ziehen lassen. Der Unterkiefer ist enger und ein wenig kürzer als der Oberkiefer, ob er gleich länger zu seyn scheinet, indem der Mund offen stehet. Wenn derselbe sich schließet; so treten dessen Zähne hinter die Zähne des Oberkiefers, und verursachen, daß er unter dem Oberkiefer etwas schief nach der rechten Seite gewendet lieget. Der rechte Arm seines Bogens ist deswegen gerade und meistens zahnlos, da der linke hingegen bogicht und mit Zähnen begabet ist. Unten an dem Kinne befindet sich ein Höcker, welcher von dem rechten Arme hervorstehet.

Der Schluß folgt künftig.

---

Druckfehler. Im 42ten St. des Hannöv. Magazins d. J. muß S. 664. und 666. statt Toryes, Thorley gelesen werden.

Hannoverisches Magazin.

64tes Stück.

Freitag, den 10ten August 1781.

## Beschreibung der Hamburger Schulle aus der Nordsee.

(Schluß.)

Die Zähne in den Kinnbacken sind nur klein, gleich hoch, unten walzenförmig, am Ende kielförmig abgestutzt und stumpf, stehen aufgerichtet in einer Reihe dicht an einander wie die Schneidezähne der Menschen, nehmen bei dem linken Mundwinkel und an der Mitte des Kiefers in der Länge allgemach ab. Die meisten sitzen vest in dem linken Arme des Bogens. Auf dem rechten Arme des obern Kiefers bei der Mitte, befinden sich 3 dergleichen Zähne, welche von den andern durch einen Zwischenraum entfernt und nach innen gerichtet sind, und noch 2 andere ähnliche an eben der Stelle des Unterkiefers. Die Zähne des Schlundes sind gleich groß, oben stumpf, in doppelte Reihen, an den obern Höckern in 3 Felder, und an den untern in 2 Felder geordnet und abgetheilet.

Die Zunge ist glatt, kegelförmig, sehr kurz, knorplicht steif, und lieget weit zurück in dem Munde vor den Kiemen.

Der Gaum ist glatt, kielförmig ausgehöhlet, mit länglichten Runzeln begabet, und wird hinten durch zween unterbrochene Gruben von den Kiemen abgesondert.

Vor dem Anfange des Schlundes siehet man 4 rauhe ovale gezähnte Höcker, wovon die beiden obersten dreifach getheilet, schief auf den obern Enden der Kiemen durch die Muskeln befestiget sind; die unteren sind schmal, wie zwei Hörner in einen spitzigen Winkel zusammen gewachsen, und liegen hinter dem untern Ende der letzten Kieme auf den Knochen des Schlundes.

Die Augen sind mittelmäßig groß, fast rund, vorn flach, haben einen ovalen schwarzen Stern, welcher mit einem weißgelben Regenbogen umgeben ist. Sie liegen frei auf der rechten Seite des Kopfs nahe bei einander, doch so, daß das obere ein wenig weiter von der Schnauze entfernt ist.

Die Augenhöhle desselben ist eine ovale, flache, weit ausgebreitete Grube, welche vorn einen scharfen, hervorstehenden Rand hat; das untere Au-

ge lieget in keiner Höhle, sondern auf dem rechten Backenbeine unter der Höhle des obern Auges. Es wird von dem hervorstehenden rechten Seitenrande des Stirnbeins beschützet.

Die **Naselöcher** sind klein, von einander entfernt, wovon 2 auf jeder Seite der Schnautze hinter einander liegen; die vordersten umgiebt eine röhrichte Klappe, die beiden hintersten, welche nahe vor dem Auge wahrgenommen werden, sind oval, schief und stehen offen.

Die **Kiemendeckel** sind biegsam, breit, bogicht, bei dem Hinterhaupte winklicht, mit einem häutichten Rande eingefaßt und bestehen aus drei Blättern ohne den Backenknochen mitgerechnet, welcher einen bogichten ganzen Rand hat und sehr breit ist.

Die **Kiemenöfnung** ist mittelmässig bogicht, lieget an der Seite, und wird von dem Deckel ganz geschlossen.

Die **Kiemenhaut** befindet sich so wohl an der Seite als unter der Kehle, ist ganz bedeckt, hat an jeder Seite sieben zusammengedrückte, fast gleiche, gekrümmte Stralen, wovon die beiden ersten und kürzesten mit der äußersten Spitze an einander gewachsen sind, und also eine andere Richtung als die übrigen haben. Sie ist übrigens nicht an der Kehle festgewachsen, sondern liegt frei über derselben.

Die 4 **Kiemen** haben einen zusammengedrückten, knochichten, gelenkichten Bogen, dessen unterer Arm 3 mal so lang als der obere ist, und welche in einen spitzen Winkel zusammen geschlagen liegen. An dem auswendigen Rande derselben sitzen rothe, paralele Franzen in zwei Reihen dicht an einander, an dem inwendigen Rande aber kurze, bewegliche, von einander entfernte Stacheln in einer Reihe, welche an der ersten Kieme größer sind als an den andern. Zwischen den Kiemen befinden sich 5 ungleiche Löcher, das eingeschluckte Wasser durchzulassen.

Der **Rumpf** ist eyförmig, halb so breit als lang, vorn hohl ausgeschnitten, wo der Kopf lieget, an welchem er bis an das oberste Auge hervor tritt, hinterwärts allgemach verenget, und zuletzt spatelförmig mit einem abgerundeten Ende, oben und unten bogicht, scharf kielförmig oder zweischneidig, und mit Flossen besetzt; an der Oberfläche etwas erhaben rund, glatt und grubigt, an der Unterfläche aber platt und nur wenig grubigt. Der Nacken ist kielförmig, steiget nach dem Rücken schreg in die Höhe. Der Rücken, welcher auch scharf kielförmig ist, gehet von dem Nacken etwas weiter in die Höhe, bis auf den dritten Theil seiner länge, hernach steiget er mit einer geringen Krümme wieder herab bis an den Fortsatz des Schwanzes. Die Kehle und der Bauch sind kielförmig kurz, und steigen von dem Kopf bis an den After in einer Bogenlinie herab. Die allgemeine Höhle des Bauches ist oval, höher und enger als lang. Sie nimt ungefähr den sechsten Theil des Rumpfes ein. Aus dieser gehen zwei zugespitzte Nebenhöhlen unten an beiden Seiten des Schwanzes

zes an den Fortsätzen der Rückenwinkel herdurch, worin die Geburtstheile liegen. Der Schwanz macht den größten Theil des Rumpfes aus. Er ist sehr zusammen gedrückt, halb eyförmig und endigt sich mit einem kurzen, breiten, spatelförmigen Fortsatze, welcher am Ende abgeründet und ohngefehr $1\frac{1}{2}$ Zoll lang und breit ist.

Die **Seitenlinie** ist glatt, ein wenig erhaben, aus länglichten, in einer Reihe hinter einander liegenden Grübchen zusammen gesetzt: lieget fast in der Mitte des Rumpfes, doch etwas näher dem Rücken als dem Bauche. Sie kömt von dem Hinterhaupte, läuft gerade fort bis über die Mitte der Bauchhöhle, von da steigt sie schreg und etwas gekrümmt nieder über dem Ende der allgemeinen Bauchhöhle; alsdenn läuft sie in der Mitte des Schwanzes bis an dessen Flossen fort und verliert sich in dem Grundtheile derselben.

Der **After** befindet sich nahe bei der Brust an der linken Seite des Randes des Bauches zwischen den Bauchflossen. Er ist ablang und so weit, daß der Mastdarm auf einen oder zwei Zoll lang umgewandt heraus treten kan. Vielleicht geschiehet dieses in der Begattung, wie bei den Enten männlichen Geschlechts. Hinter demselben und vor dem Anfange der Afterflosse stehet nach vorn zu ein kurzer starker Stachel hervor.

Die **Glieder** bestehen in sieben Flossen mit biegsamen Stralen, deren weiche Spitzen etwas über die gemeinschaftliche Haut hervorragen. Eine derselben lieget längs dem Rücken, 2 zur Seiten der Brust, 2 unter der Brust, eine unter dem Schwanze, und die letzte am Ende desselben.

Die **Rückenflosse** ist mondförmig, lang ausgestreckt, abgesondert, deren größte Breite sich zu der Länge verhält wie 1 zu 6, nimt bei dem obersten Auge ihren Anfang, läuft über den Nacken und Rücken fort, und nimt in der Breite allgemach zu bis kurz vor der Mitte des Schwanzes, alsdenn wird sie wieder nach und nach schmaler und endiget sich bei dem Fortsatze des Schwanzes. Sie enthält über siebenzig einfache, von einander entfernte zu- und abnehmende Stralen, wovon die hintern sich gegen die vordern neigen (convergentes.)

Die **Brustflossen** sind klein, sitzen hinter den Kiemendeckeln, schief aufsteigend, fast in der Mitte, doch etwas näher nach dem Rande des Bauches. Die rechte ist schief abgestutzet, hat 12 dicht an einander sitzende Stralen, nemlich 3 einfache zunehmende, und 9 abnehmende, worunter 7 gespalten und die beiden letzten einfach sind. Sie ist so lang als der dritte Theil des Kopfs, und ihre Breite am Grundtheile verhält sich zu ihrer Länge wie 2 zu 5. Die linke ist kürzer, spitz winklicht und nur mit 11 einfachen zu- und abnehmenden Stralen begabet, worunter die fünfte die längste ist.

Die **Bauchflossen** sind wenig kleiner als die Brustflossen, spitzig, sitzen

unter der Brust hinter der Kehle nahe bei einander, haben 6 einfache ab- und zunehmende Stralen, worunter die dritte am längsten ist. Ihre Breite verhält sich zur Länge wie 7 zu 19.

Die Afterflosse ist mondförmig, abgesondert, lang ausgestreckt, gehet von dem Afterstachel bis an den Fortsatz des Schwanzes, enthält über 55 einfache, entfernte gegen einander sich neigende Stralen. Sie ist in der Form und Breite der Rückenflosse gleich, aber um den vierten Theil kürzer. Der Afterstachel, welcher beim Anfange derselben liegt, gehöret nicht dazu, sondern ist das hervorstehende Ende eines sichelförmigen Knochen, welcher am Hintertheile der Bauchhöhle lieget.

Die Schwanzflosse ist mittelmäßig, fast wie ein ablanges Viereck gestaltet, abgesondert, hinten etwas abgerundet und dabei gezähnt oder verschiedentlich ausgehöhlet. (sinuosa) Ihre Länge verhält sich zu der Breite am Grundtheile wie 2 zu 1, und zu der Länge des Rumpfes wie 1 zu 4. Sie bestehet aus 20 dichten ungleichen Stralen, wovon 3 einfache an jeder Seite in der Länge allgemach zunehmen; die übrigen sind gespalten und fast gleich lang a).

Der **Ort** seines **Aufenthalts** ist die Nordsee. Man findet zwar eben diese Gattung in der Ostsee, dieselbe wird aber nicht so groß und ist nicht von so weichlichem Fleisch als wie jene.

Sie dienen den geringen Leuten zur Speise, welche sie gemeiniglich gekocht mit einer säuerlichen Brühe essen. In den dänischen Landen, absonderlich zu Schagen, werden sie gedörret, und von da unter dem Namen große Schullen in andere Länder gesandt.

Herr **Klein** b) hat eine Abbildung davon geliefert; nur sind darin die Schnautze und Seitenlinie nicht so vorgestellet, wie sie an diesem Fische würklich aussehen.

**Lübeck. Joh. Jul. Walbaum, D.**

a) Das Zählen der Stralen in den Flossen ist eine verdrießliche Arbeit, welche keinen beträchtlichen Nutzen hat, denn da die Anzahl der weichen Stralen in den meisten Flossen bei einer einzigen Gattung veränderlich ist; so kan man kein gewisses Merkmal daher nehmen. Dieses machet die Anfänger bei dem Aufsuchen des Geschlechts und der Gattung irre. Ich rathe also, nur die Stralen in der Bauchflossen und der Kiemenhaut, wie auch die Stacheln in den andern Flossen genau zu zählen; weil deren Anzahl selten veränderlich ist. Man muß aber bei der Beschreibung der übrigen Flossen die Lage ihres Sitzes, die Figur, die Größe, das Verhältniß, und die Theilung der Stralen hinzufügen, alsdenn wird der Fisch einem jeden kenntbar werden, daß er ihn mit einer richtigen Abbildung, wenn dergleichen vorhanden ist, leicht vergleichen kan. Ich habe hier zum Beweise der Abwechselung die Anzahl der Stralen angemerket, welche ich in etlichen Exemplaren von dieser Gattung wahrgenommen habe.

Nr. 1. B. 7. D. 76. P. 11. V. 6. A. 55. C. 20.
Nr. 2. B. 7. D. 72. P. 11. V. 6. A. 54. C. 20.
Nr. 3. B. 7. D. 75. P. 13. V. 6. A. 56. C. 20.

b) M. IV. tab. VII. fig. 1.

Ver-

# Vermischte Anmerkungen.

Ich pflege bei meinem Lesen dasjenige, was mir zweifelhaft vorkömt, zuweilen gleich aufzuzeichnen, um gelegentlich mich weiter darüber zu belehren oder belehren zu lassen. Und ich nehme mir die Freiheit, in diesen Blättern meine Zweifel über einige Dinge in den neuesten gelesenen Schriften a), nebst ihren Gründen, dem geehrten Publikum vorzulegen, mit gehorsamster Bitte, wofern ich irren solte, mich eines bessern gütigst zu unterrichten; weil doch unser bestes Wissen immer Stückwerk bleibt.

— Veniam petimus dabimusque vicissim.

1) Hann. Magazin des J. 1777. St. 34. Columne 533.

**Während daß Moawia — sich von Rhodus Meister machte, wo er den berühmten Coloßen umwirft.** — Er warf ihn aber nicht um, als welches ein Erdbeben schon beinahe 900 Jahre vorher gethan und ihn der Mühe überhoben hatte. Dieses ist, nach des **Plinius** Berichte, im 34ten Buche, im 7ten Cap. geschehen, nachdem diese erstaunend große Bildsäule nur überall 56 Jahre gestanden hatte, und zwar, nach den besten Ausrechnungen, nach Erbauung Roms 530, das ist ohngefehr 218 Jahr vor Christi Geburt. **Moawirah**, der damals noch Statthalter des Kalifen **Othman** in Syrien war, hat sich um das Jahr Christi 651 der Insel Rhodus bemächtiget, den auf der Erde liegenden Coloß völlig zerschlagen lassen, und das Metall, daraus er verfertiget worden, an einen Juden verkauft, der damit 900 Kameele soll beladen haben: da denn zugleich der Grund der Bildsäule völlig mag umgerissen seyn. Man vergleiche die Allgem. Welth. im 6ten Th. S. 513. und im 19ten Th. S. 481. mit einem Aufsatze im Hann. Magaz. des Jahrs 1776. St. 30. Col. 472.

2) Deutsches Museum, Merz 1778. S. 283.

**Man glaubt sich — mit Robinson Crusoe nach Juan Fernandez versetzet.** — Vielleicht mit Lord Anson, oder vielmehr seinem Reisebeschreiber **Walter**, als der von dieser Insel und ihrer Aussicht eine fast zu romanhafte Beschreibung giebt: wie der Verfasser des Auszuges in dem 12ten Bande der Allgem. Histor. der Reisen an der 138ten S. urtheilt, der auch diese reizende Gegend in einem Kupfer geliefert hat. Hiebei konte einem Leser dieses Landes vielleicht der fünfjährige einsame Aufenthalt des Schotten **Selkirk** auf eben dieser Insel einfallen, von welchem an der 68ten S. gemeldet wird, daß ihn **Woods Rogers** im J. 1709 daselbst gefunden und zurück geführt habe; und dessen hernach beschriebene Abentheuer zu der Erdichtung und Geschichte des Robinson Crusoe sollen Anlaß gegeben haben. Dieser letzte aber hat, der Beschreibung nach, in seinem verlassenen Zustande auf einer Insel in dem Flusse **Oronoko**, in Terra firma, und also

 auf

a) Nemlich bei der Einsendung noch neu.

auf der ganz entgegen gesetzten Seite von Amerika gelebt: und es müßte, auch bei Anführung einer ob gleich fabelhaften Geschichte, die Geographie nicht so sehr aus den Augen gesetzet werden.

3) Daselbst, Mon. Julius 1778. S. 59. aus einem Briefe von Th. Abbt im J. 1762.

**Wenn die übrigen Strofen (Strophen) den gelesenen zusagen** rc. Solte dieses Zusagen, welches mit dem lateinischen respondere übereinkömt, nicht so gut seyn, als das nachher aufgekommene **Entsprechen**? Wenigstens hätte ein Mann, wie Abbt, sehr wichtige Auctorität zu solchem Worte.

4) Geschichte des berühmten Predigers, Bruder Gerundio von Campazas Th. 2. S. 377.

**Die eiserne Krone der Longobarden — die noch zu Aquisgrana (Aachen) aufgehoben wird** rc.

Und dieses in vollem Ernste, ohne einige Anmerkung des Uebersetzers. Allein wie kann diese sogenannte **eiserne Krone**, die sonst golden ist, aber nur einen dünnen eisernen Reifen haben soll, zugleich zu **Monza**, im Mailändischen, aufbehalten werden, als woselbst die Kaiser, als Könige der Lombardei, damit ehedem sind gekrönet worden? Glaubwürdige Reisende, z. E. **Keisler** b), bezeugen ihr Daseyn; und die Stadt **Monza** führt dieselbe im Wapen, so, wie sie vor dem 40ten Theile der Allgem. Welth. im Kupfer gestochen erscheinet. In der weitläufigen Beschreibung der merkwürdigen Sachen, die in der Domkirche zu **Aachen** zu sehen sind, (S. die Amusemens des eaux de Aix la Chapelle) wird keiner dergleichen Krone gedacht: denn auch K. Carl des Großen Krone, die man bei Kaiserl. Krönungen braucht, wird nicht daselbst, sondern zu **Nürnberg**, aufgehoben.

5) Grab des Aberglaubens, Th. 2. S. 31.

**Wer kennet nicht Goldschmids, oder wie er sich sonst nennet, Francisci, Höllischen Proteus, ein Buch, das, zur höchsten Verunehrung der Gottheit und ihrer Vorsehung, die schröcklichsten Thaten des Satans erzählet?** rc.

Erasmus **Francisci**, der mit seinem Geschlechtsnamen Finx hieß, aber seines Vaters Namen zu seinem Zunamen wählte, hat freilich dieses seltsame Buch, zu seinen noch nicht so aufgeklärten Zeiten, geschrieben. Nach seinem Muster aber hat ein gewisser **Goldschmid** ein anderes Buch, unter dem Titel: **Höllischer Morpheus**, herausgegeben. Und diese beiden Bücher und ihre Verfasser werden hier durch eine wunderliche Verwirrung in einander geschmelzet.

6) Geschichte Englands, nach Hume, von A. G. Meißner, Th. 1. S. 9.

**Pabst Gregor der Große schickte**

b) **Biörnstähl**, dem man sagte, sie sey aus einem der Nägel gemacht, womit Christus ans Kreuz genagelt gewesen. Doch sehe man **Schmidts** Geschichte der Deutschen, Th. 3. S. 458.

te — **den heiligen Augustin nebst andern Missionarien nach Brittannien ab.**

Auch diese Worte können zu einem sonderbaren Irrthum Anlaß geben. Wie konte Gregor, der im J. 604 starb, den heiligen Augustin schicken, der schon im J. 430 gestorben war? — Er schickte freilich, nach des *Platina* Geschichte der Päbste, die redlichen Männer, (viros optimos) *Augustinum, Melitum* und *Johannem*, in Brittannien, aber nicht den eigentlich sogenannten heiligen oder canonisirten Augustin.

7) Eben daselbst S. 119.

**Es ist bekant, daß Friederich I. — sich durch ein Bad im Cydnus den Tod zugezogen.**

Das wäre Alexander dem Großen fast wiederfahren. Aber daß Kaiser Friederich in diesem Flusse gebadet habe und davon gestorben, oder, wie andere meinen, darinnen vom Pferde gefallen und ertrunken sey, das nennet N. H. Gundling in seinem Discurs über den Abriß einer Reichshistorie S. 556 und 557. eine Legende, die er in einer eigenen Dissertation, in der Neuen Bibliothek, widerlegt habe; weil sein Geschichtschreiber Tageno, der ihn begleitete, nichts davon melde. Neuere Gelehrte aber haben gewiesen, daß es gar der Fluß Cydnus in Cilicien nicht einmal habe seyn können, wenn es ja wahr seyn solte, daß der Kaiser durch Baden in einem Flusse sich seinen Tod zugezogen. „Nicht im Cydnus, heißt es in den Hall. gel. Zeit. des J. 1778. St. 85. S. 679. sondern im Calycadnus badete Kaiser Friederich.„ Und dieses ist auch der Fluß, jetzt Seleph genannt, woran *Seleucia* liegt, wo der Kaiser gestorben ist; da hingegen der Cydnus weiter gegen Morgen bei Tarsus vorbei fliesset. Vielleicht aber ist auch dieses *Seleucia* nicht einmal das rechte unter mehrern Oertern dieses Namens: wovon ich mich eriñere eine eigene Abhandlung in diesem Magazin gelesen zu haben, die ich nicht wieder finden kan.

8) Hannöv. Magazin 1778. St. 90. Col. 1428.

**Erfahrne Seeleute sollen beide (nemlich Land- und Seewinde,) wohl von einander zu unterscheiden wissen; und man sagt, Amerikus Vespucius habe vermittelst dieser Kenntniß Amerika entdeckt.**

Daß Amerigo Vespucci der Entdecker von Amerika nicht sey, weiß man jetzo aus den besten Beschreibungen, z. E. aus dem Robertson, zuversichtlich genug zu bestimmen: und selbst in diesem Magazin hat ein anderer Aufsatz dem Columbus die Ehre der Erfindung bald darauf wieder gegeben, die ihm jener zu nehmen schien.

9) Eben daselbst S. 1436.

**Babelmandel.** — Dieses seltsame Schifferwort heißt eigentlich **Bab-al Mandab**, wie auf einer jeden neuen Hasischen Karte von Asien oder Afrika deutlich zu lesen ist, und bedeutet **die Einfahrt** in den arabischen Meerbusen, oder das rothe Meer, **bei Mandab**, (Mandub,) einem Gebirge an der afrikanischen Seite.

10) Buchhändler-Zeitung des J. 1778. St. 45. in der Recens. von

von Campens Kinder-Almanach, S. 707.

**Man müßte dem Kinde die Eigenschaften derjenigen Thiere bekant machen, mit denen es vorzüglich umgehet, z. E. - - der Taube Reinlichkeit ꝛc.**

Ich bitte um Erlaubniß hiebei die Worte eines Herrn von Sydow anzuführen, die er in Marpurgs histor. krit. Beiträgen zur Aufnahme der Musik, B. 4. S. 302. über die Worte eines Gerhardischen Kirchenliedes schrieb:

Fleuchst hingegen Schand und Sünden,
Wie die Tauben Stank und Mist.

Nach einigen Worten über die Niedrigkeit des Gleichnisses fähret er also fort: „Hiernächst sind die Tauben wirklich so reinlich und ekel nicht, als hier vorgegeben wird. Sie suchen ihre Nahrung im Miste, wie die Hühner und Sperlinge; sie halten es in ihren Nesten bei weitem nicht so sauber, als andere, zumal wilde, Vögel. Ihre Behältnisse haben es mit andern Viehställen gemein, daß sie eben nicht, wie Ambra, duften: und dennoch werden sie nicht wegfliegen, wenn auch der Stank und Mist Knie hoch auf den Schlägen liegt; dafern sie nicht der Hunger oder ein Raubthier verjaget. Folglich stößt das Gleichniß auch wider die Wahrscheinlichkeit an, und ist also ungeschickt.„ So weit der Hr. von Sydow von der vermeinten Reinlichkeit der Tauben; welche, bei so bewandten Umständen, den Kindern eben nicht sehr zu empfehlen seyn mögte.

**Hannover.**

11) Judas Maccabäus, ein Oratorium von Händel, nach Herrn Professor Eschenburgs Uebersetzung.

Bei Lesung und Anhörung dieses vortreflichen Stücks ist mir bei den Worten:

„Dort zwischen seinen Cherubim
„Erschien mir Gottes Herrlichkeit;
„Sein Ohr vernahm des Volkes Flehn,
„Und was es bat, ist ihm gewährt:
„Hinfort sey Maccabäus euer Fürst,

ein Zweifel eingefallen, ob die Herrlichkeit Gottes zwischen den Cherubim, bei dem Mangel der Bundeslade im zweiten Tempel, dem Simon, der hier als Hoherpriester redend eingeführt wird, habe erscheinen können: zu geschweigen, daß die Juden bei dem Tode des alten **Matathias**, des Vaters der maccabäischen Brüder, Jerusalem und den Tempel nicht einmal inne hatten. Aber die poetische Freiheit nimt es mit historischen Wahrheiten so genau nicht, und kan auch dergleichen Anachronismen, als hierinnen zu stecken scheinet, leicht entschuldigen.

12) Hannöv. Mag. d. J. 1778. St. 98. Col. 1566.

Hier werden in der Anmerkung die **Mogulen** durch einen Schreib- oder Druckfehler **östliche** Tataren genannt, da sie **westliche** heißen müssen, und nahmen dieselben am Schlusse des 13ten Jahrhunderts Sina ein; dahingegen es die **Mantschuen**, oder östliche Tataren, im 17ten Jahrhunderte eroberten.

**Winter.**

# Hannoverisches Magazin.

## 65tes Stück.

Montag, den 13ten August 1781.


## Unterricht im Lohgärben *), nach welchem die Güte des Leders nicht nur verbessert, sondern die zur Garmachung der Häute erforderliche Zeit verkürzet, und weniger Lohe verbraucht wird, bekant gemacht von David Macbride, Med. Doct. zu Dublin.

Aus dem Englischen übersetzt.

Da die neue Methode des Lohgärbens hauptsächlich von dem Grundsatze abhängt: „Daß „Kalkwasser die Kräfte der Eichenrinde weit besser auszieht, als gemeines „Wasser;" so ist die erste Sorgfalt darauf zu verwenden, daß der Lohgärber wohl unterrichtet werde, in der Art und Weise dieses Kalkwasser zu bereiten.

1) Man schaffe sich ein großes Gefäß mit einem länglich viereckigen Wassertrog oder Zisterne an, dessen Tiefe wenigstens noch einmal so groß seyn muß, als die Breite, und der Inhalt sey im Verhältnisse zu den Arbeiten der Lohgärberei, in welcher man sie brauchen will.

2) Diese Zisterne muß in einem schicklichen Winkel des zur Gärberei gehörigen Gehöftes stehen, unter einem Obdache, und muß so angebracht werden, daß man aus derselben die Lauge in alle Lohgruben leiten kan; daher sie beträchtlich höher gestellt werden muß, als alle Lohgruben.

3) Die Zisterne muß einen Hahn an der Seite haben, ohngefähr einen Fuß über dem Boden derselben, daß man die darin enthaltene Lauge nach Belieben abzapfen könne, und im Boden muß sie ein rundes Loch haben, das etwa 5 bis 6 Zoll im Durchschnitte hat, und welches mit einem langen Plocke muß können verstopft werden; diese Oefnung würde schicklich über einem Abzuge angebracht seyn.

4) Die Zisterne muß oben einen Deckel von Brettern haben, die stark genug seyn müssen, einen Mann zu tragen, und in dem Deckel muß quer durch von einer Seite zur andern eine



*) Dieser nützliche Unterricht, der allgemein denen bekant zu werden verdient, die Gebrauch davon machen wollen, ist aus dem 54ten Stück der Hamburgischen Addreß-Comtoir-Nachrichten von d. J. genommen.

Oefnung seyn, von etwa zwei oder drei Fuß weit.

5) Könte man es so veranstalten, daß eine Wasserröhre mit laufendem Wasser könte in die Zisterne geleitet werden; so würde solches den Arbeitern einen guten Theil der Arbeit ersparen. Wäre aber dieses nicht möglich, so müßte eine Pumpe an einem der schicklichsten Orte angebracht werden, um von Zeit zu Zeit, wenn erforderlich, die Zisterne mit Wasser zu füllen.

6) Ist die Zisterne oder der Wassertrog einmal angebracht, (welches die einzige Verrichtung ist, die man bei der neuen Methode vom Garmachen des Leders, noch außer dem alten Zubehör brauchet) so ist die Zubereitung des Kalkwassers ungemein leicht und einfach.

7) Zuerst fülle man die Zisterne oder den Wassertrog mit Wasser, und auf jedes Oxhöft Wasser, die er enthält, muß man zehn oder zwölf Pfund guten ausgelöschten Kalk hinein werfen.

8) Man muß den Kalk mit der ganzen Menge von Wasser wohl vermischen, dadurch, daß man es mit einem Eimer oder einer Krücke wohl von Grund aufrühret, bis man siehet, daß die Kalktheilchen sich überall gleich stark im Wasser ausgebreitet haben, und die ganze Mischung die Farbe der Milch hat; denn lasse man es ein Paar Tage in Ruhe, um sich zu setzen, daß die unaufgelöseten Kalktheile Zeit haben, zu Boden zu fallen, und bis das Kalkwasser ganz klar und durchsichtig wird, wie Quellwasser. Denn ist dieses Kalkwasser vollkommen zum Gebrauche geschickt.

9) Der Hahn muß, wie zuvor gemeldet (3) wenigstens 12 Zoll über dem Boden der Zisterne angebracht seyn, damit man nur das recht klare Wasser abzapfen könne; und das Loch im Boden, welches allezeit verstopft seyn muß, ist dazu da, um die unaufgelößten Ueberbleibsel des Kalkes, so oft als es mögte nöthig seyn, durch Oefnung des Pflockes heraus zu schaffen, und den Kalktrog zu reinigen.

10) Nachdem das erste Gebräusel, (wie man es wohl nennen mögte) vom Kalkwasser ist verbraucht worden, so darf man den Kalktrog nur zum zweitenmal mit Wasser anfüllen. Man rühre nun den Satz des Kalkes vom Boden mit dem Eimer und der Krücke zum zweitenmal dergestalt auf, daß er sich durchs ganze Wasser ausbreiten und vermischen möge, wie zuvor ist angewiesen worden, und denn lasse man dasselbe wieder in Ruhe, daß es sich in der gehörigen Zeit setze. So kan man ein zweites Gebräusel von Kalkwasser erhalten, und auf dieselbe Weise kan man auch ein drittes, viertes, fünftes, und vielleicht ein sechstes von derselben ursprünglichen Menge von Kalk erhalten; so lange man nemlich noch findet, daß das Kalkwasser noch stark genug bleibet.

11) Man hat zwo Arten, an denen man erkennen kan, ob das Kalkwasser noch hinlänglich stark ist. Die erste ist der Geschmack, und durch ein wenig Uebung lernt man sehr leicht

das

das zu unterscheiden. Die zwote ist, daß man auf ein gewisses Häutchen (oder festen Schaum) Acht gebe, das wie die Scheibchen des allerdünnsten Eises sich auf der Oberfläche des Kalkwassers zeiget. So lange nun sich noch dieses Häutchen auf der Oberfläche des Kalkwassers im Kalktroge schwimmend zeiget, so lange kan man schließen, daß es noch nicht nöthig ist, frischen Kalk hinein zu werfen.

12) So bald aber das Häutchen aufhört, sich zu zeigen, oder man merkt am Geschmack, daß das Kalkwasser nicht mehr die erforderliche Stärke hat, denn nehme man den Pflock aus dem Boden des Kalktroges, und reinige denselben durch Wegfegung der groben Ueberbleibsel des Kalkes, und nachdem der Kalktrog ganz gesäubert worden ist, so kan man ein neues Gebräusel von Kalkwasser anfangen, nach der bereits oben Nr. 7 bis 11 vorgeschriebenen Methode, insbesondere in dem, was das Umrühren des Kalkes und der zum Setzen des Kalkwassers bis zu dessen völliger Klarheit erforderlichen Zeit betrift. Auf diese Weise nun fahre man fort von Jahre zu Jahre zu verfahren, und sorge dafür, daß man beständig einen erforderlichen Vorrath von Kalkwasser habe.

13) Dies Kalkwasser nun ist es, dessen man sich fortan bedienen muß, um künftig damit die Lohjauche statt mit gemeinem Wasser zu machen; und hierin besteht hauptsächlich aller Unterschied zwischen der alten und neuen Art vom Garmachen des Leders. Denn wenn die Lohjauche solchergestalt verfertigt ist, durch Einweichung der Lohe, oder gemahlenen Eichenrinde in Kalkwasser in den kleinen oder Handgruben, wie man es sonst zu thun pflegte: (nur mit dem Unterschiede, daß man die Lohjauche durch zwo Handgruben laufen lasse) so kan man sich derselben auf eben die Weise bedienen, wie man sich der gewöhnlichen (ohne Kalkwasser mit gemeinem Wasser verfertigten) Lohjauche zu bedienen pflegte; indem nicht der geringste Unterschied darf gemacht werden in Ansehung aller der Behandlung und Bearbeitung der Felle oder Häute, ehe sie in die Lohjauche kommen sollen. Jeder Umstand, der sich aufs Ausstreichen, Abpälen, Einäschern rc. der Häute bezieht, muß, wie vor bei der alten Art der Garmachung, wie der bei der neuen Art des Gärbens in Uebung gebracht werden; und die Waaren oder Blößen müssen die erforderliche Zeit in den Handgruben behandelt, und denn in die großen Lohgruben gelegt, und zwischen jeder Lage von Häuten mit Lohe bestreuet, und auch zu oberst mit einer Lage von Lohe bedeckt werden. So bald man findet, daß das Leder hinlänglich von der Lohjauche durchdrungen ist, d. i. daß es lohgar ist; so kan man es heraus nehmen, trocknen und nachgehends völlig zur Kaufmannswaare zubereiten, nach dem verschiedenen Gebrauche, wozu es bestimt ist. Nur beobachte man allemal, daß, ehe man die Lohjauche brauchet, man sie zuvor aus ei-

ner Handgrube in die andere laufen lasse, weil sie sonst das Leder schwarz machen könte.

14. Alles, was bisher ist gesagt worden, betrift nur die Bereitung von Schmalleder und Kalbleder: allein Sohlleder, das noch, ehe es in die Lohjauche kommen soll, in einer Säure oder Schwellfarbe muß eingeweicht werden, um die Zwischenräumchen des Leders aufzuschwellen oder aufzutreiben, erfordert auch bei der neuen Methode eine Bearbeitung, die von der alten Art verschieden ist.

15. Die Lohgärber (in England) bedienen sich nach der alten Art einer Säure oder Triebfarbe, die aus Rokken oder einer andern Getreideart gebrauet war; allein es ist nicht nur mühsam, diese Säure oder Triebfarbe zu brauen und zu gähren; sondern es bleibt dieselbe auch allemal ungewiß in Ansehung des Grades ihrer Säure und Stärke, indem solches vom Wetter und andern veränderlichen Umständen abhängt; überdem so sind diese Säuren gar oft im Stande, das Leder zu rotten, und sie können, ohne eine große und genaue Sorgfalt, dem innern Gewebe desselben sehr großen Schaden zufügen.

16. Diesem Uebel nun vorzubeugen, muß man dem Beispiele der Leinwand und Baumwollenbleicher folgen, welche sich einer Säure bedienen, die aus mit Wasser vermischtem Vitriolöl bereitet wird.

17. Es war gewiß mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, daß man die Leinenbleicher dazu bringen konte, ihre alten Säuren nicht mehr zu brauchen, welche von Rocken oder Gerste oder saurer Buttermilch verfertigt wurden; denn sie hatten die ungegründete Besorgniß, daß die vitriolische Säure ihre Leinwand zerfressen würde; allein die Erfahrung vieler Jahre hat sie endlich ihres Irrthums überzeugt, und jezt wird von ihnen gar keine andere Säure gebraucht. Eben so werden auch wohl einige Lohgärber zuerst besorgt seyn, die Vitriolsäure zu brauchen: aber ein wenig Uebung wird sie wohl überzeugen, wie viel vorzüglicher diese Säure vor ihrer gewöhnlichen sey. Sie werden finden, daß sie keiner Veränderung ausgesezt sey vom Wechsel des Wetters, oder den mannigfaltigen Graden der Wärme; und anstatt das Leder in die Fäulung übergehend zu machen, so giebt sie demselben ungewöhnliche Stärke; und Sohlen, die mit Vitriolsäure sind getrieben und aufgeschwellet worden, sind vorzüglich veste, und allezeit auch von dem mindesten Grade der Fäulung frei. Ueberdem kan dieselbe Säure mehrere Parteien von Leder zu treiben dienen, wenn man nur ein wenig Vitriolöl dazu sezt: und es darf nicht eher weggegossen werden, als bis es zum Gebrauche zu schmuzig und unrein, von den gar zu vielen auf einander hineingelegten Häuten, geworden ist.

18. Eine englische Pinte, (das ist ohngefähr eine halbe Quartbouteille) von dem stärksten Vitriolöl, das nicht mehr

mehr als 9 oder 10 englische Pfennige in England zur Stelle, (das ist ohngefähr 6 ggr. oder 6 ggr. 9 pf.) kostet, ist vollkommen hinlänglich, um zuerst damit eine Säure zu machen, zu der man 50 Gallons (1 Gallon hält 8 Pinten oder 4 Quartbouteillen,) Wasser braucht, daher alles, was man dabei zu thun hat, um das Sohlleder zu treiben oder aufzuschwellen, darin besteht, daß man die Häute in allem so voraus arbeite, wie man es sonst gewohnt ist zu thun; und wenn die Häute zum Treiben in der Säure fertig sind, so mische man eine Portion Vitriolöl und Wasser zusammen, die hinlänglich ist, um die Menge der Häute zu treiben, die man dazu vorräthig hat; nur beobachte man stets das obige Verhältniß, von 1 Maaß Vitriolöl zu 400 Maaß gemeinen Wassers, welches vollkommen genug ist, wenn das Vitriolöl nur von gehöriger Stärke ist. Die Häute können in der Säure oder Triebsarbe liegen, bis man siehet, daß sie genug getrieben sind: denn sie laufen keine Gefahr zu faulen, wie es wohl in der gewöhnlichen von Korn gebrauten Säure der Fall seyn würde, indem es wohl geschieht, daß sie darin zur Fäulung übergehen und das Leder rotten; dahingegen die von Vitriolöl gemachte Säure die Fäulung gänzlich abhält.

Anmerkung: Die Materialhändler in England verkaufen das Vitriolöl in sehr großen Flaschen die von 8 bis 10 Gallons, das ist ohngefähr 80 Pfund halten. In Deutschland aber komt ein Pfund recht gutes Vitriolöl ohngefähr 8 ggr. zu stehen, und ohngefähr 2 Pfund machen 1 Quart; und man kan recht gutes Vitriolöl aus dem Erzgebürge haben.

19. Findet man die Häute hinlänglich getrieben, so kan man sie sogleich in die Lohjauche legen, und das übrige zum Gärben erforderliche nach der alten Art dabei verrichten; und es wird sich zeigen, daß die Kalkwasser Lohjauche das Sohlleder sogar geschwinder durchdringet, als Fahlleder oder Kalbleder, wenn man nur abrechnet, daß sie auch dicker sind.

20. Man setze zum voraus, daß die Zisterne oder der Wassertrog angelegt, das Kalkwasser bereitet, und einige Gruben voll mit Kalkwasser bereiteter Lohjauche fertig sind, und daß diese Jauche durch zwo Gruben mit Lohe durchgelaufen ist, und also Zeit genug gehabt habe, daß das Kalkwasser auf die Rinde möge hinlänglich gewirket haben. Hat man einige Lohjauche vorräthig, die noch nach der alten Art verfertiget ist, so hat man nicht eben nöthig, sie ganz wegzuschütten, es sey denn, daß sie ihre Kraft ganz verloren habe, in welchem Falle man es wegschütten und seine Stelle mit neuer Kalkwasserlohjauche ersetzen kan.

21. In wenigen Tagen wird man schon den Unterschied bemerken, der zwischen den Lohjauchen und ihrer Wirksamkeit aufs Leder obwaltet, in Ansehung des Durchdringens vom Leder,

der, beides nach der alten und nach der neuen Weise: dergestalt nun kan man ohne Verlust oder Schaden die alte Lohjauche verbrauchen, und bald darauf einen Vorrath von Lohjauche sich anschaffen, die mit Kalkwasser verfertiget ist, und nachdem man die neue Methode völlig eingeführt, so wird die Arbeit sehr regelmäßig in eins fortgehen, und eine Partei Leder der andern in der Bearbeitung folgen, so geschwinde als es nur kan gahr gemacht und abgesetzt werden.

22. Das nach der neuen Methode verfertigte Leder ist von einer viel bessern Güte und Würde, als daß nach der alten Art zu gärben verfertigte, vornemlich Sohlleder, welches sich sehr wohl trägt, und nicht das geringste Merkmal von Fäulung an sich hat.

23. Man erinnere sich allemal, daß das Kalkwasser niemals kan gebraucht werden, es sey denn hinlänglich stark, und so klar als das reinste Quellwasser, das aus Felsen läuft.

24. So oft man frische Lohjauche verfertiget, muß man frisches Kalkwasser dazu brauchen, und die so verfertigte Jauche durch zwei Gruben laufen lassen. Die schon durchs Liegen auf den Häuten erschöpfte Lohjauche muß niemals zurück auf die Lohe geleitet, die in den Handgruben liegt, (wie man es jetzt mit der erschöpften Jauche macht,) sondern sie muß allezeit als gänzlich unnütz weggeschaft werden; daher man auch einen Abzug im Gärbegehöfte anlegen muß, die erschöpfte Lohjauche abzuführen.

25. Die Handgruben müssen eigentlich unter einem Dache seyn, damit die Jauche nicht durch hinzu gekommenes Regenwasser geschwächt werde; und sind die kleinen Lohgruben bedeckt, so ist es desto besser. Es ist nichts daran gelegen, ob die großen Lohgruben bedeckt sind, wenn man nur darauf sieht, daß dieselben denn, wenn die Häute darin liegen, ganz bis oben an voll gehalten werden.

26. Man muß allemal darauf sehen, daß man einen guten Vorrath von ungelöschtem Kalke habe, (denn ist er einmal gelöscht, so ist er untauglich, um Kalkwasser damit zu verfertigen,) daher suche man den Kalk ganz frisch von der Kalkbrennerei zu bekommen, und packe denselben unverzüglich in alte Fässer. Man wiege eines dieser Fässer, weil es dazu dienen kan, die Menge von Kalk zu bestimmen, die jedesmal in die Zisterne muß gethan werden, so oft man ein neues Gebräusel von Kalkwasser anfängt zu machen, und dieses geschieht nicht sowohl, weil eine so große Genauigkeit in der Menge des Kalkes erforderlich ist, indem ein zwanzig Pfunde mehr oder weniger nicht einen merklichen Unterschied in der Stärke des Kalkwassers verursachen, sondern weil es die Mühe eines abermaligen Wiegens erspart.

27. Alle die Auslage, die zu der Anschaffung des Kalkes erforderlich ist, und die in den allergrößten Gärbereien

bereien nicht mehr als eine Kleinigkeit ausmachen kan, wird mehr denn zu reichlich durch die Sparung der Eichenrinde ersezt: denn Kalkwasser ziehet die Eichenrinde vollkommen aus, und macht daher, daß die Lohjauche so viel weiter reichet, als die mit gemeinem Wasser verfertigte Jauche. Als einen Beweis hievon, so kan man doch noch eine recht starke Jauche aus der Lohe oder Eichenrinde ausziehn, die man schon als erschöpft ansieht, weil man mit gemeinem Wasser aus ihr schon einmal Jauche ausgezogen hat; wenn man nemlich noch einmal Kalkwasser darauf gießt.

Lohgärber werden diese neue Methode sehr leicht finden, jemehr sie mit derselben sich bekant machen, und es kan sehr wohl seyn, daß sie durch Erfahrungen weitere Entdeckungen machen werden. Die obige Anweisung ist völlig hinlänglich befunden worden, um einen Mann in Belfast, in Irland, in Stand zu setzen, dies Gewerbe der Gärberei sehr im Großen ganzer vier Jahre lang fortzuführen; und man glaubt daher, daß dieselbe Anweisung allein die Gärberei treibenden Personen gleich deutlich und verständlich seyn werde.

## Aeußerung des Baurenstandes bei Proclamation der Königin Christina in Schweden.

Wie der König Gustav Adolph im Jahr 1632 in der Schlacht bei **Lüzen** blieb, geriethen die Schweden durch den unverhoften Tod ihres großen Königes in die äußerste Bestürzung, als welcher den Staat gleichsam in einem Augenblick von dem höchsten Gipfel des Glücks in die größeste Furcht der Verwüstung und des gänzlichen Unterganges gestürzt hatte. Denn ob gleich die Stände des Königreichs der damals nur erst sechsjährigen Prinzeßin **Christina** die Thronfolge versichert hatten, so konten sich dieselben dennoch kaum überreden, daß das Ansehen der Vormünder dieser jungen Königin hinreichend seyn würde, die wichtigen Angelegenheiten in- und außerhalb dem Reich gehörig zu verwalten. Man lies indessen den Muth nicht sinken. Die Reichsstände hatten bereits die weibliche Nachkommenschaft **Carl des IX.** als des Großvaters der **Christina** der Thronfolge fähig erklärt. Sie erneuerten also den, unter **Gustav Adolph** vor seiner Abreise nach **Deutschland** gefaßten Entschluß, und riefen die **Christina** als Königin von Schweden öffentlich aus. Bei dieser Gelegenheit ereignete sich ein lustiger Zufall. Denn als der Reichstagsmarschall diese Sache den Ständen vortrug, so fiel ihm ein Mitglied des Baurenstandes, Namens **Lorenz** oder **Larßon** in die Rede, und fragte ihn: **Wer ist diese Tochter Gustavs? wir kennen dieselbe nicht**

**nicht, und haben sie niemals gesehen.** Als die ganze Versammlung hierüber laut zu werden anfing, so antwortete der Landmarschall: **Ich will sie euch zeigen, wenn ihr es verlanget.** Er ging auch so gleich hin, die *Christina* zu hohlen. Er führte sie in die Versammlung der Stände, und zeigte sie den Bauren, und insonderheit dem vorerwehntem *Larsson*. Nachdem derselbe eine Zeilang sie angesehen, und in der Nähe genau betrachtet hatte, so rief er überlaut aus: **Sie ist es selbst. Sehet da die Nase, die Augen, und die Stirne Gustavs. Sie soll unsere Königin seyn.** So gleich riefen die sämtlichen Stände sie mit einhelliger Stimme als Königin von Schweden aus, und setzten sie auf den Thron.

Arkenholz Merkwürdigkeiten zur Geschichte der Königin Christina, T. I. S. 23.

---

## Besonderes Ceremoniel aus dem vorigen Jahrhundert.

Die Schweden hatten mit den Pohlen nach einem, beinahe 37jährigen Kriege im Jahr 1629 einen Waffenstillstand auf 6 Jahr getroffen, und wünschten nach Ablauf dieser Jahre denselben zu verlängern. Durch Vermittelung des Grafen **Peter Brahe** wurde zu **Stumsdorf** im Jahr 1635 dieser Waffenstillstand in einen andern auf 26 Jahr verwandelt. **Karl Ogier**, der sich damals in dem Gefolge des französischen Gesandten befand, berichtet von dieser Negociation folgende lustige Begebenheit. Als die schwedischen und pohlnischen Bevollmächtigten bei diesem Congreß das erste mal in einem Saale zusammen kamen, so näherten sie sich einander mit abgemessenen Schritten. Als sie nun nahe genug beisammen waren, sahen sie sich einander sehr ernsthaft an, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich brach der pohlnische Canzler **Christoph Zadsik**, der wegen Unpäßlichkeit nicht länger stehen konte, los, und sagte: **Um den Anfang in der Höflichkeit bei uns zu machen, so wünschen wir euch, Erlauchte Herren Schweden, einen guten Tag.** Worauf der Canzler *Oxenstierna*, der dieses als einen Verweiß des Stolzes seiner Nation ansahe, so gleich erwiederte: **Und damit wir nicht undankbar seyn mögen, so wünschen wir euch, Erlauchte Herren Pohlen, gesunde Vernunft.**

Nach diesen Worten schritten sie zur Sache, und nahmen ihre Angelegenheiten vor. **Ogier** fügt hinzu: Er habe beide Theile über diese Begrüssungsreden urtheilen hören, da dann der eine sie für eine verschwendete gutwillige Höflichkeit, dazu sie gar nicht verpflichtet gewesen, der andere aber für ein Merkmal einer angemaßten Hoheit ausgegeben hätte.

S. Arkenholz Merkwürdigkeiten zur Geschichte der Königin Christina von Schweden. Tom. I. p. 137. 138.

Hannoverisches Magazin.

66tes Stück.

Freitag, den 17ten August 1781.

## Nachrichten von Indien *).

Es ist einem Reisenden in Indostan sehr schwer, sich alle Nachrichten von der Beschaffenheit des Landes, die er wünscht, zu verschaffen a).

Die Braminen sind zwar die Gelehrtesten unter den Indiern, an die man sich folglich wenden muß, allein sie hören die Fragen, die man ihnen vorlegt größten Theils mit Unwillen, und gar oft mit der größten Verachtung an. Diese Verachtung ist vermuthlich ihrer Unwissenheit von dem Zustande der Wissenschaften in Europa, großen Meinung von dem Alter ihrer Kenntnisse, und ihren Religionsvorurtheilen zuzuschreiben.

Die Braminen, die sehr viel ähnliches mit den ägyptischen Priestern haben, von denen uns Strabo ein Gemälde hinterlassen hat, theilen ihre Wissenschaften andern eben so ungerne mit wie diese, und bezeigen einen grossen Widerwillen Schüler anzunehmen.

Ein Indier, oder Gentove, kan seine Religion verlassen und ein Christ oder Mahumedaner werden; seine ganze Strafe bestehet darin, daß man ihn von seiner Kaste oder Stamme ausschließt. Allein kein Mahumedaner oder irgend ein anderer Religionsverwandte darf je die Religion der Braminen annehmen. Sie wird blos wie ein Geburtsrecht angesehn, von welchem jeder, der nicht ein geborner Gentove ist, schlechterdings ausgeschlossen bleibt.

Es ist daher gar nicht zu bewundern, daß Leute, die in diesen Grundsätzen von ihrer frühesten Jugend an er-



*) Diese Nachrichten sind ein kurzer Auszug aus dem 6ten Capitel von le Gentils Reisen in den indischen Meeren in den Jahren 1761 bis 1769. Aus dem Französischen. Hamburg 1781.

a) „Mein drei und zwanzig monatlicher Aufenthalt zu Pondichery, sagt Herr le Gentil verschafte mir Gelegenheit, mir einige Kenntnisse von dem Zustande Indiens bekant zu machen, die, wie ich glaube, die Wißbegierde der Europäer erregen können. Vielleicht erstrecken sich meine Nachrichten, die ich davon mittheile, nur über wenig Gegenstände, allein sie haben doch wenigstens das Verdienst, daß man sich auf ihre Richtigkeit völlig verlassen kan.„

erzogen werden, sich eben nicht beeifern, Fremde zu unterrichten, die aus Neugierde ihre Sitten, Gewohnheiten, Gebräuche und Religion kennen zu lernen wünschen.

Diese Schwierigkeit macht, daß man Indien in Rücksicht auf uns, als ein ziemlich neues Land ansehen kan. Wenn man davon eine so genaue Nachricht einziehen wolte, als wir dem Ritter Chardin über Persien zu danken haben, so müßte man sich viele Jahre lang darin aufhalten, und unermeßliche Summen aufwenden, da die Braminen das Gold sehr lieben. Außerdem würde es für einen einzelnen Mann unmöglich seyn, das ganze Land zu übersehen, sondern Reisende von Kenntnissen müßten sich in verschiedene Provinzen theilen, nach einerlei Plane handeln, und fleißig Briefe mit einander wechseln. Vorzüglich aber müßten sie suchen, die gelehrte Sprache zu lernen, um die indischen Bücher lesen zu können, ohne welche ihnen viele Sachen unbekant, oder wenigstens ungewiß bleiben würden.

Alle diese Gründe bewogen Herrn le Gentil, nur wenig, aber lauter zuverläßige Nachrichten in seinem Tagebuche niederzuschreiben.

Auf der Ostseite der Halbinsel diesseits des Ganges, die sich gegen Süden mit dem Vorgebirge Komorin endigt, liegt die Küste Koromandel, und auf der Westseite die Küste Malabar.

Die Indier auf diesen beiden Küsten theilen sich, wie die übrigen Völkerschaften in Indostan, in verschiedene Kasten oder Stämme. Die Einwohner auf der Küste Koromandel nennen sich Tamulen, und werden von den Europäern oft unrichtig Malabaren genannt.

Diese Tamulen wollen alle aus Tanschaur und Madurè abstammen; sie haben alle einerlei Sprache, die aber von der Sprache der Malabaren auf der westlichen Küste sehr verschieden ist. Die Tamulen haben sich längst der ganzen Küste von Karnate, und selbst tief ins Land hinein ausgebreitet. Sie erwarben sich gewissermaaßen die Herrschaft des Landes, da sie, nach ihrer Erzählung die Einwohner überredeten, die Wälder zu verlassen, in denen sie wie wilde Thiere lebten. Sie machten sie darauf etwas gesitteter, aber ihre Verachtung für diese Armen Leute geht noch so weit, daß sie vielleicht glücklicher gewesen wären, wenn man sie ruhig in ihren Wäldern gelassen hätte. Sie gehören zwar jetzt zum Volk, allein sie machen den niedrigsten Stamm aus, der unter dem Namen der *Parias* bekant ist, und zu den schlechtesten Arbeiten gebraucht wird. Sie dürfen auch nie darauf hoffen, von ihrem elenden Zustande befreiet zu werden, da die Stämme sich niemals mit einander vermischen.

Die Tamulen behaupten schon vor undenklichen Jahren auf der Küste Karnate gewohnt zu haben.

Sie beteten vor Zeiten einen Gott an, den sie Baouth nannten, und noch jetzt

jezt soll es Indier geben, die ins geheim diese Gottheit erkennen und verehren.

Sonst gestehen die Tamulen, daß sie ihre Sternkunde und ihre jezige Religion den Braminen zu danken haben, die aus Norden nach Tanschaur und Madurè kamen. Allein sie können nicht bestimmen, wenn dies eigentlich geschah; oder aus welchem nordischen Lande die Braminen kamen, die blos durch ihre Beredtsamkeit und durch ihre strenge Lebensart es dahin brachten, daß die Verehrung des Gottes Baouth aufgehoben, und seine Priester verjagt wurden.

Man begreift gewöhnlich nach dem Beispiele der Portugiesen die ganze westliche Küste der vordern Halbinsel von Indien unter dem Namen der Küste Malabar, ungeachtet sie eigentlich blos einen kleinen Theil derselben ausmacht, da sie sich vom Vorgebirge Komorin nur nach Mahé hinauf erstrecket. Aus einem ähnlichen Irrthum dehnt man den Namen der Küste Koromandel auf die ganze östliche Küste bis an das Königreich Golkonda aus, da sie doch blos die Küste der Reiche Madurè und Tanschaur unter sich begreift, und schon zu Portonovo, etwa eilf Meilen südwärts von Pondichery, aufhört. Zu Portonovo erhält die Küste den Namen der Küste von Karnate, die sich bis an das Königreich Golkonda erstrecket.

Einen noch größern Fehler begehn die Europäer in Rücksicht auf die Mogolen, die eigentlich das herrschende Volk fast auf der ganzen diesseitigen Halbinsel ausmachen, und Muhamedaner sind. Die Portugiesen nannten sie ihrer Religion wegen Mohren, und noch jezt heißen alle Einwohner von Indien so, die nicht zur heidnischen Religion gehören. Diesen Fehler findet man in verschiedenen Büchern, und selbst in neuern Nachrichten und Erdbeschreibungen. Die Mogolen gehören zwar zur mahumedanischen Religion, allein sie stammen von Tataren ab, und das Wort Mogol bedeutet weiß.

Die Araber besuchten vor Zeiten die Küste Koromandel der Handlung wegen. Sie verheiratheten sich mit Frauen aus dem Lande, und machten eine besondere Kaste aus, die jezt fast aus lauter Schneidern bestehet, und der mahumedanischen Religion zugethan sind. Mit den Mogolen haben selbige nichts, wie die Religion gemein, in Sitten und Gebräuchen aber sind sie sehr von ihnen unterschieden.

Die Einwohner auf der Küste Koromandel und in den übrigen Gegenden Indiens sind fast überall auf eine ähnliche Art gekleidet. Diese ihre Kleidung ist seit mehr als zweitausend Jahren keinen Veränderungen unterworfen gewesen; denn man findet sie bei alten Schriftstellern völlig so beschrieben, als sie noch jezt getragen wird.

Die Kleidung der Frauensleute ist nach dem Range ihrer Kaste verschieden. So dürfen zum Beispiel die Frauen der Tamulen kein Korsit tragen, welches ein Vorzug der Frauen

der Talenger ist, die zu einer hohen Kaste zu Masulipatam gehören.

Die Indier sind überhaupt schön und wohl gebauet. Sie haben ein schwarzes, lebhaftes, geistvolles Auge. Ihre Farbe ist bekant. Man findet sehr hübsche und gut gewachsene Frauenzimmer unter ihnen, die völlig europäische Züge haben.

Man kennet bei ihnen weder die Banden der Windeln, noch die Qualen der Schnürbrüste, sondern ihr Wuchs hängt von der Natur allein ab.

Die Kaste der Braminen zeichnet sich vorzüglich durch ihre Schönheit aus. Man sieht im ganzen Stamme die schönsten Weiber und die niedlichsten Kinder, und überall herrscht die größte Reinlichkeit.

Die indischen Häuser sind von aussen sehr gut verwahrt. Vor denselben findet man eine kleine zwei Fuß hohe Mauer die mit einem Vordache bedeckt ist, das auf Pfeilern ruht, und unter welchem die Einwohner in der heißen Jahrszeit des Nachts mit der größten Sicherheit schlafen.

Das Stück Zeug, welches sie bei Tage um den Leib wickeln, und über die Schulter schlagen, dient ihnen des Nachts zur Decke. Unter diesen Gallerien bleiben die Frauenspersonen während ihrer monatlichen Reinigung, da es ihnen nicht erlaubt ist ins Haus zu kommen.

Die indischen Frauen lassen sich nicht gern sehen. Sie vermeiden sehr die Gelegenheit mit sonst Jemand, ausser mit ihren Männern, zu reden. Wenn sie vor der Thür stehen, und man bleibt stehen, um sie recht zu betrachten, so sehen sie dies für eine Beleidigung an, und zeigen ihre Unzufriedenheit darüber deutlich durch ihre Geberden.

Ueberhaupt sollen die indischen Frauen ihren Männern sehr treu seyn. Der Ehebruch ist bei den Frauen der erwähnten Gentoven äußerst selten, und ereignet sich nur dann und wann bei den niedrigsten Klassen. Die Frauen der Mahumedaner stehen nicht in völlig so gutem Rufe, und müssen durch Riegel, Blendfenster und beständige Wächter in Ordnung gehalten werden.

Bei indischen Hochzeiten werden besondere Feierlichkeiten beobachtet. Man trägt den Bräutigam und die Braut verschiedene Tage in den Strassen der Stadt spazieren. Jeder hat seinen prächtigen Palankin, vor welchen ein ansehnlicher Trupp Musikanten hergeht.

Bei Leuten vom Range des Adels ist noch eine Wache, die mit langen Piken bewafnet ist.

Man schlägt mitten auf der Gasse einen Pandal auf. Dies ist eine Art von Staatssaal, über den eine große Decke von Zeug gezogen wird, um die Sonne abzuhalten. Dieser Saal wird nach dem Vermögen der jungen Eheleute ausgeziert. Die neuen Eheleute ruhen einige Zeit unter diesem Zelte aus, um die Tänze der Bayaderes anzusehen, womit überhaupt der ganze Abend zugebracht wird. Während dieser Zeit werden die Anwesenden beräu-

chert

chert und mit wohlriechenden Wassern besprengt, und man giebt einem jeden einen großen Kranz von Mugryblumen. Allein es darf sich nicht jeder Indier in einem Palankin tragen, oder sich von Pikenirern begleiten, und Pandalen aufschlagen lassen.

Man hat in Indien eine Art kleiner Karren auf zwei Rädern, die man **Garis** nennt, und von zwei Ochsen gezogen werden. Es können drei bis vier Personen darauf fortkommen, und man reist so geschwind damit, daß Pferde stark traben müssen, um einem solchen Fuhrwerke folgen zu können.

Diese Fuhrwerke, deren sich die Mogolen vorzüglich bedienen, sind durchgehends in Indien eingeführt. Sie haben die Gestalt eines Zeltes und man sitzt sicher darin vor den Sonnenstralen.

Die Mogolen suchen eine große Pracht darin, ein Paar sehr schöner und einander völlig gleicher Ochsen zu haben. Es wird das Paar davon zuweilen mit zwei bis dreitausend Livern bezahlt. Man bemahlt ihnen die Hörner. Ihr Gang ist ein starker Trab. Tavernier erzählt, daß diese Ochsen sehr stark sind, daß man Reisen von sechszig Tagen mit ihnen macht, und an jedem Tage zwölf bis achtzehn französische Meilen in einem Trabe zurücksetzt. Sie sind völlig so leicht zu regieren als Pferde, und dies geschieht vermittelst eines Seils, der ihnen durch den Nasenknorpel gezogen wird.

Indien ist zwar sehr bevölkert, aber doch noch lange nicht so sehr als man es in diesem Himmelsstriche vermuthen könte. Sittliche Ursachen hindern vermuthlich die Bevölkerung, zu der sonst alles aufzumuntern scheint. Aber ausser diesem günstigen Einflusse des Klima, trägt noch die Religion der Indier viel zur Bevölkerung bei, wie solches unten bei der Religion der Braminen gezeigt werden soll.

Die Erziehung der Indier erstreckt sich nicht weit. Die Knaben lernen lesen und schreiben, und vorzüglich rechnen. Man sieht, wenn man auf den Gassen zu Pondichery spazieren geht, öffentliche Schulen unter den vorhin erwähnten Vordächern. Die jungen Knaben sitzen darin Reihenweise, und haben kleine Bücher von trocknen Pisangblättern in der Hand. Diese Blätter sind auf den Seiten los, oben an einander geheftet, und haben wenigstens zehn Zoll in der Länge. In der andern Hand haben die Kinder einen feinen Stift, mit welchem sie schreiben.

Dieser Stift macht nur einen leichten, aber deutlichen Zug, der sich blos durch die leichte Haut erstreckt, mit welcher das Blatt bedeckt ist.

Man hört bei diesen Schulen immer ein leises Gemurmel, indem die Kinder ihre Lektion laut hersagen. Es ist immer ein Bramine mit einem Rohr dabei, um sie in Ehrfurcht und Ordnung zu erhalten.

Mädchen lernen nichts, als was zu ihrer Religion gehört. Dieser Unterricht wird ihnen im Hause gegeben.

Die Indier sind sehr geschickt, und haben eine bewundernswürdige Geduld in ihren Arbeiten. Ihre Pagoden

den geben davon ein deutliches Beispiel ab.

Das Taglohn ist in Indien sehr niedrig, da die Bedürfnisse der Indier nur gering sind. Eine Hand voll Reis macht ihre Speise, und ein Stück Zeug ihre Kleidung aus.

Jetzt verdient sich ein Taglöhner, ein Träger u. d. gl. drei Rupien des Monats, welches 5 Sous (etwa 2¼ Schilling) auf den Tag macht.

Eben so viel bekommen Mauerleute, allein Handlangern giebt man nicht über vier Sous. Von diesem wenigen Gelde lebt ein Arbeiter mit seiner Frau und seinen Kindern. Kinder, die arbeiten können, verdienen sich drittehalb bis drei Sous des Tages.

Diese Leute können zwar bei ihrer schlechten Nahrung keine starke Arbeit aushalten, sie arbeiten daher nur wenig, allein dabei sind sie doch den größten Theil des Tages über der brennendsten Hitze ausgesetzt.

Sie brauchen ihren Granit, eine sehr harte Steinart, zu brechen, blos ein spitziges Messer oder Stift, und einen Hammer. Mit diesen elenden Werkzeugen brechen sie die ungeheuren Klumpen Granit, die man in ihren Pagoden auf der Küste Koromandel sieht.

Die Indier haben die Geduld, eine Säule in ihrer waagrechten Lage im Steinbruche selbst, mit ihrem Stifte und Hammer zu behauen, so daß sie unten nur noch mit einem schmahlen Streife mit dem Felsen zusammen hängt. Wenn sie so weit fertig ist, so meisseln sie auch diesen Streif ab, und machen sie dadurch völlig los.

Einige dieser Säulen sind vier und zwanzig Fuß lang, und ihre Grundfläche hält sechs Fuß. Bei verschiedenen sind am Fußgestell ganze Figuren ausgehauen, die mit der Säule zusammen laufen.

Eine eben so bewundernswürdige Arbeit, sind die berühmten Ketten von Stein, von denen man noch Spuren an der Pagode zu Tharambrun findet.

Ueberhaupt sind die Indier sehr geschickt. Man findet Seiltänzer, Taschenspieler, und sogenannte **Racke Männer** unter ihnen, die die europäischen bei weitem übertreffen sollen. Eben diese Gaukler sollen auch die Kunst besitzen, Schlangen ihr Gift zu nehmen, sie zahm zu machen, und nach einer Art von Sackpfeife tanzen zu lehren.

Die morgenländische Gewohnheit des Reibens ist auch auf der Küste Koromandel eingeführt. Man liegt dabei im blossen Hemde auf einem Sopha, und läßt sich alle Glieder am ganzen Körper mit geballten Händen reiben, und die äußern Gliedmaaßen bis zum Krachen ausrecken. Es giebt einige Männer und Frauen zu dieser Arbeit, die sie mit besondrer Geschicklichkeit verrichten.

Man glaubt, daß dieses Reiben in Indien der Gesundheit sehr zuträglich sey, um den Umlauf der Säfte zu befördern, die von der Hitze leicht zu sehr verdickt werden.

Viele europäische Frauen lassen sich auf

auf diese Art fast täglich reiben, welches gewöhnlich zur Zeit der Mittagsruhe geschieht.

Die Reichen liegen dabei auf einer Menge kleiner Küssen, die sehr weich, und mit einer Art feiner Wolle ausgestopft sind, welche auf einem großen Baume wächst, den man Quettier nennt. Die Europäer selbst ahmen diese Gewohnheit schon nach, und die Indier halten so viel darauf, daß sie einen großen Theil ihrer Gottheiten auf solchen Küssen liegend vorstellen.

Was die Religion der Tamulischen Indier anbetrift, so sehen die meisten Schriftsteller die Indier in Rücksicht auf ihre Religion als ein dummes und abergläubisches Volk an, und beschreiben diese fast immer als den gröbsten Götzendienst.

Eine bloße Beschreibung der Religionsgebräuche ist nicht hinreichend, um ein Volk kennen zu lernen, und in Indien muß ein Reisender eine vollkommne Kenntniß der Landessprache besitzen, um in die Geheimnisse der dortigen Religion eindringen zu können. Die klügern Indier suchten eben nicht ihre Kenntnisse dem Volke mitzutheilen, und daher verhüllten sie Geheimnisse der Natur und der Religion, oder so gar auch Hauptbegebenheiten aus der Geschichte unter Allegorien und Zeichen.

Vieles das uns jetzt sehr lächerlich und unvernünftig vorkömt, würde uns daher erträglicher scheinen, wenn es uns von einem vernünftigen und aufrichtigen Braminen erklärt würde.

Hollwell verstand die gelehrte Sprache der Braminen, und sammelte mit vieler Mühe und Kosten einige sehr seltene Handschriften, unter welchen sich auch zwei Handschriften des **Schastah** befanden. In diesem Buche sind die Lehren der indischen Religion in Indostan und Bengalen enthalten, so wie der **Wedam** die Lehrsätze der Indier auf der Küste Malabar, Koromandel, und von der Insel Seelàn in sich faßt. Herr Hollwell glaubt, daß diese beiden Bücher anfänglich nur eins ausmachten, und daß der **Wedam** nur ein verdorbener Auszug aus dem **Schastah** ist. Wir haben ihm eine Uebersetzung dieses Buchs zu danken, und man sieht daraus beim ersten Anblick, daß die Aegyptier, Griechen und Römer ihre Götterlehre, ihre Religionsgebräuche und ihre Götzenbilder von den Braminen hernahmen, so sehr sie auch von ihnen verstellt wurden.

Ihr System in Rücksicht auf das höchste Wesen stimmt mit den Begriffen des Plato und Marcus Antonius ziemlich überein. Sie glauben nemlich eine allgemeine Seele, die in allen Theilen des Ganzen verbreitet ist, und die Virgil nach dem Plato so schön beschreibt:

> Spiritus intus alit, totamque infusa per artus
> Mens agitat molem & magno se corpore miscet.
>
> *Aeneid* L. VI. V. 536.

Dies ist noch jetzt das System der Braminen, auf welches sich die ganze Religion gründet, die sie in der dies-

seitigen

seitigen Halbinsel Indiens eingeführt haben.

Als die Braminen zuerst nach Tanschauer kamen, suchten sie sich vorzüglich bei dem Fürsten einzuschmeicheln, da sie hoffen konten, daß in einem Lande, worin eine völlig uneingeschränkte Regierungsform eingeführt war, das Beispiel des Regenten viel auf die Unterthanen wirken würde. Die Priester des Baouth wandten zwar alles an, ihre Absichten zu hintertreiben, und die Braminen würden auch nicht durchgedrungen seyn, wenn sie nicht ihre Zuflucht zu Wundern genommen hätten. Sie liessen sich einen Menschen bringen, der das Fieber hatte, heilten in Gegenwart des Königs die eine Seite desselben, und verlangten nun von den Priestern des Baouth, sie solten auch das Fieber aus der andern Seite dieses Menschen vertreiben. Natürlicherweise kam diesen dieser Streich zu unerwartet, als daß sie solches hätten leisten können. Die Braminen liessen sich zwar auch nicht darauf ein, aber dem ungeachtet war dies Wunderwerk dem Könige so auffallend, daß er die Priester des Baouth verjagte, und seine Bildsäulen umstürzen ließ.

Die Religion der Braminen nimt zwar ein höchstes Wesen an, allein sie giebt ihm noch verschiedene Untergottheiten zu.

Es gab nach der Aussage ihrer Lehrer eine Frau, die Paraxakti hieß, welches die **fürtreflichste und höchste Macht** bedeutet, diese Frau hatte drei Söhne.

Der erste hatte fünf Köpfe und hieß **Brama**, welches Wissenschaft bedeutet, und erhielt von ihr das Vermögen, alle sichtbare und unsichtbare Dinge allein zu schaffen.

Der zweite hieß **Wixnu**, und hatte das Vermögen, das zu erhalten, was sein Bruder gemacht hatte.

Der dritte, der ebenfalls fünf Köpfe hatte, ward von seiner Mutter **Rütran** genannt, und empfing das Vermögen, alles zu vernichten, was seine Brüder geschaffen hatten und erhalten wolten.

Diese drei Brüder, die die Obergottheiten der Gentoven ausmachen, heiratheten ihre eigene Mutter.

Die Fortsetzung folgt künftig.

---

## Anfrage.

In einer hohen Stiftskirche befindet sich eine Orgel, deren äußere Zierrathen bestehen in Bildhauerarbeit, meistentheils von Lindenholz, nur wenige von andern Holzarten. Diese Zierrathen sind von Würmern durchgefressen, würden jedoch die Würmer bei Zeiten noch getödtet, und dem weitern Uebel vorgebeuget, so könten sie erhalten werden. Diesen Zweck zu erreichen wünscht man zu erfahren:

Welches das beste Mittel sey, die Würmer zu tödten? Ob durch Anstrich? oder, wie sonst? und aus welchen Materialien die Anstrichfarbe bestehen müsse?

Hannoverisches Magazin.

67tes Stück.

Montag, den 20ten August 1781.

## Nachrichten von Indien.

(Fortsetzung.)

Es scheint aus dieser Fabel, daß die Indier drei Grundwesen annehmen, ein hervorbringendes, ein erhaltendes und ein zerstöhrendes. Nach ihren Begriffen müssen das erste und letzte mehr Kraft nöthig haben als das erhaltende, weil sie diesem nur einen Kopf, jenen aber fünf Köpfe zuschreiben.

Dies System wird fast durchgehends von allen Lehrern der Gentoven angenommen, allein es entstanden daraus auf der Küste Koromandel fünf Hauptsekten. Die erste sieht **Paraxakti** als die einzige Ursache aller Dinge an, und verlangt daher, daß man sie als die erste Gottheit anbeten soll; andere nehmen **Brama**, andere, und zwar die meisten **Wixnu**, und andere wieder **Kütran** dafür an. Einige aber behaupten, daß keiner von diesen für sich, sondern nur in Verbindung mit **Paraxakti** als Gott anzusehen ist.

Man sieht aus dieser kurzen Nachricht, daß die Indier zwar in ihrer Dogmatik etwas verschieden sind, aber dennoch insgesamt ein erstes unabhängiges Wesen anerkennen. Einige Tamulen gestehen so gar, daß sie so gut wie wir, einen einzigen Gott erkennen und anbeten. Die drei Grundwesen der Indier, **Brama**, **Wixnu** und **Kütran** kan man also blos als personifizirte Eigenschaften der Gottheit ansehen.

Es giebt keine kleine Stadt, und so gar nicht einmal ein Dorf, das nicht seine größere oder kleinere Pagode hätte. Man findet sie so gar häufig mitten auf dem Felde; doch sind diese leztern nur sehr klein, und könten eher für Kapellen und Bethäuser angesehen werden. Einige darunter haben höchstens für sechs, und andere so gar kaum für ein Paar Leute hinreichenden Platz; doch steht in jeder das Bild einer Gottheit von Stein oder Erzt.

Die Größe der Pagoden und die Höhe ihrer Thürme, sind dem Range einer jeden Gottheit angemessen.

Die großen Pagoden sind fast alle nach einem Plan gebauet, doch sind sie in den äußern Zierrathen sehr von ein-

ander unterschieden. Nimmt man blos das äußerliche, so haben sie ein feierliches und prächtiges Ansehn, das viel von der innern Pracht zu versprechen scheint, die aber ganz fehlt.

Wenn eine Pagode aufgeführt werden soll, so führt man eine Kuh ungefähr in die Gegend, wo man sie anlegen will, und läßt sie des Nachts frei herum laufen. Den nächsten Morgen gehn die Braminen so früh als der Tag anbricht in die Gegend, und suchen mit vieler Sorgfalt die Stelle auf, wo die Kuh ihren Dünger hat fallen lassen. Dies ist der Platz, den sich die Gottheit wählte, und man zieht den Mittagskreis darüber, nach welchem die Pagode ihre Richtung erhält. Auf der eigentlichen Stelle, wo der Kuhdünger lag, der den Indiern sehr heilig ist, gräbt man ein tiefes Loch, in welches eine ziemlich hoch über der Erde hervorragende Säule gesetzt wird, welche dem Bilde des Gottes zum Fußgestell dienet. Und nach dieser Säule wird vermuthlich auch der Mittagskreis gezogen.

Man mißt darauf einen großen Hofplatz ab, der mit einer Mauer von gehauenen Steinen eingefaßt wird. Dieser Hof ist bei vielen Pagoden etwas länger als breit. Inwendig geht längst der Mauer eine Gallerie umher, die aus Pfeilern von ungefähr zwanzig Fuß Höhe besteht, auf denen ein grosses plattes Dach von großen gehauenen Steinen ruht. Es giebt immer einen Teich im Hofe.

Man kömt zu den Pagoden immer durch lange und breite Gänge von Bäumen, die auf ein Portal führen, das von einer schönen und sehr hohen Pyramide gemacht wird. Das Hauptgebäude der Pagode liegt mitten im Hofe. Sie hat ebenfalls ihr Portal oder ihre Pyramide, die etwas höher und noch mehr mit Zierrathen angefüllt ist, als die erste.

Innerhalb des Hofes stehn in der Gallerie eine Menge sonderbarer Gözzenbilder. In der Pagode selbst geht alles in der größten Dunkelheit zu. Man hat kein andres Tageslicht darin, als durch eine enge und niedrige Thür, und durch eine Art von Dachfenster, wodurch blos einige Stralen herab fallen können. In den verschiedenen Nischen sieht man Figuren in einer äußerst unbescheidenen Stellung.

In den Teichen der Pagoden verrichten die Indier ihre Reinigung, die ein Hauptstück ihrer Religion ausmacht.

Die Pagoden auf der Küste Malabar sind fast alle von Marmor, auf der Küste Koromandel hingegen theils von Granit, theils von Ziegelsteinen. Sie kosten nicht viel zu bauen, ungeachtet alle sehr stark angelegt sind.

Die Indier haben ihre ordentlichen Feste bei ihren Pagoden. Die Wagenprozession ist eins der vorzüglichsten davon, und geschieht mit vieler Pracht, Ordnung und Feierlichkeit. Sie wird nur einmal im Jahr gehalten. Zu Wilnur, einer kleinen indischen Stadt, zwei Meilen von Pondichery, geschah dies im Sommer um

die

die Zeit des Vollmondes. Bei schönem Wetter finden sich eine ungeheure Menge Menschen dazu ein.

Die Wagen, oder vielmehr die Karren, sind sehr plumpe Maschinen, und sind zu groß, um in die Pagode gebracht werden zu können. Sie werden daher unter Schuppen bewahrt, die innerhalb der Ringmauer der Pagode, oder doch an einer dazu gehörigen Stelle angebracht sind. Man ziert sie etliche Tage vor dem Feste aus, und stellt die Götzenbilder bei einander in gehöriger Ordnung darauf.

Wenn man Elephanten hat, so läßt man sie voraufgehn. Dies Thier ist zwar an sich selbst sehr häßlich, allein es verliert seine Häßlichkeit, wenn es nach der indischen Art bemahlt und geschmückt ist.

Herr le Gentil beschreibt uns die Wagenprozeßion, die er am 29ten Mai 1768 zu Wilnur mit ansahe, folgendermaaßen: Man hatte daselbst keine Elephanten, sagt er, und der Zug fing sich daher mit einem Kameel an, auf welchem ein Indier saß, der von Zeit zu Zeit mit den Händen auf eine kleine Trommel schlug, die sie **Tamtome** nennen. Unmittelbar darauf folgten zwei lange Reihen Fackelträger.

Diese Fackeln bestehn eigentlich aus einer Art Feuerbecken, die nicht sehr breit, aber ziemlich tief sind. Sie sitzen auf einem drei bis vier Fuß langen Stocke, und werden mit Kuhdünger, der an der Sonne gut getrocknet ist, angefüllt. Dieser Kuhdünger wird angesteckt, und von Zeit zu Zeit mit Oel angefeuchtet, wodurch sich ein widriger Geruch verbreitet. Dies ist aller Weihrauch, den die Indier ihrer Gottheit anbieten.

Auf die Fackelträger folgten zehn weiß gekleidete Tänzerinnen, die in zwei Reihen gestellt waren, und dicht hinter ihnen kamen die Wagen selbst.

Vor dem ganzen Zuge befand sich der Cerimonienmeister, der von Zeit zu Zeit mit einem kleinen Glöckchen läutet. Auf dies Zeichen macht der Zug halte, und die Tänzerinnen tanzen einige Augenblicke um die Bildnisse herum, worauf sich die Prozeßion wieder in den Marsch setzt.

Der Zug ging einige mal um die Pagode herum, und hielt jedesmal etwas länger still, als auf den andern Stellen; auch die Tänzerinnen zeigten alsdann alle ihre Künste, und machten vorzüglich außerordentlich starke Stücke.

Die Tänzerinnen, oder Bayaderes, sind der Hauptzeitvertreib der reichen Leute in Indien. Es giebt kein Fest, keine öffentliche Zusammenkunft, und keine Hochzeit, wo man nicht solche Tänzerinnen fände. Fast alle Reisende behaupten, daß es ganze Truppen Tänzerinnen giebt, die bei den Pagoden angestellet, und blos zum Dienst der Braminen bestimmt sind, und vielleicht mag diese Gewohnheit auf der Küste Malabar wirklich statt finden, allein auf der Küste Koromandel ist sie völlig unbekant.

Die Bayaderes auf der Küste Koromandel widmen sich dem Dienste des

des Publikums noch auf eine andere Art, wenn sie nur dafür bezahlt werden, und selbst die, welche bei den feierlichen Prozessionen tanzen, verachten diesen Verdienst nicht. Ihr Stand ist in Indien nicht so verachtet, als in Europa, sonst würde man ihnen nicht erlauben, vor Gegenständen zu tanzen, welche das ganze Volk verehrt.

Bei ihrem Tanze zeigen sie vornemlich Geschwindigkeit und Stärke, und nehmen dabei allerhand Stellungen an, die oft so üppig sind, daß sie alle Ehrbarkeit im höchsten Grade beleidigen würden, wenn sie nur einen einzigen Rock an hätten, wie viele Reisende behaupten. Oeffentlich nehmen sie sich mehr in acht, allein wenn man sie zu sich ins Haus kommen läßt, so werfen sie einen Theil ihres Anzugs weg. Sie suchen alle Blicke und Stellungen, wodurch sie die Begierden ihrer Zuschauer zu erregen suchen, mit der größten Kunst hervor, und wählen besondere Tänze zur Erreichung ihrer Absichten. Gemeiniglich verführen und verderben ihre Reize und Geschicklichkeit diejenigen, die sich einmal in ihrem Netze haben fangen lassen.

Sie tragen ein Leibchen, dessen Manschetten kaum bis an den Ellbogen herabreichen, und das nur eben den Busen bedeckt, welchen sie nie entblössen. Dies Leibchen besteht in der warmen Jahrszeit aus einem sehr schönen und feinen Musselin, eine Art Zeug, die so fein ist, daß es dem Auge nichts von dem verhehlt, was es bedecket.

Sie binden das Leibchen unten zu, das überhaupt so gut anschließt, daß es auf dem Leibe gezeichnet zu seyn scheint. Es bedeckt und zeigt zugleich den Busen, und dies geschiehet desto leichter, da sie kein Hemd haben, sondern es auf dem bloßen Leibe tragen. Von diesem Leibchen tragen sie sich bis an die Hüfte blos. Von den Hüften an umwickeln sie sich den übrigen Theil des Körpers bis an den Knöchel herab mit einem Stück Zeug, das wenigstens drei bis vier Ellen lang ist. Dies Zeug wird in verschiedenen indischen Städten gemacht. Zu Sorate findet man das feinste, und dort wird ein starker Handel damit getrieben. Dies Tuch, das die Stelle unserer Weiberröcke vertritt, wird an den Hüften mit einem schönen Gürtel von bunter Seide befestigt, der zuweilen mit Gold oder Silber gestickt ist.

Außerdem tragen sie Unterhosen, die bis auf die Fersen herunter gehn, und über diese wickeln sie noch eine Art von musselinenem Gewand, das weiter ist, als das Zeug, das ihnen zum Rocke dient, oben über diesen und alsdann etliche mal um den Leib herum.

Das übrig bleibende Ende davon werfen sie über die linke Schulter, ziehn es darauf unter dem rechten Arm durch, und heften es auf der rechten Seite zwischen dem Gürtel und Leibchen an, so daß ungefähr noch eine halbe Elle davon unter dem Arme hängen bleibt. Der Theil dieses Gewandes, der auf der Brust liegt, wird aus einander gezogen, um den Busen

etwas

etwas zu verhüllen. Zuweilen ziehn sie das Gewand, anstatt es über die Schulter zu schlagen, über den Kopf, und wickeln sich darein, daß man kaum ihr Gesicht sehen kan. Wenn sie sich zum Tanze anschicken, ziehn sie es so zurecht, als oben beschrieben ist. Bei öffentlichen Tänzen pflegen sie es nie ganz abzulegen.

Eben diese Kleidung, das Leibchen und Gewand, ist auch bei einer höhern Kaste eingeführt, nemlich bei der, die unter dem Namen der **Talenga** bekant ist. Die niedern Kasten, und selbst die Frauen der Tamulen dürfen kein Leibchen tragen, sondern ihnen ist blos das Gewand erlaubt, dessen sie sich ebenfalls auf die beschriebene Art bedienen. Es bleibt bei ihnen folglich ein großer Theil des Rücken, die Schultern und die Arme blos, und zuweilen sieht man sogar den ganzen Busen. Ihr Haar ist gut frisirt, aber ohne Puder und Pomade.

Einige flechten ihr Haar hinten, und lassen es in einem Zopfe bis an die Hüften herabhängen; andere aber machen sich einen ordentlichen Wulst, den sie auf der Seite anheften, so, daß er auf die linke Schulter herabhängen kan.

Sie tragen viele Edelsteine hinten am Kopfe, in den Ohren und so gar in der Nase, durch die sie ein Loch stechen, in welchem ein goldener Ring mit einer Perle hängt. Außerdem haben sie Hals- und Armbänder und an den Knöcheln goldene oder silberne Ketten, die oft so gar mit Edelsteinen besetzt sind.

Die Mädchen haben in dieser Tracht ein stolzes und edles Ansehn, das unsern Tänzerinnen fehlt.

Die Tracht ist zwar in den verschiedenen Provinzen etwas verschieden, allein sie ist überall prächtig und verstellt den Wuchs niemals.

Sie bedienen sich beim Tanze noch eines andern Zierraths, der viel zur Vermehrung ihrer Reize beiträgt. Er besteht aus einem großen Halsbande von verschiedenen Blumen, die sie Mugri nennen, und ihnen bis auf den Busen herabhängen. Diese Blume ist dem gefüllten spanischen Jesmin sehr ähnlich, nur hat sie einen weit stärkern und angenehmern Geruch, der den feinsten Wohlgerüchen vorzuziehen ist. Sie wird in Indien sehr geschätzt, da sie sich eben so sehr durch ihre Schönheit, als durch ihren Geruch empfiehlt.

Bei aller ihrer Kokettrie nehmen diese Mädchen doch ein sehr ehrbares Ansehn an, wodurch ihre Reize noch immer verführerischer werden.

Die Mogolen und Indier tanzen nie selbst, sondern dies ist blos die Beschäftigung verdächtiger Frauenspersonen; und es hat gewiß auf die Indier eine eben so widrige Wirkung, wenn sie uns und unsere Frauenzimmer auf unsern Bällen tanzen sehen, als ihre Nasenringe nur irgend auf einen Europäer haben können.

Außer dem Wagenfeste haben die Indier noch das Feuerfest, oder das

Fest der glühenden Kohlen, von dem man in keiner Reisebeschreibung Nachricht findet.

Dies Fest wird gemeiniglich nur bei einem öffentlichen Unglücksfalle angekündigt.

Die Veranlassung zu dem Feuerfeste, das Herr le Gentil den 28ten April 1769 sahe, war eine große Dürre. Die Feierlichkeit ward auf dem Felde, eine Viertelmeile von Pondichery vorgenommen, sie fing um vier Uhr an, und währte bis halb sechs.

Man machte auf dem Felde eine viereckigte Grube, die von Osten nach Westen etwa drei und zwanzig Fuß in der Länge und von Süden nach Norden eine etwas geringere Breite hatte. Ihre Tiefe betrug acht bis zehn Zoll. Diese Grube wurde mit großen Kohlen angefüllt, die man ansteckte. An dem Westende dieses Kohlenhaufen machte man eine zweite kleine Grube, die mit Wasser angefüllet ward, zu welchem man immer frisches hinzugoß, so wie es von der Erde eingesogen wurde. Die Grube ward dadurch bald in eine Schlammpfütze verwandelt, die von dem Kohlenhaufen nur durch einen höchstens einen Fuß breiten Damm abgesondert war. Ungefähr eine halbe Stunde vor der Ankunft der Gottheit legte man von neuem eine Lage von Kohlen über den Kohlenhaufen, die ebenfalls bald in Brand gerieth, so daß man eine feurige Fläche von ungefähr dreihundert und vierzig Quadratfuß sah, welche ihre Hitze viele Ruthen weit in der Runde umher verbreitete.

Während dieser Vorbereitungen ward das Götzenbild aus seiner Pagode herausgenommen, und langsam in der Stadt herumgetragen. Es stand mitten in einem kleinen Bethause, das mit Blumenkränzen gezieret war. Das Häuschen selbst war ziemlich plump und ruhete auf Bambusstäben, die von einer Menge Indier auf den Schultern getragen wurden. Eine unzählige Menge Pöbel lief voraus und hinter her. Der Zusammenfluß von Menschen war außerordentlich groß. Alle Arbeit hörte auf, und die Stadt war fast ganz verlassen. Auf dem Wege nach dem Platze des Festes sahe man eine Art Büßende, die zu beten schienen, und sehr kläglich thaten.

Auf dem Felde sah es aus, wie bei einem Jahrmarkt, auf allen Seiten erblickte man die reitzendsten Haufen schöner junger Indianerinnen, die auf der Erde saßen, und sich recht festtäglich geschmückt hatten.

Endlich kam unter diesem Haufen das Götzenbild an. Man stellte es am Westende oben neben dem Kohlenhaufen hin. Hierauf liefen ungefähr sechzig Indier, die ganz nackend und gelb vom Kopfe bis zum Fuße bemalt waren, über den Kohlenhaufen mit großen Sprüngen hin. Sie hatten ein großes Messer in der Hand, und machten ein schreckliches Geschrei. So bald sie hinüber waren, liefen sie in die Schlammpfütze und theilten sich rechts und links ab, um den nachfolgenden

genden Plaß zu machen. Es hatte kein Betrug hiebei statt, denn der Kohlenhaufen glühte würklich, und ihre Füße waren völlig blos. Die vordersten von diesem Haufen trugen ein Opfer von Reis, das sie zu den Füßen der Gottheit niedersetzten. Man führte das Bild darauf nach der Pagode zurück, wobei der Zug noch bei Fackelnscheine einen guten Theil des Abends in den Gassen verweilte.

Diese Märtyrer sollen etliche Tage fasten, um sich zu dieser Feierlichkeit recht zuzubereiten. Sie versammeln sich darauf an einem Teiche in der Nachbarschaft des Ortes, wo das Fest gefeiert werden soll, waschen sich den ganzen Körper, und vorzüglich den Kopf. Sie schmücken sich mit Blumenkränzen, machen sich Gürtel davon, und malen sich den Körper gelb.

Die Indier auf der Küste Koromandel haben noch ein drittes Freudenfest, daß sie Pongol nennen, und welches jede Familie den 11ten Jenner feiert.

Pongol heißt eigentlich so viel, als glückliches Jahr, und dies Fest komt daher unserm Neujahrwünschen sehr nahe. Die Indier feiern dies Fest aus Freude darüber, daß sich die Sonne Indien wieder nähert, wenn sie in das Zeichen des Steinbocks tritt.

Eigentlich haben daher die Indier zweierlei Jahre; das astronomische, welches mit dem ersten April anfängt, da die Sonne in das Zeichen des Widders tritt, und das bürgerliche Jahr, das drei Monate vorher anfängt, wenn sie den Steinbock erreicht.

Die Vorbereitungen zu dem Feste Pongol fangen dreißig Tage vor dem ersten Tage des bürgerlichen Jahrs an. Zu Pondichery führen die Indier einen kleinen Tisch vor ihrem Hause von Ziegelsteinen mit Kalk und Sand auf, der etwa zwei bis drei Fuß ins Gevierte hält, und fünf bis sechs Zoll hoch ist. Am ersten Tage bedecken sie schon sehr früh des Morgens diesen Tisch mit kleinen Haufen von Kuhmist, die etwa die Größe eines Gänseeyes haben und in einer gewissen Ordnung neben einander stehn. Jeder wird mit einer Kürbisblüte umkränzt.

Um zehn oder eilf Uhr des Mittags nehmen sie alles weg, und heben die kleinen Haufen Kuhdünger auf den folgenden Tag auf, an welchem sie sie wieder wie am ersten Tage bis um eilf Uhr hinsetzen. Sie fahren mit dieser Cerimonie dreißig Tage fort, die hinreichend sind, den Kuhdünger zu trocknen.

Einige von den Gentoven machen nicht so viele Umstände, sondern begnügen sich damit, einige kleine Kuchen von Kuhmist an die Wände ihres Hauses zu kleben, und Kürbisblumen daran aufzuhängen.

Am Tage des Pongol versammeln sich die Familien und kochen bei diesem getrockneten Kuhmist Reis mit Milch, den sie denn mit einander verzehren. Dieser Reis wird überhaupt für sehr gesund gehalten, und mit vieler Sorgfalt aufbewahrt.

Die

Die Tische oder Heerde haben oft noch eine andere Figur, als die vierekigte; und oft ordentliche vorstreichende und zurückgehende Winkel, als man bei Festungswerken antrift.

Den Tag nach dem Pongol führt man die Kühe mit großer Feierlichkeit herum. Man ziert sie mit Blumen, und läßt sie unter dem freudigen Zuruf des Volks auf die Weide gehn. Die Veranlassung zu dieser Feierlichkeit war folgende:

Eine Kuh begegnete einmal einem Tieger, der eben auf sie losspringen und sie zerreißen wolte, als sie ihm vorstellte, daß sie ein Kalb hätte, das sie säugte, und das ohne seine Mutter umkommen würde. Sie bat ihn daher, es nur aussäugen zu dürfen, und versprach, sich wieder bei ihm einzustellen, wenn ihr Kalb ihrer Hülfse nicht mehr bedürfe. Der Tieger ließ sie auf ihre dringende Bitte endlich gehen. Nach einiger Zeit hielt die Kuh würklich Wort, und fand sich auf der nemlichen Stelle wieder ein. Der Tieger ward so sehr durch ihr Betragen in Erstaunen gesetzt, daß er todt zu ihren Füßen niederfiel.

Die Indier haben eine so große Ehrfurcht vor dem Hornvieh, und vorzüglich vor der Kuh, daß sie fast in eine Art von gottesdienstlicher Verehrung übergeht. Sie essen kein Kuhfleisch, allein sie trinken die Milch von Kühen, von der sie glauben, daß sie nichts anders wie Blut ist, das sich nur blos in der Farbe davon unterschiede.

Die Braminen leben fast blos von Milch, und halten es daher für ein großes Verbrechen, ein so nützliches Thier zu tödten.

Selbst die indischen Christen essen kein Rindfleisch, und die Missionarien sehen sich genöthigt, sich hierin nach ihnen zu richten.

Der Schluß folgt künftig.

---

## Frage an die Kenner und Liebhaber der Taubenzucht.

Woher komt es, daß die Tauben die ihnen recht wohl zubereiteten Nester verachten, sich in fremde Nester machen, so daß man zuweilen 3, 4, 5 Eyer in einem Neste antrift, und darüber ihre Brut verderben? Und woher komt es, daß zur Zeit, da noch kein frisches Korn gewachsen, doch mehrmals junge Tauben, an denen keine Spur des Mangels oder der Beschädigung zu finden, tod angetroffen werden? Welche Gegenmittel sind gegen gedachte Vorfälle anzuwenden?

Hannoverisches Magazin.

68tes Stück.

Freitag, den 24ten August 1781.

# Nachrichten von Indien.

(Schluß.)

Bei Sonnen- und Mondfinsternissen pflegen die Indier in Teiche oder Flüsse, oder ins Meer bis an den Gürtel ins Wasser zu laufen, und dabei auf eine fürchterliche Art zu heulen und Gebete herzuschreien, um diese Gestirne von ihrer Noth zu befreien.

Der Bramin, der den Auftrag hat, die jährlichen Finsternissen zu berechnen, macht immer den Schluß seiner Rechnung bekant, und jedermann sucht sich darnach zur gesetzten Stunde am Wasser einzufinden.

Die Fabel, die zu dieser lächerlichen Gewohnheit Anlaß gab, verdient erzählt zu werden, da sie mit der Fabel vom Tantalus, der Nektar und Ambrosia von der Tafel der Götter stahl, viel ähnliches hat.

Es giebt unter den Götterspeisen eine Art Butter, *Amortam*, auf welche die Götter sehr lüstern sind, und die gegen Hunger, Durst, Müdigkeit, und so gar gegen den Tod sichert. Diese Butter entstehet im Milchmeer, welches eines von den sieben Meeren ist, die unsere Erde umgeben; allein es ist sehr schwer, diese Butter aus dem Meere zu bekommen, und selbst die Götter konten diesen Zweck nicht ohne die größte Mühe erreichen.

**Vichnu** und *Eswara* wagten endlich dies große Unternehmen. Sie hielten einen großen Rath mit den Engeln und Teufeln, um das beste Mittel ausfindig zu machen, und fielen endlich darauf, einen großen Berg von Gold, **Meruva** oder **Marga**-*meraparruwadam* (ein Berg von einer unendlichen Größe) in dies Meer zu tragen. Der Gipfel dieses Berges reichte bis an den Geisterhimmel, und sein Fuß bis unter den Abgrund hinab. Es kostete daher unendliche Mühe, diesen Berg fortzuschleppen. Man drehete ihn um seine Axe, als ein Drechsler es mit einem Stücke Holz macht, und bediente sich statt der Seile der großen Schlange *Soya*. **Vichnu** brauchte die Engel und Teufel zu dieser Arbeit, und während derselben ereigneten sich viele Wunder, unter andern zeigte sich ein so heftiges Gift dabei,

bei, daß es allen Welten hätte gefährlich werden können. **Eswara** verschluckte es, allein er behielt es im Halse sitzen, wovon er den Namen **Nika kanta, Schwarzhals**, bekam. Endlich erschien der **Amortam**, der fast ein milchähnliches Getränk war.

**Vichnu** hielt mit der Arbeit ein, und stellte die Engel und Teufel in zwei Reihen, um sie von diesem köstlichen Trank trinken zu lassen, und sie dadurch zu erquicken. Den Engeln gab er zuerst davon, um aber die Teufel nicht unfriedlich zu machen, spielte er ihnen einen Streich, und gab ihnen eine andere Art Getränke. Allein zwei Teufel, **Ragu** und **Ketu**, die dies vermutheten, stellten sich unvermerkt unter die Engel, und bekamen auch wirklich vom **Amortam** zu trinken. Die Sonne und der Mond wurden gewahr, daß diese beiden Teufel ihren Platz verlassen hatten, und sagten es **Vichnu**, der ihnen ohne Bedenken den Kopf abhieb. Der Kopf blieb unsterblich, da der **Amortam** noch nicht herunter geschluckt war. Diese beiden Köpfe, die sich nicht wenig über eine solche Begegnung wunderten, schrien laut über die Ungerechtigkeit des **Vichnu**, allein das Uebel war einmal geschehen, und **Vichnu** versprach nun es einigermaaßen zu ersezzen, daß sie eben so glücklich seyn solten, als wenn sie einen Körper hätten. Jedoch behielten die beiden Köpfe einen immerwährenden Haß gegen die Sonne und den Mond, und suchten beide von Zeit zu Zeit zu verschlingen. Es würde auch wirklich ein großes Unglück für die Welt seyn, wenn ihnen ihre Absicht gelänge, und so bald daher einer von ihnen sie äußert, so laufen alle Götter hinzu, und suchen ihn zu besänftigen. Die Indier tragen das ihrige gleichfalls durch ihr Bitten und ihr Lärmen dazu bei, welches sie so lange fortsetzen, bis die Sonnenfinsterniß völlig vorüber ist.

Die Gasthäuser in Indien sind den Caravanseraien in Persien fast völlig ähnlich. Sie sind zum Dienst der Reisenden bestimmt, und sehr bequem eingerichtet. Sie liegen fast alle, vorzüglich die großen, an einem Teiche, und sind mit einem Lustwäldchen umgeben, in welchem man Schatten finden kan. Auch um die Teiche herum stehn gewöhnlich Bäume, damit sich die Wanderer darunter erhohlen und abkühlen können.

Das Hauptgebäude eines solchen Gasthauses besteht aus kleinen gewölbten Zimmern, mit dicken Mauern und Gallerien, welches alles, nebst den Bäumen hinreichend vor der Hitze schützt. Die Gewölbe und die Bogen der Oefnungen, die zu Thüren und Fenstern bestimmt sind, sind alle von gothischer Bauart, und haben kleine Zierrathen im nemlichen Geschmack.

Diese Gasthöfe werden gemeiniglich von reichen Leuten gestiftet, und führen gewöhnlich den Namen von dem, der sie auf seine Kosten bauen ließ, und der darin ebenfalls auf seine Kosten einen Indier oder Braminen hält, dessen ganzes Geschäft darin besteht,

den Vorübergehenden zu trinken zu geben. Er muß das Wasser aus einem benachbarten Teiche holen, und es in Töpfen in seinem kleinen Zimmer aufbewahren, bis Jemand kömt, der es braucht.

Diese Gasthäuser sind in Indien so häufig, daß man nicht leicht eine halbe Meile gehen kan, ohne eins anzutreffen.

Wenn ein solches Gasthaus einfällt, so wird es nie wieder aufgebauet, und selbst der Grund bleibt ungenuzt liegen, wenn er auch noch völlig gut ist; allein man kan sicher darauf rechnen, bald ein neues in der Gegend aufgeführt zu sehn. Selbst Kinder lassen die Gasthäuser, die ihre Väter errichteten, einfallen, und bauen lieber neue.

Bei jedem Gasthause giebt es einen Markt (Basar), wo vorzüglich Reis, Zucker, Früchte, und dergleichen zu Kauf gebracht werden.

Man macht fast alle Jahr von Pondichery in kleinen Gesellschaften eine Lustreise nach irgend einem Gasthause, und bringt darin etliche Tage zu. Man kan daher füglich aller Landhäuser entbehren, da man so viele in der Runde antrift, deren man sich nach Gefallen bedienen kan. Man wählt sich zu dem Ende die bequemsten Zimmer in einem Gasthause, und läßt seine zur Haushaltung nöthigen Sachen hinbringen.

Fenster und Thüren giebt es in diesen Gebäuden nicht, allein man hat sie unter diesem Himmelsstriche auch nicht nöthig. Ein Bette findet man ebenfalls nicht, aber an dessen Stelle kan man sich seines Palankins bedienen. Man kan daher sicher glauben, daß **Indien das bequemste und reizendste Land unter der Sonne ist, und von den sanftesten, gefälligsten Menschen bewohnt wird.**

Die Leichenbegängnisse der Indier sind einander sehr ähnlich, doch findet man einigen Unterschied nach den verschiedenen Provinzen darin. Fast überall ist die Gewohnheit eingeführt, die Todten zu verbrennen, welches sich auch auf die Einwohner der Küste Koromandel bezieht. Nur sind die Kinder hievon ausgenommen, welche man begräbt.

Das Leichenbegängniß eines reichen Indiers ist, wegen der vielen Speccreien, die man mit ins Feuer wirft, sehr kostbar. Bei der Leiche eines Armen belaufen sich die Unkosten nicht über vier Sous ($2\frac{1}{2}$ Schilling.).

Man macht ein Grab, das eben den Todten halten kan, und höchstens einen Fuß tief ist, und legt den in ein altes Stück Zeug gewickelten Leichnam hinein. Hierauf bedeckt man ihn mit Stroh, und über das Stroh werden wieder einige Klumpen an der Sonne getrockneten Kuhmists gelegt. Selbiger wird mit einer etliche Zoll dicken Lage von einer thonigten feuchten Erde bedeckt.

Der Todte liegt also gleichsam in einer Art von Tortenpfanne oder dicht verschlossenen Backofen. Man steckt

darauf das Stroh und den Kuhmist überall an, wo sie unter dem Thon hervorragen. Das Feuer konzentrirt sich unter der Erdlage, und dauert ungefähr dreißig Stunden, in welcher Zeit der Körper völlig verzehrt wird. Man findet an seiner Stelle blos etwas Asche, und zuweilen noch etliche Knochen, die man aber leicht mit den Fingern zerreiben kan.

Die Indier zu Pondichery haben alle ihre Kirchhöfe außerhalb den Mauern der Stadt mitten auf dem Felde. Sie sind mit einem Graben umgeben, und jeder Stamm hat seinen insbesondere.

Die Leichenbegängnisse werden alle des Abends gehalten. Die Anständigkeit, die man dabei beobachtet, muß jeden Fremden rühren. Man findet dabei nichts trauriges, zwei, acht bis zehn Fuß lange Trompeten ausgenommen, die dicht vor der Leiche geblasen werden, und einen sehr traurigen Ton haben. Sie werden nur von Zeit zu Zeit wechselsweise angestoßen. Eine jede hat nur einen einzigen Ton, und beide sind um eine kleine Sekunde von einander unterschieden. Wenn der Indier auf dem ersten Instrument das natürliche C angiebt, das er ungefähr fünf Sekunden aushält, so antwortet ihm der andere im H auf die nemliche Art. Nebenher höret man ein wildes Geräusch von vielen kleinen Trommeln, die vor dem Zuge hergehn.

Die Leiche wird in einem Palankin mit entblößtem Gesichte getragen, und von der ganzen Familie begleitet. Diejenigen, welchen kein Palankin erlaubt ist, werden auf einem Dulis getragen, welches eine Art von großen Sack ist, der auf beiden Seiten spitzig zuläuft, und an diesen beiden Enden an einem Stabe oder einer Bambusstange befestigt ist.

Wenn die Leiche an die Grube kömt, so werden die Trompeten zum letzten mal angestoßen. Der Ton wird dabei allmählig verstärkt, und fällt auch so wieder ab, bis er ganz aufhört. Dies wird dreimal wiederholt. Hierauf legt man den Todten ins Grab, und giebt ihm noch etliche Handvoll Reis auf den Weg, worauf das Leichenbegängniß, wie schon erwähnt ist, beschlossen wird.

Die Reichen lassen die Asche ihrer Anverwandten sammlen, und thun sie in Urnen, bis sie sie in den Ganges werfen lassen können. Die Achtung, welche die Indier für diesen Fluß haben, ist überall bekant.

## Beschreibung vom Fort Malbro' bei Bencoolen, von den innern Theilen der Insel Sumatra und der Insel Enganho.

(Aus dem Englischen.)

Fort Malbro' liegt ungefähr anderthalb englische Meilen von der Malayenstadt Bencoolen, wo die englische ostindische Gesellschaft sonst ihre Faktorei

torei hatte, die aber 1710 wegen der ungesunden Luft nach dem eben erwähnten Fort verlegt ward.

Die Häuser werden hier fast durchgehends aus Bambusrohr gebauet, aus welchem so gar der Fußboden, die Decke der Zimmer, und der Dachstuhl gemacht werden.

Das Dach besteht aus Blättern vom Sagobaume. Die Häuser überhaupt haben ein schlechtes hüttenmäßiges Ansehn, und liegen völlig unordentlich neben einander. Die meisten sind vom Boden entfernt, und ruhen auf sechs bis acht Fuß hohen Pfeilern von Holz oder Ziegelsteinen.

In der Mitte des Hauses ist ein großes Zimmer befindlich, das der Saal genannt wird. Aus diesem Saale führt eine Thür in die Schlafkammer, und eine zweite auf der entgegen gesetzten Seite in ein Zimmer, das zu allerhand Gebrauch dient.

Das Klima ist bei weitem nicht so unangenehm, als man es sich gewöhnlich wegen der Nähe der Linie vorstellt. Das Thermometer ist des Morgens um sechs Uhr nie unter 69 und nie über 76 Grad. Des Mittags steht es von 79 bis 88, und des Abends um acht Uhr von 73 bis 80 Grad. In dem Lande der Batter unter der Linie fällt es oft des Morgens um sechs Uhr bis auf 61 Grad.

Es wehet täglich ein gelinder Seewind, der ungefehr um 9 Uhr anfängt, bis gegen 9 Uhr dauret, und gewöhnlich sehr kühlend ist. Die Hitze wird dadurch so gemäßigt, daß sie selbst mitten am Tage nie so beschwerlich fällt, als sie wohl in England an einem Sommertage zu seyn pflegt.

Regen ist hier sehr häufig; und zuweilen sehr stark. Gewöhnlich donnert und blitzt es dabei. Erdbeben sind nicht ungewöhnlich. Es giebt viele feuerspeiende Berge auf Sumatra, von welchen man einen von Malbro' aus sehen kan, der fast beständig raucht.

Die Zahl der Engländer die sich hier niedergelassen haben, beläuft sich, ohne die Soldaten zu rechnen, auf siebenzig bis achtzig, wovon sich ungefehr funfzig zu Malbro' befinden. Sie leben völlig auf die nemliche Art als in England.

Die Bewohner der Küste sind Malayen, die von der Halbinsel von Malacca herüber kommen.

Die innern Gegenden aber werden von einem ganz verschiedenen Volke bewohnt, das bisher mit den Europäern noch keine Gemeinschaft gehabt hat. Seine Sprache und Buchstaben sind vom malayischen völlig unterschieden.

Die Malayer bedienen sich der arabischen Buchstaben; die Einwohner der innern Gegenden der Insel haben eine besondere Art.

Die Völkerschaften zwischen den Distrikten der englischen Gesellschaft und dem Gebiete der holländischen Gesellschaft zu Palimban auf der andern Seite der Insel, schreiben mit einem Stücke Bambusrohr auf lange schmale Stecken von Baumrinde; sie fangen unten an, und schreiben von der linken zur rechten Hand, ganz gegen

die Gewohnheit aller andern östlichen Völker.

Der mittlere Theil der Insel ist sehr bergigt, und der Zugang dahin äusserst beschwerlich, da es unmöglich ist, mit einem Pferde über die Gebirge zu kommen.

Die Einwohner sind freie Leute, und wohnen in kleinen Dörfern, die sie Dusans nennen. Alle sind von einander unabhängig und ein jedes wird von seinem eignen Oberhaupte regiert, der Dupattie heißt.

Alle haben ihre Gesetze, einige so gar geschriebene, nach welchen Verbrecher bestraft, und Streitigkeiten entschieden werden. Sie haben alle, vorzüglich die Weibsleute, wie die Alpenbewohner, einen starken Kropf, der bei einigen fast die Größe eines Menschenkopfs erreicht, bei andern aber nur so groß ist, als ein Straußeney.

Sie schreiben diese Kröpfe einer Art kalten weißen Wassers zu, das sie trinken.

Nahe bei dieser Gegend ist ein feuerspeiender Berg; der ganze Strich ist bergigt und hat einen Ueberfluß an Schwefel, und vermuthlich auch von Metallen, ungeachtet man hier nichts von Erzgruben weiß.

Fast in allen einländischen Gegenden nordwärts von Moco-coco findet man Gold und etwas Eisen, von Kröpfen aber weiß man nichts. Es ist hier ein Bach von starkem Schwefelwasser, der eine viertel englische Meile von seiner Quelle so heiß ist, daß man nicht durchwaten kan.

Das Land, welches das Cassialand genannt wird, liegt unter einem Grade Norderbreite landeinwärts von der englischen Niederlassung zu Tappanooly: es wird von einem zahlreichen Volke, die Battaer genannt, bewohnt, das sich von allen übrigen Bewohnern der Insel Sumatra, an Sprache, Sitten und Gebräuchen unterscheidet. Es kennt keinen Gottesdienst, aber hat dennoch einen verwirrten Begrif von drei oberen Wesen; wovon zwei gutartig seyn sollen. Das dritte aber ist ein bösartiger Geist, der Murgiso genannt wird, und gegen dessen Tücke sich die Einwohner durch Zaubereien zu sichern suchen.

Sie glauben, ihre Vorfahren wären eine Art von höhern Wesen, die sie immer begleiteten. Sie haben keinen König, sondern leben in Dörfern, die von einander völlig unabhängig sind und beständige Kriege unter sich führen. Sie befestigen ihre Dörfer durch einen doppelten Zaun von zugespitzten Pfälen vom Kampferbaum, und zwar so, daß die Spitzen nach außen zustehn, und zwischen diese Zäune stecken sie hartgebraunte Bambusröhre, die ebenfalls zugespitzt sind, und mit Gras zugedeckt werden, damit der Feind sie nicht sehen kan, und sie sich desto leichter durch den ganzen Fuß tritt.

Außerhalb dieser Zäune pflanzen sie eine stachlichte Art Bambusrohr, das in kurzer Zeit eine undurchdringliche Hecke macht. Sie kommen nie unbewafnet aus ihren Dörfern (Compongs). Ihre Waffen bestehen aus Musketen mit

mit einem Luntenschlosse, die so wohl, als das Pulver im Lande gemacht werden, und aus Spießen mit einer langen eisernen Spitze.

Zu einem ordentlichen Gefechte kommen sie nie, sondern suchen einzelnen Leute in den Gehölzen oder auf ihren Reisfeldern nachzustellen, sie zu erschießen oder gefangen zu nehmen.

Sind die Gefangenen grade diejenigen, die die Veranlassung zu den Feindseligkeiten waren, so bringen sie sie um, essen sie, und hängen ihre Hirnschalen als Siegeszeichen in den Häusern auf, wo die unverheiratheten Mannspersonen und die Knaben schlafen und essen.

Vielweiberei ist bei ihnen erlaubt; ein Mann darf so viele Frauen kaufen, als er will, doch erstreckt sich ihre Anzahl selten über acht.

Sie haben keine Heirathsceremonien, sondern, wenn der Mann mit dem Vater wegen des Preises einig geworden ist, so läßt der Mann einen Büffel oder ein Pferd schlachten, und bittet dazu so viele Leute, als ihm möglich ist.

Er und seine Frau sitzen bei diesem Gastmal bei einander, essen vor der ganzen Gesellschaft, und werden nachher als Mann und Frau angesehn. Will sich der Mann von seiner Frau scheiden, so schickt er sie mit allen ihren Sachen ihren Anverwandten zurück, die dem ohngeachtet aber das Kaufgeld behalten.

Wenn die Frau ihren Mann nicht behalten will, so müssen die Anverwandten das doppelte Kaufgeld für sie bezahlen.

Ein Ehebrecher, wenn er sich ertappen läßt, wird mit dem Tode bestraft, und von dem beleidigten Theile und dessen Freunden gegessen; die Frau hingegen wird eine Sklavin ihres Mannes, und muß sich zur Schande ihr Haar abschneiden lassen.

Offenbarer Diebstahl wird auch mit dem Tode bestraft, und der Verbrecher ebenfalls gegessen.

Die Frauen wohnen in dem nemlichen Hause mit ihrem Manne, und die Häuser selbst haben keine Abtheilung; doch hat jede Frau eine Art von Kamin für sich insbesondere.

Junge Mädchen und unverheirathete Frauenspersonen tragen sechs bis acht Ringe von dickem Messingdrath um den Hals, und eine große Anzahl zinnerner Ohrringe. Doch müssen sie allen diesen Zierrathen entsagen, so bald als sie heirathen.

Radjas nennen sie jeden freien Mann von Vermögen, deren es oft nur einen, oft auch mehrere in einem Dorfe giebt. Die übrigen Einwohner des Dorfes sind Vasallen dieser Radjas.

Die Leichen der Radjas lassen sie oft drei Monat stehn, ehe sie sie begraben. Sie legen die Leiche in einen Sarg, der mit einem gewissen Harze (Dammas) sorgfältig verpicht ist. Den Sarg stellen sie in dem obern Theile des Hauses hin, machen ein Loch in dem Boden desselben, in welches ein langes Stück Bambusrohr paßt, das ganz durch das Haus reicht, und drei bis vier Fuß tief in den Boden geht. Dies Rohr dient dazu, die faulen Dünste wegzuleiten, ohne einen üblen Geruch im Hause zu verursachen.

Bei ihren Begräbnissen haben sie große Feierlichkeiten. Auch werden dabei viele Büffel geschlachtet. Jeder Radjas in einer beträchtlichen Weite umher bringt einen Büffel und schlachtet ihn auf dem Grabe des Verstorbenen, oft noch ein Jahr nach seinem Tode.

Die Battaer haben einen Ueberfluß an Hornvieh, Büffeln und Pferden, die sie ebenfalls essen. Außerdem haben sie auch noch eine Menge kleiner schwarzer Hunde, mit aufrecht stehenden zugespitzten Ohren, die sie fett machen und essen. Sie essen auch Ratzen und alle Arten Wildprett, sie mögen es nun schießen, oder todt finden.

Menschenfleisch essen sie mehr ihren Feinden zum Schrecken, als daß sie es als ein ordentliches Nahrungsmittel ansehen solten; jedoch ziehen sie es allen übrigen Speisen vor, und rühmen die Fußsohle und die flache Hand als trefliche Leckerbissen.

Aus diesem Lande wird das meiste Kassienholz nach Europa geschickt. Der Kassienbaum schießt funfzig bis sechszig Fuß hoch auf; er hat einen Stamm, von ungefähr zwei Fuß

Fuß im Durchmesser, und einen schönen regelmäßig ausgebreiteten Gipfel.

Kampfer und Benzoinbäume giebt es hier in großer Menge. Jene erreichen die Größe unserer ältesten Eichen, und liefern das gewöhnliche Zimmerholz hier im Lande. Die Blätter des hiesigen Kampferbaums sind zugespitzt, und der ganze Baum ist von dem Kampferbaum, den wir in unsern botanischen Gärten haben, sehr verschieden.

Von Thieren, hauptsächlich Säugthieren und Vögeln, giebt es hier äußerst wenige. Man sieht viele Affen von der Art, die Büffon Gibbon nennt. Sie sind ganz schwarz, ungefähr drei Fuß hoch, und ihre Arme reichen bis auf die Erde, wenn sie stehn; sie gehn blos auf ihren Hinterfüßen, allein sie kommen selten auf die Erde herab, sondern halten sich auf den Gipfeln der Bäume auf. Es giebt hier noch verschiedene andere Affenarten, allein man sieht sie selten anders, als in großer Entfernung.

Tieger hört man überall auf der ganzen Insel. Sie zerreißen jährlich über hundert Menschen, in der Gegend, wo der Pfeffer gebaut wird, und dennoch sind die Einwohner so unsinnig, daß sie selten einen davon tödten, weil sie glauben, daß die Seelen ihrer Vorfahren sie beleben.

Von Tiegerkatzen giebt es hier zwei bis drei Arten. Elephanten, Rhinozerosse, Elendthiere, ein Paar andere Hirscharten, Büffel, ungefähr drei Wieselarten, Meerschweine, und das kleine wilde Schwein, machen fast das ganze Verzeichniß der Säugthiere aus.

Die Ameisen, deren es hier zwanzig bis dreißig Arten giebt, sind so häufig, daß es fast unmöglich wird, Vögel oder Insekten aufzubewahren.

Die Insel **Enganho** liegt zwar nur ungefähr neunzig Meilen südwärts von Malbro', allein sie war nichts desto weniger, so wenig wegen ihrer ungeheuren Felsen und der schwellenden See bekant, daß man nicht einmal mit Gewißheit wußte, ob sie bewohnt wäre, oder nicht.

Die hiesigen Wilden sind groß und wohl gewachsen, die Männer sind im Durchschnitt fünf Fuß und acht bis zehn Zoll groß; die Weiber sind kleiner und plumper. Sie haben eine rothe Farbe, und schlichtes schwarzes Haar, die Männer schneiden es ab, aber die Weiber lassen es lang wachsen, und rollen es oben auf dem Kopfe recht artig in einem Kranze zusammen.

Die Männer gehn ganz nackend, und die Weiber tragen blos einen schmalen Lappen von einem Ananasblatte.

Die Männer sind immer mit sechs bis acht Lanzen bewaffnet, die sie aus Kohlbaumholze machen, welches außerordentlich hart ist: diese Lanzen sind ungefähr sechs Fuß lang, und ihre Spitze besteht entweder aus scharfen ausgezackten Gräten, oder aus einem Stücke hart gebrannten Bambusrohr. An der hohlen Seite des Rohrs sind Kinnbacken oder Zähne von Fischen angebracht, so daß es fast unmöglich wird, diese Spitze aus einer Wunde heraus zu ziehn.

Sie bauen sehr schöne Kanoen, die aus zwei dünnen an einander gehefteten Brettern bestehn, zwischen denen die Fuge mit einem harzigten Wesen angefüllt ist. Sie sind ungefähr zehn Fuß lang, und haben an jeder Seite ein Schwerdt, um sie gegen das Umschlagen zu sichern.

Die Bäume zerspalten diese Wilden mit steinernen Keilen in Bretter.

Ihre Häuser sind rund, und ruhen auf zehn bis zwölf Stangen von Eichenholz, deren Höhe sich ungefähr auf sechs Fuß beläuft. Sie haben einen recht hübschen Fußboden von Dielen, und das Dach steigt gleich vom Fußboden kegelförmig auf, so daß das Haus, und dessen Durchmesser nicht über acht Fuß beträgt, und dadurch fast das Ansehn eines strohernen Bienenkorbes erhält.

Diese Wilden haben weder Reis, noch Geflügel noch Hornvieh; sie scheinen blos von Kokosnüssen, Pataten und Zuckerrohr zu leben.

Sie fangen Fische in Zugnetzen, die sie sehr gut zu machen verstehen, oder schießen sie auch mit ihren Lanzen, und räuchern sie alsdenn.

Sie kauen keinen Betel, eine Gewohnheit, die sonst überall bei den morgenländischen Völkern eingeführt ist.

Hannoverisches Magazin.

69tes Stück.

Montag, den 27ten August 1781.

## Grimmia und Hedwigia.

Cautior Systematicus rectius hæc distinguit, neque noxam eo infert Scientiæ, sed eam faciliorem reddit.

*Linné.*

❀ ❀ ❀

Nichts ist wohl thörichter in der Pflanzenkunde, als wenn einige unserer Botanisten, alle ihnen vorkommende Varietäten in Arten (Species) verwandeln, und aus jeder Art sogleich ohne Ursach, eine neue Gattung (Genus) errichten wollen.

Aber eben so lächerlich als dieses, ist es, wenn andere bei Erblickung zweier Pflanzen, die in ihrer Gestalt sich etwas ähnlich scheinen, oder die etwan ein Paar Kennzeichen mit einander gemein haben, solche sogleich für einerlei halten, ja wohl Gewächse, die verdienten besondere Genera zu heißen, zu bloßen Arten einer und eben derselben Gattung und öfters gar zu Varietäten machen.

So abgeschmackt, unnütz und schädlich indessen auch diese zwei einander entgegen gesetzten Verfahrungsarten in der Botanik sind, so ist es doch gar nicht selten, daß solche allda vorkommen und sich sehen lassen, und man darf blos die Schriften junger Botanisten, die sich durch Neuerungen und Widerspruch ein Ansehen geben wollen, durchblättern, so wird man sogleich Fälle genug finden, die dasjenige bestätigen, was ich eben gesagt habe.

Ein Beweiß eines Falles von der letztern Art, geben die zwei Pflanzen die ich hier beschreiben will, welche das Schicksal gehabt, daß sie aus der Stelle der Arten, in welche sie doch schon von Rupp, Dillen, Vaillant, Royen, Haller und mehrern gesetzt worden, von einem unserer größten Botanisten, ich meine den seligen von Linnee, vertrieben, und wieder zur Zahl der Varietäten verwiesen worden, und nicht allein dazu verwiesen, sondern bereits schon über dreißig Jahre, von den mehrsten Pflanzenkennern (ein Paar doch ausgenommen,) auf Treu und Glauben, und, wie gewöhnlich, ohne zu untersuchen ob denselben auch Unrecht geschehen, als solche angenommen und behandelt worden.

Wäre ich gewohnt in der Botanik alles Gedruckte für ausgemacht und abgethan zu halten, so würde ich mit meinem Lehrer und seinen Nachfolgern, diese zwei Moose ebenfalls als bloße Spielarten tractirt haben. Ich bin aber ein Freund vom Sehen und Untersuchen, und diese meine Untersuchungen und Betrachtungen, welche ich schon viele Jahre zur Entdeckung botanischer Wahrheiten angestellt und noch täglich fortsetze, und denen ich schon so viel Schönes und Unerwartetes zu verdanken habe, diese haben mich denn auch gelehrt, daß unser seliger Lehrer hier etwas zu weit gegangen, und mit unsern zwei Pflanzen ein wenig zu hart verfahren sey. Man wird sich also nicht verwundern, wenn ich es wage, von der Meinung des größten Botanisten abzugehen und diese Moose nicht, wie er, als Varietäten ansehe, sondern als zwei von einander ganz verschiedene Arten, ja gar für besondere Gattungen halte. Ein jeder kan indessen doch glauben und versichert seyn, daß ich die Asche des Mannes, dem ich das mehrste und beste meines Wissens zu verdanken habe, dem ungeacht bis an mein Ende verehren und hoch schätzen werde, obschon ich ihm selten blindlings folge, sondern, wo es immer möglich, mit eigenen Augen sehe, und dadurch zuweilen von seinen Meinungen abzugehen und ihm gar zu widersprechen gezwungen werde.

Um meinen Freunden und andern Liebhabern der Cryptogamie von meinen Entdeckungen niemals etwas zu verhehlen, so habe mir vorgenommen diese neuen Gattungen hier zu beschreiben, und davon, so gut mir möglich, deutliche Kennzeichen an die Hand zu geben. Ich hoffe, daß unsere Botanisten solche nicht blos lesen, sondern das gesagte mit den Pflanzen vergleichen werden. Vermuthlich wird sodann jeder einsehen und begreifen können, daß ich nicht aus Tadelsucht oder durch Neuerungskitzel angetrieben, Veränderungen mache, sondern das größte Recht zu diesem Verfahren gehabt habe. Solte ich in der Beschreibung einige Fehler begangen haben, so wird ein jeder von selbst und ohne mein Erinnern, sich schuldig und verpflichtet halten, solche anzuzeigen und zu verbessern, wenigstens bitte ich hier darum ein für alle mal ergebenst.

*Grimmia.*

*Character essentialis.*

Perichætium pyxidium eminens. Peristomium sedecimdentatum, expansum.

*Character naturalis.*

Perichætium polyphyllum, pyxidium eminens.

Foliola subulato-lanceolata, erecta.

Peripodium paraphysiphorum, prosphysiphorum.

Paraphyses tres s. quatuor, articulatæ, pellucidæ.

Prosphyses totidem, obscuræ.

Calyptra subulata, nuda, lævis.

Thecaphorum brevissimum.

Pyxidium ovale.

Sutura transversalis.

Operculum acuminatum.

Apophysis

Apophysis nulla.
Sporangium substriatum.
Sporangidium adnatum.
Ora subincrassata.
Peristomium sedecimdentatum, expansum.
Epiphragma nullum.
Styliscus brevis, crassus.
Spora subglobosa.

Den Namen habe dieser Gattung zu Ehren des Herrn Hofrath und Leibarzt Grimms in Gotha beigelegt, welchem wir, nebst andern schönen Arbeiten, die Eisenachische Flora zu verdanken haben.

*Species.*

*Polyodon.*

*Descriptio.*

Surculi cespitosi, semiunciales, unciales, interdum biunciales, ramosi.
Folia alterna, lanceolata, uninervia, canaliculata, atroviridia, apice alba.
Perichætium subterminale, foliorum colore.
Pyxidium erectum.
immaturum obscure viride.
maturum purpurascens.

*Synonyma.*

Muscus apocarpos, hirsutus, saxis adnascens, capitulis obscure rubris. Raj. hist. v. 3. p. 40. Vaill. paris. p. 129.
Muscus apocarpos, saxatilis, capitulis obscure rubris. Rupp. jen. ed. 3. p. 388.
Sphagnum cauliferum & ramosum, saxatile, hirsutum, virescens, capitulis obscure rubris. Dill. giss. p. 229. Raj. syn. ed. 3. p. 104. Hall. enum. p. 96.
Sphagnum ramis erectis. Roy. lugd. p. 505.
Sphagnum subhirsutum, obscure virens, capsulis rubellis. Dill. musc. p. 245.
Sphagnum caulibus ramosis, foliis undique imbricatis capsulas obtegentibus: $\alpha$. Linn. suec. ed. 1. p. 314. n. 865.
Bryum apocarpum $\alpha$. Linn. spec. ed. 1. p. 1115. Linn. suec. ed. 2. p. 386. n. 986. Linn. spec. ed. 2. p. 1579. Weiss. crypt. p. 179. Neck. meth. p. 199. Leers. herb. n. 829. Pollich. hist. v. 3. p. 75. n. 995. Lightf. scot. v. 2. p. 716.
Bryum antheris erectis terminalibus subsessilibus, surculis ramosis. Scop. carn. ed. 1. p. 140.
Hypnum caulibus ramosis, foliis lanceolatis, hirsutis, operculo aristato. Hall. hist. v. 3. p. 40. n. 1793.
Bryum apocarpum. Scop. carn. ed. 2. v. 2. p. 321. n. 1306.
Fontinalis apocarpa. Web. spicil. p. 38. n. 116.
Bryum apocarpum $\beta$. Huds. angl. ed. 2. p. 474.
Bryum apocarpum coccineum. Retz. prodr. p. 212. n. 1216.
Bryum apocarpum virens. Ehrh. Hannov. mag. ann. 1780. p. 236.

*Descriptiones Auctorum.*

Dill. musc. l. c.
Hall. enum. l. c.
Hall. hist. l. c.
Weiss. crypt. l. c.
Pollich. hist. l. c.
Weber. spicil. l. c.

*Figuræ.*
Vaill. parif. t. 27. f. 15.
Dill. mufc. t. 32. f. 4.
Oed. dan. t. 480.
*Patria.*
Europa.
Mehr als eine Art kenne ich nicht.

### *Hedwigia.*

*Character effentialis.*
Perichætium paraphyfiphorum. Periftomium nullum.
*Character naturalis.*
Perichætium polyphyllum, pyxidium multo eminens.
Foliola fubulata, erecta, paraphyfiphora.
Paraphyfes fex ad decem in quovis foliolo, pellucidæ.
Peripodium paraphyfiphorum, profphyfiphorum.
Paraphyfes fex ad decem, articulatæ, pellucidæ.
Profphyfes quatuor ad fex, obtufæ, obfcuræ.
Calyptra fubulata, nuda, lævis.
Thecaphorum breviffimum.
Pyxidium fubglobofum.
Sutura exacte transverfalis.
Operculum plano-convexum.
Apophyfis nulla.
Sporangium glaberrimum.
Sporangidium adnatum.
Ora vix incraffata.
Periftomium nullum.
Epiphragma nullum.
Stylifcus longitudine fporangii.
Spora fubglobofa.

Die Verdienste des Herrn Doctor Hedwigs in Chemnitz, um die Botanik überhaupt, besonders aber um die Moose und derselben Fortpflanzung, sind zu bekant, als daß ich nöthig hätte selbige zu erzählen. Ich will also hier weiter nichts sagen, als daß ich es für meine Schuldigkeit gehalten, eine seiner Lieblingspflanzen mit dessen Namen zu bezeichnen, um dadurch sein Angedenken in der Cryptogamie verewigen zu können.

#### *Species.*

#### *Anodon.*

*Descriptio.*
Surculi cefpitofi, ramofi, unciales & ultra.
Folia alterna, ovato-lanceolata, concava, enervia, fordide viridia.
Apex attenuato-filiformis, fcariofus, albus.
Perichætium fubterminale.
Foliola luteo-viridia, apice alba.
Pyxidium erectum.
*Synonyma.*
Mufcus terreftris, cupreffinus, nanus, ftirienfis. Bocc. muf. p. 161.
Mufcus fquamofus, faxatilis, tortuofus ac nodofus. Tourn. inft. ed. 3. p. 555. Vaill. parif. p. 123.
Mufcus capillaris, ramofus, apicibus candicantibus. Scheuchz. itin. p. 138. 516.
Mufcus apocarpus, faxatilis, capitulis & tota planta albo-pellucidis. Rupp. jen. ed. 3. p. 388.
Sphagnum cauliferum & ramofum, faxatile, hirfutum, incanum, capitulis virentibus. Dill. giff. p. 229. Raj. fyn. ed. 3. p. 105. Hall. enum. p. 96.

Sphag-

Sphagnum foliis pilo terminatis. Roy. lugd. p. 505.

Sphagnum nodosum, hirsutum & incanum. Dill. musc. p. 246.

Sphagnum caulibus ramosis, foliis undique imbricatis capsulas obtegentibus: β. Linn. suec. ed. 1. p. 314. n. 865.

Bryum apocarpum β. Linn. spec. ed. 1. p. 1115. Linn. suec. ed. 2. p. 386. n. 986. Linn. spec. ed. 2. p. 1579. Weiss. crypt. p. 169. Neck. meth. p. 199. Leers. herb. n. 829. Pollich. hist. v. 3. p. 75. n. 995. Lightf. scot. v. 2. p. 1110.

Hypnum caulibus teretibus, ramosis, foliis ovato-lanceolatis, pilo aristatis, operculo conico. Hall. hist. v. 3. p. 40. n. 1792.

Fontinalis albicans. Web. spicil. p. 38. n. 115.

Bryum apocarpum α Huds. angl. ed. 2. p. 474.

Bryum apocarpum aureum. Retz. prodr. p. 212. n. 1216.

Bryum apocarpum incanum. Ehrh. Hann. mag. ann. 1780. p. 236.

*Descriptiones Auctorum.*

Dill. musc. l. c.

Hall. enum. l. c.

Hall. hist. l. c. Weiss. crypt. l. c.

Pollich. hist. l. c.

Weber. spicil. l. c.

*Figuræ.*

Bocc. mus. t. 108.

Vaill. paris. t. 27. f. 18.

Dill. musc. t. 32. f. 5.

*Patria.*

Europa.

Auch von dieser Gattung ist mir noch nicht mehr als eine Art bekant.

Hannover. 1781. 3. 24. F. Ehrhart.

---

## Bemerkung eines edlen und menschenfreundlichen Betragens.

Wenn große und wohlthätige Handlungen der Welt bekant zu werden verdienen, und wenn, (ich sage es mit Wollust,) es noch sehr viele giebt die gute und edle Thaten fühlen und schätzen, so hält man es für Pflicht, dem Publikum einen Mann bekant zu machen, dessen Name bei allen Redlichen unsterblich seyn solte.

Ein gewisser angesehener Mann in H : : heim, hatte einen Vetter zu sich genommen, den er als Vater liebte, und seit neun Jahren keine Unkosten, keine Mühe, keine Arbeit scheuete, um ihn zur Ehre Gottes und zum Besten der Menschen zu erziehn und unterrichten zu lassen. Allein durch zu emsiges Studiren verfiel der Jüngling in Melancholie, und verließ seinen Wohlthäter, ohne eine andere Ursach als seine Hypochondrie angeben zu können. Man erkundigte sich auf alle nur mögliche Art um den Ort seines Aufenthalts zu erfahren, aber jede Mühe war vergebens. Endlich erhält man von Wesel aus nachfolgenden

den Brief, der uns einen Mann kennen lehrt, den jeder lieben und bewundern muß, den jeder nachahmen solte.

Man glaubt zur Bekantmachung desselben um so mehr verpflichtet zu seyn, da es das einzige Mittel ist, wodurch man seine gefühlvolle Dankbarkeit gegen einen so wahren Menschenfreund zu erkennen geben kan, der zu erhaben denkt, als daß er sich durch sein edles und christliches Verhalten irdische Vergeltungen erkaufen solte.

Doch hier folgt der Brief selbst:

Hochedelgeborner rc.

Diese Zeilen, die ich als ein Unbekanter an Eure Hochedelgeb. erlasse, dürften Sie aus einer Verlegenheit setzen, worin Sie nicht ohne Grund gewesen sind. Die Fügung Gottes wolte, daß ich am 20ten dieses in der immediaten Reichsherrschaft Gemen, welche des Königs von Preussen Majestät als sein Lehn sequestrirt, und mir die Administration davon aufgetragen hat, eben anwesend seyn mußte, als daselbst ein junger Mensch anlangte, der nur noch eine Stunde von der holländischen Stadt Winterswiek entfernt gewesen, woselbst er sich bei denen dort aufpassenden Seelenverkäufern zum Seedienst annehmen lassen wolte, aber von einem edeldenkenden katholischen Wirthe und Notarius Namens Brüning, und dessen Schwager zu Oeding im Münsterschen an der holländischen Grenze, davon abgehalten, und mit beiliegendem Briefe an den lutherischen Prediger, Herrn Natorp nach Gemen adressiert worden.

Ich examinirte diesen jungen Menschen, der ganz niedergeschlagen und melancholisch war, er sagte mir, er hieße J = = H = = F = scher, sein verstorbener Vater wäre Prediger zu Oe = = se und J = = heim im Stift Hildesheim gewesen; seine Vormünder wären Herr T = = r in Oe = = se und Herr Past. U = = = r in O = m bei Braunschweig; er wäre zu H = = m auf dem Gymnasium, und bei Ihnen als seinem Vetter logirt gewesen, aber heimlich von dort weggegangen. Ich fragte ihn zu wiederholten malen nach der Ursache, allein er wußte keine andere, als die Melancholie und Hypochondrie anzugeben. Mich jammerte dieses Jünglings, der dem größten Unglück, nemlich ein elender Matrose oder Schiffsoldat zu werden, so nahe gewesen, und von dem seine Anverwandten, wenn er unter die Seelenverkäufer gerathen wäre, wohl niemals weiter etwas gehört haben würden. Ich habe ihn von der Stunde an zu mir, und von Gemen mit hieher genommen. Er hatte keine Kleidung, als die er am Leibe trägt, nemlich einen röthlichbraunen Rock, dergleichen Weste, eine schwarze Hose, ein Paar Strümpfe, die er ganz durchgegangen, und ein Hemd, so er von seiner Abreise bis hieher getragen. Er hatte nicht einmal eine Schlafmütze, ungeachtet er öfters des Nachts unter freiem Himmel geschlafen hat. Ich habe ihm von meiner Kleidung ein Hemd,

Hemd, Strümpfe und Schlafmütze gegeben. Bis hieher habe ich ihn mit meinen Domestiken, (die es aber so gut wie ich haben müssen,) essen und trinken lassen, aus Sorge, er mögte, weil er so verzagt und niedergeschlagen ist, aus Blödigkeit das nicht genießen, was ich ihm von Herzen gönne. Jetzo aber muß er mit mir essen und trinken, und ich halte ihn so lange für mein Kind, bis er wieder bei den Seinigen ist. Ich suche ihn zu ermuntern, nehme ihn mit in Gesellschaft, allein bis dahin habe ich nicht viel an ihm gewinnen können. Er bleibt niedergeschlagen, und die Verwirrung läßt sich noch aus seinen Augen lesen. Morgen werde ich ihn mit in unsere lutherische Kirche nehmen, und mit unsern Herren Predigern bekant machen; diese würdige Männer werden auch alles mögliche zu seiner Ermunterung beitragen.

Von Ihnen bitte ich mir mit ungehender Post eine gütige Antwort wegen unsers F:: schers aus, ob die Umstände, die er angiebt, wie ich nicht zweifle, sich so verhalten, ob ich denselben mit dem des Montags Abends und Freitags Morgens von hier nach Berlin gehenden Postwagen bis St:: de zurück senden, und ihn dem Schirrmeister empfehlen soll, oder ob Jemand von dort hieher kommen und ihn abholen werde. St:: ist 31 bis 32 Meilen von hier. Das Postgeld wird ohne das Trinkgeld für Postillions und Schirrmeister ohngefähr 8 Rthlr. Berliner Courant betragen, und das Trinkgeld für Postillions und Schirrmeister ohngefähr 2 Rthlr., hierzu käme nur noch etwas für die Zehrung.

Für dasjenige, was ich an Ihrem Vetter gethan habe und noch thun werde, verlange ich keine Danksagung, viel weniger Vergütung. Vielmehr danke ich Gott, daß er mir die Gelegenheit, die ich schon mehr gehabt, abermals verschafft hat, einen jungen Menschen vom nahen Unglück zu retten, und seine Familie aus der Verlegenheit zu setzen. Das Vergnügen, welches ich darüber bei mir selbst empfinde, achte ich höher als alle Belohnung, die ich auch für meine Handlungen in dieser Welt nicht erwarte. Indessen wird meine Frau am 3ten Julius eine Reise, die sie bereits fest gesetzt hat, auf einige Wochen nach Holland antreten, und weil ich auch öfters verreisen muß, und alsdenn mein Knecht mit mir geht, mithin meine Magd nur allein zu Hause ist, so befürchte ich, unser F:: scher mögte sich wieder von der Melancholie hinreißen lassen und sich wegbegeben. Aus dieser Ursache habe ich ihm auch nicht positiv gesagt, daß ich heute an Sie schreibe, noch von ihm verlangt, daß er einen Brief beilegen mögte, denn er ist noch lange nicht hergestellt. Er schläft wenig, wird bisweilen auf einmal unruhig, wie mir mein Hausgesinde erzählt, dem ich befohlen habe, daß sie acht auf ihn haben und ihm liebreich begegnen sol-

sollen. Dies sind die Umstände, weshalb ich mir Nachricht von Ihnen ausbitten muß. Ich habe die Ehre mit aller Hochachtung ꝛc.

Wesel, den 13ten Jun. 1781. Siegfried.

Meine Adresse ist:
An
den Landrichter Siegfried zu Wesel.

---

## Eine ökonomische Bemerkung und Anfrage.

Es hat sich dies Jahr bei und in den Wurzeln und Stangen sowohl der krausen als schlichten braunen Kohlpflanzen eine Art Würmer gefunden, wodurch mehr denn die Hälfte des verpflanzten Kohls, vorzüglich auf frisch gedüngtem Lande ruinirt worden. Noch jetzt erkranken täglich die schon vor einigen Wochen versetzte Pflanzen, werden anfänglich zum Zeichen ihrer Erkrankung violet und dunkelbläulicht von Ansehn, krümmen sich zusammen, und fallen und zerbrechen denn bald grade über der Erde, von Würmern zernaget um. Anfänglich fand man bei dem zuerst verpflanzten Kohl die Würmer nur in der Erde von aussen um die Wurzel herum, so gelblich weiß von Ansehen, etwa 1 Zoll lang, und so hart waren, daß sie sich kaum zerreiben liessen. Nach der Zeit und noch jetzt findet man in den aufgezogenen kranken Pflanzen die Würmer nicht mehr so groß und zwar oben in der Kohlstange grade über der Erde, die eine junge und neue Brut zu seyn scheinen. — Einige Zeit vorher bemerkte man häufig an deren Stelle eine Art kleiner Fliegen, mit vielen Unrath umgeben — die gleichfalls mitten in den kleinen Kohlstangen sich fanden. Wie und woher mag doch vorzüglich in diesem Jahr dies Ungeziefer in den Kohl kommen, davon man andere Jahre sonst nie was erfahren hat? Solten des Gartenbaues Erfahrne davon die eigentlichen Ursachen angeben, auch Mittel dieser sonderbaren Kohlpest und gewiß nicht geringem Haushaltungsübel abzuhelfen und vorzubauen, an die Hand geben können, so würde man solches mit vielem Dank erkennen?

Neuenkirchen in der Grafschaft Hoya. J. J. H.

Hannoverisches Magazin.

70tes Stück.

Freitag, den 31ten August 1781.

# Die menschliche Glückseligkeit.

Wer eine Abhandlung über die Glückseligkeit der Menschen in unsern Tagen blos aus dem Grunde für unnöthig und überflüßig hält, weil über diesen Gegenstand bereits so vieles ist geschrieben worden; den wird es sehr befremden, daß ich es wage, dem Publikum meine Gedanken noch darüber vorzulegen, die es vielleicht des Lesens nicht würdiget. Wer aber neue Schriften deswegen noch nicht sogleich verachtet, indem er sich zu bescheiden weiß, daß sie, selbst alsdann, wenn sie nichts neues enthalten solten, durch die Art, wie die Sachen behandelt worden, dennoch nützlich und dem Publikum willkommen seyn können; der wird auch weniger streng gegen mich verfahren, und meine Gedanken über den großen Zweck aller menschlichen Bestrebungen nicht ungeprüft weglegen.

Zuerst müssen wir, wenn wir über diesen Gegenstand das erfoderte Licht verbreiten wollen, bemerken, daß das Wort Glückseligkeit sowohl von den Dingen oder Gütern gebraucht werde, welche, wenn sie der Mensch gehörig ansehen und auf sich wirken lassen kan, sein Herz mit einem oft stärkern oft geringern Wohlgefallen oder Freude erfüllen können, als auch von diesem durch sie gewirkten Wohlgefallen oder Freude. Das erstere ist die objective, das letztere die subjective Glückseligkeit genannt worden. Von der Natur und Beschaffenheit beider ist ausgemacht, daß sie ihre Aehnlichkeit nie verlieren; denn muß, wie jedermann eingesteht, die Wirkung von der Ursache das unverwerflichste Zeugniß geben: so muß in der subjectiven Glückseligkeit die Art oder Natur der objectiven noch sichbar oder erkentlich, und die erstere so verschieden seyn, als es die letztere ist. Von der objectiven hat man eine doppelte Verschiedenheit wahrgenommen, und daher nicht nur diese, sondern auch die subjective überhaupt in eine geistliche und leibliche oder irdische eingetheilt, und beide zusammen mit dem Namen der menschlichen bezeichnet. Und da man unter der objectiven leiblichen Glückseligkeit nur diejenigen Güter verstanden

hat, welche zunächst für den Leib oder Körper bestimt sind, und hingegen zu der geistlichen nur die gerechnet, welche für den edlern Theil des Menschen, die Seele oder den Geist, zunächst gehören; so hat auch die subjective Glückseligkeit hiervon ihre Erklärung und Eintheilung erhalten.

Nun also zuerst von der objectiven menschlichen Glückseligkeit. Die Güter, welche dieselbe ausmachen, sind fürnemlich folgende:

1) **Das Leben und die Gesundheit des Leibes.**

2) Die Mittel, welche dazu dienen, dieses Leben und die Gesundheit zu erhalten, und durch die Namen: Nahrungsmittel, Kleidungen und Wohnungen angezeigt und bemerkt werden. Ohne die Nahrungsmittel, welche in Essen und Trinken bestehen, kan das Leben und die Gesundheit gar nicht erhalten werden; und wo wegen der Milde der Witterung, die Kleider und die Wohnungen zur höchsten Noth könten gemißt werden, dienen sie doch zur Bequemlichkeit, und die erstern zur Schamhaftigkeit. Es ist diese Art irdischer Güter auch mit dem Namen **irdisches Vermögen** bezeichnet worden; und man hat, um die Erwerbung und Anschaffung derselben zu erleichtern, denjenigen äussern Wehrt, welchen man diesen Gütern beigelegt hat, auch dem Gelde, d. i. einigen Arten der Metalle namentlich dem Gold und Silber, und dem Kupfer zugestanden. Auch werden die Wörter **Nothdurft, Ueberfluß** oder **Reichthum** und **Mangel, Dürftigkeit** und **Armnth** von dem irdischen Vermögen oder Geld gebraucht; aber in der verschiedenen Bedeutung, daß man so viel irdisches Vermögen, ohne welches man nach seinen Umständen sich weder nähren, noch kleiden, noch wohnen kan, **Nothdurft**, hingegen mehr als man zur Nothdurft braucht, **Reichthum**, und weniger als zur Nothdurft erfordert wird, **Armuth** nennt.

3) Die Verrichtungen, welche der Mensch übernehmen muß, sich das Geld oder irdische Vermögen, welches er zu seiner oder der Seinigen Erhaltung braucht, zu erwerben, haben den Namen der **Berufsarbeiten, Berufsgeschäfte** erhalten, und Gott hat die Einrichtung getroffen, welche durch alle Erfahrungen bestätigt wird, daß die Ausrichtung derselben ermüdet und ermattet, und der Mensch deswegen, um wieder neue Kräfte zur Fortsetzung derselben zu sammeln und sich zu erhohlen, sie zu gewissen Zeiten unterlassen und davon ausruhen muß. Diese Unterlassung der Geschäfte oder **Ruhe** wirkt also, wie andere wirkliche Gegenstände, auf den Menschen und bringt Erquickung und angenehme Gefühle und Empfindungen, und behauptet deswegen unter den Gegenständen der objectiven irdischen Glückseligkeit auch ihren Platz.

4) Hat der Bau des menschlichen Körpers eine solche Einrichtung von der Hand des Schöpfers, daß viele Dinge, welche zur Körperwelt gehören,

ren, wann sie die sinnlichen Werkzeuge desselben berühren, und darauf wirken, sowohl eine angenehme als unangenehme Empfindung, d. i. sowohl Vergnügen als Misvergnügen, sowohl Lust als Unlust, u. s. w. hervorbringen können. Diese angezeigten verschiedenen Benennungen der erwähnten Empfindungen werden durch den Ausdruck **sinnliches Vergnügen und Misvergnügen** gemeinet. Die Dinge also, welche solche angenehme Empfindungen hervorbringen können, werden zur objectiven irdischen Glückseligkeit gerechnet.

5) Die Hochachtung, in welcher man bei andern steht und das günstige Urtheil, welches andere über uns fällen, erregt in der Seele nicht minder angenehme und süße Empfindungen, als die zum sinnlichen Vergnügen von Gott erschaffnen körperlichen Dinge. Diese Hochachtung und günstigen Urtheile der Menschen von andern, welche unter dem Namen der **Ehre** begriffen werden, gehören, weil sie Wohlgefallen und Freude erwecken können, auch zu der objectivischen Glückseligkeit.

6) Wer das Glück hat, in solchen vortheilhaften äußerlichen Umständen zu leben, daß ihm die Erwerbung so vieles irdischen Vermögens, als er nach seinen äußern Umständen zu seiner Erhaltung braucht, gewiß ist, und auf die seinen Verdiensten und Vollkommenheiten angemessene Achtung von seinen Mitmenschen sicher rechnen kan, dem ist das Bewußtseyn hiervon eine reiche Quelle stiller und süßer Vergnügungen. Es gehören also diese **vortheilhaften Umstände** auch zu der objectivischen Glückseligkeit

7) Auch sind die Sicherheit für den ruhigen und ungestöhrten Besitz des Eigenthums und die Gewißheit der zu erhaltenden Genugthuung und Ersetzung der erlittenen Stöhrung oder Raubes desselben eine Quelle wahrer und lebhafter Vergnügungen. Es werden also diese vortheilhafte Umstände, auch zu der objectivischen Glückseligkeit mit Recht gezählet.

8) Obschon der Mensch, wie die Erfahrung lehrt, mit solchen Vermögen und Kräften von Gott selbst ausgerüstet worden ist, daß er durch den rechten Gebrauch derselben sich über die Hindernisse, welche ihm auf dem Wege zu seiner Glückseligkeit aufstoßen, hinaussetzen und zum Ziele seiner Bestimmung forteilen kan, und auch viele Befugnisse und Rechte hat, andere zu zwingen, daß sie ihm in Aufrichtung des Gebäudes seiner Glückseligkeit nicht nur nicht hinderlich sind, sondern sogar in vielen Fällen nützlich und förderlich seyn müssen: so kan er doch, wie die Erfahrung lehrt, es durch alle seine angeschaffenen Kräfte und sich selbst erworbenen Geschicklichkeiten und erhaltenen Zwangsrechte dahin nicht bringen, daß er nicht häufig eines fremden Beistandes und Hülfe bedürfe, welchen zu leisten der andere durch nichts, als durch die Macht der Liebe und der Freundschaft kan vermogt werden. Diese Dienste haben daher auch den Namen der **Liebes-**

oder **Freundschaftsdienste** erhalten; und diesen hat der Mensch oft mehr als seinen eignen Kräften und den Pflichten wozu er andre zwingen konte, zu verdanken. Man könte sagen, daß Gott deswegen so viele Bedürfnisse und Gefahren in das Leben der Menschen habe einweben wollen, welchen durch die Liebe und Freundschaft abgeholfen werden soll, damit das ganze menschliche Geschlecht durch diese edlen, sanften, vollkommenen und göttlichen Bande der Liebe und Freundschaft desto unauflöslicher und glücklicher verbunden und zusammen gehalten würde. Die Pflichten der Liebe ist jeder Mensch einem jeden andern, er sey auch wer er wolle, schuldig: die Freundschaftspflichten hingegen nur denen, welchen er vermöge einer engern Verbindung vorzügliche Liebe zu erweisen schuldig ist. Diese engere Verbindungen entstehen durch das Band der Ehe, der nahen Geburt, der glücklichen Zufälle, wodurch gleichgesinnte Herzen einander bekant werden und ihre reinen und geheiligten Opfer der vorzüglichen Zuneigung gegen einander sich bringen können. Um dieser angeführten Ursachen willen gehören die **Liebes- und Freundschaftsdienste** auch zu den Gegenständen der Wohlfahrt der Menschen.

Diese der Reihe nach angezeigte Güter, in deren Besitz wir die objective menschliche Glückseligkeit gesetzt haben, sind, wie einem jeden der Sache kundigen und unpartheiischen in die Augen fallen muß, von sehr verschiedener Beschaffenheit. Diejenigen, welche zunächst für den Körper bestimmt sind, geben, sobald sie zu den Thüren der äußern Sinne eingetreten sind, ihre Annehmlichkeiten und Freuden, welche ihnen die Vorsicht darzureichen anvertrauet hat, sogleich zu genießen. Aber diese ersten Gaben, welche sie darreichen, sind nicht der ganze Reichthum, den sie für die Menschen aus den Händen des Schöpfers empfangen haben. Sie sollen sich auch dem Verstande derselben darstellen und für die Seele ihre edleren Schätze aufthun und solche den Händen derselben anvertrauen. Begnügt sich aber der Mensch mit dem erstern Genuß solcher körperlichen Güter, welche er durch die Hand der Sinne annimt, so genießt er nicht mehr, als jedes andere lebendige Geschöpf, vom Elephanten bis zur Käsemilbe, aus seinem Futter und aus seiner Begattung nimt und nehmen kan. Begnügt er sich hingegen mit diesen körperlichen Freuden und Wollüsten nicht, steht er stille und erwartet sie an der Thür seines Verstandes, eröffnet alsdann die hellern Augen desselben, so entdeckt er in dem Innersten dieser Güter solche Vollkommenheiten, und in der Beziehung derselben auf Gott, den holdseligsten Vater der Menschen, solche große und himmlische Gaben, die die ganze Seele mit Wonne, himmlischer Lust, und bezaubernden Freuden anfüllen und erquicken. Die andern Güter aus der Reihe dieser objectiven menschlichen Glückseligkeit, welche zunächst für den

Verstand und das Herz der Menschen bestimmt sind, stellen sich vermöge dieser Bestimmung auch zuerst dem Verstande derselben dar, werden von demselben für höhere Geschenke des Himmels erkant und geschätzt, und ergießen alsdann ihre Annehmlichkeiten und Freuden ins Herz, und nachdem sie dasselbe genährt und göttlich erquickt haben, ermuntern und stärken sie auch den ganzen Leib. Man könte diejenige Glückseligkeit, welche durch Hülfe oder den Dienst des Verstandes für die Seele aus den körperlichen Gütern geschöpft wird, und diejenige, welche ihm der Besitz und Genuß derjenigen gewährt, welche zunächst für ihn sind bestimmt worden, zollet, die geistliche Glückseligkeit nennen und sie in eine objective und subjective eintheilen; und es ist auch geschehen. Es giebt indessen noch eine andere und höhere Art der geistlichen Glückseligkeit, welche aber nicht aus den Geschöpfen, und auch nicht aus dem Erkenntnisse Gottes, so wie uns solches das Licht der Natur gewähren kan; sondern aus den von Christo uns durch seine Erlösung erworbenen Gütern und dem höhern und vollkommnern Erkenntnisse Gottes, welches wir aus dem Evangelio nehmen können, herfließt. Diese könte man die **höhere geistliche**, oder der Sache angemessener, die **christliche Glückseligkeit** nennen. Unsere gegenwärtige Absicht ist es aber nicht, in eine nähere und tiefere Betrachtung dieser Art der geistlichen Glückseligkeit uns einzulassen. Sie erheischt eine nähere Betrachtung derjenigen menschlichen Glückseligkeit, welche für den Menschen als bloßen Menschen bestimt ist, das ist, derjenigen, die ihm die Werke der Schöpfung und Gott, in so fern er uns aus dem Lichte der Natur bekannt werden kann, darreichen können. Wir würden uns also bei der Abhandlung dieser Glückseligkeit der Menschen blos an das Licht der Natur halten und aus dem allen Unterricht schöpfen müssen. Allein da das größere und hellere Licht der nähern göttlichen Offenbarung, das in der Bibel den Menschen von Gott selbst aus großer Herablassung und unbeschreiblicher Vaterliebe ist angezündet worden, auch über diese menschliche Glückseligkeit scheinet und eine vollkommnere Erkenntniß und Einsicht derselben gewähret; und jeder der einen Gegenstand bearbeitet, alles, was denselben in ein helleres Licht setzen kan, wenns auch ausser dem eigentlichen Gesichtskreise desselben liegt, mit begierigen Händen ergreift und nutzet: so würden wir eben so unklug verfahren, als derjenige Künstler, der ein Werk, wozu er die größte Hellung bedarf, nicht am hellen Tage, sondern in der Nacht, im dunkelsten Zimmer, bei dem schwächsten Scheine eines Nachtlichtchens verfertigen wolte, wenn wir unsere Augen gegen dieses hellere und größere Licht der nähern göttlichen Offenbarung verschließen und sie hier nicht nutzen wolten. Wir werden also uns zwar hier zunächst an das Licht der Natur halten: aber zugleich

auch, wo wir veranlaßt und genöthigt werden, um alles in seiner rechten Gestalt und wahren Lage darzustellen, zu der nähern göttlichen Offenbarung unsere Zuflucht zu nehmen, deren untrüglichen, größern und vollständigern Unterricht benutzen.

Die Mittel, wodurch der Mensch der ihm zugedachten und für ihn bestimmten Glückseligkeit sich versichern kan, sinds, nachdem er diese Glückseligkeit selbst hat näher kennen lernen, wornach er sich zuerst umzusehen und zu bekümmern hat. Die objective Glückseligkeit begreift, wie aus dem obigen erhellet, die Dinge, die den Menschen glückselig machen sollen, und die subjective bestehet in dem Genuß dieser Güter. Wer demnach die Mittel, durch deren Gebrauch der Mensch auf alle Art glückselig werden kan, anzeigen und an die Hand geben will, der muß den Menschen lehren, wie und wodurch er der Güter, die Gott für seine Glückseligkeit bestimmt hat, könne theilhaftig werden, und wie er die Freuden, welche Gott in dieselben gelegt hat und die das Wesen seiner Glückseligkeit sind, aus den Schalen derselben heben kan. Das letztere geschieht durch den Genuß, welchen der Mensch theils durch seine äußern Sinne, theils durch seinen Verstand davon machen kan; und das erstere, daß er nicht nur das allgemeine Mittel, welches bei der Erwerbung und Erhaltung jeder besondern Güter angewendet werden muß, sondern auch das für jedes einzelne Gut von Gott verordnete besondere Mittel gebraucht. Jenes ist die Ausübung der von Gott vorgeschriebenen Religion, und diese sind in Ansehung des Lebens und der Gesundheit das Essen und Trinken, und die zu beobachtende Diät; in Ansehung der Erwerbung des dazu nöthigen irdischen Vermögens, die Arbeit; in Ansehung des sinnlichen Vergnügens, der Genuß solcher körperlichen Dinge, welche dem, der sie kostet oder genießt, solch Vergnügen mittheilen; in Ansehung des höhern geistigen oder vernünftigen Vergnügens, die Erwerbung und Darstellung solcher Vollkommenheiten und Tugenden, welche uns Ehre und Hochachtung bei andern erwerben können; in Ansehung der Vortheile der Erwerbung der Güter, in deren Besitz und Genuß die menschliche Glückseligkeit besteht, und des ungekränkten und unentrissenen Besitzes derselben ist es eine gute Regierung, und in Ansehung des freundschaftlichen Beistandes von andern ist es liebesvolle und freundschaftliche Gesinnung und Betragen gegen andere. Wir müssen also mit mehrerm zeigen, daß Gott diese besondern Mittel zur Erwerbung solcher Güter verordnet, und daß der Mensch außer dem Gebrauch dieser besondern Mittel zugleich auch die wahre Religion oder Gottseligkeit ausüben müsse.

1) Das Leben und die Gesundheit der Menschen wird, wie die Erfahrung lehrt, allerdings erhalten, wenn der Mensch nach der Bedürfniß seines Leibes, welche der Hunger und der

Durst giebt, ißt und trinkt, und durch Kleidung und Wohnung für der Kälte und Widerwärtigkeiten der Luft sich sicher stellt. Aber durch den Gebrauch dieses besondern Mittels, welcher von der Freiheit der Menschen abhängt, kan sich der Mensch sein Leben und seine Gesundheit nicht so sicher stellen, daß diese Absicht gewiß und untrüglich erreicht werden müßte, und gar nicht verfehlt werden könte. Tausend Dinge können ohne sein Denken und Vorhersehen und gegen alle seine getroffene Vorkehrungen und Gegenwirkungen ihm beides sowohl erschüttern als rauben. Die Gewalt und tödtende Kraft der Affekten, welche durch Ueberraschungen aufgebracht werden können; die Witterung; heimliche Vergiftungen; offenbare Angriffe, diese und viele andere Dinge, welche auf Leben und Gesundheit den schädlichsten und gefährlichsten Einfluß haben, wie viele Menschen haben sie nicht um Leben und Gesundheit zu allen Zeiten unter allen Völkern gebracht?

2) Das irdische Vermögen, welches zur Anschaffung des Essens und Trinkens, der Wohnungen und Kleidungen und zur Abhelfung anderer Bedürfnisse des Lebens dient, muß und kan durch die Arbeit gewonnen werden. Die Erde, wenn sie zu rechter Zeit und auf die gehörige Art angebauet wird, reicht dem Menschen aus ihrem reichen Schooße so viele Nahrungsmittel dar, als nicht nur die, welche sich dem Anbau derselben gewidmet, sondern auch die, welche andere Geschäfte und Verrichtungen, wodurch den übrigen Bedürfnissen dieses Lebens abgeholfen wird, treiben, brauchen. Dieses beruhet auf der von Gott gemachten Ordnung und gegebenen Verheißung, und kan also um so zuverläßiger behauptet werden. Gen. 3, v. 19. Cap. 8, v. 22. So wie aber diese befohlne Arbeit nicht blos von dem befohlnen Ackerbau, sondern von einer jeden andern, welche die menschliche Bedürfniß erheischt, zu verstehen ist: so fließt auch daraus, daß, so wie der Ackerbau denen die ihn treiben, sowohl ihr Brodt als auch die übrigen Bedürfnisse des Lebens verschaffen muß, also auch diejenigen, welchen andere Berufsarbeiten obliegen, von der Ausrichtung derselben nicht minder dadurch ihre Nahrung, Kleidung, Wohnung und übrigen Bedürfnisse des Lebens müssen verdienen und gewinnen können.

So unstreitig dieses ist, so unleugbar liegts doch vor Augen, daß sich auch das Gegentheil zutragen kan. Davon liefert die Geschichte aller Zeiten die unverwerflichsten Zeugnisse. Und das deswegen, weil von der Ausrichtung der Berufsgeschäfte der davon zu erwartende Nutzen nicht nothwendig abhängt. Man kan, wie die Erfahrung lehrt, alle Geschicklichkeit besitzen, die die gute Ausrichtung der Berufsgeschäfte erfodert, und man kan alle Treue in der Ausrichtung derselben beweisen, und tausend Dinge, die wir nicht in unsern Händen oder

oder Gewalt haben, können alle Früchte unsrer Bemühungen verderben; und verderben sie nur gar zu oft. Dem Ackermann kan außerordentliche Dürre, zu lang anhaltendes Regenwetter, Schlossen, Heuschrecken, u. s. w. die ganze Hofnung der Ernte rauben. Dem größten Gelehrten, dem geschicktesten Künstler, dem geübtesten und erfahrensten Handwerker, Kaufmann, u. s. w. können gar häufig die vortheilhaften Umstände mangeln, welche er haben muß, wenn er von seinen sich erworbenen Kenntnissen und Geschicklichkeiten denjenigen Gebrauch machen soll, der ihm seinen Unterhalt und Auskommen gewähret. Und wie häufig werden auch diesen die Früchte ihrer Arbeiten durch einen Zufall verdorben! Darum sagt Salomo gar richtig in seinem Predigerbuche Cap. 9, v. 11. Zum Laufen — —.

3) Obschon der Bau des menschlichen Körpers von Gott so eingerichtet worden, daß der Mensch die Dinge, durch welche ihn Gott mit sinnlichem Vergnügen erfüllen und erquikken will, nur seinen äußern Sinnen nahe bringen, und solche in dieselben wirken lassen darf; so hat er deswegen doch den Genuß derselben nicht völlig und ganz in seiner Hand; denn er kan, wie vor Augen liegt, durch Mangel des irdischen Vermögens an solchem Genuß gehindert werden, weil viele dieser Dinge erst müssen erworben und erkauft werden. Es können auch seine körperliche zu diesem Genuß geschaffenen Werkzeuge untüchtig werden; und die Feindschaft, Mißgunst, u. s. w. die andere Leute gegen ihn tragen, können ihn an diesem Genusse hindern und stöhren. Man sieht also, daß dem Menschen gegen seinen Willen an der Theilnehmung dieses für ihn bestimmten unschuldigen sinnlichen Vergnügens hundert Hindernisse aufstossen können, die er zu entfernen sich außer Stand befinden kan. Und außer diesen äußern Dingen, welche ihm den Genuß eines solchen sinnlichen Vergnügens verderben, kan er auch durch Ueberschreitung des Maaßes in denselben das Vergnügen in das herbste und bitterste Misvergnügen verwandeln.

Der Schluß folgt künftig.

---

**Druckfehler:** Im 61ten Stücke S. 966 in der 12ten Zeile muß statt angriffen, ergriffen gelesen werden.

# Hannoverisches Magazin.

71tes Stück.

Montag, den 3ten September 1781.


## Die menschliche Glückseligkeit.

(Schluß.)

4) Das höhere Vergnügen, welches aus den guten und vortheilhaften Urtheilen, die andere über den Menschen fällen, entsteht, oder die äußere Ehre, hat er oft noch weniger in seiner Hand. Zwar sind wahre und nützliche Kenntnisse, ausgebreitete Wissenschaften, und Tugendhaftigkeit, welche der Mensch besitzt, weil sie Früchte des rechten Gebrauchs seiner Fähigkeiten sind, die Quellen, woraus diese Ehre, wie wir oben dargethan haben, geschöpft werden muß. Aber ob dieses schon an dem ist, und nicht in Abrede genommen werden kan, so muß doch auch. weil es die Erfahrung aller Zeiten lehrt, zugegeben werden, daß von diesen guten Eigenschaften, Kenntnissen, Wissenschaften und Tugenden gar oft der Beifall und die Hochachtung so wenig eingeerntet werden kan, daß vielmehr solche Personen, die sich hierin vorzüglich auszeichnen, im Staube sitzen, und anderen, welche unwürdig sind, ihnen die Schuhriemen aufzulösen, sich nachgesetzt sehen; und wenn diese alle Vortheile dieses Lebens genießen, jene zu ihrer größten Kränkung über die Härte ihres Schicksals seufzen und weinen müssen. Wir gestehen es, die Nachwelt ist oft gerechter; und diejenigen, welche in ihrem Fache mit den größten Vorzügen und Verdiensten, die ein Mensch haben kan, ausgerüstet waren, von ihren Zeitgenossen aber kaum bemerkt, viel weniger nach ihren Verdiensten gerichtet und belohnt wurden, sind oft von jener mit Ruhm bis an den Himmel erhoben worden. Wir führen nur den Homer, den Fürsten unter den Dichtern an. Dieser konte bei seinen Zeitgenossen so wenig Achtung und Belohnung seiner Verdienste finden, daß sie seinen rechten Namen nicht einmal aufbehielten, sondern ihn von dem Verluste des Lichts seiner Augen nur so κατ᾽ ἐξοχην Homer, d. i. den Blinden nannten *) und verhun-



*) Sein wahrer Name war Melesigenes von dem Flusse, wobei seine Mutter mit

gern liessen. Aber dadurch wird unsere Behauptung nicht umgestoßen.

5) Von der bürgerlichen Gesellschaft, in welche die Menschen entweder aus Noth oder aus Betrachtung der Vortheile, welche sie sich davon in Ansehung ihrer Unterhaltung und Sicherheit für den ruhigen und ungestörten Besitz des Ihrigen, versprachen, getreten sind, haben wir oben angezeigt, daß sie die Glückseligkeit der Menschen befördere, solle und könne. Aber weit gefehlt, daß der Mensch durch diese eingegangene Verbindung sich dieser Vortheile immer versichern könne. Durch alle Vorkehrungen, welche von solchen bürgerlichen Gesellschaften zur Erreichung dieser Endzwecke von je her sind gemacht worden, haben dieselben nichts weniger als immer erreicht werden können. Von der Erhaltung der Gesundheit, der Erwerbung des irdischen Vermögens, der Ehre, und dem Genusse der unschuldigen Vergnügungen, haben wir schon vorhin gezeigt, daß die Menschen durch den geflissentlichsten treusten Gebrauch der dazu verordneten Mittel doch sehr oft ihrer Wünsche nicht theilhaftig werden können. Und Jedermann muß gestehen, daß die Unbequemlichkeiten und Schädlichkeiten, welche den Menschen so häufig aufstoßen, und die Bestrebungen derselben nach diesen Gütern vereiteln, noch durch keine Vorkehrungen und Maaßregeln, welche je von menschlichen Gesellschaften oder Staaten sind getroffen worden, haben können ganz aus dem Wege geräumet werden. Es hangen auch diese Störungen und Vereitelungen der menschlichen Bemühungen und Wünsche von solchen zufälligen Dingen ab, daß es ewig unmöglich bleiben wird, sie gänzlich aus dem Wirkungskreise der Menschen zu entfernen. Es bleibt demnach zu allen Zeiten unveränderliche Wahrheit, was Salomo von den seinigen angemerkt hatte: daß zum Laufen nicht helfe schnell seyn, zum Streit nicht helfe stark seyn, zur Nahrung nicht helfe geschickt seyn, zum Reichthum nicht helfe klug seyn. Und daß einer angenehm sey, helfe nicht, daß er eine Sache wohl wisse und könne; sondern daß alles an der Zeit und am Glücke liege. Pr. B. Cap. 9, 11. Also eben so wenig als einzelne Menschen oder einzelne Familien sich den ruhigen Besitz des Ihrigen versichern und wegen erlittener Kränkungen und Beraubungen schadlos stellen können, können solches ganze Staaten. Die Bosheit und Raubsucht der Menschen spottet aller genommenen Vorsicht und Gewalt.

6) Diesem großen Unvermögen kan zwar durch die Ausübung der Pflichten der Liebe und Freundschaft in etwas, aber nie ganz aufgeholfen werden. Liebe erwirbt Gegenliebe; das sagt jedermann. Und so solte es auch über-

mit ihm niedergekommen. Den Beinamen Homer hat er von den Kumanern erhalten, in deren Provinzialsprache ὅμηρος ein Blinder hies. S. Herodots Leben Homers.

überall seyn. Man muß sagen, wie wir auch bereits oben angezeigt haben, daß Gott die Menschen deswegen so oft in solche Umstände und Gefahren, da ihre Hülfe und Rettung, d. i. die Erhaltung ihrer Glückseligkeit, blos von dem Mitleiden und der thätigen Liebe und Freundschaft anderer abhängt, hat wollen kommen lassen, damit sie durch das vollkommenste Band der Liebe unzertrennbar zusammen gehalten und ihre Glückseligkeit dadurch befestigt und erhöhet werden könte. So gewiß dieses aber ist, und so wenig man leugnen kan, daß die Liebeserweisungen und Freundschaftsbezeigungen, welche viele erfahren, als Früchte und Belohnungen der Liebe und Freundschaft, welche sie andern erwiesen haben, anzusehen sind; so ist doch im Gegentheil auch wahr, daß gar viele den Beistand und die Hülfe und Rettung, welche sie erfahren, im geringsten nicht als Früchte und Belohnungen der Liebe und Freundschaft, welche sie an andern bewiesen hatten, ansehen können; und daß noch mehrere von ihren reichen Wohlthaten, aufrichtigsten Freundschaftsbezeigungen gar oft nicht nur keine Vergeltungen, sondern noch öfter den größten Undank, Lieblosigkeit, Haß und Verfolgung erfahren müssen. Bei so bewandten Umständen liegts aber so offenbar und unwidersprechlich vor Augen, daß Gott von den Menschen, wenn er die für sie bestimmten und angezeigten Güter ihnen darreichen soll, mehr als die Anwendung der angezeigten und beschriebenen besonderen Mittel erfordere. Wir haben oben behauptet, daß er noch über oder außer dem Gebrauch solcher besondern Mittel die Ausübung der Gottseligkeit oder der von ihm vorgeschriebenen Religion erheische. Dieses müssen wir nun überzeugend darthun und beweisen. So viel erhellet aus dem vorhergehenden, und die untrügliche Erfahrung aller Zeiten bestätigt es, daß, wenn die oben angeführten irdischen Güter, in deren Besitz die irdische objective und in deren Genuß die irdische subjective Glückseligkeit besteht, durch den Gebrauch der angezeigten Mittel erhalten werden soll, andere zufällige Dinge, welche der Mensch nicht in seiner Hand oder Gewalt hat, mitwirken müssen; und daß, wenn dieser vortheilhafte Einfluß oder Mitwirkung solcher äußern Dinge oder Umstände fehlt, der Gebrauch solcher Mittel fruchtlos bleibt. Der Beweis hiervon braucht also hier nicht noch besonders und weitläuftig geführt zu werden. Was wir zu beweisen haben, ist vielmehr dieses: daß a) sowohl der vortheilhafte als nachtheilige Einfluß dieser äußern Dinge von der Einrichtung oder Regierung Gottes allein abhängt; und b) daß er diese äußern Dinge denen zum Vortheile und Besten mitwirken lasse, welche die Bedingungen erfüllen, unter welchen er diese Dinge mit den natürlichen Mitteln zur Erreichung der Absicht will mitwirken lassen, oder welche ihm zu allem Gefallen leben, ihr

ganzes Verhalten nach seinem ihnen geoffenbarten Willen einrichten und ihm dienen; das heißt, die von ihm vorgeschriebene Religion ausüben.

Wer aber zweifeln oder leugnen wolte, daß der Einfluß der äußern Dinge, der von der Freiheit der Menschen, d. i. von ihrem Verstande, Willen, und Kraft, seine Einrichtung nicht erhalten kan, ganz allein von der göttlichen Stellung der erschaffenen Dinge gegen einander, das ist, von Gottes Regierung der Welt, abhänge, der müßte dem Schöpfer der Welt entweder das Recht oder das Vermögen absprechen, mit den erschaffenen Dingen, d. i. mit seinen Geschöpfen, sonderlich den Menschen, eine solche Einrichtung zu treffen, daß die Absicht, die er durch die Schöpfung derselben erreichen wolte, erhalten werden könte. Das wird aber niemand thun, der mit seinem Verstande noch in keine solche Feindschaft verfallen ist, die ihn zum Tollhaus qualificirt. Wir können also als erwiesen und unwidersprechlich gewiß annehmen, daß es lediglich von Gott abhängt: ob die äusseren Dinge, die der Mensch nicht in seiner Hand oder Gewalt hat, bei dem Gebrauch der von ihm verordneten besonderen Mittel, zur Erreichung der Absicht oder zur Verhinderung der Erreichung derselben mitwirken.

Und nun kan es nicht schwer fallen, zu erhärten, daß Gott diese Einrichtung oder Verhängung der vortheilhaften oder nachtheiligen Mitwirkung solcher äußern Dinge oder Umstände nach dem Verhalten der Menschen gegen ihn einrichte und es schicke, daß sie dem, der ihm dienet, bei dem Gebrauche der besondern Mittel zur Erreichung der gewünschten Absicht helfen, daß er seiner Wünsche theilhaftig wird: und den, der ihm nicht dienet und zuwider lebt, hindern, daß er bei dem geflissentlichsten Gebrauche solcher besondern Mittel das Ziel seiner Wünsche doch nicht erreichen kan. David versichert dieses unwidersprechlich. Wo der Herr nicht das Haus bauet, sagt er, so arbeiten umsonst die daran bauen. Wo der Herr nicht die Stadt behütet, so wachet der Wächter umsonst. Es ist umsonst, daß ihr frühe aufstehet und hernach lange sizzet und esset euer Brod mit Sorgen, denn seinen Freunden giebt ers schlafend. Psalm 127, 1. 2. Diesem göttlichen Zeugnisse stimmt auch die gesunde und unpartheiische Vernunft bei, und erklärt es für Unsinn, behaupten zu wollen, daß Gott seinen Widerwärtigen, Hassern und Feinden solte seine Geschöpfe zum Wunsch und Besten, und seinen Freunden solche zum Nachtheile wirken lassen. Die Gründe, worauf sie solche Aussprüche stüzt, hier noch aufsuchen und namentlich anzeigen wollen, würde eine ganz unnöthige Arbeit seyn. Wir gestehen es ein, daß die Erfahrung oft das Gegentheil hiervon darlegt, wir leugnen aber, daß dadurch unsre Behauptung könne umgestoßen werden. Dieses würde nur alsdann geschehen können, wenn diese irdischen Güter

Güter die einzigen wären, wodurch Gott seine Freunde erfreuen und beglücken, und es keine geistliche Güter und Glückseligkeiten gäbe, durch deren Besitz und Genuß er seine Freunde über den Verlust dieser oder jener irdischen Güter schadlos halten, und seine Feinde, die diese oder jene irdischen Güter oder Glückseligkeiten genießen, wann sie in dieser Feindschaft beharren, doch auf eine andere Art strafen und des Besitzes und Genusses dieser Güter entsetzen könte; und der Mensch nur allein für dieses Leben und nicht für die Ewigkeit geschaffen wäre, in welcher Gott seine Gerechtigkeit in der höchsten Vollkommenheit offenbaret, und alle Anstösse an derselben, die in dieser Welt nicht gehoben werden konten, zur größten Beruhigung der Menschen und vollkommensten Verherrlichung Gottes wegschaft. Die Ausführung dieser Materie erfordert aber eine solche eigene und vollständige Abhandlung, welche unsre gegenwärtige Absicht nicht zuläßt.

Es bleibt also ungeachtet dieser einzelnen dem obigen entgegen zu seyn scheinenden Fälle, ohnstreitig gewiß, daß derjenige, welcher dem Wunsch und Willen Gottes gemäß lebt, sich getrösten kan, daß Gott zu seinem Besten eine solche Einrichtung werde getroffen haben, daß solche äußere Dinge oder Umstände die Erreichung seiner Absichten müssen mit bewirken und befördern helfen; und im Gegentheile die, welche ihm entgegen wandeln, an der Gewährung ihres Wunsches oder Gelangung zu ihren Absichten dadurch verhindert werden müssen.

Man kan aber Gott nicht zu allem Gefallen leben, ohne die Bewegungsgründe seines ganzen Verhaltens von ihm und seinen Eigenschaften abzunehmen. Da aber dieses Gottesdienst und Ausübung der Religion heist: so ist der Gottesdienst oder die Ausübung der Religion die andere Bedingung, welche die Menschen, außer der Anwendung der vorhin beschriebenen Mittel zur irdischen Glückseligkeit zu gelangen, erfüllen müssen. Aber welche Religion ist es, die der Mensch in dieser Absicht ausüben muß? denn die bekanten sind so sehr von einander verschieden, daß es unmöglich gleichgültig seyn kan, welche von denselben angenommen und ausgeübt wird. Wir antworten: diejenige, welche Gott dem Menschen selbst vorgeschrieben und auszuüben befohlen hat. Dieses kan so wenig geleugnet werden, als dieses, daß zwei mal zwei vier sind. Aber welche Religion hat Gott den Menschen vorgeschrieben? Man kan mit Recht, und ohne einen gegründeten Widerspruch zu fürchten, festsetzen, daß Gott so wohl in dem Buche der Natur, als in der nähern göttlichen Offenbarung der heiligen Schrift, Vorschriften zur Ausübung einer Religion gegeben habe, ja daß dieses der Hauptzweck bei diesen beiden Arten der Offenbarung sey. Aber nun: welche von beiden? oder ist eine jede dieser Absicht angemessen und hinreichend? Wir behaupten, daß es die in

der heiligen Schrift vorgeschriebene **christliche** ist; und daß jene, und das am allerwenigsten bei solchen Menschen, welche die heilige Schrift haben, es nicht seyn könne. Einen ausführlichen Beweis hiervon, wird man in dieser Abhandlung von uns nicht erwarten, so überzeugend wir auch denselben geben zu können uns zutrauen. So viel aber wollen wir nicht unangezeigt lassen, daß 1) in dem Buche der Natur so schwer zu lesen ist, daß derjenige Mensch, welcher auch seinen Verstand aufgeklärt und im Nachdenken ihn sehr geübt hat, dennoch ohne Fehler in demselben nicht lesen und also die Vorschriften derjenigen Religion, welche in diesem Buche stehen, ohne Irrthümer nicht fassen kan. Dies beweist die Geschichte solcher Menschen, welche blos aus diesem Buche ihren Religionsunterricht haben auffassen müssen. Können aber diese, welche ihren Verstand angebauet und im Nachdenken geübt haben, ohne Irrthümer den Religionsunterricht daraus nicht fassen; so können es diejenigen, welche ihren Verstand und Vernunft ohne Kultur haben liegen lassen, noch weniger. Gott kan also dieses Buch allein zum Religionsunterricht für die Menschen nicht bestimmt haben. 2) Wenn der Religionsunterricht, welcher aus dem Buche der Natur von den Menschen kan genommen werden, sicher und genugsam wäre: so würde Gott in einer nähern Offenbarung, denn diese ist doch ein Wunder, solchen den Menschen nicht gegeben haben. Und 3) außer dem, was das Buch der Natur hiervon meldet, in der nähern Offenbarung, welche unsre Bibel ist, solche Ergänzungen und Vermehrungen jenes Unterrichts vorkommen, welche unter andern solche Aufklärungen der Beschaffenheit des Zustandes, der Verhältniß der Menschen gegen Gott, und der Seligmachung derselben, enthalten, von welchen nicht zu glauben, vielweniger zu begreifen stünde, daß sie Gott gegeben haben würde, wenn deren Bekantmachung die zu befördernde Wohlfahrt und Seligkeit der Menschen nicht unumgänglich erheischt hätte. Daher auch hieraus die Unzulänglichkeit des in dem Buche der Natur erhaltenen Religionsunterrichts, und die unumgängliche Nothwendigkeit desjenigen, der in der Bibel von der christlichen Religion vorkomt, erhellet. Doch wie gesagt, nur diesen geringen Fingerzeig, und keinen vollständigen Beweis dieser unumstößlichen Wahrheit, wollen wir geben.

Wenn Handlungen oder Geschäfte entweder von verschiedener Wichtigkeit, oder zu einer und eben derselben Zeit zu verrichten sind, muß, wie vor Augen liegt und jedermann zugiebt, das eine dem andern nachgesetzt oder unterlassen werden. Es fragt sich also: muß die Anwendung der speciellen Mittel den Religionsgeschäften und gottesdienstlichen Verrichtungen nachgesetzt? und wenn die Vollbringung beider Obliegenheiten zugleich nicht geschehen kan, diese ausgeübt und jene aus-

ausgesetzt oder unterlassen werden? Wir antworten ja; weil die Ausübung der Religion den stärksten Einfluß auf die wahre Wohlfahrt der Menschen hat. Ehe wir aber dieses beweisen, müssen wir, um alle Mißdeutung dieser Behauptung zu verhüten, erinnern, daß dadurch keine solche Beobachtung und Abwartung des Gottesdienstes soll begünstigt und befördert werden, wodurch die Ausrichtung der äußern Berufsgeschäfte und überhaupt die Anwendung der besondern Mittel zur Erlangung und Bewahrung der irdischen Güter vernachläßigt und gänzlich unterlassen wird. Man würde unsre wahre Meinung und Sinn sehr verfehlen, wenn man solches argwohnen wolte. Wir erfordern nemlich nicht minder Aufmerksamkeit, Fleiß und Treue in der Anwendung der speciellen Mittel zur Erlangung und Bewahrung der irdischen Güter, als in der Ausübung der Religionsverrichtungen oder gottesdienstlichen Handlungen; und behaupten nur, daß, wenn die Ausrichtung der Handlungen und Geschäfte beider Art nach der Bedürfnis der Menschen ihre abgemessene und bestimte Zeiten erhalten haben, und alsdann solche ungewöhnliche Fälle eintreten, die den Menschen auffordern, zu der Zeit, da er den Geschäften oder Verrichtungen der einen Art obliegen muß, auch die Geschäfte der andern auszurichten, die Anwendung oder der Gebrauch der speciellen Mittel, wegen der mindern Würdigkeit den gottesdienstlichen Verrichtungen und Uebungen nachgesetzt werden müsse. Und hierin glauben wir den Beifall jedes Denkenden und Unpartheiischen zu erhalten. Die Güter, welche wir durch den Gebrauch solcher speciellen Mittel erhalten können, sind von Gott nur zur Abhelfung der Bedürfnisse des Leibes geschaffen, und sollen, weil mit diesem Leibe eine unsterbliche Seele verknüpft ist, welche einer höhern Glückseligkeit d. i. einer solchen, die Gott selbst genießt, theilhaftig werden kan, diese zugleich mit einem solchen reinen und geistigen Vergnügen oder Glückseligkeit erfüllen. Dieses kan aber, wie wir bereits oben gezeigt haben, nur durch die Ausübung der Religion geschehen. Und samlet und erntet der Mensch durch Hülfe der Religion von dem Besitz und Genusse der irdischen Güter nicht auch noch diese höhere Glückseligkeit, so bleibt er hierin nicht nur bei dem Vieh stehen, sondern hat auch noch weniger als das Vieh davon, weil die Begierden des Viehes durch diesen Genuß gesättigt, und seinen Bedürfnissen dadurch abgeholfen wird, welches der Mensch von sich nicht sagen kan. Durch die Ausübung der christlichen Religion samlet und erntet also der Mensch von dem Besitz und Genuß der blos für den Leib bestimmten Güter, außer dem körperlichen Nutzen, noch eine seiner Seele zu gut kommende geistliche Glückseligkeit; und über das die ihm von seinem Heiland erworbene höhere und vollkommnere Glückseligkeit

und Seligkeit. Wir glauben daher mit Recht behauptet zu haben, daß der Ausübung der Religionsgeschäfte für der Anwendung der speciellen Mittel zu den irdischen Gütern, auf den Fall nemlich, wann eine Ausnahme gemacht werden muß, der Vorzug gebühre. Wie sehr sich also diejenigen, welche Vortheil und Nutzen aus der Verabsäumung der Religionspflichten und Uebungen versprechen, schaden müssen, und wie unbesonnen und an Gottes Majestät sich vergreifend das pöbelhafte Sprichwort: **Herrndienste gehen für Gottes Dienste**, ist, muß einem jeden hieraus in die Augen fallen.

M. P. C. J.

---

## Den Busch oder das Holz durch den untersten Mühlstein, worin die Spille läuft, auf eine ganz leichte Art zu schmieren, ohne daß der oberste Mühlstein herabgenommen oder auch ein Aufenthalt im Mahlen dadurch verursacht werden darf.

Man lasse durch den sogenannten Rihn, welcher das Eisen ist, worauf der oberste Mühlstein ruhet, ein Loch etwa eines Pfeifenstiehls dick, oben von der Spille etwas entfernet, unten aber schrege nach derselben zu durchrillen. In dieses Loch stecke man eine Röhre, die oben zum Eingießen etwas weiter seyn muß, bis an die Spille auf dem Busche. Durch diese Röhre gieße man das Oel oder Schmier. Es muß aber der Busch nach der Spille zu etwas abgenommen und niedriger gemacht werden, damit das Oel oder Schmier nicht auf den Stein, sondern nach der Spille zu läuft. Dieses Schmieren kan zu aller Zeit und beim vollen Gehen der Mühle verrichtet werden. Wenn aber dasselbe vollbracht, und die Röhre wieder aus dem Rihn herausgenommen worden; so muß das Loch des Rihns mit einem hölzernen Nagel wieder zugemacht werden, damit kein Korn oder Mehlstaub durch dasselbige fallen kan.

Scharmbeck. R.

# Hannoverisches Magazin.

72tes Stück.

Freitag, den 7ten September 1781.

## Beschreibung von Pondichery und der umliegenden Gegend. *)

Pondichery liegt auf der Küste Koromandel unter 77 Grad 31 Minuten 30 Sekunden östlicher Länge von Paris, und unter 11 Grad 55 Minuten 42 Sekunden nordlicher Breite. Die Stadt selbst liegt am Ufer des Meers auf einem ebnen und sandigten Boden. Das Meer benetzt ihre Mauren auf der Ostseite; auf den andern Seiten wird sie von einem flachen Felde umgeben, das einen angenehmen Anblick macht, und sich sehr gut zum Reisbau schickt.

Die Vestungswerke von Pondichery bestehn gegenwärtig aus zwölf Bastionen und verschiedenen Halbenmonden.

Die Gassen sind alle nach der Schnur gezogen, welches in verschiedenen Gassen einen fürtreflichen Anblick macht. Alle Gassen, das europäische Viertel ausgenommen, welches kaum den sechsten Theil der Stadt ausmacht, sind auf beiden Seiten mit einer Reihe von Bäumen besetzt. In den Gassen, wo die Weber wohnen, steht eine doppelte Reihe auf jeder Seite, wodurch sie zu jeder Tageszeit gegen die Sonne Schutz haben, und am Mittage selbst in freier Luft arbeiten können.

Das europäische Viertel ist sehr schön gebaut; die Gassen sind breit, aber die Häuser nur niedrig.

Es ist schade, daß die Häuser kein Stockwerk und keine bedeckte Gallerie haben. Jenes würde die Zimmer kühler machen, und diese Schutz gegen die Sonne auf den Gassen geben, da man jetzt während der großen Hitze gar nicht darauf gehen kan, weil der häufige Sand, den man darauf antrift, die Sonnenstralen gar zu sehr zurück wirft.

Die Häuser sind mit einer Art Kalk überzogen, dem die Zeit nichts von seiner Weiße nimt. Er ist so hart, daß sich ein Nagel, wenn man ihn hineintreiben will, unter dem Hammer biegt, und sehr schön und glänzend, aber dabei auch sehr theuer, doch giebt es davon zu verschiedenen Preisen.

Man hat Mittel ihn noch schöner und



*) Ein Auszug aus dem 2ten und 3ten Capitel von le Gentils Reisen in den indischen Meeren in den Jahren 1761 bis 1769.

und glänzender, und folglich auch noch theurer zu machen. Er giebt zwar den Häusern ein schönes Ansehn, ist dabei aber auch so blendend, daß man nicht weiß, wo man sein Auge auf den Gassen ausruhen soll, da außerdem der Sand auf dem Boden, den Augen sehr beschwerlich fällt.

Man zählt im europäischen Quartier mit Inbegrif der Besatzung tausend bis zwölfhundert Einwohner; der übrige Theil der Stadt wird von Landeseingebornen bewohnt.

Die Polizei auf den Gassen ist in den Händen der Malabaren, wie man sie hier sehr uneigentlich nennt. Einer von ihnen vertritt die Stelle eines Obergewaltigers und hat seine Gerichtsbedienten unter sich, die bei Nacht für die Sicherheit der Stadt sorgen. Es wird hier nie von einem Diebstahl, und noch weniger von einem Mord gehört. Man kan zu jeder Stunde des Nachts mit der größten Sicherheit in der ganzen Stadt herum gehen; es geht gar so weit, daß man bei ofnen Thüren und Fenstern sicher schläft.

Diese Sicherheit ist in einem so heißen und gesunden Klima doppelt schätzbar; der durch die große Tageshitze erschöpfte Körper kan sich durch die Kühle der Nacht wieder erfrischen.

Die europäischen Häuser haben Altäne, wo man sich des Abends hinsetzt, um frische Luft zu schöpfen. Des Tages über sind die Gassen fast von Menschen voll gepfropft. Hauptsächlich gilt dieses von den Kauf- oder Bazargassen, die, wenn man sie in einer Länge von mehr als einer Viertelmeile übersieht, mit dieser Menge wimmelnder Menschen, und den beiden Reihen Bäumen auf den Seiten, einen fürtreflichen Anblick machen. Unter diesen zeichnen sich die Gassen von Madras und Vilnour, und vorzüglich die abhängige Gasse aus, die sich von dem europäischen Viertel bis an das Thor von Vilnour erstreckt, und über siebenhundert Toisen lang ist.

Um auf den Kaufgassen durchzukommen, muß man immer Bediente vorausgehen lassen, die einem Platz machen.

Man findet hier eine außerordentliche Menge kleine Kinder.

Die Stadt selbst hat fünf Viertel Meilen im Umkreise. Das Haus des Statthalters hat nur ein Stockwerk, allein es ist ein schönes und zur Wohnung sehr bequem eingerichtetes Gebäude.

Die Kapuziner bekleiden die Stellen der Pfarrer in der Stadt.

Anderthalb Meilen nordwestwärts von Pondichery liegt ein reizender Hügel, der ungefähr eine halbe Meile von Vilnour anfängt, und sich gegen Cogimer, drei Meilen nordwärts von Pondichery endigt.

Auf diesem Hügel, auf der Seite nach Vilnour, liegt das Lager Perimbé, dessen in der Geschichte des letzten Krieges so oft erwähnt wird.

Der Hügel besteht aus einem großen röthlichen Sande, der mit Muschelkalk vermischt, einen fürtreflichen Mör-

Mörtel giebt. Aber dieser Hügel hat für die Stadt Pondichery noch eine weit größere Wichtigkeit. Ohne ihn würde man sehr schlechtes Wasser trinken müssen. Jedoch trinkt kaum der hundertste Einwohner zu Pondichery gutes Wasser, weil es wenigstens drei Viertel Meilen weit muß gehohlt werden. In der Stadt selbst giebt es zwar viele Brunnen, aber das Wasser ist so schlecht, daß der Reis gelb darin wird, wenn man ihn damit kocht.

Auf der von Pondichery entfernten oder der Westseite des Hügels, trift man einen großen und schönen Teich an. Er nimmt gleich hinter Perimbé seinen Anfang, und erstreckt sich über eine Meile in einem schönen Thale.

Der Hügel dient ihm auf dieser Seite zum Damm. Auf der andern Seite wird er von einem schönen und starken Damm eingeschlossen, der Europäern Ehre machen würde.

Der Teich erhält sein Wasser größten Theils aus den Bergen von Gingy, die funfzehn Meilen westwärts davon liegen.

Das Thal, welches dem Teiche zum Bette dient, ist weit fruchtbarer, als die Gegend um Pondichery und Vilnour. Selbst bei trockner Jahrszeit ist sein Wasser für die umliegenden Reisfelder hinreichend. Vermöge eines Vertrages, darf Pondichery eine gewisse Menge Wasser ableiten, um seine Reisfelder zu wässern.

Wenn die Regenzeit vorbei ist, so hat man dennoch, ungeachtet der Ausdünstung, fünf Monate lang Wasser in diesem Teiche, weil ihm von den Bergen immer etwas zufließt.

Man ist zu Pondichery fast alle Jahr einer Trockniß ausgesetzt, die fünf bis sechs Monate nach einander währt. Sie ist oft mit heißen Winden verbunden, die das Land noch mehr austrocknen. Ohne den Fleiß der Indier würden die Felder ganz verbrennen, aber dieser erhält ihre Reisäcker so grün, als die Wiesen in Frankreich im Frühling sind.

Außer diesem Teiche haben die Indier noch Brunnen auf ihren Feldern, worin man drei bis acht Fuß Wasser findet. Diese Brunnen dienen in Ermanglung andrer Wasser dazu, die Gewächse grün zu erhalten, und dem Reise Nahrung zu geben. Zwei Indier beschäftigen sich mit dieser Arbeit. Der eine zieht den Brunnenschwengel beständig auf und nieder, und der andere leitet den Eimer. Hiemit fahren sie etliche Stunden fort, bis ihr Feld hinreichend gewässert ist.

Schon am Fuße des Hügels findet man eine Quelle, die das ganze Jahr durch Wasser hat. Ueberhaupt haben die Einwohner in dieser sumpfigten Gegend verschiedene Teiche gegraben, die nicht austrocknen, und die sie beim Färben ihrer Zeuge brauchen. Das Wasser dieser Teiche ist auch recht gut zum Trinken. Auf der Ebene, die sich vom Fuße dieses Hügels nach Pondichery erstreckt, findet man ebenfalls Wasser, wenn man nur etwas gräbt, aber dies Wasser ist schlecht. Eben so verhält es sich mit dem gan-

zen Felde umher; man kan überall Brunnen graben, allein das Wasser ist durchgehends schlecht; jedoch bedienen sich die armen Einwohner desselben.

Das sogenannte Wasser von Ulgaret befindet sich am Abhange des Berges anderthalb Meilen von Pondichery. Es besteht aus einem Teiche, der sich fast an die Hügel hinauf zu erheben scheint, und fürtrefliches Wasser enthält.

Am Ende des Teiches steht ein gemauerter Brunnen, der dazu bestimmt ist, Pondichery mit Wasser zu versehen, und aus ihm erhalten alle europäische Häuser ihr Trinkwasser, welches von dem Wasser in den vorhin erwähnten Teichen, fast gar nicht verschieden ist.

Die Art von Palmbaum, welche den Naturkündigern unter dem Namen Tenga bekant ist, wächst in grosser Menge auf dem Hügel, und selbst auf den trockensten Stellen. Heinrich von Rhede hat sie sehr gut und umständlich beschrieben, seine Zeichnungen davon sind ungemein genau und ähnlich.

Anderthalb Meilen von Pondichery nordwestwärts von der Stadt sieht man oben auf dem Hügel ein kleines Lustwäldchen, daß diesen Theil des Hügels äußerst reizend und anmuthig macht.

Man nennt diese Art Lustwäldchen in Indien Taupe, (Maulwurf,) und die Bäume stehn darin so dicht bei einander, daß sie sich oben mit ihren Zweigen verwickeln, und keinen Sonnenstral durchlassen.

Aus dem, von welchem jezt geredet wird, hat man eine sehr schöne Aussicht, hauptsächlich nach der Westseite, wo sie sich über ein unermeßliches Thal erstreckt, das voller Dörfer ist.

Dies Thal reicht in einer Breite von mehr als zehn Meilen bis an den Fuß einer Kette von Bergen von mittler Höhe, welcher dieser reizenden Aussicht Gränzen sezt. In der Zeit, da der Reis grünet, läßt sich kein schönerer Anblick denken. Auf der Ostseite entdeckt man, wenn man nur etwa sechshundert Fuß vorwärts geht, die Stadt Pondichery, die Rheden und ein unabsehliches Meer.

Der Lustwald ist groß, seine Länge von Nordwesten nach Südosten beträgt zweihundert und siebenzig Fuß, und seine Breite fast eben so viel. Ein einziger Baum bedeckt diesen großen Raum und giebt einen beträchtlichen Schatten, der, wenn ihm ein kleines Lüftchen zu Hülfe komt, die Hitze des Tages sehr mildert.

Wer schon andere Reisebeschreibungen von Ostindien gelesen hat, wird sich nicht darüber wundern, daß ein einziger Baum eine so große Ausdehnung hat. Ein Baum von dieser Art, den man den Baum der Bamanen oder den Pagodenbaum nennet, weil er gewöhnlich um die Pagoden gepflanzt wird, könte mit der Zeit allein einen Wald ausmachen. Außer seiner Frucht hat die Natur diesem Bau-

me noch einen andern Weg verliehen, sich zu vermehren.

Aus seinem Gipfel oder aus seinen Zweigen wächst eine Sprosse hervor, die senkrecht bis auf die Erde herabhängt, und daselbst Wurzel schlägt. Diese Sprosse nimt zu, und wird mit der Zeit selbst ein Baum. Auf diesem Baume setzt sich ein Gipfel, der wieder mit dem Gipfel des nächsten Baums zusammen wächst. Mit ihm vereinigt sich wieder ein neuer Baum, und dies geht so weit, daß oft ein einziger Baum eine Meile ins Gevierte einnimt. Es ist gemeiniglich sehr schwer, den eigentlichen Stammbaum zu unterscheiden; doch kan man dies zuweilen an seiner Dicke, die oft so ansehnlich ist, daß drei Leute ihn kaum umklaftern können. Ein Baum von dieser Art wird oft etliche Jahrhundert alt.

Die Indier pflegen die dünnern und jüngern Stämme abzuhauen, um sich einen Eingang zu bahnen, und legen verschiedene Lauben unter ihm an, in welchen sie vor der Hitze sicher sind, da die kleinen Zweige so häufig hervorschießen, daß kein Sonnenstral durchdringen kan. Es könten sich etliche tausend Menschen unter einem solchen Baume verbergen.

Die Küste bei Pondichery ist so niedrig, daß dieses Lustwäldchen das einzige Kennzeichen für die Schiffe ist, die nach Pondichery segeln.

Ungefähr eine halbe Meile westwärts von diesem Lustholze sieht man auf dem Wege nach Carnate noch auf dem nemlichen Hügel, eine neu gebauete Karavanserei, die **Karavanserei der Maurer** genannt, nebst Gärten, einem großen Teiche, der einen Theil des Jahrs über Wasser hat, und einem Brunnen. Alles dies ist zum Nutzen und zur Bequemlichkeit der Reisenden bestimmt. Der Brunnen ist sechszig bis siebenzig Fuß tief. Die Karavanserei ist zwar nur klein, aber sie liegt sehr angenehm. Man findet etliche Stücke angebauetes Land umher, denn die Indier nutzen den kleinsten Fleck von urbarem Lande. Die Jäger halten sich hier gewöhnlich auf, um sich auszuruhn.

Südwärts von Pondichery kömt man ungefähr in einer Entfernung von drei Viertelmeilen an den Fluß **Ariankupan**. Dieser Fluß macht die Kokosinsel, welchen Namen sie daher bekam, weil sie vor dem letzten Kriege mit Kokosbäumen besetzt war. Man hat seit der Zeit neue dahin gepflanzt, und zugleich ein Salzwerk daselbst angelegt.

Die Mündung des Flusses Ariankupan wird den größten Theil des Jahrs vom Sande verstopft, den das Meer auswirft. Er macht ordentlich einen Damm über den man gehen kan. In der Regenzeit wird die Mündung wieder frei, und das Meer tritt in den Fluß ein. Aber selbst zu dieser Zeit kan man oft durchwaten, vornemlich zur Ebbezeit.

Die Indier wissen diesen Zeitpunkt, und geben den Reisenden Nachricht davon. Man sitzt ruhig in seinem Pa-

Palankin, ungeachtet die Indier oft gezwungen sind, die Stangen, an welchen er hängt, auf den Kopf zu legen, damit er nicht naß wird.

Dies geschieht immer ohne die geringste Gefahr. Ist das Wasser zu hoch, so bedient man sich der Katimarone, die sehr bequem und sicher sind.

Ein Katimaron besteht aus drei dicken Balken von funfzehn bis zwanzig Fuß Länge, die in der Länge dicht an einander gebunden sind. Man höhlet sie oben etwas aus, aber nicht mehr als erforderlich ist, sie etwas über der Oberfläche des Wassers zu erhalten. Am einen Ende werden sie behauen, und man giebt ihnen eine Art von Schnabel. Zwei Indier regieren sie mit ihren Pagayen, (eine Art Ruder). Einer sitzt vorn, und der andere hinten am Ende. Beide haben die Füße ins Wasser hängen. Mit diesem gebrechlichen Fahrzeuge wagen sie sich oft zwei Meilen ins Meer hinaus.

Die Katimarone sind auf der Küste von großem Nutzen, da sie keinen Hafen brauchen, und immer im Stande sind. Wenn die Indier zurück kommen, so ziehn sie sie aufs Land, und wenn sie sie wieder brauchen, so bringen sie sie mit geringer Mühe ins Wasser. Man braucht die Katimarone zum Fischfang, und um Schiffen, die weit vom Ufer vorbei segeln, Nachrichten mitzutheilen, und welche von ihnen einzuholen. Die Indier wickeln die Briefe, die man auf diese Art fortschickt, in das Stück Tuch, womit sie einen Theil ihres Körpers bedecken, und schlagen es sich wie einen Gürtel um den Leib. Wenn der Wind etwas stark weht, und die Wellen hoch gehn, so werden diese Leute beständig naß, und wenn sie einen Tag auf dem Meere zugebracht haben, so kommen sie den ganzen Körper mit Salzkörnern bedeckt zurück, welche die Hitze der Sonne krystallisirt.

Alle Indier die diese Katimarone führen, verstehn sich gut aufs Schwimmen und Tauchen; daher nehmen viele Leute, wenn sie über die Sandbank von Pondichery, oder sonst eine Sandbank auf dieser Küste gehn, etliche Katimarone mit, die um die Schelinge herum hüpfen, und die, im Fall sich ein Unglück ereignen solte, ihnen leicht zu Hülfe kommen, und sie retten können.

Es ist ein sehr unterhaltender Anblick, diese Indier in ihren Katimaronen auf dem Riff zu sehn. Sie hüpfen von einer Welle auf die andere, und werden oft ganz davon bedeckt, aber sie halten sich so gut, daß sie selten von ihrer Katimarone abgespühlt werden.

Ein Riff (Barre) bedeutet in der Seesprache eine Reihe von Sandbänken, oder auch zuweilen von Felsen, die den Eingang der Häfen und Flüsse beschweren, und die Schiffe abhalten, sich den Küsten zu nähern. Man kan blos zur Fluthzeit über die Riffe kommen, die bei der Mündung von Flüssen liegen, wenn es nicht Zwischenräume oder Kanäle zwischen den Sandbänken giebt. Diese Kanäle heißen Durchfahrten. Um über die Riffe, die längst den Küsten liegen, zu kommen,

men, muß man besondere dazu eigentlich gebauete Fahrzeuge haben.

Das Riff vor Pondichery gehört zu dieser letzten Art. Es besteht aus einer Sandbank von mittelmäßiger Breite. Es gehn gewöhnlich drei große Wellen darüber, die in gleicher Entfernung auf einander folgen, vier bis fünf Fuß hoch steigen, und sich mit großer Heftigkeit am Ufer brechen.

Die Fahrzeuge, auf welchen man über diese Riffe kömt, heißen Schelinge, und sind eigentlich dazu gebaut. Sie bestehn aus Brettern, die übereinander gelegt werden, und mit dünnen, aus der innern Rinde von Kokosnüssen gemachten Stricken an einander geheftet sind. Die Fugen werden mit Werg aus eben dieser Rinde verstopft. Der Boden dieser Fahrzeuge ist von der nemlichen Art als der Bord. Die Schelinge sind fast eben so breit als lang, und haben in ihrer ganzen Zusammenfügung nicht einen einzigen Nagel. Zu Pondichery sind die Schelinge gewöhnlich vier bis fünf Fuß tief. Alle diese zusammengeheftete Bretter sind sehr biegsam, damit der Körper des Fahrzeugs dem Riff nachgeben kan, wenn er darauf stößt, ohne los zu gehn, oder zu zerbrechen.

Der Bord, der fünf bis sechs Fuß hoch ist, schützt gegen die Wellen.

Das Riff zu Pondichery ist sehr stark, und dies ist der Fall längst der ganzen Küste Koromandel. Doch werden die Riffe immer stärker, je weiter man nordwärts von Pondichery komt, und nehmen südwärts von dieser Stadt immer mehr ab.

Zu Madras ist es sehr stark; zu Pondichery mittelmäßig, und zu Negapatnam noch weit geringer als zu Pondichery.

Die Gewalt, die das Meer beständig gegen die östliche Küste dieser Halbinsel ausübt, ist daran schuld, daß man längst dieser ganzen Küste vom Ganges bis an die Insel Sselàn keinen einzigen Hafen antrift, ungeachtet ihre Länge zweihundert Meilen beträgt.

Man unterscheidet zu Pondichery, so wie auf der ganzen Küste, die Rhede in eine große und kleine.

Auf der kleinen Rhede liegen die Schiffe während der schönen Jahrszeit, die sich vom Jenner bis zum April und von der Mitte des Mais bis zum ersten October erstreckt.

Einige dehnen sie zwar bis zum zehnten October aus, allein verschiedene Schiffe, die sich so lange auf der kleinen Rhede aufhalten, gerathen dadurch oft in große Gefahr.

Man geht auf der kleinen Rhede auf sieben bis acht Faden Tiefe im Osten oder Ostsüdosten von der Stadt vor Anker. Die Entfernung, in welcher die Schiffe vor der Stadt liegen, beträgt ungefähr tausend Toisen.

Auf der großen Rhede liegen die Schiffe zur schlechten Jahrszeit, da Windstöße anfangen häufig zu werden. Während der schlechtesten Jahrszeit, nemlich vom October bis zum sechsten Jenner bleiben die Schiffe gar nicht auf der Küste, sondern überwintern in dem

dem Meerbusen von Trinkemalé auf Seilan, oder zu Aschim auf der Insel Sumatra.

Die Schiffe liegen auf der großen Rhede etwa anderthalb Meilen von der Stadt.

Der Ankerplaz liegt ostwärts, oder ostsüdostwärts von der Stadt, und die Tiefe beträgt hier vierzehn bis funfzehn Klafter.

Der Fluß Ariankupan geht nahe bei Vilnour vorbei: Etwas oberhalb der Stelle, wo er sich theilt, um die Kokosinsel zu machen, liegt auf seinem rechten Ufer das Dorf Ariankupan.

Die Lage dieses Dorfs ist ungemein reizend, da es hier einen gelinden Abhang hat. Wenn man längst dem nemlichen Ufer fortgeht, so merkt man, daß das Erdreich sich immer hebt, so daß dies Ufer endlich sehr steil, und über zwanzig Fuß hoch wird.

Wenn man südwärts von dem Dorfe Ariankupan über den Fluß gleiches Namens geht, so komt man auf die Ebene von Arschiwak. Man findet in diesem weitläuftigen Distrikt etliche unbewohnte Dörfer und wüste Felder. Diese leztern wurden vor Zeiten vermuthlich genuzt, allein jezt sind sie mit Sand bedeckt. Wolte man sie jezt zum Reisbau brauchen, so würde man wenigstens den Sand zwei Fuß hoch wegschaffen müssen, um auf taugliche Erde zu kommen. Auf diese Art entstanden alle Ländereien um Pondichery, allein ein solches Unternehmen kostet ungemein viel Zeit und Arbeit.

Man hat es an verschiedenen Stellen von Arschiwak angefangen, und fährt noch damit fort, aber der Sand, den die Winde vom Ufer des Meers mit sich fortreißen, wird alles dies Land wieder überschwemmen.

Es giebt zwei Hauptpagoden in diesem großen Gebiete, nemlich zu Arschipakun und Schinkakol. Die erste hängt von Pondichery ab, die zweite aber ist dem Nabob unterworfen, und wird gewissermaaßen wie eine Insel vom Gebiete von Pondichery eingeschlossen. Ein Theil der Einkünfte dieser Pagode wird aus den Ländereien von Arschiwak gehoben. Die Pagode ist groß, und ihr pyramidenförmiger Thurm etwa siebenzig Fuß hoch. Sie liegt sehr schön, und hat auf ihrer Vorderseite einen schönen Gang von Bäumen.

Die Pagode zu Arschipakun ist sehr klein; sie ist mit Bäumen umgeben, die laubenartige Gänge machen. Sie liegt nahe bei dem Dorfe Arschiwak, das selbst zur Pagode Schinkakol gehört. Ostwärts von Schinkakol auf dem Wege von Pondichery nach Gudelur, das den Engländern zu gehört, findet man eine ziemlich große sehr bequeme Karavanserei, die häufig besucht wird.

Der Schluß folgt künftig.

# Hannoverisches Magazin.

73tes Stück.

Montag, den 10ten September 1781.


## Beschreibung von Pondichery und der umliegenden Gegend.

(Schluß.)

Die angenehmsten Monate zu Pondichery sind gemeiniglich der December, Jenner, Hornung und ein Theil des Merz.

Der Regen hört gewöhnlich am Ende des Novembers auf. Es regnet zwar noch im December und zuweilen noch im Jenner; allein dieser Regen ist vorübergehend, und scheint der Natur neuen Glanz zu geben. Alles dient alsdenn dazu, den Menschen aufzuheitern. Der Himmel zeigt sich in seiner größten Schönheit, man athmet eine reine gemäßigte Luft ein; das Feld gewährt dem Auge den anmuthigsten Anblick, und der aufkeimende Reis, womit es bedeckt ist, zeigt das reizendste Grün.

Der Reis ist keine von den Pflanzen, die nur wenig Sorgfalt erfordern. Sein Bau ist äußerst mühsam, und verursacht dem Indier viel Arbeit.

Die Reisfelder werden alle ungefähr einen Fuß tief ausgegraben, und sind folglich mit einer Art von Damm umgeben, der etwa einen Fuß breit ist, und dazu dient, die Grenzen des Feldes zu bestimmen.

Das Erdreich ist von einer fetten Art, wie Thon, und hält das Wasser in sich.

Die Indier brauchen keinen Pflug, sondern die Büffel und Ochsen kneten das Land gleichsam mit ihren Füßen, und machen es dadurch zur Aussaat geschickt.

Diese Thiere, und der Indier, der ihnen zum Treiber dient, sinken oft bis an die Knie in die Erde und das Wasser hinab. Wenn der Acker gut durchweicht und geknetet ist, so wird der Reis Kornweise gepflanzt, wie man bei uns mit dem Porrolauch thut, das man vorher auf einem eigentlich dazu zu bereiteten Platze ausgesäet hatte.

Der Reis muß unten mit dem Stengel im Wasser stehn, so lange er noch fortfährt zu wachsen.

Wenn die Regenzeit vorüber ist, bleibt das Wasser dennoch eine lange Zeit auf den Feldern stehn, und sie sind wirklich so voll davon, daß man kaum den Gipfel der Pflanze sehn kan.

Wenn die Indier glauben, daß der Reis Wasser braucht, so leiten sie entweder aus dem Teiche, dessen oben erwähnt ist, oder aus ihren Brunnen eine hinreichende Menge auf die Felder, doch geschieht dies immer mit der ihnen so nothwendigen Sparsamkeit.

Auf den Feldern von Pondichery giebt es jährlich zwei, oder so gar wohl drei Reisernten. Im Merz sieht man zu gleicher Zeit den Acker bestellen, den Reis säen und pflanzen; auf einer andern Stelle kömt er eben hervor, oder steht im Stengel, oder nähert sich schon seiner Reife, und auf der dritten wird er so gar schon eingeerntet. Diese Ernte erstreckt sich über das ganze Feld, da Reis, der zugleich ausgesäet ward, auch immer zu einerlei Zeit reif wird.

Der Reis dient den Indiern und den Einwohnern von Pondichery zur Nahrung. Die Europäer zu Pondichery aber essen fürtrefliches Brodt, wozu man das Mehl aus Bengalen und Surate, zwei ihres guten Getreides wegen berühmten Gegenden, kommen läßt.

Man kennt auf der Küste Koromandel eigentlich nur zwei Jahrszeiten, die vom südwestlichen und nordostlichen Monson, welche die hiesigen Winter und Sommer bestimmen. Frühling und Herbst unterscheiden sich fast gar nicht deutlich, jedoch thut der Herbst dies noch etwas mehr, weil in ihm die Regenzeit eintrit, die vor dem Winter vorher geht, und ungefähr sechs Wochen währet.

Der Frühling kan nicht sehr merklich seyn, da die Bäume hier das ganze Jahr hindurch grünen, allein diese Jahrszeit ist doch wegen der Südwinde merkwürdig, die alsdann auf dieser Küste herrschen. Die Zeit der Landwinde, fängt mit den ersten Tagen des Mai an, die Nordwinde treten gegen das Ende des Octobers ein, und die Südwinde zeigen sich im Anfange des Hornungs.

Die große Kette der Gebirge von Gate, welche sich von Norden nach Süden erstrecken, und die Halbinsel in zwei Theile theilen, hält den Lauf der Monsonwinde auf, und verursacht auf der Küste von Cartate und Malabar zwei entgegen gesetzte Jahrszeiten, ungeachtet diese Küsten keine hundert Meilen von einander entfernt sind, und unter den nemlichen Graden der Breite liegen.

Hat man zu Pondichery Sommer, so ist zu Mahé Winter, und so geht es längst dem ganzen Striche der beiden Küsten auf der Halbinsel diesseits des Ganges.

Da also die Gebirge Gate den Lauf des Windes auf der Küste Malabar während des südwestlichen und westlichen Monsons aufhalten, so treiben diese Winde eine ungeheure Menge Wolken zusammen, die von den Gebirgen aufgehalten werden, und sich nicht weiter verbreiten können. Es entsteht hieraus ein fürchterlicher Winter, in welchem beständige Stürme und ein unaufhörlicher Regen herrschen, der alle Vorstellung übertrift.

Glaub-

Glaubwürdige Leute versichern, daß zu Mahé alle Jahr, blos vom Mai bis zum October sieben bis acht Fuß Regenwasser fällt. Die Stürme sind alsdenn längst dieser Küste so fürchterlich, daß kein Schif sich ihr zu nähern wagt.

Eben dieses ereignet sich auf der Küste Koromandel von der Mitte des Octobers bis zur Mitte des Jenners, doch mit dem Unterschiede, daß der Winter zu Pondichery lange nicht so schlimm und regnigt ist, auch nicht so lange dauret, als zu Mahé, weil die Gebirge Gate weiter von der Küste Koromandel entfernt sind.

Eben diese Lage der Gebirge und die Richtung der Monsonwinde macht, daß während des Sommers Westwinde auf der Küste Koromandel wehen, denen man den Namen vom Landwinde gegeben hat, weil man hier zu Lande den Namen Winter und Sommer gar nicht kennt; man unterscheidet diese beiden Jahrszeiten blos durch den Namen der Jahrszeiten der Landwinde und der Nordwinde.

Um dies besser zu verstehn, braucht man nur die Karte zur Hand zu nehmen, woraus man sehn wird, daß diese Küste sich fast völlig von Nordnordosten nach Südwesten erstreckt, und daß folglich die Westwinde Landwinde seyn müssen.

Diese Winde sind gewöhnlich heftig und brennend heiß. Sie wehen während des südwestlichen Monsons und zeigen sich zu Pondichery gegen den Anfang des Mai. Sie sind nicht alle Jahre gleich heiß; die Stürme und Regen, die zuweilen vorhergehen, mäßigen sie oft.

Der kühle Wind, der die Landwinde mäßigt, kömt von der See und wird der Südostwind oder die Seekühlung genannt.

Die Landwinde fangen des Morgens gegen neun Uhr an zu wehen, allein der Seewind hält nicht so genau seine Stunde, doch trit er gewöhnlich zwischen zwölf Uhr des Mittags und Sonnenuntergang ein. Hat er sich aber alsdenn noch nicht eingefunden, so darf man ihn gar nicht erwarten. Zuweilen, aber nur selten, fängt er um zwei Uhr an zu wehen, und hört regelmäßig gegen Sonnenuntergang auf. Die Winde drehn sich darauf nach Süden um, und wehn kaum merklich die Nacht über bis den nächsten Morgen, wenn die Sonne über dem Horizonte erscheint, und dem Landwinde den Weg bahnt.

Die Landwinde wehn nur stoßweise, und mit untermischten Windstillen, die verschiedene Minuten hinter einander währen. Ihre Heftigkeit dauret gewöhnlich von eilf Uhr des Vormittags bis ein Uhr des Nachmittags, und sie führen zugleich eine Menge von Sand und Staub nach dem Meere zu.

Zu den hiesigen Landplagen gehören die Moskiten, die Schlangen, die Ameisen und die Tollheit der Hunde, die ungemein häufig ist.

Die Moskiten sind hier sehr beschwerlich, allein man kan sich leicht

dagegen verwahren. Der Name Moskito ist ursprünglich portugiesisch, und heißt eine Mücke. Diese Art hat sehr lange Beine, und sticht heftig. Bei Tage verbergen sie sich, und kommen erst des Abends zum Vorschein, und so wie die Nacht einbricht, hört man ein sonderbares Gesause im ganzen Zimmer. Man ist kaum im Bette, so versammlen sie sich um dasselbe, und quälen einen so sehr, daß man gar nicht dafür schlafen kan. Ihr Stich allein ist schon unerträglich, aber außerdem ist das Geräusch, das sie mit ihren Flügeln machen, so stark, daß man davon aufwachen muß.

Die Stelle auf der Haut, wo ihr Stachel eingedrungen ist, schwillt auf, und juckt außerordentlich. Um sich gegen diese kleinen Geschöpfe zu sichern, sind die Mückenvorhänge, (Monstiquaires). Man macht sie zu Pondichery aus einer sehr feinen Gase, und sieht dahin, daß sie so genau ums Bette passen, daß den Mücken gar kein Zugang übrig bleibt. Sie ziehn gewöhnlich das Blut der ankommenden Europäer vor, deren Haut von der Sonne noch nicht welk und hart gebrannt ist.

Es giebt in Indien viel Tiger und von verschiedenen Arten, aber nahe um Pondichery lassen sie sich nicht sehn, da es in der ganzen Gegend keine Waldungen und Gebirge giebt, wohin sie ihre Zuflucht nehmen könten.

Die einzigen wirklich beschwerlichen Thiere zu Pondichery sind die Schlangen. Doch giebt es nur eine gefährliche Art darunter, nemlich die Brillenschlange, (Coluber Naja L.) welche die Portugiesen Cobra de Capelo nennen. Ihr Gift ist so fürchterlich, daß es in kurzer Zeit tödtet.

Eine andere Schlangenart, welche die Franzosen couleuvre menille nennen, ist eben so gefährlich, als die Brillenschlange, aber diese leztere Art ist auf der Küste Koromandel äußerst selten. Auf der Küste Malabar findet man sie etwas häufiger. Ueberhaupt ist es ein seltener Zufall, daß sich ein Unglück durch diese Thiere ereignet, denn sie greifen nie Jemand an. Ohnehin sind ihnen die Indier, die alle nackt gehn, weit mehr ausgesezt, als die Europäer. Man findet zuweilen Schlangen in den Häusern, und so gar bei sich im Bette, allein man hört nie, daß je eine davon geschadet habe. Diese Schlangen sind sehr vertraulich, lieben die Wärme, und schleichen sich daher gern in die Betten. Träfe man selbst eine Brillenschlange darin an, so würde man nichts davon zu befürchten haben, wenn man ruhig aufstünde, ohne sie zu reitzen.

Die Menge Ameisen, die man zu Pondichery antrift, ist unendlich groß, und wird vorzüglich zu gewissen Jahrszeiten sehr beschwerlich. Sie fallen vorzüglich auf Fleisch und Zucker. Der Zucker, den man hier braucht, ist nicht raffinirt, und nicht in Hüte geformt, sondern blos eine sehr weiße und gute Art Farinzucker. Man thut den Vorrath, den man davon hat, in

große irdene Töpfe, die in der Sonne gebrannt sind, und hängt diese unter dem Boden an einem Stricke auf, das auf einer Rolle ruht, oder man setzt sie auf ein Gestell, wovon die Füße und die Rolle umher gut betheert sind. Ohne diese Vorsicht kommen in wenig Stunden Millionen von Ameisen dahin, die bald den ganzen Zucker durchfressen, und unzählige Gänge darin machen. Der sinesische Zucker, der schöner und härter als unser Zuckerkandi ist, wird selbst von diesem Insekt angefressen.

Um die Zuckerbüchsen gegen sie zu verwahren, setzt man sie auf einen tiefen Teller, der mit Wasser angefüllt ist, aber man muß oft frisches Wasser aufgießen, weil die Ameisen in großen Haufen über diesen Graben zu kommen suchen. Die ersten die sich hinein wagen, ertrinken, aber die nächsten darauf bedienen sich schon der todten Körper, um darüber weiter zu kommen, bis ein ordentlicher Damm entsteht, worauf die übrigen bis an den Zucker selbst gelangen.

Die größte Beschwerde, die man hier hat, ist die Tollheit der Hunde, welche sehr gemein ist. Die Indier nehmen sich nicht genug in acht, und werden daher von tollen Hunden weit häufiger gebissen, als die Europäer.

Ein Frater der Jesuiten, Choisel, heilte eine große Menge von denen, die das Unglück hatten. Er brauchte vorzüglich Queckſilbereinreibungen, und rettete durch dies Mittel über vier hundert Leute a).

Es ist sonderbar, daß man diese Krankheit auf den philippinischen Inseln gar nicht kennt, wo es auch eine ungeheure Menge Hunde giebt. Jeder Indier zu Manila und in der Gegend umher hält sich wenigstens einen oder ein Paar Hunde; in den spanischen Häusern traf man gemeiniglich drei bis vier an. Ueberhaupt begegnen einem auf den Gassen mehr Hunde als Menschen, und ihre Anzahl soll sich in Manila und der umliegenden Gegend auf funfzehntausend belaufen. Die Engländer wurden, als sie Manila erobert hatten, über den Lärmen, den diese Thiere Tag und Nacht machten, so aufgebracht, daß sie über zehntausend todtschlugen.

Was für ein Unglück könte nicht an einem solchen Orte ein toller Hund anstiften! Allein man hat noch kein Beispiel davon gehabt. Vielleicht könnt dies von der großen Feuchtigkeit des Bodens auf den philippinischen Inseln her. Man schwitzt hier außerordentlich, und ist hauptsächlich wärend der großen Hitze gleichsam beständig in einem heißen Dampfbade, und dieser Umstand hat auch auf die Thiere Einfluß.

Auf der Küste Koromandel hingegen schwitzt man während der grossen Hitze nicht, und die Haut auf dem Körper ist so trocken, als Pergament.

Vielleicht könte man aus diesem Umstande Folgerungen auf die Heilart dieser



a) Siehe dessen Methode pour guerir la rage. à Paris chez Guerin & Delatuor 1756.

dieser Krankheit ziehn, und eine Methode einführen, die der ähnlich ist, welche die Natur auf den philippinischen Inseln befolgt, um diesem fürchterlichen Uebel vorzubeugen b).

b) Herr von Lassow bedient sich mäßig warmer Bäder. Man sehe seine Methode à Paris 1776. 4.

---

## Menschenfresser und Vielfraße.

Menschenfresser! – – wer bebt hier nicht zurück! Menschen, noch niedriger, als Tiger, sie, die Brüder der Engel! — Und dennoch wandelten einst dieser Ungeheuer Millionen unter der Sonne: und sie bescheint ihrer noch jezt viele tausende da, wo ihre Stralen senkrecht fallen; beschien noch einen solchen Wüterich vor 9 Jahren in — wer solte es glauben! — in Deutschland!

Wenn der Tiger das Lämmchen würgt, weil ihn hungert; — wenn er aufs neue in die Heerden stürzt, um seinen Durst nach Blut zu stillen; wenn er auch, wie man ihm nachsagt, mit rastloser, unersättlicher Wuth alles Lebendige zerfleischt, was ihm vorkömt, so würgt er doch seines gleichen nicht, er frißt keine Tiger; — — und er, der Mensch, das Ebenbild der Gottheit — der Stellvertreter des Allbarmherzigen — er **verschlingt** — **Menschen!**

Es haben zwar nicht alle Menschenfresser bei dieser entsezlichen Handlung gleiche Absicht. Der **Cannibale** verschlingt das gebratene Opfer seiner Rache mit eben der Wuth, mit welcher er es vorher unter tausend Martern hingerichtet hatte; der Menschenfresser **Goldschmidt** hingegen fras aus Hunger. Allein der Cannibale vergreift sich doch nie an seine Freunde, an seine Landsleute; er verschlingt nur seine **Feinde**. Nicht, als ob er keiner sanfteren mitleidigen Empfindungen fähig wäre, (denn diese zeigt er, wie alle unkultivirte Völker auch, bei vielen Gelegenheiten) sondern aus rohen, überspannten Begriffen von der seit uralten Zeiten her eingeführten Blutrache; der Menschenfresser Goldschmidt hingegen fiel **unschuldige** Menschen an. Auch vergreift sich der **Amerikanische** Menschenverschlinger nie an das schwächere Geschlecht, an **Gefärthinnen** oder **Gattinnen** seiner Feinde, der **deutsche Menschenfresser** im Gegentheile verzehrte die einzige Freude ihrer Mutter, die **eilfjährige einzige Tochter** einer Witwe. Noch mehr: der **Cannibale**, oder doch wenigstens der **Antier** frißt Menschenfleisch aus **Religiosität**, er verzehrt einen Märtyrer, den er der Sonne opfert; **Goldschmidt** hingegen gestand selbst im Gerichte, daß ihn nächst dem Hunger auch die Neugierde zu dieser erschrecklichen That verleitet habe.

Doch diese entsezliche Handlung sei **heilige Raserei**, oder vom Hunger hin-

hingerissene Verzweifelung; in beiden Fällen ist sie fähig genug, selbst ein unempfindliches Herz in einen zerschmetternden Schauder zu versetzen. Und um meinen Lesern den Grad der Höhe, auf welchen uns unsere Religion versetzt hat, von einer eben nicht sehr gewöhnlichen Seite vor Augen zu stellen, so wollen wir jetzt einmal die Zuschauer einiger Scenen werden, in welchen Menschen — wie soll ich sagen? — dem Satan gleich werden? — nein ihn übertreffen. Ich erzähle zwar nichts unbekantes; allein man wird doch Handlungen dieser Art, wenn sie dem Gedächtniß auch noch so oft wiederhohlt würden, nie anders lesen, ohne dem Allgütigen, der uns höhere Empfindungen geschenkt hat, einige Regungen des Dankes zu opfern.

Wenn die **Antier**, eine Völkerschaft der alten Peruaner, die sich sammt ihren grausamen Gewohnheiten hie und da in den Winkeln dieses großen Reichs noch immer erhalten, im Kriege, oder auf eine andere Weise, einen Gefangenen gemacht hatten, der von einigem Ansehen war, (denn die gemeinen Gefangenen wurden auf der Stelle zerstückt und von den Dienern der Sieger aufgefressen) so wurde er zum **Opfer** bestimmt. Es versammleten sich zu dem Ende die vornehmsten der Gegend mit Weib und Kind. Man band den Elenden nackend an einen Pfal, und zerschnitt ihm den ganzen Leib mit Scheermessern. Das häufig hervorströmende Blut fingen die Opferer auf, und wuschen sich und ihre Kinder damit. Bei dieser Operation nahm man dem Märtyrer nicht ganze Glieder ab, sondern man schnitt nur von den Theilen, die am fleischigten sind, von den Waden, Lenden und Armen Stücke heraus, und fraß sie, ohne sie vorher zu kochen, mit dem stärksten Tigerappetit roh auf; oder besser zu sagen, die Barbaren verschlangen das Fleisch, ohne es zu kauen. Es sah sich also der Elende **lebendig** gefreßen, und im Bauche seiner Feinde begraben. Am grausamsten bei dieser Handlung bewies sich das **andere Geschlecht**. Es tanzten nemlich die stillenden Mütter im Triumph der Furien um den zerfleischten Unglücklichen herum, fingen sein Blut auf, und färbten ihre Wangen damit, um ihren Kindern mit der Muttermilch den Durst nach Menschenblut einzuflößen. So lange der Gefangene noch ein Zeichen des Lebens von sich gab, so lange fuhr man fort, einzelne Stücke aus seinem Leibe zu schneiden. Bemerkte man aber seinen Tod, so war auch dieser unmenschliche Hunger gestillt. Es war ein seltener Fall, daß der Opfermensch bei seinen Martern auch nur eine Mine zog, wodurch er seinen Schmerz ausdrückte. That ers, so wurden seine Gebeine zermalmet und auf den Schindanger geworfen; bezeigte er sich aber unerschrokken und standhaft, so trockneten die Peiniger das Skelet an der Sonne, stellten es hierauf auf die Gipfel der Berge, beteten es an, und brachten ihm die nemlichen Opfer, wozu sich dieser skeletirte Götze vorher selbst hatte müssen gebrauchen lassen.

Diese

Diese Unglücklichen, und ihre eben so verblendeten Brüder, die Cannibalen, Caraiben, Eskimos und so viele andere Barbaren, sind freilig bei dieser schrecklichen Mahlzeit betrachtet, scheusliche Menschen, tief unter dem Range des größten Würgers in der Natur; jedoch genommen, wie sie sind, vom dicksten Aberglauben verblendet, und durch die Muttermilch zu diesen unmenschlichen Handlungen mit Gewalt gestimmt, verdienen sie nicht sowohl unsern Abscheu, als unser Mitleiden. Allein was sollen wir sagen, wenn uns die Geschichte Beispiele dieser Art von Menschen erzählt, die entweder bessere Religionsbegriffe hatten, oder doch in einem mildern Klima lebten und sanftere Sitten hatten, als jene Elenden? Freilig würgten diese, von denen ich jeẓt erzählen will, im leẓten quälendsten Augenblicke des Hungers; aber — doch wir wollen hernach sehen, wie sie sich entschuldigen lassen.

Der Schluß folgt künftig.

---

# A n e k d o t e.

Der berühmte Mahler **Holbein** genoß bekantlich die Gnade des Königs **Heinrich** VIII. von England, auf eine vorzügliche Weise. Einst hatte sich der Künstler in seiner Werkstätte eingeschlossen, als einer der vornehmsten englischen Lords verlangte, ihn arbeiten zu sehen. **Holbein** ließ sich zwar anfangs auf die höflichste Art entschuldigen; allein der englische Herr, welcher glaubte, daß man ihm seines hohen Ranges wegen alles verwilligen müsse, wolte mit Gewalt durch die Thür brechen. Nun sprang der Mahler, der sehr hiẓig war, auf einmal heraus und warf den Lord zur Treppe herunter; sich selbst aber rettete er durch ein Fenster, lief zum König, fiel ihm zu Füßen, und bat, indem er die Begebenheit ängstlich erzählte, um Gnade. Bald darauf brachte man auch den sehr verwundeten und noch blutenden Herrn. Der Monarch hörte seine Klage an und bemühte sich, den Zorn des Verwundeten zu besänftigen. Allein dieser redete nun in einem noch höheren Ton und vergaß sich dabei so sehr, daß endlich der König, eines so ungestümen Betragens nicht gewohnt, zu ihm sagte: „Mylord, ich befehle „euch bei eurem Leben, meinen Mahler nicht anzurühren. Der Unterschied, den ich zwischen euch beiden „finde, ist so groß, daß ich augenblicklich aus sieben Bauern auch eben „so viele Grafen, als ihr seyd, machen kan; aber aus sieben Grafen, „wie ihr seyd, würde ich nicht einen **Holbein** machen können."

Hannoverisches Magazin.

74tes Stück.

Freitag, den 14ten September 1781.

## Menschenfresser und Vielfraße.

(Schluß.)

Eine Menschenfresserin dieser Art, eine Mutter, die ihr Kind schlachtete, und die eine Hälfte dem hungrigen Krieger vorsetzte, die andere selbst verzehrte, kennen unsere Leser schon aus der bekanten Beschreibung der Zerstörung der Stadt Jerusalem. — Auch in den Zeiten der römischen bürgerlichen Kriege wurden die Einwohner der spanischen Stadt **Calaguris** zu dieser unmenschlichen Handlung gebracht. Die Männer tödteten ihre Weiber und Kinder und fraßen sie; ja, um diese schreckliche Provision desto länger genießbar zu machen, salzten sie sie sogar ein. — Als die Gothen im sechsten Jahrhundert Italien verwüsteten, war besonders in der Anconer Mark eine solche Hungersnoth, daß man neben dem Menschenfleisch auch Menschenkoth as. Auch hier schlachteten Mütter ihre eigene Kinder. Ein Weib, das sich alleine nicht stark genug glaubte, einen Menschen zu tödten, vereinigte sich noch mit einer andern; und diese beiden tödteten nach und nach siebenzehen **Männer**, und verzehrten sie. Endlich wurden sie beide ein Raub des achtzehnten. — Bei der Beschreibung der großen Hungersnoth, die im Jahr 850 in Thüringen wüthete, erzählen die damaligen Geschichtschreiber eine Begebenheit, die unsern Lesern Schauder und zugleich Freude erwecken wird. Ein Mann und dessen Frau gingen mit ihrem einzigen Sohn in einen Wald, um ihren Hunger mit Eicheln oder Wurzeln zu stillen. Als sie nichts von beiden fanden, beschlossen sie, den Sohn zu tödten, um mit seinem Fleische ihren quälenden Hunger zu befriedigen. Schon war die Mutter, die den Jammer nicht mit ansehen konte, etwas beiseits gegangen, als ein armes Reh von einem hungrigen Wolf aufgejagt wurde, und schon in seinem Rachen zappelte. Vater und Sohn sprangen zu, jagten dem Räuber die Beute ab und verzehrten sie nun selbst. — Als im Jahr 1315 die große Pest in Deutschland wüthe-

te, war auch die Hungersnoth in Thüringen so sehr groß, daß man außer dem geschlachten Menschenfleisch auch die Leichnahme aus den Gräbern und die Diebe von den Galgen nahm, um sie zu verzehren.

Ich mögte gern entschuldigen, so lange das Verbrechen noch entschuldigt werden kan. Wenigstens verdienen alle diese Unglücklichen nicht den höchsten Grad der Strenge der strafenden Gerechtigkeit. Diese Menschen lebten alle in jenen Zeiten, wo noch nicht die gereinigte Religion die Gefühle der Menschen feiner gestimmt, und die rohen Gemüther zu sanften, theilnehmenden Herzen umgeschaffen hatte; sie lebten zum Theil unter Völkern, die sich durch noch schwärzere Thaten ausgezeichnet und den schrecklichsten Fluch auf jedes Mitglied der Nation gebracht hatten. Ein Volk, daß den Besten der Menschen, seinen allgemeinen Lehrer, Arzt und Vater mit mehr als höllischer Bosheit zu tausendfachen Martern führte, das sich selbst mit dem grausamsten Fluche gebrandmarkt hatte, konte wohl eine **Menschenfresserin** hervorbringen. – Eine heidnische Stadt, deren Einwohner nur Freiheit athmen, und lieber alle Martern wählen wolte, um nur den Triumph des stolzen Römers nicht zu vergrössern, konte leicht einen Unglücklichen in ihren Mauren haben, der unbekant mit der tröstenden Ueberzeugung von der göttlichen Providenz seinem Mitbürger das Messer an die Kehle sezt, um die Quaal seines Hungers mit dessen Fleische zu tilgen. — Auch in jenen mittleren Zeiten der Finsterniß, wo das Auswendigwissen der Heiligennamen und das Herbrüllen eines lateinischen Psalms die ganze Religion ausmachte, war es kein Wunder, neben Königsmördern, Ablaßkrämern und Hostienvergiftern, einen – **Menschenfresser** zu finden. Aber in unsern Tagen, da wo die Wissenschaften und die gereinigte Religion in vollem Glanze blühen, ein solches Ungeheuer zu finden, dies würde unglaublich seyn, wenn uns nicht die mit obrigkeitlichem Siegel beglaubigten Acten der Inquisition gegen einen zu **Weimar** hingerichteten Menschenfresser völlig überzeugten. Hier ist ein Auszug davon.
„Der im Jahre 1772 in seinem 55ten „Jahre zu Weimar hingerichtete Ge„org **Nicolaus Goldschmidt** war „ein Kuhhirte. Hätte er nicht Pro„ben seines gesunden Verstandes ab„gelegt, so hätte man ihn bei seinem „grimmigen Wesen für einen Rasen„den der wüthendsten Art halten sol„len. So aber zeigte er würklich ei„nige gute Maximen, aber freilich in „der rauhen Manier des Hirten. So„gar zärtlicher Empfindungen war er „fähig; denn er, selbst ohne Kinder, „hatte fremde Kinder außerordentlich „lieb, nahm sie auf seinen Arm, gab „ihnen das Brod aus dem Munde „und hatte sie oft ganze Tage bei sich. „Und doch schlachtete der Wüterich ein „eilfjähriges Mädchen und fras es.

„Der

„Der Mutter des Kindes sagte er ein „Jahr vorher a), daß eine solche Theu„rung kommen würde, wo Eltern ih„re Kinder schlachten würden. Als „diese ihm erwiederte, er habe ja kein „Kind, so war seine Antwort: man „müsse sich alsdann eins nehmen. Und „würklich raubte das Ungeheuer die„ser Witwe einzige Tochter, schlach„tete sie, kochte das Fleisch an einem „Bustage und fras das erste Gericht „davon unter dem Gottesdienste. „Schon einige Zeit vorher hatte er „auch einen Handwerksburschen er„mordet, welchen er theils selbst ver„zehrt, theils aber seinem Hunde vor„gesetzt hatte, um ihn damit fett zu „machen, und dann ebenfalls zu fres„sen, welches er auch würklich that. „Das Fleisch des leztern, sagte er im „Gerichte, habe ihm besser geschmeckt, „als Menschenfleisch. Als er gefragt „wurde, was ihn zu einer so unna„türlichen Speise angetrieben habe, so „antwortete er: **die Neugierde und „die Noth.**"

Wenn Ausrottung des Aberglaubens und der Unwissenheit, und gegenseitige Beförderung der Lehren des Christenthums, kurz, wenn bessere Erziehungsanstalten unter dem Landvolk nöthig sind: solte wohl nicht diese einzige Geschichte einem jeden, der zu dieser heilsamen Veränderung etwas beitragen kan, nöthigen, sogleich Hand anzulegen?

* * * * * * * * *

Was der **Menschenfresser** in der moralischen Welt ist, das ist der **Vielfras** in der physischen; beide Misgeschöpfe, wovon der eine Entsetzen und Abscheu, der andere Anstaunen erweckt. So wie es überhaupt der Unglücklichen, die es von Natur sind, in der Welt nur eine kleine Zahl giebt (denn der Allmächtige zeigt uns **immer**, daß er allgütig ist, **selten aber nur**, daß wir undankbar gegen ihn sind) so finden wir auch von dieser Art Elender, die die Eßlust zu ihrem Schaden besitzen, nur eine kleine Zahl. Die Geschichte hat uns daher von Zeit zu Zeit die Namen solcher sonderbaren Menschen aufgezeichnet. Merkwürdig ist es, daß solche Fresser bei aller ihrer Unmäßigkeit nicht nur eine eiserne Gesundheit, sondern auch eine ungewöhnliche Stärke gehabt haben. Nach dem Berichte der Griechen konte sich **Hercules** nie satt essen; doch wurde er vom **Lepräus Elaus** in einem Freßwettstreite überwunden. Lezterer hatte 3 Reihen Zähne im Munde, und verzehrte bei einer Mahlzeit nicht weniger, als einen



a) Es ist zwar diese erschreckliche Hungersnoth, die auch unsere Gegenden, wiewohl nicht in dem Grade, betraf, wirklich eingetroffen; allein deswegen ist Goldschmidt noch kein Prophet, wozu ihn vielleicht der Aberglaube machen mögte. Dieser Mann, der von Kindheit an sich im Felde aufhielt, schloß von der Ursache auf die Würkung. Er kannte die Regierung der Witterung sehr genau, wußte sie in vielen Fällen vorher, und schloß nun also auf die Folgen derselben.

einen ganzen Ochsen, weswegen er auch **Buphagus** (der Ochsenfresser) genannt wurde. **Milo von Croton**, der sechsmal in den olympischen Spielen und eben so vielmal in den pythischen den Preis erhalten hat, trug einst, wie die Geschichte sagt, einen lebendigen Ochsen in einem Odem eine ziemliche Strecke weg, schlug ihn darauf mit einem einzigen Faustschlage todt, und fras ihn auf einmal, ohne etwas übrig zu lassen b). **Astidamus von Milet** as mehr, als neun starke Männer verzehren konten; und an der Tafel des Königs von Persien **Ariobarzanes** fras er alles, was für die ganze Gesellschaft gegeben wurde, alleine auf. – **Herodot von Megara**, ein außerordentlich großer Virtuos auf der Flöte, und eben so starker Tänzer, verlangte zu seiner Mahlzeit nicht weniger, als 20 Pfund Fleisch, eben so viel Brod, und einen halben Anker Wein; die Pfeiferin **Aglais** aber ließ sich mit 12 Pfund Fleisch, eben so viel Brod und 16 Bouteillen Wein begnügen. Vom Kaiser **Maximin** lieset man, daß er sehr groß und stark gewesen, daß er aber auch täglich 40 bis 60 Pfund Fleisch und einen ganzen Eimer Wein verzehren können. — **Aurelian** hatte einen Fresser an seinem Hofe, der zu einer Mahlzeit ein wildes Schwein, einen Hammel und ein Ferkel brauchte. – **Claudius Albinus** konte auf einmal 500 Feigen, 100 Pfirschen, 10 Melonen, 20 Pfund Weintrauben, 100 Schnepfen und 40 Austern verzehren. — Der lithauische Fürst **Suidrigellus** saß gemeiniglich 6 Stunden lang an Tafel und hatte täglich 130 Schüsseln. — Dem Kaiser **Maximilian** wurde im Jahr 1511 ein sehr großer und dicker Nordländer vorgestellt, welcher mit einemmal ein ganzes rohes Schaf

b) Daß unsere alten Geschichtschreiber hier etwas gepralt haben, ist handgreiflich; wir wollen aber annehmen, daß der krotonische Fresser nur den zehnten Theil von seinem Ochsen genossen hat, so machte die Portion doch leicht 30 Pfund Rindfleisch. Sonst erzählt man von der Stärke dieses handfesten Mannes mancherlei Proben, wovon folgende die merkwürdigsten sind. Als ihm zu Ehren seiner Siege eine Statüe errichtet werden solte, trug er sie auf seinen Schultern selbst auf den Platz, wo sie stehen solte. — Einen Apfel konte er so fest in einer Hand halten, daß ihn niemand heraus winden konte; und doch zerdrückte er ihn nicht. — Auf einem mit Oel bestrichenen Discus konte er so fest stehen, daß ihn niemand herunter zu stoßen vermogte. — Er band sich den Hals mit der Nerve von einem Ochsen, und hielt dann den Odem so lange an sich, bis die Nerve durch die Ausdehnung seiner Adern zerspringen mußte. Dieser Mann, der Simsons Stärke besaß, hatte auch seine Plage; denn seine Frau hielt ihn troz seiner furchtbaren Faust eben so geschickt unter dem Pantoffel, als Delila den Bändiger der Philister. Auch sein Tod war wie des Hebräers Ende tragisch. Er wolte eine Eiche, die er gespalten hatte, völlig auseinander reißen, klemmte sich aber die Hände so fest, daß er sie nicht wieder heraus ziehen konte; und da ihm niemand zu Hülfe kam, wurde er lebendig von den Wölfen gefressen.

Schaf und ein Kalb auffras. — Im Jahre 1765 fand sich zu Dresden ein Mann unter der Leibgarde, der bei einer Mahlzeit 20 Pfund Rindfleisch und die Hälfte eines gebratenen Kalbes mit andern Gerichten in gleicher Menge vermischt auffressen konte. Um die Verdauung zu befördern, verschluckte er nach der Mahlzeit eine Menge Steine. — In Nro 476 der Philosophical Transactions wird erzählt, daß ein zwölfjähriger Knabe in England binnen 6 Tagen seiner natürlichen Freßsucht 377 Pfund und 12 Unzen gegessen und getrunken habe.

Merkwürdiger, als alle diese Fresser ist der im Jahre 1771 zu Ilefeld verstorbene Vielfras **Joseph Kolnicker**, aus Passau gebürtig, der seine Freßfähigkeit auch hier in Hannover in verschiedenen Häusern gezeigt hat. Dieser sonderbare Mann soll schon in seinem dritten Jahre Steine aus Hunger gefressen haben. Auch seine Eltern sollen diesen Fehler gehabt haben, und sogar seine Großmutter soll eine Steinfresserin gewesen seyn. Nach der gerichtlichen Aussage seiner Frau konte er nie anders satt werden, als wenn er Steine unter seine Speisen mischte, von welchen er auch beständig eine Portion bei sich führte. Ja, als er einst nach Holland gehen wolte, und man ihm erzählte, daß daselbst wenig Steine wären, so nahm er einige Centner mit dahin. Dieser Mann war immer hungrig und fras deswegen die ganze Nacht durch. Der längste Zwischenraum von der Sättigung zum Hunger war anderthalb Stunden. Er war im Stande, 17 Heringe und eben so viele Kannen Bier, das viele Brodt dabei nicht gerechnet, zu verzehren. Zu einer andern Zeit nahm er 2 Kälber, eins gebraten und das andere gekocht binnen 8 Stunden zu sich. In Braunschweig verzehrte er auf dem Schlosse 25 Pfund gebratenes Rindfleisch und 20 Quartier Wein in Zeit von 6 Stunden; und einige Tage darauf 13 Pfund Rindfleisch und 12 Bouteillen Wein, nachdem er vorher in der Garküche bereits 5 Portionen Essen verzehrt hatte. Bei einer solchen Menge Speisen mußte sein Verdauungsgeschäfte nothwendigerweise ebenfalls umständlicher seyn; er brachte daher gewöhnlich eine halbe Stunde an dem Orte zu, wo sich andere Leute nur 2 Minuten aufhalten. — Außer den Speisen und Steinen nahm **Kolnicker** auch andere Dinge zu sich, als Metalle, Filz rc. und doch konte er keinen Stockfisch essen, wogegen er eine unüberwindliche Abneignng hatte. Auch seine beiden Kinder hatten eine starke Anlage zu ihrers Vaters Appetit. Der Knabe, der nur 5 Monate alt wurde, brauchte täglich 2 Quartier Suppe; und die Tochter, die in der neunten Woche starb, hatte täglich ein Quartier Milch nöthig. **Kolnicker** war in seiner Jugend kaiserlicher Soldat, und wurde bei Einquartierungen seines starken Appetits wegen allemal für 8 Mann gerechnet. Sonderbar ist es, daß ihm diese Freßbegierde einst das Leben rettete; denn

er bekam in einem Treffen einen Schuß in den Unterleib. Weil aber dieser gerade ganz voll Steine war, so prallte die Kugel ab, und er wurde blos an der Haut verwundet. — Sogar in der Kirche und im Beichtstuhl mußte dieser ungewöhnliche Mensch den Heißhunger mit Steinen abhalten. — Bei der Sektion fand man im Magen und in den Gedärmen ausser einer Menge Metalle und Fleisch 1 Pfund und 6 Quentchen Steine.

So viel wir auch immer von Bolnickers Freßfähigkeit gerühmt haben, so müssen wir doch sagen, daß ihn **Jacob Kahle** c), ein Gärtner in Wittenberg, der auch erst im Jahre 1754 gestorben ist, in vielen Stücken übertraf. Dieser Mann nahm nicht nur eine ungeheure **Menge** von Speisen zu sich, sondern er fras auch **fremde** und **ungewöhnliche** Dinge. So war es ihm eine Kleinigkeit, 8 Schock Pflaumen, samt den **Kernen** auf einmal zu verzehren. Zu einer andern Zeit nahm er einen **Himten Kirschen** ebenfalls mit den **Steinen** zu sich. Seine Zuflucht zu unnatürlichen Nahrungsmitteln nahm er alsdann, wenn die gewöhnlichen Speisen nicht hinreichten. Er fras daher zuweilen mit den Speisen auch die **irdenen Schüsseln** und **Teller**. Ein andermal riß er die Ofenkacheln aus dem Ofen und verschlang sie. Auch Glas, Porcellan, Schiefer und Kieselsteine kamen auf seinen Tisch. Diesen ungewöhnlichen Appetit schien ihm die Natur nicht ohne Absicht gegeben zu haben, denn er besaß dabei ein so scharfes Gebiß, daß man in den Steinen, in welche er gebissen hatte, die Spuren seiner Zähne eben so deutlich sehen konte, als man sie bemerkt, wenn gewöhnliche Zähne in einen Apfel beißen; und wenn er eine Tasse Kaffe mit der Schaale, oder ein Glas Wein samt dem Glase zu sich nahm, so zermalmte er diese Dinge so schnell und mit dem knatternden Getöse, als der hungrigste Dogge, wenn er den Markknochen von einem alten Rinde zermalmet. Seine Lieblingsspeisen waren lebendige Eulen, Mäuse, Ratten, Heuschrecken und Raupen. Ein Spanferkel mit Haar und Borsten war ihm ein Morgenbrod, und des Mittags war er wieder so hungrig, daß er einen Hammel mit Wolle und Knochen zu sich nehmen konte. Ja einmal rasete sein Appetit so, daß er ein **bleiernes Schreibzeug** samt der **Tinte**, dem **Streusand**, dem **Federmesser** und den **Federn** verschlang, welchen leztern Umstand ein abgehörter Zeuge im Gerichte **eidlich** versichert hat. Da er unmöglich so viel verdienen konte, als sein ungeheurer Magen verlangte, so mußte er freilich manches ungewöhnliche Gericht blos des Gewinns wegen verzehren. Daher machte er sich einst in einem Wirthshause in Gegenwart vieler Leute über einen Dudelsack her, der einem auf Reisen sich befindendem pohlnischem Edelmann gehörte, und fras ihn auf. Der Besitzer

c) S. *Bœhmer* de Polyphago & Allotriophago.

sitzer desselben in der angstvollen Erwartung, daß er auch gefressen werden solte, nahm die Flucht, und **Kahle**, um seinem Schauspiel noch mehr Abwechselung zu geben, verfolgte den flüchtigen Polen eine lange Zeit.

Dieser seltsame Mann war in Wittenberg nur unter dem Namen **Freß-kahle** bekant; und die Einfältigen glaubten, daß er ein Bündniß mit dem Teufel habe. Er besaß ebenfalls, seiner Unmäßigkeit ohngeachtet, eine vollkommene Gesundheit, und erreichte ein hohes Alter, denn er starb im 79sten Jahre. Sein Körper wurde auf königlichen Befehl auf dem Theatro anatomico geöfnet, man hat aber den eigentlichen Grund der Gefräßigkeit dieses Mannes nicht entdecken können.

---

## Versuche, Kartoffeln aus dem Saamen zu ziehen *)

Um Kartoffelnsaamen zu erhalten; sammlete ich nach Michaelis an den Kartoffelngewächsen, an welchen das Laub, oder die Blätter anfingen trokken zu werden, die Saamenkapseln. Diese wurden in einem Korbe bis Martini aufbewahret. Um diese Zeit fingen die Saamenbehältnisse an von Fäulniß weich zu werden. Ich ließ solche in Wasser zerdrücken, zu wiederholten malen mit Wasser begiessen, den Schlamm und die zerquetschten Schalen abnehmen, und das Wasser abgiessen. Der Saame, ob er gleich sehr klein ist, fällt auf den Boden und ist leicht zu erhalten. Nachdem er getrocknet, bewahrte ich ihn an einem Orte, da es nicht feucht war, bis zu Anfang des Merz auf. Nunmehr füllete ich mit lockerer Erde einen Kasten, der von dem Umfang einer grossen Schachtel war. In Furchen, die nicht sehr tief, und zwei Finger breit von einander entfernt waren, wurde der Saame gestreuet, und flach mit Erde zugedecket. Stehet der Kasten an einem trocknen Orte, da es nicht frieret, so kommen die Pflanzen in vierzehn Tagen oder drei Wochen zum Vorschein. Da die Saamenkörner ungemein klein sind, so sind auch die Pflanzen bei dem Aufgehen sehr zart und klein. Fröste und schweren Regen können sie gar nicht vertragen. Jedoch müssen sie, wenn es thunlich ist, täglich gelüftet, oder in die Sonne und freie Luft gebracht werden, sonst sind die Pflanzen zu weichlich und zum Verpflanzen untauglich. Im Ausgange des Mai waren meine Pflanzen von der Länge eines Fingers und zum Verpflanzen brauchbar. Auf einem Beete im Garten ließ ich flache Gruben machen, einen Schuh breit von einander. In eine solche Grube legte ich zwei bis drei Pflanzen, und deckte sie ganz mit Erde

zu,

*) Vielleicht können durch die, aus Saamen gezogenen Kartoffeln, die jetzt vorhandenen verbessert werden, über deren Abnahme in der Güte und Wachsthum vielfältig geklagt wird.

zu. Die Pflanzen wuchsen, und wurden, wie gewöhnlich vom Unkraut gereiniget und gehäufelt. Die Kartoffelngewächse trugen den Sommer Blüte, und brachten Früchte. Nach Michaelis, wie die Kartoffeln aufgenommen wurden, war die Ernte reichlich. Die größten waren wie wälsche Nüsse, die andern wie Vogeleyer. Diese sind Pflänzer auf das andere Jahr. Mir deucht, wer ein Mistbette hält, kan auf einem kleinen Raum viele Kartoffelpflanzen ziehen, wiewohl ich dieses niemals versucht habe. Ich erzählte meine Versuche einem jetzt abwesenden Freunde, der mir die Nachricht gab, er habe in einem bekanten Gartenbuche, dessen Name mir entfallen ist, bereits eine Anweisung gelesen, Kartoffelsaamen zu erhalten, und Pflanzen davon zu ziehen. Wo ich nicht irre, bestund die Anweisung darin, die Stengel, woran die Saamenkapseln sitzen, in kleine Bündel zusammen zu binden, sie aufzuhängen, in warmen Zimmern zu trocknen, und die Saamenknöpfe nachmals zu zerreiben. Der Saame hat die Farbe von den Kartoffeln. Weiße Kartoffeln geben weißen, rothe röthlichen Saamen. Andere Kleinigkeiten und Nebendinge übergehe ich mit Stillschweigen. Ich zweifle aber im geringsten nicht, wiederholte Versuche werden einen jeden belehren können, wie mit geringer Mühe von den Kartoffeln Saamen zu erhalten, und Pflanzen zu erzielen sind.

## Anekdote.

Als der Pabst Julius der dritte sich einst an einem sehr heißen Sommertage in sein Gartenhaus begeben, und sich zur Abkülung ganz nackend ausgezogen hatte, kamen auch einige Cardinäle dahin, um ihm ihre Aufwartung zu machen. Er ließ sie sogleich vor sich kommen und nöthigte sie, sich ebenfalls ohne weitere Umstände auszukleiden. Kaum hatten sie es gethan, so fragte er sie, was die Leute wohl von ihnen sagen würden, wenn sie in diesem Zustande durch die Straßen gehen solten. Ohne Zweifel, antworteten die Cardinäle, würden sie uns für Schelme und Narren halten, und uns noch dazu mit Steinen werfen. Auf diese Weise sind es unsere Kleider allein, versetzte der Pabst, die uns wieder den Charakter der Schelme und Narren schützen. **Wie viel also, meine ehrwürdigen Brüder haben wir nicht der Kleidung zu danken.**

# Hannoverisches Magazin.

75tes Stück.

Montag, den 17ten September 1781.


## Ueber die Sterblichkeit und den frühen Tod der Kinder, und die Mittel denselben zu verhüten.

Als ich im vorigen Herbst die Todtenlisten meiner Inspection, nach dem Alter der Menschen und den Krankheiten, daran sie gestorben waren, ausfertigen mußte, sahe ich mit Verwunderung und Betrübniß, wie sehr die Sterblichkeit der Kinder zugenommen hatte. Ich beklagte, daß ein so großer Theil der Weltbürger, die auch noch auf Erden nützlich seyn können, dieselbe gleichsam nur im Vorbeigehen gegrüßt, und nach einer kurzen Herberge, von derselben wieder Abschied genommen hatten. Obgleich die Kindheit und das hohe Alter der Menschen, der schwächste Theil ihres Lebens ist, darin ihre Natur am meisten zu ihrem Untergange geneigt ist, und also wohl viel Kinder durch das Schicksal, und ohne Jemandes Verschulden umkommen, so werden doch gewiß auch viel Kinder verwahrloset, und ich empfand über die Sorglosigkeit und Untreue der erwachsenen, die mit ihnen umgehen, ein sehr lebhaftes Mißfallen und Unwillen. Die Bevölkerung der Länder, welche von den Fürsten so sehr gesucht wird, und die einen so großen Theil ihrer Glückseligkeit ausmacht, leidet darunter gar sehr, und man hätte nicht nöthig so viel auswärtige ins Land zu ziehen, wenn die Eingebornen wohl wahrgenommen, und erhalten würden. Diese Betrachtungen bewogen mich nachfolgendes Schreiben an Se. Königl. Majestät in Preussen, dessen Thron einem jeden offen stehet, der etwas zum gemeinen Besten zu sagen weiß, abgehen zu lassen.

### Bittschrift, im Namen der Kinder, um allergnädigste Verordnung zur Erhaltung ihres Lebens und ihrer Gesundheit.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König,

Allergnädigster König und Herr.

Menschenliebe, und das Vertrauen zu Eurer Königl. Majestät Vaterliebe gegen Ihre getreuen Unterthanen, haben mich bewogen, diese Bittschrift vor Allerhöchst Dero Thron zu bringen.

Aus den Listen der Gebornen und Verstorbnen werden **Eure Königl. Majestät** ersehen, daß die Anzahl der verstorbenen Kinder, im Verhältniß gegen die Erwachsenen, sehr groß ist, und zwei Drittheile übersteiget. Es kan nicht anders seyn, als daß in der Pflege der Kinder, aus Unwissenheit oder Nachläßigkeit, vieles versehen werde, was die Ursach ihres Todes ist. Die Erfahrung in der Haushaltung hat mich gelehret, daß wenn das junge Vieh gehörig in Acht genommen wird, so stirbt nicht leicht eins davon, und wenn es stirbt, so ist gemeiniglich leicht heraus zu bringen, worin es versehen worden ist. Solte es nicht mit dem Menschen, bei dem der Bau des Leibes viel zärter und zerstöhrbarer ist, eben die Bewandniß haben? Ich glaube also, daß das Leben vieler Menschen gerettet werden könte, wenn **Eure Königl. Majestät** in Gnaden geruhen wolten, Allerhöchst Deroselben Ober-Collegio Medico anzubefehlen, daß es durch eine Generalverordnung die Unterthanen belehrte, wie mit den Kindern vor und nach der Geburt umzugehen sey, ihre Gesundheit und Leben zu erhalten. Vielleicht wäre dies auch wohl ein würdiges Sujet einer Preisaufgabe.

Die Vorsehung wird die Jahre Ihres theuresten Lebens dafür verlängern, daß Sie die Frucht Ihrer Siege und Erwerbungen, in einem ruhigen Alter genießen, und Allerhöchst Deroselben Unterthanen noch lange das Glück haben, unter Ihrem glorreichen Scepter zu stehen.

Ich ersterbe in tiefster Unterthänigkeit

Osterwieck, d. 17. Nov. 1780.

**Eurer Königl. Majestät**
allerunterthänigster Knecht
H. C. Schmahling.
Kircheninspector.

Hierauf erhielt ich folgende Antwort aus dem Cabinet.

Seine Königl. Majestät in Preussen ꝛc. unser allergnädigster Herr haben aus des Kircheninspectors Schmahling zu Osterwieck Vorstellung vom 17ten dieses, desselben Vorschlag, wie der Erhaltung der Kinder zu prospiciren seyn mögte, ersehen, und da Seine Königl. Majestät, solchen an das Ober-Collegium Medicum zu Berlin zu remittiren, allergnädigst geruhet, so wird gedachter Kircheninspector Schmahling wohl daran thun, seine Gedanken darüber dem Ober-Collegio Medico zu näherer Prüfung einzuschicken. Potsdam, den 26ten Nov. 1780.

**Friedrich.**

Das Ober-Collegium Medicum zu Berlin foderte mich darzu noch besonders auf, und ich schrieb folgendes an dasselbe.

Hochwohlgeborne und Wohlgeborne,
Hochzuverehrende Herren,

Durch ein allergnädigstes Königl. Rescript vom 26ten Nov. a. c. bin ich unterrichtet worden, daß Seine Königl. Majestät meinen Vorschlag, wie der Erhaltung der Kinder zu prospiciren

spiciren sey, an ein Hochpreißliches Collegium Medicum zu remittiren geruhet haben, und es ist mir allerhöchst anbefohlen worden, meine Gedanken darüber zu näherer Prüfung einzuschicken. Meine Absicht dabei ist Eure Hochwohlgeborne und Wohlgeborne einen Gegenstand in einem nähern Lichte vorzustellen, der Dero Aufmerksamkeit verdienet, und die Fälle etwas genauer zu bestimmen, in welchen die Unterthanen Hochderoselben heilsame Vorschrift und Belehrung bedürfen, dabei ich hier und da bemerken werde, was mir die Beobachtung des menschlichen Lebens von zwei und dreißig Jahren an die Hand geben wird.

Es ist gewiß, daß Kinder schon in Mutterleibe Krankheiten und den Tod empfangen können, durch übele Lebensart und Verwahrlosung der Mütter, daher es wohl gut wäre, dieselben zu belehren, wie sie sich bei der Schwangerschaft zu verhalten hätten, wenn die Kinder unbeschädigt bleiben, und ihr Leben und Gesundheit erhalten werden solte. Sie verderben sich zum Theil mit ungesunden Lebensmitteln, überlassen sich einer bösen Laune, thun unschickliche Arbeit, schnüren sich zu fest, und machen keinen Unterschied zwischen ihrem vorigen und gegewärtigen Zustande, die Männer müßten in diesem Fall mit ihren Frauen in aller Absicht vernünftig umgehen, ihrer schonen, sie nicht zum Zorn reizen, und ihnen die ungleich getheilten Beschwerden des menschlichen Lebens erträglich zu machen suchen.

Unter den Wehmüttern herrscht zum Theil noch eine große Unwissenheit, welche dadurch vermindert werden könte, wenn die Landphysici sie nochmals, jede besonders prüften, sie unterrichteten, da wo es ihnen fehlte, und ihnen bestimte Vorschriften über besondere Fälle gäben, die ihnen auch gedruckt mitgetheilt werden könten. Eine erfahrne und redliche Wehmutter müßte die Rathgeberin der Schwangern ihres Ortes seyn, der sie sich entdecken, und sich von ihr über die Lebensordnung, den Aderlaß und den Gebrauch der Arzeneien, wo sie nöthig wären, belehren lassen könten, sonderlich bei der ersten Schwangerschaft. Eine solche Frau müßte auch eine andere ihres Orts, von Verstande und ehrbaren Sitten zuziehen und anlehren, der sie sich bedürfendenfalls als Gehülfin bedienen, und die nach ihrem Abgange ihre Nachfolgerin werden, und ein Examen in ihrer Profession aushalten könte, so daß es nie an solchen nützlichen Leuten fehlte. Neulich wurde eine Frau, die schon drei Tage in der Geburt gearbeitet hatte, durch einen Aderlaß, auf Anrathen des Predigers, der den Tissot gelesen hatte, sogleich entbunden, welches billig der Chirurgus oder die Wehmutter, die dabei waren, hätte wissen sollen.

Es herrscht in manchen Gegenden der Misbrauch, den Wöchnerinnen, vor und nach der Geburt, bei gemeinen Leuten häufig, Brantewein, und bei vornehmen Wein zu geben, um ihnen dadurch Muth zu machen, und sie,

wie man glaubt, zu stärken: daraus Endzündungen und heftige Aufwallungen des Bluts entstehen, welche eine Humorrhagie verursachen, davon hernach der Zufluß der Milch aussen bleibt, oder verzögert wird, und die Kinder gleich im Anfange ihres Lebens darben müssen.

Ich habe in den Wochenstuben an manchen Orten, wenn ich dahin gerufen worden, als Prediger kranken Wöchnerinnen beizustehen, eine große Hitze, und dumpfichte übel riechende Luft bemerket, welche ihnen und den Kindern nothwendig schaden muß, daher so viele an der Brustkrankheit sterben. Manche laufen auch sogleich wieder aus dem Wochenbette, wie ein Huhn vom Neste, das sein Ey gelegt hat, und warten den Schweiß und die Reinigung nicht ab, daraus nothwendig übele Zufälle entstehen müssen. Viele verderben sich auch mit ungesunden Speisen, sonderlich wenn ihnen Krankheiten zustoßen, starkem Bier, Brantewein, Fleisch und Brühen, in der Meinung sich damit was zu gute zu thun, und allzuharten, und unverdaulichen Gemüse. Ich habe eine Wehmutter gekant, die den Wöchnerinnen eine gewisse Mutter reinigende Essenz eingab, die sehr gute Dienste that, und es wäre wohl gut der Natur mit einem solchen Mittel zu Hülfe zu kommen, absonderlich da bei armen und gemeinen Leuten in diesem Stück gemeiniglich Fehler begangen werden, die dadurch verbessert werden könten.

Viele Kinder werden sogleich in den ersten Tagen ihres Lebens todt gefüttert, wenn der Mutter die Nahrung fehlt, und ihnen Mehlbrei, gekäutes grobes Brod, u. d. gl. eingestopft wird, welches die schwachen Eingeweide nicht verdauen. Solte die Muttermilch etwas lange aussenbleiben, so müßte man doch der Natur des Kindes irgend womit zu Hülfe kommen, die innerlichen Unreinigkeiten, die es mit auf die Welt bringt auszuführen, sonderlich wenn es mit Speisen, oder alter Muttermilch einer andern, bei Krankheiten der Mutter erhalten werden muß.

Weil das Kind mit der Mutter ißt und trinkt, und die Milch der Menschen so wohl als der Thiere die Beschaffenheit, den Geruch und bisweilen auch die Farbe der Nahrungsmittel annimmt, die sie zu sich nehmen, so wären die saugenden zu belehren, welche Speise und Getränk ihnen am zuträglichsten sey, und zu erinnern, daß sie sich zum wenigsten in den Wochen für allzufetten, salzichten, sauren und blähenden Speisen, welche scharfe und unverdauliche Säfte hervorbringen, hüten mögten. Es giebt auch, deucht mich, Mittel, eine ungesunde Milch zu corrigiren, welche man an dem Abnehmen und der Entkräftung der Kinder gewahr wird.

Eine genaue Vorsicht der Lebensmittel, die bei kleinen Kindern zu gebrauchen sind, wenn die Muttermilch gar fehlt, oder nicht zureicht, oder ihnen endlich entzogen wird, würde wohl das meiste beitragen, ihr Leben zu erhalten.

Zwei

Zwei Theile Wasser, und ein Theil gesunde Kuhmilch, ungekocht, in dem Grade der Wärme der Muttermilch, wäre wohl anfänglich die beste Nahrung, bis ein Brei von Zwieback, oder Semmel, oder gut gebacknem Brod, mit etwas Zucker aufgekocht, dünne und flüßig, darzu komt, welches auch nach der Entwöhnung zu gebrauchen ist.

Die Vornehmen mästen ihre Kinder mit Kaffe, Milch, Zwieback, und Fleischsuppen: sie halten dabei keine gewisse Zeit noch Maaß der Mahlzeiten, sondern geben ihnen so oft und viel als sie haben wollen: die Kinder bekommen dabei auch wirklich bisweilen ein gutes Ansehen, werden dick und fett, und die Eltern freuen sich darüber. Allein solche Kinder haben allezeit den härtesten Stand bei den Blattern und andern Kinderkrankheiten, und ich weiß viele von der Art, die durch den Tod aufgerieben sind, da andere von proportionirter und mehr hagerer Leibesconstitution davon kamen. Die armen und gemeinen Leute füttern sie mit Kartoffeln, Hülsenfrüchten, Mehlklößen, und dergleichen Speisen, die für einen Drescher gut genug sind, aber für ein Kind nicht taugen, und daher die Athropsie, Verstopfung der Gekrösedrüsen, und dicke harte Leiber entstehen, daran die meisten sterben, ob sie gleich gemeiniglich die Brustkrankheit für die Ursach des Todes angeben. Es giebt einfache, wohlfeile, und doch gesunde Speisen, damit die Kinder genähret werden können; dergleichen sind Brodsuppen, Gersten, Haber und Heidegrütze, Obst, frisch und getrocknet, grüne Kräuter, Mohrrüben u. d. gl. die sie anfangs genießen können, bis sie in der Folge alles nach und nach vertragen lernen. Doch müssen sie ihre Mahlzeiten halten, sich nie überladen und nicht immer essen und trinken. Im andern Jahr habe ich meinen Kindern, nach dem sie entwöhnet worden, des Morgens Milch und Wasser zu trinken, und eine Weile darnach drei Viertel, und in der Folge einen ganzen Zwieback in Milch gebrockt gegeben. Des Mittags haben sie Brod- oder Semmelsuppe, oder Brühen und Gemüse, das sich für sie schickte, mit gegessen: des Nachmittags Semmel oder Brod mit Butter, und darzu getrunken; des Abends ihre Suppe, und dabei sind sie gesund geblieben.

Das allzufeste Einwickeln der Kinder ist ihnen schädlich, verhindert den Umlauf der Säfte, und martert sie. Allzuweiche und schwere Betten, sonderlich in heißen Stuben, erhitzen das Blut zu sehr, treiben zu viel Schweiß aus, und entkräften die Natur. Es ist auch nicht gut, daß die Kinder bei den Müttern die ganze Nacht in den Betten liegen, und sich gewöhnen an einem hin zu saugen. Sie werden dadurch zu sehr erwärmet, unmäßig in der Nahrung, und können leicht gedrückt werden. Die beständige Lage auf dem Rücken macht, daß sie allzu viel Speichel, und was ihnen sonst aufstoßt einschlucken, daher sie mehr

auf die Seite zu legen sind. Ein mässiges und sanftes wiegen ist eine gesunde Bewegung für sie: aber eine allzu heftige Erschütterung durch die Wiege ist ihnen schädlich, und macht sie schwindlich.

Die Reinlichkeit ist wohl eins der ersten Mittel der Erhaltung der Gesundheit der Kinder, weil dadurch die unmerkliche Ausdünstung befördert wird, indem die durch den Schmuß verstopften Schweißlöcher durch das Wasser wieder eröfnet werden. Das Waschen muß also von dem ersten Bade an täglich bei kleinen Kindern über den ganzen Leib geschehen, anfänglich mit laulichem, und je älter sie werden, mit kälterm Wasser, welches ihren ganzen Leib stärket und erquicket. Doch muß man sie aus starker Ausdünstung nicht gleich ins Bad bringen, nach demselben aber sie wieder einhüllen und erwärmen. Man muß sie in ihren Unreinigkeiten nie lange liegen lassen, die sich sonst durch die Schweißlöcher wieder in das Blut zurück ziehen und dasselbe verderben. So bald sie sich selber waschen können, muß man keinen Schmuß an ihren Händen, Gesicht und Füßen leiden, und die Lehrer in niedrigen Schulen haben sonderlich darauf zu sehen. In Kleidungen müssen sie weder verwahrloset noch verzärtelt werden, und sich nicht gewöhnen, den Kopf und die Füße immer warm zu halten. Die steifen Schnürbrüste von Fischbein oder Rohr, solte man ganz abschaffen, und sich an deren statt Schnürleiber von bloßer Leinwand, nur etwas mit Fischbein ausgesteift, bedienen. Eine reine frische, und weder zu kalte noch zu warme Luft, ist sonderlich einem zarten Körper sehr zuträglich und unentbehrlich, und das Gegentheil kostet vielen Menschen das Leben, und verursachet die häufigen Brustkrankheiten, daher die Stuben täglich zum wenigsten einmal zu lüften sind. Doch müssen die Kinder auch nicht in kalter und rauher Luft umher getragen werden, und sich erkälten, oder aus der Hiße so gleich in die Kälte laufen.

Die Epilepsie, oder der Jammer, daran so viel Kinder sterben, entstehet von der Milch geringer und kummervollen Mütter, imgleichen daher, wenn der käsigte Theil der Milch zu lange in dem Magen und den Eingeweiden zurück bleibt und sich anhäuft, welcher eine sehr reißende Schärfe und Säure hervor bringt. Man kan solche aus den oftmaligen Uebelkeiten der Kinder und der weißen Farbe der Excremente gewahr werden. Alsdenn ist nöthig, solche so gleich durch den börhavischen gelben Kindertrank oder die Galle vom Hecht oder Aal abzuführen.

Der Schleim in dem Magen und den Eingeweiden der Kinder ist das Element der Würmer, und entstehet aus dem allzuhäufigen Genuß des Fleisches und der Mehlspeisen, der also zu vermeiden, und die Kinder von Zeit zu Zeit von dem Schleim durch Abführungsmittel zu reinigen sind,

sind, weil die Würmer, wenn andere Krankheiten dazu kommen, der gewisse Todt der Kinder sind. Das Trinken aus fließendem Wasser, sonderlich kleinen Bächen, kan den Kindern viel Ungeziefer in den Leib bringen, und das Wasser aus tiefen und kalten Brunnen ist das unschädlichste und gesundeste. Einige Tropfen von dem Spiritu Cornu Cervi befördern den Durchbruch der Zähne gar sehr, die den Kindern öfters viel Noth machen, und daran so viele sterben.

Es ist eine Nachläßigkeit und grausamer Geiz der Eltern, daß sie den Kindern bei ihren Krankheiten nichts brauchen, und sie ohne Hülfe des Arztes sterben lassen, obgleich der menschliche Leib, in diesem zarten Alter, fremden Beistandes vor andern nöthig hat. Man müßte armen Eltern bei den Krankheiten ihrer Kinder aus den Armenkassen zu Hülfe kommen, und dadurch könte man manchen nützlichen Weltbürger erhalten. Man könte auch den Wehmüttern einige einfache und brauchbare Mittel gegen Kinderkrankheiten an die Hand geben, die sie die Mütter lehren könten.

Die Prediger müßten den Eltern öffentlich nicht nur die moralische Erziehung und Bildung der Seelen der Kinder, wie jetzt häufig geschiehet, sondern auch die Leibespflege derselben einschärfen, und für Vernachläßigung derselben warnen.

Manche Schulstuben, sonderlich auf dem Lande, sind zu enge, dumpfig und feucht, die also zu verbessern und durch Ventilators zu reinigen wären.

Durch allzuscharfe Zucht, und unvernünftiges Schlagen, können auch Eltern und Lehrmeister den Kindern an der Gesundheit schaden, und sie müssen sich also gewöhnen, wie der himmlische Vater, ohne Zorn zu strafen. Je weniger heftige Gemüthsbewegungen, sonderlich von der traurigen Art in der Seele des Kindes erregt werden, und je sanfter der Bach ihres Lebens, bei dem ersten Ursprunge aus seiner Quelle, dahin fließt, desto weniger wird er durch Krankheiten trübe gemacht werden.

Ich überlasse diese Betrachtungen Eurer Hochwohlgebornen und Wohlgebornen erleuchteter Beurtheilung, und wünsche, daß Dieselben ein Werkzeug werden mögen, die Gesundheit und das Leben manches Menschen zu erretten, welches Ihnen selbst zu grosser Zufriedenheit gereichen wird, der ich mit aller Ehrerbietigkeit verharre

Eurer Hochwohlgebornen und Wohlgebornen

Osterwieck, den 14ten Dec. 1780.

gehorsamster Diener
L. C. Schmahling.

* * *

**Nachschrift.** Ich weiß wohl was Rosenstein, Zückert, Unger und andere von der Diät und den Krankheiten der Kinder mit vieler Einsicht geschrieben haben. Weil aber diese Bücher nicht in jedermanns Händen sind, so habe ich geglaubt, daß diese kur-

kurzen Anmerkungen nicht überflüßig sind, und gebeten sie dem Hannoverischen Magazin einzuverleiben. Vielleicht werden dadurch wohl andere, denen das gemeine Beste am Herzen liegt, aufmerksam gemacht, diese wichtige Sache zu beherzigen.

---

## Besonderer Vorfall in der Lotterie.

Andreas beredete 4 Bauern in seinem Dorfe, mit ihm ein Loos in der Lotterie zu nehmen. Sie legten zusammen, was sie konten, nemlich A. 5 gr., B. 6 gr., C. 7 gr. und D. 4 gr., Andreas legte 14 gr. dazu, daß der Thaler voll wurde, und dafür kaufte er ein Loos zur ersten Classe, in welcher es nicht heraus kam. Zur zweiten Classe war der Einsatz 2 Rthlr. Hierzu gab A. 14 gr., B. 10 gr., C. 12 gr., D. 16 gr., Andreas aber machte mit 20 gr. die erforderlichen 2 Rthlr. voll, das Loos aber blieb im Glücksrade. Kaum konten zur dritten Classe, wozu der Einsatz 3 Rthlr. betrug von A. 12 gr., von B. 18 gr., von C. 16 gr. und von D. 14 gr. aufgebracht werden, Andreas legte demnach 1 Rthlr. 12 gr. dazu und erneuerte das Loos, welches aber noch nicht heraus kam. Nun fügte es sich, daß sie ihr Korn verkauft hatten, und lieferten dem Andreas: A. 1 Rthlr., B. 27 gr., C. 33 gr. und D. 30 gr., Andreas legte also nur 18 gr. dazu und erneuerte mit diesen 4 Thalern das Loos. Bis dahin hatte A. in allem 1 Rthlr. 31 gr., B. 1 Rthlr. 25 gr., C. 1 Rthlr. 32 gr., D. 1 Rthlr. 28 gr. und Andreas 2 Rthlr. 28 gr.; in der vierten Classe aber hatte der gute Andreas das wenigste, überhaupt aber vor allen übrigen das mehreste zugesetzt, wobei nicht abgeredet worden, wie es mit der Theilung eines etwanigen Gewinnes gehalten werden solte. Nun fielen in der vierten Classe auf dieses Loos 5000, oder vielmehr nach Abzug des zehnten Pfennigs 4500 Rthlr. Wie viel gebühret einem jeden von diesem Gewinne von Rechtswegen?

L. M. N.

# Hannoverisches Magazin.

76tes Stück.

Freitag, den 21ten September 1781.


## Von dem Einflusse der Witterung und einiger Feldschäden in die Kornpreise, auch etlichen hieher gehörenden Vorschlägen.

Diese Untersuchung ist durch eine Anfrage im 82ten Stücke dieses Magazins vom Jahr 1780 veranlaßt. Der Herr Verfasser derselben hatte bemerkt, daß in den Jahren 1771. 1740. und 1709. eine große Theurung auf einen durchaus, oder im Ausgange strengen Winter erfolgt war, und hatte sich erzählen lassen, daß nicht gar lange vor 1687 auch ein kalter Winter und eine harte Theurung gewesen wäre, verlangte also weitere Nachrichten hierüber. Diese sind nun zwar, hoffentlich zu desselben und des hierauf mit ihm aufmerksamen Publikums Befriedigung, im 5ten und 6ten Stück dieses Magazins von 1781 bereits ertheilt, indem wir darin einen Auszug aus einem Buche, das die kalten Winter von 443 bis 1740 mit ihren Folgen verzeichnet, sammt den Vermuthungen, die sich daraus herleiten lassen, erhalten haben. Es scheint mir indes, wenn auch obige Anfrage bereits hinlänglich beantwortet ist, doch nicht ohne Nutzen zu seyn, von der herrschenden Witterung voriger Zeiten, welche die Preise der Lebensmittel bestimmt hat, so viel zu sammlen, als sich mit Zuverläßigkeit auffinden läßt; und das ist der Zweck von gegenwärtigem Aufsatze.

Man ist bekantermaßen in unsern Zeiten ungemein aufmerksam auf die vorkommende Witterung, man beobachtet alle Veränderungen und Vorfälle genau, und bringt sie durch den Druck auf die Nachkommen a). Warum?



a) Denen, welche hierauf weniger zu achten pflegen, will ich nur einen Beweis meiner Behauptung hersetzen. Von dem neuerlich errichteten Furstl. Baadenschen Institute der Wetterbeobachtungen hat nunmehro Herr Böckmann das Resultat in den Carlsruher meteorologischen Ephemeriden vom Jahre 1770 im Auszuge herausgegeben. Man höre wieder nur im Auszuge, was darin steht! Beobachtungen stehen darin in Absicht des Schwermaßes, des Wärmemaßes, des Hygrometers, des Regenmaßes, der Windfanen, der Witterung selbst, der besondern Lufterscheinungen, als Nebel, Nordlicht, Regenbögen,

um? Ohne Zweifel, um ihnen Angaben zu hinterlassen, aus welchen sie dereinstens eine periodische Wiederkunft einer günstigen oder ungünstigen Witterung entweder vermuthen, auch wol gar sicher erwarten, oder als zu verborgen, zu unbestimmt, nicht erwarten, nicht einmal vermuthen sollen. Ist das nicht zu viel gehoft? Die Zeit wirds lehren.

Die Aufmerksamkeit auf die künftige Witterung schränkt sich entweder auf die nächst instehende ein, man will nur wissen, ob es morgen oder übermorgen regnen oder helle seyn wird; oder sie geht auf die herrschende Witterung eines ganzen Jahrs entweder nur im Großen oder gar im Kleinen. Daß ich durch die herrschende Witterung eines Jahrs im Großen eine solche Beschaffenheit des Wetters verstehe, nach welcher man ein Jahr überhaupt naß oder trocken, kalt oder warm nennt, das würden die meisten Leser auch wohl ohne meine Erklärung gesehen haben. Wer nichts weiter vermuthen will, als, was oft vermuthet, in den meisten Kalendern vermuthet wird: das nächst instehende Jahr, oder noch mehr, das z. B. 1790. 1804te Jahr wird so naß seyn, daß die Früchte, welche und wo sie von der Nässe leiden, unausbleiblich misrathen werden, u. d. g. m. der vermuthet nur herrschende Witterung im Großen; aber im Kleinen vermuthet er sie, wenn er entweder von dem nächsten Jahre, wie es die Kalender häufig wagen, oder gar von einem der demnächst folgenden angeben will, was es jede Woche, vielleicht gar jeden Tag für Wetter seyn werde. Wenn es möglich wäre, so mögten wir gern das eine wie das andere, die Witterung des morgenden Tages, des nächstfolgenden, und auch die eines fernen Jahrs ein bischen vorher wissen, es ließen sich trefliche Einrichtungen darnach machen. Laßt uns die Angaben zu Vermuthungen, die wir bereits vorfinden, prüfen.

Es muß nicht unmöglich seyn, aus sorgfältigen Beobachtungen die nächst instehende Witterung einen oder etliche Tage voraus zu wissen; die Alten sprechen gar zu zuverläßig von dieser Kenntniß, und mancher bejahrter aufmerksamer Landwirth wird die meisten Wetten gewinnen, wenn es was gelten soll, was wir morgen oder übermorgen für Wetter haben werden. Auf diese Wetterkunde waren schon die alten Juden aufmerksam, und unser HErr bestätiget es selbst, daß sie richtig beobachtet hätten; und ist also weit entfernt, diese Neugier zu misbilligen. Hier sind seine eigenen Worte, weil sie so bekant als seine gottesdienstlichen Aussprüche nicht zu seyn pflegen: Matth. 16, 2. 3. **des Abends sprecht ihr: es wird ein schöner Tag werden, denn der Him-**

gen, Höfe um den Mond, Wetterleuchten, Donnerwetter, Schlossen, Schnee und Eis, auch die Charkterisirung des Jahrs in Rücksicht auf die Fruchtbarkeit der Erde, Krankheiten und Mortalität u. s. w.

**Himmel ist roth; und des Morgens sprecht ihr: es wird heute Ungewitter seyn, denn der Himmel ist roth und trübe. Ihr Heuchler, des Himmels Gestalt könt ihr urtheilen, könt ihr denn nicht auch die Zeichen dieser Zeit urtheilen?** und Luc. 12, 54 – 56. *Wenn ihr eine Wolke seht aufgehen vom Abend, so sprecht ihr bald: es komt ein Regen; und es geschieht also. Und wenn ihr sehet den Südwind wehen, so sprecht ihr: es wird heiß werden; und es geschieht also. Ihr Heuchler, die Gestalt der Erde und des Himmels könt ihr prüfen, wie prüft ihr aber diese Zeit nicht* b). Wie man hier den historischen Beweis ließt, daß die Juden bereis Wetterbeobachtungen, die zutrafen, angestellt haben: so sieht man zugleich, daß sich ihre Neugier auf die nächst instehende Witterung einschränkte. Wer sie größer ausgiebt und behauptet, daß sie die herrschende Witterung des nächsten oder eines später folgenden Jahrs aus meteorologischen Beobachtungen haben vorausseyen wollen, der wird uns den Beweis zu geben haben, da der in der Note aus dem Talmud angeführte Schluß dem Zuge des Rauchs am lezten Tage des Lauberhüttenfests, und der aus dem Geruche des Staubes nach dem ersten Regen mehr für Aberglauben als für wahre Beobachtung angesehen werden müssen.

Neugieriger als die Juden, nemlich nur auf das nächst instehende Wetter, finde ich andere Alte auch nicht. Wir besitzen, unter dem Titel **Geoponika**, eine griechische Sammlung von allerlei Regeln und Erfahrungen verschiedener alter Landwirthe, worin das erste Buch ganz von der Einthei-

Gggg 2 lung

b) Bei diesen Stellen war ich mir im **Lightfoot** hor. hebraic. eine reiche Sammlung alter guter jüdischer Beobachtungen vermuthen, er gesteht auch, daß sie da sind, hat uns aber nichts mehr als einen, wie ich dafür halte, bloßen Aberglauben gegeben. Hier ist, so weit sie zu meinem Zwecke gehört, seine Erläuterung über Matth. 16, 3. Curiosi admodum erant *Judæi* in observandis tempestatibus cœli, & temperamento aëris.

*Babyl. Joma*, fol. 21. 2. „In exitu diei ultimi festi Tabernaculorum „omnes observarunt ascensum fumi. Si fumus inclinaret Septentrionem versus, pauperes gavisi sunt, at ditiores dolore sunt affecti, quia pluviæ anni „sequentis multæ futuræ erant, fructusque corrumpendi; si Austrum versus „inclinaret, pauperes contristati sunt & ditiores læti, nam tum pluviæ anni „futuræ erant rariores, & fructus immarcidi; si Orientem versus, omnes gavisi sunt; si Occasum versus, omnes sunt contristati."

Glossa. „Hoc observarunt die ultimo festi Tabernaculorum, quia die „præcedente consignatum est decretum judicii eorum de pluviis istius anni, „sicut traditur, in festo Tabernaculorum judicatum est de iis, quoad pluvias."

*Hieros. Taanith*, fol. 65. 2. „R Acha dixit, si fuisset sapiens quis in „Zippore, cum descenderet pluvia prima, ex ipso pulveris odore prædicere „poterat humiditatem anni &c."

lung der Zeit und besonders von Weissagungen des Wetters handelt. Hier werden nun hauptsächlich die Anzeigen des nächsten bemerkt, welches man wohl Beobachtung nennen kan. Die Anzeigen aber vom frühen oder späten Sommer heißen hier selbst ungewiß, und die, woraus man die Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit, das Glück und Unglück des folgenden Jahrs erwarten soll, gehören unstreitig zu den blos willkührlichen und unbedeutenden. Was diese alten Beobachter der Aufmerksamkeit werth sagen, das betrift die Merkmale der nächst instehenden Witterung c).

Was

c) Ich will, was ich aus den Geoponicis hier anzuführen habe, nicht griechisch hersetzen, auch nicht deutsch, damit ich nicht meiner Hypothese zu Gunsten übersetzt zu haben in Verdacht komme, sondern lateinisch, nach der Uebersetzung, die wir davon haben. Ganze Capitel brauche ich nicht abzuschreiben, und der Raum dieser Blätter verstattet das auch nicht, ich setze daher nur die Ueberschriften der hieher gehörigen Capitel, und, wie es nöthig ist, etwas weniges aus denselben her. Cap. 2. hat die Ueberschrift: Prænotiones sereni aëris. Cap. 3. Prænotiones tempestuosi aëris, & ex quibus signis pluvias expectare oportet; Cap. 4. Prænotiones longioris tempestatis hyemalis. Diese drei Capitel sind vom Aratus, und handeln größtentheils vom nächst instehenden Wetter. Cap. 5., das vom Didymus ist, enthält Prænotiones an præcox aut serotinus futurus est annus. Hier heißt es unter andern: si post vindemiam hymber continget ante pleiadum occasum, præcox annus erit Si vero simul cum occasu pleiadum hymber fiet, medius. Si vero post pleiadum occasum pluvia cœperit, serotinus fiet annus. Nachdem dergleichen noch unglaublichere Bemerkungen auch von andern angeführt worden, sagt er selbst: hoc aliquando quidem contingere solet, aliquando vero nequaquam. Cap. 8. handelt de caniculæ ortu, & prænotione eorum quæ ex ipsa contingunt. Observandum est, sagt der Beobachter Diophanes in qua domo existente luna ejus exortus fiat. Etenim si in Leone existente luna fiet caniculæ ortus, frumenti fertilitas magna, olei item ac vini erit, aliarum quoque rerum omnium pretium vile. Orietur tumultus & cædes, apparebit rex & aëris teneritudo, continget incursus gentis in aliam gentem & fient terræ motus ac inundationes &c. Hieran haben meine Leser ohne Zweifel genug. Cap. 10. steht significatio effectuum ex primo tonitru singulis annis post canis ortum. Nur den Anfang: Primum tonitru censendum est singulis annis, quod post canis ortum contingit. Quare observandum est, in qua domo circuli Zodiaci luna existat tum quum primum tonitru auditur. Etenim si luna in Ariete existente tonitru fiat, consternatos & dubiæ rationis quosdam in regione, futuros significat, & futuros timores hominumque fugam postea vero quietum statum &c. So viel vom Zoroaster. Nun noch etwas ähnliches von ihm Cap. 12. das den Titel führt: duodecennium Jovis, & quæ efficit circumverrens duodecim circuli Zodiaci domos. Wiederum nur das erste Prognostikon: quum stella Jovis in Ariete steterit, quæ domus Martis existit, totus annus borealis erit, participans etiam cum Euro vento. Hyems frigida & nivosa, hymbres autem continui erunt & fluvii magni. Post æquinoctium vernum aër in aquas molles ac densas mutatur. Aestas autem ordinata erit & salubris. Autumnus æstuosus,

Was Virgil von den Wetterbeobachtungen seiner Zeit gesammlet hat, das komt sehr mit den Bemerkungen überein, die im ersten Buche der Geoponik im 2ten bis 4ten Cap. unter dem Namen des Aratus stehen. Es betrift blos die Anzeigen der nächsten Witterung d).

Columella glaubt gleichfalls die auf einander folgende Witterung des ganzen Jahrs beinahe unfehlbar zu kennen. Er hat aber nur eine Quelle, woraus er schöpft, den Aufgang und Untergang der Sterne. Hieraus will er die dermalige Witterung in so weit angeben, daß sich der Landmann mit seinen Geschäften darnach richten kan. Nach seinen Angaben müßten sich also die Jahre ziemlich gleich sehen, und er unternimt folglich nicht, Jahre anzukündigen, worin diese oder jene Witterung beschaft werden solte; so wenig er unternimt, auf Tag und Stunde das Wetter zu bestimmen, was aus der Lage der Sterne seiner Meinung nach zu vermuthen ist. Um die Zeit im Jahre werden wir vermuthlich diese Witterung haben — dies scheint sein einziger Grundsatz zu seyn, den er vertheidiget, und daß er seinem Hofmeister zur Eintheilung der

 Haus-

æstuosus, eruntque in ipso morbi & maxime a capite, & destillationes & tusses. Ex locis campestria magis fructum ferent. Supplicandum est autem, ut ne bella oriantur. Democritus dicit vinum bonum & durabile esse, annumque opportunum ad solam vitium plantationem. Frumentum vero in areis munire oportet propter hymbres, fieri etiam volucrium raritatem, & bonum esse hortos apparare &c.

d) Die ganze Reihe seiner Angaben hat hier nicht Platz. Sie geht Georg. I. 351 bis 464. Einige Verse aber, die hauptsächlich meine Behauptung stützen, wird man, um nicht erst nachschlagen zu dürfen, hier vermuthlich gern lesen. Er behauptet, man könne die nächste Veränderung fast untrüglich voraus wissen

v. 351. ff. Atque hæc ut *certis* possimus discere signis,
Aestusque, pluviasque & agentes frigora ventos:
Ipse pater statuit, quid menstrua luna moneret,
Quo signo caderent austri, quid sæpe videntes
Agricolæ propius stabulis armenta tenerent.

v. 393. ff. Nec minus ex imbri soles, & aperta serena
Prospicere & *certis* poteris cognoscere signis.

v. 424. ff. Si vero solem ad rapidum, lunasque sequentes
Ordine respicies, *nunquam* te crastina *fallet*
Hora, neque insidiis noctis capiere serenæ.

v. 438. ff. Sol quoque & exoriens, & cum se condet in undas
Signa dabit; solem *certissima signa* sequentur,
Et quæ mane refert, & quæ surgentibus astris.

v. 461. ff. Denique quid vesper serus vehat, unde serenas
Ventus agat nubes, quid cogitet humidus auster,
*Sol tibi signa dabit: solem quis dicere falsum
Audeat!*

Haushaltungsgeschäfte durchs ganze Jahr zergliedert e).

Ich will noch den **Plinius** anführen. Er ist bekantlich mehr Sammler als eigener Beobachter, aber doch ein so fleißiger Sammler, daß man eine andere Art von Wetterkunde bis auf seine Zeit nicht vermuthen kan, als die ist, welche man bei ihm findet. Er hat aber keine Vermuthungen von der herrschenden Witterung eines der folgenden Jahre, sondern blos Anzeigen des nächstinstehenden Wetters f).

Es scheint also historisch ziemlich ausgemacht zu seyn, daß die Alten ihre Wetterkunde auf die jedesmalige nächste Veränderung einschränkten; etwa, weil man glaubte, es sey für Sterbliche genug, nur die unmittelbar folgende zu kennen? oder, weil mans für unmöglich hielt, die herrschende Witterung eines ganzen Jahrs einige Jahre zuvor angeben zu können? oder, weil man, zu dieser Vorhersehung erst zu kommen gedachte, wenn man jene, wie das Wetter morgen beschaffen seyn mögte, erst berichtiget haben würde? Ich weiß es nicht, und will mich freuen, wenn unsere neuern viel

e) B. II, C. I. führt er **Virgils** Vorschrift

— — — tam sunt Arcturi sidera nobis

u. s. w. aus Georg. I, 204. ff. an, und sagt darauf: contra quam observationem multis argumentationibus disseruisse me non infitior in iis libris, quos adversus astrologos composueram. Sed illis disputationibus exigebatur id, quod improbissime Chaldæi pollicentur, ut certis quasi terminis, ita diebus statis aëris mutationes respondeant: in hac autem ruris disciplina non desideratur ejusmodi scrupulositas, sed (quod dicitur) pingui Minerva quantumvis utile continget villico tempestatis futuræ præsagium, si persuasum habuerit modo ante, modo post, interdum etiam stato die orientis vel occidentis competere vim sideris. Nam satis providus erit, cui licebit ante multos dies cavere suspecta tempora. Itaque, fährt er Cap. 2. fort præcipiemus, quid quoque mense faciendum sit, sic temporibus accommodantes opera ruris, ut permiserit status cæli, cujus varietatem mutationemque, si ex hoc commentario fuerit præmonitus villicus, aut nunquam decipietur, aut certe non frequenter. — — Satis erit per dimidios menses exequi quodque negotium, quia neque præfestinatum opus nimium immature videri possit ante quindecim dies factum, nec rursus post totidem nimium tarde. Idibus Januariis ventosa tempestas, & incertus status. XVIII. Cal. Febr. tempestas incerta. XVII. Cal Febr. sol in Aquarium transit; Leo mane incipit occidere; Africus, interdum Auster cum pluvia &c. Ich will noch aus andern Monaten ein Paar Prognostika anführen. X. Cal. April. Aries incipit exoriri; pluvius dies, interdum ningit. — VII. Idus Maias æstatis initium, Favonius, aut Corus, interdum etiam pluvia — XIII. Cal. Julii Sol introitum in Cancro facit; tempestatem significat. — Pridie Cal. Septemb. Andromeda vesperi exoritur; interdum hiemat. — So gehts das ganze weitläuftige Capitel durch.

f) In seiner bekanten **Naturgeschichte** enthält das 35te Cap. des 18ten Buchs Prognostica tempestatum. Et hæc, sagt er, bald im Anfange, breviter attingemus,

viel genauere Beobachter Angaben herausbringen, aus welchen sich die Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit der künftigen Jahre erwarten läßt.

Aber woher diese Angaben? Ohne Zweifel aus der periodischen Rückkehr fruchtbarer oder unfruchtbarer Witterungen. Ob es eine solche Rückkehr giebt, dies ists, was wir wissen wollen. Daß die herrschende Witterung des verflossenen Jahrs nicht in 20. 30. oder 40 Jahren wieder komt, dies hat das Gedächtniß der Bejahrten bereits ausgemacht. Geschwind ist also die Rückkehr, welche wir suchen, nicht, und wir müssen demnach ein oder etliche Jahrhunderte hindurch von jedem Jahre wissen; welche Witterung dasselbe fruchtbar oder unfruchtbar gemacht habe. Ich weiß nicht genau, seit wie langer Zeit diese Beobachtungen bereits angestellt und bekant gemacht sind. Mir sind wenigstens itzt gleich keine ältere zur Hand als die Bernschen meteorologischen Tabellen vom Jahr 1760 g). Es giebt aber ohne

tingemus. scrutati maxime pertinentia. Primumque a Sole capiemus præsagia. Purus oriens atque non fervens serenum diem nunciat, at hybernam pallidus grandinem Si & occidit pridie serenus, & oritur tanto certior fides serenitatis — Proxima sint jure Lunæ præsagia. Quartam eam maxime observat Aegyptus. Si splendens exorta puro nitore fulsit, serenitatem; si rubicunda, ventos; si nigra, pluvias portendere creditur. — Tertio loco stellarum observationem esse oportet. Discurrere eæ interdum videntur, ventique protinus sequuntur. — Cum æstate vehementius tonuit quam fulsit, ventos ex ea parte denuntiat, contra si minus tonuit, imbrem. — Nubes cum sereno cælo feruntur, a quacunque parte id fiet, expectentur venti; si eodem loco globabuntur, appropinquante Sole discutientur. Et hoc si ab Aquilone fiat, ventos, si ab Austro, imbres portendent. — Nebulæ e montibus descendentes, aut cælo cadentes vel in vallibus sedentes serenitatem promittunt. Ab his terreni ignes proxime significant; pallidi namque murmurantesque tempestatum nuntii sentiuntur, pluviæ etiam in lucernis fungi. — Est & aquarum significatio. Mare si tranquillum in portu a cursu stabit, & murmuraverit intra se, ventum prædicit — Equidem & montium sonitus, nemorumque mugitus prædicunt, & sine aura, quæ sentiatur, folia ludentia. Lanugo populi aut spinæ volitans, aquisque pluma innatans. Atque etiam in campis tempestatem futuram præcedens suus fragor; cæli quidem murmur non dubiam habet significationem. Præsagiunt & animalia — Nec mirum, aquaticas, aut in totum volucres præsagia æris sentire. Pecora exultantia, & indecora lascivia ludentia eandem significationem habent. — Item vermes terreni erumpentes. Trifolium quoque inhorrescere, & folia contra tempestatem subrigere certum est. Nec non & in conviviis, mensisque nostris vasa, quibus esculentum additur, sudorem repositoriis liquentia (oder in repositoriis relinquentia) diras tempestates prænuntiant.

g) Sie fangen in den Bernschen Sammlungen von landwirthschaftlichen Dingen 1ter Th. 2tes St. S. 470 an. In den vom Hrn. D. Münter kürzlich (Gotha 1781) übersetzten physikalisch und medicinischen Abhandlungen der

ohne Zweifel ältere, doch glaube ich kaum, daß es ältere als 50jährige gebe. Solte nun jene ähnliche Witterung etwa in 200 Jahren erst wieder kommen, so wären wir noch weit genug von der Befugniß, ein fruchtbares oder unfruchtbares Jahr erwarten zu dürfen, und bei der Veränderlichkeit der menschlichen Gesinnungen, die itzt größer, als sie ehemals gewesen seyn soll, zu werden scheint, ist fast zu besorgen, daß man in 50 oder 100 Jahren nicht mehr schätzen, unterstützen, betreiben mögte, was itzt große Fürsten mit Aufwande befördern und würdige Gelehrte mit vielem Fleiße bemerken. Sicherer wäre es denn doch wenigstens, und bei voraus gesetzter Möglichkeit auch vortheilhafter, wenn wir lieber gleich die herrschenden Witterungen voriger Jahre aufsammelten, wo wir sie von unsern Vorfahren hingelegt finden.

Sie liegen vermuthlich hie und da. Ich habe manche Erwähnung derselben in alten Kirchenrechnungen gefunden. Solte es andern, die eben die Gelegenheit haben und die Mühe nicht scheuen sie einzusehen, gefällig seyn, die Nachrichten, welche ich hier davon mittheilen will, zu ergänzen: so schöpfen wir vielleicht aus dieser Quelle allein so viele Angaben, als wir bedürfen, um über die Fruchtbarkeit künftiger Jahre Vermuthungen anstellen zu können, oder nicht zu können. Denn es finden sich wahrscheinlich hier Witterungsnachrichten seit wenigstens 200 Jahren; würden die nun aus verschiedenen Ländern gesammelt, verglichen, und verbunden: so könte in kurzer Zeit schon das Problem aufgelöst werden, ob eine periodische Wiederkunft ähnlicher Witterungen zu erwarten stehe oder nicht. Vielleicht ist hiezu aber nöthig ein besonders Magazin anzulegen, worin diese Nachrichten deponirt werden, bis der Aufseher genung hat um etwas damit anfangen zu können. Solten diese Materialien nicht eben so gut eine Niederlage verdienen als manche andere?

Die Fortsetzung folgt künftig.

der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, ersten Bande, stehen zwar S. 75. Auszüge aus J. J. Scheuchzers meteorologischen Beobachtungen des J. 1708 (in dem Verzeichniß der Abhandlungen heißt durch einen Druckfehler das J. 1780.) zu Zürch, und S. 244. desselben meteorologisch-medicinische Beobachtungen des J. 1724, dies sind aber nur einzelne Jahre, und die ununterbrochene Folge dieser Beobachtungen von 1708 an, ist meines Wissens nicht vorhanden, oder noch nicht bekant gemacht. Um aber diesen schon sehr angewachsenen Aufsatz durch seine Länge nicht gar unbrauchbar für das Magazin, das mancherlei Leser zu befriedigen hat, zu machen, nütze ich diesmal des Hrn. Jos. Toaldo Witterungslehre für den Feldbau, 1777. 8. nicht, sondern empfehle sie bloß denen, welche sie etwa noch nicht kennen mögten.

# Hannoverisches Magazin.

77tes Stück.

Montag, den 24ten September 1781.


## Von dem Einflusse der Witterung und einiger Feldschäden in die Kornpreise, auch etlichen hieher gehörenden Vorschlägen.

(Fortsetzung.)

Von der Sammlung, die ich gemacht habe, muß ich indeß denen, welche alte Kirchenrechnungen nicht kennen, folgendes vorläufig sagen. Ehemals führten in den Dörfern, deren Nachrichten ich hier nutze, und wahrscheinlich in den meisten andern auch, ein Paar Reiheeinwohner die Rechnung ihrer Kirche. Mein ehemals, welches ich einigen Lesern erklären muß, bedeutet die Zeit nach der Reformation, etwa von der Mitte des sechszehenten Jahrhunderts an; mich soll wundern, ob sich so umständlich gefaßte Kirchenrechnungen, als wir zu unserem Zwecke nöthig haben, von den Zeiten vor der Reformation finden werden. Nach denen, die ich vor mir habe, wurde jährlich, gewöhnlich im Herbste an einem mit dem Prediger verabredeten Tage die ganze Gemeine zusammen berufen, und da gaben die Rechnungsführer ihre Einnahme und Ausgabe in die Feder, die gemeiniglich der Prediger führte. In dieser öffentlichen Versammlung nun wurde der Kornpreis festgesetzt, den die Pächter und Meyer der Kirchengüter geben solten, und zwar nach dem diesjährigen Ertrage der Aecker, oder welches eins ist, nach der fruchtbaren oder unfruchtbaren Witterung, die geherrscht hatte, und nach den übrigen Umständen der Zeit, die Einfluß in den Preis hatten. Es verdient also völligen Glauben, daß die oder die ungünstige Witterung das Jahr geherrscht hat, wenn diese Versammlung sagt, wegen des, aus der Witterung, oder dem Vorfalle entstandenen Feldschadens verdiene der Meyer die Remission. Nachher, in meiner Gegend gegen das Ende des sechszehenten Jahrhunderts, wurden die Superintendenten zu diesen jährlichen Versammlungen geschickt, und mit dem Anfange des vorigen auch die herrschaftlichen Beamten zugezogen, und man sieht daher, daß vor so vielen Zeugen keine Feldbeschädigungen erdichtet, und keine auf eine ungünstige Witterung, die nicht gewesen war, geschoben werden kon=

konten. Sicher genug sind also diese Nachrichten, wenn wir sie nur erst häufig genug hätten.

Man sieht leicht, daß sie mit den Kornpreisen verbunden werden müssen. Es ist zwar wahr, daß wir aus sehr niedrigen Preisen auf günstige, fruchtbare Witterung schließen können, und ich finde diese daher auch nicht erwähnt. Wie man aber aus erhöheten Preisen nicht gleich auf ungünstige schließen darf: so kan man auch die Natur der nachtheiligen Witterung aus der Theurung nicht erkennen. Auf der andern Seite kan strichweise eine Witterung gar nachtheilig seyn, und der Preis bleibt im Ganzen wie er war. Also nicht die Fruchtpreise allein, weil sie auch aus andern Ursachen schlechtem Gelde, Kriege, Spekulationen, panischem Schrecken u. d. gl. steigen können, auch die herrschenden Jahrswitterungen, wenn wir sie auch mit einander zusammen bringen könten, nicht allein, weil wir ohne beigefügte Fruchtpreise nicht angeben können, welche von ihnen Miswachs und Theurung hervor gebracht haben. Diese sinds aber eben, welche wir, wenn es möglich wäre, gern ein bischen vorher wissen mögten.

Es sind die Kirchenrechnungen von 18 Dörfern, die ich zu gegenwärtigem Zwecke durchgesehen habe. Die Dörfer liegen nahe an ein Paar Städten, davon die eine groß ist, auf einem überhaupt nicht schlechten, aber doch verschieden guten, auf einem überhaupt ebenen aber doch hie und da durch artbare Berge erhabenen, auf einem nicht eigentlich nassen, aber auch nirgend wasserleeren Boden.

Man kan sich leicht vorstellen, daß die Rechnungsbücher nicht aller Orten gleich alt sind; Krieg, Brand, Mäuse und Nachläßigkeiten haben manches über die Seite gebracht oder unbrauchbar werden lassen. Man muß also viele einzusehen Gelegenheit haben, wenn man nur einigermaßen etwas vollständiges geben will. Und bei der Menge die ich durchgestöhrt habe, kan ich doch nichts mehr als folgenden unvollständigen Auszug geben:

1528 galt ein Himte Rocken 1 mgr. 6 pf.
1529 — — 2 mgr. 4 pf.

In den nächst folgenden Jahren heißt die Einnahme nur überhaupt für Korn, ohne Angabe der Himtenzahl, und rathen findet nicht statt.

1534 — — 4 mgr.
a) 1541 — — 6 mgr.

Hier scheint die Ursache des höhern Preises zu stehen, es ist aber so unleserlich, daß man den halb gerathenen Sinn Niemanden versichern kan. Man hatte zwar 1539 b) einen sehr harten Winter und nachher großes Wasser, aber

a) Im J. 1540 ist ein heißer und trockner Sommer gewesen, in welchem doch das Getreide ziemlich gerathen, aber die Küchenspeise und Futterung ist sehr verbrannt. S. Ph. P. Rehtmeiers Braunschw. Chronik. 898.

b) Ich beziehe mich bei diesen Anführungen auf die schon oben erwähnte im 5ten und 6ten Stücke des Magazins vorkommende Beantwortung der Anfrage, die die-

aber 1540 einen trocknen, und, wie gewöhnlich, ziemlich kornreichen Sommer, es mag also dieser Preis wohl keine Folge von jenem Winter gewesen seyn. Es ist Schade, daß der Preis von 1548 nicht heraus zu bringen ist, in welchem Jahre ein ungewöhnlich tiefer Schnee lange gelegen und grossen Schaden verursacht hat.

1553 und 1554 — 8 mgr.

Es soll zwar 1553 ein strenger Winter gewesen, auf demselben aber ein mässiger Sommer, eine feine Ernte und ziemlicher Herbst und Wein gefolgt seyn, nach diesem Preise aber ist die Ernte im Würtenbergischen vermuthlich besser als in Niedersachsen ausgefallen.

1555 — — 7 mgr.
1556 — — 10 mgr.
1561 — — 7 mgr. 4 pf.
1562. 1563 auch c) 1567 und 1568 10 gr.
1569 — — 7 bis 8 gr.
1570 — — 5 bis 7 gr.

Bis hieher habe ich nur eine Rechnung gehabt, nun schreibe ich aber aus vielen, und es wird also nicht wieder eine Lücke vorkommen. Von 1550 an kan ich sie aus Marc. Pfeffers, eines Braunschweigschen Schreib- und Rechenmeisters, Manuale emporeticum (Wolfenbüttel 1630. 12.) ergänzen. Nach S. 311. ff. ward zu Braunschweig verkauft:

1550 der Himte Rocken zu 6 bis 7 gr.
1551 — — 9 gr.
1552 — — 9 gr. 4 pf.
1553 — — 8 bis 9 gr.
1554 aber nur — 6 gr.
1555 — — 8 gr.
1556 — — 8 bis 9 gr.
1557 — — 6 bis 8 gr.
1558 — — 8 gr.
1559 — — 7 bis 8 gr.
1560. 1561 — 7 bis 8 gr.
1562 — — 10 gr.
1563 — — 12 gr.
1564 — — 5 gr.
1565 — — 11 gr.
1566 — — 10 gr. 4 pf.
1567 — — 11 gr.
1568 — — 8 bis 10 gr.
1569 — — 8 gr.

Meine Kirchenrechnungen geben weiter 1571 den Himten Rocken an zu 12 bis 13 gr.

1572 — — 13 bis 14 gr.
1573 — — 18 gr.
1574 — — 16 gr.
1575 — — 10 bis 12 gr.
1576 — — 12 bis 13 gr.
1577 und 1578 — 9 bis 10 gr.
1579 — — 14 bis 16 gr.

Hier ist nach dermaligen Preise Theurung, in den Jahren 1571 bis 1574 muß sie gedrückt haben d). Nach dem Auszuge von kalten Wintern war der

 von

diesen Aufsatz veranlaßt hat, unter dem Worte Auszug, ohne es in der Folge ferner zu sagen.

c) In den Gedanken über den Frostwinter 1740 ꝛc. die ich selbst vor mir habe, steht noch ein harter Winter von 1566, der in dem Auszuge nicht mit angeführt ist.

d) In Ernst Brotuffius, durch G. O. D. vermehrten Chronik von Halle steht in

von 1570 bis 1571 sehr strenge, und es ist darauf eine siebenjährige Theurung und große Hungersnoth erfolgt. Die Rechnungen bestätigen es auch von Niedersachsen, es läßt sich daher erklären, weil es im Sommer 1571 sehr nachtheilige Witterung war, 1572 im Februar wieder schrecklich fror e), und vom October 1572 bis tief in den Merz 1573 abermals ein harter Winter einfiel.

1580 — — 12 bis 16 gr.

In diesem Jahre ist hie und da Remission gegeben, weil, heißt es, das Getreide nicht wohl gerathen war. Die Ursach steht in den Rechnungen nicht, ist aber ohne Zweifel der harte und späte Winter von diesem Jahre gewesen, da, wie bekant, der Rocken am meisten leidet, wenn der Schnee lange liegt, und dann, wie nun fast immer geschieht, sehr geschwind aufgeht f).

1581 — — 13 bis 14 gr.
1582 und 1583 — 11 bis 13 gr.
1584 und 1585 — 10 bis 11 gr.
1586 — — 10 bis 17 gr.

An einigen Oertern war der Rocken so unrein von Drespen, daß er den Meyern zurück gegeben ward. Der Drespe wächst bekantermaßen am häufigsten bei großer Nässe, man dürfte also dies Jahr in seiner ersten Hälfte für naß halten. In Braunschweig ist, nach dem schon erwähnten Pfeffer, der Marktpreis gar 20 gr. gewesen; der sehr große Unterscheid rührt vermuthlich daher, daß man in den vorzüglich guten Gegenden, wo nicht leicht Drespe wächst, wenn man zumal den Kornpreis früh bestimmte, in guter Zuversicht den vorjährigen beibehielt, bei späterer Bestimmung des Preises und in nässern Gegenden aber nach und nach immer mehr foderte, und der hohe Marktpreis ist ohne Zweifel erst entstanden, nachdem die schlechtere Beschaffenheit des diesjährigen Korns im Großen bemerkt ist.

1587 — — 10 bis 12 gr.

In einer Rechnung finden sich 18 gr. Ich kan nicht errathen, warum diese Meyer so viel bezahlt haben, ob aus Freigebigkeit behuf eines etwa vorgewesenen Kirchenbaues, oder aus Dankbarkeit für eine sehr gute Ernte, oder wegen schlechter Beschaffenheit ihres Korns u. s. w.

1588 und 1589 — 10 bis 11 gr.
1590 — — 13 bis 14 gr.
1591 — — 11 bis 12 gr.
1592 — — 13 bis 14 gr.

Der Marktpreis war auch 16 bis 18 gr.

1593 — — 16 bis 21 gr.

weil, sagen einige Rechnungen, viel Drespe

in der Beschreibung dieser Stadt, S. 60. im J. 1573 sey ein harter Winter von Simonis und Judä 1572 bis Palmarum 1573 gewesen.

e) Gedanken über den Frostwinter 1740. S. 25.

f) Rethmeier erzählt in der Braunschw. Chron. S. 1864. es sey um Lätare 1580 eine starke Kälte eingefallen, wodurch die Frucht großen Schaden gelitten, und viel Lockerland eingepflügt werden müssen; aus dem umgepflügten, setzt er hinzu, (solte das wohl nicht umgepflügtem heißen müssen) wachsen aus einem Korne etliche Halme, und folgte auf die Ernte eine wohlfeile Zeit.

Drespe unter dem Rocken, vermuthlich also auch wieder ein nasser Winter und Vorsommer gewesen war.

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1594 | — | — | 14 gr. |
| 1595 | — | — | 12 bis 15 gr. |
| 1596 | — | — | 14 bis 15 gr. |
| 1597 g) | — | — | 18 gr. |
| 1598 | — | — | 16 gr. |
| 1599 | — | — | 10 bis 16 gr. |
| 1600 | — | — | 15 bis 16 gr. |
| 1601 | — | — | 16 bis 18 gr. |
| 1602 | — | — | 12 gr. |
| 1603 | — | — | 10 bis 12 gr. |

Bis hieher ist der Rocken ziemlich theuer gewesen, man hat indeß doch mit den Meyern sehr ins Gleiche gesehen, besonders 1599 da der Marktpreis 18 bis 20, 1600 da er 18 bis 22 gr., und 1601 da er eben so hoch war; 1603 stand er 13 bis 14 gr. Wir finden aber auch in dieser Zeit drei strenge Winter, und wenigstens zween ungünstige Sommer. Es fror nemlich auch 1595 ungemein hart, worauf wieder ein tiefer Schnee fiel, der mit Regen aufging und ungewöhnliche Wasserfluthen verursachte h), wodurch das Winterkorn so wohl weggeschwemmt, als im Schneewasser verdorben seyn muß; der Winter von 1598 hat lange angehalten i), und der von 1601 muß sehr kalt gewesen seyn k). Daß die von der ersten Art den Früchten nachtheiliger sind als die von der letztern, scheinen die höhern und länger höhern Preise nach 1598 zu bestätigen. Nach 1601 fielen sie gleich wieder, und sie fielen noch weiter.

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1604 auf | — | | 10 bis 11 gr. |
| 1605 | — | — | 9 gr. |
| 1606 | — | — | 6 bis 9 gr. |

1607 aber stieg der Preis auf 10 bis 15 gr.

vermuthlich wegen des im Ausgange des Jahrs 1606 so hart anfangenden Winters.

| | | |
|---|---|---|
| 1608 | — | 14 bis 15 gr. l). |
| 1609 und 1610 | — | 18 bis 19 gr. |

 1611

g) „Vor der Ernte 1597 galt der Rocken gar einen Thaler. Zu dem war das liebe Korn übel zu bekommen.„ Rehtmeiers Braunschw. Chron. S. 1115. und 1630. „Es ist eine allgemeine Pest über ganz Deutschland auf diese Theurung erfolgt.„ Mögte doch auch die Witterung, die vor derselben herging, angezeigt seyn.

h) Gedanken über den Winter 1740. S. 26.

i) In den Pfingsten 1598 hat es Eis gefroren, daß man darüber gehen können, darnach ist eine große Hitze erfolgt. Rehtmeiers, Braunschw. Chron. S. 1117.

k) Da der Winter von 1601 im Nov anging: so ist der von 1600 ein hievon verschiedener. Von diesem sagt Rehtmeier S. 1870 er war so hart, daß viele Bäume erfroren, auch meist alle Röhren unter der Erde in Braunschweig und Hannover dermaßen zufroren, daß, weil kein Brunnen lief, man dieselben aufgraben, und mit glüenden Stangen aufthauen müssen. Diejenigen, welche man auf solche Art nicht öffnete, lagen bis um Pfingsten, bis sie recht wieder in den Gang kamen.„

l) Anno 1608 währte die Kälte 18 Wochen, und erfror die Saat im Felde, die Bäume in den Gärten, viele Leute und Vieh, und sagten alte Leute, dergleichen Kälte wäre

1611 — — 15 gr.
1612 und 1613 — 16 gr.
1614 — — 16 bis 18 gr.

Die Marktpreise sind fast jährlich einen oder etliche Groschen höher. Die strengen Winter 1608. 1611 und 1612 m), gleich hinter einander mußten wohl Theurung verursachen. Im Jahre 1611 finde ich zuerst den Mäusefras bemerkt. Dies ist aus dem Auszuge. Die Kirchenrechnungen erwähnen, daß man 1614 manchen Rockenacker hätte wieder umpflügen und mit andern Früchten besäen müssen. Der Auszug sagt eben das von 1612. Es wäre traurig gewesen, wenn so bald hinter einander das Winterfeld Schaden gelitten hätte. Doch bin ich von Niedersachsen geneigter zu glauben, daß der Rocken 1614 mag verwässert seyn.

1615 — — 16 gr.
1616 — — 16 bis 18 gr.
1617 — — 18 bis 20 gr.
1618 — — 14 bis 16 gr.
1619 — — 15 bis 16 gr.
1620 — — 18 bis 20 gr.

An diesen immer hohen, für damalige Zeiten ohne Zweifel sehr beschwerlichen Preisen mögen die, wie es scheint, immer auf einander gefolgten nachtheiligen Witterungen, (vom Jahre 1616 ist wieder ein schrecklich kalter Winter angemerkt) den meisten Antheil gehabt haben; den Preis von 1620 scheint aber die damals schon geringer werdende, oder für zu leicht erkante Münze gesteigert zu haben.

1621 — 2 Rthlr. bis 2 Rthlr. 8 gr.

In den Rechnungen steht zwar, der Rocken sey ausgeblieben, ohne die Ursache davon anzugeben n); dieser übertriebene Preis ist aber nicht so sehr eine Folge eines Miswachses, als hauptsächlich eine Folge der damaligen sehr geringen Münze gewesen. Die Meyer, welche in gutem Gelde bezahlten, gaben 18 gr., welches damals immer ein hoher Preis, und vermuthlich durch das

wäre in funfzig Jahren nicht gewesen, davon diese Worte: hyeMs FUIt hoC anno satIs DIra. „Dieß lese ich in J. N. Marci Nachricht von dem im jetzigen 1740ten Jahre eingefallenen Winter. S. 7. 8. Die Länge dieses Winters läßt vermuthen, daß er schon 1607 angegangen und bis 1608 gedauert. Er wird auch in den oft genannten Gedanken über den Winter 1740. S. 27. mit dem Zusatze bemerkt, daß die Früchte auf den Alpen und Walden unter dem Schnee erstickt wären, und man an deren Statt Sommerfrüchte hätte säen müssen.

m) Nach dem Rehtmeier S. 1182. „ist im Anfange des 1612ten Jahrs ein solcher strenger und harter Winter gewesen, und ein so tiefer Schnee gefallen, sonderlich am Harze, daß die Fische in den meisten Teichen erstickt, das Wild in den Holzungen verschmachtet, und die Wintersaat verdorben ist.„ Von dem Winter 1611 sagt er nichts.

n) Sie findet sich aber beim Rehtmeier Braunschw. Chr. S. 1637. „Das Elend wegen der verfälschten Münze, sagt er, ward sehr vermehrt durch eine im Januar und Februar 1621 einfallende strenge Kälte, welche, weil es gar nicht dabei schneete, verursachte, daß die Saat darauf ging, und eine theure Zeit erfolgte.„

das Ausbleiben des Rockens verursacht war, in leichtem Gelde aber stieg er auf dem Markte von 1 Rthlr. bis auf 3 Rthlr. in einem Jahre.

1622 — — 15 gr.
1623 — — 20 bis 22 gr.
auf dem Markte gar 26 bis 30 gr. o).
1624 — — 20 bis 24 gr.
1625 auch — 20 bis 24 gr.

Die Rechnungen sagen, der Preis sey zwar höher, (er war 30 bis 36 gr. auf dem Markte) man habe aber den Leuten nicht mehr abgefordert, weil der Rocken sehr ausgeblieben sey, und auch beim Dreschen wenig gebe. Nach dem Auszuge war 1624 ein so kalter als später Winter, der wahrscheinlich 1624 vor Advent anfing, und bis 14 Tage vor Ostern 1625 währte.

1626 — — 18 bis 24 gr.
1627. 1628 u. 1629. 16 bis 20 gr.

Der Rocken war in diesen Jahren viel theurer, und galt auf dem Markte 1627. 18 bis 20 gr. 1628 gar 26 bis 40 gr. und 1629. 24 bis 30 gr. Man nahm aber von den Meyern, die noch bezahlen konten, nur etwas, den vierten Theil des geringsten Preises, die allermeisten gaben des Krieges wegen gar nichts. In meiner Gegend konte bei dieser Unruhe fast kein Feld bestellt werden, und was etwa 1628 einzeln besäet war, besonders im Sommerfelde, das fraßen alles die Mäuse weg.

1630 — — 18 bis 20 gr.
1631. 1632 u. 1633. 12 bis 15 gr.

Der Preis von diesen Jahren findet sich nur in einigen Rechnungen, weil auf den meisten Dörfern kein Ackerbau statt fand. Man nahm vom Jahr 1633 so gar nur 7 gr., weil zu der dürftigen Feldbestellung auch noch ein Mäusefraß im Sommerfelde kam.

1634 — — 14 bis 18 gr.

Des Krieges wegen war der Preis so hoch, denn der Rocken stand, nach dem Zeugnisse der Rechnungen, herrlich und schön.

1635 — — 15 gr.

Dies finde ich aber nur in einer Rechnung, in allen übrigen ist die gesammte Abgabe entweder erlassen, oder ohne Rücksicht auf den Preis, auf ein sehr geringes an Gelde gesetzt, weil der Rocken sehr verfroren war, und die Sommerfrüchte von den, wie der Ausdruck lautet, hochschädlichen Mäusen verheert und verzehrt sind. Ich finde zwar diesen Winter unter den strengen nicht, es braucht aber auch keine außerordentliche Kälte, oder eine ungewöhnlich lange Dauer des Winters zu seyn, wenn der Rocken verfriert, er kan auch untergehen, wenn es etliche mal schnell aufthauet, und gleich, ehe das Schneewasser ablaufen oder einziehen kan, wieder friert, er komt dadurch in oder unter das Eis und stirbt, und auch von diesem Tode des Rockens sagt man, er sey verfroren. Da sich aber dieser Fall auf den ebenen und nässern Feldern nur zu-

zu-

o) Daß im Merz 1623 eine geschwinde theure Zeit gekommen, erzählt Rehtmeier, Braunschw. Chron. S. 1264. ohne eine Ursach davon anzugeben.

zutragen pflegt, so verursacht er nicht leicht eine Theurung.

1636 — — 15 bis 20 gr.
1637 — — 20 bis 22 gr.

Dies Jahr heißen die Winterfrüchte schön, (in dieser Gegend nemlich, wo das Winterfeld von Wärme und Trokkenheit, wenn sie nicht zu früh kommen, nicht leicht leidet, sondern ehe gewinnt,) die Sommerfrüchte aber sind wegen der großen Hitze und Dürre so sehr ausgeblieben, daß mancher nicht die Einsaat wieder bekommen.

1638 — — 18 gr.
1639 — — 20 bis 24 gr.

Von diesem hohen Preise geben die Rechnungen keine Ursache an. Er scheint auch nicht in einem Miswachse, sondern in dem damaligen Kriege seinen Grund gehabt zu haben. Im Magdeburgschen mag er noch höher gewesen seyn. Walther erzählt, „es sey in dem 1639ten Jahre und vorher eine so große Hungersnoth im „magdeburgschen gewesen, als nie „vorher erhört worden, und es sey „eine Pest daraus entstanden, welche „das gemeine Volk die Hungerpest genannt. Dies war, setzt er hinzu, „ein Effect des Krieges." in singular. Magdeburg. Th. 6. S. 17.

1640 — — 14 bis 15 gr.

1641 findet sich in keiner einzigen Rechnung ein Preis, weil die Leute wegen des damals sehr wilden Krieges gar nicht geerntet, und also auch nichts gegeben haben.

1642 nur in einer Rechnung — 18 gr.
1643 — — 16 bis 18 gr.
1644 — — 15 bis 16 gr.

Die Meyer gaben weniger Himten, wie sonst, weil die Mäuse das Korn im Winter- und Sommerfelde abgefressen, auch sogar das Gras verdorben hatten. Auf den Aeckern stand hie und da fast nichts mehr als Diesteln.

1645 — — 10 bis 11 gr.
1646 — — 7 bis 10 gr.
1647 — — 10 bis 12 gr.

Mehr, heißt es, sey des Mäuseschadens wegen von den Meyern nicht verlangt, der an einigen Oertern so groß angegeben wird, daß man manchen Acker nicht einmal gemähet habe.

1648 — — 10 bis 12 gr.
1649 — — 15 bis 18 gr.

Dies Jahr war das Korn vom Wasser verdorben, und daher im Winter- und Sommerfelde sehr zurückgeschlagen.

1650 — — 18 bis 22 gr.

Mancher Acker konte des vielen Wassers wegen gar nicht einmal besäet werden, und man hatte überhaupt Miswachs, auch hie und da Mäusefraß.

1651 — — 30 gr.

Die Meyer bekamen häufig Remission, weil das Korn verwässert war p).

Die Fortsetzung folgt künftig.

p) Nach J. R. Marci Nachrichten von dem Winter 1740 ist es Ao. 1651 wieder grimmig kalt gewesen, dabei das Getreide viel gelitten. S. 8.

# Hannoverisches Magazin.

78tes Stück.

Freitag, den 28ten September 1781.


## Lehrbegrif des Korans, nebst einer vorläufigen Nachricht von diesem Buche.

Den Lesern des hannoverschen Magazins, welche schon manches von Mohämmed selbst, auch in diesen Blättern, gelesen haben, geschieht vielleicht ein Dienst, wenn ich ihnen hier die Lehre des Korans in einem kurzen Entwurfe vorlege. Das Buch ist sowohl wegen seines Verfassers, als auch in der Rücksicht merkwürdig, weil ein so beträchtlicher Theil des menschlichen Geschlechts es mit ausnehmender Ehrfurcht als die Quelle seines Unterrichts und seiner Hofnungen betrachtet.

Gewöhnlich nennt man es den Alkoran; es ist aber bekant genug, daß die vorgesetzte Silbe al der arabische Artikel ist, der mit dem vorzusetzenden Artikel der Griechen eine gleiche Bedeutung hat.

Der Koran hat seinen Namen von Karaa, welches lesen und sammlen heißt. Man kan also Koran durch Schrift, oder Sammlung übersetzen, wie man will. Diese Benennung kömt im Koran selbst mehrmals vor. Z. B. Sur. 2, 186. Die Araber nennen ihn auch wohl Forkan, vom arabischen faraka, weil er in mehrere Suren oder Abschnitte getheilt ist; oder Dhikr die Erinnerung, vielleicht deswegen, weil er die Menschen an ihre Pflicht erinnert, oder, weil seine Verehrer sich der Lehre desselben immer erinnern sollen. Und so wie wir Christen das Wort Gottes im vorzüglichen Verstande die Bibel, das Buch, nennen, so nennen auch die Moslemen ihren Koran Moschaf und Kitab.

Der Koran belegt sich selbst mit den größten Lobsprüchen. Bald heißt er das göttliche, bald das vom Himmel gesandte, von Gott gegebene, ehrwürdige, herrliche, weise Buch.

Maraccius, der den Koran, und die Geschichte Mohämmeds, an welcher er 40 Jahre gearbeitet hat, herausgegeben, erzählt folgende Traditionen und Meinungen der Moslemen vom Koran — Rechtgläubige Anhänger des Propheten halten sein Buch für ewig und unerschaffen. Nach der Vorstellung einiger war der Koran beim Throne Gottes in einem Buche

von ungeheurer Größe, in welchem alles Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige aufgezeichnet war. Andere halten dafür, daß er in dem Wesen der Gottheit selbst verwahrt worden sei. Die Moslemen nennen eine Nacht des Monats Ramadan die Nachts des Endschlusses, weil Gott in derselben alles dasjenige, was in dem kommenden Jahre geschehen soll, beschließe und anordne. In dieser Nacht soll der Koran vom Throne, oder aus dem Wesen Gottes durch den Engel Gabriel bis zum untersten Himmel herab, oder in den Himmel des Mondes, gebracht seyn. Aus diesem offenbarte Gabriel dem Mohämmed einzelne Verse des Korans, oder mehrere zugleich, zu verschiedenen Zeiten, während eines Zeitraums von 23 Jahren, je nachdem es die Umstände erforderten, oder dem Propheten etwas besonders zustieß.

So wie Mohämmed irgend ein Stück des Korans von Gabriel empfangen, habe ers durch seinen Schreiber aufzeichnen und in ein Kästgen legen lassen, ohne dabei einige Ordnung zu beobachten. Viele Ausleger des Korans halten dafür, daß die Worte im Anfange der 96ten Sure die ersten dem Mohämmed geoffenbarten Zeilen gewesen. Gabriel soll in jedem Jahre einmal dem Propheten den ganzen Koran gezeigt haben, im lezten Jahre seines Lebens aber zweimal.

Die Schreiber des Mohämmeds und auch viele aus dem Volke, sagen die Moslemen ferner, schrieben sich die Verse aus dem Koran, die ihnen vorgelesen wurden, auf, oder prägten sie sich ins Gedächtniß.

Folglich hinterließ der Prophet, wie seine Verehrer glauben, keinen geordneten in einen Band zusammen getragenen Koran, sondern Abubekr, der erste Chalife oder Nachfolger Mohämmeds, sammlete die einzelnen Blätter, auf denen Stücke des Korans standen, und suchte das übrige aus dem Gedächtniß solcher, die etwas auswendig gelernt hatten, zusammen zu bringen. Diesen geordneten Koran übergab er der Haphsa, Mohämmeds gewesener Gemalin, zur Verwahrung. Man machte viele Abschriften davon, und schickte sie in die Provinzen. Dies veranlaßte aber viele abweichende Lesearten und Streitigkeiten über die Aechtheit der mancherlei Abschriften. Abubekr's Nachfolger Othmann veranstaltete daher die Verfertigung mehrerer Abschriften nach dem Originale, die er durch sein ganzes Reich verschickte, mit dem Befehle, daß man die vorigen Abschriften verbrennen solte. Dies geschah im 30ten Jahre der Hedschra — So weit die Tradition der Moslemen.

Mosheim äußert in seiner größern K. G. Seite 261 die Meinung, daß der heutige Koran keineswegs der sei, dessen Urheber Mohämmed gewesen, obwohl einzelne Stellen aus dem ächten Koran sich in dem heutigen noch erhalten haben mögten. Zum Beweise bezieht er sich auf den Umstand, daß Mohämmed oft den Koran in dem heutigen lobt. Er schließt so: welches Buch

Buch in einem andern angeführt wird, das muß von diesem verschieden seyn. Dieser Grund hat aber eine in die Augen fallende Schwäche — Man kan sich die Entstehung des Korans im Ganzen so vorstellen, wie die Moslemen sie beschreiben, die Fabeln abgerechnet. Der Koran wurde etwa stückweise aufgesetzt, vorgelesen und bekant gemacht. Es gab aber noch keine vollständige Abschriften. Man merkte sich einzelne Stellen, oder prägte sie sich ins Gedächtniß. Nach dem Tode Mohämmeds dachte man bei wachsender Verehrung des Betrügers darauf, seine vorgeblichen Offenbarungen alle zu besitzen, um sich daraus zu erbauen. Abubekr besorgte dies Geschäft, sammlete alles dahin gehörige, und brachte es in ein Ganzes.

Man hat sieben Ausgaben des Korans; die gewöhnlichste ist die syrische. Die andern sind: eine von Bosra, eine von Mecca, eine von Kufa, zwo von Medina. Der Unterschied läuft blos auf eine verschiedene Zahl der Verse hinaus. Die Ausleger haben alle Verse und Buchstaben des Korans gezählt. Es ist doch merkwürdig, daß sie mit den Masorethen einen Einfall hatten, der aber freilich bei der großen Heiligkeit des Buchs, und bei der Sorgfalt, es unverfälscht zu erhalten, natürlich genug entstand.

Der Koran enthält 114 Suren, oder Abschnitte, jede Sure ist in Verse getheilt. Für die dreißig Leser, welche ihn täglich in den vornehmsten Moscheen ganz durchlesen müssen, ist er in 60 gleiche Abschnitte getheilt.

Das erste Kapitel des Korans Al Fatiha steht in besonderer Hochachtung, und wird oft wiederholt, sowohl bei der öffentlichen, als häuslichen Andacht. Jeder Türk lernt es auswendig.

Das erste Kapitel ausgenommen, haben alle übrigen Suren ihre besondern Ueberschriften, oder Titel, worin angezeigt wird, ob die Sure dem Propheten zu Mecca oder Medina offenbaret worden. Jede Sure, die neunte ausgenommen, hat gleich nach dem Titel die Anfangsformel: im Namen des allerbarmherzigsten Gottes, oder im Namen Gottes des Erbarmers. Sie wird Bismillah genannt. Neun und zwanzig Kapitel sind nach der Anfangsformel mit gewissen Buchstaben bezeichnet, die verschieden gedeutet werden a).

Es giebt noch jetzt natürlicher Weise viele Varianten in den Abschriften des Korans, und die Mohämmed. Ausleger bedienen sich dieses Umstandes, um es zu erklären, wie so viele Widersprüche in den Koran gekommen; z. B. in der zweiten und fünften Sure wird der Wein verboten, in der 16ten aber nebst der Trunkenheit als eine Wohlthat Gottes, und als ein Beweis seiner Macht und Vorsehung empfolen. Die Ausleger sagen daher, um diesen Widerspruch zu heben, die Worte der 16ten Sure seien eher, als die der 2ten und 5ten, und



a) V. H. Cramers Fortsetzung des Bossuet Th. 4. S. 315 u. 16.

und zu einer Zeit offenbart worden, da man vom Weine noch keinen unerlaubten Gebrauch gemacht.

Der Koran wird mit der größten Hochachtung verehrt. Einige Beweise mögen hinreichen b).

Ahmad, der Sohn Abdalhalim, sagt in seiner Apologie: der Koran sei ein größeres Wunder, als die Auferweckung der Todten, er enthalte alle vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Zeiten. Im Koran selbst sagt Mohämmed mit vieler Bescheidenheit Sur. 17. so ein Buch könne weder von Menschen noch Dämonen verfertigt werden, wenn sie sich auch unter einander hülfen. — Die Anhänger des Propheten vertheidigen diese Behauptung durchgehends.

Schahinschah klagt von einem Kezzer, er sei in seiner Kühnheit so weit gegangen, daß er behauptet habe, der Koran sei erschaffen worden. Gleichwohl gab der Chalife Almamum ein Gesetz, man solle glauben, der Koran sei erschaffen.

Die Sonniten, d. i. rechtgläubigen Moslemen, stritten mit der Sekte der Motazaliten darüber, ob der Koran erschaffen worden, oder ewig sei. Dies leztere glauben die Sonniten.

Einem Ungläubigen wird das Lesen und der Besiz des heiligen Buchs nicht verstattet. Die Moslemen fassen ihn nie mit ungewaschnen Händen an. Auf dem äußern Pergamente stehen daher oft die Worte: lasset ihn Niemand anrühren, als die, so da rein sind. In ihren Fahnen stehen Sprüche aus dem Koran. Sie nehmen ihn mit ins Feld, und fragen ihn auf eine abergläubische Art um Rath. Bei allen Mohämmedanern geschehen auch die gerichtlichen Eidschwüre auf ihn c).

Er ist in der Mundart der Koreischiten geschrieben, welche die zierlichste unter den arabischen Dialekten war. Die Araber sehen ihn als das herrlichste Produkt ihrer Sprache an, und Kenner versichern, daß kein neuerer Schriftsteller der Araber in Absicht der Sprache mit dem Lügenpropheten verglichen werden könne. Der Dialekt mag aber noch so fein seyn — der Koran ist nichts weniger, als ein schönes Buch. Er ist voll elendes Geschwäzes, und talmudischer Mährchen. Allenthalben Unordnung und Verwirrung. Leser, die sich davon überzeugen wollen, dürfen nur die Uebersezung des Korans von Megerlin oder Boyse, allenfalls auch die französische des Ryer flüchtig durchlaufen. Folgende Stelle, die auch Herr Cramer anführt, ist etwa noch die beste. —

Es ist kein Gott, als Gott der Lebendige, der Selbstständige. Weder Schlummer noch Schlaf überfällt ihn. Ihm gehört zu alles, was im Himmel und auf Erden ist. Er weiß das Vergangene

b) I. P. Reusch Introductio in theol. revelat. p. 343.

c) Man sehe Chardin Voyages en Perse Tom. 2. und vorzüglich die prolegomena des Sale zu seiner schönen Uebersezung des Korans. Die Uebersezung ist in englischer Sprache.

gangene und Zukünftige. Sein Thron reicht über Himmel und Erden, und beider Erhaltung fällt ihm nicht zur Last. Er ist mächtig, vermögend Rache zu üben; er ist es, der die Menschen im Mutterleibe bildet, wie es ihm gefällt. Er nimt das Königreich, wem er will, und giebt es, wem er will. Er erhöhet, wen er will, und demüthigt, wen er will. In seiner Hand ist Gutes, denn er ist der Allmächtigste. Er bringt die Lebendigen aus den Todten, und die Todten aus den Lebendigen hervor. Die Barmherzigkeit Gottes ist den Gerechten nahe; er ist es, der die Winde aussendet, und wie eine Reihe Berge ausbreitet, bis sie von Regen geschwängerte Wolken herab bringen, durch welche mannigfaltige Früchte hervor sprossen. — — Er hat die Nacht verordnet euch zu decken, als ein Gewand, den Schlaf, euch Ruhe zu geben, und den Tag zum Wachen. Er ist es, der die Winde sendet, welche die schwangern Wolken forttreiben, als die Vorläufer seiner Gnade.

So viel Albernheiten auch im Koran vorkommen, so darf man doch nicht alle Zusätze seiner Ausleger mit Mohämmeds Lehre vermengen. Des Propheten Lehre muß allein aus dem Koran bestimmt werden. So muß man auch die Tradition vom Koran unterscheiden. Die rechtgläubigen Moslemen nehmen noch eine Sammlung von Traditionen außer dem Koran als göttlich an, welche Aussprüche und Thaten Mohämmeds enthält und Sonna genannt wird. Die Türken sind Sonniten.

Reland hat die Lehre des Korans in ein System gebracht, und vor kurzem hat Herr Adjunct Haller die Lehre Mohämmeds von Gott ausführlich in einer besondern Schrift dargestellt und erläutert. Ihm und Herrn Procanzler Cramer bin ich vorzüglich gefolgt.

Die Anhänger Mohämmeds nennen ihre Religion Islam, sich selbst aber davon Moslemen oder Moslemin, woraus durch eine lächerliche Verfälschung das Wort Muselmänner entstanden ist. Sie theilen ihre Religion in den Imam, welcher die Glaubenslehren, und in den Din, der die gottesdienstlichen Pflichten enthält.

Der Hauptgedanke im Koran ist der: es ist ein Gott. Mohämmed befiehlt in der 28ten Sure den Moslemin zu den Juden und Christen zu sagen, unser Gott und euer Gott ist einer. Er ermahnt die Christen in der 4ten Sure, Maria und Christus nicht für Götter zu halten. Die Ausleger des Korans bemerken dabei, daß eine gewisse christliche Sekte, Gott, Jesus und Maria als drei Gottheiten verehrt habe. Die Kirchengeschichte weiß von einer solchen Sekte nichts. Wahrscheinlich ist dies eine Stelle des Korans, die Mohämmeds Unwissenheit verräth. Er schloß allem Ansehen nach aus der großen Verehrung, die man in seiner Gegend der Maria erwieß, daß die Christen sie für eine Gottheit hielten.

Die Lehre der Kirche von der Dreieinigkeit kante er nicht einmal. Hingegen das, was er von dem Daseyn und den Eigenschaften Gottes sagt, giebt uns Grund zu muthmaßen, daß er biblische Stellen vor sich hatte. Die Aehnlichkeit ist zu groß. Mohämmed hatte zuverläßig bei Entwerfung seiner Lehre und seines Korans Gehülfen, die ihm die Lehrsätze der jüdischen und christlichen Religion bekant machten. Manches faßte er aber unrichtig, daher so lächerliche Anachronismen und so viel andere Fehler.

Miriam die Schwester des Moses macht er, wenn ich nicht irre, irgendwo zur Mutter Christi.

Das Daseyn Gottes beweiset er sehr gut aus der Schöpfung des Himmels und der Erde, und aus den Veränderungen in der Welt. Er beruft sich auf Abraham, der sich von der Abgötterei bekehrt, und ein Verehrer des einzigen Gottes geworden sei, — ferner auf Moses, der den Dienst des einzigen Gottes, seinem Volke anbefohlen habe und dann auch auf den berühmten Dichter Lockmann.

Unter den Gesandten Gottes, die den Auftrag hatten, den Dienst des einzigen wahren Gottes den Nationen einzuschärfen, war Mohämmed, wie er selbst sagt, der letzte, und größte, der Lehrer, den Christus verheißen hatte. Joh. 15, v. 26.

Es kan seyn, daß Mohämmed, der von dem Daseyn eines einzigen wahren Gottes durch den Umgang mit Christen und Juden, oder durch eigenes Nachdenken, überzeugt worden war, und einen enthusiastischen Unwillen über die Abgötterei der heidnischen Araber faßte, anfangs die redliche Absicht hatte, den Dienst des einzigen wahren Gottes durch seine Religion zu verbreiten. Ueberhaupt versicherte er während seiner ganzen prophetischen Existenz, daß ihn Gott gesandt habe, die alte einfache abrahamitische Gottesverehrung wieder herzustellen. Aber aus einem Schwärmer wurde er bald der listigste Betrüger, wenigstens der glücklichste.

Ueber die Eigenschaften Gottes lehrt er großentheils richtig und gut. Er erklärt den Weltschöpfer für den Lebendigen, Selbstständigen, Ewigen, Unveränderlichen, Allgegenwärtigen. In der 2ten Sure sagt er: Gott gehört Orient und Occident. Ihr mögt euch daher hinwenden, wohin ihr wollt, so ist Gott daselbst. Von der Allmacht Gottes sagt er: Gott ist es, der den Himmel ohne sichtbare Pfeiler aufgeführet, sich auf seinen Thron gesetzt, und Sonne und Mond genöthigt hat, ihre Dienste zu vollziehn. Jeder von den himmlischen Körpern hält durch ihn seinen Lauf; er ordnet alle Dinge. Er hat die Erde ausgebreitet, und Berge und Flüsse darinnen an seinen Ort befestigt. Von der Allwissenheit: Gott kennet die geheimsten Winkel des Herzens; er kennet jedes Insekt und den Ort seines Aufenthalts. — — Er weiß, was verborgen, und was offenbar ist. — — Derjenige, der seine Worte verhehlt, und

der,

der, so sie bekennt; derjenige, der sich in der Nacht zu verbergen sucht, und der so am Tage öffentlich hervor gehet, sind, in Betrachtung der göttlichen Erkenntniß; einer, wie der andere. In der 31ten Sure drückt er sich völlig orientalisch so aus: wenn alle Bäume auf der Erde Federn, und das Meer Dinte, und noch siebenmal so groß wäre, so fehlte es Gott doch nicht an Worten und Stoff.

Einige Gedanken über die Allmacht Gottes verdienen ihrer Sonderbarkeit wegen ausgezeichnet zu werden. „Wenn Gott wolte, so könte er alle in den Himmeln und auf der Erde befindlichen Thiere an einen Ort versammeln. — Gott kan machen, daß es bis an den jüngsten Tag beständig Nacht oder beständig Tag bliebe. — Wen er verführen will, den kan Niemand wieder auf den rechten Weg bringen, und wenn er sich auch noch so viele Mühe gäbe.„ Die erstern Gedanken sind läppisch und der lezte kan nicht gerechtfertigt werden.

Gott, sagt er ferner, ist reich. Er hat von allen Dingen einen Vorrath. Er besizt die gegenwärtige Welt und die Zukünftige. Er ist ein sehr grosser, majestätischer und ehrwürdiger Herr. Sein Thron begreift im Umfange die Himmel und die Erde, er ist so groß wie beide zusammen. — Eine ungeheure Idee. — Sein Thron ist prächtig, fest und dauerhaft. Vor der Schöpfung stand er auf Wasser. Alle sieben Himmel, und diese Erde, alle Creaturen loben, preisen und erheben Gott, verehren ihn und beten ihn an. Der Donner verkündigt sein Lob. Die Himmel haben vor der Majestät Gottes eine solche Ehrfurcht, daß sie beinahe — zerplatzen.

Besser ist der Gedanke: Gottes Lob wird nicht nur in dieser Welt gepriesen, sondern auch in der künftigen wird es erschallen.

Gott hasset alles Böse und alle Gottlosen. Er fordert innere Herzensfrömmigkeit, Glauben und Gutthätigkeit. Er bestraft in diesem Leben, und belohnt auch, noch mehr in jenem. Er ist dabei gütig. Er thut den Menschen nicht einer Ameise, nicht des Häutchens eines Dattelkerns, nicht einmal eines Schnippchens werth Unrecht. Mohammed lehrt auch, daß Gott die Bösen verstocke und Sünden mit Sünden strafe. Gott, sagt er, bestraft nur die vorsezlichen und wissentlichen Sünden, nicht aus Rachsucht, sondern damit sich die Sünder bekehren. Gott vollzieht die Strafen vornehmlich durch die Engel.

Er liebt alle Geschöpfe, vorzüglich die Menschen, insbesondere die Frommen. Er giebt alles Gute aus freier Gnade. — Er ist wahrhaftig im höchsten Grade. Dies Zeugniß werden ihm am Tage des Gerichts selbst der Satan und die Gottlosen geben. — Wenn man das Leben Mohämmeds nach diesen Lehren beurtheilt, so muß man ihn von ganzem Herzen bedauren. Er beging die schändlichsten, unreinsten Ausschweifungen, und schüzte zu seiner Entschuldigung mit unbegreif-

licher

licher Frechheit, besondere göttliche Erlaubniß vor.

Er brach Eidschwüre, so bald er nicht Lust hatte, sie zu halten; der Himmel, lästerte er, habe ihn von seinem Eide losgesprochen.

Eine seiner Hauptleidenschaften war eine unersättliche Wollust, und um keinem Zwange ausgesetzt zu seyn, schmiedete er eine Offenbarung, worin ihm so viele Weiber und Sclavinnen erlaubt wurden, als er haben wolte. Seinem Freigelassenen Zaib handelte er seine Frau ab, und behauptete nachher, Gott selbst habe sie ihm beigelegt. In der psychologischen Welt ist seine Gemüthsart eine eben so merkwürdige als häßliche Erscheinung. Johann von Leiden muß von Seiten einer gewissen außerordentlichen Unverschämtheit nur mit Mohämmed verglichen werden, und um beide nach Verdienst zu verachten, denke man an den unaussprechlich ehrwürdigen Paullus.

Die Namen Gottes entlehnte der Betrüger theils aus der Bibel, theils erfand er sie selbst.

Sehr schön sagt er in der 24ten Sure: Gott ist Licht über Licht, und zu seinem Lichte leitet er, wen er will.

Unsern Erlöser hält doch selbst dieser Verführer für eine sehr erhabene Person. Er nennt ihn Isa, Masich, — den Gesalbten, — das Wort Gottes, den Hauch Gottes. Er giebt seine außerordentliche Geburt von der Jungfrau Maria zu, vermischt aber die biblischen Erzählungen mit vielen albernen Fabeln, die er aus dem falschen Evangelium des Barnabas, oder von den Ebioniten und Nazaräern entlehnt haben mag. Er legt unserm Erlöser übrigens ausnehmende Lobsprüche bey, schreibt ihm einen durchdringenden Verstand, die richtigsten Begriffe von der Gottheit, und das tugendhafteste, edelste Herz zu.

Er war, sagt er, ein Wunder seiner Zeit, das vollkommenste Tugendmuster für andere, eine Wohlthat Gottes, wie für alle und jede Menschen, so insonderheit für die Juden. Sur. 3. 19. 43. — Er war ein göttlicher Prophet, welches er durch Wunder und Weissagungen bewieß. Geweissagt hat er von dem großen Propheten Mohämmed. Die Wunder, die Christus gethan haben soll, sind zum Theil solche, die die Bibel erzählt, zum Theil elende Erfindung, im Geschmack des Talmuds oder des Evangeliums von der Kindheit Christi.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

79tes Stück.

Montag, den 1ten October 1781.

## Lehrbegrif des Korans, nebst einer vorläufigen Nachricht von diesem Buche.

(Schluß.)

Mohämmed sagt, die Juden gebrauchten List, da sie nemlich den Erlöser tödten wolten, aber Gott gebrauchte auch List, denn Niemand ist listiger, als er. Sie tödteten einen Menschen, der dem Erlöser ähnlich war. — Gott ließ Christum in einem gesunden Zustande sterben und erhöhete ihn. Kurz vor dem Weltgerichte wird er wieder auf die Erde herab kommen. — Er soll gelehrt haben: man müsse den einigen wahren Gott verehren; er selbst sey sein Gesandter; das mosaische Gesetz sey verbindlich; verschiedene, bisher verbotene Speisen seyn erlaubt; man müsse einen reinen gottseligen Wandel führen. — Den ächten Bekennern des Erlösers verspricht Mohämmed die größte Glückseligkeit nach dem Tode.

Er scheint von Gott zu lehren, daß er alles, nach einem unbedingten Rathschlusse bestimmt habe. Die Türken behaupten diese Meinung, und es schien in den Plan Mohämmeds zu gehören, daß er seinen Anhängern diese Ueberzeugung einzuflößen suchte, theils um Gründe anzugeben, warum so viele ihm nicht glaubten, theils um in den Seelen seiner Krieger eine unbezwingliche Tapferkeit hervorzubringen, und sie aufzurichten, wenn sie durch eine unglückliche Schlacht muthlos geworden waren.

Wenn übrigens eine Stelle des Korans der andern widerspricht, so muß man sich nicht wundern. Mohämmed machte seinen Koran stückweise bekant, und dies gab ihm Gelegenheit sich aus mancher Schwierigkeit, aus vielen verdrießlichen Lagen, zu helfen. Sagte man aber zu ihm, Prophet du lügst, du widersprichst dir selber, so versicherte er, der Teufel habe ihm bei der vorigen Offenbarung die Sätze eingeblasen, aber der Engel Gabriel habe ihn nun eines bessern belehrt. Der große Hause begnügte sich dann mit einzelnen schönen, sinnreichen Gedanken, ergötzte sich an den neuen mannigfaltigen Erzählungen, die aus

der reichen Einbildungskraft des Propheten flossen, und ließ das übrige gut seyn.

Mohämmeds Lehre von den Engeln hat viel Unterhaltendes. Sie haben, sagt er, feine aus Feuer erschaffene Leiber, zwei bis vier Paar Flügel und verschiedene Gestalten. Der Engel Gabriel ist der Engel der Offenbarung, und der Vertraute Gottes. Michael ist der Schutzengel der Juden, Azrael der Engel des Todes, Israfil bläst am Tage der Auferstehung die Trompete. Ein jeder Mensch hat zween Schutzengel, die auf ihn achten müssen, einer schreibt seine bösen, der andere seine guten Handlungen auf.

Das Haupt der bösen Engel ist Eblis, der aus dem Himmel gestossen wurde, weil er sich weigerte Adam anzubeten, welches Gott von allen Engeln gethan wissen wolte.

Eine andere Klasse von Geistern nennt er Jin, sie sind aus einer mehr irrdischen Materie hervorgebracht als die erstern. Ehe Adam erschaffen wurde, bewohnten sie die Erde.

Gott hat sich den Menschen hundert und vier mal geoffenbart. Die Zahl der Propheten ist erstaunlich groß. Der Apostel waren 313. Mohämmed ist der lezte und größte Prophet.

Die Todten werden auferstehen. Zu dem Ende bewahrt Gott das Rumpfbein, os coccygis, welches die Araber Al Ajb nennen, als den Keim des künftigen Körpers vor der Verwesung.

Alsdann erfolgt das Weltgericht, welches nach der 32ten Sure einen halben Tag dauren soll, nach einer andern Stelle 1000 Jahre, und nach noch einer andern 50000. Sehr sonderbar ist der Gedanke, daß den Beleidigten so viel, als sie Unrecht erlitten haben, von den guten Werken der Beleidiger zugerechnet werden soll; bleibt alsdann nichts übrig, so kommen diese in die Hölle. Zur Hölle führt eine Brücke, die feiner als ein Haar und schärfer als ein Schwerdt ist.

In der Hölle, die durch eine Mauer vom Paradiese getrennt ist, sind Flüsse voll Schwefels, brennende Winde, und ein immerwährendes Geheul. Die Gottlosen haben feurige Schuhe an den Füßen, und werden von unerbittlichen Engeln an langen Ketten herum geschleppt. Das Paradies mahlt Mohämmed so sinnlich angenehm, als es der zügelloseste Wollüstling nur begehren kan. Die Hofnung, dahin zu gelangen, flammt noch heutiges Tages die Türken zu einer wilden Todesverachtung an. Wie aufgeklärtere Moslemen über Mohämmed und seine Lehre denken, weiß man aus den Briefen der witzigen Lady Montague.

Die Moral des Korans ist dürftig, und nichts weniger, als streng. Die erste Pflicht ist der Glaube, es ist ein Gott und Mohämmed ist sein Prophet.

Die meisten andern Vorschriften erstrecken sich auf Beobachtung der bürgerlichen und gesellschaftlichen Pflichten. Die Gerechtigkeit gegen alle Menschen wird vorzüglich empfohlen.

Gro-

Grobe Laster werden untersagt; Versöhnlichkeit, Mildthätigkeit und Leutseligkeit werden nachdrücklich angepriesen. Wie das Herz gründlich gebessert werden soll, und wie es im Grunde nur eine Tugend giebt, — davon kein Wort. Die Vielweiberei wird verstattet. Jeder Moslem hält so viele Beischläferinnen, als er will.

Die Vorschriften übers Gebet betreffen das Aeußere. Sie gehören mit zum Din, oder zu dem Theile der Religion, welcher Gebote enthält, durch deren Beobachtung sich ein Moslem von andern Religionsverwandten unterscheidet.

In 24 Stunden muß man fünfmal beten, und dabei das Gesicht nach Mecca richten. Diese Cerimonie heisset Keblah. Vor dem Gebete muß man sich waschen. Die eine Art der Reinigung, die in gewissen Fällen vorgenommen werden muß, und in der Eintauchung des ganzen Körpers ins Wasser besteht, wird Ghosl genannt. Die andere gewöhnliche, Wodu, erfordert nur ein Waschen des Gesichts, der Hände und Füße a). Hat man kein Wasser, so darf man Sand oder Staub nehmen.

Die vorgeschriebenen Allmosen bestehen in 2½ pro Cent, vom Viehe und Getreide von Früchten und Waaren. Die freiwilligen heißen Sadazat, jene Zakat. Gute Werke der Art sind sehr verdienstlich.

Zum Din gehört ferner das Fasten, welches gedoppelt ist, das nothwendige und freiwillige. Jenes wird im Monat Ramadan angestellt, weil in demselben der Koran vom Himmel gesandt wurde. Es erfordert eine gänzliche Enthaltung vom Morgen bis zum Sonnenuntergange. Die Nacht über wird geschmauset. Wer wegen Alters oder Krankheit, Reisen u. s. w. dies Fasten nicht beobachten kan, muß es durch Allmosen ersetzen, oder in andern Monaten nachholen.

Auch das außerordentliche Fasten ist verdienstlich.

Die Moslemen müssen wenigstens einmal in ihrem Leben zur Caaba nach Mecca wallfahrten. Man ist aber nur dann dazu verpflichtet, wenn man zu einer solchen Wallfahrt vermögend ist, das heißt, wie es die Ausleger erklären, wenn man Geld und Gesundheit hat.

Vornehme und reiche Moslemen schicken statt ihrer andere zur Caaba, wohin man schon als zu einem berühmten Götzentempel vor Mohämmeds Zeiten wallfahrte. Die Meccaner hatten vom Aufenthalte so vieler Pillgrimme in ihrer Stadt viele Vortheile, die ihnen Mohämmed, um sie nicht zu beleidigen, nicht gern entziehen wolte. Daher machte er diese Wallfahrt zu einer Religionspflicht, die gleichfalls mit zum Din gehört. Der Tempel wurde aber dem Dienste des einigen Gottes gewidmet.

Man findet in vielen Reisebeschreibungen Nachricht von den dabei übli-

 chen

a) Man sehe Clemens vollständige Einleitung in die Theologie. S 283.

chen Feierlichkeiten, deswegen will ich mich hier nicht dabei aufhalten.

Unter den übrigen Gesetzen des Korans bemerke ich noch vorzüglich das Verbot des Weintrinkens. Gewissenhafte Moslemen dehnen dies Verbot auch auf den Genuß des Kaffees aus.

In der Voyage par l'Arabie heureuse. Amsterdam 1716. S. 282. wird erzählt, daß, nachdem der Mufti zu Constantinopel zum Verdrusse der Nation dies Getränk 1523 untersagt, sein Nachfolger erklärt habe, daß das Gesetz es nicht verbiete. Jetzt trinken der Mufti und alle Geistlichen Kaffe, und das ganze Reich folgt ihrem Beispiele.

Reland und Spanheim haben schon die Bemerkung gemacht, daß die Araber vor Mohämmeds Zeiten sich des Weins enthielten. Herr Hofrath Michaelis glaubt, daß der Prophet deswegen den Wein verboten habe, weil es eine Nationalsitte der Araber gewesen, keinen Wein zu trinken, wozu der edle Araber, der Beduine, sich deswegen entschlossen, um durch den Weinbau nicht an einen festen Aufenthalt gebunden zu seyn.

Die Beschneidung ist im Koran nicht geboten. Aber sie ist von uralten Zeiten her ein Nationalgebrauch.

Alles Spielen wird im Koran untersagt; die Moslemen nehmen aber das Schachspiel von diesem Verbote aus, weil es kein Glücksspiel ist. Ferner verbietet Mohämmed das Wahrsagen mit Pfeilen, das Essen des Schweinefleisches, des Bluts, des Ungesalzenen, des zerrissenen oder vom Fall und Schlage gestorbenen Viehes, den Wucher und das lebendige Begraben der Töchter. Er erlaubt den Anverwandten eines auch unvorsetzlich getödteten, sich an dem Mörder zu rächen. Dies ist eine alte Sitte Arabiens, die noch jetzt gilt, und wie man aus Herrn Nieburs Reisen Theil 1. sieht, traurige Auftritte veranlaßt. Ein Mord erzeugt ewigen unversöhnlichen Haß, immerdaurenden Krieg zwischen ganzen Familien.

Einem Moslem sind vier rechtmäßige Weiber nach dem Koran verstattet. Die Ehescheidung ist erlaubt. Man darf aber die Geschiedene nur dann wieder heirathen, wenn sie sich vorher ein anderer vor dem Cadi hat antrauen lassen.

Andere Vorschriften des Korans, die minder wichtig sind, übergehe ich, und schließe diesen Aufsatz mit einer doppelten Bemerkung:

1) Daß Mohämmed in seinem Gesetzbuche solche gottesdienstliche und sittliche Pflichten und Gebräuche vorschrieb, die wegen ihres Alterthums der Nation, für die er zunächst schrieb, ehrwürdig waren, oder die er ihrem nationalen Charakter angemessen fand.

2) Daß man vom Koran einen wichtigen Gebrauch in Absicht der hebräischen Alterthümer machen kan, denn es kommen viele Sitten in ihm vor, die hebräisch sind.

B. = s.

---

Die

# Die gelbe Sucht kan durch Aergerniß entstehen.

Am 20ten Jun. erhielt ich ohne Namen, und Ortes Unterschrift einen Brief von einem Manne, der sich über sein trauriges Schicksal beklagte, das darin bestand, daß ihm seit drei Jahren eine Hausehre zu Theil geworden, die vom Morgen bis in den Abend ihn mit lauter solchen Dingen unterhielte, die nichts als Eitelkeit, Stolz, Eigendünkel, und zu großes Vertrauen auf sich selbst verriethen. Bei diesen Umständen sähe er sich in die traurige Lage versezt, entweder sich alle Tage und stündlich der strengsten, und niedrigsten Mittel zu bedienen, oder er könne keinen Augenblick ohne den tödtlichsten Aerger zubringen. Er lebe an einem Orte, wo er nicht Gelegenheit habe, seiner Gesundheit halber mit einem wahren und geprüften Arzte sich unterreden zu können, sondern er müsse sich des Raths eines an seinem Orte befindlichen Afterarztes bedienen, der so wenig von den Krankheiten des menschlichen Körpers, als noch weniger von dem Siz und Ursachen derselben gehörig Rede und Antwort zu geben wisse, daß vielmehr seine ganze Kunst nur darin bestünde, daß er bei jeder Gelegenheit versichere: dies oder jenes Uebel könne von wichtigen Folgen seyn, und wenn man ihn frage warum? er mit einer wichtigen Mine alsdenn stillschweigend Abschied nähme, daß alle seine Kenntnisse, und seine ganze medicinische Gelehrsamkeit sich auf den Kremor Tartari, Rhabarber und der Belladonnablätter einschränke. Bei diesen Umständen wäre er, da seine Farbe beständig gelb, seine Augen mit einem gelben Flor überzogen und sein Körper beständig sehr matt sey, seiner Gesundheit wegen sehr in Sorgen, und da er seinen sogenannten Arzt schon oft gefragt, wenn er ihm die heilsame Warnung gegeben, sich für Aerger in Acht zu nehmen, was denn daraus für üble Folgen entstehen könten, und ihm darauf zur Antwort geworden: Er könne sich die gelbe Sucht zuwege bringen, welches eine gefährliche Krankheit wäre, so wünschte er recht sehr durch einen Arzt belehrt zu werden, wie es zuginge, daß die gelbe Sucht durch Aergerniß entstehen könne. Es ersuchte mich also der ungenannte Verfasser ihm in diesen Blättern bekant zu machen, wie die gelbe Sucht durch Aergerniß entstehen könne. Ehe ich aber dem beklagenswürdigen Herrn Verfasser jenes Briefes, die mir vorgelegte Frage beantworte, so bezeuge ich demselben mein thätiges Mitleiden an seiner traurigen Lage und weiß ihm in Ansehung dieser keinen bessern Rath zu geben, als sich von dem Morgen bis in den Abend an den Ausspruch des Dichterfürsten Horaz zu erinnern.

Durum; sed levius fit patientia.

Durch das Aergerniß, oder durch die Vorstellung einer schmerzhaften kränkenden Idee entsteht eine unordentliche Bewegung des Nervensaftes im Gehirn. Diese theilet sich alsobald dem Magen und den obersten Gedärmen mit. Hieraus entstehen Krämpfe. Diese ziehen den Zwölffingerdarm zusammen,

men, und verhindern den Ausfluß der Galle, und warum solten die Auswurfsgänge und das ganze System von Gallengängen nicht selbst dieser Art von Krämpfen fähig seyn, welche aus der unordentlichen Bewegung des Nervensaftes entstehen, da alle diese Theile und die ganze Leber voll von Nerven sind. Die gelbe Sucht erfolgt aber mehr auf ein heimliches Aergerniß, dessen Ausbruch unterdrückt worden ist, als auf einen heftigen Zorn. Denn bei einem heftigen Zorn ist das ganze Blut, besonders aber der ölichte Theil desselben, in einer hitzigen Bewegung, wie wir aus der trockenen Hitze sehen. Also wird der Antrieb des Bluts in der Leber sowol, in dem Systeme der Pfortader, als auch in den eigentlichen Leberarterien verstärkt. Folglich wird die Absonderung der Galle oder vielmehr ihr Ausfluß dadurch mehr befördert als unterdrückt. Die Krämpfe in dem Magen und in dem obersten Gedärme, welche den Ausfluß der Galle hindern können, fallen hier weg, wenigstens sind sie von einer andern Natur, denn ich glaube, daß diese Krämpfe bei dem heimlich unterdrückten Aergernisse eben aus diesem Streite der Natur mit der Vernunft entstehen. Man sieht hieraus die Richtigkeit eines bekanten Sazzes ein, daß es weit gesunder sey, seinem Zorn (Zorn heißt hier in der That nichts anders als die Galle) den Lauf zu lassen, als ihn zu unterdrücken. Es pflegt daher auf den Jagdzorn leichter ein gallichter Durchfall als die gelbe Sucht zu entstehen, und wenn das letztere bisweilen auch bei einigen Personen erfolgt, welche ihren Affekt nicht unterdrücken, so ist die Ursache davon, daß sie bei aller Freiheit, welche sie ihrem Zorne lassen wolten, dennoch nicht fähig sind, demselben gänzlich den Ausbruch zu verschaffen. So wie es Leute giebt, die nicht im Stande sind den Zorn zu unterdrücken, so giebt es wiederum andere, welche von einer gewissen kränkenden Empfindung in einem Augenblicke so übermannt werden, daß sie dadurch alle Auswege des Affekts auf einmal verschliessen. Dies sind insgemein empfindliche Leute, bei denen wahrscheinlicher Weise die Kränkung so gleich Krämpfe in den Gallenwegen verursacht, so daß sie ihrer Freiheit und ihres Willens ungeachtet nicht fähig sind, ihre Empfindung durch eine heftige Bewegung zu erleichtern. Man sieht aus der gelben Sucht offenbar, daß die Kränkung und das Aergerniß den Ausfluß der Galle verhindern, und in den Gallengängen Krämpfe erregen, die den Rückfluß derselben in die Leberblutadern befördern. Wenn man die Ursache dieser sonderbaren sympathetischen Würkungen erklären soll, so kan man es nicht anders thun als durch Muthmassungen. Ich muß mich also meiner Einbildungskraft ganz allein überlassen. Man glaube aber nicht, daß die Geburten der Einbildungskraft allezeit Hirngespinste sind. Wenn die Einbildung wahre Erfahrungen und Lehrsätze mit einander vergleicht, und zu beiden nichts Erdichtetes hinzusetzt, so kan sie mit Hülfe der Urtheilskraft, die

die allerwahrscheinlichsten Lehrgebäude zusammensetzen. Wenn aber die Materialien ihres Lehrgebäudes, die Begriffe, die sie zusammen verbindet, selbst erdichtet sind, alsdann entsteht ein Hirngespinst. Wenn unsere anatomischen Kentnisse von dem Gehirne feiner wären, als sie sind oder vielmehr feiner seyn könten, so würden wir ein bewundrungswürdiges Verhältniß der markichten Gehirnkanälchen unter einander wahrnehmen. Die deutliche Würkung dieses verborgenen Verhältnisses ist die Sympathie. Ich suche die Sympathie entfernter Theile und die Mittheilung verschiedener Gefühle aus einer Gegend in die andere, mit dem grossen Whitt, nicht in der Gemeinschaft der Nerven unter einander, nicht in einer verwickelten Verbindung ihrer Aeste, wie man es insgemein zu thun pflegt, sondern ich bin überzeugt, daß der Grund der Sympathie in dem Gehirnmarke, dem ersten Ursprunge der Nerven, ist. Ich beweise dieses durch folgende Sätze. Die Kränkung ist eine eigene unangenehme Empfindung, die aus mehr oder weniger schmerzhaften sinnlichen oder imaginarischen Eindrücken zusammen gesetzt ist. Alle Empfindungen werden durch eine gewisse Bewegung des Nervensaftes im Gehirne zu Empfindungen der Seele. Die Erfahrung bezeugt überhaupt, daß die unangenehmen Empfindungen aus einer unordentlichen Bewegung des Nervensaftes entstehen. Einer jeden Art von unangenehmen Empfindungen ist eine eigene Art der unordentlichen Bewegung des Nervensaftes eigen. Anders ist das Gefühl der Traurigkeit, anders des Schmerzes, anders der Kränkung u. s. w. Die Gehirnkanälchen sind der erste Ursprung aller Nerven, und die ersten Quellen des Nervensaftes. Alle Gehirnkanälchen haben (so wie z. B. alle Adern des menschlichen Körpers) eine Gemeinschaft, so daß sich eine erregte Bewegung des Nervensaftes aus einem Kanälchen in das andere verbreiten, und endlich den daraus abstammenden Nerven selbst mittheilen kan. Es ist wahrscheinlich, daß die Gemeinschaft der Hirnkanälchen unter einander nicht allgemein und gleich, sondern unter einigen eine genaue, unter andern eine entfernte ist. Hieraus entsteht die vorzüglichste Sympathie eines Theiles mit dem andern. Ferner ist es wahrscheinlich, daß in den Nerven eines jeden Eingeweides eine eigene Art der Bewegung des Nervensaftes ist, und dies scheint mir nun endlich der Grund zu seyn, warum eine gewisse Art von Empfindungen einen besondern Einfluß in einen gewissen Theil des Körpers hat. Denn alle Gattungen der angenehmen und unangenehmen Empfindung scheinen mir durch eine eigene Art der Bewegung des Nervensaftes erregt zu werden. Welchen Markkanälchen, und hernach welchen Nerven wird sich also eine jede Bewegung des Nervensaftes im Gehirn am leichtesten mittheilen? unstreitig denjenigen, die einer ähnlichen Bewegung des Nervensaftes am fähigsten sind. Ich will diese Hypothese durch

durch Erfahrungen erläutern. Z. B. das Vergnügen würkt am geschwindesten auf die Nerven des Gesichts. Warum? weil vielleicht diejenige Bewegung des Nervensaftes in dem Gehirn, durch welche die angenehmen Empfindungen erregt werden, ihrer Natur nach so eine Aehnlichkeit mit der Bewegung des Nervensaftes in den Gesichtsnerven hat, die sich den Nerven des Gesichts am leichtesten und stärksten mittheilen kan. Es ist nichts bekanter, als daß ähnliche Bewegungen durch ähnliche erregt werden.

Nun wende man diese Hypothese auf den Einfluß des Aergernisses in die Bewegung der Galle an. Wenn also auf kränkende Empfindungen Krämpfe in den Gallengängen entstehen, so müssen theils die Anfänge derjenigen Nerven im Gehirn, welche sich zu der Leber verbreiten, theils die Nerven selbst eine solche natürliche Beschaffenheit haben, daß sie vorzüglich fähig sind, sich die Bewegung des Nervensaftes mittheilen zu lassen, welche mit der kränkenden Empfindung selbst verbunden ist. Die gelbe Sucht ist die sichtbare Folge dieser Gemüthsbewegung. Aber der Nachtheil derselben ist oft am größten, wo er am wenigsten sichtbar ist. Wenn sich gleich der Rückgang der Galle durch die Leberblutader ins Blut nicht allezeit deutlich zu erkennen giebt, so kan man doch versichert seyn, daß bei einer solchen Art des Aergernisses allezeit Krämpfe in dem Gallenwege erregt werden, wodurch immer etwas von der Galle ins Blut gebracht wird. Die Galle verdirbt die Blutmasse und verwüstet also die ganze Gesundheit. Daher kommt es, daß ärgerliche Leute, bei denen diese Verirrungen der Galle sehr häufig sind, insgemein gelb aussehen. Eben auf diese Art entsteht auch die gelbe Gesichtsfarbe aus andern Ursachen, welche den Rückgang der Galle in die Leber verursachen, und man wird hieraus einsehen lernen, warum die Aerzte bei den allgemeinen Verderbnissen des Blutes, immer einen Fehler in diesem Eingeweide vermuthen. Unter die Hindernisse des Ausflusses der Galle gehören besonders die Steine, welche man nicht nur in der Gallenblase, sondern auch in den Gallengängen sehr häufig antrift. Dieses ist eine der vornehmsten Ursachen der gelben Sucht. Indessen ist es doch bekant, daß die Gallensteine, so lange sie ruhig in der Blase liegen und nicht die Auswuchsgänge selbst verstopfen nicht schlechterdings die gelbe Sucht erzeugen müssen.

Verden. D. Brawe.

---

# Hannoverisches Magazin.

80tes Stück.

Freitag, den 5ten October 1781.


## Würkungen eines am 5ten Sept. dieses 1781ten Jahrs ohnweit Hannover niedergefallenen Wetterstrahls.

Der Wetterstrahl, welcher in hiesiger Gegend am 5ten Sept. einen Menschen erschlug und verschiedene Personen verwundete, hat in seinen Würkungen so viel für Naturforscher Merkwürdiges und zur Warnung bei ähnlicher Gefahr Lehrreiches, daß ich mich verbunden gehalten habe, der erhaltenen gütigen Aufforderung gemäß, die Würkungen dieses Wetterstrahls mit möglichster Vorsicht und Genauigkeit zu untersuchen, und nebst der mir zu solchem Ende gewogentlich mitgetheilten medicinischen Beschreibung von den Beschädigungen und der Section des Erschlagenen in diesem beliebten Magazin bekant zu machen. Es würde mir sehr erfreulich seyn, wenn diese Bekantmachung dazu dienen könte, andere die in solche Gefahr kommen, vorsichtiger zu machen, auch vielleicht die Theorie vom Blitz und die Lehre von Gewitterableitern zu bestätigen, und dadurch zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit der Menschen etwas beizutragen.

Viele Leser würden mit einer nicht so umständlichen Beschreibung eines Vorfalls der sich in einem Augenblick zuträgt, zufrieden seyn, für Kenner aber und Naturforscher ist mancher sonst unerheblich scheinender Nebenumstand wichtig. Selbst der Zug, die Gestalt, die Farbe der Wolken ist nicht gleichgültig, sondern kan oft zu wichtigen Schlüssen Anleitung geben.

Der 5te Sept. dieses Jahrs gehörte in hiesiger Gegend schon früh Morgens unter die heitern und schwühlen Tage, deren wir diesen Sommer so sehr viele gezählt haben.

Des Nachmittags um 3 Uhr erhob sich ein sanftes Lüftchen aus Südwesten, welches jedoch noch nicht vermögend war, die Hitze zu vermindern. Ich war auf einem sehr frei gelegenen Garten, konte daher fast rund um den Horizont sehn, und wurde nebst mehreren aus der Gesellschaft, worin ich mich befand, etwa um halb 4 Uhr durch einen Zufall veranlaßt, denselben aufmerksam zu betrachten, und nach etwa entfernten Gewitterwolken umher zu sehen. Damals hatten wir

an dreien Orten des Horizonts von Südwest bis Nordwest entfernte Gewitterwolken a).

Etwa um 4 Uhr kam aus Südwesten eine Wolke herauf, welche kaum $\frac{1}{6}$ Meile lang und $\frac{1}{8}$ Meile breit seyn mogte, und zog über Hannover etwas südlich weg b). Bald darauf stieg das

a) Es ist sehr leicht auch die entferntesten Gewitterwolken von andern Wolken zu unterscheiden, sie sind allezeit sehr hoch aufgethürmt, oben in allen ihren Theilen abgerundet, gleichsam Schneeballen- oder Nierenförmig, sie sind sehr compact, und wirft daher der obere Theil der Wolke die Sonnenstrahlen, fast wie von einem Eisgebürge, auf eine unglaubliche Weite zurück, besonders mahlt sich auch das Abend- und Morgenroth schön, und nicht wie in andern Wolken aus den Schattirungen von roth ins blaßgraue, sondern vielmehr Feuerfarbe und roth darin. Es ist nicht glaublich, daß die Feuerfarbe, welche an der Gewitterwolke auch dann, wann sie nicht blitzt, zu bemerken ist, vom elektrischen Feuer herrühre, sondern nur daher, weil sie dichter ist, mithin die Lichtstrahlen gleich von der Oberfläche reflectirt werden, welche bei andern Wolken tiefer eindringen, und durch den Schleier von Dünsten bald weiß, bald roth zurück geworfen werden. Wäre die Farbe der Gewitterwolke dem elektrischen Feuer zuzuschreiben, so müßte sie ohnfehlbar ein auch ohne Blitz leuchtender Körper seyn. Die Basis einer Gewitterwolke ist allezeit eine mehrentheils horizontale Fläche, die jedoch bei entfernten Gewittern, wie natürlich unter dem Horizont bleibt. Es ist leicht zu erweisen, daß man hohe Gewitterwolken zuweilen und unter gewissen Umständen auf 30, 40 und mehr Meilen sehen könne, und noch weiter muß man sie auf hohen Bergen wahrnehmen können; wann nun an verschiedenen Orten einer Gegend Beobachter nach gut gestellten Pendeluhren, nach dem Objecten ihres Horizonts und nach guten Astrolabiis, Menseln, oder Boussolen, den Gang der Gewitter einen Sommer durch beobachteten, und alsdenn genau erkundeten, zu welcher Zeit die Wolke über diesem oder jenem Orte gestanden hätte, so müßte aus ihren verschiedenen Bemerkungen leicht werden, die Landkarten mit einem großen Grad der Gewißheit zu berichtigen.

b) Ich habe diesen vielleicht gleichgültig scheinenden Umstand nicht übergehen mögen, weil der Zug und Gestalt der Wolken ein sicherer nur noch nicht genug erforschter Barometer ist. Ich will nur einige Data aus der Scala dieses grossen Barometers hersetzen. Wenn sich Gewitterwolken zeigen, und es kommen dann einzelne abgerundete Wolken von der Gegend des einen oder andern Gewitters her, so pflegt es nicht leicht zu fehlen, daß dasselbige Gewitter herüber kommen werde, gehen nun diese Wolken nicht lange, sondern nur etwa in Zeit von einer oder anderthalb Stunden vor dem Gewitter her, oder werden die auf dem Wege des Gewitters liegende Gegenden mit leichten Wolken erfüllt, so könte man solche Wolken Friedensboten nennen; indem der Regel nach, alsdenn das Gewitter zwar Regen überall aber keine Blitze auf die Gegend herabschickt, über welcher diese Wolken waren oder weggezogen sind. Die Ursache hiervon ist leicht zu erklären, indem solche Wolken nothwendig die Luft vom Schwefel, und für Elektricität empfänglichen Dünsten reinigen müssen. Die Ausnahme der Regel ist selten, und nur alsdenn, wenn ein überaus heftiger Sturm das Wetter begleitet, und schwüle, oder für den Blitz empfängliche Luft- oder Schwefeldünste andrer Gegenden in diese Gegend herabschleudert.

Ich

das uns in Südwesten stehende Gewitter erstaunlich geschwind und den Strahlen der Sonne undurchdringlich mit fürchterlicher Schwärze empor. Gegen 6 Uhr fing schon die sich zum Untergang neigende Sonne an das ganze Gewölk mit feurigem Gelb zu überziehn, und je mehr sich selbige dem Untergang näherte, je mehr glüheten die hervorstehenden Theile der Wolke, und besonders die unter selbiger herfliegende Dünste, welches gegen den dunkeln oft schon durch Blitze sich röthenden Grund der Wolke ein prächtiges Gemählde machte. Ich ging nunmehro in die Stadt in ein Zimmer, woraus ich nur den südlichen Horizont bemerken konte, und habe daher eine Wahrnehmung anderer nicht selbst gesehn, sondern mir nur erzählen lassen, die darin bestand, daß wie dies Gewitter bald über Hannover war, und die letzten Strahlen der Sonne das hohe Gewölke mit Feuer zu überziehen schienen, so wälzten sich in mancherlei Gestalten Dünste unter dem Gewölk her, welchen die Strahlen der Sonne bereits entzogen waren, und die daher mancherlei ganz schwarze Figuren vorstellten, gewiß ein Anblick um einen Fingal zu begeistern, wenn er im dichterischen Geist Seelen der erschlagenen Feinde von glühenden Wolken herab rollen sah, oder um den kühnen Pinsel eines Rubens zu leiten, wenn er sein in der Düsseldorfer Gallerie so oft bewundertes Gemälde vom jüngsten Gericht, oder den Fall der Engel malte.

Diese besonders große und schwere Gewitterwolke war über das nördliche Ende des uns in Südwesten liegenden Deistergebürges gezogen, befruchtete unsere Felder mit einem starken wohlthätigen Regen, und schoß häufige Blitze herab, wovon jedoch die nächsten, wie man aus dem oben bemerkten Zug der Wolken vorher sagen konte, beinahe eine halbe Meile von uns entfernt blieben. Unterdessen kam um das südliche Ende des Deisters eine sehr niedrig gehende dem Anschein nach halb durchsichtige Wolke c), welche wegen ihres überaus schnellen Forteilens und ihrer schräg herabströmenden Streifen, Sturm und Hagel mit sich zu führen schien. Diese Wolke zog südlich etwa eine halbe Meile vor Hannover vorbei, und traf die Gegend, wo eben an diesem Tage zwei Bataillons Artillerie ein zu militairischen Uebungen bestimmtes Lager bezogen hatten d). Daselbst wurden viele Zuschauer auf ihrem Rückwege

 zur

Ich habe diese Theorie durch zutreffende Beobachtungen von 10 und mehr Jahren bestätigt gefunden.

c) Das was von Hannover abzusehen, halb durchsichtig war, ist ein optischer Betrug durch die Strahlen der untergehenden Sonne gewürkt gewesen, denn auch diese Wolke soll da wo sie hingekommen ist, fürchterlich schwarz und herabhangend schwer gewesen seyn.

d) In dem ohngefähr 1500 Schritt von dem Orte wo dieser Bliz niedergefahren war,

zur Stadt von dem Plaßregen und Hagel dieser Wolke und von dem heftigen Sturm, welcher selbige begleitete, überfallen. Einige derselben flüchteten einer Hecke zu, in welcher verschiedene gekapte, und in vielen Zweigen wieder ausgewachsene Eichbäume standen. Der an der westlichen Ecke dieser Hecke befindliche Eichbaum ist etwas größer und höher als die vier oder fünf in der Reihe folgenden, und von der Seite, von welcher das Gewitter her kam, ist er auf 1000 und mehr Schritt der höchste Gegenstand, ob gleich nur etwa 50 Schritt weiter nach Nordosten auf einem Anger verschiedene Eichbäume stehen, welche angekapt, und wohl 10 bis 15 Fuß höher, als dieser sind e). Dieser Eichbaum bestehet aus dreien dicht bei einander, aus einer Wurzel hervorgewachsenen Stämmen, und nahe an demselben war das durch diesen Plaßregen verursachte Wasser in einer Furche des daran stoßenden Feldes hergeflossen. Unter und dicht hinter dem Bäume hatten eben acht Personen Schuß für Regen, Sturm und Hagel genommen, und besonders hatte sich ein armer Knabe kaum zwischen zween Stämmen dieses getheilten Baums niedergesetzt, als ein Bliß den Baum traf, den jetzt gedachten Knaben auf der Stelle tödtete, und die übrigen sieben mehr oder weniger beschädigt zu Boden warf.

In der Höhe von etwa 16 Füßen, sind die drei Stämme dieses Baums gekapt, und darauf, und auch hin und wieder an den Stämmen herunter sind, wie bei Kapeichen gewöhnlich ist, eine Menge Zweige hervorgesproßt, welche sich in dünne Ruthen endigen, und wovon an diesem Baum die dickesten am Stamm etwa armdick seyn mogten. Die Höhe des ganzen Baums bis an die Spitze seiner Zweige beträgt nach meiner Schätzung etwa 27 Fuß. Alle diese fast unzähligen Zweige aller dreier Stämme sind völlig unversehrt, und man konte bei der genauesten Nachforschung an den Zweigen weder

war, befindlichen Lager, ist ein beträchtlicher Parc zum Theil schwerer Artillerie, welches viele Metall doch keinen Bliß auf sich herab zog, da er unterdessen in diesen unbeträchtlichen Eichbaum schlug, die wahrscheinliche Ursache hiervon wird unten bemerkt werden.

e) Der erste hervorragende Gegenstand, welcher sich einer Gewitterwolke auf einer Ebene darbeut, wird am ehesten von Blitzen getroffen, wenn gleich hinter selbigem andere höhere Gegenstände sind, dies ist den Regeln der Elektricität, mithin auch den Würkungsregeln des Blitzes gemäß, in sofern nemlich von dem Orte wo der Bliß entstehet, die Spitze des ersteren niedrigern Gegenstandes weniger entfernt ist, als die Spitze des entfernteren höheren, wenn nicht etwa benachbarte Bliß anziehende Körper, Metall und dergleichen, eine Ausnahme dieser Regel machen. Man nehme daher nie Schutz unter oder bei einem Baume, welcher unter mehreren Bäumen der höchste, oder nach der Gegend des Gewitters hin der erste ist. Auch an diesem Eichbaume waren Spuren anzutreffen, daß schon ehemals ein Bliß ihn getroffen hatte.

der die geringste frische Verletzung, noch selbst am dritten und vierten Tage nachher ein verwelktes Bladt wahrnehmen, nur an dem Stamm, welcher am meisten südlich steht, sind unter einem 10 Fuß hoch von der Erde befindlichen mit hervorgesproßten Zweigen bedeckten Auswuchs an der östlichen mithin von diesem Plazregen nicht getroffenen Seite des Stammes die Spuren dieses Blitzes sichtbar f), und dies ist gerade über der Stelle, wo der erschlagene Knabe gesessen, oder wie einige wollen, angelehnt gestanden hat.

Es sind nemlich daselbst zwei frisch ausgefurchte neben einander in einer Entfernung von etwa 4 Zoll hinablaufende Vertiefungen befindlich, welche zwei an einigen Stellen 3 Zoll breit, und die eine 15, die andere 21 Zoll lang sind, diese beiden Vertiefungen gehen nur so tief als die etwa 6 Linien dicke Rinde des Baums. Selbst war das dadurch entblößte Holz unausgehölt und unversehrt geblieben g), und verdient nur noch das davon angemerkt zu werden, daß am obern Anfang dieser Furchen die am Baum gebliebene Borke glatt, am untern Ende aber derselben wiederspänig, und wie Borsten sträubend, war, woraus meines Ermessens nicht nur folgt, daß dieser Strahl von oben nach unten gefahren h), sondern woraus auch die nachmalige Theilung des Blitzes in so sehr viele Strahlen dünkt mir zu erklären ist.

Ueber diesen beiden vom Bliz ausgefurchten Rinnen, waren in der Oberfläche der Borke einige schwache Spuren, welche vermuthen ließen, daß der Bliz sich über den vorhin bemerkten Auswuchs des Baums von der westlichen nach der östlichen Seite herum geschlungen hatte. Unten hart an der Stelle, wo der Knabe gesessen hatte, ist eine Verletzung an der Wurzel des Baums sichtbar, welche es wahrscheinlich macht, daß der eine Strahl des Blitzes hier in den Erdboden gefahren sey, und diese Vermuthung wird auch durch ein in dem Rasen daselbst befindliches Loch bestärkt. Der Hutkips des Knaben, auf welchen allem Anschein nach der Bliz von jenen 10 Fuß über der Erde in der Borke des Baums befindlichen beiden Furchen unmittelbar gefahren war, und welcher wahrscheinlich zwischen dem Filz

 und

f) Der Bliz fand wahrscheinlich an den durchher nassen Zweigen des Baums seinen wiewohl unvollkommnen Ableiter, an der trockenen Seite mangelte dieser, und veranlaßte solcher Mangel die Beschädigungen.

g) Ein Beweis, daß dieser Bliz nicht sehr stark gewesen, indem die meisten einen Eichbaum treffende Blitze nicht bloß die Borke wegnehmen, sondern das Holz selbst beschädigen.

h) Daß dieser Bliz von oben nach unten gefahren ist, ist, wenn man sich auch nicht auf das Zeugniß der Umstehenden berufen will, weil deren Auge durch die Brechung der Strahlen nur zu leicht betrogen wird, doch auch aus der Ausströhmung, welche, wie unten vorkomt, aus den Taschenpatten des zweiten Verwundeten und zwar nach untenhin geschahe, dünkt mir, unwidersprechlich.

und dem Futter mit Haar von Ziegen, oder einem andern weißen Thiere ausgestopft gewesen, ist in viele Stücke zerrissen umher gestreut gefunden. Von des Knaben abgesengtem Haar, und von dem eben gedachten Ziegenhaar, hat so gar über der Stelle, wo selbiger gesessen hat, etwas an der Borke des Baums gehangen i). Die aus einem wollnen Camisol, Brusttuch und Beinkleide bestehende Kleidung dieses Knaben soll ganz zerrissen, auch die Knöpfe und zinnerne Schnalle des einen Schuhes angeschmolzen gewesen seyn. Der andere Schuh ist vom Fuße herabgeschlagen und ganz zerrissen; es ist mir selbiger nebst einem Stück vom Hute, welcher auf der Inseite Spuren des vorerwehnten Ziegenhaars hat, gebracht, und scheint der Blitz zuerst die Hackennath getrennet, darauf an der ganzen rechten Seite herum die Sohle vom Oberleder losgerissen, und nun von der Spitze des Fußes bis auf den Spann, nach der Schnalle gefahren zu seyn, indem bis an den Ort der Schnalle das Oberleder aufgerissen ist. Diese Schnalle ist meines Wissens nicht gefunden, vermuthlich aber zum Theil oder vielleicht ganz geschmolzen. Der Schuh zeigte übrigens so wenig als die Stükken vom Hut die geringsten Spuren vom Versengen. Die Verletzungen an dem Körper des getödteten Knaben zu beschreiben, erfordert mehr Kentniß der Wundarzenei und Zergliederungslehre, als ich besitze, ich überlasse daher solche billig der geschickten Feder des jüngern hiesigen Herrn D. Meyer, welcher mir erlaubt hat, seine davon gemachte gründliche Beschreibung diesem Aufsatze beizufügen. Ganz nahe neben diesem erschlagenen Knaben, und zwar gegen Osten, mithin nach der Seite, wo der Sturm und Regen hinging, und wohin auch der Blitz hinab geschleudert wurde, hatte eine Gesellschaft von vier hier in Hannover etablirten Männern, deren Kleidungen bereits mehrentheils durchgenässet, und sie selbst durch das Laufen vor den Regen in heftigen Schweiß gesetzt waren, Schutz gesucht, wie sie plötzlich den Blitz wie einen großen Klumpen Feuer auf sich zusah-

i) Von der Höhe dieser gleichsam angeklebt befundenen Haare haben einige, der Versicherung einiger Augenzeugen zuwider, den Schluß ziehen wollen, daß der Knabe stehend müsse getroffen seyn; allein der Schluß ist eben so unzutreffend, als wenn man daraus, daß die Haare höher am Stamm des Baumes gesessen haben, als der Kopf des Knaben war, folgern wolte, daß der Blitz von unten herauf gefahren sey. Theorie und Erfahrung lehren, daß der Blitz den Raum, den er durchfährt, luftleer macht, ganz natürlich, muß alsdenn sofort benachbarte Luft das Leere ersetzen, und leichte Körper mit sich dahin nehmen, ja ob gleich diese Wiederherstellung der Luft von allen Seiten geschehen kan, so mußte sie in diesem Fall doch vorzüglich von unten auf, das ist, aus der Gegend geschehen, woraus das Fortschiessen des Strahls wiederum Luft aus der Stelle vertrieb.

zufahren sahen, der an dem Baum und an dem vom Bliß getödteten Knaben zunächst stehende, hatte ein Kleid von braunem weiß gesprengelten Sommerzeuge an gehabt, dessen Aufzug weisser und brauner zusammen gedreheter Zwirn, und der Einschlag braun wollen Garn ist. Ein Strahl des Blitzes war sowol seiner Empfindung als dem Augenschein nach, auf seinen rechten Rockermel gefahren. Auf diesem Ermel sind 5 Löcher nahe bei einander durchgeschlagen, wovon das kleinste einen Zoll, und das größte 7 Zoll lang und jedes einen halben bis drei Viertel Zoll breit ist. Von Versengung oder Zeichen des Brandes ist daran überall nichts befindlich. Aeusserst merkwürdig aber ist es, daß auf diesem Ermel sowol, als wo sonst das Sommerzeug beschädigt worden, allezeit der zwirnene Aufzug stehen geblieben, der wollene Einschlag aber fortgerissen ist. Nur bei dem stärksten dieser 5 Strahlen sind einige Fäden des Aufzuges mit abgerissen. Das Unterfutter des Ermels ist Parchen, von diesem ist unter dem stärksten Strahl gleichfalls der leinene Aufzug ganz unversehrt geblieben, der baumwollene Einschlag aber herausgerissen, und unter den Nebenstrahlen die auf dem Gewebe des Parchens liegende Baumwolle ganz fortgenommen, sonst aber sowol der Einschlag als der Aufzug gut geblieben, so daß diese Stellen das Ansehen eines Siebes oder einer Gage erhalten haben, und man zum Theil deutlich an selbigen wahrnehmen kan, daß durch die kreutzweise gewebten Fäden etwas mit Gewalt durchgedrungen sey. Auch bei diesem Parchen sind überall keine Spuren eines zugegen gewesenen Feuers befindlich. Das Hemd unter diesen Beschädigungen des Kleides, war eben so vielmal durchlöchert, und der Arm selbst hatte nicht nur an diesen Stellen so viel Wunden, k) sondern es waren verschiedene Strahlen des Blitzes den Arm umlaufen, und hatten durch Versengen der auf dem Arm befindlichen Haare, und durch Verbrennung und Quetschung der Haut, den genommenen Weg bezeichnet. In der rechten Seite des Rocks zwischen Arm und Tasche ist noch eine einen Zoll und eine einen halben Zoll lange Verletzung befindlich, wo von dem Oberzeuge gleichfalls der zwirnene Aufzug unverletzt geblieben, und der wollene Einschlag weggerissen ist. Das wollene Unterfutter des Kleides (von violettem Challon) ist hier gelb versengt, und unter der größten von diesen beiden Verletzungen ist ein rundes Loch, etwa ¼ Zoll groß, mit halb versengtem Rande befindlich.

In der linken Rocktasche hatte ein in Papier gewickeltes Pfeifenrohr (wo ich nicht irre von schwarzem Fischbein) mit gedrehetem unächtem Silberdraht umwun-

k) Die Wunden, welche von diesem Blitze geschlagen sind, haben das Ansehen, als wenn jemand durch einen Fall auf dem Sande des Fußboden sich die Haut weggeschabt hat. (écorchures)

umwunden gesteckt, hiernach war ein Strahl des Blitzes gefahren, und hatte den Silberdraht halb geschmolzen, ohne das Rohr oder den Pfeifenkopf oder dessen silbernen Beschlag zu verletzen. In der Tasche ist kein Loch, wodurch der Blitz gefahren seyn kan, befindlich, jedoch ist sie inwendig schwarz, und das Papier schwarz, mit gelben und violetten Nuancen gebrant, welches leztere vermuthliche Anzeigen von dem mit dem Blitz verbundenen Schwefelfeuer sind.

So nahe die vorhin beschriebene Verletzungen des Arms und dessen Bekleidung dem silbernen Hemdsknopfe auch gewesen war, so war doch an selbigem keine Spur des Schmelzens, Anlaufens oder anderer Beschädigung vorhanden, selbst hat die Folie unter dem weissen Steine ihre Farbe behalten. Nach der Meinung und Empfindung des Patienten war der Blitz von der Gegend des Hemdknopfes nach der Uhrtasche gegangen, das äussere ziemlich maßive Gehäuse der schlichten goldenen Uhr, welche er bei sich getragen, ist zwischen dem Charnier und dem Glase vom Blitz durchschlagen, das Loch in selbigem ist einen halben Zoll lang und ¼ Zoll breit, und der auswendig angeschmolzene zum Theil wie mit halben geschmolzenen Kügelchen belegte Rand dieses Loches ist etwas über einen Zoll lang. Das innere goldene Gehäuse dieser Uhr ist vom Blitz nicht durchbohrt, sondern nur auf der Stelle der Beschädigung des äussern Gehäuses eine kleine Sonne gleichsam von erhabener Arbeit, welche oval ziemlich regelmäßig geflammt, und ein Drittel Zoll im Durchmesser ist, vom Blitz darauf geschmolzen. Nicht weit von dieser Stelle ist auf dem emaillenen Zieferblade eine ganz kleine schwarz unterlaufene Ritze befindlich, auch ist das Glas der Uhr zerbrochen. Aus Vorsicht, um sich nicht daran zu verletzen, ist jedoch dies zerbrochene Glas leider weggeworfen, ehe ich untersuchen können, ob selbiges durch den Blitz vielleicht angeschmolzen 1) sey oder nicht.

Die Fortsetzung folgt künftig.

1) Unter meiner nach gerade ziemlich zahlreichen Samlung von solchen Dingen, welche immediat vom Blitz getroffen sind, gehören auch einige Fensterscheiben, aus einem Hause nahe bei der Aegidienkirche hieselbst. Auf einer derselben ist eine laubförmige Vertiefung durch einen Blitzstrahl eingeschmolzen, und einige andere zeigen geschmolzenes Fensterblei mit geschmolzenem Glase vermischt. Vielleicht ist ein Aehnliches mit dem Uhrglase und dem Golde des Uhrgehäuses geschehen. Der eben erwähnte nicht weit von der Aegidienkirche vor etwa 23 Jahren niedergefallene Blitzstrahl, war auch deshalb merkwürdig, weil seine Spuren zeigten, daß er in einem Zimmer nahe über den Tisch hingefahren, auf welchem, nach der Versicherung des damaligen Bewohners, eine ziemliche Menge Schießpulver gelegen hatte, welches, wie man aus elektrischen Versuchen auch andern Erfahrungen schon vermuthen konte, unentzündet geblieben ist.

# Hannoverisches Magazin.

81tes Stück.

Montag, den 8ten October 1781.

## Würkungen eines am 5ten Sept. dieses 1781ten Jahrs ohnweit Hannover niedergefallenen Wetterstrahls.

(Fortsetzung.)

Das Gold aus der Beschädigung des äußeren Gehäuses war, in sofern es nicht halb kugelförmig sich auf das innere oder äußere Uhrgehäuse, oder auf die Uhrkette fest gelöthet hatte, zum Theil in ganz kleine Kugeln in der Größe eines Mohnkorns geschmolzen a). Die tombachene Uhrkette war aus Vorsicht mit in die Tasche der Uhr gesteckt, und ist in fast alle ihren Gliedern angeschmolzen. Uebrigens ist in dem Uhrwerk selbst überall nichts verletzt, so daß die Uhr nicht nur im Gehen geblieben, sondern auch noch jetzt recht gut, und, außer daß sie etwas tardirt, völlig accurat fortgehet. In der Gegend der Uhrtasche waren alle die sich daselbst vereinigten Strahlen in der rechten Seite des Unterleibes auf die Haut des Patienten gegangen, und hatten auch hier das Hemd vielmal durchlöchert, (eines von diesen Löchern im Hemde ist schwarz gesengt,) die Haut aber theils verbrandt, theils sehr stark gequetscht, und nun scheinen alle diesen Patienten getroffene Strahlen des Blitzes die Haut nicht wieder verlassen zu haben, sondern sind schlängelnd bis zu den Hacken und den Zehen auf selbiger hinabgelaufen. Vier und zwar die stärksten Strahlen haben sich am Unterleibe herum, und wie man besonders an den Strümpfen wahrnehmen kan, nach dem linken Beine gewandt, drei andere schwächere hingegen, sind das rechte Bein herab gelaufen; alle diese Strahlen haben auf diesem ganzen Wege das Haar abgesengt und die Haut theils gequetscht, theils verbrandt, so daß am zweiten und dritten Tage noch Brandblasen entstanden sind.

Der Patient hat weiße baumwoll-



a) Man erinnere sich die Würkungen des Wetterstrahls, welcher 1769 den 31ten Mai auf ein Haus hiesiger Aegidiennenstadt niederfiel, und von mir in dem 49ten St. dieses Magazins desselbigen Jahrs beschrieben ist. Dort waren die eisernen Glockenzüge, zu eben solchen Kügelchen geschmolzen.

ne Strümpfe, und unter selbigen, der Gesundheit halber, dicke weiße wollne sogenannte Femursche Strümpfe, die wolligte Seite inwendig, angehabt. Auf dieser Inseite der Unterstrümpfe ist durch gelb versengte Striche, genau der Weg bezeichnet, welchen die verschiedenen Strahlen des Blitzes zu den Füßen hinab schlängelnd genommen haben, und gar besonders ist es, wo das Knieband gewesen ist, hören die Strahlen an beiden Beinen auf, und fangen unter dem Kniebande wieder an, ohne daß man an den aus bläulichen Tucheggen bestehenden Kniebändern, an den Oberstrümpfen oder sonst wo bemerken können, wie daselbst die Strahlen gefahren sind. An beiden Seiten sind die Strahlen auswärts an den Waden hinab gelaufen, und zwar zeigt der linke Strumpf über dem Kniebande zwei Strahlen, welche sich ehe sie das Knieband erreichen, wieder vereinigt haben. Dicht unter dem Kniebande ist auch nur ein Strahl fast $\frac{3}{4}$ Zoll breit, welcher sich überhalb der Wade in 4 Strahlen theilt. Diese 4 Strahlen laufen nach und nach wieder zusammen, so daß von Wade bis zum Enkel nur ein Strahl ist, dieser theilt sich am Enkel wieder in 4 Strahlen, wovon zwei am Hacken, einer mitten am Fuß, und der vierte am kleinen Zeh nach der Sohle des Schuhes hingefahren sind, und an diesem Orte kleine Löcher, noch nicht einmal von einer Masche, zum Theil nicht von $\frac{1}{2}$ Masche in den Strumpf gebrandt haben. Ueberhaupt hat die Würkung dieser und der übrigen Strahlen dieses Blitzes, den Hauptstrahl ausgenommen, welcher den Knaben traf, sich so sehr vermindert, daß es mir zweifelhaft bleibt, ob sie alle den Erdboden erreicht haben. Am andern auf dem rechten Beine gewesenen Strumpf, gleichfalls auf der Inseite, ist überhalb des Strumpfbandes nur ein etwa zwei Linien breiter gelb gesengter Strich sichtbar. Dieser theilt sich gleich unterhalb dem Strumpfbande in drei Strahlen, welche, nachdem sich zwei davon unter der Wade wieder vereinigt haben, nach dem Hacken zulaufen, und sich daselbst in eine ziemlich große bräunlich jedoch sehr blaß gesengte Stelle verlieren. Sehr merkwürdig scheint es mir zu seyn, daß auf dem Rockermel und in der Seite sich sieben Strahlen gezeigt haben, und eben solche sieben Strahlen an den Unterstrümpfen mit der größten Gewißheit zu unterscheiden sind. Merkwürdig ist es ferner, daß die baumwollenen Oberstrümpfe ganz unversehrt geblieben sind, und nicht das allergeringste Merkmal vom Blitz, selbst da nicht zeigen, wo die Spuren des Blitzes auf den Unterstrümpfen aufhören, und also höchst wahrscheinlich die Blitzstrahlen wenigstens zum Theil durch die Oberstrümpfe nach dem Erdboden hingedrungen sind. Ich bin unschlüssig, ob ich dies besondern Eigenschaften der Baumwolle, oder vielleicht dem Umstande zuschreiben soll, daß die Oberstrümpfe durchnäßt gewesen sind, und empfehle die Entscheidung dieses

Zwei-

Zweifels, als einen Vorwurf zu den elektrischen Versuchen scharfsinniger Gelehrten.

Eine gleiche und noch größere Aufmerksamkeit der Gelehrten verdient die Frage, warum das Haar und die Haut der Beine und die Femurschen Strümpfe, ein so getreuer Ableiter aller sieben auf diesen Patienten herabgefahrenen Wetterstrahlen gewesen sind, so das weder das Geld in der Tasche, unter welchem ein blanker Gulden gewesen, noch die Knie und Schuhschnallen, unter welche metallische Körper der Blitz, zum Theil, bis zur Berührung nahe, weggefahren ist, die Strahlen anziehen konten.

Darf man eine Hypothese hierüber wagen, so sey es folgende: die äußere Haut, zumal vom Schweiß genetzt, ist ein unelektrischer die Elektricität willig aufnehmender Körper, die darunter liegende Fetthaut hingegen so wohl, als der wollene vielleicht gar, wie fast alle weiße wollene Fabrikwaaren geschwefelte Strumpf sind elektrische, mithin dem elektrischen Feuer Gränzen setzende Körper, legt man einen flachen unelektrischen Körper zwischen zween elektrische, so nimt selbiger vorzüglich stark jeden elektrischen Funken auf, und führt ihn um so getreuer fort, da eine Ausströmung kaum möglich ist. Man kennt bei elektrischen Versuchen die starke Würkung einer Zinnfolie, welche zwischen zween Glasscheiben geleimt worden, und eben so bekant ist, daß man Goldplättchen zwischen Glasscheiben oder Agattäfelchen fest schrauben, und dann selbige mit dem elektrischen Funken schmelzen, dadurch die Glastafeln vergulden oder goldene Figuren in selbige gleichsam einätzen kan. Hier scheint würklich etwas Aehnliches vorgegangen zu seyn.

Wird diese Theorie durch mehrere Erfahrungen bestätigt, so kan sie für die Lehre von Gewitterableitern, mithin für die Wohlfahrt vieler Menschen sehr wichtig werden b).



b) Alsdenn lassen Gelehrte vielleicht künftig ihre elektrischen Conductoren, da wo sie keine Funken geben sollen, mit wollenem, vielleicht mit seidenem Zeuge oder Glasröhren überziehn, und vielleicht ihre Gewitterableiter, kupferne eiserne oder blecherne Röhren, mit Pech oder Harz überzogen, oder wenn Luft dazwischen seyn muß, mit starken, vielleicht aus wollenen Garn gemachten Pechtuch überzogen seyn. (Dies schreib ich ehe ich den fürtrefflichen Tractat des Herrn D. Reimari in Hamburg vom Blitz und seinen Würkungen ꝛc. gelesen hatte, ich finde in selbigem, daß mein Vorschlag, Gewitterableiter, so aus kupfernen oder blechernen Röhren bestehen, mit Pechharz oder Theertuch zu überziehen, neu seyn wird, zugleich aber finde ich in selbigem ausnehmend viele Erfahrungen gesammlet, welche die Theorie dieses Vorschlages bestärken, und fast zur völligen Gewißheit machen. Dieser um diese Wissenschaft als ein recht klaßischer Schriftsteller, so rühmlichst verdiente Herr D. Reimarus hat im §. 53. viele Erfahrungen mitgetheilt, daß der Blitz an den Masten der Schiffe, da wo sie mit Theer und Kienruß überzogen waren, ohne Verletzung herabgelaufen, an den Stellen aber wo dieser Ueberzug fehlte solche zerschmettert habe, daß jedoch der Blitz, wenn

Der zweite von dieser Gesellschaft hatte ein blau tuchenes mit einer silbernen etwa Strohhalms dicken Schnur eingefaßtes Kleid, mit Knöpfen, so mit demselbigen Tuch überzogen, und einem kleinen in Silber gestickten Rand versehen sind, angehabt. Die an dessen Kleidung befindliche Spuren des Blizzes zeigen, daß ein Strahl ihm auf das zugeknöpfte Kleid gerade vor die Brust gefahren sey. Selbiger ist auf der silbernen Schnur herabgefahren. Wo das Kleid nicht mehr zugeknöpft war, hat er sich, dem Anschein nach getheilt, einer ist durch die halb seidene Weste auf die Haut gefahren, der andere aber hat sich auf die rechte Seite des Rocks gewandt, ist daselbst an der Einfaßschnur bis zu Ende des Schoßes herabgelaufen, und hat das Silber von solcher Schnur so weit weggeschmolzen, daß nur das in die Seide gedrehete Silber verschont geblieben ist, außerdem sind noch die Würkungen vom Bliz auf dem linken Rockschoße bemerklich, welcher auf der Schnur der Rocktasche und der Schnur in den Falten dieses Schoßes gleichfalls das Silber weggeschmolzen hat. Die Seide der Schnur ist allerwärts ohne sicht-

wenn er an einem solchen Theerüberzug weggelaufen, wenn Eisen in der Nähe gewesen, von selbigen abgesprungen, und seine mehrere Neigung zu Eisen und anderm Metall habe blicken lassen. Und eine ähnliche, wie wohl weit schwächere Ableitungen hat sich auch bei bloß angemaltem Holze oder Mauerwerk gefunden. Was gegen obigen Vorschlag §. 127. auch in der Zusatzerfahrung 89* gesagt, zu seyn scheint, widerlegt dies dagegen nicht, weil Mastbäume, eichene Ständer, und Mauerwerk, höchst schwache unvollkommene Ableiter sind, an welche freilich der Theerüberzug oder die Oelfarbe allein den Bliz nur so lange heften konte, als kein Eisen oder anderes Metall in der Nähe war. Wenn man aber statt solcher Bäume einen aus einer gehörig dicken Röhre von Eisen oder Kupferblech bestehenden Ableiter mit einem Pech oder Theerüberzug, wenigstens unterhalb versiehet, so wird der Bliz gewiß weniger vom Ableiter abspringen, erstickende Dünste ausströmen, oder Nebenstrahlen abschießen, als wenn ein solcher Ueberzug nicht darüber befindlich wäre. Nicht also um den Ableiter besser zu isoliren, denn dies wäre auch nach meiner Ueberzeugung fehlerhaft, sondern um den vielleicht einmal herabschießenden Bliz gewisser an den Ableiter zu heften, und die in der Nähe befindlichen Menschen besser zu sichern, schlage ich diesen Ueberzug vor, und wünsche gar sehr, daß sachkundige Gelehrte, und vorzüglich der Herr D. Reimarus ihre Gedanken, Erfahrungen und Versuche hierüber, in diesem Magazin mitzutheilen belieben wollen. Hierbei gebe ich aber gern zu, daß ein zu schmaler Ableiter, eine eiserne Stange ein Paar Federkiel dick, oder ein Blech von ein Paar Zoll breit, in keinen dem Bliz widerstehenden Körper eingeschlossen seyn darf. Eine blecherne Dachrinnenröhre, die zugleich das Regenwasser herab führet, welche 4½ Zoll im Durchmesser, und also über 13 Zoll Oberfläche hat, deren ich mich seit verschiedener Jahren zum Ableiter bediene, hat, dünkt mir in sich Raum genug für die Würkung und Ableitung des stärksten Blitzes, und solte ich dafür halten, daß eine solche Röhre mit einem Pechüberzug versehen ein gar vorzüglicher Ableiter seyn müßte, sehe jedoch über diese Frage dem Rath und dem Gutachten anderer mit Verlangen entgegen.

sichtbare Verletzung geblieben, hingegen sind auf beiden Seiten dieser vom Bliz getroffenen Schnur schwarz geflammte Spuren des Blizes sowohl auf dem bläulichen Tuche, als auf der gelben halb seidenem Weste zurückgelassen. Diese schwarze Spuren von Flammen sind fast so dicht bei einander, als die Schnur spirale Gewinde hat, und die meisten derselben gehen mit ihren Spitzen, wo die Schnur herabläuft, ½ bis 1 Zoll von der Schnur ab. Die Einfassung der Taschenpatte giebt besonders zu einigen mir wichtig scheinenden Bemerkungen Anlaß. Wo an selbiger die silberne Schnur nicht herab, sondern mehrentheils horizontal läuft, da sind die schwarz eingebranten flammigten Spuren des Blizes über dieser Schnur fast gar nicht, unter derselben aber in der Breite von 6. 8. bis 13 Zollen sichtbar. Gewiß ein Merkmal einer starken Ausströmung des elektrischen Feuers nach dem Erdboden zu, und wie mir dünkt, eine Warnung, einen Gewitterableiter in keinem seiner Theile horizontal zu führen. Es ist diese Taschenpatte an ihren untern beiden Ecken im rechten Winkel geschnitten, so daß daselbst auch die Einfasseschnur einen Winkel von 90 Graden macht, und eben an diesen beiden Ecken hat auch ein Strahl des Blizes diese silberne Schnur, die ihm zum Ableiter diente, verlassen c). Gerade unter der vordern Ecke dieser Taschenpatte ist ein Strahl, und wo die Schnur vorn oben an der Patte ihren Anfang nimt, ein zweiter Strahl durch alle Kleidung bis auf die Haut gedrungen, hat selbige gequetscht, und nebst dem darauf befindlichen Haar versengt, und sind diese beiden Strahlen noch etwa eine Spanne auf das linke Oberbein hinabgefahren. Hier haben diese Strahlen, vielleicht auch der vorhin bemerkte vorn durch die Weste gedrungene Strahl, zum Glück dieses Patienten sich wieder nach der bis dahin unversehrten Einfassungsschnur des linken Rockschosses gewandt, und haben an selbiger bis zu Ende auch dieses Rockschosses den Silberdrath geschmolzen, und einen Fingerbreiten schwarz geflamten Rand auf dem bläulichen Tuche zurückgelassen d). Auf diesem Wege haben die beiden Strahlen,



c) Ich glaube nicht, das jede Biegung des Gewitterableiters, wenn selbige selbst einem rechten Winkel gleich komt, veranlassen werde, daß der Bliz den Ableiter verlasse, allein diejenigen Winkel halte ich gefährlich, welche den bis dahin herabgeleiteten Bliz horizontal, oder gar, wie hier der Fall ist, wieder hinauf leiten sollen.

d) Ich habe aus eignen und fremden Beobachtungen gar oft und fast ausschliessend wahrgenommen, daß der Bliz dann zündet, wenn er Metalle geschmolzen hat, bis dahin aber mehrentheils ohne Spuren des Brandes bleibt; bestätigt sich diese Erfahrung ferner, so scheint sie auch bei der Lehre der Gewitterableiter äußerst wichtig zu seyn, und würde man alsdann sehr wiederrathen müssen, die verschiedenen Theile des Ableiters mit dünnem Messingsdrath ꝛc. zu verbinden.

len, dreimal ein Strahl allein, und das vierte mal beide, vielleicht alle drei Strahlen zusammen, das bläuliche Tuch durchbohrt. Auf diesen Stellen sind in solchem Tuche runde gebrante Löcher, in der Größe eines Nadelknopfs und mit einem braunen versengten Rande von etwa einer Erbse groß umgeben. Durch das aus bläulichem Challon bestehende Unterfutter des Kleides sind an drei Stellen, wo im Tuch die eben beschriebene Löcher sind, Strahlen des Blitzes durchgedrungen. Die Spuren davon sind an der einen Stelle nur ein gelb gesengter Fleck wie ein 6 mgr. Stück groß, an zween Orten aber eine in der Größe eines Ggr. gesengte Stellen, in deren Mitte eine kleine Oefnung befindlich ist. Wo nun, wie ich eben erwehnt habe, im Tuch ein Loch nur wie ein Nadelknöpfchen groß, und im Challon ein gelber Fleck befindlich, da ist darunter in der gelb gestreiften halb seidenen Weste ein zwei Zoll langes und ⅞ Zoll breites Loch solchergestalt durchgeschlagen, daß der seidene Aufzug weggerissen, und der linnene Einschlag geblieben ist. Das Unterfutter unter dieser Weste ist schlesiger Linnen. Durch selbiges ist der Blitz an zwoe Stellen gefahren, und hat sich durch die Fäden durchgedrängt, ohne einen Faden zu zerreissen; und eben so sind an zwoe Stellen, wo jedesmal zween Strahlen des Blitzes durch das bläuliche Tuch der Beinkleider Löcher geschlagen haben, diese Strahlen durch den darunter befindlichen Parchen ohne Versengung, und ohne die Faden desselben zu zerreissen, wie durch ein Sieb gedrungen.

Wo die verschiedenen beschriebenen Strahlen auf die Haut gegangen sind, da ist das Hemd löchericht und schwarzbraun gebrant. Noch ein Strahl, welcher von der hintern Ecke der Taschenpatte abgefahren ist, scheint durch die Rockfalten gegangen zu seyn, und soll auf der linken Hüfte eine kleine blutende Wunde geschlagen haben. An allen übrigen Stellen, wo vorbeschriebener maaßen der Blitz bis auf die Haut gedrungen, ist den erhaltenen Versicherungen nach, nur die obere Haut versengt und leicht gequetscht. An den Beinen dieses Patienten sind keine Strahlen herabgelaufen. Er hat linnene Unterstrümpfe und baumwollene Oberstrümpfe angehabt, welche durch den Regen bereits völlig durchnäßt waren, nur der eine baumwollene Oberstrumpf ist (vermuthlich von denen von der Einfassung der Rockschösse nach den Erdboden gefahrnen Blitzstrahlen) vorn schwarz geworden, so als wenn selbiger über Lichtqualm gehalten wäre. Uebrigens ist die goldene Uhr mit tombackener Kette, die Knie- und Schuschnallen, und das Geld dieses vom Blitz getroffenen nicht nur völlig unversehrt geblieben, sondern (welches am meisten meine Verwunderung erregt hat) der in Silber gestickte Rand der Knöpfe, welche Knöpfe an der vom Blitz geschmolzenen silbernen Einfassung ganz dichte ansitzen, ist, bis auf einen nach, ganz unge-

ungeschmolzen und unversehrt geblieben, und dieser eine Knopf, wovon die Einfassung nur halb herum geschmolzen ist, ist eben der, welcher auf der linken Hüfte über den Rockfalten, mithin genau da sitzt, wo sowohl die vom Bliz geschmolzene in den Rockfalten hinauf gehende silbernen Schnur, als die gleichfalls geschmolzene Einfassung der Taschenpatte zu Ende laufen.

Dies ist, dünkt mir, ein starker Grund zur Beruhigung für diejenigen, welche sich und ihre Häuser durch Gewitterableiter zu sichern suchen, und eine sehr wichtige Bestätigung der Theorie von diesen Ableitern, daß der Bliz detachirte Metalle, selbst den für ihn sonst so sehr empfänglichen feinen Silberdrath, verschont, so bald er an einem selbst unvollkommenen nicht bis zum Erdboden fortgeführten Ableiter desselben Metalls hinablaufen kan.

Der dritte aus dieser Gesellschaft war von einem Strahl dieses Blizes etwa vier Fingerbreit über das rechte Knie getroffen. Das Tuch der Beinkleider ist an dieser Stelle etwa 3 Zoll lang zerrissen, die Fäden des hierunter befindlichen Parchens sind unverlezt, und ist wiederum hier der Parchen auf einer Stelle von 2 Zoll lang und einem Zoll breit siebartig geworden. Das Knieband hierunter soll etwas am Rande eingerissen seyn, man glaubte, es sey baumwollen, ich habe versäumt, es mir zeigen zu lassen. Der floretseidene Oberstrumpf ist unter dieser Stelle in der Breite eines halben Zolls und in der Länge von zwei Zollen durchlöchert, so jedoch, daß in diesem Raum einige Faden und Reihen Maschen unverlezt geblieben sind. Rund um diese Stelle herum ist der Strumpf etwas gelblich gesengt, der baumwollene Unterstrumpf hat hier in einer eben so großen gelblichen Stelle zween Löcher erhalten, unter diesen soll die Haut des Patienten eine drittehalb Zoll lange und einen Zoll breite Quetschung erlitten haben. Hier hat sich allem Anschein nach der Strahl getheilt, einer ist der Beschreibung dieses Beschädigten zu Folge über das Knie an der Aussenseite des Beins herab bis zwischen Wade und Enkel gegangen, und hat bis dahin ohne Quetschung einen rothen Strich und halb versengtes Haar auf der Haut zurück gelassen. Der andere Strahl hingegen hat sich etwas aufwärts nach der innern Seite des dicken Beins herum gewandt, daselbst das Haar versengt und einige Quetschung veranlaßt, und ist etwas höher als die Mitte des dicken Beins hinten durch die Bekleidung herausgefahren.

Der Unterstrumpf zeigt übrigens sowohl wie der Oberstrumpf auf der innern Seite einige halb versengte Spuren, welche vermuthen lassen, daß von diesen beiden Strahlen der hinabgefahrne seinen Weg zwischen dem baumwollenen Unterstrumpf und dem seidenen Oberstrumpf, der hinaufgefahrne aber zwischen der Haut und diesem Unterstrumpf genommen habe. An dem Orte, bis dahin der am Beine herabgelaufene rothe Strahl und die Spuren

ren der Versengung an dem Haar und Strümpfen gehen, etwa einer Hand-breit über den Schuh, ist ein sich auszeichnender gelb gesengter Fleck an dem seidenen Strumpf befindlich, welcher es wahrscheinlich macht, daß hier der Bliz aus dem damals durchnäßt gewesenen seidenen Strumpf gefahren sey, indem sonst keine Verlezung an dem Strumpf wahrzunehmen ist, wodurch der Strahl könte hinaus gefahren seyn.

Uebrigens so sind auch an diesem vom Bliz Getroffenen die goldene lakirte Uhr mit einer stählernen Kette, das Geld, die Schnallen, und die stählernen Knöpfe des Kleides ohne sichtbare Verlezung geblieben.

Der vierte von dieser Gesellschaft ist nur an seinen Schuhen verlezt, indem an zwoen Stellen seines rechten Schuhes das Oberleder von der Sohle abgerissen, und sein linker Schuh an drei Orten fein durchlöchert ist. Mitten unter der Sohle des linken Schuhes ist eine als mit Schiespulver verbrante Stelle, wovon ich jedoch ungewiß bin, ob selbige vom Bliz herrührt.

In geringer Entfernung von dieser Gesellschaft hatten auch drei Weiber Schuz für den Regen genommen, und auch diese sind zu Boden geworfen, und haben, wie ich mir habe sagen lassen, ohne sonderbare Verlezung ihrer Kleider einige wie wohl leichte aber sehr schmerzhafte Contusionen erhalten, die beträchtlichste von diesen Contusionen ist ein blauer Fleck, als von einem empfangenen Schlage, welchen der Versicherung des Wundarztes zu Folge, das eine dieser Weiber auf der rechten Lende haben soll. Alle die acht unter und neben dem vom Bliz getroffenen Baume befindliche Personen sind übrigens Sinnlos zur Erde gestürzt, und die ersteren viere lange ohne alle Empfindung geblieben, der erstere von der Gesellschaft, welcher zunächst bei dem getödteten Knaben gestanden hat, glaubt e) in dem Augenblick des Blizes selbst noch bei Verstande gewesen zu seyn, er hat seiner Meinung nach den auf ihn zufahrenden sehr großen Klumpen Feuer gesehen, und den selbigen begleitenden erschrecklichen Knall gehört. Besonders hat der vom Bliz zerrissene Hut des Knaben, welcher seiner Meinung nach ihm nach dem Gesicht zugeflogen ist, einen sehr lebhaften Eindruck auf ihn gemacht; er vermeint den Bliz auf seinem Ermel und darauf von seinem Hemdsknopf nach seiner Uhrtasche haben herablaufen sehen: und erst darauf habe er die Empfindung gehabt, als wenn ihm der Kopf nieder zwischen die Füsse gedrückt würde, und so sey er über und neben die andern weg eine ganze Strecke fort zur Erde gestürzt.

Der Schluß folgt künftig.

e) Ich schreibe dieses als ungewiß, nicht als wenn ich in die Wahrheitsliebe dieses überaus rechtschaffenen Mannes den geringsten Zweifel setze, sondern weil ich es in einem solchen Zustande möglich und selbst wahrscheinlich halte, daß Traumbilder und Vorstellungen der Seele die Stelle der Besinnung und Erinnerung ausfüllen, und bei dem Erwachen aus der Ohnmacht man denn selbst nicht vermag zu unterscheiden, was Bewußtseyn oder was Imagination gewesen ist.

Hannoverisches Magazin.

82tes Stück.

Freitag, den 12ten October 1781.

## Würkungen eines am 5ten Sept. dieses 1781ten Jahrs ohnweit Hannover niedergefallenen Wetterstrahls.

(Schluß.)

Der Rasen, worauf diese Verwundeten gestanden hatten, war am dritten Tage nachher hin und wieder mit schlänglend hinlaufenden, den Gängen der Feldmäuse ähnlichen Furchen durchschnitten, doch blieb ich zweifelhaft, ob dies Würkungen des Blitzes waren. Die Gegend, wo der Blitz hernieder gefahren, war übrigens, wie gewöhnlich, mit Schwefeldampf erfüllet worden, und diesen (außer dem Erschlagenen) niedergeworfenen 7 Personen ist die Luft entzogen, und den Erstickten gleich der Athem stehn geblieben. Vielleicht war es zu ihrem Glück, daß sie in das Wasser stürzten, welches vor dieser Hecke in der Furche des Landes von dem Platzregen hinströmte. Ich fand diese vom Blitz Verwundete äußerst gerührt, und dankbar für die edle Sorgfalt, mit welcher ein verehrungswehrter Menschenfreund für ihre Rettung bemüht gewesen war, er fand sich sofort an dem Orte, wo dies Unglück geschehen war, ein, eilte darauf selbst zu den nächsten Fuhrwerken, und fand auch sogleich eine Gesellschaft, welche edel genug dachte, sich selbst, ob gleich unter ihnen Frauenzimmer von schwächlicher Gesundheit waren, dem Regen, Sturm und Hagel auf dem noch entfernten Wege nach Hannover zu Fuß preiß zu geben, und ihre Fuhrwerke diesen Unglücklichen zu überlassen. In diesen wurden sie zum Theil noch sinnlos gesetzt, und schleunigst der treuen Sorgfalt eines geschickten Arztes hieselbst überliefert, welcher nebst den zugezogenen Wundärzten, durch gehörig angewandte Mittel, sie in wenig Tagen so weit brachte, daß ihre baldige völlige Genesung ausser Zweifel ist, und sie jetzt schon wieder ausgehen können.

Ich kan diesen Aufsatz von den Würkungen des Blitzes nicht schliessen, ohne einen sehr angelegentlichen Wunsch zu äußern, wozu mich die Lesung des mehr erwehnten Tractats des Herrn

Doctor Reimarus gebracht hat, das ist, einen vierten Theil dieses fürtrefli-chen und gewiß wenn Gewitterablei-ter bei uns Deutschen nur erst übli-cher werden, für die Wohlfahrt der Menschen höchst wichtigen Werkes zu erhalten, in welchem die Gegenstände mehr unterschieden, und gleichsam clas-sificirt wären, welche der Bliz äußerst aufsucht, welche er mehr oder weniger liebt, welche ihm gleichsam gleichgül-tig sind, und welche er fliehet.

Ich bin durch viele selbst gemachte und gesammlete Erfahrungen, und auch durch die große Menge der Erfahrun-gen, welche uns der Herr D. Reima-rus liefert, völlig überzeugt, und die Theorie elektrischer Beobachtungen be-stätigt es, das kaum zweierlei Körper oder Substanzen zu ersinnen sind, wel-che eine gleiche den Bliz anziehende oder abstossende Kraft haben, und doch lehrt jede Erfahrung, daß ähnliche Körper, unter gleichen Umständen, und von gleich starken Blizstrahlen, mit einer bewunderns würdigen Gleich-heit behandelt werden.

Selbst die verschiedenen Strahlen dieses Blizes haben ähnliche Gegen-stände, auch mit vieler Gleichheit be-handelt; ja dies gilt nicht bloß von den Wunden der Haut, von Verschie-denheit der Kleidung u. d. gl., son-dern man hat sogar Beispiele, daß ein Thurm mehrmalen zu ganz verschiede-nen Zeiten auf eine ganz ähnliche Weise getroffen worden, welches um so mehr zu verwundern ist, da ein stärkerer oder schwächerer Wind, verschiedener Zug oder Stand der Wolken, und der-gleichen mehr den Blizen nothwendig eine andere Richtung und Stärke geben müssen.

Der Thurm auf der Stiftskirche zu Loccum, ist in der ersten Hälfte dieses Säculi dreimal auf eine ganz ähnliche Weise getroffen, alle dreimal war auch der Bliz an dem Drath zur Uhrkam-mer herabgefahren, und hatte an dem Zieferblade in der Kirche das erstemal eine, das zweitemal zwei, und das drittemal wieder eine Zahl getroffen, und von da jedesmal einen Stein aus-gehoben. Nicht alle Metalle sind in Absicht des Blizes den andern gleich, und selbst von ein und eben demselben Metalle, macht wieder die Zubereitung einen sehr großen Unterschied. Der Bliz liebt und behandelt ein und eben dasselbe Metall ganz anders, wenn es in Gestalt des Goldschaums eine lan-ge Strecke hin eine Leiste überzogen hat, oder wenn es in einer Tresse mit Seide verwebt worden, oder wenn es als Drath oder als Blech, oder blank geschmiedet oder gegossen, sich ihm dar-beut, ganz anders, wenn derselbige Drath blank poliert, oder blind oder rostig ist. Von gegossenen nicht blank polirten Metallen habe ich noch keine Erfahrung irgend einer Anziehung. Die Glocken auf den Thürmen, worin der Bliz fährt, die Kanonen auf den Wällen bleiben gewöhnlich verschont. Und trift der Bliz gegossen Metall, so läuft er nicht an selbiges hinaus, sondern schlägt Löcher darin, wie im Albertischen Hause geschahe, zerschmet-tert

tert es, wie sich an einer kleinen Thurmglocke zu Holtensen, im Amte Springe, zugetragen hat, wovon ich ein Stück besitze, oder springt von dem gegossenen Metall sofort wieder ab.

Zu Marly geht über der Erde in zween 18zölligen Röhren von gegossenem Eisen das Wasser aus der Seine in einen Behälter, von diesem in den zweiten, bis zu einem auf einem Berge belegenen Thurm, welcher 610 Toisen von dem Flusse entfernt ist; von da bringen zween ähnliche Röhren das Wasser auf einem sehr hohen aus Schwibbogen von 60 und mehreren Füßen hoch bestehenden Mauerwerke 330 Toisen weiter, und nun gehen die beiden Röhren noch 350 Toisen bis zum Wasserbehälter bei Marly fort. Die Wasserkunst, welche diese Röhren füllt, hat bei der Seine 64, bei dem mittlern Wasserbehälter 79, und bei dem obersten an der Anschräge dieses hohen Berges belegenen Wasserbehälter 82 große Pumpen. Alle diese Pumpen werden durch 14 in der Seine angebrachte 30füßige Wasserräder in beständiger Bewegung erhalten, und zwar so, daß alle diese auf dem Berge befindliche Pumpen, so wie solches bei unsern Berg- und Salzwerken wohl einzeln angebracht ist, durch viele von dem Fluß den Berg hinauf gehende Gestänge getrieben werden, nur mit dem Unterschiede, daß anstatt diese Gestänge zum Harz und zu Salzderhelden von Holz sind, so sind sie zu Marly ganz von überaus dicken Stangen Eisen verfertigt.

Dies ist also wohl ohne Zweifel der größte Conductor in der Welt. Ich habe mir im J. 1771 alle Mühe gegeben zu erfahren, was diese entsetzliche Leitungen von Eisen, die fast durchgängig den höchsten Gegenstand ausmacht, für einen Einfluß, oder für Schicksale in Absicht der Gewitter gehabt hat, allein die ältesten 70. und 78jährigen Leute, welche behaupteten von Kindheit auf bei der Maschine umgegangen zu seyn, haben mich einhellig versichert, daß es wohl nahe Gewitter dort gebe, daß sie aber niemals bemerkt hätten, daß ein Blitz in diese Gestänge, oder in die Röhrenleitung gefahren sey. Und so hätten sie auch nie von ihren Vorgängern bei dieser Wasserkunst gehört, daß jemals der Blitz hinein gefahren wäre, oder sonst daselbst Schaden gethan hätte. Und dennoch sind es nun schon etwas über 100 Jahr, daß diese Wasserkunst, so wie sie jetzt ist, angelegt wurde. Würde man in diesem Abstande von 1290 Toisen anstatt der aus gegossenem und eingerostetem a) Eisen bestehenden Röh-



a) Der Blitz würkt wie die Elektricität allzeit vorzüglich auf die Oberfläche unelektrischer Körper, daher ist leicht zu erklären, warum rostiger Eisendrath bei elektrischen Versuchen nicht brauchbar ist, und warum der Blitz an rostigem Eisen nur unvollkommen oder gar nicht hinab läuft, vielleicht wäre am 31ten Mai 1769 der eine Strahl des Blitzes nicht vom Glockenzuge am Albertischen Hause, nach dem Stoßbredt unter der blechernen Dachrinne, (ich vergaß dort zu sagen, daß die Dachrinne

ren und des unangemalten gleichfalls vermuthlich schon im ersten Jahr mit Rost überzogenen Gestänges, Meßings- oder unverrösteten Eisendrath, Blech oder Tressen herziehn, so würde gewiß nicht leicht ein Jahr vergehn, daß nicht ein Bliß hineinführe. Blei ist nach meiner geringen Erfahrung ein sehr unvollkommener Ableiter. Der Bliß läuft nur alsdenn oben auf dem Dache, wenn ihm nur die Wahl zwischen Ziegel- oder Schiefersteinen und Blei übrig ist, getreu daran hinab. Ich habe schon mehrere Blitze die Blei getroffen haben untersucht, allein die Spuren des Blitzes auf selbigem waren immer abspringend, der Bliß lief nie so wie er an den Tressen, Drath oder Blech thut, daran hinaus, ein nasser Fensterrahmen, ein benachbarter nasser Ständer, vorzüglich aber benachbartes Eisen leiteten ihn gar bald vom Bleie ab, wenn er gleich noch eine Strecke an selbigem hinaus laufen können. Solte es daher bei einem guten Ableiter nicht mehr als man glaubt, auf Wahl der Metalle, vielleicht auf ihre Form auf Wahl benachbarter Körper ankommen, und wenn dies ist, wäre es denn nicht äusserst wichtig der Metalle und der uns umgebenden Körper mehrere oder mindere Anziehung des Blitzes, so viel wie möglich zu bestimmen? Von vergoldeten Leisten b) und goldenen Tressen bis zum Pech und zur blauen Seide, und von dem Eichbaum bis zur Buche c) sind unendliche Stuffen, der mehr oder minderen Empfänglichkeit für den Bliß. Welche Stuffen auszuspähen und zu bestimmen ein rühmliches Geschäfte für die ausgebreitete Kentniß und Belesenheit, und für den Scharfsinn eines Reimarus seyn würde d).

Hannover. G. A. L.

rinne Blech sey, und mit dem Rohr, worin der andere Strahl herabgefahren zusammen hing,) abgesprungen; wenn nicht der Klingelzug daselbst in freier Luft, dem Wetter ausgesetzt, und daher mit Rost überzogen gewesen wäre.

b) Am 25ten Jun. dieses Jahrs, ist ein Bliß auf ein Haus in Dresden gefallen, und hat vorzüglich den Eiserdrath aufgesucht, heraus gerissen und zusammen gerollet, welcher in den Wänden der berohrten Zimmer verbraucht gewesen ist, doch ist er von selbigem nach der Vergoldung eines Bilderrahms abgezogen worden. Wittenbergisches Wochenblatt von 1781. St. 33.

c) Alte Förster versichern, daß der Bliß niemals in Büchen schlüge. Ich habe weder für noch wieder Erfahrung, und kan daher dies gerühmte Privilegium der Büchen noch nicht als erwiesen annehmen, doch ist daß wohl gewiß, daß der Bliß vorzüglich in Eichen, auch ziemlich oft in Tannen, und nicht selten in Birnbäume schlägt.

d) Ich habe in der Note b. S. 1286. geäußert, daß blecherne Röhren wenigstens vom Dach bis zur Erde die besten Ableiter seyn werden, und daß man sie den eisernen Stangen vorziehn möge. Ferner daß es vielleicht gut und dienlich sey, wenn selbige für die Würkungen des Blitzes Weite genug haben, sie wenigstens unten

## Des jüngern Hrn. D. C. A. Meyers Beschreibung von den Verletzungen des am 5ten Sept. 1781 vom Blitz getödteten Knabens.

Der Körper des am 5ten Sept. vom Gewitter erschlagenen Knabens, ward durch die schleunige, und zweckmäßige Fürsorge, eines edlen Menschenfreundes, der sich sogleich nach geschehenem Unglücke, an dem Orte einfand, in die Stadt gebracht. Er ward in dem Zeitraume von nicht völlig einer Stunde, zugleich mit den übrigen beschädigten Menschen, den Händen der Aerzte und Wundärzte übergeben, die sogleich die nöthigen Versuche anstellten, das erloschene Leben, wenn es ja möglich wäre, wieder anzufachen. Bei der ersten Untersuchung, des Körpers, der ohngefähr 12 bis 14 Jahre alt zu seyn schien, fand man an der rechten Seite des Kopfes, vom obern Theile des äußern Ohrs angerechnet, in einem Umkreise von 4 Zoll alle Haare wie abgeschoren; die Gränzen dieser kahlen Stelle, waren mit versengten Haaren umschrieben. Hinter dem Ohre derselben Seite, waren 2 scharfe wie von einem Messer gemachte Einschnitte, in der Haut bemerklich, die jeder, nicht völlig einen Zoll lang waren. Aus dem Ohre selbst floß klares helles Blut, in nicht geringer Menge. Von diesem Ohre ab, an der rechten Seite des Halses, über der Brust, und Bauch herunter, über dem linken Schenkel, bis etwa eine gute Handbreit oberhalb des Knies,



unten in Körper, welche den Blitz nicht so leicht aufnehmen, einzuschließen, daß aber Stangen nicht eingeschlossen seyn dürfen. Vielleicht wird man nicht ungern hierüber ein Paar Erfahrungen lesen.

Ohngefähr im Jahr 1762 fiel ein heftiger Blitz auf das schöne landschaftliche Gebäude in Hannover herab, ließ auf dem Boden Schwefeldampf und nur sehr geringe Spuren am Sparrnwerke zurück, und fand an der 5 bis 6 Zoll im Diameter haltenden kupfernen Dachrinnenröhre einen so guten Ableiter, daß alle Strahlen ohne den mindesten Schaden daran hinab liefen, die steinerne Treppe, durch welche dieses Rohr etwa 8 Fuß lang geleitet ist, nicht beschädigten, sondern nur einen vor dem Ausguß der Röhre gesetzten hölzernen Tubben zerschmetterten.

Dahin gegen wurde am 18ten April 1777 die kurz vorher mit einem Gewitterableiter versehene prächtige Cathedralkirche zu Sienna vom Blitz getroffen. Der Strahl blieb an dem zum Theil inwendig durch den Thurm geführten Ableiter, ohne den geringsten Schaden. Nur da, wo die eiserne Stange 15 Fuß über der Erde aus Vorsicht im Mauerwerk verschlossen war, sind einige Nebenstrahlen abgefahren, die jedoch zum Glück keinen weitern Schaden gethan haben, als daß ein nicht weit davon stehender Mann heftig in allen Gliedern erschüttert zu Boden geworfen wurde. Bis dahin hatte das Volk in Sienna zum Theil die Einrichtung dieses Ableiters mit Unwillen gesehn, und selbigen die Ketzerstange genannt, seit dem selbiges aber sah, daß ihre schöne vorhin vom Blitz so oft beschädigte Kirche dadurch gerettet worden, so haben sie die ihnen dadurch wiederfahrene Wohlthat mit Dank erkant.

Esprit des Journeaux Janv. 1778 p 293.

sahe man verschiedene rothe breite Streifen, die sich nach unten zu, gegen die Füße, spitzig endigten und alle gleiche Richtung hatten; zwischen ihnen aber, waren sehr viele kleine etwas in die Haut dringende Eindrücke, von denen indessen keiner durchdrang, alle sahen ohngefähr aus, als ob der Körper von einem Schusse mit Hagel leicht beschädiget wäre; eben solche kleine Grübchen waren auch am linken Oberarme zu sehn.

Eine ziemlich große Anzahl Menschen, die so wohl aus Kunstverständigen, als bloßen Zuschauern bestand, war Zeuge, daß ungeachtet mehrere Stunden lang, alle in andern Fällen bewährt gefundene Mittel, Betäubte zu beleben, angewandt wurden, auch nicht die geringste Spur von einer Empfindung, oder natürlichen willkührlichen Bewegung, am Körper zu bemerken war.

Er ward also der Obrigkeit übergeben, und wir haben es ihrer Erlaubniß zu danken, daß es uns frei stand am folgenden Tage den Leichnam zu öffnen. Wir hatten allerdings Ursache dies sehr zu wünschen, da man so selten Gelegenheit hat, Sektionen von der Art zu machen, und noch seltener dergleichen in Schriften der Gelehrten bekant gemacht findet. In meiner Gegenwart, unter den Augen vieler Zuschauer ward sie auf das genaueste und sorgfältigste von unserem geschickten Wundarzte Hrn. Lammerstorf gemacht, und bin ich also im Stande, eine genaue Beschreibung der sonderbaren Verletzung, die wir an dem Verunglückten fanden, anzugeben.

Die äußere Beschaffenheit des Körpers, war dahin verändert, daß die Haut am Vordertheil der Brust und des Bauches, so wie auch am linken Schenkel, wo am vorigen Tage die rothen breiten Streifen bemerkt wurden, hart und durchsichtig geworden war, so als wenn etwa das darunter befindliche Fett, am gelinden Feuer geschmolzen und wieder erkaltet wäre. Es schienen sehr viele Blutgefäße, die im natürlichen Zustande nicht zu sehen sind durch, das Blut in denselben war trocken. Die Farbe der Haut, war an diesen Stellen, statt der vorigen rothen in eine schmutzig gelbe verändert, doch ohne daß eine Brandblase weder an diesem, noch an einem andern Theile des Körpers befindlich war.

Die äußeren Bedeckungen des Kopfes waren in einem natürlichen Zustande, auch da, wo sie von Haaren glatt waren. Wenn man das innere Ohr der rechten Seite mit einer Sonde untersuchte, so traf man auf die Gehörknochen, ohne daß man ein Trommelfell (membrana tympani) bemerken konte. Als die Bedeckungen der Hirnschädel durchschnitten waren, lief eine wieder natürliche Menge Blut aus den Einschnitten ab; an dem Stirnbein über der Nase hatte sich über ein Loth angesammlet, dadurch an der Stelle Haut und Knochen getrennt waren. Hinten gerade wo sich das Hinterhauptsbein mit dem rechten Seitenhauptsbein (os bregmatis) vereiniget,

einiget, trafen wir in einem Umkreise, der etwa 1 Zoll 4 Linien im Durchschnitt hatte, eine sehr sichtbare Menge ausgetretenes Blut an, so wie auch am Schlafbein (os temporum) der rechten Seite über dem Ohre, in der Gegend, wo sich dasselbe mit dem Vorderhauptsbein vereiniget; dieses Extravasat war aber kleiner und mehr lang. Wenn man den Hirnschädel ganz von der darauf liegenden harten Hirnhaut (pericranium) und Blut reinigte, so drang aus den kleinen natürlichen Oefnungen der Knochen klares helles Blut hervor.

Nachdem das Schlafbein der rechten Seite ganz von seinen Bedeckungen und Schlafmuskeln frei war, fiel eine Fissur der Hirnschädel in die Augen, die vom äußern Gehörgange (meatus auditorius externus) durch den schuppigten Theil des Schlafbeins etwas nach vorn und hinten gebogen zu, bis an die hintere äußere Ecke des rechten Seitenhauptbeines sich erstreckte und sich 2 Linien breit unterhalb der schuppigten Nath endigte, (Sutura squammosa). Ihre Länge war 1 Zoll 10 Linien, diese Ritze theilte sich in ihrem Fortgange, etwa 1 Zoll hoch, über dem äußeren Gehörgange so, daß die eine Fissur grade auf den Gehörgang zuging, die andere sich aber inwendig bis an den großen Flügel des Keilbeins (ala maior ossis Sphænadei) über den sogenannten felsigten Theil des Schafbeins zeigte; ihre Länge davon angerechnet, wo sie sich von der vorigen trennete, betrug, wenn man sie an der innern Seite der Hirnschädel abmaß, 1 Zoll 2 Linien. Diese Fissur war also gerade an dem Orte, wo das ausgetretene Blut, beim Durchschneiden der Bedeckungen, am Schlafbein sichtbar war. Am Hinterkopfe, gerade wo sich die Pfeilnath (Sutura sagittalis) mit der Hinterhauptsnath (Sutura Lamdöidea) vereinigte, an der hintern und obern Ecke des rechten Seitenhauptbeins, war eine andere Fissur in der Hirnschädel sichbar, die 1 Zoll 8 Linien lang war, sich nach vorne zu, doch mehr gegen die rechte Seite erstreckte, und so wie die vorige ganz durchdrang. Dies war der Ort, wo sich beim Durchschneiden der äußern Bedeckungen am Hinterhaupte das schon oben angegebene geronnene Blut befand. Nachdem diese Fissuren genau untersucht und abgemessen waren; so ward die Hirnschädel auf das sorgfältigste mit einem zirkelrunden Schnitt, wie gewöhnlich durchgesäget. Dieser Schnitt geschah mit so großer Vorsicht, daß die harte Hirnhaut (mater dura) auch nicht im mindesten verletzt wurde; so daß alles Blut, welches man zwischen der Hirnschädel und harten Hirnhaut antraf, daselbst vor dem Durchsägen der Hirnschädel gewesen seyn muß. An dem Orte der zuletzt angegebenen Fissur fand sich ohngefehr ein Loth ausgetretenes geronnenes Geblüt, und beinahe eben so viel unter der zuerst beschriebenen Fissur. Nach durchschnittenen und zurückgelegten Hirnhäuten fielen die mit Blut angefülleten stark ausgedehnten Gefässe an

der

der rechten Halbkugel (hemisphærium) des großen Gehirns sichbar in die Augen. In der Gegend des schwammigten Theils des Schlafbeins war wieder eine große Menge ausgetretenes Blut, von dem ein guter Theil, selbst zwischen die Gedärmähnlichen Krümmungen (anfractus cerebri) bis an die innere markartige Substanz des Gehirns, eingedrungen war. Die linke Halbkugel des Gehirns, das kleine Gehirn, und alle 4 Höhlen, waren in ihrem natürlichen Zustande: auch war am ganzen innern Kopf nichts weiter merkwürdig, als daß auf der Bedeckung des kleinen Gehirns (tentorium cerebelli) und auf dem Grunde der Hirnschädel (basis cranii) auf jedem ohngefähr 1 Loth ausgetretenes flüßiges Blut zu finden war.

Der Schluß folgt künftig.

## Mittel wieder den Biß eines tollen Hundes.

Folgendes Mittel wider den Biß eines tollen Hundes schreibt sich von weil. Oberförster Rosenberg im Blumenauischen her, und ist nach der Versicherung der noch lebenden Witwe, und vieler anderen Leute, allemal mit dem besten Erfolge gebraucht worden; dies Mittel thut nicht nur bei Hunden, sondern auch bei allem andern Vieh die gehofte Wirkung. Die Dosis für einen Hund oder anderes Thier bestehet: aus Messing Feilspähnen, eines leichten Dukatensteins schwer, und aus einem halben Quentlein Vitzebohnenmehl. Man nimmt hierzu die weißen Rickvitzebohnen, und trocknet selbige wohl, damit sie feines Mehl geben; beide Theile mischt man durch einander, giebt sie in eine Tute, taucht solche in Milch, und steckt sie dem gebissenen Thiere in den Hals. Ein Hund muß 2 Portionen bei sich behalten, welche ihm in 2 mal 24 Stunden gereicht werden. So bald der Hund inficirt ist, bricht er das Pulver wieder aus, man giebt ihm aber alle 24 Stunden so lange eins ein, bis er 2 bei sich behalten hat. Nach dem Einnehmen muß der Hund einige Stunden fasten, weswegen es nöthig ist, ihn einzusperren. Man versichert auch, daß es bei Menschen gebraucht, dem guten Erfolg immer entsprochen, und für diese bestehet die Dosis aus Messingfeilspähnen eines Goldguldens schwer, und aus einem nicht vollen halben Quentlein Vitzebohnenmehl. Die Feilspähne müssen mit einer reinen Feile und von ganz reinem Messing gemacht werden.

Obiges Mittel soll jetzt auch hier oft ausgegeben werden, man hat aber von jedem Ingredienz nie die rechte Portion genommen, oder sonst in der Procedür gefehlet.

Hannover. N.

# Hannoverisches Magazin.

83tes Stück.

Montag, den 15ten October 1781.


## Des jüngern Hrn. D. C. A. Meyers Beschreibung von den Verletzungen des am 5ten Sept. 1781 vom Blitz getödteten Knaben.

(Schluß.)

Bei der Eröffnung der beiden andern großen Höhlen des Körpers, der Brust und des Bauches, fand man alle Eingeweide, in einem gesunden Zustande. Beide Lungen waren natürlich beschaffen, und nur ein geübtes Auge bemerkte, an dem untern Flügel der rechten Lunge, daß er etwas mehr als gewöhnlich, an der innern Seite, mit Blut angefüllet war. Die vordere rechte Höhle des Herzens war von Blute leer, die linke hingegen von dickem geronnenem Blute voll und ausgedehnt. Der Magen war mit Speisen angefüllt. An den übrigen Eingeweiden, konte man, so genau sie auch alle untersucht wurden, nichts widernatürliches bemerken a).

Es ist diese Leichenöfnung, um so wichtiger, da eine solche Verletzung des Kopfs, besonders die Fissuren in der Hirnschädel, so viel mir bewußt, noch bei keiner Section, eines vom Bliß Erschlagenen, bemerkt worden. Sie müssen bloß, von der Gewalt des Blitzes verursacht seyn; denn der Knabe ist munter und frisch, an die Stelle hingegangen, wo er todt gefunden. Die von dem Baume, unter dem er getroffen ward, abgeschlagene Stücke, konten auf keine Art, diese

Oooo Ver-

a) Die Ursache des Todes dieses Knabens, scheint gedoppelt zu seyn, einmal hat die Gewalt des Wetterstrahls, oder der damit verknüpfte Druck der Luft verschiedene Knochen des Kopfs desselben eingebrochen, dadurch Zersprengung einiger Blutgefäße und Extravasationen veranlaßt, doch wäre er vielleicht davon nicht, wenigstens nicht in demselbigen Augenblick da er getroffen wurde getödtet, wenn ihm nicht auch zweitens zu gleicher Zeit die Luft benommen worden, und er wie die Section zeiget, dadurch würklich in den Zustande gesetzt worden, in welchem man die Thiere bei deren Eröfnung antrift, welche man unter der Luftpumpe hat sterben lassen. Die mehrste Extravasation des Geblüts im Gehirn, und die Anhäufung des Bluts in der linken Herzkammer, scheint dieser letztern Ursache zuzuschreiben zu seyn. Anm. des Herausg.

Verletzung veranlassen, denn einmal waren die Stücke nicht in der Höhe abgerissen, um beim Herabfallen die nöthige Gewalt äußern zu können, und dann hernach, hatten sie auch ein zu geringes Gewicht, um einen darunter stehenden Menschen, so schwer zu verwunden. Der Körper ward mit aller Behutsamkeit aufgenommen, auf den Wagen gelegt, und uns überliefert. Ueberhaupt beweiset der Umstand, daß man an der äußern Bedeckung des Kopfs, außer den abgesengten Haaren, nicht die allergeringste Verletzung, keine äußerlich sichtbare Sugillation fand, deutlich, wie unwahrscheinlich es sey, daß eine andere äußere Gewalt, diese Würkung gehabt haben solte. Es ist diese Section, also ein sicherer Beweiß, gegen die Meinung einiger Gelehrten, als ob man nie Beispiele finden würde, daß bei denen vom Bliß getödteten, die Knochen zerschmettert worden b). Der Herr Doctor Reimarus fordert, in seinem, mit aller Aufmerksamkeit und Belesenheit geschriebenen Werke, vom Blitze, das 1778 zu Hamburg heraus kam, auf der 153. Seite, alle Beobachter auf, sichere Erfahrungen anzugeben, „ob künftig der Bliß die „Knochen im Leibe zerschmettere, „(wenn kein Queckfilber darin enthal„ten,) und wie die Verletzung beschaf„fen, ob er Löcher ins Fleisch schlage, „menschliche Körper zu Asche brenne, „u. s. w.„ Der Körper den wir untersucht, schien ohngefähr 12 bis 14 Jahre alt zu seyn, sah wohl und gesund aus. Man fand nicht die geringste Spur, daß er Queckfilber enthalte, auch keinen Grund, daher man es vermuthen konte.

Ich hoffe, daß diese Beobachtung, mit der Genauigkeit aufgezeichnet sey, die man von einer sichern Erfahrung for-

b) So selten und merkwürdig diese Zerschmetterung des Kopfs ist, so scheint mir doch, daß sie die Meinung des Herrn Doctors Reimarus nicht wiederlegt. Die vom Bliß an dem Kopf dieses Knabens ausgeübte Gewalt ist beinahe der zu vergleichen, als wenn jemand mit einer Keule auf den Kopf geschlagen, oder als wenn eine zu schwere Last darauf gedrückt hätte. Daß der Bliß (man mag es nun dem Druck der Luft, oder einer andern Ursache zuschreiben) dergleichen Gewalt mit sich führe, ist bekant. Wie oft hebt er große Steine oder andere schwere Körper aus ihrer Lage, und schleudert, wie noch in diesem Fall geschehen ist, Menschen eine ganze Strecke fort. Wenn nun eine solche Gewalt, wie hier der Fall ist, mehrentheils perpendiculair auf den Kopf eines Menschen würkt, so daß selbiger nicht nachgeben, nicht fortgeworfen werden kan, so kan es fast nicht anders geschehen, als daß das Gewölbe der Hirnschädel in seinen Wiederlagen nachgeben müsse. Dies ist also nicht die Art der Zerschmetterung der Knochen vom Bliß, welche der Herr Doctor Reimarus zu bezweifeln scheint, es ist auch in diesem Fall der Knochen nicht vom Bliß durchbohrt, oder vom Strahl selbst durchschnitten, oder verletzt, welches gewiß würde geschehen seyn, wenn in diesen Knochen Mercurius gewesen wäre, oder wenn man sich an statt der Substanz der Knochen, welche der Bliß zu meiden pflegt, eine andere Substanz denket, die er nicht meidet oder gar aufsucht. Anmerk. d. Herausg.

fordern kan, daß sie ihrer Merkwürdigkeit wegen öffentlich bekant gemacht zu werden verdiene, bin ich überzeugt, und es freuet mich daher, daß ich aufgefordert bin, sie der lehrreichen Beschreibung dieses Blizes, die von einem Beobachter der Natur aufgezeichnet worden, anzuhängen.

## Von der fortdaurenden Armenversorgungsanstalt im Kirchspiel Bissendorf. *)

Wären nicht so verschiedene Urtheile über diese Armenversorgungsanstalt, die im Jahr 1779 errichtet und von deren Anfang und Einrichtung das 2te St. des beliebten Hannov. Magazins von 1780 Nachricht ertheilt, gefället worden; so würde man es nicht wagen, dem Publikum noch etwas davon zu sagen, weil leicht unlautere Absichten dabei geargwohnet werden könten. Sie war ein Versuch, und ohne Versuch würde man noch nicht wissen: ob dergleichen auf dem Lande zu errichten, von Dauer seyn, und den abgezielten Nutzen schaffen werde.

Dieses alles kan man nunmehro von dieser Anstalt versichern, und werden nun alle, die entweder ihre Dauer, oder ihre Nutzbarkeit bezweifelt, durch ihre zweijährige Dauer, ihre höchst wahrscheinliche Fortdauer und den würklich geschaften Nutzen widerleget.

Das Sammeln für Arme in grossen und sehr zerstreuet liegenden Kirchspielen ist nicht so beschwerlich, und die Ausgabe für das Sammeln nicht so beträchtlich, als man geglaubt. Freilich gehöret zu dem ersteren mehr Zeit, als in Städten, wo Haus an Haus stehet, wie denn in diesem Kirchspiele wöchentlich drei Tage darauf verwendet werden müssen, aber so lange sich Arme finden, und die werden sich allezeit und an allen Orten finden, die dieses Geschäfte sehr gerne übernehmen, wird es so wenig beschwerlich als kostbar fallen. Nicht beschwerlich, weil keinen das Beschwerliche treffen kan als den Sammler, und der gehet mit aller Gemächlichkeit von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus. Nicht kostbar, weil der sammelnde Arme nur etwas mehr dafür erhält, als er sonst hätte verdienen können. Der hiesige erhält monatlich 1 Rthlr. und 9 Gr., ist damit sehr zufrieden, und bekennet, daß er in 12



*) Der Anfang dieser sehr guten Anstalt und derselben Einrichtung ist im 2ten St. des Magazins vom 1780ten Jahre abgedruckt. Die gegenwärtige Abhandlung von der glücklichen Fortdauer dieses Instituts beweiset, daß dabei zu Erreichung des Endzwecks zutreffende Maaßregeln genommen sind, und man leget selbige dem Publikum um desto lieber vor, da es vielleicht an andern Orten eine heilsame Nachahmung veranlassen kan.

Tagen auf keine Weise so viel verdienen könne. Mit der Ausgabe für das Sammeln, ist also schon ein Armer versorget. Nähme man dazu einen, der nicht arm, der sich seinen Unterhalt auf andere Weise verdienen könte; so entzöge man damit den Armen einen Theil des für sie gesammelten, und das wäre Unrecht.

Solte man glauben: es sey diese Anstalt für den beschwerlich, der das Gesammelte annimt, zählet, anschreibet und austheilet; so müßte man diese Mühe durch eine sehr vergrössernde Brille ansehen. Wie leicht ist eine Büchse geöfnet, eine Hand voll Geld heraus genommen, gezahlet, angeschrieben und hingeleget? Zwo bis drei Minuten sind dazu hinreichend. Wer eine so kleine Zeit dem Besten der Armen nicht aufopfern will, der mache keinen Anspruch auf Menschenliebe. An dem Austheilungstage wird zwar wohl eine Stunde zum Austheilen und Anschreiben erfordert, aber in einem ganzen Monat den Armen eine Stunde zu widmen, wie wenig!

Bis jezt ist hier keinem diese Anstalt Beschwerde gewesen, und wird es auch hoffentlich nie werden.

Man hat gesagt: die Anstalt wird nicht bestehen. Warum? Das ist nicht gesagt, und so ist auch hierauf nicht weiter zu antworten, als: 2 Jahre und darüber hat sie bestanden, und was 2 Jahre bestanden hat, kan noch 2 Jahre, und so immer fort unter gleichen Umständen bestehen. Die Gemeine ist nun schon an sie gewöhnt, sie empfindet das Nuzbare derselben, und freuet sich, daß sie ihre Armen nicht mehr nach Brod umher gehen, sondern ihren Theil Arbeit, den der Herr der Welt von ihnen zu der ganzen Summa aller Arbeiten erwartet, verrichten siehet. Sie will, daß sie fortdaure, und so lange hier keine sind die die Gemeine von diesem Willen abzubringen, sondern vielmehr sich finden, die ihn in ihr zu erhalten suchen, so lange bestehet sie gewiß.

Der Beifall, mit dem so viele angesehene Personen diese Anstalt beehret, hat sie in ihrem Entschlusse gestärket und in ihrer Ueberzeugung befestiget, daß in dieser Sache für sie und für die Armen viel Gutes sey.

Von diesem Guten nun noch Etwas. In dieser Gemeine sind acht arme Familien, und sieben, theils betagte und zum Arbeiten theils unvermögende, theils gebrechliche Arme. Das für diese Gesammelte ist nicht nur hinreichend gewesen ihnen die nöthige Hülfe zu verschaffen, sondern es ist noch so viel übrig geblieben, daß bereits ein kleines Capital ausgeliehen werden können, und noch ein Vorrath auf außerordentliche Fälle geblieben ist. Alles was einkam sogleich auszutheilen, wurde nicht rathsam geachtet, denn zu reichliche Allmosen verderben den Armen, machen ihm die Arbeit entbehrlich, er wird träge und faul. Dieses widrige zu verhüten, wurde genau bestimmet, wie viel die arme Familie, wie viel der einzelne Arme mit seiner Arbeit erwerben, und wie viel Zuschuß

er

er bedürfe, wenn ihm sein Leben nicht nur erträglich, sondern auch angenehm werden solle, und so viel ist ihm monatlich gereichet worden.

Keiner der hiesigen Armen hat also bei gehöriger Anwendung seiner Kräfte in diesen zween Jahren Mangel gehabt. Er wußte seine gewisse Hülfe, er wußte wie viel er sich mit seiner Arbeit verschaffen müsse. That er dies leztere nicht, so wußte er, daß er der Faulheit beschuldiget werden, und noch einen Theil des Zuschusses verlieren würde. Dies spornte zur Arbeit an, und man kan mit Gewißheit sagen, daß in diesen zween Jahren ein nicht unbeträchtliches in dieser Gemeine mit Arbeit mehr gewonnen worden. Man setze, daß von den funfzehn Armen, wöchentlich sieben drei Tage zum Betteln vorhin angewendet; so sind in diesen zween Jahren zwei tausend hundert vier und achtzig Tagewerke mehr verrichtet.

Die arme Jugend hat dadurch noch mehr gewonnen. Früh wurde sie zum Betteln angewöhnet, von nützlichen Beschäftigungen abgezogen, zur Trägheit angeleitet. Das Schulgehen wurde versäumet, und mit der Nothwendigkeit sie nach Brod auszuschicken entschuldiget. Die bekante Dürftigkeit erforderte Nachsicht. In diesen zween Jahren ist sie davon wieder abgewöhnet, zur Schule gekommen, und zu nützlichen Arbeiten angeführet. Hoffentlich wird sie nun keine unnütze Last der Erden werden, sondern das Ihre schaffen.

Diese Anstalt ist vortheilhaft für die Gemeine gewesen.

Es ist Wahrheit, daß gar zu reichliche Almosen verderblich, sowohl für den der sie giebt, als für den der sie empfängt, sind.

Der Landmann giebt hin, theils weil er glaubt, es sey Pflicht, theils, und das am mehrsten, aus Furcht für dem Bettler, theils um nicht geringer als sein Nachbar zu seyn, und so giebt er oft mehr als er entbehren kan. Oft hat er kein Geld, und so giebt er von dem was er in seinem Hause hat, Brod, Eyer rc. Vorhin kamen, einen Tag gegen den andern gerechnet, täglich gewiß fünfe vor seine Thür. Jetzt weiß er, daß wöchentlich nur einer komt, er weiß den Tag und fast die Stunde, in welcher er komt, kan also zum voraus seine Almosen zur Hand legen, und sie ohne die geringste Mühe hingeben. Wie oft mußte er zuvor von seiner Arbeit abbrechen, aufstehen, und zusehen, wer da war, wenn ein Gebet vor seiner Thür daher geplappert oder angeklopfet wurde, dann hingehn von seinem Brod ein Stück abschneiden, ein Ey suchen, solches an die Thür tragen und dem Bettler reichen? Wie viele Versäumniß war für ihn hiebei bei seiner Arbeit? Auch diesen Verlust der Zeit hat er nicht mehr.

Er hat auch mehr Sicherheit für das Seinige. Merkte ein verwegener und diebischer Bettler, daß der Einwohner in seiner Stube mit seinen Angehörigen saß und arbeitete, oder das Haus gar von Bewohnern der Arbeit

wegen leer war; so schlich er hinein, und nahm, was ihm zuerst in die Augen fiel. Daß dieses nicht selten geschehen, ist auf dem Lande bekant genug. Jetzt hat er auch solches nicht mehr zu fürchten. Nur selten wagt es jetzt ein Bettler in diese Gemeine zu kommen. Versuche haben sie oft gemacht, ob es nicht wieder, wie vorhin gehen solte, da sie aber nur von wenigen etwas erhielten, und von jedem zu dem Austheiler des Armengeldes gewiesen wurden, von dem sie nur so viel mit der Bedeutung, daß sie hier nicht gehen dürften, erhielten, als sie zum nothdürftigen Unterhalt auf einen ganzen oder halben Tag gebrauchten; so blieben sie weg. In vielen Monaten sind nur zween erschienen, in dreien dieser zween Jahre achte, niemals aber mehr und diese waren mehrentheils reisende Handwerksbursche.

Dem Betteln ist also in dieser Gemeine sehr abgeholfen. Von den einheimischen Armen hat es nur einer einmal versuchet auf ein benachbartes Dorf zu gehen. Es wurde aber sogleich verrathen, und er mit Entziehung der Hälfte des ihm bestimmten bestraft, und seit dem hat es keiner wieder gewagt.

Und nicht nur diese Gemeine hat sich seit Errichtung dieser Anstalt mit so vielem Betteln, wie vorhin, nicht beschweret gesehen, sondern auch die benachbarten Dörfer. Wie leicht könte also dem Betteln überall gewehret werden, wenn solche Anstalten an mehrern Orten gemacht würden. Das ist doch wohl ausgemacht, daß die mehrsten Bettler, es nur aus Faulheit und Liederlichkeit sind, und wer ist diese zu unterstützen schuldig? Mit vielen Lügen entziehen sie dem Hausmann einen Theil seines geringen Vermögens. Einer kam vor einiger Zeit aus einem nicht weit entfernten Dorfe, klagte, seine 80jährige Mutter, seine Frau und zween Kinder wären seit Jahr und Tag krank, er könne sie mit seiner Arbeit nicht ernähren. Wenige Zeit hernach erfuhr man, daß seine Mutter schon viele Jahre todt, seine Frau und Kinder aber zu eben der Zeit auf den nächsten Dörfern unter ähnlichem Vorwande gebettelt hatten.

Diese die mehrste Zeit gesunde, starke und zu allerlei Arbeiten tüchtige unnütze Lasten der Erde würden alsdenn zur Arbeit gezwungen, wenn ihnen in der Gemeine, wo sie zu Hause gehöreten, unter dem Verbot nicht zu betteln, etwas zu ihrer Unterstützung, so sie es nöthig hätten, gereichet, in andern aber, wohin sie sich ja noch wenden mögten, nur so viel gereichet würde, als sie für sich auf den Tag nöthig hätten. Alsdenn wäre ihnen das Betteln kein einträglicheres Gewerbe als Arbeit, und es hörete von selbst auf. Die Auswärtigen wären leicht abzuhalten. Sie fänden keinen Vortheil bei dem Betteln. Hier hat der Erfolg gewiesen, daß jeder Arme bei gehöriger Anwendung seiner Kräfte mit dem ihm aus dieser Anstalt gereichten sein gutes Auskommen gehabt, und haben kan, daß

ihm

ihm sein Leben nicht nur erträglich, sondern auch bequemer und angenehmer gemacht sey. Und das ist es ja, was jeder Arme verlangen kan, aber ohne ordentlich eingerichtete Armenanstalten erhält oft einer weit mehr als er bedarf, und das kan ihm zum Uebel gereichen.

Hier ist darauf gesehen, daß die arme Jugend versorget, der unglückliche gerettet und der arme Alte gehörig verpfleget werde.

Ueber Einnahme und Ausgabe bei dieser Anstalt ist bisher gehörig Rechnung geführt. Nach dem Schluß des andern Jahrs ist daraus eine förmliche Rechnung verfertigt.

Diese ist den Geschwornen übergeben und der ganzen Gemeine öffentlich angezeigt worden, daß solches geschehen, und jeder, wer wolle, die Rechnung einsehen und daraus wahrnehmen könne: wie viel in diesen beiden Jahren in der Gemeine gesammelt, und welchen Armen und wie viel jedem monatlich sey gereicht worden.

Die auf Führung solcher Rechnung zu verwendende Zeit und Mühe ist nicht so viel und so groß, daß sie Jemanden abschrecken könte. Sie füllte nicht mehr als drittehalb Bogen, und war in 2 Stunden fertig.

## Fortsetzung der vermischten Anmerkungen. St. 64. Col. 1017.

13) Montagne Reisen Theil 1. S. 234.

Von hier kamen wir in ein Thal, das sehr groß war, und durch welches der Jee oder lateinisch *Aenas* fließt, und sich hernach bei Wien in die Donau ergießet. —

Man sieht wohl, daß es Jnn, lat. *Aenus* heißen solle; ohngeachtet es unter den ziemlich beträchtlichen Druckfehlern, nebst andern, nicht bemerket ist. Daß aber dieser Fluß bei Wien nicht in die Donau fließe, sondern daß solches bei Passau geschehe, hätte der Hr. Uebersetzer wohl anmerken mögen.

14) Hamburg. Addr. Comt. Nachrichten, St. 49. den 28. Jun. 1779.

Die schönsten Ranunkeln haben wir aus Constantinopel erhalten, seit dem der Großsultan Cara Mustapha, welcher vor Wien unglücklich war, diese Blumen vorzüglich geliebt, und alle Arten derselben in seinen Ländern aufsuchen lassen. —

Cara Mustapha, der vor Wien weggeschlagen wurde, war gewiß nicht Großsultan, sondern nur Großvezier: sein Herr, der Großsultan, hieß Mohammed IV.

15) Jn eben demselben Stücke.

Den Toback fanden die Spanier in der Provinz Tobako im Königreiche Jucatan, in Nordamerika 1520. Der meiste und beste Toback kömt aus Varine,

woher der Name Varinas entstanden. —

Es scheint dieses mehrentheils aus dem 13ten und 18ten Bande der allgemeinen Hist. der Reisen, wiewohl mit einigen Unrichtigkeiten vermischt, genommen zu seyn. Die Provinz, die hier Tobako genannt wird, heißt Tabasco, und ist kein Theil des vermeinten Königreichs Jucatan, sondern wie Yucatan, die benachbarte Landschaft, eine Provinz des Mexicanischen Reichs. Wenn also das Kraut von diesem Lande den Namen haben solte, müßte es dann gewiß Taback heißen, und nicht Toback; wofern es nur ausgemacht wäre, daß den Spaniern erst hier 1520 der Taback und dessen Gebrauch bekant geworden, und nicht vielmehr die Landschaft, gleich wie die Insel Tabago, ihren Namen vielleicht dem Kraute zu danken hätte. Schon im Jahre 1496, heißt es im Schlözerschen Briefwechsel, Heft 15. an der 153 S. hat der Eremit, Bruder Roman, auf der Insel Domingo (sonst Hispaniola genannt) Taback kennen lernen, und sogar die Tabackspfeife beschrieben, deren sich hauptsächlich die dasigen Gaukler bei ihren Zaubereien bedienten. (Man zog nemlich den Rauch durch ein Rohr in Gestalt eines Y in die Nase, indem man seine beiden Aeste in die Nasenlöcher steckte: zu welcher Absicht ein Haufen feuchter Tabacksblätter, Cohiba von den Einwohnern genannt, angezündet wurde, die man auf halb glühende Kohlen ausbreitete. S. Allg. Hist. der Reisen Th. 13. S. 233. aus dem Charlevoix.) Die Wilden daselbst sowohl, als in Mexico, hießen das Rauchen Tabacco oder Tabacco machen. (Andere sagen, das vorhin beschriebene Werkzeug habe den Namen Tabaco, und man brauche keinen gewissern Ursprung dieses Worts aufzusuchen. Allg. H. der R. wie vorhin.) Und so wäre es dann doch ausgemacht, daß man Taback, und nicht Toback schreiben und sprechen müsse: gleichwohl schreibt der Verfasser jenes Aufsatzes im Schlöz. Briefw. Origines tabaci betitelt, wider seine eigene Ueberzeugung und Belehrung immer selbst Toback. — Der Veriner Taback, der für den besten in der Welt gehalten wird, und einen lieblichen würzhaften Geruch haben soll, ist sonst bei weiten nicht der meiste, weil die Blätter sehr klein sind, und nur einen mäßigen Gewinnst geben sollen. Allg. H. d. R. Th. 17. S. 691.

16) In demselben Stücke.

Coffee — Auch hier giebt die ursprüngliche Benennung, die mit der Sache selbst aus Arabien erst im vorigen Jahrhunderte zu uns gekommen ist, daß man Caffee und nicht Coffee schreiben solle: wenigstens benenneten diejenigen, die in den ehemaligen Ungarischen Kriegen dieses schwarze Getränke zuerst kennen lerneten, oder Bohnen erbeuteten, es immer mit dem Namen Cahwe, wie sie es nemlich von den Türken aussprechen hörten.

# Hannoverisches Magazin.

84tes Stück.

Freitag, den 19ten October 1781.


## Von dem Einflusse der Witterung und einiger Feldschäden in die Kornpreise, auch etlichen hieher gehörenden Vorschlägen.

(Fortsetzung.)

(Siehe das 76te und 77te Stück.)

In dem Jahre 1652 galt der Himte Rocken — 20 gr. Es wird wieder über Miswachs geklagt, besonders, daß kein Korn auf dem Lande gewesen. In einer Rechnung wird der Schaden vom Wasser als die Ursache davon angegeben.

1653 — — 12 gr.
1654 — — 10 bis 11 gr.

In beiden Jahren wird in einigen Rechnungen geklagt, daß das Korn verwässert sey. Den Preis hat indeß dieser Schaden nicht getrieben, die Erde scheint aber noch von den vorigen nassen Jahren her so voll Wasser gewesen zu seyn, daß auf den Feldern, unter deren Oberfläche der Leim oder Thon nicht tief steht, ein scharfer Regen schon Verwässerung hat verursachen können.

1655 — — 12 bis 15 gr.

Man hatte abermals Miswachs vom Wasserschaden, so daß man wieder umpflügen mußte, ohne Zweifel das Winterfeld, oder, wenn mans nicht that, kaum die Einsaat wieder bekam. Hierdurch ist auch der Preis etwas wieder gestiegen.

1656 — — 9 bis 10 gr.
1657 — — 9 bis 12 gr.
1658 — — 9 bis 11 gr.
1659 — — 18 bis 20 gr.

Nach dem Auszuge hat es von Martini 1658 bis in den Merz 1659 sehr hart gefroren. So ein Winter ließ sich aus den Kirchenrechnungen vermuthen, ob ihn gleich die Verfasser, vielleicht als eine damals genug bekante Sache, nicht ausdrücklich nennen. Das Jahr 1659 heißt nur überhaupt ein Misjahr, worin überall landkundig im Winterfelde großer Miswachs gewesen, die Wintersaat zurück geblieben und nichts geerntet ist. In einer Rechnung sagt der Verfasser: wie der unvergängliche Saame des göttlichen Worts in den Herzen der Einwohner nicht gefruchtet, so sey auch

fast kein Winterkorn geerntet. — Der Rocken muß also wohl sehr gelitten haben. Irgendwo wird auch über Schaden von Mäusen geklagt. Der Zins ist in den meisten Dörfern ganz erlassen.

1660 — — 16 bis 18 gr.

1661 — — 18 bis 22 gr.

Es sey, heißt es von diesem Jahre, kundbarer Verwässerung wegen, kaum so viel geerntet, daß Einsaat und Pflugslohn bezahlt wäre a).

1662 — — 30 bis 34 gr.

Hievon ist sehr erlassen b). Zur Ursach des sehr hohen Preises wird bald überhaupt ungenannter Miswachs, bald besonders Schaden von Mäusen angegeben, die nicht allein das Winterfeld verdorben, sondern auch so gar dem Flachse geschadet, dem nemlich, welchen man in das von ihnen abgefressene Winterfeld wieder gesäet hatte, das sie, wie der Ausdruck lautet, verheerten. Vom Sommerfelde steht hie und da ausdrücklich, daß keine Remission gegeben sey. Solten die Mäuse allein den hohen Rockenpreis haben veranlassen können?

1663 — 14 bis 16 gr. c)

An einem Orte gaben die Leute nur 12 gr. für den Rocken, weil er sehr misrathen und von den Schnecken verdorben war, und also wieder umgepflügt werden mußte. Hier finde ich zum erstenmale den Schaden von den Schnecken ausdrücklich genannt; solten sie bei dem schon genug da gewesenen und noch genug vorkommenden Wasserschaden wohl nicht mit geschadet haben? Wer den Schneckenfraß nicht sonst schon kennt, mag ehe einen kornleeren Acker für verwässert erklären, als die Ursach seines Verderbens beobachtend unter den Klößen, und in den Thierchen, die er da antrift, suchen.

1664 — — 12 gr.

Hievon ist Miswachses wegen abermals erlassen. Anderswo heißt es, man habe in beiden Jahren manchen Acker wieder umpflügen müssen, und manchen der vielen Nässe wegen mit Rocken gar nicht besäen können. Ob gleich die Schnecken sonst nicht genannt sind, so scheinen sie mir doch die Aecker, welche man im Frühjahre wieder umpflügen mußte, wenigstens mit verdorben zu haben. Der mäßige Preis läßt indeß einen nicht gar ausgebreiteten Schaden vermuthen.

1665 — — 12 bis 14 gr.

Nach dem Auszuge hat dies Jahr die Kälte schon um Martini 1664 angefangen, und bis in den Merz 1665 sehr heftig gedauert. Indeß hat doch dieser Winter keinen genannten Miswachs und keine Theurung ver-

a) Rehtmeier bestätiget es S. 1679. daß ein großes Gewässer auf den grausamen Sturmwind am 2ten Advent 1660 erfolgt sey.

b) In diesem Jahre 1662 sonderlich im Junio entstand wegen Auffaufung des Getreides, eine muthwillige Theurung, daß ein Scheffel Rocken bis 2 Rthlr. 6 gr. galt. „Brotuffs Chron. v. Halle,„ S. 69.

c) Anno 1663 erfroren fast alle Pflaumenbäume. Marci Nachr. von dem Winter 1740 S. 8.

verursacht, wie die gleich folgenden Preise zeigen werden.

1666 und 1667 — 10 gr.
1668 — — 9 bis 10 gr.
1669 — — 10 bis 11 gr.
1670 — — 8 bis 10 gr.
1671 — — 9 bis 10 gr.
1672 — — 10 bis 12 gr.

Ob gleich 1665, und wieder so bald nachher 1667 d) und von 1669 bis 1670 ein harter Winter eingefallen: so sind doch diese sieben Jahre eine der wohlfeilsten Perioden im ganzen Jahrhunderte gewesen, und beweisen, daß es sehr scharf, und doch dem Winterkorne unschädlich, frieren kan.

1673 — — 14 bis 16 gr.

Mancher, sagen die Rechnungen, habe die Einsaat nicht geerntet, weil der Rocken nicht gut gegeben habe.

1674 — — 20 bis 27 gr.

Dies Jahr ist der Rocken so sehr ausgeblieben, und, wie es in einigen Rechnungen heißt, ausgewässert, daß man einige Aecker für Nässe gar nicht hat bestellen können, und andere häufig hat wieder umpflügen müssen.

1675 — — 24 bis 27 gr.

Von diesem Preise wird durchgehends der Mäuseschaden zur Ursach angegeben; er muß auch groß genug gewesen seyn, da man, wie in einer Rechnung steht, 1½ Stiege Rocken von einem Morgen auf einer Feldmark geerntet, wo man 16 bis 20 zu ernten gewohnt ist, und vom Brachacker nicht selten noch mehr Stiege erntet. Nachdem die Mäuse, heißt es anderswo, das Winterfeld verzehrt hatten, (ein starker Ausdruck!) sind sie ins Sommerfeld gezogen, welches nicht weniger litte.

1676 — — 18 bis 20 gr.

An einem Orte wenigstens hat das Winterfeld mehrentheils wieder umgepflügt werden müssen. Die Ursache finde ich nicht.

1677 — — 12 bis 15 gr.
1678 — — 12 bis 13 gr.

Dies Jahr haben die Mäuse grossen Schaden an den Sommerfrüchten gethan. Der Preis läßt indeß hoffen, daß er nicht ausgebreitet gewesen seyn möge.

1679 e) — 15 bis 18 gr.

Das Winterfeld mußte, nach den Rechnungen, guten theils wieder umgepflügt werden; die Ursache des Schadens finde ich nicht angegeben.

1680 — — 11 bis 12 gr.

Der heftige, aber nicht anhaltende Frost, der im Auszuge bemerkt ist, muß, nach dem Preise zu urtheilen, den Früchten keinen Nachtheil gebracht haben. In einer der Rechnungen steht, das Korn sey sehr verwässert, aber auch



d) Er steht nicht im Auszuge, aber im Buche, S. 30.

e) Mit diesem Jahre 1679 fängt sich die dreißigjährige Beobachtung der Winterkälte aus den Tagebüchern des berühmten Sam. Reiher an, die die 17te unter den kürzlich übersetzten Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, u. S. 98. ff. ist. Ich brauche sie wenig; die Kälte hat in dieser Zeit wenig, die Hitze mehr, besonders aber die Nässe geschadet.

auch das hat vermuthlich nur ein und das andere niedrige Winterfeld betroffen. Der Preis zu 6 gr., der sich hie und da findet, ist den Dörfern bloß gesetzt, die vom Hagel gelitten hatten.

1681 — — 17 bis 18 gr.

Es gab einigen Miswachs, und Mäusefraß, so daß hie und da wieder umgepflügt werden mußte. Dem Preise nach muß wohl die Ernte nicht gar ergiebig gewesen seyn.

1682 und 1683 — 9 bis 12 gr.

1684 — 20 bis 23 gr. f)

Der Rocken hat wenig Stiege gegeben, und es ist viel Drespe darunter gewesen. Besonders wird über den geringen Ertrag des Sommerfeldes, und mancher Wiese, die in der großen Hitze vertrocknet und versengt wäre, geklagt. Den Meyern ist daher vieles erlassen. Aus dem in dem Auszuge bemerkten sehr strengen Winter und dem darauf gefolgten ungemein heißen Sommer läßt sich der Abfall im Winter- und Sommerfelde erklären.

1685 — — 12 bis 15 gr.

1686 — — 12 bis 13 gr.

An einigen Orten thaten die Mäuse dies Jahr wieder Schaden, und das Winterkorn wuchs sehr aus. Das letzte verstehe ich von vieler Nässe in der Ernte, die freilich dem und jenem schadet, den Preis aber, wenn sonst die Ernte gut ist, wie man sieht, nicht steigert.

1687 — — 12 gr.

1688 — — 10 bis 11 gr.

1689. 1690. 1691 11 bis 13 gr.

Man sieht, daß dies fruchtbare Jahre gewesen seyn müssen. Vom Jahr 1687 heißt es in einer Rechnung, daß man hätte wieder umpflügen und Haber säen müssen.

1692 — — 18 gr.

Dies heißt, aber ohne weitere Bezeichnung, ein Misjahr, auch heißt es von einer Wiese, sie sey verdorben, und zinse deswegen nicht.

1693 — — 30 gr.

Wegen Miswachses im Winter- und Sommerfelde (Schade, daß man ihn nirgend beschrieben hat) ist vieles erlassen, oder nur der Haber- statt des Rockenpreises bezahlt.

1694 — — 23 bis 24 gr.

Es heißt wieder eben so unbestimt, großen Miswachses wegen wäre der ganze Abtrag nicht gefodert.

1695 — — 17 bis 18 gr.

1696 — — 15 bis 16 gr.

1697 — — 21 bis 24 gr.

1698 — — 31 bis 36 gr.

Schon 1697 kan die Witterung, dem Preise nach, nicht günstig gewesen seyn. Da nicht geklagt und ausser an einem Orte, wo die Kirchenäcker an die kleinsten im Dorfe ausgethan sind, keine Remission gegeben wird; so mögen vielleicht ferne Gegenden mehr als die Mitte von Niedersachsen gelitten haben. Der sehr hohe Preis von 1698 aber wird ausdrücklich

f) Nach Marci Nachricht von dem Winter 1740, fing sich in Sachsen die Kälte den 17ten Oct. 1683 an, und währete ohne Aufhören bis zu Ostern 1684.

drücklich dem großen Nachtheile zugeschrieben, den das Winterfeld durch die Nässe gelitten. In einigen Rechnungen heißt er ein allgemeiner Miswachs. Man hat nicht allein den Meyern sehr nachgesehen, sondern sie auch größtentheils nur in Gersten bezahlen lassen, welches allein schon eine sehr geringe Rockenernte beweist. Einige Dörfer erlebten noch dazu sogar doppelten Hagelschlag. Ich habe den Hagelschaden, da er fast nie Einfluß in die Preise hat, nicht ausgezeichnet, ein doppelter aber in einem Jahre ist hoffentlich selten und anmerkenswerth.

1699 — 1 Rthlr. bis 1 Rthlr. 8 gr.

Ein außerordentlicher Preis, der bloß von dem Miswachse entstanden, den das viele Wasser im Winter- und Sommerfelde verursacht. Die Meyer bezahlten kaum die Hälfte.

1700 — — 20 gr.

Man hatte Mäuseschaden dies Jahr.

1701 — — 14 bis 16 gr.
1702 — — 12 bis 13 gr.
1703 — — 16 bis 18 gr.

Es wird über einen starken Miswachs in beiden Feldern, als über eine bekante Sache, geklagt, und daher die Ursache desselben nicht mitgetheilt.

1704 — — 20 bis 22 gr.

Hievon ist wegen vielen Schadens vom Wasser sehr erlassen. Es muß wohl im Herbste und im Frühjahre gleich naß gewesen seyn, weil man manchen Acker für Nässe gar nicht besäen konte, und manchen wieder umpflügen mußte.

1705 — — 12 bis 14 gr.
1706 und 1707 — 12 bis 13 gr.
1708 — — 14 bis 15 gr.
1709 — — 22 bis 24 gr.

Dies Jahr war, wie bekant, der heftig kalte Winter g). Die Rechnungen erwähnen, wie mich wundert, durchaus keine Ursache des höhern Preises, und ich habe auch keine Remission ausgezeichnet, dürfte also fast vermuthen, daß unsere Winterfelder unter dem vielen Schnee nicht eben gelitten haben mögen.

1710 — — 18 bis 20 gr.
1711 — — 20 bis 22 gr.

Beide Ernten litten vom Mäusefraße, und 1710 war auch eine anhaltende Dürre dem Sommerfelde nachtheilig.

1712 — — 18 gr.
1713 — — 18 bis 21 gr.

Die Nässe hat Miswachs verursacht.

1714 — — 1 Rthlr.

Bei diesem Jahre bekenne ich, unzufrieden mit den Kirchenrechnungen geworden zu seyn, weil von so vielen auch nicht eine die eigentliche Ursache des Miswachses angab. Er heißt ein schwerer Miswachs, es sey kein Rokken gewachsen, oder es sey wenig Korn auf dem Lande, und statt dessen fast

 eitel

g) Es ist eine fürchterliche Beschreibung, die der mehr erwähnte Marcus §. 3. S. 8. ff. von der Kälte dieses Winters macht. Sie tödtete Menschen, Thiere, und besonders viele Bäume, aber er sagt nicht, daß sie dem Winterkorne nachtheilig gewesen.

eitel Gras gewachsen, das Winterfeld hätte wieder umgepflüget und mit Sommerkorn besäet werden müssen. Den Meyern wurde hie und da nicht einmal ein Kornpreis gesetzt, sondern nur ein Geringes an Gelde, oder auch Gersten für Rocken abgefordert, wo er aber einigermaßen gerathen, bezahlten sie ihn mit 20 gr., wie der Gerstenpreis auch war. Mir scheint der Miswachs von der Näße gekommen zu seyn, doch muß die Gewißheit aus andern Nachrichten genommen werden.

1715 — — 16 bis 18 gr.

Dies Jahr heißt die Ernte reich, und es wird daher der volle Meyerzins gefordert.

1716 — — 18 gr.

Miswachses wegen ist an einigen Orten den Meyern an der Himtenzahl Erlassung gegeben, anderswo heißt es, daß sie wegen gänzlicher Mäuseverheerung ertheilt sey.

1717 — — 20 bis 24 gr.

Wegen bekanten Miswachses und erlittenen Schadens vom Sturmwinde ist statt Rocken Hafer gegeben. Der Sturmwind kan in der Ernte sehr schaden, wie wir erst kürzlich erfahren haben, aber den Miswachs, von welchen er hier auch unterschieden wird, verursacht er nicht, und was ihn veranlaßt hat, finde ich nicht, außer daß man hat etwas wieder umpflügen müssen.

1718 — — 18 bis 20 gr.

1719 — — 24 bis 25 gr.

Bekanten Miswachses wegen heißt es bei diesem Jahre abermals ohne ihn zu bezeichnen, ist der volle Zins von den Meyern nicht verlangt. Da man, wie ich in einer Rechnung finde, nicht jeden Acker mit Rocken bestellen konte, so ist vermuthlich der Miswachs von der Näße entstanden. Nach dem Preise kan er nicht unbeträchtlich gewesen seyn.

1720 — — 26 bis 27 gr.

Man erntete hie und da keinen Rocken, man mußte auch im Sommerfelde doppelt bestellen, und hatte auch darin doch eine schlechte Ernte. Der Preis bestätigt diese Klagen, aber, daß sie so unbestimt, so unverständlich sind.

1721 — — 17 bis 18 gr.

Mit der Ernte war man ganz wohl zufrieden, es fand sich aber, daß das Korn den Band besser gefüllt hatte, als nun den Himten.

1722 — — 16 bis 18 gr.

Mich wundert der mäßige Preis; denn die Rechnungen sagen, der Mäuse- und Schneckenfraß sey so groß gewesen, daß man hie und da hätte doppelt säen, und bald den vierten Theil, bald die Hälfte, nach geschehener Besichtigung erlassen müssen.

1723 — — 20 bis 23 gr.

Der Miswachs war hie und da so groß, daß von den Leuten nur 12 gr. für den Himten genommen wurden. In einigen Rechnungen heißt es, der Rocken sey verfroren; und einen beträchtlichen Schaden mußte er wohl genommen haben.

1724 h) — — 24 bis 26 gr.

An einigen Orten gaben die Meyer Miswachses halber wieder nur 12 gr. für den Himten. In einigen Rechnungen heißt dieser Miswachs der Mählthau, worüber ich gern mehr Belehrung haben mögte.

1725 — — 17 bis 18 gr.
1726 — — 20 bis 22 gr.

Von dieser Ernte ist an einem Orte die halbe Abgabe aus dem Sommerfelde erlassen.

1727 — — 17 gr.
1728 — — 15 gr.
1729. 1730 u. 1731 – 14 bis 15 gr.
1732 — — 13 bis 14 gr.
1733 — — 16 bis 17 gr.

Weil der Rocken verfroren, ist den Meyern die Hälfte der Zinsen vom Winterfelde, oder Himte zu 15 gr. erlassen. Nach dem Auszuge war 1729 ein langer und harter Winter, man sieht aber nicht, daß er Einfluß in den Kornpreis gehabt, er mag leicht strenger als der von 1733 gewesen seyn, und in diesem verfror doch der Rocken.

1734 — — 18 gr.
1735 — — 16 bis 17 gr.
1736 — — 24 gr.

Wegen Miswachses und Hagelschadens ist hie und da ein Drittel in beiden Feldern erlassen. Daß nicht der Hagelschlag allein die Remission bewürkt habe, sondern noch ein anderer nicht angezeigter Miswachs da gewesen sey, das scheint der Preis zu bezeugen.

1737 — — 22 bis 24 gr.

Aus dem Preise ließ sich ein Feldschaden vermuthen, und es wunderte mich, keine Erwähnung desselben zu finden, als in der letzten Rechnung, die ich durchsah. Diese sagt aber auch nichts mehr, als daß wegen Miswachses nach geschehener Feldbesichtigung den Meyern die Hälfte erlassen sey. Es muß ein besonderer Miswachs gewesen seyn, welchen zu untersuchen nur eins der Dörfer, von welchen ich rede, verlangt hat.

1738 — — 16 gr.
1739 — — 18 gr.
1740 — — 1 Rthl. 8 gr.

Dieser hohe Preis kam von dem bekantlich so harten als langen Winter dieses Jahrs. Man weiß es noch aus

h) Ueber dies Jahr haben wir, wie schon bemerkt, meteorologische Beobachtungen von J. J. Scheuchzer. Man sehe in den vom Hn. und D. Münler übersetzten Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, die 40te. „Nach denselben war in der Schweitz der Januar sehr gelinde; fiel den 16ten Febr. der erste Schnee dieses Jahrs; hatte man den 29ten Merz schon ein Gewitter; verkündigten im April alle Früchte auf dem Lande das fruchtbarste Jahr; war der Anfang des Julius sehr kalt; erzeugten sich im August durch die sehr große Hitze in dem Korne eine sehr große Menge Kornwürmer, die man Reuter nannte; (solten die wohl nicht der Mählthau, worüber die Rechnungen klagen, gewesen seyn?) und dauerte die Hitze im September, und die Dürre im October und November, da das Korn stieg, fort.“ Vermuthlich hat dieser trockne Herbst zur Fruchtbarkeit des Jahrs 1725 sehr beigetragen.

aus eigener Erfahrung, daß darin der Rocken sehr erstorben war. Die meisten Meyer bezahlten nur 33 gr. für den Himten, und nur zwei Drittel des Ganzen. Ob indeß gleich die Winterfrüchte genug gelitten, und Verlust und Mistrauen und Eigennutz die Preise hoch genug gesteigert hatten: so war dennoch von dieser Seite der eigentliche Schaden des Winters so gar drükkend nicht, weil das nicht verdorbene Winterkorn reichlich gab, die Sommerfrüchte, und besonders die Gerste in vielen Gegenden gar herrlich geriethen, und das nachtheilige Unkraut, der Radel und die Vogelwicke, gänzlich verfror.

**Marcus**, S. 43. und H. C. F. **Schenks Wunder Gottes im Winter**, §. 24. S. 55. f.

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1741 | — | — | 18 bis 20 gr. |
| 1742 | — | — | 15 gr. |
| 1743 | — | — | 14 bis 15 gr. |
| 1744 | — | — | 15 bis 16 gr. |
| 1745 | — | | 20 bis 22 gr. 4 pf. |
| 1746 | — | — | 24 bis 25 gr. |
| 1747 | — | — | 22 bis 24 gr. |
| 1748 | — | — | 22 bis 27 gr. |
| 1749 | — | — | 23 bis 26 gr. |
| 1750 | — | — | 17 bis 18 gr. |
| 1751 | — | — | 18 bis 21 gr. |
| 1752 und 1753 | — | | 20 bis 22 gr. |
| 1754 | — | — | 24 bis 30 gr. |
| 1755 | — | — | 22 bis 24 gr. |

Bei diesem Jahre steht in einer Rechnung, daß an dem Wiesenzinse erlassen sey, weil die Wiesen für Nässe nicht ganz hätten gemähet werden können. Von ähnlichen und höhern Preisen findet sich keine Ursach mehr angegeben, vielleicht, weil die Prediger zur Remission nichts mehr beitragen konten, und also keinen Anlaß mehr hatten, die sub spe rati ertheilte Remission aus dem erlebten Feldschaden zu rechtfertigen und zu dociren.

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1756 | — | — | 30 bis 36 gr. |

Den Meyern, welche 1 Rthlr. gegeben hatten, ward nachher noch der Rocken bis auf 30 gr. herabgesetzt, und einigen alles erlassen; es heißt ausdrücklich Miswachses wegen von einem unbeschreiblichen Mäusefrasse, dabei die Einsaat nicht geerntet, und die Ernte in der Scheure nicht verschont geblieben.

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1757 | — | — | 27 bis 30 gr. |
| 1758 | — | — | 18 gr. |
| 1759 | — | — | 18 bis 24 gr. |

Weiter habe ich nicht nöthig, die herrschende Witterung voriger Jahre aufzusuchen; von 1760 an haben wir gewiß schon meteorologische Tabellen, und ohne Zweifel noch ältere. Nun also noch ein Paar Worte über den Gebrauch.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

85tes Stück.

Montag, den 22ten October 1781.

## Von dem Einflusse der Witterung und einiger Feldschäden in die Kornpreise, auch etlichen hieher gehörenden Vorschlägen.

(Fortsetzung.)

Die Anfrage, welche diese Untersuchung veranlaßt hat, ist durch den Auszug aus der Erzählung von heftigen Wintern dahin bereits beantwortet, daß sich ein strenger Winter und eine schwere Theurung im Jahr 1678, in welchen sie gewesen seyn müßten, wenn sie genau 31 Jahre vor 1709 vorgefallen seyn solten, nicht finden.

Gegenwärtiger Aufsatz ist, wie man gesehen hat, noch viel zu unvollständig, als daß sich für oder wider eine Hypothese etwas daraus nehmen ließe. Der erste mögliche Gebrauch davon wäre nach meinem Wunsche also eine Ermunterung ihn zu ergänzen an alle, die Gelegenheit dazu haben. Die pragmatischen, politischen, militarischen, genealogischen ꝛc. Erzählungen ehemaliger Vorfälle pflegen der Witterung mit ihren Folgen wenig zu erwähnen, ehe die eigentlich so genannten Chroniken. Vorzüglich scheinen mir indeß hiezu die alten Kirchenrechnungen von der Verfassung, wie die meinigen, brauchbar zu seyn. Doch wünschte ich, daß die Auszüge nicht einzeln aus jeder Rechnung, sondern aus so vielen, als etwa zu einer Inspection, oder zu einem Amte gehören, gegeben werden mögten, jener dürften auch dem geduldigsten Leser (und der ist bei einer unschönen und unwitzigen Lektüre sehr selten) leicht zu viele werden. Die Wiederholungen von einerlei Witterung würden wir, wenn wir meteorologische Auszüge aus den Kirchenrechnungen jeder Inspection in Niedersachen, die sie geben kan, hätten, ohngefähr so oft lesen, als etwa zur völligen Gewißheit oder zur Bewunderung dienlich wäre, würden wir aber sicher zu oft lesen, wenn sie aus jeder Rechnung gemacht wären.

Wir haben zwar jetzt mehr als eine öffentliche Anzeige, die die Kornpreise wöchentlich oder monatlich enthält, und meteorologische Ephemeriden und Tabellen dazu, die uns die Witterung jedes

des Tages aufbehalten, aber dennoch wünschte ich, daß noch immer bei Anzeige des den Meyern gesetzten Kornpreises die fruchtbare oder unfruchtbare Witterung, die diesen Preis bestimt hat, in den Kirchenrechnungen angemerkt werden mögte. Die Mühe ist ja nicht groß, und eine dereinstige Uebersicht, wie Wind und Wetter vor unserer Zeit beschaffen gewesen, läßt sich aus diesen wichtigen und wohl verwahrten Büchern mit mäßiger Geduld und ohne Kosten machen. Im Jahre 1880 wird man sonst ein hundert Bände vollständiger Anzeigen, und ein hundert Bände meteorologischer Ephemeriden anschaffen und studiren müssen, ehe man den Witterungslauf des Jahrhunderts von 1780 bis 1880 verzeichnen kan. Dazu wird Geduld gehören! — Aber, wird man vielleicht nach Lesung manchen Almanachs sagen, solte es auch 1880 noch Kirchenrechnungen geben? Ganz gewiß noch welche, wenn von manchen seichten oder aberwitzigen Köpfen kaum noch die Namen übrig seyn werden.

Der eigentliche Gebrauch, den wir von einer zahlreichen Sammlung vollständiger und genauer Witterungsverzeichnisse machen wollen, ist der Versuch, ob sich daraus eine periodische Wiederkunft günstiger oder ungünstiger Witterung abnehmen lassen wolle. Noch können wir ihn nicht anstellen, und es wäre also voreilig zu weissagen, daß er gelingen oder nicht gelingen werde. Gesetzt aber, man fände dereinstens, (welches ich, im Vertrauen, schier vermuthe,) daß sich aus ehemaliger Witterung, wenn wir auch eine zwei oder gar mehr hundertjährige Geschichte davon haben, eine instehende nicht erwarten lasse, ist denn die Beobachtung, und die Sammlung von Beobachtungen und Nachrichten deswegen gleich eine vergebliche, unnütze Bemühung? das mögte ich nicht sagen. Mancher andere Nutzen, bei dessen Erzählung ich mich hier nicht aufhalten will, läßt sich davon voraus sehen, und wer will sagen, daß sich alles Gute, was aus guten Bemühungen entspringen kan, voraussehen lassen müsse? Stiftet sie auch nur den Nutzen, daß unsere Nachkommen dereinstens gewiß wissen, es gebe keine periodische Wiederkehr günstiger oder ungünstiger Witterungen, so giebt sie doch eine Wahrheit, die wir noch nicht haben. Solte ihnen diese Sammlung aber gar Grund geben, auf so viele fruchtbare Jahre eine den Früchten nachtheilige Witterung und Theurung in dem bestimten Jahre sicher zu erwarten, und sich mit ihrem Vorrathe so darnach zu richten, daß Niemand verarme und Niemand verhungere, dann wäre sie doch wohl nützlich genug.

Die oben vorgelegte Sammlung ehemaliger herrschenden Witterungen habe ich nicht anders als unvollständig genannt, und gebe sie noch nicht höher aus, aber auch aus ihr läßt sich vielleicht schon einiger Nutzen ziehen. Laßt es uns wenigstens versuchen.

Die Geschichte, ich mögte dies Aestchen

chen derselben wohl die Preis- oder Witterungsgeschichte nennen, ergiebt, daß sehr strenge Winter das Korn tödten und schwere Theurung verursachen können. Dies haben die Winter von 1570. und 1571. 1580. 1598. 1601. 1607. 1611. und 1612. 1616. 1625. 1659. 1684. und 1740. bewiesen. Gegen ihre Härte kan man durchaus den Feldfrüchten keinen Schutz verschaffen. Sie sind schon häufig da gewesen, wir müssen sie also wieder erwarten; aber noch wissen wir nicht, wann? Billig solte diese unsichere Erwartung die Besorgung eines Vorraths zur Pflicht machen, wodurch drückende Theurung und der fürchterliche Hunger ruhig abgewandt werden könten.

Theurung ist aber nicht allezeit die Folge eines kalten Winters. Wir finden strenge Kälte angemerkt, und der Kornpreis ist nicht gestiegen. So heißen z. B. die Winter von 1665 bis 1666. 1670. 1680. 1729. harte, und es ist keine merkliche Theurung darauf erfolgt. Selbst ist 1709 der Preis nicht so hoch gegangen, daß man diesen äußerst kalten Winter unter die unglücklichen zählen müßte, 1699 und 1714 war der Rocken viel theurer als 1709. Und nach der Erfahrung leiden Weitzen und Rocken nicht leicht im Winter, wenn sie in einem guten Herbste Zeit haben, sich zu bewachsen oder auszubreiten und gehörig einzuwurzeln, wenn ohne vorhergegangene große Nässe baarer, aber gelinder Frost einfällt, der die Pflanzen zum langsamen Stillstande im Wachsthum bringt, wenn darauf ein mäßig tiefer und ziemlich gleich liegender, nicht vom Winde ungleich vertheilter Schnee, und damit scharfe Kälte komt, und wenn endlich diese im December und den beiden folgenden Monaten eintrit, mit dem Anfange des Merzes aber nach und nach aufhört. Unter diesen Umständen können in den eigentlichen Wintermonaten Menschen und Vieh in Gefahr seyn, vor Kälte draußen zu erstarren, können Flüsse und Meere zufrieren, und das Winterkorn verfriert nicht. Wenn wir also auch gleich die vorzüglich kalten Winter vorher wüßten, so wüßten wir doch damit nicht vorher, ob der Rocken darin verderben und eine Theurung darauf erfolgen werde.

Das Korn kan dagegen in einem ziemlich gelinden Winter Schaden nehmen und eine beschwerliche Theurung daraus entstehen. Es kan nemlich verfrieren, in zu großer Nässe untergehen, und in spätem Winter schleunig getödtet werden. Diesen Fällen, wenn sie da sind, vorzubeugen so weit es möglich ist, wäre daher wohl so nützlich, als die strengen Winter voraus zu wissen, die denn vielleicht den Früchten wohl nicht einmal schaden.

In den Wintern 1635. 1723. und 1733. heißt es ausdrücklich, daß der Rocken verfroren sey, ob man gleich von ihrer anderweitigen Strenge nichts weiß. Ich habe bei dem ersten dieser Jahre zu erklären versucht, wie der Frost auch im gelinden Winter das

Korn tödten könne. Auf diesen Schaden kan nicht gut bei Zeiten gemerket werden, weil man von jedem kleinen Froste, der den im Wasser stehenden Rocken trift, noch immer hoft, daß er nicht schaden solle, so lange hoft, bis es der Frühling zeigt, daß der Rocken unter dem Eise im Wasser gleichsam erstickt, oder durch das Eis aus dem unwiderstehenden nassen Boden gezogen und getödtet sey.

Daß der Rocken im nassen Winter verdorben, oder durch einen nassen Herbst gehindert sey, in die Erde zu kommen, das beweisen die Jahre 1586. und 1593. 1649. bis 1655. 1661. 1664. 1674. 1698. 1699. 1704. 1714. und 1719. vermuthlich. Wie wenige Tage der Rocken im Wasser zu stehen vertragen könne, und daß man, zumal im Herbste, auf manche nasse Aecker Pflug und Vieh zur Winterbestellung gar nicht bringen dürfe, das wissen alle Landwirthe. So schädlich wie der härtste Frost kan demnach die Nässe immer auch seyn; und wäre von jedem Miswachse die Ursache in den Rechnungen angegeben, so leidet Niedersachsen vielleicht mehr Schaden vom Wasser, als von strengen Wintern. Die davon entstandenen Misjahre machen diese Behauptung sehr wahrscheinlich.

Den Nachtheil der Feldfrüchte von spätem Schnee und Froste finde ich nicht ausdrücklich genannt, halte es aber sehr glaublich, daß er ungenannt, wer weiß wie oft! vorgekommen. Die Erfahrung von den Jahren 1770. und 1771. bewies es, wie sich der Rokken verliert, wenn ein warmer Tag im April tiefen Schnee schleunig in Wasser verwandelt. Und wenn ein baarer Frost in diesem Monate den schon wachsenden Rocken überfällt, und seinen Saft schleunig verdickt, so läßt sich begreifen, wie leicht hieraus Fäulniß und Untergang der Pflanzen entstehen könne.

Den Schneckenfraß sieht man nur bei den Jahren 1663. und 1722. ausdrücklich angegeben. Daß er öfter vorgekommen als genannt seyn möge, ist mir sehr wahrscheinlich. Man weiß, daß er sich nur in nassen Jahren findet, und begeben kan, und also läßt sich der erhebliche Schaden, den er anrichten kan, mit zu dem Nachtheile rechnen, den wir von der Nässe haben.

Dies voraus geschickt, kan man sich den Nutzen einigermaßen sichtbar machen, den auch diese mangelhafte aus Kirchenrechnungen gezogene meteorologische Nachrichten zu stiften vermögen. Sie beweisen nemlich, und würden es, wären sie vollständiger, noch mehr beweisen, daß das Gedeihen der wichtigsten Feldfrüchte in Niedersachsen, des Rocken und auch des Weitzen, am meisten durch die Nässe gehindert, und am leichtsten durch sie theure Zeit verursacht werde. Sie beweisen, was man auf dem Wege der physischen Untersuchung schon als höchst wahrscheinlich erwarten muß. Denn es ist vielleicht der größte Theil des niedersächsischen Bodens, dessen Oberfläche auf Leim oder Thon steht, oder

oder aus Leim und Thon besteht. Was wird erfolgen, wenn es auf diesen Boden viel, besonders im Herbste, regnet? Er muß bald so weich werden, daß keine Arbeit mehr darin geschehen kan, und daß seine Pflanzen faulen, umfallen und sterben müssen; und bei wenigerm Regen wieder so schwollig werden, daß die Schnecke bequem darauf hausen und fortkommen kan. Und so ist es nach unserer und unserer Väter Erfahrung. Ist denn aber auch viel Regen in Niedersachsen zu vermuthen? Nach seiner Lage gegen die Meere müßten wir Regen erwarten, wenn der Wind von beinahe Südwesten durch die ganze mitternächtliche Region bis von Nordost her wehet, und nach der Erfahrung ists ungefähr so. Es können zwar mit dieser Lage warme und trockne Sommer bestehen, derer aber, wodurch das Sommerfeld und die Wiesen misrathen, finden wir nur sehr wenige angemerkt, nemlich 1637. 1684. 1710, Es steht nicht dabei, daß 1692. die Wiese, und 1726. das Sommerfeld durch Hitze und Dürre verdorben sey, beide können einen andern Schaden erlitten haben, und das wird desto wahrscheinlicher, da der Schaden jedesmal nur von einem einzelnen Orte erwähnt wird. Nach einer langen Erfahrung ist es demnach hauptsächlich die Nässe, welche auf dem niedersächsischen Leimboden Miswachs und Theurung zu verursachen pflegt.

Ohne Zweifel wird das fürchterliche Wort Theurung dem Städter vornemlich gleich die Frage in den Mund drängen, ob denn dem überwiegenden Schaden von der Nässe nicht vorzubeugen stehe? Man sieht, daß ich die Frage hier nicht überspringen konte, und daß ich die Antwort darauf weder ganz vorbei gehen, noch umständlich geben kan. Ich antworte: die Nässe und ein drückender Nachtheil von ihr liesse sich, die Sache in der Natur betrachtet, sehr mindern, wo nicht gänzlich abwenden, wird aber vermuthlich unaufhörlich schaden, weil große Veränderungen unüberwindliche, und kleine Veränderungen große Schwierigkeiten anzutreffen pflegen. Wenn die Nässe meinen Acker nicht verderben soll, so muß er eine Lage haben, bei welcher ein Abfluß möglich ist, und wo Aecker, wie im Kessel liegen, da muß irgendwo ein Abzug geöfnet, bedächtlich eingerichtet, offen und im Stande erhalten werden. — Dies wird in einem mäßigen Striche ohne 500 Prozesse nicht zu beschaffen stehen. — Ich weiß wohl; und also bleibt das Wasser ruhig stehen, wo es seine Natur hinschickt, und verderbt den Rocken, im Sommer auch die Gerste und andere Früchte. Wenn die Nässe ziemlich unschädlich werden soll, so muß jeder seine Aecker vom Wasser befreien können, ohne es einem andern in seine Früchte oder Wiesen schicken zu müssen. Ich rette mein Korn, wenn ichs bewahren kan, daß es nicht ins Wasser geräth, oder wenn ichs aufs geschwindeste wieder herausziehen kan; muß ich aber damit mehr als

als die geretteten Aecker überschwemmen, so gewinne ich bloß, aber das Publikum gewinnt nicht. Will das gewinnen, und sich von dieser Seite möglichst vor Theurung bewahren, so muß es dem Wasser, wenn ich so sagen darf, eine eigene Heerstraße bereiten, wohin es sich sämtlich allen Aeckern unbeschadet ziehen, und nutzen kan, zum Mühlenbaue, zu Bleichen, zur Schiffarth u. s. w. ohne zu schaden. — Das wäre wohl all gut, aber wie viele Leute würden sich da widersetzen, Knechte und Herren! — Ich weiß wohl, und also wird die Nässe schaden, wie sie geschadet hat. Soll sie es nicht, so wird auch der Landwirth nicht muthlos ihr Verderben für unabwendlich erklären, sondern thun müssen, was er offenbar für nützlich hält und darf, und versuchen müssen, was ihm andere als nützlich empfelen. Er wird also bei abhängigen Aeckern dem Wasser seinen natürlichen Weg entweder mit Schaden absehen, oder ohne Schaden abwägen, und darnach die Wasserfurche ziehen, nicht allein allemal, wenn er gesäet hat, sondern auch in den seltenen nassen Sommern, die das Land so weich machen, daß nicht darin gesäet werden kan, weil die wohl getroffene Wasserfurche, wenn sie auch zwischen jeder Pflugart, wie selten genug seyn wird, auf- und wieder zugeworfen werden müßte, ihre Unkosten reichlich dadurch bezahlt, daß sie den Acker tragbar macht. Der Landmann wird seine Wasserfurchen fleißig besichtigen, wieder herstellen, verbessern, und so viel es seyn kan, verkürzen müssen. Er wird, so bald der Wind den Schnee in der Tiefe seiner Aecker gehäuft hat, Oefnungen durch denselben schaufeln lassen müssen, damit das Wasser von der Anhöhe, wo das Aufthauen geschwinder geschieht, nicht gezwungen werde, zu seinem grossen Schaden auf das langsame Schmelzen des Schneeberges zu warten. In den Feldern von einer ziemlich wagerechten Lage muß man da, wo sich in nassen Jahren so genannte Hungerquellen hervorzuthun pflegen, die auf dem Thone liegende Erde 20 bis 30 Fuß ins Gevierte wegräumen, (diese Erde läßt sich zur Verbesserung einer andern Art mit Nutzen anwenden,) da nemlich, wo diesem immer vollen Wasserbehältnisse ein Abfluß zu beschaffen steht, und man wird damit der ganzen auf Thon stehenden Oberfläche, so weit sie nur Fall gegen diese Oefnung hat, die Nässe so weit abziehen können, daß der Acker bearbeitet werden, und seine Frucht ungestört wachsen kan. Steht aber ohne viele Streitigkeiten, oder auch durch dieselben dem Wasser in diesem Behältnisse durchaus kein Abzug, ob gleich nur der Raum einer Gosse dazu gehört, zu öfnen, nun so muß es im Lande bleiben, und den fernern Miswachs von der Nässe vermehren.

Wäre dieses zur Minderung, Abhaltung, und geschwindern Ableitung des Regen- und Schneewassers, bei der einmal festgesetzten Einrichtung im Staate, so thunlich, als es an sich mög-

möglich ist: so würde dreien nach der Erfahrung schweren Feldbeschädigungen zugleich so weit hoffentlich vorgebeugt, daß sie den Miswachs und die Theurung, die sie einzeln oft verursacht haben, nicht mehr verursachen könten. Man könte nemlich Felder beackern, die man der Nässe wegen liegen lassen muß, könte von denen eine gute Rocken- oder Weizenernte erwarten, die man jetzt als verwässert im Frühlinge wieder umpflügen, oder nur etwa einen Drittheil ihres wahren Ertrages tragen lassen muß, könte die Aecker ernten, die das zu lange gestandene Schneewasser, oder welches eins ist, ein später Winter verdarb, könte den Schaden abwenden, wenigstens sehr mindern, den ein auf Thauwetter schnell folgender Frost verursacht, weil nemlich ungleich weniger Wasser auf dem Lande stehen bleiben dürfte, und könte auch, wenn sich nun die Aecker viel klarer und trockener eggen ließen, dem schädlichen Schneckenfraße großen Abbruch thun. — Sed maneat hæc cura nepotes?

Hat der Mäusefraß gleich nur selten den Preis bis zur Theurung getrieben: so ist er doch Schaden genug für den, der ihn erfährt. Man liest die Klagen darüber bei den Jahren 1611, (er war wenigstens damals in Schwaben, meine niedersächsischen Kirchenrechnungen schweigen davon,) 1628. 1633. 1635. 1644. 1647. 1650. 1659. 1662. 1675. 1678. 1681. 1686. 1700. 1710. 1711. 1716. 1722. 1756. Ich habe sie gern noch einmal bei einander hin gesetzt, um patriotische Naturkündiger auf das Nachtheilige des Mäusefrasses so aufmerksam zu machen als auf das Merkwürdige. Die meisten landwirthschaftlichen Leser werden sich hiebei der eigenen Erfahrung von 1773 erinnern, und so gern wie ich, wissen wollen, ob diesem Feldschaden gar nichts entgegen gesetzt werden könne? wie es kommen möge, daß er sich im vorigen Jahrhunderte so viel öfter, als noch in dem gegenwärtigen begeben, und ob man nicht von dem im Jahr 1773 Erfahrungen gesammlet, die der schärfere Beobachter auf die Zukunft nutzen könne? Untersuchungen hierüber wären doch wohl so nützlich, als manche mikroskopische.

Meines Wissens hat uns noch Niemand etwas Befriedigendes über die Herkunft und das nachmalige Verschwinden der Feldmaus gegeben. Den Erzählungen von den Wanderschaften unzählbarer Mäuseheere, die von einer Feldmark auf die andere, und so gar durch große Flüsse gezogen seyn sollen, fehlt der nöthige historische Beweis. Wahr ist dagegen, daß sie ganz unvermerkt auf den Feldern angetroffen werden und sich wieder verlieren, ohne daß man sieht, woher sie kommen, und wo sie bleiben. Bei so vieler Unbekantschaft mit ihrer Geschichte, ist Fehler in derselben noch keine Schande, sondern vielleicht das Mittel sie zu befördern und zu berichtigen. Ich will also eine Vermuthung darüber preis geben,

womit

womit man sich, wenn es nicht anders seyn kan, so lange zerren mag, bis das Vergnügen anderer Meinung zu seyn auf die rechte Spur bringt.

Die Fortsetzung folgt künftig.

---

## Vermischte Anmerkungen.

(S. das 83te Stück Col. 1325.)

17) Beccaria von Verbrechen und Strafen, Breslau 1778.

In der Anmerkung zur S. 225. werden die Isländer mit den Grönländern, Kamschatkaern, und andern wilden Völkerschaften neu entdeckter Inseln in eine Klasse gesetzet, daß sie nichts von Gott, dem Geber des Guten und Schöpfer der Welt, gewußt, aber sämtlich Teufel geglaubt hätten. — Zu solchen Unwissenden kan man doch wohl die Isländer nicht mehr rechnen, da sie schon 7 bis 8 Jahrhunderte das Christenthum bekant, und sehr gelehrte Leute unter sich gehabt haben. Auch vor der Annahme der christlichen Religion waren diese ausgewanderten Normänner, die Island ohngefähr vor 900 Jahren entdeckten, und es ohne Einwohner fanden, mit jenen dummen Völkern mit nichten zu vergleichen.

18) Von den Sitten der alten Deutschen, aus dem Lateinischen des C. Corn. Tacitus, mit Anmerk. Leipz. 1779.

Der Verfasser der Anmerkungen sagt S. 97. von den **Semnonen**, die Tacitus unter den deutschen Völkern aufführet: **Eben diese Semnonen waren es, die Rom verwüsteten, vom Camill geschlagen, und endlich vom Dolabella gänzlich in Italien ausgerottet wurden.** — Hier werden Semnonen mit den **Senonen** verwechselt, die sich in dem obern Italien zwischen dem Apennin und dem Adriatischen Meere niedergelassen hatten, und sich von Ravenna bis Ancona ausbreiteten, aber eine Colonie der Gallischen Senonen, eines Celtischen Volks, waren, deren Sitz in Frankreich, in dem jetzo noch so genannten Senonois um Sens herum war; wie sie dann vom **Livius** B. V. Cap. 32. ff. meist immer Galli genennet werden. Diese Völkerschaft wird zu des Tacitus Zeiten gewiß nicht wieder nach dem Norden umgekehret seyn, da andere nordische Völker sich gegen Süden und Westen wandten. Der Hr. von **Herzberg** sagt auch in seiner Abhandlung von den Ursachen der Ueberlegenheit der Deutschen über die Römer, S. 17. man könne den **Semnonen** nicht mit Sicherheit den berühmten Zug der Gallischen **Senonen** nach Rom und Griechenland beilegen, noch von ihrem Anführer **Brennus** den Namen des jetzigen Brandenburg ableiten.

**Hannover.** **J. C. Winter.**

# Hannoverisches Magazin.

86tes Stück.

Freitag, den 26ten October 1781.


## Etwas über die Wohlthätigkeit der Einwohner Hannovers gegen die Armen.

Die Einwohner von Hannover können schon seit geraumer Zeit unstreitig Anspruch auf das edle Lob der Wohlthätigkeit gegen die Armen und Hülfsbedürftigen machen, und es ist eine Art von schuldiger Gerechtigkeit, die man ihnen wiederfahren läßt, wenn man dieser menschenfreundlichen Denkungsart, wodurch so viele Unglückliche dem Elende entrissen werden, einmal rühmliche Erwähnung thut.

Seitdem ich Gelegenheit gehabt habe, über diesen Gegenstand zufällige Bemerkungen anzustellen, glaube ich an den Einwohnern unsers Orts einen gewissen natürlichen Trieb, eine gewisse vorzügliche Anlage zu dieser edeln Tugend wahrgenommen zu haben, die ihnen zu nicht geringer Ehre gereicht; und wie es scheint, so ist dieselbe ein Nationalzug ihres Charakters, da ich so oft mit theilnehmendem Vergnügen Thatsachen dieser Art in den öffentlichen Anzeigen finde, die meine Bemerkung zuerst veranlaßt, und seitdem immer mehr bestätiget haben: eine Bemerkung, die jedem Patrioten und Menschenfreund interessant und wichtig seyn muß, wenn er in den öffentlichen Blättern so oft den Dank für beträchtlich große Wohlthaten zum Besten der Armen, und für mitleidige Unterstützung hülfsbedürftiger Menschen in der Nähe und in der Ferne erblickt: wenn er so öfters von milden Geschenken von unbekanter Hand liest, die eben deswegen aus der edelsten Absicht und reinsten Quelle herfließen, da ihre Urheber den Dank dafür nicht einmal verlangen, und mit dem Zeugniß dessen zufrieden sind, der ins Verborgene sieht. Solche Anzeigen sind für ihn eine Rubrik, die seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zieht.

Aber diese öffentlich angezeigten Wohlthaten, machen bei weitem noch nicht die ganze Summe der Wohlthätigkeit unsrer Stadt aus. Man muß die fürtrefflichen öffentlichen Anstalten zum Besten der Armuth näher kennen, um sich einen vollständigen Begrif von der Freigebigkeit unsrer Mitbürger zu machen: Anstalten, die ihren preiswür-

digen Stiftern einen unsterblichen Ruhm, und ihren großmüthigen Erhaltern und Unterstüzern die segenvollesten Belohnungen zusichern; und die noch neuerlich durch eine andere ähnliche vermehrt worden, die nicht weniger zum Besten der Menschheit abzielt, als jene zum Besten der Armuth. Diese Anstalten, die den wärmsten Beifall aller Einwohner unsrer Stadt auffordern, sind über mein Lob.

Meine Absicht ist es nicht, diesen Gegenstand hier zu erschöpfen. Ich überlasse ihn andern, in deren Wirkungskreis er mehr einschlägt, als in den meinigen. Nur wird es mir erlaubt gewesen seyn, andere durch diesen Wink zu veranlassen, unsern wohlthuenden Zeitgenossen eine Art von Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, die Personen, die sich um ihre Nebenmenschen verdient machen, mit Recht gebührt. Denn ich erinnere mich nicht, über diesen Gegenstand, der, in sein vortheilhaftes Licht gesetzt, sich so gut zum Besten der leidenden Menschheit benutzen ließe, etwas in unserm **öffentlichen Blatte** gelesen zu haben. Verdiente etwan ein solcher Gegenstand weniger die Betrachtung unsers schreibenden und lesenden Publikums, als so viel andre, die in diesen gemeinnüzzigen Blättern stehen? Verdiente er darum weniger beherziget zu werden, und ist er darum weniger einer gemeinnüzigen Behandlung fähig, weil er nur das Beste unsrer *armen* Mitbrüder betrift? Oder glaubt man endlich, daß der wohlthätige Theil unsers Publikums schon mit der Dankabstattung zufrieden seyn könne, die jedesmal auf erhaltene milde Gaben in den öffentlichen Anzeigen eingerückt zu werden pflegt? — Man würde mich noch nicht ganz verstanden haben, wenn man dächte, daß dadurch die ganze Sache abgethan, die ganze Verbindlichkeit, die man der Tugend schuldig ist, gehoben, der ganze Vortheil, der aus nachahmungswürdigen Beispielen gezogen werden kan, benuzt sey. Solche Anzeigen sind weiter nichts, und haben auch weiter keine Absicht, als **Empfangscheine**. Sie können das Rühmliche, das Nachahmungswerthe dieser Wohlthätigkeit nicht in ihr ganzes helles Licht setzen; sie werden von den meisten für Tagesneuigkeiten gerechnet, deren Eindruck mit dem Tage stirbt; kurz, sie enthalten so wenig Beifall, als Ermunterung zur Nacheiserung. Allein ich dächte, eine Sache von der Art, die das Wohl eines grossen Theils Unglücklicher betrift, und wodurch sich die Bewohner unsrer Stadt auf eine würklich auffallende Art vor andern Städten auszeichnen, verdiente doch wohl eine mehr, als zweideutige, der Gleichgültigkeit ähnliche stille Beachtung, verdiente wohl einmal eine **öffentliche** Bemerkung, wodurch man so vielen gutdenkenden Wohlthätern zu erkennen gäbe, daß wenigstens ihre rühmliche Denkungsart von ihren Zeitgenossen nicht verkant werde, gesetzt auch, daß sie den persönlichen Beifall, da sie unbekant bleiben wollen, ablehnen.

Noch

Noch zu einer andern Bemerkung hat mir die Durchsicht unsrer Anzeigen Anlaß gegeben, die, da sie der niedrigen Klasse unsrer Einwohner eben so sehr zum Lobe gereicht, als jene den höhern und bemitteltern Ständen, auch wohl einen Platz hier zu verdienen scheint.

Sie betrift eine Eigenschaft, die man freilich den höhern Klassen nicht einmal als lobverdienstlich anrechnen darf, ohne denselben eine Art von Beleidigung zuzufügen; ich meyne, die **Ehrlichkeit in Auslieferung der gefundenen Sachen.** Einem Fremden mögen vielleicht so häufige Beispiele dieser Art auffallender seyn, als sie einem Einheimischen wegen der Unbekantheit mit dem, was außerhalb Landes geschieht, seyn dürften. Ich glaube aber nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß sich einiger Unterschied in diesem Stücke zwischen diesem Orte, und andern befindet, wo Leute von geringer Extraction über den Punkt des Gefundenen nach nicht so gar strengen Grundsätzen der Moral zu denken und zu handeln pflegen, und vielfältig einen ungefähren Fund als ein merkurialisches Geschenk ansehen, worüber sie Niemanden Rechenschaft schuldig zu seyn vermeinen, als ihrem weiten Gewissen. — Verdient es nicht bemerkt zu werden, wenn ein ehrliches Mädchen auf der Straße mit einem gefundenen Geldbeutel hinter dem Eigenthümer, der ihn verloren hat, anläuft, und, nachdem es ihn richtig wieder zugestellt, sich unverweilt entfernt, so daß der Eigenthümer in der Bestürzung nicht wahrnimt, wo das ehrliche Mädchen geblieben, und es erst durch eine Anzeige zur Abforderung einer Belohnung einladen muß?

Ich kan mich nicht überreden, daß bloß die Furcht vor der Strenge der Gesetze diese Gewissenhaftigkeit bei Leuten aus der geringsten Klasse von Einwohnern bewirken solte. Ich bin vielmehr geneigt zu glauben, daß diese Tugend noch ein Stück von unsrer alten vaterländischen Treue und Redlichkeit sey, die hier so sehr einheimisch ist und zu Hause gehört, daß man Beispiele dieser Art recht sehr häufig auffinden könte, wenn Jemand wäre, der einen solchen Stof gemeinnützig zu bearbeiten Muße und Geschicklichkeit genug besäße. — Und da wir im Besitz eines Mittels sind, Handlungen der Uneigennützigkeit, Menschenliebe und Edelmuth durch aufmunterndes Lob und Bekantmachung zu befördern, (dieses Mittel ist unser Magazin,) würden sich da unsere schreibenden Patrioten nicht gewiß sehr verdient um das gemeine Beste machen, wenn sie bei schicklichen Veranlassungen, mehrere Beispiele von dieser Art, mit oder ohne Benennung der Personen oder Oerter, nachdem es die Umstände anriethen, darin bekant machten? Ein gutes Beispiel von Wohlthätigkeit, Uneigennutz, Großmuth, Menschenliebe, u. s. w. erweckt gute Nachfolger. Unsere gelehrten Monatschriften liefern zwar dergleichen aus fremden Ländern: Aber erstlich sind diese keine so allgemeine Lektüre,

als ein Intelligenzblatt, und sind folglich weniger geschickt, gute Beispiele auch unter den niedrigern und unbelesenen Ständen allgemein bekant zu machen; und fürs andere sind solche Beispiele nicht völlig so interessant und anziehend, weil es Früchte sind, die nicht auf vaterländischem Boden gewachsen sind. Auch auswärtige in den verschiedenen Hannoverischen Landen wohnende gelehrte oder ungelehrte Patrioten könten durch gute Beiträge ihres Orts diese Absicht befördern, und durch Erweckung zur Nachahmung die Summe des von Menschen gethanen Guten dadurch vermehren helfen.

**Ballenstedt, Dir.**

---

## Beschreibung des Vorgebürges der guten Hofnung *).

Es ist eine schon längst bekante Wahrheit, daß die Vorsehung solchen Unglücksfällen, die sie ihrer Weisheit nach nicht hindern will, wenigstens eine solche Wendung giebt, die die Summe des entstandenen Bösen nicht allein aufhebt, sondern auch oft sehr stark überwiegt. Von dieser Art waren **Josephs** Begebenheiten. Man lege hier die Thränen des frommen Vaters und die Leiden des verfolgten Jünglings in eine, und die Folgen in die andere Wagschale; welch ein Verhältniß: hier der Schmerz zweier Menschen auf einige Jahre, dort der glänzendste Triumph der siegenden Tugend; eine vom Hungertode befreiete Familie, die die Väter der gesegnetesten Nation in sich enthielt; und die Erhaltung und Beglückung eines ganzen Reichs! – Welche Vortheile, um ein neueres Beispiel zu wählen, hatte die **Verfolgung der Hugonotten** für Deutschland! Alle jene Ströme Bluts, die dort flossen, verwandelten sich für uns gleichsam in eben so viele Quellen des Glücks. Von eben der Beschaffenheit sind auch die sogenannten **Kreuzzüge**. Sie, die Millionen Europäer dem Schwerd und Hunger aufopferten, waren es, die den Grund zum **europäischen Handel** legten, und eben dadurch unsern Welttheil auf jenen Gipfel der Größe brachten, der uns jetzt den Respect aller Völker der ganzen Erde einernten läßt. Die nächste Folge dieser an sich so sehr traurigen Kriege war nemlich diese, daß die Europäer in nähere Gemeinschaft mit den Völkern des Orients kamen, und sich folglich eine richtigere Kentniß von der Lage, den Früchten und dem damaligen Zustande der asiatischen Länder verschaften. Die erstaunlichen Eroberungen des mogolischen Monarchen **Jenghiz-Chan** (Tschingis-Chan) tru-

*) Da diese berühmte holländische Colonie in unsern Tagen durch die Zeitungen ein neues Interesse erhält, so hat man geglaubt, manchen Lesern durch diesen aus den vornehmsten Reisebeschreibern gemachten Auszug ein Vergnügen zu machen.

trugen nicht wenig zu diesem Zwecke bei. Die christlichen Fürsten, die den heiligen Krieg hitzig fortsetzten, wurden begierig, die Freundschaft dieses Eroberers zu gewinnen; und dies veranlaßte sie, Gesandschaften in die große Tatarei zu schicken. So fertigte der Pabst den Franciscanermönch, **Johann du Plant Carpin** im Jahr 1246 dahin ab. Dadurch wurde die Begierde fremde länder zu sehen, erweckt, und viele Privatpersonen giengen theils aus Neugierde, theils aus Hofnung, am mogolischen Hofe ihr Glück zu machen, dahin. Besonders sind die Reisen des **Marco Polo** aus Venedig merkwürdig, welcher viele Jahre am Hofe des Chans zubrachte; und seine Reisebeschreibung gab deutlich zu erkennen, daß ein gerader Weg über das Meer nach Indien möglich und thunlich wäre. Nun entstand bei vielen Fürsten das Verlangen, einen Versuch zu machen, ob nicht übers Meer eine Gemeinschaft mit dem Orient erreicht werden könte. Und wie nun die Spanier gar eine neue Welt in Westen entdeckt hatten, so wurde mit dem Verlangen nach Gewinn auch die Eifersucht rege, und die Portugiesen suchten eine neue Welt in Osten. Sie schickten daher im Jahr 1493 eine Flotte unter dem Befehl des **Bartholomeus Diaz** dahin; und dieser Mann war es, welcher das sogenannte Cap zuerst entdeckte. Er nannte es der vielen Stürme wegen **Capo dos totos Tormentos**; allein König **Johann** der Zweite gab ihm den Namen **Capo du buonne Esperança**, weil er nun zu hoffen anfing, seine Flotte werde Ostindien glücklich finden, und mit großen Schätzen zurückkehren. **Diaz** war nicht kühn genug, ans land zu treten; welche Schwachheit auch der vom König **Emanuel** abgeschickte **Vasco de Gama** bewies; denn beide glaubten, daß hier abscheuliche Menschenfresser wohnten. Sie begnügten sich also damit, auf der Robbeninsel, die vor dem Cap liegt, zu landen, und da frisches Wasser einzunehmen. So ganz Unrecht hatten die Portugiesen den damaligen Hottentotten nicht gethan; denn als sie auf ihrer Rückreise hier landeten, und bei ihrem Mangel an lebensmitteln von den Einwohnern Ochsen und Schafe kaufen wolten, so wurde eine große Anzahl von ihnen nebst ihrem Unterkönig **Almyda** umgebracht. Allein dies schreckte sie nicht ab, sondern es giengen neue Schiffe dahin, welche Indien entdeckten und unermeßliche Schätze daher holten. Wie nachher **Philip** der zweite Portugal mit Spanien vereinigt hatte, so zogen auch seine Unterthanen in den **Niederlanden** große Vortheile von diesen Schätzen, dadurch, daß sie die indianischen Reichthümer aus portugiesischen Häfen abholten und durch ganz Europa verführten. Nun aber erwachte der spanische Verfolgungsgeist, und da **Philip** den **Niederländern** mit dem einen Arm ihre geistlichen Rechte zu entreißen suchte, so nahm er ihnen mit dem andern auch

ihre natürlichen, er verbot ihnen die Schiffahrt in die portugiesischen Häfen. Die listigen Niederländer wagten es zwar, den spanischen Tyran unter fremder Flagge zu hintergehen; allein man entdeckte sie, nahm ihre Schiffe weg, legte das Schifsvolk in Ketten, und verbot ihnen den Handel, als die Seele ihres Reichthums, mit doppelter Strenge. Nun machten die Niederländer Versuche, die Waaren aus Ostindien selbst zu hohlen. Dies durften sie aber nicht auf dem von den Portugiesen befahrnen Wege thun. Es schossen daher im Jahre 1595 einige Kaufleute von Amsterdam ein Capital zusammen, wovon sie 4 Schiffe ausrüsteten, welche auf der Nordseite eine neue Straße nach China und Japan suchen solten; allein sie kamen fruchtlos zurück. Zween andere Versuche von eben dieser Art waren gleichfalls vergeblich, und die armen Niederländer mußten nun ihr Project aufgeben. Endlich versprach ihnen ein zu Lissabon gefangen sitzender Schiffer, **Cornelius Houtmann**, der den Weg nach Ostindien von den portugiesischen Matrosen genau ausgeforscht hatte, seine gemachten Entdeckungen mitzutheilen, wenn sie ihn aus dem Gefängniß loskaufen wolten. Dies geschah, man errichtete eine Compagnie für entfernte Länder, und schickte den Houtmann im nemlichen Jahre 1595 mit 4 Schiffen ab, welcher den Weg ums Vorgebürge der guten Hofnung herum glücklich nach Indien fand. Nun vergrösserte sich die Compagnie durch Kaufleute aus Amsterdam und Rotterdam, und man schickte mehrere Schiffe ab, welche alle mit reichen Schätzen beladen aus diesen glücklichen Ländern zurück kehrten. Die Spanier wolten vor Verdruß rasend werden, und schickten eine Flotte von 30 Kriegsschiffen ab, um die ersten nach Ostindien gehenden holländischen Schiffe wegzunehmen. Allein die muthigen Holländer schlugen sich durch, und vermehrten ihre Schätze und ihre Macht; und nachdem die Generalstaaten im J. 1602 die entstandenen kleinen Compagnien in eine einzige verwandelt, und derselben eine Octroy, oder Privilegium ertheilt hatten, so waren sie nun so glücklich, die Spanier und Portugiesen nach und nach aus den vornehmsten Besitzungen in diesen reichen Ländern zu vertreiben. Vergeblich hetzten die eifersüchtigen Spanier andere Mächte gegen diese glückliche Gesellschaft auf; sie nahm im Gegentheile immer an Macht zu, eroberte die mehrsten Gewürzinseln, baute das prächtige **Batavia** auf der Insel Java, und nahm sogar im Jahre 1653 den Portugiesen das Cap weg. Die Holländer hatten zwar beständig an dieser Küste wenigstens auf der Robbeninsel gelandet, allein sie kannten doch das Land noch nicht. Endlich im Jahr 1650 entdeckte ein Schifswundarzt, Namens **Jan van Riebeek**, der zur holländischen Flotte gehörte, den Generalstaaten, daß dieses Land überaus fruchtbar sey, und der Besitz desselben den Holländern ungemein viele Vortheile ge-

gewähren müsse. Man machte ihn also zum Admiral einer Flotte, und er nahm im folgenden Jahre dieses herrliche Land in Besitz. Da es die Portugiesen ihrer vielen Besitzungen wegen blos zum Ruhe- und Wasserplatz gebraucht hatten, so mußte sich Riebeek, der sich hier häuslich niederlassen wolte, bei den Einwohnern ordentlich ankaufen. Diese traten ihm also gegen Erlegung gewisser Waaren am Werthe von 50000 Gulden einen Platz zur Wohnung ab. Nun legte Riebeek eine Vestung an, und in derselben bequeme Wohnhäuser und Waarenlager, und ein Gasthaus für Kranke. Nachdem er diese Anstalten gegen die Anfälle der Einwohner und Feinde getroffen hatte, bauete er sich etwas Land zu Gärten an, die er mit europäischen Sämereien besäete, und als diese die Bemühungen des Admirals reichlich belohnten, so beschloß die Compagnie, aufs neue eine Colonie anzulegen. Man versprach den Colonisten die besten Bedingungen, und schickte nun eine ziemliche Anzahl Schiffe mit Einwohnern, Ackergeräthen, Zugochsen, Pferden, Korn und andern nöthigen Sachen dahin ab. Die große Fruchtbarkeit des Landes bereicherte diese Colonisten in kurzer Zeit so sehr, daß sie nicht allein ihren Vorschuß bezahlen konten, sondern sich auch noch Geld gesamlet hatten. Weil aber diese neuen Bewohner des Cap größtentheils ohne Frauen waren, so las man aus den Waisenhäusern der großen holländischen Städte die artigsten und klügsten Mädchen aus, und schickte sie den Colonisten zu. Nun vermehrten sich die Holländer in dieser Weltgegend in kurzer Zeit bis zu einer erstaunlichen Anzahl, so, daß man genöthigt war, noch mehr neues Land von den Einwohnern anzukaufen. Und so entstand nun diese so berühmte holländische Colonie, die an Größe und Fruchtbarkeit manchem europäischen Königreiche gleich kömt.

Es liegt aber dieses **Vorgebürge der guten Hofnung**, welches man jezt nur kurz das **Cap** nennet, an der äußersten den Alten völlig unbekannten Spitze des südlichen Theils von Afrika, auf dem 33ten Grad 55 Minuten südlicher Breite, und 35 Gr. 2 M. Länge nach dem Meridian von Teneriffa. Das ganze Land bildet einen Triangel, und beträgt im Umkreise 400 Meilen, so daß die östliche Küste 150, die westliche 100, und die Breite in Norden, die die Basis des Triangels ausmacht, 125 Meilen hält. Dies große Land ist allenthalben mit Reihen von hohen Bergen besäet, wovon einige ganze Ketten bilden, die mehr als eine Tagreise lang sind. Unter diesen Gebürgen ragen besonders 3 Spitzen hervor, die vorzüglich merkwürdig sind. Sie heißen der **Tafelberg**, der **Löwenberg** und der **Teufelsberg**, wovon der erste der höchste ist. Dieser Tafelberg scheint, ob er gleich eine Meile von der Stadt liegt, von weiten gerade über ihr und der Vestung zu hängen. Er ist nach de la Caille Rechnung 3350 Fuß hoch, und folglich über 300 Fuß höher als der **Brocken**. Weil seine Spitze abgestutzt

gestutzt ist, so hat man ihm den Namen Tafelberg gegeben. Die Aussicht von diesem sowohl, als von den übrigen Bergen, ist überaus reitzend, denn das Auge stößt, die östliche Seite ausgenommen, auf keine Grenzen, und hat die ganze Fläche des Meers, mit allen seinen abwechselnden prächtigen Auftritten vor sich. Die Erzählung, daß auf diesem Berge ein großer See befindlich ist, gehört unter die Märchen. Der **Teufelsberg**, der nicht viel kleiner ist, als der Tafelberg, wird nur durch eine tiefe Kluft von diesem getrennt, so wie auch der **Löwenberg** Verbindung mit demselben hat. Dieser bedeckt die ganze Westseite der Stadt bis nach Norden hin. Er macht in der Ferne die Figur eines liegenden und auf Raub laurenden **Löwen**, wovon er auch den Namen bekommen hat. Zwischen diesen Gebürgen giebt es viele **Sandfelder**, die um desto beschwerlicher sind, weil der Sand beweglich ist, und ihn die Winde aufhäufen und so umher wehen, daß die Dornen und Diesteln bedeckt werden, und diese nun auf eine heimtückische Art die Reisenden verwunden. Im Sande selbst halten sich viele giftige **Schlangen** auf, gegen deren Biße sich jedoch die Einwohner vermittelst gewisser kleiner Zwiebeln bewahren. Dieser Sandgegenden ungeachtet ist das Land überaus fruchtbar. Es versichern dieses **Kobbe**, der Abt **de la Caille**, **Gordon**, der Verfasser der Briefe im D. Museum vom Monat Junius, und alle übrigen Reisebeschreiber. Getreide hat es im größten Ueberfluße, so daß man es häufig ausfährt. Eben so reich ist es an Vieh, wovon man besonders große Heerden **Rinder** und **Schafe** in den Wiesen weiden siehet. Man trift daher manchen holländischen Bauer an, der 10000 Schafe und 600 Rinder hat; ja der englische Gärtner **Masson** fand auf seiner botanischen Reise, die er ins Innere des Landes machte, einen Landmann **Klaas Losper**, der nicht weniger als 12000 Schafe und 3000 Rinder hatte. Diese Güter würden die Colonisten um die Hälfte vermehren können, wenn sie nicht so sehr oft von den sogenannten **Buschmännern** überfallen würden, die ihnen das ihrige rauben. Diese Leute sind gewöhnlich solche Hottentotten, die sich den Gesetzen ihrer Dorfschaft nicht unterwerfen, und lieber frei und elend, als glücklich und unter den Gesetzen leben wollen. Zu diesen Räubern gesellen sich oft solche Hottentotten, die aus dem Dienste der Compagnie entlaufen sind. Sie haben weder Vieh, noch feste Wohnungen, ja nicht einmal Felle, sich zu bedecken. Sie leben in Felsenhöhlen, wie die Paviane. Ihre gewöhnliche Nahrung sind Wurzeln von gewissen Kräutern, Schlangen, Eidechsen, Scorpionen und alle Arten von Insekten. Auch machen sie von der Raupe, die sich an der Mimosa nilotica aufhält, ein leckeres Gericht. Ferner essen sie die Eyer einer großen Ameise, die sie in Menge aus der Erde hohlen, in Wasser abwaschen und nachher kochen. Man nennt dies Gericht gewöhnlich **Hottentotten-Reis**.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.
87tes Stück.
Montag, den 29ten October 1781.

## Beschreibung des Vorgebürges der guten Hofnung.

(Fortsetzung.)

Unter die einträglichsten Güter auf dem Cap gehören auch die erst in neuern Zeiten angelegten **Weinberge**. Die Weine, die sie liefern, werden jetzt in die entferntesten Länder verführt. Die von den Holländern hieher verpflanzten **Gemüsearten** kommen hier eben so gut, als in Frankreich fort, besonders schmackhaft aber sind die **Rüben**. Auch die Baumfrüchte sind hier in großer Menge, **Aepfel** und **Birnen** ausgenommen, wovon die Colonisten nur die **Renette** und **Calville**, und die **Bergamotte** besitzen. Sonst giebt es hier **Orangen**, **Granaräpfel**, **Feigen**, **Melonen** und fürtrefliche **Erdbeeren**. Auch **Salz** bringt das Land im Ueberfluß; und selbst **mineralische Wasser** und **warme Bäder** sind vorhanden. Es müssen folglich auch Mineralien und Metalle in den Eingeweiden der Berge befindlich seyn, man hat aber deswegen noch keine Untersuchungen gemacht.

Vor der Ankunft der Holländer war diese Gegend voll wilder Thiere, die sich aber nach und nach landeinwärts ziehen. Die merkwürdigsten sind: 1) der **Elephant**. Dies Thier ist hier nicht so groß, als in Asien, denn es hat höchstens die Höhe von 12 Fuß, da es in Indien bis an 16 Fuß hoch wird. Auch sollen die afrikanischen Elephanten nicht so geschickt seyn, als die asiatischen; vermuthlich deswegen, weil ihre Gebieter sehr ungeschickt sind. Denn daß die Elephanten in diesem Welttheile Geselligkeit besitzen, haben die ehemaligen **Carthager** bewiesen, welche diese Thiere sehr gut zum Kriege und zu häuslichen Diensten abrichteten. 2) Das **Flußpferd** (**Hippopotamus**); auch dieses Thier, das bekantlich nächst dem Elephanten das größte vierfüßige Thier ist, war sonst sehr häufig; seit dem es aber die Holländer sehr stark weggeschossen haben, läßt sich selten eins sehen. Man findet sie jetzt nirgends, als im **Bergfluß**. 3) Die **Giraffe**, (**Camelopardalis**) von diesen schönen und eben so sanften Geschöpfen, die wie bekant die **höchsten** vierfüßigen Thiere sind,

giebt es noch viele in den innern Gegenden. 4) Das **Nasehorn**, (**Rhenozeros**). Einige Reisende wollen dies Thier mit 2 Hörnern über einander gesehen haben. 5) **Büffel**, wovon hier einige von fürchterlicher Größe gesehen werden. 6) **Wilde Pferde**. 7) **Codos** (**Cudus**), oder wie Büffon dies Thier nennt, **Condoma**, eines der schönsten Thiere auf der Welt. Es gleichet dem Kopfe und den Füßen nach einem Hirsch, von dem es auch die Größe hat, trägt aber 2 gedrehete 3 Fuß hohe Hörner, und am Kinn einen langen Bart, weswegen es auch **Kolbe** die capische Ziege nennet. 8) Die **Gazelle**, wovon man hier 8 bis 9 Arten zählet. 9) Das **Zebra**, (der gestreifte capische Esel) so nennt es wenigstens **Kolbe**; und in Absicht der langen Ohren, des groben Mauls, und des Schwanzes gleicht es freilich dem Esel; übrigens aber gehet es wegen seiner Gestalt, Schönheit und Leichtigkeit von diesem Thiere sehr ab. Es hat einen schwarzen Streif über dem Rücken, von welchem schwarze und weiße Striche über die Seiten laufen, die dem Thiere in der Ferne das Ansehen geben, als wäre es mit lauter Gürteln geschnürt. Bekantlich ist dies Thier eins der schönsten auf der Erde. 10) **Geon**, ein noch nie beschriebenes Thier, von der Größe eines Esels, das von dem Stiere die Stärke des Kopfes und der Hörner, vom Hirsch die Leichtigkeit und das Haar, und vom Pferde die Schönheit der Mähne, des Leibes und des Schweifs in sich vereinigt. 11) Der große **Gerbo**, oder die große **Springratte**, bei den Hottentotten **Erdmännchen**; ein Thier von der Größe eines Haasen mit aschgrauen Haaren. Es hat viel längere Hinter- als Vorderpfoten, und muß daher immer springen, wovon es auch den Namen hat. Es soll Sätze von 30 Fuß machen können. Außer diesen wilden Thieren giebt es hier noch eine Menge andere Arten, die aber den Leser nicht interessiren; auch hat das **Cap** beinahe alle unser Wildpret, wenigstens Schweine, Hirsche und Haasen, und eine Menge Geflügel, besonders Straußen, Knorrhähne (eine Art Trappen), wilde Pfauen, Fasanen, wilde Gänse und Enten, Wasserhühner, Rebhühner und Schnepfen. Unter den wilden Vögeln sind besonders zwei merkwürdig, nemlich 1) ein überaus schöner **Rohrvogel** (Loxia Orix Linn.) Sein Leib ist von Carmosinfarbe, und seine Flügel schwarz und grün. Wenn er auf dem Rohr sitzt, gleicht er einer rothen Lilie. Merkwürdiger ist noch 2) der **Honigweiser** (Cuculus indicator). Dieser Vogel, der den Namen von seiner sonderbaren Eigenschaft, den Leuten Honig anzuweisen, hat, ist nur in den inneren Gegenden des Landes bekant. Weil Honig die Lieblingskost dieses Thiers ist, so erfordert es sein Eigennutz, an der Beraubung der Bienen mit zu helfen, da gewöhnlich noch einige Bissen für ihn übrig bleiben. Des Morgens und Abends ist seine Essenszeit, und man hört

hört ihn alsdann in einem hellen Tone rufen: Cherr, cherr! Auf dieses Geschrei achten die Honigsucher sehr fleißig, und folgen ihm nach. So bald sie einander sehen, fliegt der Vogel immer mehr dem Bienenneste zu, und verdoppelt sein Geschrei. Siehet man endlich den Vogel über einer gewissen Stelle langsam schweben, und sich dann auf einen Ruheplatz zurückziehen, so ist das Honig gewiß in der Nähe und der Honigjäger nimmt Besitz davon, welcher nun seinem Führer so viel davon mittheilt, als dieser nöthig hat, um mit genauer Noth seinen Hunger zu stillen. Diese Kargheit hat ihre Ursache; denn da der Vogel noch nicht satt ist, so wird er genöthigt, einen zweiten Verrath zu begehen, wobei er denn ebenfalls seine Gebühren zu erwarten hat.

Ob gleich dies Land nahe am hitzigen Erdstrich liegt, so ist das **Klima** doch milde, weil die vielen Berge, die häufigen Nebel und Regen, die starken Winde und der kühlende Thau die Hitze mäßigen; doch hat der Südostwind, der hier häufig wehet, mancherlei Beschwerden. Er führt den Sand weit weg, verschüttet kleine Hütten, schmeißt Hügel um und wirft neue auf, reißt Bäume um, oder zwingt sie wenigstens, ihre Zweige nach Nordwest zu richten, welches dem Auge einen unangenehmen Anblick giebt. Der **Winter** fällt hier in die Monate Mai, Junius, Julius und August. Er besteht blos in regnigtem Wetter, und seine ganze Stärke machts kaum so kühl, als es bei uns im September ist. Daher friert es hier niemals, oder doch nur sehr selten. Es ist deswegen der Winter eigentlich die angenehmste Jahrszeit. Der Sommer fällt in die Monate Januar, Februar und Merz, welche Monate sehr heiß und trocken, und folglich sehr beschwerlich sind. — **Gewitter** giebt es hier selten, und wenn es geschieht, so geben sie nur gelinden Donner.

Der gewöhnliche Ort, wo die ankommenden Schiffe zu **ankern** pflegen, ist die **Tafelbay**, dicht unter dem Tafelberg. Weil sie aber nicht gegen heftigen Nordwestwind schützt, und bei diesem Winde die in der Bay liegenden Schiffe Gefahr laufen, an die Klippen geworfen zu werden, (welches Unglück im Jahr 1737 acht aus Indien kommenden Schiffen begegnet, wobei fast alle Güter und 400 Menschen verunglückten) so pflegt man zur Zeit dieses Windes in die **Falsbay** einzulaufen. Am Munde der Tafelbay ist die **Robbeninsel**, wohin die Missethäter verbannt und bei den Kalköfen und Muschelfischereien gebraucht werden. **Robben** werden hier nicht mehr so viele als sonst gefangen.

Das Land wird in folgende Distrikte eingetheilet: 1) der **Capdistrikt**, welcher die erste und merkwürdigste Colonie enthält, und worin auch die Hauptstadt und Vestung, **gute Hofnung** liegt. Diese Stadt stößt dicht an die See; sie ist ziemlich groß, regelmässig gebaut, hat sehr breite Straßen und über 1200 Häuser, deren Anzahl

aber sich täglich vermehret. Die Häuser sind alle von Ziegelsteinen erbaut, und jezt fast durchgängig drei Stockwerke hoch. Von vorn haben sie einen artigen Vorhof, und hinten kleine Gärten. Man findet auch hier die holländische Nettigkeit; nur sind die Dächer nicht mit Ziegeln, sondern mit Rohr gedeckt, welches der starken Winde wegen nöthig ist. Die Stadt hat eine Vestung, die in den neuern Zeiten sehr verbessert und mit Aussenwerken versehen ist. Sie macht ein regelmäßiges Fünfeck, und hat einen Graben. Einige Batterien bestreichen die Schifsrhede und schützen also den Hafen gegen feindliche Anfälle. Hier wohnt der Gouverneur und die vornehmsten Bedienten, auch sind hier für die Güter der Compagnie große Magazine. Die Stadt prangt mit herrlichen Gärten, wovon der des Gouverneurs sich vorzüglich auszeichnet. Nicht weit von der Stadt, an der Südseite liegt der berühmte Weinberg **Constantia**, dessen Wein unter dem Namen des **Capweins** bei uns bekant genug ist. Der Weinberg hat den Namen von einem Landgut, welches der Gouverneur **van Stell** nach seiner Gemalin Namen nannte. Der Capwein ist bekantlich nicht einheimisch, sondern die Holländer liessen gleich nach ihrer Herkunft Reben aus Europa und Persien kommen; doch dauerte es sehr lange, ehe man Wein machte, weil man nicht Reben genug hatte. Endlich hatte ein Deutscher den Einfall, die Reben durch Stecher zu vervielfältigen, und dies gelang so gut, daß man bald ganze Distrikte mit Wein bepflanzte. Diese Stecher tragen schon im dritten Jahre so viel Trauben, als in Europa im fünften Jahre. Gegenwärtig ist kaum eine Hütte auf dem Cap, die nicht ihre Weinstöcke hat. Man hat verschiedene Versuche gemacht, Bourgogner, Champagner und andere edle Weine hier her zu ziehen, welche aber noch immer fruchtlos gewesen sind. Am besten geräth wegen der Aehnlichkeit des Klima der levantische, spanische und canarische; vorzüglich aber gedeiet die spanische rothe Muskattraube auf Constantia, welche auch im eigentlichen Verstande Capwein genennet wird. Nach **de la Caille** und **Bougainville**, (welcher leztere im Jahr 1769 am Cap war, und vom Eigentümer von Constantia Hrn. **van der Spie** bewirthet wurde) wird dieser Wein in Europa verfälscht. Denn in den besten Jahren bringt der Weinberg nicht mehr als 60 Legger oder Ohmen rothen, und 90 Legger weißen Wein. Auf der Stelle kostet die Flasche 2 Gulden. Man unterscheidet Groß- und **Klein-Constantia** von einander, die durch eine Hecke getrennt sind. Der Wein, den man von beiden zieht, ist meist von gleicher Güte, hat aber doch getrennte Anhänger.

2) Die Colonie **Stellenbosch**. Als die Einwohner in der Colonie **Cap** nicht mehr Platz hatten, legte im Jahr 1670 der Gouverneur **Simon van Stell** noch eine andere an, welche

welche nach seinem Namen Stellenbosch genannt wurde. Sie hat ein Dorf von 30 Häusern und eine Kirche. Man theilet diese weitläuftige Colonie in 4 Distrikte, neimlich in das hottentottische Holland, das Modder-gat, Bottelary und Stellenbosch insbesondere, wovon der lezte Distrikt der fruchtbarste ist. Die Thäler sind mit Weingärten und Wiesen geschmückt und die Berge liefern eine Menge Holz. Besonders ist hier ein Staudengewächs merkwürdig, dessen Beeren vollkommenes **Wachs** liefern. Dieser Wachsstrauch ist ein in seiner Art sonderbares Gewächs, wiewohl es auch in Virginien und Carolina angetroffen wird. Man kan aus dem Wachse desselben eben sowohl Lichter verfertigen, als aus dem Bienenwachs; und die Engländer haben vor dem Kriege solche Lichte in Menge nach England verführt. Der Strauch wächst im Sande, und ist bisher nicht viel geachtet worden; dem Anschein nach aber sucht man ihn jezt zu cultiviren, so daß er bald einen ansehnlichen Handelsartikel abgeben kan.

3) Die Colonie **Drakenstein.** Als auch in der Colonie Stellenbosch den Einwohnern der Plaz zu mangeln anfing, so legte man im Jahr 1675 diese Colonie an. Sie hat weder Stadt noch Dorf, sondern lauter einzelne Wohnungen, die längst den Bächen angelegt sind, und bei welchen man gewöhnlich Weinberge bauet. Bei der Drakensteinischen Kirche wird sonntäglich ein Markt gehalten. Nach Südwesten der Kirche liegt ein großes Thal, **Franschehök** genannt, welches von Hugenotten bewohnt wird, die sich nach Aufhebung des Edikts von Nantes bis in diese entfernte Ecke von Afrika gerettet haben. Sie haben diesem Thal den Namen la petite Rochelle gegeben, zum Andenken ihres Vaterlandes, das sie dennoch lieben, ob es sich gleich als die grausamste Stiefmutter gegen sie bewiesen hat. Auch hier findet man die Früchte des Fleißes, den diese verfolgten Rechtschaffenen allenthalben beweisen, und das Thal übertrift alle andere Gegenden an Fruchtbarkeit und Reiz. **De la Caille**, der die Nachkommen dieser Flüchtlinge besucht hat, merket von ihnen an, daß nur noch wenige von ihnen die französische Sprache sprechen. Und dies ist auch wohl nicht anders möglich, da sie bei dem täglichen Umgang mit den Holländern und Deutschen, und wegen der mit ihnen gestifteten Heirathen wenig Gelegenheit haben, ihre Muttersprache zu reden. — Nicht weit von diesem friedlichen Thale liegen die so genannten **Honigberge**, auf welchen eine große Menge Honig gefunden wird, welches die Hottentotten aufsuchen, und den Holländern verkaufen.

4) Die Colonie **Waveren.** Auch dieser Distrikt besteht aus lauter einzelnen Wohnungen und einer Kirche. Das Land ist hier so hart, daß man zuweilen 20 Ochsen an den Pflug spannen muß; und doch ist es sehr fruchtbar, denn es liefert gewöhnlich zwan-

zigfältige Frucht; ja **Valentyn** behauptet sogar, daß ein Maas Einsaat 40 bis 45 Maas wieder giebt, welches aber wohl nur selten statt haben mag.

5) Das **schwarze Land**. Diese Pflanzung besteht ebenfalls in einer Parochie, die also ihren eigenen Prediger, Kirche und Pfarrhaus hat, übrigens aber mit der Colonie Wavaren überein kömt. Zu dieser Pflanzung ist kürzlich noch eine sechste dazu gekommen, welche der Gouverneur **Zwellingrebel** angelegt und ihr den Namen **Zwellendamm** gegeben hat; sie besitzt aber bis jetzt weder Kirche noch Prediger.

Es giebt jetzt auf dem **Cap 8 Gerichtshöfe**, unter welche alles, was zur Regierung gehört, vertheilt ist. Diese sind: der große Rath, das große Justizcollegium, das kleine Justizcollegium, das Ehegericht, die Waisenkammer, das Consistorium, das bürgerliche Gericht und die Kriegscanzlei. Der große Rath besteht aus dem Gouverneur und acht der vornehmsten Bedienten der Compagnie. Dieser Rath repräsentirt die Generalstaaten und die Compagnie; er kan folglich Krieg und Frieden mit den Hottentotten beschließen, und alles, was Handel, Seefahrt und Sicherheit der Colonie betrift, nach Gutdünken einrichten. Jedem Gliede dieses hohen Raths werden, so oft es ins Fort kömmt, die militairischen Honneurs gemacht, eine Ehrenbezeugung, die dies Collegium vor allen übrigen Personen voraus hat. Die übrigen Collegia haben allemal ein Glied des hohen Raths in ihrer Mitte.

Die Religionspartheien, die sich hier aufhalten, bestehen aus Reformirten und Lutheranern. Die letztern sind zwar der Zahl nach die stärksten, haben aber noch keinen Prediger, und nur erst seit wenig Jahren eine Kirche, in welcher nur alsdann Gottesdienst gehalten wird, wenn ein lutherischer Prediger auf schwedischen oder dänischen Schiffen vorbeireiset. Da aber ein Patriot, dessen Name auch in der Entfernung mit Achtung genannt zu werden verdient, **Martin Melk, Oudheemraad** a) zu Stellenbosch, der auf seine Kosten die Kirche errichten lassen, noch eine beträchtliche Summe zur Predigerwohnung, und zum Kirchhof, und überdem noch zum Fond für den Gehalt des Predigers 1500 Gulden hergegeben hat, auch bereits ein würkliches Capital von 90000 Gulden zu dieser Absicht gesammlet ist, so hoffet man, daß die nach Unterricht seufzenden Lutheraner ihren heissen Wunsch bald erfüllt sehen werden.

Nun ist es Zeit, auch ein Paar Worte von den Einwohnern dieses berühmten Landes, den **Hottentotten** zu reden, und dies um desto mehr, da dies Volk bei so manchen Unwissenden dem Vieh gleich geachtet wird.

Die Hottentotten, welches Volk be-

a) Diesen rechtschaffenen Mann scheint der Verfasser der Briefe im D. Mercur dem Namen nach nicht gekant zu haben, ob er gleich seiner Freigebigkeit erwähnt.

bekanntlich die Eingebornen des Landes ausmacht, sind keine vollkommene Neger, sondern sie machen den Uebergang von der weißen Farbe zur schwarzen. Vielleicht würden sie weiß seyn, wenn sie nicht die häßliche Gewohnheit hätten, sich beständig mit schwarzem Schmalz und mit Ruß zu schmieren. Denn als einst die Holländer ein hottentottisches Mädchen gleich nach der Geburt wegnahmen, und unter sich erzogen, so ward es so weiß, als eine Europäerin. Alle Hottentotten haben eine sehr aufgeworfene Oberlippe, weiße Zähne und eine sehr platte und breite Nase; denn die Mütter, die diese Form für eine große Schönheit halten, drücken ihren neugebornen Kindern den Nasenknochen ein. Ihr Haar ist, so wie das der Mohren, wolligt und schwarz, und ihre Nägel gleichen den Klauen der Thiere, denn sie schneiden sie nie ab. Die hottentottischen Weiber haben sämmtlich eine besondere Art von Auswuchs, oder ein Stück hartes breites Fleisch, das ihnen über die Schaambeine wächst, und in Gestalt einer Schürze bis an die Lenden herunter geht b). Die Männer sind halbe Verschnittene, denn sie lassen sich im achten oder neunten Jahre einen Testikel nehmen. Die Handlung ist feierlich und auf gewisse Art heilig. Kolbe, der sie bei einem achtzehnjährigen Jüngling mit angesehen, beschreibt sie also: „Wenn man den „jungen Menschen mit dem Fett eines „zu dem Ende getödteten Schafs wohl „eingeschmiert hat, so legt man ihn „auf den Rücken zur Erde, bindet ihm „Hände und Füße, und einige seiner „Freunde halten ihn fest. Dann macht „der Priester mit einem scharfen Messer einen Einschnitt, nimt den linken „Testikel weg, und legt an seine Stelle „ein Stückchen Fett von derselben „Größe, das mit heilenden Kräutern „bestreut ist; hierauf nähet er mit „dem Knochen eines kleinen Vogels „und mit einer Schafsnerve (dies sind „hottentottische Nadeln und Zwirn,) „die Wunde zu. Wenn dies geschehen ist, läßt man zwar den Patienten los, aber der Priester verläßt ihn „noch nicht, sondern begießt mit dem „heiß gemachten Fett seinen Körper so „reichlich, daß das Fett, wenn es kalt „wird, eine Art von Rinde macht; „zugleich reibt er ihn so hart, daß der „arme Mensch, der ohne dem viel gelitten hat, in großen Tropfen schwitzt. „Nun gräbt der Verschneider mit seinen langen Nägeln Furchen ins Fell „von einem Ende des Körpers bis „zum andern, in welche Furchen er „so reichlich er nur kan, seinen Urin „laufen läßt. Hierauf reibt er ihn „aufs neue, und bedeckt die gemachten „Furchen wieder mit Fett. Jetzt verläßt auch der Priester den Patienten; „und dieser, mehr todt, als lebendig, „muß sich nach einer nahen Hütte „schleppen, wo er zu seiner Pflege „nichts anders findet, als das Fett an „seinem

b) Thevenot sagt eben das von den ägyptischen Weibern, behauptet aber, daß sie dieses Fleisch nicht wachsen lassen, sondern mit glühenden Eisen abbrennen.

„seinem Körper, das er, wenn er Lust „hat, ablecken kan. Nach 2 Tagen ist „er, wenn die Operation nicht gefähr„lich abgelaufen ist, gewöhnlich wie„der hergestellt; und nun kan er aus„gehen und sich öffentlich zeigen. Die „Absicht dieser Operation ist, den „Körper **schnell** zu machen.„

Die **Wohnungen** der Hottentotten sind in einer Zirkellinie angelegt, und bestehen aus schlechten Hütten mit Thierfellen oder auch mit geflochtenem Rohr bedeckt. Es sagt zwar der Verfasser der Briefe in D. Museum, Monat Junius, daß sie mit Stroh bedeckt seyn; allein sein Gesicht kan ihn betrogen haben. Sie haben nur eine Oefnung, welche die Stelle der Fenster und der Thür vertrit, und durch welche man nicht anders als auf den Knien hinein kriechen kan.

Ihr **Hausgeräthe** ist einfach und selbst bei Reichen gar bald zu zählen. Sie haben nichts zum Sitzen, sondern um Auszuruhen hucken sie nieder; und diese Lage finden sie so bequem, wie wir einen Lehnstuhl. Zwei oder drei Töpfe machen ihr ganzes Geräthe zum kochen aus, und eben so viel haben sie zum Trinken, zum Buttermachen und zur Aufbewahrung ihrer Milch. Nimt man dazu noch ihre Garderobe und Waffenrüstung, so hat man alle Meubeln eines Hottentotten. Ihre **Bettstellen** sind nichts, als tiefe Gruben, die an der Ecke der Hütte in die Erde gegraben sind. Der Rauch geht durch die Thür nach aussen, und kein Europäer kan es in ihrer Hütte aushalten, ohne zu ersticken. Der Hottentotte hingegen findet Vergnügen am Rauch; daher sind seine Ausdünstungen dieser Art viel stärker, als bei uns der Geruch eines geräucherten Schinken.

Ihre **Beschäftigung** ist die Viehzucht und die Jagd. Daher machen die Viehheerden ihr einziges Gut aus, und diese besitzt ein Dorf gemeinschaftlich, auch müssen alle Mitglieder des Dorfs wechselsweise die Hut übernehmen. Aus dieser Ursache giebt es unter ihnen keine Streitigkeiten, sondern die Einwohner eines Dorfs leben in der größten Eintracht. Allein mit ihren Nachbarn gerathen sie nicht selten in bittere Feindseligkeiten, wozu bisweilen der bloße Verdacht eines geraubten Schafs die Veranlassung giebt. So bald ein solcher Fall eintrit, versammlet sich das ganze Dorf, und hält Rath, ob es den Raub nicht bemerken, oder aber den Krieg erklären soll. Im letztern Fall sucht man den Feind durch langes Warten sicher zu machen, nimt aber die beste Gelegenheit wahr und überfällt ihn alsdann. Und nun ist die Rache über das geraubte Schaf so groß, daß keiner von den Feinden verschont wird; die ganze Dorfschaft wird verwüstet, ein Theil der Bewohner stirbt auf dem Schlachtfelde, ein anderer am folgenden Tage, und selbst noch an dem Tage des Streits an vergifteten Wunden.

Der Schluß folgt künftig.

# Hannoverisches Magazin.

## 88tes Stück.

Freitag, den 2ten November 1781.

## Beschreibung des Vorgebürges der guten Hofnung.

(Schluß.)

Die einzige Kleidung der Hottentotten sind Thierfelle, besonders Schafhäute, welche beide Geschlechter tragen. Im Sommer haben sie die haarigte Seite auswendig, im Winter kehren sie sie um; am Tage sind diese Felle Kleider, und des Nachts dienen sie zu Betten. Man kan also leicht denken, daß diese Kleidungsstücke nicht die reinlichsten sind. Sobald sie in der Garderobe, oder auf dem Sopha keine Dienste mehr thun können, braucht man sie statt — der Dachziegeln. Die Häupter eines Dorfs (**Kraal**) tragen Tigerhäute, oder Löwenfelle, besonders wenn sie ein solches Thier selbst erlegt haben. Das Frauenzimmer hat doppelte Felle; eins hängen sie über die Schulter in Gestalt einer Enveloppe, so daß die beiden Enden auf der Brust vereinigt sind, und den Hals blos lassen; das Uebrige des Rückens und des Unterleibes bedecken sie mit einem zweiten Fell, das bis ans Knie reicht. Am Halse des Hottentotten hängt ein kleiner Beutel, worin er sein Messer, (falls er eins besitzt,) seine Pfeife und Taback (**Dacha**) steckt; auch trägt er ein kleines an beiden Enden gebranntes Hölzchen als ein Mittel gegen die Zauberei in diesem Beutel, den man gewöhnlich von alten Handschuhen zusammen nähet, welche die Holländer abgelegt haben. Am linken Arme klappern zwei elfenbeinerne Ringe, welche ihnen im Gefechte statt eines Schildes dienen. Wenn sie auf Reisen gehen, bewafnen sie ihre rechte Hand mit 2 Stöcken, die mit Eisen beschlagen sind, und in der linken führen sie ein kleineres Stöckchen, woran der Schwanz einer wilden Katze, oder eines andern Thiers, das einen Knebelbart hat, befestigt ist. Sie bedienen sich desselben statt des Schnupftuchs, ihr Gesicht und ihre Nase abzuwischen, und den an den Augen sich festsetzenden Staub wegzunehmen. Wenn dieser Schwanz schmutzig geworden ist, so stecken sie ihn ins Wasser, und schütteln ihn sehr geschickt hin und her, bis er trocken geworden ist. Dieses hottentottische Taschentuch heißt in ihrer Sprache **Schjock**. Die Füße der Hottentotten

sind nackt, ausgenommen wenn sie auf die Weide gehen; dann tragen sie zum Schutze gegen Dornen und Disteln eine Art Stiefeln. Wenn starkes Regenwetter entsteht, und also der Hottentott in Gefahr geräth, daß sein mit Schaffett pomadisirtes Haupt in Unordnung gerathe, so trägt er Mützen von Katzenfell; das Frauenzimmer hingegen trägt solche Mützen mit einer kleinen Abänderung der Form beständig, und sie kommen ihnen sogar des Nachts nicht vom Kopfe. Ihre Beine umwinden sie mit Riemen aus halb getrockneten Häuten, von der Dicke eines recht weiten Stiefels; doch ist dies mehr ein Zierrath der verheiratheten Frauenzimmer; der Beinschmuck der Mädchen dieser Art aber besteht in Ringen von Rohr, dergleichen sie auch an den Armen tragen. Eine Dame, die sich recht putzen will, (denn auch hier versteht das schöne Geschlecht die Kunst zu gefallen,) reibt sich die unbedeckten Theile des Körpers, besonders Gesicht und Brust mit einem Schafschwanz, ein Artikel, der auf allen hottentottischen Toiletten die Stelle der Pomade, des Carmins und der Wohlgerüche vertrit. Wenn nun Hals und Brust recht glatt polirt sind, und einen besondern Glanz erhalten haben, dann beklekst die Schöne ihr Gesicht hie und da mit rother Erde, um der gleißenden Haut einige Nüanzen zu geben, behängt den Hals mit Muschelschaalen und Schneckenhäusern, steckt sich einige Borsten vom Stachelschwein in die Ohrlöcher u. legt ihr Haar in Flechten; und nun kan sie bei der vornehmsten Hottentotten-Galla brilliren. — Sowohl Frauen als Mädchen tragen ebenfalls einen Sack am Halse, worin Lebensmittel, z. E. einige Stücke Caldaunen, etwas Rauchtoback, nebst der Tabackspfeife befindlich sind; denn die Schönen unter diesem Volke rauchen eben so gern, als ihre Hälfte, ja sie berauschen sich sogar in diesem Vergnügen sehr oft. Kupferne Ringe, Glaskorallen, kleine Platten von Meßing, Stachelschweinborsten tragen beide Geschlechter um den Hals, in den Ohren, an den Armen, Beinen, auch wohl um den Leib. Je mehr dergleichen Gehängsel, desto geschmückter ist man. Ein allgemein beliebter Putz der Hottentotten ist, daß sie sich den ganzen Leib mit Butter, oder Fett beschmieren, und Ruß darüber streuen. Die Armen nehmen alte Butter oder stinkendes Fett; daher ist ihr Gestank so stark, daß man einen solchen eingeschmierten Hottentotten weit eher riechen, als sehen kan. Die Wohlhabenden hingegen nehmen frisches Fett, und beschmieren sich desto reichlicher. Sogar ihre Kleider bekommen inwendig eine solche Pomade. Wenn man daher jemandes Rang wissen will, so muß man ihn nach der Dicke und dem Werth seiner Talgrinde beurtheilen. Uebrigens ist die Gestalt der Hottentotten nicht so häßlich, als man aus dieser Beschreibung schließen solte, oder als uns auch wohl einige Reisebeschreiber überreden wollen; auch ist ihr äußerlicher Blick nicht wild, sondern freundlich. Das häßlichste an ih-

ihnen ist die platte Nase, und die große Oberlippe. Die Mannspersonen unter ihnen sind zwischen 5 und 6 Fuß lang, und also nicht so ungewöhnlich klein, als Anderson behauptet; doch sind die Frauen viel kleiner.

Die Speisen dieses Volks sind Wurzeln, Kräuter und Milch. Von ihrem Vieh essen sie nicht eher, als bis es verreckt ist. Sie finden solches Fleisch nicht widerlich, und wundern sich höchlich, daß ihnen die Holländer dergleichen Mahlzeiten nicht nachmachen wollen. Mit sehr großem Appetit verzehren sie besonders die rohen Caldaunen. Auch die Jagd und Fischerei liefert ihnen viele Speisen; am liebsten fangen sie die sogenannten Springböcke. — Ihr Fleisch braten sie unter zwei heiß gemachten Steinen. — Man kan eigentlich nicht sagen, daß sie essen, sondern sie zerreißen und verschlingen, wie ausgehungerte wilde Thiere. Da die Faulheit ihr Lieblingslaster ist, so gerathen sie oft in Mangel an Lebensmitteln; in diesem Fall sind sie im Stande, die von den Holländern weggeworfenen alten Schuhe zu verzehren, nachdem sie sie vorher eingeweicht, und dann auf Kohlen gelegt haben; auch essen sie die abgetragenen Beinringe ihrer Weiber. Gegen Schweinefleisch und Fische ohne Schuppen haben sie, wie die Juden, einen Abscheu. Ihr täglicher Trank ist Milch und Wasser; sie machen sich aber bei Feierlichkeiten ein Getränk aus einer gewissen Wurzel und Honig, worin sie sich gern berauschen.

Handwerker und Künstler giebt es unter diesem Volke noch nicht, eine Art von Schmieden ausgenomen, die die Kunst, Metalle zu schmelzen und zu gießen wiewohl auf eine unvollkommene Art verstehen. Uebrigens verfertigt sich ein jeder die Bedürfnisse selbst, die er braucht.

Die Sprache der Hottentotten wird von den mehrsten alten Reisebeschreibern als eine Art von Ungeheuer verschrien. So sagt z. E. Dapper, man könne sie nicht ohne Schauder anhören. Andere vergleichen sie gar mit dem Kollern der welschen Hähne; allein auch hierin thut man diesem Volke zu viel; wenigstens seitdem es mit den Europäern Umgang hält, gewinnt auch die Sprache desselben immer mehr Sanftes und Einnehmendes. Das scheint sie jedoch mit den übrigen afrikanischen Sprachen nicht gemein zu haben, daß sie zwei Vocalen mehr besitzt, wovon der eine durch einen Klang der Zunge, der andere aber durch ein Reiben der Luft zwischen der Zunge und dem Gaumen hervorgebracht wird.

Von ihrer Religion ist wenig zu sagen. So viel man sie bisher beobachtet hat, scheinen sie das Wesen, das sie erschaffen hat, nicht im geringsten zu kennen. Dagegen sprechen sie von einigen bösen Wesen oft mit einer gewissen Furcht; denn ihnen schreiben sie das Unglück zu, das ihnen begegnet, auch glauben sie, daß sie mit ihren Zauberern im Verständnisse leben. Man hat nur eine einzige Cerimonie unter ihnen bemerkt, die religiös zu seyn scheinet. Dies ist eine Art feierlicher Tänze zur Zeit des Vollmondes; doch hat dieser Gebrauch

bei vielen andern, selbst muhamedanischen Völkern statt. Sonst will Kolbe behaupten, daß dies Volk einer sehr großen Art grüner Heuschrecken, die er den **Gott der Hottentotten** nennet, göttliche Ehre erweise. Aber auch hier hat Kolbe vermuthlich die Sache übertrieben; denn man weiß vielmehr, daß dies Thier, welches Kolbe einen Goldkäfer, **de la Caille** aber eine Wasserjungfer nennt, bei den Hottentotten weiter nichts ist, als was bei den europäischen Abergläubigen die Eule, oder die Todtenuhr ist. Es wird dieses Insekt auf den Inseln **Bourbon** und **Isle de France** sehr häufig gefunden. Uebrigens versichert **de la Caille** aus dem Munde eines gewissen Holländers, der auf einer 500 Meilen weit ins Innere des Landes gemachten Reise die Sitten dieses Volks genau erforscht hat, und mit welchem Manne der Abt auf dem Cap genauen Umgang hatte, daß die Gastfreundschaft dieses Volkes gegen Fremde, ihre Dienstfertigkeit gegen Reisende, ihr Mitleiden gegen Unglückliche, ihre Treue und Folgsamkeit im Dienste und ihre zärtliche Pflege der Kranken selbst bei dem gesittetsten Volke Muster abgeben könten. Dagegen hat aber auch diese Nation große Fehler, worunter besonders ihre unbändige Neigung zum Trunk, ihre Liebe zum Schmuß und ihre Trägheit hervorstechen; und diesen Fehlern sind beide Geschlechter unterworfen. Der großen Liebe zum Schmuß ohngeachtet erreichen sie dennoch ein großes Alter; und **Dapper** versichert, daß er unter ihnen Leute von 80 bis 100 Jahren gesehen habe. Auch behauptet Kolbe, daß im J. 1652 bei Errichtung der Festung ein Mann zugegen gewesen, der damals schon 40 Jahre gehabt; und dieser Mann habe 1714 noch gelebt. Er sey, setzt Kolbe hinzu, nie krank gewesen, habe auch nie einige Schmerzen gefühlt. – Bei den eben genannten Tänzen sowohl, als bei ihren übrigen Feierlichkeiten brauchen die Hottentotten ihre **musikalischen Instrumente**. Diese sind, so wie bei allen unkultivirten Völkern nur sehr unvollkommen, und in kleiner Zahl. Eines haben sie mit den Negern gemein, bei welchen es auch, wie bei ihnen **Gom Gom** genannt wird. Dieses **Gom Gom** ist ein Bogen von Oliven, oder anderm starken und zähen Holz. Auf demselben ist eine Saite von Schafsdarm gespannt, die sehr stark aufgezogen wird. An dem einen Ende des Bogens wird eine gespaltene Federspule fest gemacht, durch welche die Saite läuft, bei dem andern Ende aber nehmen sie die Saite in den Mund und geben ihr durch einen stärkern oder schwächern Hauch die Verschiedenheit des Tons. Dies Instrument ist das **kleine** Gom Gom. Außer diesem haben sie noch ein **größeres**, das von eben der Beschaffenheit wie jenes ist, auf welchem man aber noch eine ausgehölte Cocosnuß befestigt hat, in welcher die Saite durch zwei Löcher läuft. Diese Nuß schiebt der Musikus während des Hauches auf der Saite hin und her, je nachdem er einen gedämpften oder scharfen Ton hervor bringen will. Endlich haben sie noch eine Art von Paucke, die aus einem mit Schaffell überzogenen Topfe besteht.

steht. Das leztere Instrument ist besonders der Liebling des hottentottischen Frauenzimmers. Ihre Vocalmusik ist noch einfacher, als ihre Instrumente; sie besteht blos in dem einsylbigen Wort Ho, und einigen wenigen Liederchen. Beide Geschlechter singen dieses Ho, ho, und verlängern die Musik durch die Wiederholung. — Am **Tanzen** findet dies Volk ein sehr großes Vergnügen, weswegen sie keine Gelegenheit dazu versäumen. Wenn sie einen Frieden geschlossen, ein wildes Thier getödtet, einen glücklichen Tausch mit den Holländern getroffen haben, oder wenn ihnen sonst etwas angenehmes begegnet ist, so tanzen sie eine ganze Nacht, und oft noch den folgenden Tag. Sie thun es auf folgende Art: Die Männer des **Craals** (Dorfs) schließen einen Kreis, und die Frauen fügen sich dazu, um durch ihren Gesang und durch den Schall ihrer Pauke die Musik der Gom goms zu heben. Sobald die Gom goms anfangen, stehen zwei Paar, das ist zwei Männer und zwei Frauen auf; niemals tanzen mehrere, auch nie beide Geschlechter zusammen. Sie stellen sich nach französischer Art, einer über den andern, doch anfänglich wenigstens zehn Schritte von einander, und nur erst nach einer Viertelstunde kommen sie sich näher. Darauf thun sie nichts anders, als sich um einander her drehen, oder Rücken an Rücken tanzen. Hände geben sie sich niemals, obgleich jeder Tanz eine Stunde dauret. Die Männer bewegen ihre Füße mit einer erstaunenswürdigen Geschwindigkeit, so wie sie überhaupt sehr schnell zu Fuße sind. Auch die Weiber machen große Sprünge und schlagen den Boden mit entsezlicher Gewalt. Bei allen diesen Bewegungen sehen sie beständig auf die Füße und singen zugleich ihr Ho, Ho; auch schlagen sie die Ringe, die sie an den Beinen haben mit einem Geräusch, das dem eines Schlittenpferdes gleich kömt.

Die **Waffen** der Hottentotten sind Bogen, Pfeil, Lanze und Wurfspieß. Der Bogen wird von Olivenholz gemacht, und die Sehne besteht aus der Nerve eines Thiers. Ihr Pfeil ist ein kleiner Stock, mit einem eisernen halben Zirkel, der Wiederhaken hat, welche so scharf, als ein Federmesser sind. Der Köcher besteht aus einem langen schmalen Sack von Elephanten- oder Elendsleder. Ihre Lanzen (Hassagaien) pflegen sie zu vergiften; sie nehmen dazu das Gift, das sie in einer kleinen Blase im Kopfe der Cobra de Capella, einer Art Schlangen, finden. So schmuzig dies Volk ist, so sehr reinlich hält jeder Hottentotte seine Waffenrüstung, auch darf ihm nie ein Stück daran fehlen. Man findet daher selbst bei dem ärmsten Bettler beständig eine vollständige Rüstkammer. Mit diesen Waffen üben sie sich in Friedenszeiten beständig, und sie sind so geschickt, daß sie mit dem Wurfpfeil das Ziel von der Größe eines Guldens auf 100 Schritte nie verfehlen.

Auch hier herrscht die **Vielweiberei**, doch findet man selten mehr als **drei** Weiber bei einem Mann. Die Wit-

wen können wieder heirathen, müssen sich aber einer sonderbaren und schmerzlichen Gewohnheit unterwerfen. Sie müssen nemlich, so bald sie wieder einen Mann haben wollen, sich das Glied von einem Finger abschneiden lassen; und so jedesmal wieder das Glied von einem andern Finger, so bald sie zum dritten oder viertenmal heirathen. Daher ist es nichts seltenes, hottentottische Weiber mit 3 oder 4 verstümmelten Fingern zu sehen. — Ihre **Heirathen** werden sehr geschwind geschlossen. Der junge Mensch thut den Antrag bei einer Pfeife Taback. Willigt der Vater ein, so wird der Tochter gleich Nachricht gegeben. Wenn diese aber nicht zufrieden ist, so bleibt ihr kein anderes Mittel übrig, sich vom Freier loszumachen, als daß sie eine Nacht mit ihm auf der Erde **ringen** muß. Behält sie die Oberhand, so ist sie von ihm los; verliert sie aber, so wird die Heirath wider ihren Willen geschlossen, und diese wird gleich darauf mit folgenden Feierlichkeiten vollzogen. Der junge Mensch bringt einen fetten Ochsen ins Haus seiner Braut. Dieser wird geschlachtet, und die Hochzeitgäste beschmieren sich den ganzen Leib mit dem Fette desselben, auch bestreuen sie sich mit dem aus einem gewissen Kraute, **Buchu** genannt, zubereiteten Pulver. Nach diesen Vorbereitungen schreiten sie zur Feierlichkeit selbst. Die Männer schliessen einen Kreis, hucken auf die Erde nieder, und haben den Bräutigam in der Mitte; eben so machen auch die Weiber um die Braut einen Kreis. Nun erscheint der Priester (Suri); dieser nähert sich dem in großer Ehrfurcht da sitzenden Bräutigam, und theilt ihm in dieser Stellung den halben zu dieser feierlichen Absicht gesammleten Vorrath seines Urins mit, welchen der Bräutigam sehr eiferig nebst dem Fett und Buchu sich einzureiben sucht. Nun geht der Suri in den Kreis der Frauen und besalbt auch die Braut mit der andern Hälfte seines priesterlichen Wassers; und diese empfängt solche Weihe gleichfalls mit eben der Ehrfurcht, als ihr Geliebter. Nach dieser Handlung ertheilt der Priester dem jungen Paare den Segen, ohngefehr mit folgenden Worten: „Lebt glücklich; — habt ehe „ein Jahr um ist, einen Sohn, der „sey euer Trost im Alter; — er sey „ein tapferer Jäger.“ Trift der Wunsch des Suri ein, und die Mutter bekömt einen gesunden Knaben, so ist die Freude im ganzen Craal sehr groß, und der Vater stellt ein Fest an. Sonderbar ist die Art, womit man hier die neugebornen Kinder behandelt. So bald nemlich ein Kind zur Welt kömt, wird es über und über mit Kuhmist bestrichen. Hierauf legt man es entweder an die Sonne, oder ans Feuer, wo es so lange liegen bleibt, bis der Mist trokken wird und abfällt. Wenn dies geschehen ist, wird es am ganzen Leibe mit dem Safte eines gewissen Feigenblattes bestrichen, welcher nach der Meinung dieses Volks dem Körper Schnelligkeit und Stärke giebt. Unmittelbar nach dieser Handlung bekömt das Kind seinen Namen, welchen ihm die Mutter ertheilt. Sie wählt dazu gewöhnlich

den

den Namen eines Thiers, welches sie am mehrsten schätzt, z. E. *Guacha*, Esel; *Gamman*, Löwe; *Ghoudia*, Schaf u. s. w. Nun legt man das Kind auf einem Schaffelle entweder in die Sonne, oder ans Feuer, so lange, bis der Saft eingezogen ist. Wenn dis geschehen, wird es mit Schaffett allein oder mit Butter zugleich überzogen, am ganzen Leibe, damit das Fett durch die Schweißlöcher dringen kan, gerieben und nachher vom Kopf bis zu den Füßen mit Buchu bestreut. Dies Pulver bleibt, wie man leicht denken kan, sitzen, und überzieht den Körper mit einer Art von Rinde, welche die Hottentotten der Gesundheit sehr zuträglich halten. — So bald das Wochenbette vorbei ist, wickelt die Mutter das Kind in ein altes Schaffell, so daß nur der Kopf zu sehen ist, bindet sich ihre geliebte Bürde auf den Rücken, und trägt sie so den ganzen Tag, sie mag arbeiten oder müssig gehn, Visiten geben oder nehmen. Diese Last bleibt auf ihrem Rücken, bis das Kind laufen kan. In eben der Lage saugt auch der kleine Hottentotte, ohne sich eines Haares breit aus seiner Wiege zu bewegen, weil die Brüste der Mutter so lang sind, daß diese sie über ihre Schultern schlagen kan. So bald das Kind entwöhnt ist, welches nach sechs Monaten geschiehet, giebt ihm die Mutter die liebe Tabackspfeife in den Mund, damit es den Gaumen recht frühzeitig zum Rauchen gewöhnen könne, welches denn auch das folgsame Kind gar bald lernet.

Unter diesem Volke herrscht die barbarische Gewohnheit, häßliche Kinder, oder auch einen von 2 Zwillingen, besonders wenn er ein Mädchen ist, *auszusetzen*, und das arme Kind entweder den Raubthieren oder dem Hungertode preis zu geben. Dieser Fall hat jedesmal Statt, so oft die Mutter beweisen kan, daß ihr Kind entweder kränklich, oder daß sie selbst nicht im Stande ist, es zu ernähren.

Eben so grausam ist die Gewohnheit, alte abgelebte und zur Arbeit untaugliche Männer auf eine **feierliche Art verhungern** zu lassen. Diese Handlung geschieht allemal auf Genehmigung der sämtlichen Mannerschaft eines Dorfs. Man führt das arme Opfer in eine besonders dazu zubereitete Hütte, nimmt von ihm Abschied und überläßt den Elenden nun seinem Schicksal. Die Hottentotten entschuldigen diese Handlung so sehr, daß sie sie für eine würkliche Wohlthat für den Greis halten, dem wie sie sagen mit seinem Leben doch nichts gedienet sey *). Man hat sich verschiedentlich Mühe gegeben, diesem Volke das Grausame dieser Gewohnheit zu zeigen. Allein die Anhänglichkeit an ihre alten Gebräuche und

*) Die am Fluß Orenok wohnenden Amerikaner, und die am Jenisei sich aufhaltenden Jacuten haben die nemliche Gewohnheit. Die letztern bauen dem Unglücklichen eine Bank von Kuhmist, und pflegen ihm gewöhnlich zum Proviant auf seine noch übrige Lebenszeit einige Zwiebeln vom türkischen Bund, ein Paar Mäuse und die Kaldaunen von einem Murmelthier mitzugeben.

und Sitten ist so stark, daß diese Neigung ihnen angeboren zu seyn scheint, und durch nichts getilgt werden kan. Die Wahrheit dieser Bemerkung beweiset folgender Umstand. Die Holländer nahmen einst ein hottentottisches Kind aus der Wiege weg und erzogen es auf europäisch. So bald der junge Hottentotte groß geworden war, hatte er so viel Geschicklichkeit, daß er als Unterofficier gebraucht wurde. Einst kam er wieder in sein Vaterland zurück, wo er Lust bekam, seine Landsleute zu sehen. Die Einfalt, die er hier fand, rührte ihn so sehr, daß er ein Schaffell umhieng, seine europäischen Kleider nach dem Castell der Stadt Cap brachte und von dem Gouverneur van Stell mit folgenden Worten Abschied nahm. „Ich „entsage jezt auf immer der Lebensart, „die ihr mich habt annehmen lassen, „und folge den Gebräuchen meiner „Voreltern bis in den Tod. Aus Liebe zu euch will ich den Halskragen „und den Degen bewahren, den ihr „mir gegeben habt.“ Er erwartete keine Antwort, entfloh und ließ sich nachher nie wieder sehen.

Noch müssen wir zum Schluß eine Gewohnheit erzählen, die unter diesem Volke gebräuchlich ist, nemlich die seltsame Feierlichkeit, mit welcher ein junger Hottentott **zum Mann gemacht**, das ist, der Aufsicht seiner Mutter entzogen und der Gesellschaft der Männer einverleibt wird. Die Kinder der Hottentotten stehen beständig unter der Aufsicht ihrer Mütter, und dürfen auf keine Weise in der Gesellschaft erwachsener Männer erscheinen, auch nicht heirathen, bis sie, wie mans nennt, **anders gemacht** sind, welches gewöhnlich im achtzehenden Jahr geschieht. Um diese Feierlichkeit zu vollziehen, versammlen sich alle Männer des Craals, und sezzen sich in einem Kreis zur Erde. Der Jüngling, der anders gemacht werden soll, huckt außer dem Kreise in einer kleinen Entfernung. So bald der Kreis voll ist, steht einer von den Männern auf, und hält eine Rede an den Candidaten, die ohngefehr folgendes Inhalts ist. „Die Männer haben dich „würdig gehalten, ein Glied ihrer Ge„sellschaft zu werden. Es ist also bil„lig, daß du auch männlich zu denken „anfängst, und folglich von deiner „Mutter, die dich erzogen hat, und „von deinen kindischen Spielen Abschied „nimmst. Wirst du aber mit deiner Mutter „wieder vertraut umgehen, oder andere wei„bische Dinge unternehmen, so sollst du des „Rechts, ein Mann zu seyn, wieder beraubt „werden.“ Nach Endigung dieser Rede gießt der Redner seinen ganzen Vorrath von Urin über den jungen Menschen, der vorher mit Schaffett über und über beschmiert worden, aus, macht mit seinen Nägeln in der Fettrinde Oefnungen, damit der Urin durchdringe, und streicht sie alsdenn wieder zu. Wenn der Promotor fertig ist, so wünscht er dem jungen Mitglied ohngefehr mit folgenden Worten Glück. „Das Glück beglei„te dich! lebe lange; werde ein Meh„rer deines Geschlechts; – dein Bart kom„me geschwinde hervor!“ Diese Feierlichkeit wird mit einem Mahle beschlossen, und von nun an kan der Jüngling mit Männern umgehen. Um sich dieser Ehre würdig zu machen, geht er nun zu seiner Mutter, und schüttet einen Haufen Schimpfwörter über sie aus; ja einige sind so gar im Stande, sie mit Schlägen zu behandeln.

# Hannoverisches Magazin.

89tes Stück.

Montag, den 5ten November 1781.


## Von dem Einflusse der Witterung und einiger Feldschäden in die Kornpreise, auch etlichen hieher gehörenden Vorschlägen.

(Fortsetzung.)

(Siehe das 76. 77. 84. und 85te Stück.)

Hier ist demnach auch ein kleiner Beitrag zur Naturgeschichte der Feldmaus. Ich erzähle nichts als eine Vermuthung, worauf ich bei dem Mäuseschaden von 1773 dem einzigen, welchen ich erlebt und beobachtet habe, fiel. Wir hatten 1772 im Julius schweren Hagelschlag gelitten, und man ging also aus mancher Ursach damals mehr im Felde umher, auch wohl nachdenkender umher, als sonst wohl nicht geschehen wäre, und bemerkte zuerst die Mäuse einzeln auf den Rübeäckern, etwa im August. Da man weiß, wie erstaunlich sich diese Thiere vermehren, zumal wenn sie Ruhe und Futter voll auf haben a), so wird man sich nicht

Uuuu wun-

a) Ich setze es, als beinahe aus jedermanns Erfahrung bekant, voraus. Aristoteles wußte es schon. Die Fortpflanzung der Mäuse, sagt er, ist bewundernswürdiger als die bei andern Thieren, man mag auf die Menge, oder auf die Geschwindigkeit sehen. Denn als einmal eine trächtige Maus in einem Hirsegefäße ἐν ἀγγειω κεγχρε, zurückgeblieben war, fand man in kurzer Zeit bei Oeffnung des Gefäßes hundert und zwanzig Stück Mäuse. Und die erstaunlich häufige Vermehrung derselben auf dem Felde ist vollends ganz unglaublich rc. Nat. Gesch. d. Thiere, B. 6, C. 37. Vielleicht wurde Varro durch die schnelle Ausbreitung, vielleicht auch nur durch die Unbekantschaft mit der Naturgeschichte der Mäuse veranlaßt zu glauben, daß sie die Erde, wie die Pflanzen, hervorbrächte, parit humus mures. I, 8, 5. Indeß meint doch auch noch Gesner: Nascitur omne genus muris de terra, licet etiam ex coitu sui generis generentur *de Quadr.* p. 831. Büffon sagt: ich habe Beispiele von Mäusen gesehen, welche in den Mausefallen heckten. Sie vermehren sich zu allen Jahreszeiten, und hecken vielmal des Jahrs, jedesmal fünf oder sechs Junge. Es gehören kaum 14 Tage dazu, so sind sie groß und stark genug, sich zu zerstreuen, und ihren Unterhalt selbst aufzusuchen. Das Leben dieser Thierchen ist

wundern, daß nur einige Paare, die sich etwa im Julius in einen Rübeacker gezogen haben mogten, im October und November schon zu hunderten angewachsen waren. Es ist also nicht der Frage werth, wenn man im späten November die grünen Kornäcker (auf die Brach, worin wir die Rüben ziehen, folgt bei uns das Winterfeld,) voll Mauselöcher sieht, und weiß, daß sich schon seit dem Julius Mäuse in den Rüben ruhig pflegten, nicht der Frage ist es sage ich werth, wo kommen jetzt die vielen Mäuse her? Denn Jedermann wird hierauf antworten, sie haben sich seit dem Julius ganz füglich bis zu dieser Anzahl vermehrt. Es wird vielmehr und eigentlich die Frage seyn, wo kamen im Julius die ersten einzelnen Mäuse her? Besonders, wenn seit verschiedenen Jahren weit und breit keine Feldmaus gespürt seyn solte. Ehe man meine Antwort liest, gebe man sich nach Belieben selbst eine, so wird, man mag auf meine, oder auf eine andere fallen, in beiden Fällen der Beobachtungsgeist hoffentlich noch reger werden.

Ist die kleine Feldmaus, wie es Büffon zu behaupten scheint, durch ihren dickern Kopf und kürzern Stutzschwanz von der Hausmaus so sehr unterschieden, daß die eine Art in die andere nicht übergehen kan, so muß es nothwendig beständig irgendwo Feldmäuse geben, die sich in sehr kurzer Zeit bis in die entferntesten Gegenden in unzählbarer Menge ausbreiten können. Das erste halte ich wider die Erfahrung zu seyn, da wenigstens meine Zeugen, aufmerksame Landleute, die alle ihre Feldarbeit selber thun mußten, versicherten, seit 1756 keine Maus auf dem Felde angetroffen, kein frisches Loch gesehen zu haben, außer wohl einmal einzelne gegen den Herbst, vor dem August sahe man nicht leicht eine. Giebt es also nicht beständig in jeder Gegend Feldmäuse, oder die von den Hausmäusen verschiedene Art, welche man zum Unterscheide von diesen also nennt; so steht nicht zu begreifen, wie sie aus einer andern in diese Gegend, wären es auch nur ein Paar Meilen, kommen, da diese Maus gar nicht dazu gemacht ist, wandern zu können, und da sie zu viele Feinde, und auf der Reise zu wenig Sicherheit hat, als daß sie unversehrt zwo Meilen reisen könte. Je unglaublicher es nun ist, daß die Feldmaus aus der Ferne zu uns kommen könne, desto glaublicher wird's, daß sie an jedem Orte einheimisch sey. Ist sie blos Bewohnerin des Feldes, und

ist also nur von kurzer Dauer, weil ihr Wachsthum so hurtig von statten gehet. Hieraus läßt sich noch ein deutlicher Begrif von ihrer unbeschreiblichen Vermehrung machen. Nat. Gesch. d. vierfüßigen Thiere, 4ten B. S. 240. der Berliner Ausgabe. Auf der Insel Frankreich, Isle de France, setzt der selige Martini hinzu, finden sich die kleinen Feldmäuse dermaßen häufig, daß man behauptet, die Holländer hätten dieser Thiere wegen ihre Niederlassung aufgegeben, u. s. w. S. 258.

und auch in ihrem Baue so weit von der Stadtmaus verschieden, daß sie mit der nicht verwechselt werden kan, so muß sie das ganze Jahr hindurch auf dem Felde seyn, und müßte daher auch von solchen Landleuten, die, einige Monate ausgenommen, fast täglich, früh und spät, bei allerlei Geschäften, auf allen bestellten und unbestellten Aeckern sind, und gewiß nicht ohne Aufmerksamkeit auf ihre Feinde da sind, von solchen müßte sie und ihr frischer Bau gesehen werden. Nun versichern die aber, in einer Reihe von Jahren keine Maus auf dem Felde, außer zuweilen im August und den folgenden Herbstmonaten, einzelne, angetroffen zu haben; und hieraus glaube ich vermuthen zu dürfen, daß, da die beständige Existenz der eigentlichen von der Hausmaus angeblich verschiedenen Feldmaus von den glaubwürdigsten Zeugen, den Landleuten, nicht bestätiget wird, und das Reisen dieser eigentlichen Feldmaus aus einer Gegend in die andere ganz unwahrscheinlich ist, daß sie nichts anders als eine wahre Hausmaus, die aufs Feld gezogen ist, seyn möge. Wer diese Vermuthung bestreitet, muß also entweder die Wahrscheinlichkeit weit wandernder Feldmäuse darthun, oder die beständige Existenz ihrer Art auf jeder Feldmark beweisen. Ich will sie inzwischen zu unterstüzen und zu vertheidigen suchen. Ich mache, wie man hört, die Haus- und Feldmaus zu einer Gattung. Hier sind weitere Gründe. Da die Maus da war, ehe man Häuser hatte, und also die Feldmaus die ältere ist, so kan die, welche jezt mit den Menschen unter einem Dache wohnt, ursprünglich nichts anders als eine Feldmaus gewesen seyn, Hausmaus ist sie blos geworden, weil sie dem Menschen oder eigentlich seinen Nahrungsmitteln nachzog. Daß die Veränderungen der Kost, Luft und Wohnung auch diese Thierchen etwas verändern können, wird gern zugegeben, ist unausbleiblich, aber man darf nicht schließen: weil die Feldmaus etwas anders als die in den Häusern aussieht, so kan sie von ihr nicht herstammen. In den ersten Häusern der Menschen veränderte sich ohne Zweifel die mitgezogene ursprüngliche Feldmaus wenigstens im zweiten oder dritten Gliede, durfte man nun diese etwa dunkeler gewordene Maus für eine bloße Geburt des Hauses halten, und ihr die Abkunft von der Feldmaus absprechen? Eben so gut kan diese jezt etwas anders erscheinen, obgleich ihre nächsten Vorfahren wahre sogenannte Hausmäuse sind.

Die Maus gehört eigentlich der alten Welt, oder vielmehr Europa. Unsere Schiffe brachten sie zuerst an das **Vorgebürge der guten Hofnung**, nach der Insel **Frankreich** und **Bourbon**, u. s. w. Sie sollen zuerst 1544 nach *Südamerika* gekommen seyn. Eben so haben sie unsere Schiffe in verschiedene Inseln des Südmeers geschleppt. In allen diesen Orten haben sie sich so erstaunlich vermehrt, daß sie selbst den Menschen zuweilen auf eine

eine Zeitlang verdrängt haben, wie zum Beispiel auf der Insel **Frankreich**. So weit hat Herr Professor **Zimmermann** gesprochen, und er ist es auch, der von der Feldmaus sagt, daß sie in großer Menge auf **Neuland, Terreneuve**, leben solle b). Unsere Schiffe brachten inzwischen unstreitig keine andere als die sogenannten Hausmäuse in jene Länder; da sie nun hier, besonders in der Insel **Frankreich**, woher wirs wenigstens am vollständigsten wissen, ganz in die bei uns so geheissenen Feldmäuse ausgeartet, oder vielmehr nun wieder eingeartet sind: so wüßte ich nicht, warum unsere Hausmaus, wenn sie Ursachen hat sich aufs Feld zu begeben, nicht eben so gut als dorten Feldmaus werden könte.

Wäre ferner der Unterscheid zwischen beiden so wesentlich, daß meine Hypothese gar nicht statt finden könte, so hätte ihn, ich wette, **Linnäus** gesehen. Der hat aber nur die Hausmaus, musculus, mus domesticus; die Gartenmaus, mus terrestris, agrestis, die man in meiner Gegend Hausmaus nennt, und unsere Feldmaus gewiß nicht ist, denn er sagt von ihr: hortos talpæ instar misere effodit palmis licet parvis; natat in fossis & urinatur plantis licet fissis; radices arborum decorticat, plantarum consumit s. aufert; pullos anatum in piscinis occidit. — Die Wassermaus, oder Wasserratze, amphibius; die Hasselmaus, avellanarius; und die Waldmaus, sylvaticus. **Martini** frägt daher in einer Note zum **Büffon**: „solte Hr. von **Linné** „unter seiner **Erdmaus**, mus gregarius, (in der zehenten Ausgabe des „N. S. finde ich sie gar noch nicht,) „nicht eben diese Art, (die kleine Feldmaus nemlich,) gemeinet haben, und „solte sie nicht blos als eine Abänderung seines muris terrestris zu betrachten seyn?„ S. 258. Nach meiner geringen Meinung nicht, sondern als eine durch eine andere Lebensart beförderte Abänderung von der gemeinen Hausmaus ist die Feldmaus zu betrachten. Wenn sie indeß **Linnäus** und **Martini** als keine auffallend verschiedene Art kennen: so wage ich hoffentlich mit meiner Hypothese nicht zu viel. Herr **Erxleben** glaubt, die „**Erdmaus**, mus gregarius L., und „die gesellige Maus, mus socialis des „**Pallas**, wären Varietäten der Feldmaus. So viel ist wohl gewiß, daß „sich die Mäusearten zusammenziehen „ließen, aber wie? wer wird dies genau entscheiden können?„ So weit abermals Herr **Zimmermann**, S. 296. sagen diese beiden Beobachter nicht gleichfalls, daß unter diesen Thieren große Verwandtschaft sey? Sie widersprechen wenigstens meiner Vermuthung nicht.

Es hat nichts unwahrscheinliches, daß gegen den Julius die Zahl der Hausmäuse leicht am stärksten seyn möge. Die diesjährige junge Brut muß

b) In der geographischen Geschichte des Menschen und der Thiere, I. Band 14. Abschn.

muß alsdann schon sehr häufig seyn, und einige ihrer Vertilger, die Eulen und andere Nachtvögel, die Marder, Wieseln und Katzen, haben im Sommer auch Vögel, junges Federvieh u. d. gl. zu ihrer Nahrung, und sind also vermuthlich jetzt ihre strengsten Verfolger nicht. Die Scheuren, Kornböden, und Vorrathskammern auf den Dörfern werden um diese Jahrszeit leer, und es muß daher der ohnehin jetzt zahlreichern Mäusegesellschaft äußerst sauer werden, sich in ihrem Hause zu ernähren. Nun darf mans für ausgemacht halten, daß die Mäuse im Falle des Mangels sich einander selbst angreifen und fressen c); da nun die junge Brut der schwächere Theil ohne Zweifel ist: so scheints nicht unwahrscheinlich, daß sie, um dem Tode zu entfliehen und Nahrung zu suchen, auf das nahe Feld flüchtet, und sich da von den schon reifenden Früchten unterhält. Die Versicherung der Landsleute, daß sie auch in den Jahren, wo man ihren Schaden nicht fühlt, zuweilen Mäuse auf dem Felde sähen, nicht leicht aber vor dem Julius und August sähen, begünstiget meine Vermuthung, woher sie jetzt kommen, wie in der Vermuthung selbst nichts unwahrscheinliches liegt.

Nun will ich die Einwendungen, welche ich sehe, zu heben suchen. Wären, kan man sagen, die Feldmäuse nichts anders als geflüchtete, oder durch Hunger herausgelockte Hausmäuse, so würde man sie alle Jahre ohngefähr in gleicher Anzahl sehen, und so ließe sich nicht erklären, woher sie ein Jahr in unzählbarer Menge kämen. Ich antworte: man trift manches Jahr gegen die Ernte Mäuse im Felde an, ohne daß sie sich ausbreiten und sehr schädlich werden. Auf der ziemlich gleichen Anzahl kan man wohl nicht bestehen, da nicht zu behaupten steht, daß die Umstände, unter welchen es wahrscheinlich ist, daß die Hausmaus aufs Feld zieht, alle Jahre gleich sind. Wären die Alten den Winter über scharf verfolgt, oder auch wohl vor

 Kälte

c) Dies versichert wenigstens Büffon aus Erfahrung, welche uns lehre, daß die Mäuse sich einander umbringen und auffressen, so bald sie dazu nur einigermassen durch die Foderungen eines unbefriedigten Hungers gereitzet werden. Reißt unter ihnen, wegen überhäufter Anzahl, ein fühlbarer Mangel ein, so bemächtigen sich die stärkern der schwächern, beißen ihnen den Kopf auf, und fressen erstlich das Gehirn, alsdann aber den ganzen übrigen Rest vom Körper. Der Krieg wird am folgenden Tage erneuert, und so lange fortgesetzt, bis die größte Zahl vertilget ist. 4ter Band, S. 227. „Wir haben einmal, erzählt er S. 249. f. zwölf lebendige große Feldmäuse zusammen in ein Geschirr eingesperrt. Morgens um 8 Uhr gab man ihnen zu fressen. Als man sie eines Tages ein Viertelstündchen lang vergessen, fand man, daß schon eine den übrigen zur Speise dienen mußte. Des folgenden Tages verzehrten sie eine zwote, und nach wenigen Tagen war nur noch eine von zwölfen übrig. Die andern waren alle todt und größtentheils aufgezehrt. Selbst an der letzten sahe man Schwanz und Pfoten benaget. Auch Linnäus nennt die Hausmaus gefräßig, polyphagus.

Kälte umgekommen, wäre die junge Brut häufig ein Raub ihrer Feinde geworden, und fände der Rest nothdürftig zu leben, bis die Ernte Scheuren und Böden wieder füllt: so zwänge der Hunger die stärkern Mäuse nicht, die schwächern zu verfolgen und aufs Feld hinaus zu jagen. Mir scheints wahrscheinlicher, daß nicht alle Jahre Hausmäuse aufs Feld zu ziehen nöthig haben. Wenn dieser Fall aber eintrit, daß einige dahin flüchten, wird daraus folgen, daß dann allemal ein verderbliches Heer aus ihnen erwächst? Ich glaube nicht, weil ihre Verfolger sie dies Jahr vor der Ausbreitung vertilgen, ein ander mal aber nicht, weil dies Jahr ein Regenguß sie tödtet ehe sie sich vermehren, ein ander mal aber nicht, weil sie dies Jahr der trockene Boden bis dahin, wo sie Nahrung finden, fortkommen läßt, und einander mal ein nasser Boden ihren Lauf aufhält, bis sie unterweges verschmachten oder aufgefangen werden. Woher es demnach rührt, daß ein Jahr Mäuse auf dem Felde gesehen werden, und das andere Jahr nicht, das scheint sich aus obigen Voraussetzungen ziemlich zu erklären. Aber woher komt zuweilen ein Mäuseheer? Laßt uns zusehen. Die in den Häusern keine Ruhe und kein Brod haben, die retten sich aufs Feld. Laßt uns annehmen, daß sie glücklich ankommen und sich eingraben, so scheints nun auf die Witterung anzukommen, ob sie sich halten und ausbreiten können, oder nicht. Fiele bald nachher Regenwetter ein, daß ihre Höhlen mit Wasser füllte oder zuschlämmte, oder sie einige Tage hinderte nach ihrer Nahrung auszugehen, oder nur den Boden so weich machte, daß sie nicht schnell darauf fortkommen könten, so würden sie entweder ersaufen, oder ersticken, oder verhungern, oder sich einander verzehren, oder von ihren Feinden verzehrt werden, ohne sich ausbreiten zu können. Es kan noch manche andere Ursach vorhanden seyn, die gleich die erste oder zweite Vermehrung dieser Thiere hindert, ohne daß wir sie schon anzugeben wissen. Sie sey indeß einmal nicht da, und die Maus halte und vermehre sich auf dem Felde bis in den Winter, so kan der sie ohne Zweifel auf mancherlei Weise tödten, durch sehr strenge Kälte, durch sehr tiefen Schnee, durch sehr viele Nässe u. s. w., oder sie durch seine Länge oder unvermuthete späte Rückkehr nöthigen, sich einander selbst zur Nahrung zu verzehren. Nun laßt uns zu der, den aufs Feld gegangenen Mäusen unnachtheiligen Witterung einen der oft vorkommenden gelinden Winter d), wie der von 1773 war, annehmen, in welchem die in der Erde schon

d) Bei der ungewöhnlich großen Menge von Wassermäusen, die Reichardt im J. 1753 in seinen Gärten vorfand, glaubt er auch, es sey daher gekommen, weil die Kälte in dem Winter 1753 nicht sonderlich tief in die Erde eingedrungen, daß folglich weder von den Alten noch Jungen welche erfroren. Land- und Garten Schatz, 6ter Th. S. 220.

schon sehr zahlreich steckenden, bis zur wärmern Jahrszeit sich halten, was wird nun erfolgen? Man sieht ohne mich, daß sich diese schon sehr starke Mäusefamilie frisch bis ins Unzählbare vermehren, und ganze Kornfelder so verderben werde, daß sie, wie 1773 geschah, zum Theil nicht das Mähelohn mehr werth sind.

Aber fast in ganz Deutschland, mögte man sagen, werden doch die Umstände, die ihr von eurer Gegend richtig beobachtet haben möget, so wohl nicht gewesen seyn, und wir hatten 1773 doch beinahe in ganz Deutschland Mäusefraß! — In Wahrheit, ich weiß nicht, warum die angeführten Umstände nicht anderswo wie bei uns gewesen seyn könten oder solten. Ohne Zweifel giebts in allen Dörfern Deutschlands Hausmäuse, und ihrer in manchem Hause gegen die Ernte wohl so viele, daß einige davon nöthig haben, ihre Nahrung und Sicherheit auf dem Felde zu suchen. Die Witterung in der letzten Hälfte des Jahrs 1772, welche bei uns den Mäusen unnachtheilig war, sich auf dem Felde einzugraben, zu halten und zu vermehren, mag schwerlich in den übrigen Gegenden von Deutschland von entgegenstehender Beschaffenheit gewesen seyn, und von dem Winter 1773 ists noch ziemlich bekant, daß er gelinde war. Mehr Umstände brauchen aber nicht zusammenzutreffen, um eine sehr weit ausgebreitete verderbliche Vermehrung der Mäuse auf dem Felde begreiflich zu machen.

Die zweite, wichtigere Einwendung, die man mir machen kan, wäre von der etwas verschiedenen Gestalt der Haus- und Feldmaus hergenommen. Der Unterschied betrift nicht blos das Haar, als welcher leicht zu übersehen wäre, indem es unter den Hausmäusen bekantlich manche Verschiedenheit darin giebt, und so gar, wie schon Daubenton bemerkt, die in den Scheuren grauer als in den Häusern sind, welches vermutlich von der unterschiedenen Beschaffenheit der Luft und Nahrung herrührt e). Die kleine Feldmaus soll, nach diesem Beobachter f), einen haarigern Kopf, kürzere Ohren, einen kleinern Schwanz, auch einen dickern und kleinern Kopf als die Haus- und große Feldmaus haben g). Ich muß

e) Büffon N. G. d. vierf. Th. B. 4. S. 241.

f) S. 261 das.

g) Es muß doch, sagt Hr. Prof. Zimmermann, nothwendiger Weise eine Zeit gewesen seyn, da die Hausmäuse fern von den Menschen im Felde gelebt haben, und wie sahen sie da aus? Sie sind zwar durch das Wohnen neben den Menschen nicht zahm geworden, sie finden auch oftmals dasselbe Futter in unsern Häusern, was ihnen das Feld gegeben hätte; allein es mußte dennoch eine Veränderung mit ihnen vorgehen. Sie waren nicht jeder Art von Witterung ausgesetzt, sie fanden sich dabei auch oftmals genöthigt von bis dahin ihnen fremden Futterarten zu leben, wie z. B. Speck und anderem Fleischwerk; dies zusammen

muß dies alles gelten lassen, weil ich die Vergleichung nicht angestellt habe; man sahe 1772 und 1773 der Thierchen so viele, und wie es ließ, so mancherlei, daß fast jedes anders als das letzt gesehene zu seyn schien. Da indessen Daubenton selbst glaubt, daß ohnerachtet aller Verschiedenheiten in der Farbe, der Größe des Leibes und Schwanzes, diese Thiere doch alle zu einerlei Gattung gehören; da er selbst einiger kleinen Feldmäuse erwähnt, die einen längern Schwanz als die übrigen gehabt; da in dem gewiß engern Lager in der Erde die jungen hungrigen Mäuse leicht einander die Schwänze benagen und dadurch kürzen mögen; da die Arbeit des Wülens in der Erde den Kopf stärken und dicker machen, das enge Behältniß aber den freien Wachsthum der Ohren etwas aufhalten kan; da eine Maus, die völlig in freier Luft und von eitel frischen Nahrungsmitteln lebt, leicht in Farbe und Gestalt von der abgehen mag, die in ihrem Winkel kaum frische Luft kennt, Regen und Schmuß nie gefühlt hat, und grünes Futter vielleicht nie zu geniessen bekomt; und endlich die Feldmaus in der Ernte häufig mit eingefahren wird, und man nachher in den Häusern keine verschiedene Arten, die man in Haus- und Feldmäuse theilen müßte, antrift: so scheint die etwas verschiedene Gestalt der Feldmaus zu beweisen, daß sie, oder ihre Eltern von der, die in den Häusern wohnt, nicht abstammen könte. Sie lebt ohne Zweifel in den Häusern fort, so verschieden nun auch ihre Nahrung, Luft und Wohnung ist, und beweißt damit, daß sie im Hause Hausmaus, und im Felde Feldmaus sey h).

Die Fortsetzung folgt künftig.

sammen wirkte gewiß auf ihre kleinen Körper. Wenn man es versuchte, verschiedene Arten der Feldmäuse zu unsern Hausmäusen zu gesellen, vielleicht liesse sich denn auf die Spur kommen. Doch wäre es nicht unmöglich, daß sie, ob gleich von einer Art, sich dennoch nicht mit einander begatteten, da die Häuslinge schon sehr abgeartet wären. Als Dinge von großer Wichtigkeit schlage ich freilich diese Dinge nicht vor, und ein sicheres Mittel, alle Ratzen und Mäuse aus den Häusern zu vertreiben, hielte ich freilich ungleich nützlicher; aber in der Geschichte der Thiere sind auch kleine Geschöpfe unserer Betrachtung nicht ganz unwerth. Geograph. Geschichte des Menschen und der Thiere, 1ter Band, 14ter Abschn. S. 237. f.

h) Nach der schönen Abhandlung von den Feldmäusen in diesem Magazin vom Jahr 1773 S. 1638 hat Ge. Agricola bereits angemerkt, daß die Feldmäuse bisweilen, ob gleich selten, in die Häuser ziehen.

Nach den Nachrichten aus den Kirchenrechnungen vom Jahr 1756 zogen sie, oder wurden in den Garben, wie 1773, mit in die Scheuren gebracht, und ich habe nicht gehört, daß man nachher in den Häusern zwo ganz verschiedene Arten bemerkt und unterschieden habe. Sie hieß 1774 ohne Zweifel Hausmaus, die man 1773 Feldmaus nannte.

Hannoverisches Magazin.

90tes Stück.

Freitag, den 9ten November 1781.

# Von dem Einflusse der Witterung und einiger Feldschäden in die Kornpreise, auch etlichen hieher gehörenden Vorschlägen.

(Fortsetzung.)

Doch, sie sey um der Männer willen, die sie dazu machen, eine besondere Art, so steht uns doch frei, die Zweifel, welche sich dagegen erheben, äusern zu dürfen. In der nicht kleinen Gegend, wo man den gesamten Acker in Winter- Sommer- und Brachfeld theilt, muß sich den Winter über die Feldmaus entweder im Rockenfelde aufhalten, oder in die Wälder ziehen. Denn in dem Felde, was um Michaelis Brachfeld heißt, ist nun durchaus keine Nahrung mehr für sie, und die Heerde, besonders die Schweine, welche itzt da weiden, würden ihren Aufenthalt so unruhig als gefährlich machen. Das nun von allen Heerden abgehütete sogenannte Sommerfeld ist eben so unruhig, eben so nahrlos für sie, und wird vor dem Winter an vielen Orten gar zweimal umgepflügt. Ruhe und Brodt finden sie daher blos noch im Winterfelde. Und das ist unserer Erfahrung völlig gemäß. Wir spühren sie das erste Jahr nur im bestellten Brachfelde hauptsächlich, und hier flüchten sie aus dem abgeernteten und zu Winterfrüchten wieder unter den Pflug genommenen Acker in den nächsten andern, der noch Früchte und Ruhe hat, und von hier aus in die, welche man nun mit Winterkorne besäet, wo sie lockern Boden, Ruhe und Unterhalt antreffen. Sind sie nun, angenommener maßen, eine besondere Art, die stets auf dem Felde lebt und nicht vergeht, so müssen sie nothwendig in allen Winterfeldern vorhanden seyn, und von keinem Winter getödtet und vertilget werden können. Wie jenes aber unstreitig gegen die Erfahrung so vieler Jahre läuft, in welchen man auch nicht die geringste Spur von ihnen antrift, so ist auch durchaus unglaublich, daß mancher äuserst strenge und so vielen andern Thieren fatale Winter die nicht tief liegende Maus nicht ausrotten solte. Er muß sie unausbleiblich entweder vertilgen, oder sie müßte, wie andere Winter-

 schläfer,

schläfer, in den Zustand der Erstarrung treten. Dies hat aber noch kein Beobachter von ihnen behauptet, und Niemand kan es behaupten, weil man sie auch im Winter laufen sieht a). Wäre ferner kein Winter vermögend sie zu tödten, so würden wir sie unausbleiblich alle Frühjahre in jedem Winterfelde vorfinden, so würden sie sich mit jedem wiederkehrenden Sommer in der Ruhe und dem Ueberflusse ungehindert vervielfältigen, oder, welches eins ist, wir hätten leider! alle Jahre Mäusefraß, und das ist doch Gottlob! notorisch nicht wahr. Also muß es ausgemacht gewiß seyn, daß sich die Feldmäuse, wenn sie eine eigene Art seyn sollen, nicht jeden Winter über im Felde aufhalten.

Sie sollen auch, sagt **Büffon** b), im Herbste und Winter größtentheils in die Wälder ziehen, um sich mit Bucheckern, Häselnüssen und Eicheln zu nähren. — Diese Behauptung setzt aber Wälder in der Nähe mit einem Vorrathe dieser Früchte voraus. Nun haben wir Gegenden, ich darf nur die **Börde** nennen, wo auf Meilen weit kein Wald ist. Von Feldmäusen leiden diese Gegenden in ihren Jahren auch, aber einen Wald haben sie nicht, der sie im Winter aufbehalten haben könte. Und die Reise der Feldmaus auf einige Meilen zu einem Walde ist ein Vorgeben, das die Kraftlosigkeit dieses Thierchens, der Mangel der Nahrung auf manchem Sommer- und Brachfelde, das sie um die Zeit passiren müßte, die itzt nicht ungewöhnliche nasse Witterung, worin sie nicht fortkommen könte, der aller Orten aufpassende Verfolger, und der hie und da vorkommende Fluß durchaus unglaublich machen c). Aber ohne allen Grund angenommen, daß sich jede Feldmaus gegen den Winter in einen Wald ziehen könte, hat denn auch jeder Wald jeden Winter die oben ihnen zugetheilten Nahrungsmittel? Auch in der Gegend von Tannenwäldern giebt es Feldmäuse, aber diese ihnen auf den Winter angewiesenen Nahrungsmittel nicht. Bekantermaßen trägt die Eiche und die Büche nicht alle Jahre, vielfältig einige Jahre hinter einander nicht, und in mancher unserer offenen Waldungen ist keine Haselstaude anzutreffen. Es solte daher dem Herrn Grafen sauer genug werden, seine Feldmäuse im Winter durchzubringen, wenn er sie in allen Gegenden auf die Holzfrüchte verweisen müßte. Wie will er sie aber gegen unsern fürchterlichen

a) Sorices, sagt schon **Gesner**, hyeme sæpe dormientes deprehenduntur, mures agrestes non item. *de Quadrup.* p. 831.

b) B. 4. S. 258.

c) Die von **Pallas** so genannte wirthschaftliche Maus, mus œconomus, auf Kamtschatka, soll doch in großen Zügen Wanderungen vornehmen. Zimmermann geograph. Gesch. des Menschen und der Thiere, 1. B. 14. Abschn. S. 240. Ich glaube aber nicht, daß die Wanderungen unserer Mäuse, die ich bezweifle, hiedurch bewiesen werden können, oder sollen.

chen Winter, der alles was draussen ist zu tödten droht, schützen? Etwas wärmer ist freilich die Waldung als das offene Feld, wenn aber das im Herbste gut genährte, rasche und durch Mangel dreist gemachte Reh doch verfriert, so weiß ich für das Mäuschen keinen Rath d).

Ob ich nun gleich viel lieber großen Männern nachspreche, als widerspreche: so bin ich doch schuldig auf die Erfahrung vornemlich zu sehen, und die gestattet mir nicht, die Feldmaus für eine Art dieses Geschlechts anzusehen, die stets draussen da wäre und jeden Winter sich hielte ohne jeden Sommer zu schaden. Laßt uns indeß, um mit meiner gewagten Hypothese nach aller Strenge zu verfahren, noch die Jahre ansehen, in welchen nach den gesamleten Nachrichten Mäusefraß gewesen ist, ob sich etwa darin etwas entgegenstehendes finden wolle. Im Jahre 1611 war ein Winter, von welchem ich nicht glaube, daß sich die 1610 etwa aufs Feld gegangenen Hausmäuse darin hätten halten können, aber billig auch nicht glauben darf, daß sich die von diesen unterschiedenen und, nach Büffon, eigentlich so genannten Feldmäuse darin hätten halten können. Im Herbste 1611 waren sie aber häufig und verderbten die Wintersaat; wo kamen die her? Ich lasse sie, nach meiner Hypothese, 1611 gegen die Ernte, oder wenn man daran auf den Herbst noch nicht genug zu haben vermeinte, in dem dermaligen trocknen Frühlinge schon aus den Häusern auf die Felder flüchten; wo wolt ihr aber, die ihr sie habt als eine besondere Art draussen wohnen, und in dem so schneereichen Winter habt ersticken oder in dem späten harten Froste habt umkommen lassen müssen, wo wolt ihr auf den Herbst so viele hernehmen, die die Wintersaat so sehr verderben können? Im Herbste 1627 konte des Krieges wegen in hiesigen Gegenden wenig gesäet werden, die Rechnungen klagen bitterlich über die Wegnahme der Pferde, der Ernte,



d) Die äusserst kalten Gegenden von Europa sowohl, als den übrigen Welttheilen sind den Mäusen fremde, sie finden sich nur in Schweden und nicht in Lappland. Pontoppidan sagt ausdrücklich, daß man jenseits Helgeland weder Land- noch Wasserratzen finde; sie stürben bald, wenn sie auch durch Schiffe höher nach Norden gebracht würden. Dieses rührt ohnstreitig von der Kälte, und nicht, wie Pontoppidan glaubt, von der Natur des Bodens her; denn so sehr giftige Ausdünstungen des Erdreichs finden wohl in den kalten Ländern nicht leicht statt. Cranz erwähnt ihrer auf Grönland gar nicht, aber in Island kommen Ratzen und Mäuse noch fort, und in Westieland findet man sogar in den Wäldern eine weiße Mäuseart, welche Glassen für eine bloße Varietät der gemeinen Hausmaus, oder von der Waldmaus erklärt. Pontoppidan führt gleichfalls diese weiße Abart an, doch sey sie nur in den Norwegischen Häusern. In Asien hat man sie auch nicht über dem ein und sechziosten Grad angetroffen. Zimmermann geogr. Geschichte des Menschen und der Thiere. 1. B. 14. Abschn. S. 239. f.

und beinahe alles übrigen Vorraths, der die Einwohner häufig zu flüchten zwang, wenn ihnen auch die Häuser nicht über dem Kopfe angesteckt wurden. Ich bemerke dies bei diesem Jahre nur einmal, ob es gleich das härteste in dem unglücklichen dreißigjährigen Kriege nicht war, und wiederhole es bei den übrigen, da es noch schlimmer ward, nicht. Wenig konte im Herbste 1627 bestellt werden, desto schärfer mußten also die Mäuse, die etwa 1627 aufs Feld zogen und den (wie man nicht anders weiß) gelinden Winter draußen sich hielten, 1628 aufs Sommerkorn fallen. Eben der Fall war ohne Zweifel auch 1633. Aber 1635 verfror der Rocken, wo will ich nun, wird man vielleicht wieder fragen, die hochschädlichen Mäuse hernehmen, die das Jahr die Sommerfrüchte verheerten und verzehrten? Man sey unbesorgt; ich habe mich bei diesem Jahre schon darüber erklärt, daß es kein strenger Winter zu seyn brauche, worin der Rocken verfriert, in dem abwechselnden geht der Rocken oft ehe zu Grunde oder wird unergiebiger als in einem kalten; und jenen kan die Maus sehr gut durchleben. Die viel wenigere Einsaat und die schlechte Beschaffenheit des Rocken mögen leicht die Mäuse desto früher ins Sommerfeld gelockt und dessen Verderben befördert haben. Vermuthlich hat man in diesen traurigen Jahren wenig Brachfrüchte zu ziehen Musse und Ruhe gehabt, vermuthlich hat also hier die Maus, die erst im Sommer 1635 aufs Feld entlief, wenig zu fressen angetroffen, und ist also gleich früh mit Heißhunger über das Sommerfeld hergefallen, woraus sich denn dessen großer Verlust leicht begreifen läßt. Im Jahr 1644 fraßen sie wieder das Winter- und Sommerfeld zugleich ab, und verdarben sogar das Gras. Nimt man aus den Umständen der Zeit und den vorhandenen Nachrichten eine kärgliche Bestellung der Aecker an, wie man muß, und nimt man einen gelinden vorhergegangenen Winter an, wie man darf, so läßt sich im Sommer 1644 füglich ein Mäuseheer denken, das sich durchs ganze Feld ausbreiten mußte, um satt zu werden, und das sich einander hinaus bis auf die anstoßenden Aenger und Wiesen drängte, wo die junge Brut sich mit dem Grase und dessen Wurzeln zu ernähren, und also die Wiesen zu durchlaufen und zu durchlöchern genöthiget ward. Der Schaden von 1647 wird nicht minder groß angegeben; es ist in der Nachricht nichts was meiner Hypothese im Wege stünde, und wie er es dermalen leicht werden konte, ist schon genug erklärt. Der Feldschaden durch die Mäuse scheint 1650 nicht sehr ausgebreitet gewesen zu seyn, wie er es denn auch der Nässe wegen nicht wohl werden konte.

Uebrigens ist es ohne Zweifel den aufmerksamen Lesern in die Augen gefallen, daß zu dem Unglücke des dreissigjährigen Krieges noch ein so häufiger, sehr verderblicher und itzt desto beschwerlicher Mäusefraß kam. Von

1628

1628 bis 1650; in 22 Jahren litt ihn eine Gegend sechsmal, nulla calamitas sola — wird man hier mitleidig wahr erkennen. Solte aber wohl nicht auch hier ein Unglück das andere befördert haben? Ich muß es nach meiner Naturgeschichte von den Feldmäusen glauben. Der damalige Krieg hinderte nicht allein die volle Feldbestellung, und veranlaßte nicht allein, daß die Scheuren vor der Zeit leer wurden, sondern er war so wild, daß er häufig die Landleute in die Vestungen jagte und manchen Hof seiner Bewohner beraubte. Je weniger nun der Menschen in den Häusern waren, und je unwichtiger ihnen bei größeren Sorgen die Bemühung seyn mogte der Ausbreitung der Mäuse Einhalt zu thun, desto freier hatte itzt das Ungezieser das Reich allein, desto ungestöhrter konte es sich vermehren. Je weniger aber itzt die Häuser voll waren, und je mehr der Soldat half, daß sie früh leer wurden: desto größer wurde die Gefahr für die schwächere junge Brut von den stärkern gefressen zu werden, desto zahlreicher, desto öfter eilte sie also aufs Feld in Sicherheit, und desto öfter also Mäusefraß. Mir scheint dies wenigstens sehr gut zusammen zu hängen.

Ich fahre fort meine Hypothese mit der Geschichte zu vergleichen. Der Mäusefraß von 1659 war nur auf einer Feldmark so nachtheilig, daß bei der Remissien auch hierauf Bedacht genommen werden mußte. Der vorhergegangene harte Winter hatte ohne Zweifel die 1658 etwa aufs Feld gezogenen Mäuse getödtet, und also konten 1659 weiter keine schaden, als die diesen Sommer aufs Feld gekommen waren, und die können sich, so lange die Früchte noch draußen sind, so sehr nicht vermehren, daß der Nachtheil von ihnen merklich würde. Wird ers doch, wie er es an einem Orte ward, so konte er es dies Jahr wegen der sehr geringen Rockenernte werden, oder welches mir auch nicht unwahrscheinlich ist, die Häuser steckten noch vom vorigen Kriege her so voll Ungeziefers, daß auch eine im Sommer ausgezogene Brut zahlreich genug war, unmerklich schaden zu können. Aus den in den Rechnungen so häufig vorkommenden Bauen an Kirchen und Pfarren bestätiget sich, was auch außerdem glaublich genug ist, daß in dem damaligen Kriege vermuthlich die meisten Häuser auf dem Lande beschädiget waren. Man mußte zu viel bauen, und nach so einem Kriege hatte der Landmann so viel wieder herzustellen, daß nichts als die nothdürftigste Ausbesserung vorgenommen werden konte. Man ließ also die alten Häuser aus Noth stehen, und mußte folglich auch die Mäuse ziemlich in Ruhe lassen. Hieraus erkläre ich mir den noch häufig genug fortdaurenden Nachtheil von ihnen. Denn 1662 hatten sie sich schon wieder Meister vom Winterfelde gemacht, und sich ohne Zweifel schon 1661 darin gelagert. Ohne vorhergegangenes Winterquartier darin läßt sich ein beträchtlicher Schaden im Winterfelde

felde nicht gut begreifen. Diesmal bliebs indeß nur bei dem einen, 1675 aber war ihr Heer so groß, daß sie auch die Sommerfrüchte mit auf zu essen nöthig hatten, welches sie, nach der Erfahrung, wenn sie der Rocken und Weitzen allein nährt, nicht zu thun pflegen, denn im Winterfelde liegen sie eigentlich den Winter hindurch, hiervon essen sie, bis sie so zahlreich werden, daß sie auch die Gerste und den Haber verspeisen müssen. Werden die nur ihre Nahrung, wie 1678, so haben sie, meiner Meinung nach, den Winter draußen nicht zugebracht, sondern sind erst im Sommer hinaus an dies weichere Stroh gegangen. Der Schaden von 1681. 1686 und 1700 ist wohl nicht eben jedesmal sehr groß gewesen, aber schlimm genug mußte es doch seyn, daß so oft einer dem andern folgte.

Für die Leser, welche die Naturgeschichte eines ekeln und verachteten Mäuschens längst ermüdet haben mag, schalte ich hier die Aufgabe ein, was das Sprüchwort: **Trotz allen Feldmäusen** – sagen wolle, und woher es entstanden seyn möge? Ich weiche der besser erwiesenen Erklärung und Ableitung, und meine, man wolle damit sagen: ohngeachtet des großen oder häufigen Schadens von dem Mäusefraße kan ich dies doch noch bestreiten, das doch noch aufwenden. So lange das Sprüchwort nicht älter als der dreißigjährige Krieg gefunden wird, glaube ich, daß es in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entstanden seyn möge; wenigstens war damals wohl so viel Mäusefraß, und auf der andern Seite wohl so viel Wohlstand unter den Landleuten, daß einige wohlhabende von ihnen ein solches Motto geführt, und dem Sprüchworte dadurch sein Entstehen gegeben haben könten.

In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts finden wir Gottlob! diesen Feldschaden nicht häufig, nicht schwer. Nur 1710. 1711. 1716 und 1722. bemerken ihn meine Rechnungen. Ausser den beiden kalten Wintern 1709 und 1740, hätten die Mäuse die übrigen, die meisten wenigstens, so viel wir wissen, im Felde aushalten können. Indeß kan ihrer Ausbreitung draußen eine uns nicht aufbehaltene Witterung nachtheilig gewesen seyn. Dies, glaube ich, hauptsächlich, bin doch aber auch nicht in Abrede, etwas sehr weniges auf das häufige Bauen in den Dörfern meiner Gegend zu rechnen. Hier umher sehen, außer den davon vorhandenen Nachrichten, sehr viele Häuser auf dem Lande so aus im Anfange dieses Jahrhunderts gebauet zu seyn. Länger wolten vermuthlich die alten ausgebesserten nicht stehen, und nun hatte der Landmann wieder alles bei einander, daß er ans Bauen kommen konte. Die hieher gehörige Folge davon sieht man leicht. Je mehr neu gebauet wird, desto mehr Mäuse werden vertrieben und verschlagen, und desto länger werden sie abgehalten sich wieder in Possession zu setzen. Daß sie das in seinem neuen Hause gleich wieder

wieder versuchen wollen, das nimt auch der Bauer übel, so ruhig er sie auch in dem alten mit wohnen ließ. Pflegt nun der verfolgte Ueberfluß junger Mäuse aufs Feld zu flüchten, so können fleißige Baue und Besserungen, damit man gern vor der Ernte fertig ist, einiges Hinderniß machen. Es ist doch etwas merkwürdig, daß sich in dem ganzen zweiten Viertel dieses Jahrhunderts hier kein Mäusefraß aufgezeichnet findet. Im J. 1742 muß wohl anderswo einer gewesen seyn. Ich schließe es aber blos aus folgendem Buche: Zorns Gedanken über die Mäuseplage 1742 und 1773. — Das der sel. Martini beim Büffon, S. 257. anführt, das ich aber mit manchem andern nicht habe zu sehen bekommen können. Wenn übrigens in einem ganzen Viertel vom Jahrhunderte in einer Gegend, die sich so ziemlich gleich zu handeln pflegt, kein Mäusefraß vorfällt; und wenn die Witterung nicht das einzige Hinderniß davon gewesen zu seyn scheint: so wirds glaublich, daß vielleicht in dem vorigen Viertel die Ursach davon liege; und können nicht dazu die häufigern neuen Häuser auch ganz wohl mit gehören?

Den schweren Mäusefraß von 1756 habe ich in meiner damaligen Lage noch nicht beobachtet, und so weit nicht beschrieben gefunden, daß ich für oder wider meine Hypothese etwas daraus nehmen könte. Ich überlasse es nun andern, sie hieraus oder andern Thatsachen, oder auch, wenn es gefälliger ist, kürzer ist es wenigstens; mit blossen Machtsprüchen zu widerlegen. In der Naturgeschichte der Thiere, die wir in ihrem freien und wahren Zustande nicht stets vor Augen haben können, halte ich Muthmaßen für sicherer als Behaupten, wenn man auch seine Muthmassung weit treiben kan. So lange man sie indeß bis zur Gewißheit nicht zu heben vermag, halte ichs mit dem Fontenelle, der nur so weit zu muthmaßen räth, daß man mit Ehren wieder zurück kan. Beweist Jemand schärfer als Herr von Büffon und andere die ich nachgesehen, daß die Feldmäuse eine besondere Art nothwendig sind, die sich stets draussen halten können, ohne sich jeden Sommer in Menge zu zeigen und zu schaden, so habe ich unrichtig aus übrigens wahren Thatsachen vermuthet. Nur habe ich die Schwachheit, nicht lange zuhören zu können, wenn in irgend einer Wissenschaft, woraus ich etwas lesen kan, Jemand vom Dreifuße spricht, und, wenn die Schaar der Nachsprecher und Ausrufer ihre Zeit hat zu schreien, so setze ich mich gern so lange bei einem Landmanne nieder, und lasse mir erzählen, wie die Feldmäuse 1756 gefärbt gewesen, und was für feindliche Uniformen das angezeigt habe.

Ueber die Frage, wo sie bleiben? scheinen die neuern guten Beobachter einverständiger zu seyn, ob man gleich nur schließt und nicht sieht e). Die Er-

e) Plinius mußte auf die Frage, wo sie auf einmal blieben? noch nichts Befriedigendes

Erfahrung, welche meine Nachrichten mittheilen und die man von den letzten Mäusejahren hat, besagt, daß das schrecklichste Mäuseheer sich nach der Ernte verliert. Blos 1710 und 1711 wird zweimal gleich hinter einander über diesen Schaden geklagt. Vermuthlich aber giengen die Mäuse 1710 im Sommer ins Feld und schadeten, blieben den Winter über lebendig, und fuhren 1711 fort zu schaden, wie sie 1772 im Sommer anfingen, und 1773 fortfuhren. Es bleibt also noch Erfahrung, daß sich die Mäuse, wenn sie in großer Menge da sind und großen Schaden gethan haben, noch immer nach dieser geminderten Ernte verloren haben, ohne daß Jemand gesehen, wo sie geblieben. Zögen sie weiter, wenn sie hier nichts mehr finden, wie die Heuschrekken, so würde doch, wenn es auch keine Augenzeugen ihres Zuges gäbe, der Mäuseschaden strichweise auf einander folgen. So ist es aber nicht; er trift, viel oder wenig ausgebreitet, in einem und eben demselben Jahre, und hört darin auch wieder auf. Halb Deutschland litte 1773 zugleich, und damit war das ganze unzählbare Heer auch wieder verschwunden.

Die Fortsetzung folgt künftig.

gendes gelesen, überhaupt nicht viel sicheres davon gefunden haben: Salis gustatu, sagt er, fieri prægnantes opinantur. Itaque definit mirum esse, unde vis tanta messes populetur murium agrestium; in quibus illud quoque latet, quonam modo illa multitudo repente occidat. Nam nec exanimes reperiuntur, neque extat qui murem hyeme in agro effoderit. *hist. mundi*, L. X, c. 65.

---

# Anfrage.

Jemand der schon verschiedene Jahre Bier, und immer gut Bier ins Haus gebrauet hat, ist seit einem Jahr genöthiget worden, ander Wasser und andere Gest zu gebrauchen, und hat seit dieser Zeit das Uebel, daß so oft das Bier in Gährung trit, die Gest alsdenn auf den Boden fällt, und das Bier auf keine Weise wieder in Arbeit zu bringen steht. Das Bier ist darauf gleich schaal und sauer. Alle Abänderung im Brauen und Stellen sind bisher vergebens gewesen. Solte Jemand wissen, woher dieses Uebel entstehe, und wie ihm abzuhelfen, dem würde man sich sehr verbindlich erkennen, wenn er es baldigst in gegenwärtigen Blättern bekant machen wolte

Hannoverisches Magazin.

91tes Stück.

Montag, den 12ten November 1781.

## Beitrag zu dem Unterricht, die Rettung der Ertrunkenen betreffend.

In dem 102ten Stück des Hannoverischen Magazins vom J. 1780 ist ein zu der Universal-Landesverordnung: **die Aufhebung und Rettung der Ertrunkenen ꝛc. betreffend, gehöriger Unterricht, durch welche Mittel plötzlich verunglückte, todtscheinende Personen in den meisten Fällen gerettet werden können, bekant gemacht.**

Der Herr Doctor **Vogel** zu Ratzeburg, ließ neuerlich in des Herrn Professor **Baldingers** neuem Magazin für Aerzte (S. 3ten Bandes 2tes Stück 1781.) **Bemerkungen, Gedanken und Vorschläge zur Rettung ertrunkener Personen** einrücken, die allgemeiner bekant zu werden verdienen. Sehr gern mögte man diese ganze gemeinnützige Abhandlung hier mittheilen, wenn der Raum es verstattete. Man will jedoch das Wichtigste für diejenigen Leser abgekürzt hier folgen lassen, welchen diese Vorschläge und Bemerkungen vielleicht sonst unbekant geblieben seyn würden.

Hier folgt dieser Auszug:

Die, sowohl von einzelnen Aerzten, als ganzen zu diesem Behufe errichteten menschenfreundlichen Gesellschaften, entdeckten Mittel zur Rettung im Wasser verunglückter Personen haben an verschiedenen Subjekten ihre Thätigkeit und Aechtheit häufig bewiesen. — Dem ohngeachtet aber sind bei der Anwendung der nemlichen Rettungsmittel sehr viele ungerettet und leblos geblieben.

Die Ursache davon ist nicht gerade in der Länge oder Kürze der Zeit zu suchen, welche der Körper unter dem Wasser zugebracht hat. Man hat, und erzählt sehr fabelhaft klingende Beispiele, daß Ertrunkene nach 3, 6 Stunden, ja sogar nach einem oder mehreren Tagen, die sie unter dem Wasser zugebracht, noch gerettet worden; andere hingegen sind nach wenigen Minuten schon völlig todt aus dem Wasser gezogen. Auch ist dieses sehr sonderbar, daß in einem Lande die Versuche weit besser gelingen, als in dem andern. In ganz Mecklenburg ist nicht einer, – dagegen in Holland, Preussen ꝛc. sind viele glücklich gerettet. Woher dieser so sehr verschiedene Erfolg der gleichen Verfügungen, der gleichen Hülfsmittel?

Außer allem Zweifel sind sehr viele

Ursachen hievon in Umständen zu suchen, die zum Theil aller Untersuchung entgehen, zum Theil, so wie unzählig andere in der Arzneiwissenschaft und Chirurgie, bis jezt schlechterdings ausser unserm Wirkungskreise liegen.

Andere Gründe dieses so verschiedenen Erfolgs liegen ohnstreitig in den bessern oder schlechtern öffentlichen Anordnungen, in der Art und Weise, in dem Grade und der Stärke, in der Ordnung, dem Zeitpunkte, wie und welcher Gestalt die besten Rettungsmittel angewendet werden, so wie in ihrer besondern Wahl in einzelnen Fällen. Dasselbe Mittel thut in demselben Uebel bei verschiedenen Umständen die verschiedensten Wirkungen.

Jezt giebt der Herr Doctor Vogel zuerst einige Ursachen an, mit beigefügter näherer Erklärung, warum viele Ertrunkene, die eine noch so kurze Zeit unter Wasser gelegen, und bei welchen schleunigst die angemessenste Hülfe veranstaltet wird, dennoch nicht wieder zum Leben zu bringen sind:

Dahin rechnet er 1) Personen, die mit sehr angefülltem Magen zu verunglücken das Schicksal haben.

2) Die berauscht untergehen.

3) Die in sehr enge Kleidungen, fest umschließende Halsbänder, Schnürbrüste ꝛc. eingeschlossen sind.

4) Personen, die sehr erhizt und mit Schweiße bedeckt ins Wasser, zumal in eiskaltes gerathen.

5) Komt auch sehr viel auf die gegenwärtige Beschaffenheit des Körpers hiebei an. Vollblütige, deren Blut zur Gerinnung sehr geneigt, fette, zu Blutflüssen, Schlagflüssen, Krämpfen geneigte, kurzathmende, lungensüchtige, schwächliche, gichtische, rheumatische Subjekte, auch Schwangere, Frauenspersonen, oder die gerade ihre monatliche Reinigung haben ꝛc. müssen nicht alle diese oft den tödtlichsten Folgen, die eine solche gewaltsame Ursache nur haben kan, plözlich ausgesezt werden?

Auch giebt es Fälle, wo sich gar keine Ursache entdecken läßt, warum durch die schleunigsten und angemessensten Verfügungen dennoch keine Spur eines Lebens wieder erweckt werden kan.

Der unglückliche Erfolg ist jedoch oft in Umständen zu suchen, die völlig in unserer Gewalt sind, und welche eben deswegen die größte Aufmerksamkeit verdienen.

Unsere wohlgemeinte Hülfeleistung kan zu übereilt, zu präcipitant, zu heftig, zu tumultuarisch verrichtet werden, und wir können aus diesem Grunde die Wiederbelebung des Menschen nicht allein nicht befördern, sondern vielmehr behindern und den vielleicht vorhandenen geringen Ueberrest des Lebens vollends vernichten und ersticken, folglich unserm Zwecke gerade zuwider handeln.

Nur allmählig, nur stuffenweise, im Verhältniß zu der noch im verborgenen glimmenden Lebenskraft, und in beständiger kluger Rücksicht auf die Beschaffenheit des vorliegenden Körpers, muß alles geschehen, was durch Erwärmung, durch Reize ꝛc. die Absicht hat, den Leblosen zu erwecken.

Man muß wohl darauf denken, daß der unglückliche Mensch, wenn er wieder zum Leben gebracht werden solte, nicht

nicht in Gefahr laufe an den Folgen und Wirkungen der zu heftigen und gewaltsamen Reitzungsmittel, die sich freilich während der Arbeit nicht äußern, am Ende doch noch ein Leben einbüße. Ohnehin weiß man, daß solche Personen gemeiniglich mit einem Fieber befallen werden, daß eine eigene und vorsichtige Behandlung erfordert, und man hat Beispiele, daß sie an Lungenentzündungen, peinlichen Kopfschmerzen, Rasereien, Zuckungen und andern Zufällen nachher noch ein Raub des Todes geworden sind, woran ein zu ungestümes Verfahren offenbar sehr großen Antheil haben kan. Einige der Beschäftigungen müssen beständig fortgesetzt, mit andern zwischen durch kleine Pausen gemacht werden. Zu den erstern gehört hauptsächlich die Erwärmung, welche beständig auf das sorgfältigste unterhalten werden muß. Hingegen muß man mit dem Reiben, Bürsten, Lufteinblasen ꝛc. zuweilen anhalten, theils um zu sehen, ob sich nicht irgendwo eine schwache Spur des Lebens äussere, die man sonst nicht bemerken, und bei immer fortdauernder Arbeit vielleicht wieder ersticken würde, theils um der Natur gleichsam einige Zeit zur Erhohlung zu lassen. Jenes aber ist um so nöthiger, weil die bisher immer allmählig vermehrten und verstärkten Reizungsmittel bei dem ersten Anscheine des zurückkehrenden Lebens um etwas müssen vermindert und gemäßigt, bei nun aber wachsenden Lebenskräften nach und nach wieder vermehrt und verstärkt werden.

Die ersten Spuren der sich ermannenden Lebenskraft äussern sich hauptsächlich durch einige Verziehung der Muskeln im Gesicht, durch ein Zucken eines oder mehrerer Glieder, Zittern der Lippen, langsames Emporsteigen und Sinken der Brust; die eingeblasene Luft wird mit einigem Geräusche aus den Lungen wieder herauf gestoßen; es sammelt sich Schaum vor dem Munde; man hört ein Kollern im Unterleibe, die Pupillen werden empfindlich und verengern sich um etwas bei der Annäherung eines Lichts, das Herz thut zuweilen einige kurze, geschwinde Schläge.

So viel Aufmunterung man alsdann erhält, die thätigen Erweckungsgeschäfte recht ernstlich zu betreiben, so ist jezt gerade die Zeit, da man sie vielmehr vermindern und einschränken, und auf kurze Frist aussetzen soll, um die Natur selbst wirken zu lassen, und ist nichts destoweniger hauptsächlich mit den Erwärmungsmitteln und mit dem unter öfterm Absetzen wiederholten Einblasen der Luft fleißig fortzufahren. Allmählig dann, so wie sich die Lebenskräfte stärker und thätiger empor heben, werden alle Bemühungen stuffenweise wieder vermehrt und verdoppelt.

Der Körper wird, zur Winterszeit besonders, nicht gleich in eine ganz warme Stube gebracht. Die Erwärmung muß stuffenweise vor sich gehen und verstärkt werden. Er wird zuerst in ein kaltes Gemach gebracht, schleunigst entkleidet, rein abgetrocknet, nächstdem in mäßig warme Tücher, Felle, Matratzen, Bettdecken eingehüllt, und nun erst in ein wärmeres Zimmer mit Vorsicht

transportirt. Die Wärme muß gleichmäßig über den ganzen Körper, den Kopf und Hals mit eingeschlossen, verbreitet seyn. Die Bedeckungen, welche sehr bald wieder erkalten, müssen von neuem wieder erwärmt werden. Jedoch müssen die hülfeleistenden Hände unter den Bedeckungen Platz haben zu reiben zu bürsten, und das übrige nöthige vorzunehmen. Warme, nur nicht zu heiße Backsteine oder Wärmflaschen unter die Fußsohlen abwechselnd mit dem stärksten Bürsten, warme Kräuter- Sand- Mehl- Aschen- Kleienbeutel mit flüchtigen Geistern besprengt, auf die Herzgrube, über den Kopf, um den Hals, auf die Geburtstheile, unter die Achselbeugen, befördern diese Absicht ungemein.

Zum Aschenbette muß die Asche, wenn es möglich, zuvor durchgesiebet, in mehrern großen Gefäßen, Kesseln, Töpfen, auf mehrern Feuern gewärmt werden, und man soll sich ja hüten, daß sich nicht etwa brennende Kohlen unter der Asche befinden.

Das Salz muß zuvor klein gestossen, und während des Wärmens so lange beständig umgerührt werden, bis alle ausschwitzende Feuchtigkeit verraucht und das Salz ganz trocken ist. Auch darf es ja nicht zu heiß seyn.

Wenn man weder Asche, noch Salz, noch Sand genug hat, so kan man alles dieses zusammen mischen.

Warmer Mist aus einem Stalle, besonders Pferdemist, mit welchem man den Ertrunkenen bis an den Kopf Hände hoch bedeckt, oder in welchen man ihn bis an den Hals gleichsam einrodet und eingräbt, hat laut mehrerer Erfahrungen, in Ermangelung anderer Hülfe, die fürtreflichsten Dienste gethan, und ist vornemlich auf dem platten Lande, wo es oft an allem übrigen fehlet, anwendbar.

In diesen Aschen- Salz- Sand- oder Mistbetten muß der Ertrunkene mehrere Stunden ruhig liegen gelassen werden, indeß hiebei das Einblasen der Luft, das Waschen der Schläfe mit starkem Spiritus, das Einstecken papierner mit eben diesem Spiritus, namentlich dem mit Kalk bereiteten Salmiakgeist, befeuchteter Rollen in die Nasenlöcher ꝛc. fleißig fortgesetzt wird.

Fehlen alle Erwärmungsmittel, dann fehlt es gewiß nicht an Wasser zu einem warmen Bade, auf das man mit Grunde sehr großes Zutrauen setzen kan. Das Wasser darf anfänglich nur mäßig warm seyn, etwa von der Wärme, welche ein Theil kochendes Wasser und zwei Theile kaltes zusammen gemischt hervorbringen. Diese Wärme darf es nie verlieren, sie muß beständig durch öfteres zugießen heißen Wassers, indeß von der andern Seite eben so viel aus dem Bade herausgeschöpft wird, erhalten, und allmählig verstärkt werden. In diesem Bade liegt der Körper über und über, so daß nur das Gesicht außer demselben hervorragt. Kan man doch etwas Asche haben, oder noch besser Senf, der mit dem Wasser gekocht wird, so wird dies die erwärmende Wirkung des Bades gewiß um ein großes vermehren. Auch würden zu eben dem Ende einige Kannen zugegossener Brantwein grossen Nutzen haben.

Das

Das Reiben geschieht bekantlich mit warmen rauchen Tüchern, Flanell, Frieß, weichen Bürsten ꝛc. wozu man um des stärkern Reitzes willen, auch noch Salz und Sand nimt. Es muß dies an allen Orten des Körpers, vorzüglich auch den Rückgrad herunter, gleichmäßig, aber nicht ohne Behutsamkeit geschehen, wenn man zumal ein zartes junges Subjekt, dessen Haut sehr fein und weich ist, vor sich hat, aus leicht begreiflichen Ursachen. An den Fußsohlen kan es mit härtern Bürsten, und nicht leicht zu stark verrichtet werden.

Bei dem Einblasen der Luft, als dem vorzüglichsten Rettungsmittel, merkt der Herr Doctor Vogel an, man müsse wohl zusehen, daß der Weg aus dem Munde nach der Luftröhre nicht etwa durch Schlamm, Sand, oder andere Unreinigkeiten versperrt sey. Diese müssen zuerst weggeschaft werden. Man legt deswegen den Kopf seitwärts, damit alle Feuchtigkeiten, die auch zuweilen aus der Luftröhre und dem Magen, während des Reibens und Drückens der Brust und des Unterleibes herauf steigen, einen freien Abfluß haben mögen; imgleichen daß der Lufteinblasende sehr wohl thue, wenn er seinen Mund vorher jedesmal mit einem mit Wasser verdünnten flüchtigen Spiritus etwa mit dem mit Kalk bereiteten Salmiakgeist vorher ausspüle.

Eine Regel von Wichtigkeit ist, daß bei dem Einblasen der Luft außer dem Zuhalten der Nasen und der Winkel des Mundes, der Kopf der Luftröhre nach hinten zu gelinde an die Speiseröhre gedruckt werde, als wodurch diese einigermaßen verschlossen, und das Eindringen der Luft in dieselbe und den Magen merklich verhindert wird. Die Luft geht nun desto sicherer in die offene Glottis, deren Deckel bei Ertrunkenen, laut vieler und Hn. Doctor Vogels eigenen Erfahrungen jederzeit aufgerichtet ist, und die Stimmritze offen läßt.

Das Einblasen der Luft muß von Zeit zu Zeit abgesetzt, sonst aber immer damit fortgefahren werden.

Bei vorhandenen Hindernissen, welche den Eingang der Luft aus dem Munde in die Luftröhre verhindern, z. E. des Krampfes, der die Kinnladen fest zusammen zieht, geschieht das Einblasen der Luft durch Röhren in die Nasenlöcher. Dazu empfiehlt Herr Doctor Vogel den vom Herrn Hunter vorgeschlagenen Blasbalg.

Das Einblasen der Luft mit dem hiemit abzuwechselnden Heraufdrücken des Unterleibes und äußern Zusammendrücken der Brust zweckt hauptsächlich dahin ab, durch dies gleichsam künstliche Athemholen die natürliche Respiration wieder in Gang zu bringen.

Dazu hat Herr Hofrath Hoffmann noch vorgeschlagen ein langes Tuch dem Ertrunkenen um den Leib zu bringen, und dieses wechselsweise zusammen zu ziehen, wodurch die Eingeweide des Bauches wechselsweise zusammen gedrückt würden, welches auch wechselsweise das Zwergfell gegen die Höhlung der Brust drücke. – Ein Mann müßte zugleich durch einen äußern Druck der Ribben dieser wechselsweisen Erweiterung und Verengung der Brust zu Hülfe kommen, um dadurch das künst-

liche Athemholen noch mehr zu befördern.

Die Bronchotomie, oder die Eröfnung der Luftröhre, findet in gar keinem Falle statt, als wenn Hindernisse vorhanden sind, die aus dem Munde oder der Nase den Zugang aller Luft in die Luftröhre schlechterdings hemmen, und auf keine Weise, oder doch nicht ohne große Schwierigkeit weggeschaft werden können. Dies erläutert Herr Doctor Vogel weiter, in welchen Fällen sie unnütz und unnöthig, und in welchen sie schädlich ist, und wie sie mit kluger Vorsicht anzustellen sey ꝛc.

Das Aderlassen ist ebenfalls nicht durchaus nöthig und nützlich. — In manchen Fällen ist solches im Anfange schädlich, in der Folge aber nöthig und heilsam, in andern Fällen findet es gar nicht statt.

Nöthig und nie zu versäumen ist es bei offenbar vollblütigen, starken, robusten Personen, bei sehr rothem blauem aufgetriebnem Gesicht, braunen und blauen Lippen, stark ausgedehnten Halsadern, hervorstehender geschwollener Zunge, dickem, geschwollenem Halse, blutigem Schaume vor der Nase und dem Munde, bei Personen, die im Rausche sehr erhitzt ins Wasser gefallen, bei heftigen Quetschungen ꝛc. Allemal muß das Aderlassen am Halse geschehen, und allemal, nachdem die Stelle mit einem warmen Tuche eine Zeitlang gerieben worden, mit einer Lanzette, damit die Oefnung weit genug werde. Auch entschlüpft die Drosselader dem Schnepper leicht, und wenn der Hals sehr dick und fett ist, erreicht er sie wohl gar nicht.

Solte es auch mit der Lanzette seine Schwierigkeit haben, so räth Herr Doctor Vogel ohne alles Bedenken, eine der Schlafpulsadern, dichte vor der Mitte des äußern Ohrs, wo sie ein jeder an sich pulsiren fühlen kan, mit einem Bistouri quer zu durchstechen. Es macht diese Operation nicht die geringste Schwierigkeit, die Ader ist nicht zu verfehlen, giebt gewisser, als jede Vene, Blut, verschaft die prompteste und nachdrücklichste Ausleerung, und läßt sich hernachmals durch die Compression an das Schlafbein vermittelst eines in Leinwand gewickelten Stück Geldes und einer schicklichen Bandage leicht verbinden. Herr Doctor Vogel hat sie in einem Falle, wo es auf eine starke Ausleerung der Hirngefäße ankam, und wo die stärksten Aderlässe am Arme und Fuße vergeblich waren, mit dem unmittelbarsten Erfolge verrichten gesehen.

Sind diese Anzeigen nicht da, so ist das Aderlassen unnöthig und schädlich, besonders bei schwächlichen, zärtlichen, zumal bei cahectischen Körpern, bei zarten Kindern, bei blassem eingefallenem Gesicht, bleichen Lippen, bei gänzlichem Mangel aller Lebenskraft. —

Die Aderlaß, die anfangs schädlich wäre, kan aber doch in der Folge nöthig werden. Es geschicht nemlich zuweilen, daß, wenn sich die Kranken wieder anfangen zu erholen, die Respiration ihnen sehr behindert, und die Luft mit vieler Mühe und Aengstlichkeit gezogen wird. Hier befreiet eine vernünftig angestellte Aderlaß die Lungen von der Last des sich darin angehäuften Geblüts, erleichtert den Fortgang durch die-

dieselben, und befördert mithin das Athemholen.

Des Hn. **Sage** Alcali volatil. fluor. oder sein mit Kalk bereiteter Salmiakgeist, womit ebenfalls der Fuldaische Leibarzt, Hr. **Weikard**, glückliche Versuche gemacht hat, verdient besonders bei keiner solchen Gelengenheit unversucht gelassen zu werden, da verschiedene mit Fleiß ersäufte Thiere, wie auch ertrunkene Menschen durch diesen Spiritus wieder lebendig geworden; indem man ihnen zu verschiedenen malen einige Tropfen davon in den Hals geträufelt hat, wobei zugleich eben damit befeuchtete Röllchen Papier in die Nase gesteckt, jedoch die übrigen Hülfsmittel nicht versäumt worden sind.

Solten alle angestellten Versuche fruchtlos geblieben seyn, so räth Hr. D. V. noch zuletzt von den zwei bereits von **Hunter** vorgeschlagenen Mitteln, der Elektricität, und dem Einsprützen reizender Dinge in die Venen, Gebrauch zu machen. Von dem letztern verspricht er sich noch beträchtlichere Wirkungen, als dem erstern, womit bereits Hr. **Köhler** und Hr. **Hemmann** glückliche Versuche angestellt haben. Hr. Hemmann hat zu dem Einsprützen sich des flüchtigen Hirschhornsalzes in einer vollkommen wohl colirten Auflösung bedient. (S. medicinisch-chirurgische Aufsätze historischen u. praktischen Inhalts S. 210.)

Aus dem obigen ist nun leicht abzunehmen, welche Hülfsmittel in Bereitschaft zu halten nothwendig seyn, um bei einem dergleichen eintretenden traurigen Falle dem Verunglückten ohne Verzug zu Hülfe kommen zu können.

Der gegenwärtige Arzt oder Wundarzt, oder wenn beide fehlen, der von allem, was hieher gehört, am besten unterrichtet ist, muß mit möglichster Ausmerksamkeit auf eines jeden Beschäftigung achten, damit von einer Seite nicht zu viel, und von der andern nicht zu wenig geschehe, und damit ein jeder sein ihm aufgetragenes Geschäfte mit allem Fleiß verrichte.

Die Zeit, wenn man mit gutem Gewissen aufhören dürfe zu arbeiten, läßt sich wohl schwerlich ganz genau bestimmen, da man sogar nach sieben Stunden seinen Endzweck noch erreicht haben will. Indessen läßt sich doch in den mehresten Fällen aus der Vereinigung gewisser Umstände ohnfehlbar schließen, ob alle Hofnung zur Wiederbelebung verschwunden sey, folglich die längere Fortsetzung eines jeglichen Mittels vergeblich seyn werde?

Wenn sich bei einem Menschen, der nur wenige Minuten im Wasser gelegen, und noch ehe eine Viertelstunde verflossen ist, aus dem Wasser gezogen worden, nach der schleunigsten und angemessensten Hülfe, binnen einer Stunde auch nicht das geringste Zeichen des Lebens offenbaret, so wird man das äußerste und möglichste zu seiner Rettung gethan haben, wenn man etwa noch die folgende Stunde zum Gebrauch aller der zu habenden Mittel anwendet, die sich jemals in diesem Falle wirksam bewiesen haben, oder nach der Vernunft beweisen könten. Ohne allen Zweifel ist hier eine der obigen Ursachen vorhanden, die das Leben unwiederbringlich verloren machen.

Zeigt

Zeigt sich hingegen an dem aus dem Wasser gezogenen Körper, entweder noch ehe man Hand an ihn legt, oder nach einigen Hülfsmitteln, die geringste Spur einer Lebenskraft, und sind keine Zeichen einer Ursache vorhanden, die einen so absoluten Tod hatte bewirken können, desto unermüdeter und anhaltender muß man unter den obigen Vorsichtigkeitsregeln seine Bemühungen fortsetzen, und desto eher kan man Hofnung haben, daß solche vielleicht nach drei bis vier Stunden noch gelingen werden, ob man gleich auch gesehen hat, daß bei dem besten Anscheine dennoch alles verloren gewesen, und einige Spuren des Lebens gänzlich wieder verschwunden sind.

Die Zeichen aber, woraus man fast untrüglich glauben darf, daß der völligste Tod den Körper entseelt habe, sind: ein gewisser Todtengeruch, den empfindliche Nasen, die oft unter Leichen gewandelt, wohl kennen, schlaffe, eingefallene, gebrochene Augen, schlechterdings unbeweglich erweiterte Pupillen, wenn das wenige aus der Ader gekommene Blut gänzlich kalt ist, eine Unbiegsamkeit in den Gelenken, die man nur doch nicht immer an völlig Todten bemerkt, und die man vom Krampf u. Frost unterscheiden muß, endlich das hippokratische Gesicht.

Da sich indessen doch als möglich denken läßt, daß der größte Anschein des Todes den erfahrensten Arzt betriegen könne, und da in Fällen, wo deswegen der geringste Zweifel obwaltet, die möglichste Erhaltung des Lebens eines Menschen Grund genug ist, lieber zu viel zu thun, als das geringste zu versäumen; so hat man vorlängst als eine allgemeine Regel fest gesetzt, daß man bei noch so weniger Hofnung gleichwohl mehrere Stunden nicht ermüden solle, zu arbeiten, und alle noch existirende Mittel zur Erweckung des Verunglückten zu versuchen, es sey denn, daß deutliche Spuren einer bereits angefangenen Vermoderung und Fäulniß, die man nur für das untrüglichste Zeichen des Todes ansehen darf, einen jeden Versuch lächerlich machen würden.

Will man indessen eine mittlere Zeit wissen, nach welcher bei sonst gleichen Umständen, vielleicht einige höchst seltene, und nur auf ganz ohnbezweifelte Fälle ausgenommen, sich keine Zeichen eines wiederkommenden Lebens mehr äußern werden, und nach welcher mithin keine Wiederbelebung mehr statt findet, so kan man, ohne zu viel oder zu wenig zu sagen, eine Frist von drei, höchstens vier Stunden annehmen. Sorgt man denn nachgehends nur dafür, daß der Leichnam auf eine solche Art beigelegt werde, daß, falls ja wieder alles menschliche Vermuthen noch ein Leben in ihm erwachen solte, solches auf keine Weise behindert, sondern vielmehr unterhalten und befördert werde, so hat man alles gethan, was Pflicht und Menschenliebe heischen. Dahin gehört, daß die gemachten Aderöfnungen und Wunden gehörig verbunden werden, daß man den Leichnam in ein gewärmtes Bett, unter Asche, Sand, Mist rc. lege, Rollen von geschabter Leinwand oder Löschpapier, die mit Salmiakgeist befeuchtet worden, in seiner Nase stecken lasse, auch dergleichen mit Leinwand unter die Achselbeugen befestige, den Kopf hoch und zur Seiten lege, solchen mit einer warmen Mütze u. d. gl. bedecke u. s. w.

Schließlich empfiehlt H. D. V. zu wiederholten malen eine Schrift, die er unter mehrern andern zuerst mit folgenden Worten angezeigt hatte: J. E. Fr. Scherffs Anzeige der Rettungsmittel Lebloser rc. 1870. 8. eine Schrift mit vielen wichtigen Vermehrungen, woran Hr. Hensler auch großen Antheil hat.

# Hannoverisches Magazin.

92tes Stück.

Freitag, den 16ten November 1781.

## Gefundene Briefe.

### Erster Brief.

Der Baron v. H. an den Amtmann Wächter.

Mein lieber Herr Amtmann.

Sein Brief vom 4ten v. M. ist mir geworden. Aber mit der gesuchten Remission ist es nichts. Sein Alter macht ihn ein wenig zu weichherzig, und vielleicht zu leichtgläubig. Ich weiß nicht wie ich den Antrag mit seiner Sorge für meine Vortheile reimen soll? – Kurz, ich kan den Bauern nichts mehr erlassen, und die Reste müssen beigetrieben werden.

Ich dachte Wunder was ich für Kleider hätte. Aber hier siehts anders aus. Ich habe meine ganze Garderobe ändern müssen.

Beikommendes Kästgen mit allerlei Galanteriearbeit, so gut wie es zu haben ist, händige er doch mit einliegendem Briefe meiner Cousine ein. Ich bin mit aller Achtung &c.

Paris.

### Zweiter Brief.

Der Amtmann Wächter an den Baron von H.

Hochgebohrner Herr,
gnädiger Herr!

Eurer Hochgeb. Gnaden Befehlen gemäß habe sogleich die Bauern zu dem Abtrag der vorjährigen Reste angehalten. Das mehrste steht aber noch. Die Leute sind gegenwärtig gar zu arm; und man würde sie gänzlich ruiniren, wenn man ihnen ihr Vieh nehmen wolte.

Sie flehen Eure Hochgeb. Gnaden um Mitleid und Nachlaß an. Von Dero großmüthigen Denkungsart überzeugt, habe ich den armen Leuten nachgesehen. Die gnädige Fräulein war überaus erfreut über das überschickte, und noch mehr, da sie hörte, daß ich einen Brief an sie hätte. Sie scheint einige Zeit her nicht so recht zu seyn, ich schliesse ihren Brief hier ein.

Mit aller Unterthänigkeit beharre ich
Ew. &c.

unterthänigster Knecht.
Hohenhausen. Wächter.



Dritter

## Dritter Brief.

### Der Baron von H. an den Amtmann Wächter.

So großmüthig ich freilich sonst denke, so kan ich doch der Bauern ihr diesmaliges Gesuch nicht statt finden lassen. Es muß mit der Execution verfahren werden, und der Herr Amtmann muß mir sogleich alles vorräthige Geld per Wechsel übermachen.

Paris ist ein Ort wo man fürtreflich lebt, und ein deutscher Cavalier ist allerwärts willkommen. Aber es ist auch ein theures Pflaster. Ich denke indeß, daß ich es nie bereuen werde, Frankreich, und besonders Paris, gesehen zu haben. Ich werde bei meiner Zurückkunft Gebrauch von vielem machen, das ich hier sehe; da ich einige Zeit hier für mich ziemlich eingezogen gelebt, so bin ich in verschiedenen Häusern näher bekant geworden. Man ißet hier fürtreflich, und Sachse ist nicht sicher, daß ich ihm nicht auch einen französischen Koch mitbringe, der ihn noch bessere Saucen und Ragouts lehren kan. Nirgends spielt man angenehmer und mit mehr Laune als hier. Man kan es einem kaum ansehen, ob er verloren oder gewonnen hat. Sorge er ja mein lieber Amtmann, daß ich in vier Wochen Geld erhalte. Ich bin ꝛc.

## Vierter Brief.

### Der Amtmann Wächter an den Baron von H.

Gott weiß es wie sauer mir das Geld, das ich hier die Gnade habe Ew. Hochgeb. Gnaden zu übersenden, geworden ist.

Ein Paar Bauern habe ich müssen pfänden lassen. Es sind seit den vierzig Jahren, die ich dem Hause diene, die ersten, denen dieserwegen solches wiederfahren ist. Die Leute wolten nicht glauben, daß es auf Ew. Hochgeb. Gnaden Befehl geschehe. Nein, sagte der alte Thiele, so grausam ist der junge Herr nicht. Er hat ein christliches Herz. Solte er in Frankreich herrlich und in Freuden leben, wie der reiche Mann aus dem Evangelium, und uns Bauern so drücken lassen. Das ist ein Knif, glaubts, ich weiß es, vom Amtmann ꝛc. ich habe mir also die Feindschaft und den Haß des ganzen Dorfs auf den Hals geladen, welches mich in meinem hohen Alter sehr schmerzet, und das alles blos um zu zeigen, mit welcher Unterthänigkeit ich sey ꝛc.

## Fünfter Brief.

### Der Baron von H. an den Amtmann Wächter.

Lieber Herr Amtmann!

Was braucht er sich denn um den Haß der Bauern zu bekümmern. Er hat seine Schuldigkeit gethan. Das Geld habe ich richtig empfangen, aber erst nach zwei Monaten, so daß er Anstalt zu einem neuen Wechsel machen muß.

Ich bin nun auch am Hofe gewesen, und habe da viele Ehre genossen. Mein guter Wächter, hier sieht es ein wenig

wenig anders aus als auf dem Gute und in Braunschweig. Er würde sich hier in der Oper anders umsehn als Anno 49 auf der Messe. Freilich kostet es Geld, wer aber auch hieher kommen will, muß Geld haben.

Gestern spielte ich mit dem König. Es war ein glänzender Tag. Er wird aus dem allen sehen, daß ich Geld brauche, zum wenigsten 1000 Pistolen. Die Pächter müssen einen Vorschuß thun. Eben fällt mir ein, die Bauern haben die lange Wiese bisher um einen sehr geringen Preis gehabt. Die Benachbarten zu B. haben sie schon lange gerne haben wollen. Sie soll also dem Meistbietenden verpachtet werden, mit dem Bedinge: daß das Pachtgeld sogleich ausgezahlt werde.

Wenn er das alles getreu und schleunig verrichtet, so kan er glauben, daß ich mit aller Zuneigung bin

Sein H.

## Sechster Brief.

Von dem Amtmann Wächter an den Baron von H.

Gnädiger Herr!

Diesmal erlauben mir Ew. Freiherrl. Gnaden, daß ich Hochdenenselben wegen Dero letzten Befehle einige Vorstellungen thun darf. Die Pächter haben einen Vorschuß gethan, den ich hier, und was ich sonst noch zusammen bringen können, überschicke.

Allein wegen der langen Wiese habe ich geglaubt, als ein ergebener Diener Ihres hohen Hauses Ew. Gnaden meine Gedanken vorlegen zu müssen. Die Bauern sind von undenklichen Jahren her im Besitz der Pacht derselben. Sie können ohne selbige durchaus nicht subsistiren. Ihnen die lange Wiese nehmen, heißt sie vom Hofe jagen. Haben also Ew. Gnaden die hohe Gnade, mich mit dieser Commission zu verschonen. Zudem kan diese Wiese mit Recht den Leuten nicht genommen werden; oder es müssen ihnen nach dem alten Vergleiche, von dem die Bauern freilich nicht viel wissen, gewisse Felder wieder eingeräumt werden, und so würde der Hof mehr Schaden als Vortheile davon haben.

Ich hoffe, Ew. Gnaden werden diese Gründe so einleuchtend finden, daß Hochdieselben von diesem Vorhaben, als Ihnen selbst schädlich, abstehen, und die Freiheit, die ich mir genommen, Ew. Gnaden diese Vorstellung zu machen, wird von Hochdenenselben nicht ungnädig bemerkt werden. Ich verharre &c.

Dero &c.

## Siebenter Brief.

Der Baron von H. an den Amtmann Wächter.

Mit seinem ewigen Widerspruche bin ich niemals, und mit diesem gar nicht zufrieden. Er kan meinen Befehlen gemäß leben. Sorge er, daß beikommender Wechsel von 1200 Louis d'or sogleich bezahlt wird.

Er kan Holz anschlagen lassen. Die Mühle zu N. und das Vorwerk hat

der Amtmann zu N. doch gerne haben wollen. Er kan es ihm so gut er kan, zuschlagen. Denn ich muß ausserdem in einer Zeit von 2 Monaten noch 800 Pistolen haben. Es bleibt bei der Versteigerung der langen Wiese. Die Bauern wissen nichts von dem alten Vergleiche, und er weiß daß er seinen Eid geschworen, die Geheimnisse des Hauses nicht zu verrathen.

Meine Verwandte quälen mich, ich soll zurückkommen, aber ich bin hier in so guter Gesellschaft, und habe hier so vortheilhafte Aussichten, daß ich von meiner Zurückkunft noch nichts gewisses sagen kan.

Ich sage es noch einmal: ich verlange ohne Widerrede genaue Befolgung meiner Befehle, und verbitte alle weitere Vorstellung. Ich bin rc.

## Achter Brief.

### Der Amtmann Wächter an den Baron von H.

Da ich als ein alter und treuer Diener Ew. Freiherrl. Gnaden und Dero Familie das Glück habe, Ew. Gnaden gnädige und gütige Gesinnung zu kennen, und da Ew. Gnaden von meinem Diensteifer und Treue überzeuget sind, so habe ich geglaubt, daß es meine Pflicht und Schuldigkeit wäre, Ew. Gnaden in meinem letzten unterthänigen Schreiben vom 7ten v. M. meine gut gemeinten Vorstellungen zu thun, und dachte an nichts weniger, als daß meine Besorgniß für Ew. Freiherrl. Gnaden Bestes mir Dero Ungnade zuziehen solte. Allein Ew. Gnaden scheinen mir Dero gnädiges Wohlwollen unter solchen Bedingungen fortdauren lassen zu wollen, die ich unmöglich annehmen kan. Kurz mein Gewissen, und Gott, den ich mehr fürchte als alle Gewaltige der Erden, erlauben mir nicht, den durch die gegenwärtige Theurung, und bisherigen, ihre Kräfte übersteigende Abgaben bereits mehrentheils verarmten Hausleuten, den Antrag wegen der langen Wiese zu thun, noch nach Dero Befehl selbige an den Meistbietenden versteigern zu lassen. Ich bitte nochmals, von diesem Vorhaben abzustehen, oder mich Ihrer Dienste zu entlassen.

Freilich ist das ein harter Schritt, den ich zu thun Gewissens halber gezwungen bin. Ich bin alt und arm, habe mir in den vierzigjährigen Diensten Ihres hohen Hauses nichts erwerben können, oder vielmehr mögen. Mein Alter hindert mich auch, andere Dienste zu suchen, ich werde blos von den 200 Rthlrn. leben müssen, die mir der selige Herr in dem Testament vermacht, und nun trit der Fall ein, da ich selbige aus den Gütern erhalten kan.

Den Wechsel habe ich noch nicht abtragen können, denn es ist eine so leichte Sache nicht, 1200 Louis d'or anzuschaffen. Ich eile indeß so bald ich kan Rath zu schaffen; und der Kaufmann, der ihn mir präsentirt, ist auf meine Versicherung zufrieden, drei Monat mit der Zahlung zu warten,

ten. Ausser beikommenden 200 Louis d'or ist es mir jeßt unmöglich, mehr zu schicken.

Der Verkauf der Mühle und des Vorwerks ist ein grausamer Befehl, bei welchem man erst weitere Ordres erwartet. Unsere Haushaltung kan ohne beide Stücke hier nicht bestehen, und ihre Vorfahren haben mit so vielen Unkosten beide Pertinenzien sich acquiriret, die ein Käufer, zumal wenn ihm der Kauf angeboten wird, nicht erstatten wird noch kan. Ich verharre ꝛc.

## Neunter Brief.

### Der Baron v. H. an den Amtmann Wächter.

Da er mit meinen Diensten nicht mehr zufrieden ist, und Bedenken findet Dinge auszuführen, die ich gar nicht für ungerecht halte, und jeßo nöthig sind, so will ich ihm seinen Abschied den er fordert, nicht vorenthalten. Wegen der 200 Rthlr. Pension, die er aus meines seligen Vaters Testament fordert, muß die Sache so lange ruhen, bis ich zurück komme, oder ich davon hinlänglich instruiret bin. Ich glaube, es kommen gewisse Bedingungen dabei vor. Der Advokat und Notarius in W. den ich zu meinem neuen Amtmann ernannt habe, wird sich in Gegenwart Notarien und Zeugen alles wohl registrirt übergeben lassen.

Ich wünsche ihm zum anderweitigen Etablissement viel Glück und bin ꝛc.

## Zehnter Brief.

### Der neue Amtmann N. an den Baron von Hohenhausen.

Zuförderst danke ich Ew. Hochfreiherrl. Gnaden auf das unterthänigste für das gnädige Zutrauen, mit dem Hochdieselben, auf mein unterthänigstes Ansuchen mir die Amtmannsstelle zu Hohenhausen gnädigst zu conferiren geruhn. Mein Antecessor hat mir, Eurer Hochfreiherrlichen Gnaden Befehlen gemäß alles überliefert; und ich habe nicht gesäumet alle Deroselben Ordres auf das genaueste zu befolgen.

Die sogenannte lange Wiese mit Zubehör, haben die benachbarten Bauern zugepachtet, und geben 200 Rthlr. jährlich mehr. Die Mühle und das Vorwerk hat der Amtmann zu N. gekauft. Ich habe von dem Kaufgelde den Wechsel dem Kaufmann bezahlt, und nehme mir die Ehre den Ueberschuß von 2000 Louis d'or zu übermachen. Die Bauern in Loco sind zwar etwas unwillig; allein Eure Hochfreiherrliche Gnaden haben mit dem Ihrigen ja Macht zu thun was Sie wollen. Die Leute sind so mit ihrer Obrigkeit nie zufrieden, und ich glaube, sie sind hiesigen Orts etwas verwöhnt worden, doch will ich sie schon gehörig im Zaum halten.

Mit der größten Devotion verharre ich ꝛc.

## Eilfter Brief.

### Der Baron von H. an den neuen Amtmann.

Mein lieber Herr Amtmann.

Ihre promte Befolgung meiner Befehle gefällt mir sehr, und Sie können auf alle Art auf meine Erkentlichkeit rechnen.

Ich muß es gestehen, daß mein hiesiger Aufenthalt etwas kostbar ist, wenn ich mich standesmäßig aufführen will. Aber er ist auch höchst angenehm, und da rechnet man so genau nicht. Absonderlich da ich in hiesige Dienste zu treten gedenke. Hierzu brauche ich Geld, und füge Ihnen daher inliegende Vollmacht bei, auf meine Allodialgüter ein Capital von 4000 Louis d'or aufzunehmen. Ich verlasse mich hiebei auf Ihren Eifer und bekante Geschicklichkeit.

Da ich nicht heirathen werde, so sehe ich nicht ein, warum ich mir etwas entziehen soll, um einst meine Güter lachenden und undankbaren Erben zu hinterlassen. — Solte es nicht angehen, vom Landesherrn einen Consens zu erhalten, daß ich auf meine unverschuldeten Lehngüter 20000 Rthlr. aufnehmen könte. Ich kenne Ihre Geschicklichkeit in dergleichen Geschäften. Glauben Sie, daß Sie dadurch unendlich verbinden rc.

## Zwölfter Brief.

### Der Amtmann N. an den Baron von H.

Ich bin in dem mir gnädigst aufgetragenen Geschäfte, in Absicht der ersten 4000 Louisd'or ziemlich glücklich gewesen, und habe die Ehre diese Summe per Wechsel zu übermachen. Es war mir aber unmöglich sie unter 6 pro Cent zu erhalten; und dafür würde ich sie so bald nicht erhalten haben, wenn ich nicht dem Cassirer des Agenten von dem ich sie genommen, ein Geschenk von 300 Rthlr. gemacht hätte.

Eure Hochfreiherrl. Gnaden thun Recht, daß Sie Ihre Güter zu Ihrem Vergnügen anwenden. Das ist ja alles, was wir von selbigen haben. — Das andere was uns die Schwarzröcke sagen ist ungewiß. Der Kluge bedienet sich der Gelegenheit, und sagt mit Horaz: Rapiamus occasionem de die.

Da Eure Hochfreiherrl. Gnaden nicht heirathen wollen, so kan es Ihnen kein Mensch verdenken, daß Sie Ihre Güter zu Ihrem Vergnügen anwenden; und heirathen Hochdieselben, so kan es einem so qualificirten Herrn, der von so alter Familie ist, nie an einer guten Parthie fehlen; und alsdenn ersetzt eine reiche Braut alles wieder.

Wegen des Lehnsherrlichen Consenses, hoffe ich mit der Zeit glücklich zu seyn, aber freilich wird es etwas kosten. Wenn wir also 24000 Rthlr. suchten, im Fall 4000 Rthlr. etwa auf die dazu zu verwendenden Präsente und Unkosten gehen solten. Was meinen Eure Gnaden, wenn man dem Minister vorstellte, daß Sie sich ein Regiment in französischen Diensten kaufen wol-

wolten, und man den Herrn zuvor gewönne, so hoffe ich, die Sache wird durchgehen.

Die hiesigen Bauern sind toll, sie drohen uns mit einem Processe, wofür ich mich aber nicht fürchte. Sie sollen bald müde werden, und ich habe ihnen schon etwas anders zu thun gemacht. Nur steht mir unser Herr Pastor im Wege. Wenn sich die Herrn doch nur um ihren Dienst, ihre Fixa und Accidenzien, worauf es ihnen doch am meisten ankomt, bekümmerten, und sich weltlicher Händel entschlügen. Er hat sich gar erdreustet mit mir, und zwar sehr ungezogen, zu sprechen. Er nimt sich dabei jedoch verteufelt in acht, daß er nichts auf die Kanzel bringt. Ich habe ihm doch müssen empfinden lassen, daß es nicht sapientiæ ist, wenn man sich in fremde Händel mischt. Ich beharre ꝛc.

## Dreizehnter Brief.

### Schreiben des Pastors zu Hohenhausen an den Baron v. H.

Eure Hochgeb. haben allemal so viel Gnade und Freundschaft für mich gehabt, daß ich überzeugt bin, daß dieser Brief Ihnen, auch selbst bei den Zerstreuungen der großen Welt, in der Sie leben, nicht ganz unangenehm noch gleichgültig seyn wird. Wie solte ich das von Ihrem edeln Herzen fürchten, das Gott so offen, so empfänglich für alles Guten schuf, und das ich mit so leichter Mühe Gott und der Tugend erwarb, da mir die natürliche Güte desselben seine Ausbildung so leicht, und zu einem so angenehmen Geschäfte machte.

Ach ich denke noch an die unverstellten Küsse, die Sie mir gaben, wenn ich Sie an der Hand, Gott, die Tugend, und ihre großen Belohnungen lehrete, und Sie gewöhnte Gottes große Eigenschaften in jedem Geschöpfe zu bewundern.

Als Sie von Universitäten zurück kamen, war mein Name der erste den Sie bei Ihrem Eintritte ins Dorf nannten; und wie zärtlich war unsere Zusammenkunft. — Sie sind gewiß noch mein Freund, und haben mich gewiß in der lustigen Welt, in der Sie jetzt leben, noch nicht vergessen. Aber würde ich Ihre fernere Freundschaft und Achtung verdienen, wenn ich, da ich Ihnen die größten Beweise meiner erkenntlichen Gegenliebe geben kan, es unterließe? und diese Gelegenheit geben mir leider die jetzigen hiesigen Umstände.

Sie kennen mich mein werthester Herr Baron, wie ich zu jedem mit offenem Herzen und Gesicht rede, und ich fliehe lieber den Umgang derer, die von uns eine sklavische Unterwerfung unserer Gedanken und Meinungen unter ihrem Ansehn und Ausspruche fordern.

Erlauben Sie also, daß ich meinem Charakter gemäß mich mit Ihnen unterhalte. Ich glaube, Sie befinden sich in Paris in Verlegenheiten, die nicht gut sind, und die Sie Ihrem eigenen Herzen Charakter, und sonsti-

stigen Grundsäzen zuwider handeln lassen.

Welche Summen haben Sie sich in diesen drei Jahren nicht schon schikken lassen? Doch das scheint eine Sache zu seyn, die mich nichts angeht. Indeß wissen Sie, daß wir Gott von unsern Gütern, und dem Gebrauche den wir davon gemacht haben, Rechenschaft geben sollen.

Allein das Verfahren des neuen Herrn Amtmanns mit Ew. Hochgebornen Unterthanen ist so himmelschreiend, daß ich unmöglich dabei länger schweigen kan: Ich kan durchaus nicht glauben, daß alles auf Ihren Befehl geschieht, und wenn das wäre, so würde ich mich Ihrer Sünden theilhaftig machen, wenn ich Ihnen deswegen keine Vorstellung thäte.

Der Schluß folgt künftig.

## Anfrage.

Von dem ungewöhnlich heißen Sommer, und der eben so ungewöhnlich langen und starken Dürre als wir gehabt haben, stehen als von neuen Ursachen auch neue Folgen zu erwarten. Es zeiget sich nemlich an einigen Orten ein sonst wenig bekantes Siechen und Kranken der Pferde. Sie fangen an heftig und langweilig zu drusen, bekommen viele Beulen und Knoten am Leibe, fürnemlich aber dicke Hinterfüße, uriniren unabläßig klares lauters Wasser, welches mehr, als ihr genossenes Trinkwasser enthält, einige bekommen einen ordentlichen viele Tage lang anhaltenden Speichelfluß, von zähem klarem Schleim, gleich dem Eyerweiße. In diesem Zustande fressen sie wenig oder gar nichts, zehren ab, wie ein Geripppe, scheinen endlich gelähmt an einem oder beiden Hinterfüßen zu seyn, und sterben elendiglich ohne alle Hülfe, wenn sie nicht getödtet werden, nachdem sich noch einige Tage vorher ein Ausfluß aus beiden Nasenlöchern dazu gesellet. Es würde dem Landmann eine wahre Wohlthat seyn, wenn er bald unterrichtet würde, welche Arzeneimittel, oder welche Art des Verhaltens er bei obbeschriebener Art der Pferdekrankheit, mit Nutzen zu beobachten habe?

B * * st. J. F. A., Kurschmidt.

# Hannoverisches Magazin.

93tes Stück.

Montag, den 19ten November 1781.


## Gefundene Briefe.

(Schluß.)

Haben Ew. Hochgeb. würklich die Absicht, daß der Bauer von seinem Hofe laufen soll, so haben Sie kein bessers Mittel, und keinen geschicktern Mann dazu finden können, als den jetzigen Amtmann. Wie war es möglich, den alten ehrlichen Herrn Wächter, der Ihnen, und Ihrem Hause so viele Dienste geleistet hat, der Ihres seligen Herrn Vaters, wie er es selber sagte, bester Freund war, dem Sie den bisherigen Wohlstand Ihres Hauses gutentheils zu danken haben, und den Sie Ihren Vater nennen können, und solten, — diesen würdigen Mann abzuschaffen und diesen Bösewicht anzunehmen, dessen Schelmereien Sie wissen müssen; dem bei den mehrsten Gerichten die Praxis ist untersagt worden, und dessen ganze Geschicklichkeit Chikane ist.

Ein undankbares Gemüth, ach! das hätte ich Ihnen nicht zugetraut. Ich kan es mir unmöglich vorstellen, daß Sie so tief solten gefallen seyn. Doch werthester Herr Baron, Sie sind auch außerdem noch hart und höchst ungerecht.

Sie kennen mich und wissen es, ich nenne jede Sache gerne bei ihrem eigenen Namen.

Seit länger als hundert Jahren besitzen die hiesigen Bauern die lange Wiese. So genau auch der selige Herr war, so hat er es sich doch nie einfallen lassen, ihnen selbige zu nehmen, oder die Pacht zu steigern. Die Bauern können weder mehr geben, noch ohne dieselbe bestehen. Sie müssen, da sie ihnen nun genommen ist, die Hälfte ihres Viehs abschaffen, wobei Sie an Ihren Zehnten das meiste verlieren werden. Ihre Unterthanen behaupten, daß ihnen diese Wiese nicht könne genommen werden, und sind entschlossen, ihr Recht zu verfolgen. Allein Ihr böser Amtmann macht den armen Leuten noch mehr zu thun. Er treibt alle Reste executivisch ein. Zwei Höfe hat er schon leer gemacht, die er den Bauern genommen. Die Leute sind mit Weib und Kind nach Amerika gegangen. Er läßt die Höfe durch zwei von seinen Kreaturen sequestriren, denn er hat ge-

gewußt, sich einen Anhang im Dorfe zu machen. Alle Herrndienste, die sonst die Leute für ein billiges abkauften, müssen in Natura geleistet werden; und er übernimt lieber unnütze Arbeit, als den Bauern Ruhe zu gönnen. Wegen der Weide im Holze hat er schon einen Prozeß mit ihnen angefangen; imgleichen wegen der Burgwache, die doch jetzo unnöthig ist; er aber fordert, daß zum wenigsten einige Mann beständig auf dem Schlosse beim Thore seyn sollen. Bei dem geringsten Versehen, oder was er zum Versehen machen kan, muß der Bauer ins Loch, wie er sagt.

Es ist wahr, er hat immer die Gesetze vor sich. Allein es ist unmöglich, daß man mit den Bauern hiesiger Gegend, was ihre Abgaben und Dienstleistung anbetrift, nach der Strenge der Gesetze verfahren kan.

Es müssen damals, da ihnen ihre Onera aufgelegt wurden, andere Zeiten und Umstände gewesen seyn, oder sie müssen dagegen Bequemlichkeiten gehabt haben, die jetzt nicht mehr statt finden. Die Herrschaften in unserer Gegend müssen nachlassen, sonst kan der Bauerstand, der nützlichste unter allen, nicht bestehen.

Gesetze werden Tyrannen, wenn sie mit dem Ruin der Menschen nur können befolgt werden, und alsdann ist das gewis vor Gott nicht recht, was vor Menschen recht ist; und ich weiß nicht ob die juristische Regel Ihres Amtmanns, daß beim Urtheilspruche des Richters man blos auf die Gesetze sehen müsse, und nicht auf Billigkeit, ihn auf dem Todtbette beruhigen wird, wenn er sich an die unglücklichen Familien erinnert, die er, seinem Grundsatze treu, ohne Rücksicht auf Billigkeit, mit voller Uebereinstimmung seiner Gesetze, vom Hofe jagte.

Gesetzt, ein Bedienter vermiethet sich an Sie; er verspricht Ihnen diese und jene Arbeit zu verrichten; nun wird er schwach und krank; ist es nun nicht Grausamkeit von dem schwachen Knechte, alle von ihm übernommenen Geschäfte zu verlangen, oder ihn fortzujagen?

Als unsere Herrendienste, Frohndienste, Burgwachen, Zehnten und Zinsgefälle eingeführt wurden, oder als die Landleute unter diesen bestimten Abgaben und Dienstleistungen die Höfe erhielten, waren eine Menge Abgaben noch nicht. Die erst in der Folge, und bei sich ereignenden Umständen und Nothwendigkeiten aufgekommen sind. Wenn es nun unmöglich ist, daß die Leute alte und neuere Abgaben leisten können, so erfordert es ja die Nothwendigkeit, irgendwo etwas nachzulassen. Dies geschiehet auch an vielen Orten, wo man auf Erleichterung des Landmanns ernstlich denkt. So billig dachten schon Ihre adelichen Vorfahren. Sie setzten unser ganzes Dorf auf Dienstgeld, sahen darauf, daß jeder Hauswirth dieser Einrichtung gemäß seine Haushaltung einrichtete. Denn der Landmann kan sich so leicht nicht in eine neue Einrichtung schicken, er muß dazu liebreich angewiesen werden. Eben daher,

her, weil man diese nähere Anweisung unterläßt, haben die Landleute von den besten Anordnungen wenig Nutzen, die ihrentwegen gemacht werden. Beruhigen Sie sich ja nicht mit dem Grunde, den Ihnen vielleicht Ihr neuer Amtmann und Verwalter vorstellt: daß Sie nichts mehr fordern, als was Ihnen die Gesetze erlauben, und zu fordern berechtigen. Ich verstehe weder das Meyer- noch das Lehnrecht. Aber ich verstehe das ältere Recht der Natur und der Billigkeit, das nicht mehr zu fordern erlaubt, als kan geleistet werden, das Nachsicht fordert, wenn der Dienstpflichtige mir ohne seinen gänzlichen Ruin seine Pflicht nicht leisten kan.

In diesem Falle stehen jezo Ihre unglücklichen Unterthanen.

Um ihre Abgaben zu leisten, müssen sie selber darben. Von ihrer sauern Arbeit haben sie nicht so viel übrig, daß sie sich und die ihrigen gehörig speisen und kleiden können. Ihre Kinder müssen beständig sitzen und spinnen, und die Schule versäumen.

Sie wissen wie eifrig ich auf das Schulgehen halte; aber was soll ich sagen, wenn die Eltern, die ich ermahne ihre Kinder ordnungsmäßig in die Schule zu schicken, einwenden, daß ihre Kinder spinnen müssen, damit sie ihre Abgaben bezahlen können, und Brod kaufen mögen, um nicht zu verhungern? Wäre es hier nicht grausam die Eltern zu strafen? Müssen sie nicht leben? Welche Folgen hat nicht das Elend das hie und da auf dem Lande ist? Betrug und Diebstal nimt überhand, Fleiß und Emsigkeit erstirbt, der Bauer sieht, daß er mit aller seiner Arbeit nichts vor sich bringen kan, dies schlägt ihn nieder, macht ihn zu allem verdrossen, träge und faul, er läßt alles gehen.

Mit Entzücken denke ich noch, mein edler Freund an Ihre Jugendjahre. Wie großmüthig, wie wohlthätig Sie damals waren. Sie waren die gewöhnliche Mittelsperson, durch die die Unterthanen bei Ihrem seligen Herrn Vater alles erhielten was sie suchten. So wunderlich er in den letzten Jahren war, und so sehr er auf das Seinige sah, so konte er Ihnen doch nichts abschlagen. Mehr als einmal sahe ich Thränen über Ihre Wangen rollen, wenn Sie einem Bekümmerten die Erleichterung ankündigen konten, die Sie ihm verschaft hatten. Ihr Taschengeld theilten Sie mit den Armen. Wäre es Ihnen damals wohl möglich gewesen zu essen, wenn Sie wußten, daß einer im Dorfe Hunger litte? Verbaten Sie nicht einst ein Gallakleid, da Sie der selige Herr Oberste mit nach Hofe, auf des Herzogs Geburtstag nehmen wolte, und baten um Erlaubniß, zurück zu bleiben, und das Geld dafür der armen Witwe an den Heestern zu geben, damit sie ihre nackten Kinder davon kleiden könte? Und jezo rauben Sie den Bauern ihre Kleider, machen, daß sie ihre Kinder nackt und barfuß müssen herum gehn lassen, um Sich an einem ausländischen Hofe im prächtigen Aufzuge zu zeigen.

Können Sie mit ruhigem Herzen dort an einem Gallatage Ihr gesticktes Kleid anziehen, und fällt es Ihnen nicht ein, daß ganze Familien sich der ihrigen berauben müssen, damit Sie dort prangen können, daß um ein Diner oder Souper zu geben, Ihren Bauern ihr Vieh genommen und verkauft werden muß.

Solten Sie, werthester bester Herr, bei dieser Vorstellung ungerührt bleiben können, die wahr und gar nicht übertrieben ist? Solte Ihnen so was bisher nicht eingefallen seyn, Ihnen diesem edeln empfindsamen Herzen nicht eingefallen seyn, dem sonst alles einfiel, wenn es darauf ankam, sich andere durch Gefälligkeit und Wohlthaten zu verbinden.

Verdammte Wollust, verführerische Welt, so tödtet ihr auch so gar das Gedächtniß, wenn ihr Mitleid und Erbarmen erst unterdrückt habt!

Um Gottes willen fliehen Sie ein für Sie so gefährliches Land, wo Ihr Herz noch weit mehr an Tugend und innerer Güte verliert, als Sie bereits an Wohlstand und Gütern verloren haben. Kommen Sie mein werthester und bester Herr zurück in die Arme Ihrer Freunde. Ihre Unterthanen bitten Gott auf den Knien darum, bitten Sie darum; sie sind überzeugt, Sie werden sich ihrer erbarmen, wenn Sie nur ihr Elend sehen werden. Kommen Sie zurück in die Arme Ihrer liebenswürdigen Cousine.

Ach verzeihen Sie mir mein gnädiger Herr noch einen Gedanken, den ich Ihnen nicht verhelen kan, da ich mir einmal vorgenommen habe, alles was ich auf meinem Herzen habe, zu entdecken; ich fürchte, ich fürchte, Sie sind ein Spieler geworden.

Diese niedrige Leidenschaft die Sie vormals verabscheueten, kan allein fähig seyn, eine so unschuldige und keusche Liebe zu ersticken, die Sie ehemals gegen dieses liebenswürdige Fräulein hegten. Solten Sie es leiden sehen, wie ich, der ich jetzo der Vertraute in ihrem Unglücke bin!

Solten Sie diese Thränen sehen, diese Gebete hören, die es über Ihre Untreue oder Vergessenheit weint, und für Ihr Leben und Gesundheit, vielleicht für Ihre Rückkehr zu ihm, gen Himmel schickt, gewiß, Sie würden nicht ungerührt bleiben. Ach mein werthester aber unglücklicher Herr, Sie müssen tief gefallen seyn, da diese Gebete diese Thränen noch nicht erhört worden sind.

Welche Glückseligkeit könten Sie in den Armen dieser Liebenswürdigen genießen, die Sie bisher vielleicht gegen eine feile Buhlerin vertauschen.

Ich kan nicht mehr, ich versinke unter Ihrem Unglück, denn ich sehe ein schreckliches über Ihrem Haupte schweben, und Sie müssen es auch sehen, wenn Sie noch sehen können. Armuth und Verachtung von jedem Rechtschaffnen, einen elenden abgenutzten Körper, ein elendes Alter, wenn Sie alt werden können, und nun, was das schlimmste ist, ein böses Gewissen, das, wenn Sie in der Unordnung beharren,

ren, auf ewig von Ihnen alle Freude und Zufriedenheit der Seele verscheuchen wird, und dann eine Ewigkeit, — Gott! eine Ewigkeit! —

Wie wollen Sie Gnade bei Gott erlangen, die Sie so wenig gegen Ihren Nächsten haben, ja die Sie Ihren Unterthanen versagen, gegen deren Bitten Sie bisher taub und fühllos gewesen sind. Ich kan nicht mehr, — doch, vielleicht bleiben Sie auch gegen diese Vorstellung taub. Ich zittere, wenn ich an Ihr Schicksal denke, ob ich gleich weiß, daß ich meine Seele errettet habe.

Um Gottes willen bleiben Sie nicht taub gegen diese meine Vorstellungen. Verwerfen Sie sie nicht mit Verachtung. Erinnern Sie sich an die Rechte, die ich habe, und an die Verpflichtungen die mir obliegen, Ihnen selbige zu geben. Nicht nur als Ihr, und der Gemeinde gemeinschaftlicher Lehrer und Freund; sondern als Ihr besonderer Freund, dessen Heil und Wohlfahrt mir so nachdrücklich von Ihrer seligen Frau Mutter anbefohlen ward.

Erhielt ich nicht hierzu Recht und Vollmacht, als ich Hand in Hand vor dem Bette Ihrer sterbenden Mutter mit Ihnen da stand? „Sie nahm unsere „beiden Hände, hier sagte sie binde „ich die Seele meines Fritzen auf die „ihrige. Von ihnen fordere ich sie an „jenem Tage, da wir uns wieder fin„den. O Fritz, Fritz, du machst mir „meinen Tod bitter. Wer will dir nun „Lehren geben, dich ermahnen? Du „verlierst deine Mutter und Freundin. „Siehe den Pastor für deinen Vater „an, wie du weist, daß er dein Freund „ist. Folge ihm und höre ihn gerne.„

„Ist es möglich, daß Verstorbene „ihren hinterlassenen Freunden noch „nützen können, so nütze ich dir Fritze, „geht es an, so ist meine Seele oft „bei dir, schwebt um dich, hört dein „Gebet und bringt es vor Gott."

Mein Gott, was würde diese Seele noch leiden, wenn sie jetzo um Sie schweben und die Unordnungen sehen solte, worin Sie sich befinden.

Treten Sie, werthester und bester Herr doch um Gottes willen eilig von einer Bahn zurück, auf der Sie sonst bald in solche Verwicklungen gerathen werden, daß es Ihnen nicht mehr möglich seyn wird, sich davon loszureissen, wenn Sie gleich wolten, und wo ein schrecklicher Abgrund das letzte ist, das Sie vor sich sehen.

Darf ich Ihnen rathen, so gehen Sie mit dem Herrn von N., dessen Hofmeister und Gesellschafter der Hauptmann O., Ihnen diesen Brief überreichen wird, nach England, damit Sie nur erst von den unglücklichen Verbindungen loskommen, worin Sie sich jetzo befinden müssen.

Auch von hier aus droht Ihnen ein Wetter. Ihr Onkel und vormaliger Vormund wolte Sie pro Prodigo erklären lassen, und deswegen selber zu dem Fürsten gehen.

Mit unglaublicher Mühe hat diese Beschimpfung Ihre Cousine von Ihnen abgewandt. Erlaubten es mir meine gehäuften Schwachheiten, ich

käme selber nach Paris, ich fiele vor Ihnen nieder auf meine Knie, ich beschwöre Sie bei der Seele Ihrer Mutter, bei Ihrer liebenswürdigen Wilhelmine, bei Ihrem zeitlichen und ewigen Glück, diesen Vorschlag nach England anzunehmen, oder mit mir in Ihr Vaterland zurück zu kehren, und Ihre verwirrten Umstände in Ordnung zu bringen; da ich aber das nicht kan, so habe ich es wagen wollen, Ihnen diese Vorstellungen zu thun. O mein Werthester, erinnern Sie sich, daß zu einer Zeit, da Sie dort lustig und in sündlichen Freuden leben, hier Personen auf den Knien für Sie zu Gott bitten. Ach mögte Ihr Herz, das sonst edel und fromm war, hiedurch doch gerührt werden! Ich hoffe, Gott wird unser Gebet nicht unerhört lassen. Sie werden die Stimme der Vernunft und Ihres eigenen Herzens hören, uns alle erfreuen, und besonders

Ihren

ergebensten und bekümmerten
Freund und Diener ꝛc.

## Vierzehnter Brief.

Der Baron an den Pastor.
Mein lieber Herr Pastor!

Ich habe Ihren schwermüthigen Brief aus den Händen des dienstfertigen Herrn Hauptmanns richtig erhalten.

Ich sehe, so weit ich ihn gelesen, daß Ihre böse Hypochondrie Sie noch nicht verlassen hat. Es ist doch ein böses Ding mit dieser Hypochondrie, die alles ins unendliche vergrößert.

Beruhigen Sie sich; ich weiß schon was ich zu thun habe. Ich glaube indeß, daß Sie nicht genug bedacht haben, wie sich unsere Verhältnisse ändern, und daß diese veränderten Verhältnisse andere Aufführungen und auch eine andere Sprache erfordern.

Doch Sie sind mein alter Freund, und sonst ein ganz guter Mann. Sie glaubten, Sie müßten Ihres Amtes wegen etwas thun. Im Vertrauen sage ich Ihnen, daß ich hier in Dienste treten werde, und daß dazu ein gewisser Aufwand nöthig ist.

(So weit war es des Barons Hand,) (nun kam von einer fremden folgendes, vermuthlich von einem seiner Verführer.)

Mein lieber Herr Pfarrer, Ihr seyd ein kreuz braver Mann; wie die Leute alle sind. Ihr soltet hieher kommen und Fastenprediger werden, alle alte Weiber und abgedankte Maitressen würden herzlich weinen, und Euch mit dem besten Confekt füttern. Doch Ihr seyd wie Herr von Hohnhausen ein Ketzer. Gott sey Eurer Seele gnädig. Hohenhausen soll Rosalie noch wohl bekehren. Euer gnädiger Herr kan unmöglich weiter schreiben; er hat Gesellschaft, und Rosalie ist verdammt mürrisch, und will durchaus ihre letzte Arie nicht singen.

Ihr solt indeß Eure Mühe nicht umsonst angewandt haben, so was herzbrechendes zu schreiben. Ihr protestantischen Pfaffen seyd doch eben so geizig als unsere Mönche, und betet und

und predigt nicht umsonst. Der ehrliche Hauptmann soll mir eine Sammlung Erbauungsbücher mitbringen. Ich wette, die Bauern sperren Nase und Maul auf, wenn Ihr ihnen etwas daraus vorsprecht. La pucelle, ein herzbrechend Büchelchen, u. d. gl. alles Werke der bewährten Kirchenlehrer, Voltairs und Crebillon. Les amours des Dames illustres und eine Menge Memoires. Ich glaube Ihr könt damit zufrieden seyn. Der Marquis und ich verbleiben Eure guten Freunde.

---

## Ueber Hyder-Aly.

### Aus einem Briefe des Missionair Geriken an den regierenden Herrn Grafen zu Stollberg-Wernigerode. Cudelur, den 26ten Jan. 1770.

Der lezte Krieg, den die Engländer an diesen Küsten mit einem Hyder-Naick, oder Hyder-Aly, wie man ihn hernach nennete, geführet haben, ist so sonderbar, und das davon ausgebreitete Gerücht so groß, daß es mir nicht ungeschickt scheinet, etwas davon unterthänigst zu melden. Dieser Hyder-Aly, ein Muhamedaner, hat sich durch seine für die Welt großen Eigenschaften, von einem geringen Sepoi, in dem Reiche des Königes von Masur so empor geschwungen, daß er ohne den geringsten Widerstand sich der völligen Regierung angemaßet hat. Er hat die königliche Familie in dem königlichen Pallast eingeschlossen; darin kan der König machen, was er will, aber Hyder regieret das Land. Zum Zeichen, daß er nur die Regierung und nicht die königliche Hoheit verlanget, hat er sich im Kriege nur immer den General des Königes von Masur genennet, will auch sonst äußerlich nicht anders angesehen seyn, als ein Diener von ihm, daher er auch, wenn er in der Residenz des Königes sich aufhält, täglich seine Aufwartung bei dem Könige machen und äußerlich seine Befehle sich ausbitten soll. Durch diesen Mann ist nebst dem Königreich Masur manches kleinere Land seinem rechtmäßigen Eigenthumsherrn entrissen worden. Wie die Engländer, oder vielmehr der von den Engländern abhängende Nabob, mit diesem Hyder in Krieg verwickelt worden, ist nicht ganz klar. Wenig Tage nach meiner Ankunft in Cudelur gieng die Noth dieses verderblichen Krieges an. Der Feind kam uns anfänglich sehr nahe; Gott schenkte den Engländern einen wunderbaren großen Sieg; das war viele Freude, aber es verschlug nicht viel, die feindliche Armee bedeckte das Land wie Saat; mit dem Hyder hatte sich ein Nisam aus Norden vereiniget, der aber hernach zurück gieng.

Eine Niederlage von viel tausend Mann war gar nicht merklich; indeß half uns Gott wunderbar; die Engländer fingen an, alles aus dem Felde zu schlagen, und ohne sonderliche Gegenwehr das Land zu erobern, so daß man auch dachte des Glücks wäre zu viel. Hyder kam in die Enge, er bot Frieden an, die Vortheile waren groß, die Sieger aber nicht zufrieden. Dies war gegen das Ende des 1768sten Jahrs, aber von der Zeit an hatten die Erobere weder Glück noch Sieg. Das Jahr war kaum zu Ende, so hatte Hyder alles wieder, was er verloren hatte, und darauf nahm er in kurzer Zeit fast das ganze weitläuftige Land der Engländer an dieser Küste auf einmal ein; nicht, daß er die Armee aus dem Felde schlug; er war zu klug, als ihr zu nahe zu kommen; auch nicht daß er die Vestungen belagerte und einnahm, sondern er fing eine ganz neue Art des Krieges an. Er richtete eine Armee auf von lauter Cavallerie, diese mußte sich über das ganze Land verbreiten. Es war eben die Zeit der ersten Ernte, diese nahm der Feind ganz zu sich, nebst dem brannte er alle Dörfer ab, raubete, tödtete, peinigte alles, was ihm vorkam. Von den um Cudelur herum liegenden Dörfern habe ich selbst den Rauch gen Himmel aufsteigen sehen, und nach dem Kriege that ich eine Reise ins Land bis Welur über hundert und zwanzig englische Meilen von Cudelur auf zwei verschiedenen Wegen, und traf auf dem flachen Lande kein einziges Dorf an, das nicht abgebrannt war. Unsere Armee, die nur gar wenig Cavallerie hatte, konte ihm gar nichts anhaben, und wenn auch manchmal ein Trup aufgerieben wurde, das war wegen der großen Menge von wenigem Verlust auf Seiten des Feindes. Wenn unsere Leute den Feind in Süden zu erhaschen gedachten, so war er schon im Westen, und wenn sie sich es nur vornahmen, ihm in Westen nachzusetzen, so war er schon in Norden, und dies war ihm nur was geringes, weil alles aus Cavallerie bestand, und wo auch einige wenige Fußvölker und Artillerie war, da waren Cameele und Elephanten genug zum Ziehen und Tragen. Wie es da um uns und um die Mission ausgesehen, ist fürchterlich zu erinnern. Endlich wurde unvermuthet und noch im April vorigen Jahrs Friede. Vor den Thoren von Madras wurde er gemacht; und es war hohe Zeit, daß der Krieg zu Ende gieng. Man sahe nach dem Frieden, daß Hyder das ganze Land räumte, sonst aber wurde von den Friedensartikeln nichts bekant gemacht, rc.

# Hannoverisches Magazin.

94tes Stück.

Freitag, den 23ten November 1781.

## Beantwortung der im 75ten Stücke dieses Jahrs aufgeworfenen Frage über einen besondern Lotteriefall.

Man würde zuvörderst bei Entscheidung des vorliegenden Falles zuverläßig irren, wenn man einem jeden Theilnehmer des Lotterieloofes gleichen Antheil an dem darauf in der 4ten Klasse gefallenen Gewinn, mithin jedem ein Fünftheil desselben zuerkennen wolte. Zwar bestimmen die Gesetze a) im allgemeinen, daß, wenn unter Societätsverwandten nichts wegen des einem jeden zukommenden Antheils am Gewinne verabredet worden, sie darunter zu gleichen Theilen gehen sollen. Doch erklären andere Gesetze b) solches näher dahin, daß diese Gleichheit nach demjenigen abzumessen sey, was ein jeder Societätsverwandte zum Besten der Gesellschaft an Fleiß und Bemühung oder auch an Gelde und sonstiger Einlage beigetragen habe. Diese den Regeln der Vernunft und der Billigkeit so sehr angemessene Vorschrift, wird demnach auch hier zur Richtschnur dienen müssen. Nur trit dabei die mehrerem Zweifel unterworfene Frage ein: Ob die Vertheilung des allererst in der 4ten Klasse erfolgten Gewinns nach Proportion dessen, was ein jeder der 5 Theilnehmer zu allen 4 Klassen überhaupt beigetragen, oder nur nach Verhältniß desjenigen, was ein jeder zu der Einlage in die 4te Klasse aufgebracht, zu machen sey? Letzteres mögte vielleicht nicht ohne Anschein behauptet werden. Man kan nemlich allenfalls den Zusammentrit zu Ankaufung eines Looses in jeder Klasse der Lotterie als eine besondere Societät ansehen, da es bekant ist, daß der Ankauf eines solchen Looses in einer Klasse nicht gerade die Schuldigkeit, dasselbe durch alle Klassen fortzusetzen, nach sich ziehet, und solchergestalt, dasjenige, was in Ansehung des Ganzen Rechtens ist, auch in Ansehung einzelner Theile seine Anwendung finden, und so z. E. anzunehmen seyn mögte, daß B. welcher zu 1 Rthlr. Einsatz in die erste Klasse 6 mgr., mithin

a) §. 1. I. de societate.

b) L. 6. L. 80. ff. pro socio.

hin $\frac{6}{36}$. zu 2 Rthlr. nachherigen Einsatzes in die 2te Klasse aber nur 10 gr., also $\frac{10}{72}$. oder $\frac{5}{36}$. beigetragen, nunmehro statt seines anfänglichen Antheils von $\frac{6}{36}$. nur zu $\frac{5}{36}$ weiter interessirt seyn wollen, dahingegen aber D., der zur 1ten Klasse nur 4 gr., also $\frac{4}{36}$ eingelegt hatte, bei der 2ten Klasse durch seine nunmehrige Einlage von 16 gr. oder $\frac{8}{36}$ gerade doppelt so vielen Antheil wie zuvor sich erwerben wollen. Wenn man aber diesen Grundsatz statt finden liesse, so entstünde daraus die eine gleich beim ersten Anblick in die Augen fallende Unbilligkeit nach sich ziehende Folge, daß der ehrliche Andreas, der in allen vorhergehenden Klassen ein weit mehreres als irgend ein anderer Theilnehmer beigetragen, und seinen Societätsverwandten ungemein dadurch zu Statten gekommen, daß er immer dasjenige, was die übrigen nicht aufzubringen vermogten, zuschoß, und ihnen allen dadurch das Loos, welches sonst mehr als einmal schon verfallen gewesen seyn würde, rettete, gerade das wenigste erhalten würde. Eine solche klare Unbilligkeit begünstigen die Gesetze, wenn sie nur recht verstanden und auf dasjenige, was die Absicht der handelnden Personen mit sich bringet, gehörig angewandt werden, keinesweges, und auch hier wird der Sinn jener Gesetze nicht im Wege stehen, um dem guten Andreas dasjenige zuzubilligen, was gewis jeder meiner Leser, ohne ausdrückliche Vorschriften geschriebener Rechte, entweder zuerkennen, oder doch darauf Rücksicht zu nehmen, gleich nach dem ersten Ausbruche des ihm ins Herz geschriebenen Rechts demselben zuerkennen wird. Wenn nemlich eine Gesellschaft zu Ausführung eines gewissen Geschäftes zusammen trit, so dauret solche der Regel nach so lange fort, bis dieses Geschäfte völlig zu Stande gebracht worden, es sey denn, daß eine frühere nicht zur Unzeit geschehende Entsagung oder andere besondere Umstände eine Trennung vor der Zeit veranlassen. Hier hatten sich nun 5 Personen vereiniget, um ihr Glück gemeinschaftlich durch ein Loos in der Lotterie zu versuchen. Offenbar gieng ihre Absicht dabei nicht auf eine einzelne Klasse, sondern auf die ganze Lotterie, in so ferne sie nemlich das nöthige dazu aufzubringen im Stande seyn würden. Sie schossen demnach, wie bei Vortragung des Falls ausdrücklich gesagt wird, zu jeder Klasse dasjenige her, was ein jeder konte, und Andreas, wahrscheinlich der bemittelste unter ihnen, war so gefällig, dasjenige zuzulegen, was an dem jedesmal nöthigen Einsatze fehlte. Solchemnach erstreckte sich ihr Gesellschaftsband auf alle Klassen der Lotterie in einem fort, und es war daher ein ganz anderes Verhältniß unter ihnen, als zwischen einem Einsetzer und dem Collecteur, dem jener ein Loos zu einer Klasse der Lotterie abkauft, und welche mit jeder Klasse geschiedene Leute sind, in so ferne nicht der Einsetzer das Loos renoviren d. i. zur folgenden Klasse von neuem kaufen, also einen ganz neuen

neuen Contrakt wieder mit ihm einge= hen will. So wie nun aber bei einer meh= rere Jahre durch in einem fortdauren= den Handlungsgesellschaft, in welcher die Theilnehmer ihre Einlage nach und nach herschießen, nicht nach der Zeit solchen Zuschusses besondere Abschnitte behuf Vertheilung des Gewinnes ge= macht werden, sondern man am En= de die Einlage eines jeden Interessen= ten zusammen rechnen, und darnach ihm seinen Antheil des Gewinns be= stimmen wird; eben so ist denn auch in dem gegenwärtigen Falle nichts na= türlicher, und dem Verhalte der Sa= che angemessener, als daß bei dieser durch alle 4 Klassen in einem fortge= dauerten Gesellschaft die sämtlichen bisherigen Einlagen eines jeden zusam= men gerechnet, und darnach jedem sein Antheil an dem nun in der 4ten Klasse erscheinenden Gewinne zugemessen wird. Und so fallen, da bisher in allem 10 Rthl. oder 360 gr. eingelegt worden, auch von dem Gewinne dem A. $\frac{67}{360}$, dem B. $\frac{61}{360}$, dem C. $\frac{68}{360}$, dem D. $\frac{64}{360}$, und dem Andreas $\frac{100}{360}$ zu; oder noch bestimmter: von den ge= wonnenen 4500 Rthlr. bekomt

| | | |
|---|---|---|
| A | — | 837½ Rthlr. |
| B | — | 762½ – |
| C | — | 850 – |
| D | — | 800 – |
| und Andreas | — | 1250 Rthlr. |

Daß auch eine solche Vertheilung der von den Einsetzern zur Zeit der gesche= henen Einsätze gehegten Absicht auf keine Weise entgegen laufe, leuch= tet aus demjenigen, was bei Erzäh= lung des Falles gesagt wird, deutlich genug hervor, da nicht allein nichts unter ihnen desfalls verabredet wor= den, sondern auch die in den verschie= denen Klassen von jedem Theilnehmer nach einem differenten Verhältnisse geschehene Einsätze nicht absichtlich, um nach solchen sich einen proportio= nirten Antheil bei jeder einzelnen Klasse zu erwerben, sondern blos, weil die Kräfte eines jeden jedesmal nicht mehr zuzuschießen verstatteten, gesche= hen sind, und dann daher sich ergiebet, daß bei Gelegenheit der 4ten Klasse, von denen 4 bisherigen geringsten Theilnehmern ein ansehnlicheres, als nach dem bisherigen Verhältnisse ih= res Zuschusses, nicht deswegen aufge= bracht ward, um dadurch den größe= sten Antheil an einem etwa fallenden Gewinn sich erwerben zu wollen, son= dern blos deswegen, weil ihre Kräfte nunmehro nach vollendeter Erute ver= statteten, dasjenige einigermaaßen nach= zuschießen, was sie bishero aufzubrin= gen nicht im Stande gewesen waren.

O.

## Vom Ursprunge und Wachsthum der Arzeneigelahrtheit.

Wenn Jemand die Heilkunst der Alten mit der jetzigen verglei= chen wolte; so würde er hier und dort vielen Unterschied und manchen Wi= derspruch wahrnehmen. Jene war äußerst einförmig, der Lebensart der da=

damaligen Menschen angemessen, denen Früchte zur Speise dienten und Wasser den Durst löschte. Eine solche Lebensordnung konte nicht viele Krankheiten erzeugen, und die Aerzte hatten kaum ein anderes Geschäfte als:

ἰοὺς τ' ἐκταμνειν, ἐπι τ' ἠπια Φαρμακα πασσειν. Homer. Jl.

Als aber die Menschen diese Simplicität verließen, als die Wollust Köche ersann, die mit Gewürzen und Brühen die Speisen vergifteten, als der Gebrauch des Weins das Wasser verdrängte, als sybaritische Schwelgerei und persische Weichlichkeit die Sitten verderbte; da vermehrte sich auch die Zahl der Krankheiten, und die einförmige Art der alten Aerzte war nicht mehr hinreichend alle diese Uebel zu heilen.

Der thierische Körper ist von dem Schöpfer mit einem Vermögen begabt sich selbst zu erhalten, dessen Ausübung demselben theils willkührlich ist, theils außer den Grenzen seines Willens liegt. Durch wechselsweise Eröfnung und Zusammenziehung, setzt das Herz Blut und Säfte in Bewegung.

Natürliche Ausflüsse von Blut verhüten Stockung und Anhäufung. Der Magen zieht sich zusammen und entledigt sich seines Ueberflusses. Die Empfindung des Frostes drücket die Fäserchen der Haut dichter aneinander und erhält Wärme und Leben. Ein Stäubchen im Auge reitzt die daselbst liegende Drüsen, und Güsse von Thränen waschen den Feind aus. In einer Höhle voll Eiter schwimmt der Splitter unter der Haut, und bahnt durch dieselbe sich selbst einen Weg. Dies ist die Natur des Hippokrates, und bei einer jeden Krankheit sind diese automatischen Hülfsmittel, die in dem Bau des Körpers ihren Grund haben, gegenwärtig. Aber auch bei den unvernünftigen Thieren nimt man dieselben wahr. Durch den Genuß des Diptamkrautes wirft die kretensische Ziege den Pfeil aus, der sie verwundet. Die wilde Sau, welche das Bilsenkraut gelähmt, kriecht an das Ufer und heilt sich mit Krebsen. Wilder Ephen dient dem Hirsche zum Rettungsmittel, gegen den tödtlichen Stich der Erdspinne Φαλαγγιον, und durch ein in die Quere eingebissenes Stückchen Rohr entgeht der ägyptische Frosch der Gefahr, von der grausamen Nilschlange ὑδρος verschlungen zu werden.

Die natürliche Medicin ist so alt, als der thierische Körper selbst, ihm anerschaffen, und viel jünger ist die künstliche nicht, vielleicht vor, vielleicht kurz nach der Sündfluth erfunden. Die ersten Weltbewohner versuchten alles, Kenntniß und Erfahrung leitete sie nicht, und mit Mühe und Gefahr mußten sie sich beides erwerben. Sie bemerkten was hier geholfen und dort geschadet, und schlossen von einem Falle auf den andern. So entstand die Arzeneiwissenschaft. Man nahm den Gebrauch an, die Kranken auf die Landstraßen auszusetzen, und eben das theilnehmende Gefühl, welches noch jetzt beim Anblick des leidenden Bruders

ders zur Ehre des Menschen die Schläge seines Herzens verdoppelt, und mit Rath und Trost den Schmerz zu lindern sich bemüht, wenn gleich der Erfolg nicht stets dieser wohlthätigen Absicht entspricht, entflammte schon damals die Brust roher und ungesitteter Völker, und Niemand ging vor dem Kranken vorbei, ohne ein ihm in ähnlichen Fällen bekant gewordenes würksames Mittel anzurathen.

Ὁι δε σφοδρα παλαιοι και τυς νοσυντας φανερως προσειχον. Τυτων δε ἑκαςος, ἐι τι πρεσφορον ἐχοι παθων ἀυτος, ἡ παθοντα θεραπευσας, ἐφραζε τω δεομένω. Plutarch. & M. Tyr. Diss.

Schulen und Tempel wurden erbauet. In jenen lehrten die Aerzte, in diesen opferten die Geneseten der Isis und dem Aeskulap, und machten die Mittel bekant, wodurch sie gesund geworden. Die Priester verzeichneten dieselben auf Tafeln, und schmückten mit solchen Krankengeschichten, aus welchen sie hernach in Orakelsprüchen antworteten, die Wände der Tempel. Schade, daß Krieg und Brand, diese Schätze des Alterthums, welche die berühmten Städte Orients, Ninive, Jerusalem, Babylon, Persepolis, Alexandrien aufbewahrten, den jüngern Zeiten entrissen. Unter allen Nationen ward von den Aegyptiern die Arzeneiwissenschaft am mehrsten geachtet. Selbst Königen war es hier ein Geschäfte den Bau des menschlichen Körpers zu untersuchen, und durch solche große Beispiele aufgemuntert, vermehrte die Zahl der Aerzte sich dergestalt, daß nach den ägyptischen Gesezzen, über einen jeden Theil des menschlichen Körpers ein besonderer Arzt bestellt ward, und so heilte dieser zum Beispiel die Krankheiten der Augen, und durfte bei den Krankheiten der Ohren nicht Rath geben, die seinem Collegen anvertraut waren. Zween große Zergliederer, Herophylus und Erasistrates, lehrten hier öffentlich die Anatomie, und Missethäter wurden von ihnen lebendig geöfnet. Des blühenden Zustandes ohngeachtet, in welchem die Arzeneiwissenschaft in diesem Lande sich befand, gerieth dieselbe durch die gefährlichen Kriege mit den Syrern und Persern so sehr in Verfall, daß zu den Zeiten Darius, Hystaspis die ägyptischen Aerzte nur auf Vorsprache des Democedes der Kreuzigung entgingen, als sie den König, der sich auf der Jagd durch einen Sprung vom Pferde das Bein verrenkt, nicht heilen konten.

Ἀπικομενων δε και ἀνακομισθεντων των Ὀροιτεω χρημάτων ἐς τα Συσα, συνηνεικε χρονω ὐ πολλω ὑϛερον βασιλεα Δαρειον, ἐν ἀγρη θηρων ἀποθρωςκοντα ἀπ᾽ ἱππυ ςραφηναι τον ποδα κ. τ. λ. Herodot.

Künste und Wissenschaften sind stets durch Kriege verbreitet, und durch diesen Weg kam auch die Heilkunst zu den Griechen. Als die ersten Aerzte unter diesen nennt uns die Geschichte, den Melampus, Chiron, Aeskulap, und dessen Söhne Macham und Podalirius, welche die griechische Flotte nach Troja begleiteten.

Τω αὐθ ἡγεισθην Ασκληπιυ δυο παιδε,
Ιητηρ᾽ ἀγαθω Ποδαλειριος ἠδε Μαχαων.
Homer. Il.

 Das

Das Andenken des Aeskulaps zu ehren, bauete man ihm zu Epidaurus, wo derselbe geboren, einen Tempel, in welchem die Kranken per incubationem geheilt wurden. Seine Nachkommen, die Aesklapii, trieben 500 Jahr mit ausschließendem Rechte in Griechenland die Arzeneikunst, und standen bis zu den Zeiten Pythagoras in großer Achtung, aber durch die erfundene Philosophie desselben, und die nachher von Akron dem Agrigentiner errichtete Sekte der Empyriker geriethen sie in äußersten Verfall, bis der Asklapier Hippokrates, der auf der Insel Ko im ersten Jahre der 80ten Olympiade 294 Jahren nach Erbauung Roms geboren ward, neuen Glanz über sie verbreitete. Nun erhielt die Heilkunst ein besseres Ansehn. Hippokrates reisete, besuchte Tempel und Schulen, und trug alle gesammleten Schätze der Gelehrsamkeit, die er fürnemlich in der Schule zu Knido fand, in seine Schriften ein. Er errichtete die berühmte Schule zu Ko, und stiftete die dogmatische Sekte. Er war ein großer Arzt und Philosoph, und hierin ein Anhänger des Heraklitus, der das Feuer als den Grundstof aller Wesen annahm. Seine übrig gebliebenen Schriften, denn leider sind viele davon verloren, enthalten Schätze der Gelehrsamkeit und Erfahrung. Athen und ganz Griechenland befreiete seine Kunst von der Pest. Hier ward er göttlich verehrt, und sein Andenken segnet die jetzige Welt. Er starb zu Larissa im 85ten, oder wie andere behaupten, im 109ten Jahre. So wie dem Wandel der Zeiten alles untergeordnet ist, so ward auch das blühende Griechenland von den Römern unterjocht. Der siegenden Macht folgten Künste und Wissenschaften, und von der Größe der Römischen Aerzte zeugen die übrigen Schriften des Galenus, Musa und Celsus. Vor Christi Geburt war zu Rom des Asklapiades methodische Sekte bekant, und diese drei Sekten erhielten sich bis in das 6te Jahrhundert, doch behielt die Hippokratische den Preis, und ihr pflichtete Galen bei, der im 2ten Sekulum nach Christi Geburt lebte. Der Zeitraum vom 6ten bis zum 9ten Jahrhundert war für die Heilkunst nicht glücklich, und Dunkel und Unwissenheit hatte dieselbe vergraben. Arabische Aerzte des 9ten und folgenden Sekulums, und der Jude Moses Maimonides bemüheten sich, diese Nacht zu erleuchten, und die Zeiten des 14ten Jahrhunderts waren fruchtbar an Aerzten, aber auch an Partheien, davon einige den Arabischen Aerzten, andere dem Hippokrates, andere der Lehre des Galens, von den Elementen, Temperamenten und Qualitäten anhingen. Die Erfindung der folgenden Zeiten, die Chymie des Theophrast, der Archanus des Helmont, und das System des Sennert konte diese Sekten nicht mit einander vereinigen, bis endlich der Leibarzt des Königs Jakob, Haerveus im Jahre 1628 den Kreislauf des Blutes bekant machte, dessen zwar selbst Hippokrates, wie einige der Meinung

sind, nicht ganz unkundig soll gewesen seyn, obgleich noch lange nach dem Tode desselben allgemein angenommen ward, daß nur in den Blutadern das Blut sich bewege, die Pulsadern hingegen Luft führten. Diese so heftig bestrittene und durch unläugbare Versuche bestätigte Entdeckung, bahnte der Arzneiwissenschaft den Weg zu derjenigen Deutlichkeit, mit welcher jetzt die mehrsten im menschlichen Körper vorkommenden Phänomene erklärt werden, und deren Ursachen bis zu den Zeiten dieser großen medicinischen Reformation dem Auge des aufmerksamsten Beobachters entgingen. Auf diesen entdeckten Kreislauf gründeten sich die mit der Infusion und Transfusion angestellten Versuche des Wrenius und Libavius, welche als unwürksam und gefährlich theils veraltet, theils verboten wurden.

Ob den alten Aerzten etwas von der unmerklichen Ausdünstung bekant gewesen, daran ist wohl nicht zu zweifeln, und bestätigen solches die Schriften des Hippokrats und Galen, aber um die genaue Berechnung derselben hat sich in jüngern Zeiten Sanctorius verdient gemacht, der einen Theil seines Lebens auf der Wagschale zubrachte, und die genommenen Nahrungsmittel mit eben der Genauigkeit abwog, als dasjenige, so sich durch bekante und sichbare Wege vom Körper schied, und hiernach berechnete, wie viel er täglich zu seiner Ernährung verwende, und wie viel unmerklich verdünste. Diesen großen und wichtigen Berichtigungen folgen die Entdeckungen neuerer Zeiten, welche allen Wisschaften ein so sehr verbessertes Ansehn gegeben, daß man von dem Scharfsinn dieser Erfinder, welche τα τε παρεοντα, και τα προγεγονοτα και τα μελλοντα ἐσεσθαι kennen, die glückliche Auflösung einiger streitigen Probleme hoffen darf, die bis jetzt in der Heilkunst etwa noch Grund haben mögten.

Dannenberg. Blanckard, Landphysikus.

---

## Mittel wider die Ratzen.

Mit Erlaubniß aller Kammerjäger des Römischen Reichs will ich hier ein Mittel, die Ratzen zu vertreiben, bekant machen, das sicher und ohne Gefahr ist, und welches ich bewährt gefunden habe. Diese bösen Thiere verfolgten mich in der Scheure auf dem Boden, und sonderlich in dem Käsekorbe, der an dem Giebel angeheftet war. Sie zerfraßen die hölzernen Stäbe desselben, und machten sich neue Oefnungen, wenn die alten verstopft waren. Ich verfolgte sie mit der Falle, ich setzte ihnen Arsenikum mit Speck und Mehl, und tödtete bisweilen eine, aber mußte die Oerter verschloßen halten, daß man nicht Katzen und andere Thiere damit vergiftete,

giftete, und aus dem Fruchthaufen in der Scheure waren sie schwerlich heraus zu bringen. Ein Bekanter von mir ließ dieser schädlichen Thiere wegen einen Haufen Rocken in seiner Scheure umbansen, und schlug bei der Gelegenheit ihrer 150 todt, welche leicht so viel als ein Spann Pferde gefressen haben mögen. Endlich rieth mir ein Freund ein Mittel, welches ich mit gutem Fortgange versuchte. Ich ließ etwa eine Metze weiße Vitzbohnen in Wasser aufkochen, so lange bis sie völlig gequollen waren und zu bersten anfingen. Alsdenn ließ ich das Wasser ablaufen, und die Bohnen, nachdem sie kalt und wieder trocken waren, in Butter braten, so daß sie davon ganz durchdrungen und braun wurden. Nachdem sie kalt waren, streuete ich sie allenthalben auf dem Boden, in dem Käsekorbe, in der Scheure auf den Balken, und wo sie sonst ihre Gänge hatten, umher. Nach ein Paar Tagen waren sie dergestalt vertilget, daß ich nicht die geringste Spur mehr davon antraf. Ich merkte solches zuerst auf dem Fruchtboden. Denn wenn ich die Fruchtscheiben am Tage gleich strich, so waren sie doch bei der Nacht wieder zerwühlt, und man spürte des Morgens allenthalben die Fußstapfen dieses Ungeziefers. Nachdem ich aber besagtes Mittel gebraucht hatte, war keine mehr zu sehen, und es blieb alles in dem vorigen Stande. Meine Käse, welche ihre liebste Speise waren, blieben unbeschädigt. In der Scheure habe ich weder an den Früchten, noch an dem Stroh etwas zerfreßnes gespürt, und es ist also dieses Mittel sonderlich vor der Ernte in den Scheuren zu gebrauchen, um die eingefahrnen Früchte davor in Sicherheit zu setzen. Die gebratenen Bohnen schaden keinem andern Vieh, warum sie aber eben den Ratzen so schädlich und zuwider sind, weiß ich nicht, sie müßten denn was unverdauliches für ihren Magen haben. Die Erfahrung aber hat die Sache bestätiget, deswegen habe ich dieses Mittel dem Publikum nicht vorenthalten wollen. Ein Wirth, der dieses Ungeziefer lange duldet, thut sich selbst großen Schaden, und verräth damit eine unverzeihliche Nachläßigkeit. Sie sind im Stande, die beste Taubenflugt auf einem Boden zu zerstöhren. Stopft man auch die Löcher zu, so brechen sie doch andere Oerter wieder durch, und Gift darf man da nicht hinsetzen.

# Hannoverisches Magazin.

## 95tes Stück.

Montag, den 26ten November 1781.


## Von dem Einflusse der Witterung und einiger Feldschäden in die Kornpreise, auch etlichen hieher gehörenden Vorschlägen.

(Fortsetzung.)

(Siehe das 76. 77. 84. 85. 89. und 90te Stück.)

Ich bin völlig der Meinung, die man schon lange vor mir gehabt hat a), daß sich das Ungeziefer hauptsächlich selbst aufreibt und vertilgt. Stürben sie in oder über der Erde, so müßten sie todt gefunden werden, und es ist recht selten, wie man mich versichert hat, eine todte zu

Eeeee

a) Fame impulsi in se ipsos sæviunt. Jo. *Jonstonus* hist. nat. de quadr. p. 115. Glücklicher Weise treibt sie, sagt **Buffon**, der Heißhunger gemeiniglich an, sich einander selbst aufzufressen, und so zu vertilgen. Viele werden auch von den großen Feldmäusen aufgezehret. Außerdem sind sie ein gewöhnlicher Fras des **Fuchses**, der **wilden Katze**, des **Feldmarders**, und der **gemeinen Wieseln**.„ N. G. d. Th. 4ten B. S. 259. Auch von der **großen Feldmaus** behauptet er: „ihre erstaunenswürdige Fruchtbarkeit wird blos durch die Grausamkeiten in Schranken gehalten, welche sie, bei vorfallendem Mangel an Lebensmitteln, gegen einander ausüben. Aristoteles betrachtet eine so plötzliche Vertilgung als die Wirkung des Regenwetters. Allein die **Katzen** haben vom Regen gar nichts zu befürchten, die **Feldmäuse** hingegen wissen sich dafür zu schützen; denn man wird finden, daß ihre unterirdische Löcher nicht einmal davon befeuchtet werden.„ S. 228. Daß sie der Regen ersäufe, sagt **Aristoteles** nicht gerade zu, sondern nur, daß sie bei anhaltendem Regenwetter in aller Eile verschwinden, *τοτε ἀφανιζονται ταχεως*. Und ich glaube mit ihm, daß der Regen, da er sie in ihre Löcher einsperrt, sie heißhungrig und grausam gegen einander mache, und also ihr Vertilgen durch einander so sehr befördern möge, daß er aus Erfahrung sagen konte, sie hätten sich nach einem anhaltenden Regenwetter verloren. Es müßte freilich ein schrecklicher Guß seyn, der sie in ihren Löchern ersäufte, ein gelinder, auch einige Tage anhaltender Regen zieht ein, und häuft nicht leicht Wasser; indeß rechneten doch die Landleute im J. 1773 ungemein viel auf einen durchdringenden Regen, und was sie häufig für gut halten, das pflegt alt zu seyn. Vermuthlich sind sie, in der Erwartung von Hülfe gegen die Feldmäuse durch Regenwetter, **Aristoteliker**; aber wessen Schüler mögen sie seyn

zu finden. Da es nun aus andern Erfahrungen für ausgemacht zu halten ist, daß sich die Mäuse, wenn es ihnen an Nahrung fehlt, einander selbst dazu machen, so scheint die Meinung, daß sie sich nach der Ernte selbst zum verschwinden bringen, so gewiß zu seyn, als wenn sie von Augenzeugen herrührte.

Es ist keine Einwendung dagegen, daß sie sich den Sommer, da sie aufs Feld zuerst hinaus gehen, nicht selbst wieder vermindern; denn jetzt sind sie noch so zahlreich nicht, daß es ihnen an Futter fehlen könte. Hat sich diese gegen den Winter schon ziemlich angewachsene Kolonie aber den ganzen folgenden Sommer in den Saatfeldern ungehindert vermehrt, so muß sie die in wenigen Wochen geschehene große Veränderung, daß das bisher fast gar nicht betretene Feld, worin sie wohnten, in der Ernte, wenige Stunden der Nacht ausgenommen, stets voll Menschen ist, seiner Früchte beraubt, von allen Hausthieren besucht, und von wilden freien Thieren durchstrichen wird, diese große Veränderung muß sie den allergrößten Theil des Tages in ihre Löcher einsperren, und sie hindern den heiß gewordenen Hunger zu stillen, muß sie also zu der Desperation bringen, daß die stärkern sich von den schwächern in der Höhle, woraus sie die Unruhe draussen zu entfliehen hindert, zu nähren anfangen, bis sie sich einander gänzlich aufgerieben haben. Wie gesagt, gesehen hat das Niemand, aber es bleibt immer so überwiegend wahrscheinlich, daß man es ziemlich, ohne Sorge gründlich widerlegt zu werden, behaupten kan.

Alle diese bisher erzählten oder nur wiederholten Beobachtungen und Folgerungen können indeß höchstens den Freund natürlicher Dinge vielleicht unterhalten, vielleicht zur Mittheilung seiner genauern Beobachtungen und richtigern Folgerungen reitzen, aber der Landwirth steht noch unbefriediget, der Landwirth, welcher nur in der Hofnung geduldig zuhörte, es solte endlich auch ein guter Rath gegen den Schaden von den Feldmäusen kommen; aber, guter Landwirth, ich suche dich mit dem Wunsche zu befriedigen, daß du, wie deine Vorfahren, sagen köntest: trotz allen Feldmäusen! — Zürne mit mir nicht so sehr, große Männer wissen in der Naturgeschichte weniger zu helfen als zu erzählen. — Ey! — Nun, wenn du denn ja die Entschuldigung, die unter Gelehrten gilt, durchaus nicht gelten lassen willst, so nim mirs nicht übel, daß ich dir auch etwas in die Schuhe gieße; verstehst du mich?

Die Landleute meiner Gegend pflegen zu sagen, die Maus habe einen goldenen Zahn, und auf ein Mäusejahr folge ein Segenjahr. Die erste sprüchwörtliche Redensart verstehe ich ver-

seyn mit dem Aberglauben, daß die Feldmäuse erschienen und verschwänden, wenn der Neumond auf einen Sonntag fällt? Das habe ich noch nicht finden können.

vergleichungsweise mit der Schnecke so: gegen den Biß der Schnecke hat die Maus einen goldenen Zahn, wenn nemlich der Schaden, den sie beide im **Herbste** thun, gegen einander gerechnet wird. Bekantlich fällt der hauptsächlich nachtheilige Schneckenfraß im Herbste vor, das Winterkorn, was sie da abfrißt, oder vielmehr aussaugt, ist gänzlich zerstört und kan sich nie wieder erholen. Außer dem Saatkorne was die Maus auflieſt, frißt sie den jungen Kornpflanzen die Blätter umher ab, und läßt die Pflanze selbst in dem Stande, im Frühjahr wieder zu treiben und zu wachsen. Ihre Anzahl ist im Herbste noch nicht so groß, daß sie das härtere der Pflanze mit zu verzehren, und sie also sammt der Wurzel zu vertilgen gezwungen würden. Gegen die Schnecke hat demnach freilich die im Herbste fressende Maus einen goldenen Zahn. Außer dieser Vergleichung aber mögte ich ihn dazu nicht erheben. Sie tödtet im Herbste die Pflanze nicht, das ist wahr, aber man muß ganz auf die dann schädlichere Schnecke sehen, wenn man ihr ein Verdienst daraus machen will. Denn es ist eben so wahr, daß sie manches Saamenkorn aufsammlet und also die Saat dünne macht, eben so wahr, daß die benagte Pflanze ihrer Nebenschosse beraubt und also gehindert wird einen Busch von Halmen in die Höhe zu treiben, eben so wahr, daß sie mit ihren Höhlen manche Pflanze verschüttet und manche so untergräbt, daß ihre Wurzeln sie nur kümmerlich oder gar nicht mehr ernähren, eben so wahr, daß sich die Maus im Vorsommer hauptsächlich von den Nebenschossen erhält, und daher die Anzahl der Halme erstaunlich verringert, und eben so wahr endlich, daß sie, so bald sie Korn in der Aehre vermuthet, den ganzen Halm abbeißt, um an das Korn kommen zu können. Ist der, der diesen Schaden thut, auch außer Vergleichung mit der Schnecke ein goldener Zahn? Ich denke, ein bleierner, oder ein giftiger. In blindem Vertrauen auf die ununtersuchte Wahrheit dieses Sprüchworts aber wird mancher Landmann nicht selber darauf denken, ob dem Mäuseschaden nicht Einhalt zu thun sey, ehe er groß und unabwendlich wird, und wer weiß wie wenige den Rath eines Städters befolgen mögten, wenn man ihnen auch einen zu geben wüßte? Sollen wir euch lehren, was ihr selber viel leichter und sicherer entdecken könnt? Sollen wir Städter etwas sagen, was ihr Landleute so gern mit Spotte verwerft? Warum habt ihr euch von eurem Sprüchworte die Augen zur Unzeit blenden lassen? Weiß der Städter keinen Rath, so ist der Landmann, der ihn leichter wissen könte und doch nicht weiß, wenigstens nicht befugt sich über ihn zu beschweren.

Auf ein Mäusejahr, heißt es weiter, folge ein Segenjahr; dies kan man wohl nicht anders verstehn, als daß die Maus den Acker locker und also fruchtbarer wühle. Auf schwerem Lande, bei welchem Lockerheit bei-

nahe so viel als Fruchtbarkeit ist, muß man dies zugeben, ob gleich der Rokkenpreis des folgenden Jahrs, wenn er auch noch so gering wäre, da kein Beweis hievon seyn kan, wo auf das Winterfeld, welches die Mäuse durchlöchert haben, Sommerfeld folgt. Bauete man in dem Felde, welches dies Jahr die Mäuse bewohnten, künftiges Jahr allemal Winterkorn, auf dessen Gedeihen die Preise hauptsächlich anzukommen pflegen: so bewiese ein in folgendem Jahre geringer Kornpreis die Wahrheit des Sprüchworts. Nach der Geschichte ist er auf einen erlittenen Mäusefraß bald gefallen, bald gestiegen, wie die beliebige Nachricht ergeben wird. Ob man also gleich zugiebt, daß schwerer, fester Boden durch häufige Mäuselöcher lockerer, vermischter, fruchtbarer wird, so ist dieser Vortheil doch wohl auf diesen Boden eingeschränkt, und schwerlich so erheblich, daß man dem Mäusefraße ruhig zusehen und um Mittel ihn zu mindern unbekümmert seyn könte. Die Hofnung, daß auf ein Mäusejahr ein fruchtbares folge, will indeß auch wohl keinen Landwirth gleichgültig dabei gemacht, sondern nur getröstet haben, wie man sich zu trösten pflegt, wenn man keinen bessern Trost hat.

Was thut inzwischen der Landwirth, wenn die Mäuse sein Korn verheeren? Diese Frage kan ich aus der Geschichte nicht beantworten, weil sie mich verläßt; in meiner Gegend sahen die allermeisten zwar traurig, aber doch ganz unthätig zu, hie oder da vergab Jemand mit vergiftetem Korne manche Maus. Sterben mußten wenigstens alle die, welche hievon gefressen hatten; da sie aber erst 1773, als man den großen Schaden von ihnen im Winterfelde gewahr ward, hierauf bewirthet wurden, mithin zu einer Zeit, da sie mitten in unvergiftetem Korne, das sie leicht vorgezogen haben mögen, lebten, und also ferner zu einer Zeit, da sie sich schon ungemein vermehrt hatten, und der Untergang von einigen Hunderten kaum etwas helfen konte; so zweifle ich sehr, daß man die Mäuse durch vergiftetes Korn vertilgen könne, wenn sie bereits einen Winter haben draussen zubringen, das Rockenfeld einnehmen, und im Frühjahre ein Paar mal schon sich haben vermehren können. Mehr müßte dies Mittel würken, wenn man es gleich bei der ersten Spur von Mäusen im Sommer anwenden wolte. Jetzt tödtet man mit einem Paare Mäuse mehr, als wenn man ein Jahr nachher funfzig tödtet. Allein das Feld voller Früchte wird jetzt so nicht durchgegangen, daß man gleich die Ankunft der ersten Mäuse merken solte, das Feld voller Früchte mag sie leicht zu Verächtern unserer vergifteten Kost machen, und vielleicht im Durchschnitte unter zehen Wintern neune sie wieder ohne unsern Beitrag vertilgen: so könte ich auch zu diesem Mittel dem Landwirthe mit Grunde nicht anders rathen, als wenn er Ursachen wüßte einen gelinden Winter, den die Mäuse durchleben könten, zu erwarten. Also auch von

von dieser Seite ist es gut sich auf die Wetterkunde der nächsten Jahrszeit, die vermuthlich zu erlangen steht, zu legen.

Die Landwirthe, welche meine Vermuthung von dem Entstehen der Feldmäuse nicht annehmen, sondern sie für eine eigene Art, die stets draussen lebt, halten, können nun hier nichts weiter erwarten, und ich bleibe nur noch mit denen in Unterredung, welche meiner Hypothese allenfalls beipflichten. Aus dem, was wir beobachtet und vermuthet haben, werden uns die beiden Fragen wichtig, die: läßt sich verhindern, daß die Hausmäuse im Sommer nicht aufs Feld gehen? und diese: läßt sich verhüten, daß sie sich im Herbste nicht ins Winterfeld ziehen? Auf die erste kan man nur, wenn man meiner Meinung ist, achten, die andere wird jedermanns Aufmerksamkeit verdienen, da es vermuthlich allgemeine Erfahrung ist, daß die Mäuse im Winter vorzüglich das Rockenfeld zu ihrem Aufenthalte machen. Ihre Löcher bleiben in den andern Feldern, so lange man sie nicht pflügt, fühlbar, aber sie sind unbewohnt, und die einzelnen, welche man noch spät darin antrift, scheinen junge zu seyn, die den Weg nach dem Winterfelde etwa noch nicht gefunden haben mögen.

Die erste meiner aufgeworfenen Fragen wird man gleich mit ja, und der Einschränkung beantworten, wenn man die Hausmäuse so weit mindern, oder abhalten kan, sich so weit zu vermehren, daß sie einander aus Hunger nicht zu verfolgen und aufs Feld zu jagen nöthig haben. Daß man sie so weit mindern könne, ist wohl so gewiß, als gewiß es ist, daß es nie allgemein, nicht einmal in einem einzigen Dorfe von allen Hauswirthen geschehen werde. Hätte ich demnach den Ursprung der Feldmäuse recht gemuthmaßt: so könte doch die Gleichgültigkeit, welche hier der Landmann so oft beweist, nicht ohne Vorwurf bleiben, wenn er nemlich der Vermehrung der Mäuse in seinem Hause gar nichts entgegen setzt, wie oft genug seyn mag. Die dagegen die Katze halten, die Falle aufstellen, und den so genannten Razzenfänger lohnen, meinen zu thun was man könne. Ich lobe ihre Aufmerksamkeit, und bedaure, daß sie nicht so fruchtbar ist als sie gut ist. In Ansehung der letzt genannten Vorkehrung glaube ich, daß diese Leute Mittel kennen, wovon das Ungeziefer stirbt, **wenn es davon frißt**, ich glaube aber zugleich, daß das Ungeziefer theils zu klug ist um nicht davon zu fressen, und theils aus Hunger nicht genöthiget ist davon zu fressen; will übrigens diesen Leuten ihre vorgebliche Geschicklichkeit in ihrem Fache auf keine Weise absprechen oder nur bestreiten. Es ist schon seit verschiedenen Jahren ein seinen Bestandtheilen nach unbekanntes Mittel, wie eine Salbe eingerichtet, zu haben, wovon die Erfahrung bezeugt, daß es die Mäuse entfernt; ob aber tödtet, oder nur blos verjagt, besagt die Erfahrung nicht entscheidend genug. Da die letzte Würkung für wahrer als die erste gehalten wird: so

so wäre dies Mittel zu unserer Absicht nicht allein unbrauchbar, sondern so gar schädlich; wir wollen die Mäuse mindern, und nicht auch noch durch Witterungen zwingen aufs Feld zu entfliehen. In die Falle gehen sie nur, wenn sonst nichts als die Lockspeise da ist, und daher bleibt sie in vollen Scheuren, Böden und Kammern immer offen stehen. Die Katze ist demnach ihrentwegen ein unentbehrliches Hausthier, und sie thut uns vielleicht von dieser Seite größere Dienste als wir einmal wissen.

Wir sind indeß mit diesen ziemlich gewöhnlichen Mitteln unserer Absicht noch nicht gar nahe gekommen, und es scheint demnach, daß einer größern Ausbreitung der Mäuse, als in jedem Gebäude Unterhalt finden, schwerlich wird gewehrt werden können. Von größerer Würkung zu diesem Zwecke mögten einige Verfolgungen im Sommer seyn. Es giebt jeden Monat regnigte Tage, derer einen man hierzu ohne andern Nachtheil anwenden kan. Man macht nemlich, besonders im Mai, Junius und Julius einen Theil des Gebäudes vollends ledig, verstopft alle Mauselöcher, und läßt ihn offen, daß Hund und Katze, Marder und Eule hinein kommen können. Was nun beim Aufräumen in seinem Loche nicht saß, daß wird entweder erschlagen und bleibt theils zur Lockung der übrigen Verfolger da liegen, oder von jenen Feinden erhascht, ehe es sich wieder eingraben und retten kan. Was aber in seinem Loche war, daß muß sich aus Hunger gleich wieder durcharbeiten, oder sich unter einander verzehren, und es wird in jenem Falle so bald zum Raube als es sich sehen läßt. Nähme jeder Landwirth in diesen dreien Monaten seine sämtlichen Gebäude nur einmal stückweise so vor: so liesse sich fast dafür einstehen, daß die Mäuse keine Kolonien ausjagen könten. Wo das Ausräumen und Oefnen auf ein Paar Tage nicht anginge, da könte man die oben erwehnte Mausesalbe niederlegen, um sie aus diesem Theile in den benachbarten, den man ausräumen dürfte, zu vertreiben. Das Mittel scheint mir nirgend große Schwierigkeiten zu haben, da man auf den größten Gütern, wo selten ein großer Raum ganz leer zu machen steht, und die weitläuftigsten Gebäude sich befinden, durch Hülfe der Salbe das Ungeziefer dahin jagen kan, wo es wenigstens so weit gemindert wird, daß es keine Ernten mehr mindern kan.

Wer indeß meiner Meinung nicht ist, und dies übergeschlagen hat; erfand inzwischen vielleicht ein Mittel, die nun schon da seyende Feldmaus vom Winterfelde abzuhalten, oder darin zu vertilgen. Das erste wird schwer seyn und kaum mit Ernste versucht werden, weil man darauf rechnen mögte, daß im Durchschnitte neun unter zehen Wintern sie ohne unsern Beitrag tödten würden. Wie? wenn sie der zehnte aber nun leben läßt? Wird man ihnen auch im Frühjahre noch schaden können? Und wenn mans kön-

könte, haben sie nicht im Herbste schon viele Pflanzen verdorben und viele geschwächt? Doch, vermuthlich wird man im Vertrauen auf den Winter, ehe auf ein Frühlings- als Herbstmittel denken, und darin übereinkommen, daß es aufs zeitigste im Merz, so bald man das Daseyn der Mäuse spürt, angewandt werden müsse? Aber welches? In Wahrheit, ich weiß keins. Glauben solte man aber, daß sie zu vertilgen wären, wenn sich einige Dorfschaften vereinigten, alle Mäuselöcher mit der ausgeworfenen Erde zu verstopfen und zuzutreten, welches an einem heitern Merztage beinahe durch die Schuljugend und ohne Nachtheil des Feldes auszurichten stünde. Den folgenden Tag brauchte nur die Hälfte der Kinder die neuen Oefnungen wieder zuzutreten, und damit nur etliche Tage fortzufahren, so wäre der Zweck, daß sie sich einander selbst tödten müßten, ohne Zweifel erreicht. Wolte man einige vergiftete Körner in jedes Loch, ehe man es schlösse, streuen: so käme man noch früher und sicherer dahin. Jetzt hat man wenige zu tödten, und kan sie durch verschlossene Löcher hungerig machen; im Junius komt man mit dem Gifte zu spät. Das bloße Zutreten ohne Gift durch die Schuljugend kostet der Dorfschaft nichts und schadet im Merz dem Korne nicht, nach den angeführten Beobachtungen aber frißt eine hungrige Maus die andere; wenn demnach, unter der Nachsicht des Bauermeisters oder Schullehrers, in einem Nachmittage alle Mäuselöcher möglichst dicht mit der davor liegenden ausgescharrten Erde zugetreten wären, wenn am folgendem Morgen unausbleiblich wieder nachgesehen und jeder aufs neue durchgearbeitete Eingang noch fester mit Erde gefüllt, und diese Nachsicht zweimal wiederholt, und also einige Tage hindurch den Mäusen durchaus kein freier Ausgang verstattet würde; und wenn man hiezu so viele Katzen, als sich aufs Feld locken ließen, oder alle die Hunde, welche auf Mäuse gingen, mitnähme, auch vorher die schon ehemals vorgeschlagenen 2 oder 3 Fuß hohen Pfäle mit einem Rasen oben auf hie und da in die Furchen als Warten gesteckt hätte, von welchen Krähen und Eulen den außer dem Loche etwa befindlichen Mäusen bequem aufpassen und sie, ehe sie sich aufs neue eingraben, wegfangen könten: so müßten, entweder jene alten und neuen Beobachtungen von dem Heißhunger der Mäuse falsch seyn, oder die Thiere werden itzt durch dies Einsperren durchaus gezwungen, sich einander anzugreifen und aufzureiben b).

Man wird zwar diese Folge nicht gleich

b) Palladius führt folgendes Mittel, theils wieder aus einem ältern Ackermann, an: adversus mures agrestes Apuleius asserit semina bubulo felle maceranda antequam spargas; nonnulli rhododaphnes foliis *aditus eorum claudunt*, qui rosis his, dum in exitu nituntur, intereunt. — Mures rusticos, si querneo cinere

gleich zugeben, sondern sie damit unsicher machen, daß man während dieser Sperrung die Mäuse an ihren eingesammleten Vorrath verweißt, und sie so klug macht, eine solche Frühlingssperre zu wittern, und sich darauf mit Vorrathe zu versorgen. Ich bin dagegen aber so dreist, die Vorrathskammern **der kleinen Feldmäuse** zu bezweifeln, ob ich gleich wohl weiß, daß sie der Herr von **Büffon** behauptet c). Man höre nur erst! In das Winterfeld kan die Maus nicht ehe ziehen, und Niemand wird sie im Herbste früher darin antreffen, als bis es besäet, und nun gleichsam in Ruhe gesetzt ist. Nach aller Erfahrung bei uns macht sich die Maus ihr Winterlager erst im October. Wo will sie nun Getreide, Haselnüsse und Eicheln, womit sie **Büffon** ihre Löcher füllen läßt, jetzt hernehmen? Jetzt ist bei uns kein Getreide mehr draußen, als der gesäete und ziemlich bald keimende Rocken und Weitzen, davon die etwa nahe liegende Maus freilich wohl naschen mag, der aber nicht so häufig von allen Mäusen zum Wintervorrathe weggetragen wird, daß sie lange davon leben könten, denn das müßten wir an der grünen Saat sehr spüren; man sahe aber im Herbste 1772 das Winterfeld eben so bewachsen, als wenn keine Maus draußen gewesen wäre. Und hier herum kan Niemand glauben, daß dies Thierchen vermögend sey, den Weg aus dem Felde, wo es hauset, in der Zeit, da die Eichel und die Nuß fällt, so oft nach dem Holze oder Busche zu thun, um sich mit einem Wintervorrathe versorgen zu können.

Der Schluß folgt künftig.

cinere aditus eorum satures, attactu frequenti scabies occupabit ac perimet. I, 35, 9. 11. Eben der Apulejus hat auch folgendes Mittel: chartam accipe, & in ipsam hæc scribe: adjuro mures omnes hic comprehensos, ne me injuria afficiatis ipsi, neque alium sinatis. Do enim vobis agrum hunc, & nominas qualem. Si vero vos amplius hic existentes deprehendero, assumta deorum matre, distraham vos in septem partes. Hæc ubi conscripseris, chartam in regione ubi sunt mures, ante solis ortum agglutinato, ita ut literæ foras prospectent, ad lapidem sponte naturæ productum. *Geopon.* L. XIII, 5.

c) N. G. d. vierf. Th. B. 4. S. 257. Vor ihm hat schon **Virgilius** die Vorrathskammern einer Mauseart behauptet:

— — sæpe exiguus mus
subterris posuitque domus atque horrea fecit —

Georg. I, 181 f. Ich leugne auch keinesweges, daß es Mäusearten giebt, die eintragen, was ich aber gegen das Eintragen der kleinen Feldmaus zu erinnern habe, scheint mir doch so erheblich, daß ich das exiguus des Dichters nicht für eine Bezeichnung derselben, sondern für ein in den Vers gut passendes Beiwort des ganzen Geschlechts ansehe.

# Hannoverisches Magazin.

96tes Stück.

Freitag, den 30ten November 1781.


## Von dem Einflusse der Witterung und einiger Feldschäden in die Kornpreise, auch etlichen hieher gehörenden Vorschlägen.

(Schluß.)

Oft ist auf Meilen kein Eichenwald und kein Haselbusch in der Nähe, oft trägt die Eiche nicht, und wie genau wirds, wenn sie trägt, ausgerechnet, wie viele Schweine sie mästen könne! In vielen Gegenden läßt die Jugend und die Armuth kaum eine Nuß so reif werden, daß sie fällt. Hier herum kan es also Niemand glauben, daß sich die kleine Feldmaus mit Winterspeise aus den Waldungen zu versehen im Stande sey. Wie nun diese Behauptung unter die unglaublichen Dinge gehört, so gehört sie auch unter die unnöthigen. Die Maus legt sich ins Winterfeld, das heißt, mitten in einen Ueberfluß von Speise. Sie ißt den grünen jungen Rocken mit vielem Appetit, und verschmäht auch im Vorsommer den härtern Halm so lange nicht, bis das Korn reif ist; warum solte sie bei der Nahrung vor der Thür, den ihr so mühsamen und so gefährlichen Weg nach dem Holze, wenn er auch ihren Kräften möglich wäre, um einer so entbehrlichen Eichel willen machen? Endlich ist es bei unserer kleinen Feldmaus durchaus wider alle Erfahrung, daß sie Winterspeise sammelt. Denn in dem Winter, den sie durchlebet, sehen wir sie den Rocken fressen, der um ihre Wohnung hersteht, selbst unter dem Schnee versichert man, daß sie sich Gänge dahin mache; warum frißt das Thier mit Unbequemlichkeit und Gefahr draussen, wenn es in seinem Baue Futter hat? Das thut sonst kein anderes Thier von denen, die eintragen. Wir sehen oft im Sommer Mäuse auf dem Felde, die sich im Herbste ins Winterfeld lagern, der Winter aber tödtet sie, und wir sehen im Frühling keine weiter. Dies ist sehr bekannte Erfahrung. Nun laßt uns annehmen, daß sie, wie Herr von Büffon will, ihre Löcher mit Getreide, Eicheln und Nüssen gefüllt haben, und laßt uns fragen, ob sie der Winter nie ehe tödtet, als bis sie ihren

ganzen Vorrath verzehrt haben? Muß man hier nicht antworten, daß sie unser strenge Winter tödten müsse, so bald er früh komt? Ohnfehlbar giebt es bei uns Winter, in welchen die Feldmaus umkomt, ehe sie den angeblichen Vorrath aufgegessen. Dieser angeblich übergebliebene Vorrath liegt nicht tief in lockerer wohl zubereiteter Erde; muß die Eichel und die Nuß hier nicht keimen, nicht freudig hervorwachsen? Und doch sieht Niemand im Rockenfelde Eichen- oder Nußpflanzen, die unserm scharfsehenden Ackermann gewiß nicht unbemerkt bleiben würden. Wir wollen sogar gegen alle Erfahrung zugeben, daß die Maus den Keim ihres Wintervorraths zernichte, und also das Aufwachsen hindere, so wird man doch da, wo man die Rockenstiege in die Furche stellt, um gleich den Acker tief wieder umpflügen und zur Rübenernte zubereiten zu können, die noch vorräthigen Eicheln und Nüsse finden müssen. Da man sie nun nicht findet: so ist bei uns alles der Behauptung des Herrn von Büffon entgegen, und wir wissen aus Erfahrung nicht anders, als daß *unsere kleinen Feldmäuse nicht eintragen*, sondern, so lange ihnen der Winter das Leben läßt, von den Früchten leben, unter welchen sie ihre Wohnung bedächtlich genug genommen haben. Sind sie nun darin mit Vorrathe nicht versehen; und steht es für ausgemacht zu halten, daß sie sich zur Zeit des Mangels eine von der andern nähren: so scheint es über allen Zweifel zu seyn, daß sie die Sperrung des Ausgangs zum Futter bald genug zu der Desperation bringen müsse, einander selbst zu tödten.

Ob nun gleich das vorgeschlagene Mittel sie einzusperren so ganz ohne alle Kosten und Bedenklichkeiten angewandt, und nach richtigen bisherigen Beobachtungen die abgezweckte Würkung des Einsperrens ganz sicher erwartet werden kan: so gebe ich doch meinen Vorschlag noch für nichts weiter als, aufs allerhöchste, für ein ziemlich aufgestuztes Projekt aus; darum für nichts mehr, weil ich ihn noch nicht habe realisiren können, und weil sich alle Vorschläge viel leichter auf dem Papiere entwerfen als in der Natur ausführen lassen. Hat man dort auch würklich rings herum auf alle Hindernisse gesehen, so zeigt sich doch hier noch so oft eine Friction, die man übersah, oder nur in der Natur, nicht auf dem Papiere sehen konte. Um indeß die Lust zum versuchen noch etwas zu stärken, bitte ich nochmals an das gewöhnliche Verschwinden der Mäuse nach der Erndte zu denken. Es ist Erfahrung, daß sie sich dann verlieren; daß sie der Neumond auf den Sonntag, oder ein gewisser noch unbekannter Wind, oder eine verabredete Wanderung entfernen solte, das wird man doch im Ernste wohl nicht annehmen. Sie verlieren sich, der Beobachter sagt, weil sie sich selbst eine die andere auffressen, und sie fressen sich einander, weil das Feld von Früchten leer, und so unruhig wird, daß die Maus sich ent-

entweder nicht heraus aus ihrem Loche wagt, oder draussen nichts mehr findet. Läßt sich nichts gegen diese Behauptungen mit Grunde einwenden: so ists wahr, daß sich durch Einsperrung hungrig gemachte Mäuse einander vertilgen, und so ist die Einsperrung ein sicheres Mittel sie los zu werden, ehe sie sich bis ins Unzählbare vermehren.

Ich wünsche freilich, daß mein Vorschlag noch lange mögte im Frühjahr nicht versucht werden können, im Herbste aber kan er gewiß irgendwo beinahe alle Jahre versucht werden, weil wenige Sommer hingehen mögen, wo man nicht auf irgend einer Feldmark Mäuse spüren solte. Wolte man vorgeschlagener maaßen an den letzten guten Octobertagen, da die Vermuthung ist, daß die Mäuse sich nun sämtlich ins Winterfeld gezogen haben, die Sperrung vornehmen: so würde es sich, wenn ein früher Schnee nicht die Beobachtung hinderte, im November schon genug ergeben, ob die Maus hiedurch zu vertilgen sey oder nicht. Es ist hier freilich gewöhnlicher, daß der Winter die Mäuse tödtet, als daß er sie leben läßt, dennoch scheint mir der Versuch sie zu vertilgen sicherer und vortheilhafter im Herbste als im Frühjahr zu seyn, nicht bloß deswegen, weil dadurch der Schaden im Herbste gemindert oder größtentheils abgewandt wird; sondern auch deswegen, weil im Frühjahr die Witterung so lange der Mäusesperre ungünstig seyn könte, bis sich das Ungeziefer schon zu sehr gemehrt hätte, und nicht mehr einzuschließen wäre. So lange Frieren und Aufthauen abwechselt, läßt sich mit der ausgeworfenen Erde das Mauseloch nicht leicht zutreten, und so unbequem an aufgethauetem oder beregnetem Boden fortzukommen steht: so nachtheilig wird der Gang darin den Früchten. Es muß bei guter Zeit im März so trocken seyn, daß sich der kleine Hügel vor dem Mauseloche bequem mit dem Fuße hineinscharren und damit das Loch fest zutreten, bequem ein Kloß aufnehmen, zerdrücken, und mit seiner Erde durch Hülfe des Fusses ein Loch fest schließen läßt. Hindert das die Witterung bis in den April, oder gar bis in den Mai, so leidet es das Korn nicht mehr, oder es hilft bei der nun schon zu großen Menge von Mäusen nichts mehr. Sie lagern sich gern in den an den Aeckern herziehenden Aengern, Graswegen, u. d. gl. Daher ist es nöthig, daß man bei dem vorgeschlagenen Versuche stets einen Kloß in der Hand führe, um ein Loch im Anger, dessen Erde sich im Grase zu verlieren pflegt, gleich schliessen zu können.

Es ist noch wohl kaum des Erinnerns werth, daß ich bisher ohne Ausnahme von der kleinen Feldmaus, die Hr. von Büffon campagnol nennt, und ganz nicht von der größern, die mulot bei ihm heißt, geredet habe. Wir haben diese größern auch, und ich könte auch wohl ihre Naturgeschichte mit einer Vermuthung bereichern, man hat sich aber ohne Zweifel längst müde genug an den Feldmäusen gelesen, und ich

ich muß erst erwarten, ob man solcher einseitigen Vermuthungen mehrere von mir zu lesen verlangt.

Diese seit 1773 zerstreuet gelegenen Gedanken hätte ich vermuthlich nie gesammlet, wenn mich nicht die unvermuthete Ansicht so vieler Feldbeschädigungen durch die Mäuse dazu getrieben hätte. Die die Bekantmachung meiner Vermuthungen jetzt, da wir Gottlob! dies Ungeziefer nicht sehen, für unzeitig halten, belieben sich zu erinnern, daß man einen ganzen Staat, billig auch den Landwirth, glücklich schätzt, der zur Zeit des Friedens an den Krieg denkt. Sie wird vielleicht durch genauere Beobachtungen bestritten, und dadurch auf die Zeit, da man sie nöthig hat, brauchbar gemacht.

Eben die Ansicht ehemaliger Feldbeschädigungen reißt mich zugleich, nähere Untersuchungen des Nachtheils, den die Schnecke den Feldfrüchten, besonders im Herbste verursacht, wenn ich könte, zu veranlassen. Seit 1771 hat man hier herum zwar keinen merklichen Schaden weiter von ihnen gehabt, die Erfahrung aber, welche man damals gemacht, und die gegenwärtige Ruhe könten Hülfsmittel mittheilen, und eine Untersuchung darüber befördern, wodurch sie dereinstens die beste Brauchbarkeit erhielten. Frißt die Schnecke schon, so komt der gute Rath gemeiniglich zu spät. Und bei der Menge von Hülfsmitteln gegen sie, die bereits versucht und unfruchtbar gefunden sind, hält nun der Landwirth gewiß keins für würksam, ohne deutlich darüber belehrt, und mit seinen selten unerheblichen Einwendungen gehört zu seyn, und dazu gehört mehr Zeit, als man noch hat, wenn die Schnecke schon da ist.

In meiner vorgelegten kleinen Witterungsgeschichte findet sich, wie schon bemerkt, der Schaden von der Nässe sehr oft, der von der Schnecke aber nicht über ein Paar mal ausdrücklich genannt. Ich habe mich schon bei dem J. 1663 darüber kurz erklärt, warum ich ihn öfter als er angegeben wird vermuthe. Wir haben in unsern Tagen kaum einen nassen Sommer und Herbst erlebt, ohne die Schnecke gesehen zu haben, solte sie bei der häufigen Nässe voriger Zeiten nicht auch da gewesen seyn? Auch die Menge von Mitteln gegen sie macht es wahrscheinlich; wie es die bisherige Unwürksamkeit derselben jedem Patrioten zur Pflicht macht, auf kräftige Gegenanstalten bedacht zu seyn, und sie vorzulegen, wenn man Zeit hat sie zu prüfen. Hier ist ein geringer Einfall, den man nach Belieben prüfen und verwerfen mag.

Es scheinen mir zwo sichere Erfahrungen zu seyn, die erste, daß sich die Schnecke nicht auf dem Sandlande findet; und die andere, daß sie, wenn sie nicht frißt, nicht auf dem ebenen Acker bleibt, sondern unter einen Kloß kriecht. Darf ich daraus schließen, daß sie, außer der Mahlzeit, einen Kloß zu ihrem Aufenthalte nöthig hat, so wohnt sie ohne Zweifel deswegen auf dem Sande nicht, weil sie da keinen Kloß zu ihrer Wohnung antrift. Aber warum

um mag sie wohl nur bei Nacht fressen, und sich bei Tage verbergen? Ich vermuthe, daß ihr die Sonne auch mit ihren mattern Herbststralen, auch wenn sie nur zuweilen durchbricht, zu warm scheint, weil sie nackend ist; der leichter erwärmte unschrolligte Sand kan also aus dieser doppelten Ursach ihr Aufenthalt nicht seyn. Sind dies sichere, auch von andern gemachte Erfahrungen, so wird folgen, daß das beste Mittel gegen die Schnecke sey, ihr keinen Kloß zur Zuflucht gegen die Sonnenstralen zu lassen, sie der Sonne Preis zu geben, und sich dieselbe also auch von dieser vielleicht noch unbekannten Seite wohlthätig zu machen.

Ist der Vorschlag zu unkünstlich? Ich lasse gern jeden denken wie er will, und denke indeß immer fort, daß alle Mittel gegen schädliche Thiere und Seuchen entweder sehr einfach, oder unfruchtbar sind. Wie bin ich daran, sind nicht unsere großen Aerzte jetzt auch der Meinung, daß mit einer kleinen Veränderung in der Lebensart, und einem einfachen Arzneimittel sich schwere Krankheiten abwenden und heben lassen

Wer indeß den Vorschlag zur Ueberlegung annimt, wird leicht das empfolne Mittel bald unthunlich, bald von einer andern Seite nachtheilig halten, und ich muß also auf beides antworten. Es ist wahr, daß es in nasser Zeit viele Schrollen giebt, und daß sie die Egge nicht alle zerreißen kan. Aber man kan sie doch mit eben dem Klümper, wie man ihn heißt, zerschlagen, mit welchem das schrollige Gerstenfeld geebnet wird. – Das ist eine neue, bisher noch nicht im Gebrauche gewesene Arbeit. – Wahr, aber doch eine Arbeit, die, wenn sie ihren Zweck erreicht, wenigstens hundertmal einbringt, was sie kostet. Ein ehrlicher Arbeiter kan in einem Tage unzählich viele Klöße zerschlagen und ihre Erde zerstreuen. Finge er mit dem ersten Anbruche eines hellen Tages an, und schlüge nur bis 9 oder 10 Uhr hin, damit die Mittagssonne die Schnecke ohne Schutz anträfe: so hätte er für etwa 5 Groschen Tagelohn, im Fall ich richtig gemuthmaßt habe, dem Eigenthümer der Aecker leicht 25 Rthlr. Vortheil gestiftet. Und weiter ist doch nichts unthunliches dabei, als daß man in den doch nicht gar häufigen nassen Herbsten, die den Schneckenfraß fürchten lassen, einige Tagelohne ausgiebt, die man bisher nicht ausgegeben. Giebt man sie aus, so bald ein Acker oder eine Breite besäet ist, so komts auf die Erfahrung an, ob sich die Schnecke darauf zeigte. Sie würde aber, wird man sagen, dann in die Erde kriechen, wenn sie keinen Kloß mehr fände. – Das kan seyn, und dann ist mein Vorschlag unkräftig, und ich weiß keinen Rath gegen sie; aber auf dem Sande darin sie im nassen Herbste ihre Höhle auch haben kan, ist sie doch nicht; scheints nicht doch so, als wenn sie zu ihrer Subsistenz den Kloß nöthig hätte? Beinahe findet man unter jedem eine, auch wohl etliche, solte diese Menge auf einem rauhen Acker nicht hinlänglich seyn, ihn so weit zu verderben als er

verdorben wird? Verderbt ihn aber nur die Schnecke, welche bei Tage unter dem Kloße liegt, so bleibt der Acker ja wohl verschont, wenn der Kloß und so manche Schnecke mit ihm zerschlagen, und die übrigen an die Sonne, die sie fliehen, gezogen werden. Künftig gefällige Versuche werden entscheiden.

Die das Zerschlagen der Klöße für nachtheilig, vor dem Winter halten, weil sie dem Korne Schutz geben sollen, scheinen nicht zu bedenken, daß diese Hofnung ohne Grund, und der Kloß immer nachtheilig ist. Wie groß müßte er doch seyn, wenn er gegen den streichenden Erdwind schützen solte? Eben deswegen, weil ihn unser Weizen und Rocken vertragen können, heissen sie Winterkorn. Und der Kloß, den man vielleicht vom Aufreißen der Brach an bis zum künftigen Frühling, da ihn das Thauwetter zertheilt, liegen läßt, enthält der nicht ungebesserte Erde? verschlimmert der nicht mit dieser die, welche Sonne, Luft, Dünger und Vermischung gebessert hatten? hindert der nicht Pflanzen zu wachsen wo er liegt? Man zerschlage ihn ja, ich wünsche, daß man die Schnecke damit vertreibe, und ich bin gewiß, daß man den Acker damit verbessert.

Multum adeo, rastris glebas qui frangit inertes,
Vimineasque trahit, crates, juvat arva —

sagt schon **Virgil** Georg. I, 94. f. und **Palladius**: servandum est, ne inter Sulcos non mota terra relinquatur. Glebæ omnes dolabris dissipandæ sunt.

**W.** **R.**

---

## Von der Würkung des Pulvers in den Schießgewehren.

Ob zwar gegenwärtige Abhandlung nur Militärpersonen, Jäger, Jagdliebhaber und Gewehrfabrikanten interessiren dürfte; so hat man doch deren Bekanntmachung nicht zurückhalten wollen, indem auch andere Leser dadurch den Satz bestätiget sehen werden, daß man den hergebrachten Meinungen in physikalischen Dingen nicht anders trauen darf, als in sofern sie durch richtige Erfahrungen und Versuche bestätiget sind.

Von jeher haben alle Büchsenmacher, Jäger und Schützen es für einen ausgemachten Satz gehalten, daß ein Schießgewehr alsdenn mit gewöhnlicher Ladung stärker zurückstoße, wenn das Zündloch entfernt von der Schwanzschraube und nicht dicht vor derselben sitzet.

Die Büchsenmacher haben daher zum Theil die Gewohnheit, daß sie sogar eine Krinne in die Schwanzschraube an der innern Seite, wovor das Pulver zu liegen komt, feilen, damit sie noch weiter mit dem Zündloche zurückgehen können.

Sie behaupten, daß auf diese Weise das in den Lauf geladene Pulver von hinten zu angezündet würde, und daß

dieses nothwendig sey, um zu verhüten, daß dasselbe rückwärts würke, und den Lauf mit samt dem Schaft zurücktreibe.

Man wird sich vergeblich bemühen, eine Erklärung oder Beweis dieses Satzes aus physikalischen oder mechanischen Gründen von den Büchsenmachern und Schützen zu erhalten, und der daher entstandene Zweifel gegen dessen Richtigkeit hat folgende Versuche veranlaßt, deren Erzählung nicht unnütz seyn wird, weil sie in der Sache einen Aufschluß geben, der so viel man weiß, noch nicht allgemein bekant ist.

Man nahm zuerst einige Gewehre, durchgängig von einerlei Größe, Kaliber und Form, worunter sich jedoch etliche befanden, woran die Schwanzschraube nach Angabe der Büchsenmacher, zu kurz, und das Zündloch zu weit vorgerückt war. An den übrigen aber fand sich das Zündloch dicht vor der Schwanzschraube, und war nach dem Urtheile der Büchsenmacher gehörig eingerichtet, um keinen Zurückstoß zu verursachen. Alle diese Gewehre wurden mit gleicher abgewogenen Ladung desselben Pulvers und mit Kugeln von gleicher Schwere mehrmalen geladen, und darauf unter Schützen ausgetheilet, denen die Beschaffenheit der Gewehre nicht bekant war. Bei dem verschiedenen Abfeuren derselben, bemerkten die Schützen keinen Unterscheid in dem Zurückstoßen dieser Gewehre, und man fand nicht, daß solches bei denjenigen merklicher sey, woran das Zündloch von der Schwanzschraube entfernet saß.

Da es bei diesem ersteren Versuche blos auf das Gefühl des Schützen in seinem Backen und Schultern ankam, welches trieglich seyn konte, so war man auch damit nicht zufrieden, sondern suchte der Sache auf folgende Weise näher zu kommen.

Es wurden drei ungeschäftete Flintenläufe von gleichem Kaliber, Länge und Form genommen, und sie wurden auch genau gleich schwer gemacht. An dem einen befand sich das Zündloch dicht vor der Schwanzschraube. An dem zweiten war es in der Mitte der Pulverkammer, das ist desjenigen Raums, den das Pulver hinten im Lauf einnimt, angebracht. An dem dritten Laufe lies man hingegen das Zündloch nach vorn zu, wo die Ladung des Pulvers aufhöret, einbohren.

Die Entzündung des Pulvers geschahe also in dem ersten Laufe hinten, in dem zweiten in der Mitte, und in dem dritten vorn, wo die Kugel auflieget.

Nach dem Grundsatze der Büchsenmacher mußte man also voraussetzen, daß die beiden leztern Läufe weit stärker wie der erstere, zurückstoßen würden.

Um dieses zu erfahren, befestigte man diese Läufe einen nach dem andern auf einem schmalen Brette, welches gleich einem Wagen mit vier sich leicht bewegenden Rädern versehen war, und ein stark befestigtes Stoßbrett hatte, gegen welches die Läufe mit dem Bo-

Boden und der Schwanzschraube festgerichtet wurden.

Zugleich hatte man eine 40 Fuß lange glatt gehobelte Tafel zubereiten lassen, auf welche das mit Rädern versehene Brett gesezt werden konte, um durch sein Zurücklaufen die Würkung des Stosses von dem auf dem Brette befestigten Laufe zu bezeichnen.

Vor die Tafel legte man ein grosses zusammen geleimtes Papier, um zu sehen, wie es mit dem gewöhnlichen Verstreuen des Pulvers bei dem Abfeuren der Läufe ausfallen würde.

Nachdem dieses alles zubereitet war, sind die Läufe, nachdem man sie einen nach dem andern auf dem Wagen befestiget hatte, mit gleich schwerem Pulver und Kugeln jedesmal geladen, und mehrmalen, auch an verschiedenen Tagen abgefeuret worden, wobei man denn auf das Zurücklaufen des Wagens mit dem Laufe genau Acht hatte.

Das zusammen genommene Resultat aller dieser Versuche gehet nun dahin, daß keiner dieser Läufe einen merklichen Unterscheid vor dem andern in der Stärke des Zurücklaufens gezeiget hat. Es verdient aber dabei angemerkt zu werden, daß die 40 Fuß lange Tafel nicht lang genug war, sondern die Läufe liefen noch weiter fort. Man half aber diesem durch Elevirung der Tafel um etwa 4 Grad ab, so daß die Läufe mit dem Wagen etwas bergan laufen mußten.

Man verband mit diesem Versuche noch einen zweiten. Es ward nemlich ein Gewicht von einem halben Pfunde von Eisen an einem 6 Fuß langen Faden über den abzufeurenden Lauf aufgehangen, und es solchergestalt eingerichtet, daß das Gewicht hart hinter dem Stoßbrette des Wagens hing, und solches berührte, folglich den Eindruck von dem Zurückstoße des Laufs empfinden mußte. Es war klar, daß dieses einem Pendul gleichende Gewicht um so stärker bewegt werden mußte, je stärker der Stoß des Laufs war, und hiedurch suchte man dessen Gewalt mit abzumessen, indem man einen Gradbogen von 6 Fuß im Radius angebracht hatte, an welchem sich die Erhebung des Penduls abnehmen ließ.

Bei diesem Versuche äußerte sich, daß das Gewicht um einige 6 bis 8 Grad höher von denjenigen Läufen getrieben ward, worin das Pulver in der Mitte und von vorn entzündet ward.

Ferner äußerte sich bei der Abfeurung einer dieser lezten Läufe, daß das sogenannte Stoßbrett des Wagens, gegen welches die Läufe mit der Schwanzschraube festgerichtet wurden, bei dem Abfeuren eines Laufs, woran das Zündloch in der Mitte der Pulverkammer saß, zerbrach, ohnerachtet es von festem eichen Holze war.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

97tes Stück.

Montag, den 3ten December 1781.

## Von der Würkung des Pulvers in den Schießgewehren.

(Schluß.)

Vor allen Dingen muß aber dasjenige bemerket werden, was sich auf dem vor der Mündung der Läufe ausgebreiteten zusammengeleimten Papier zeigte. Es fanden sich nemlich bei der Abfeurung des Laufs Nr. 1., wo das Zündloch hinten saß, jedesmal eine nicht kleine Anzahl unentzündeter Pulverkörner auf dem Papiere verstreuet, die aus dem Laufe mit heraus gefahren waren, ohne Würkung gethan zu haben.

Bei dem Laufe Nr. 2., wo das Zündloch in der Mitte des Pulvers saß, fanden sich sehr wenige dergleichen Pulverkörner. Und bei dem Laufe Nr. 3. worin das Zündloch am weitesten von der Schwanzschraube saß, gar keine.

Aus diesen Versuchen läßt sich nun meines Bedünkens schließen, daß es freilich nicht ganz gleichgültig sey, an welcher Stelle das Zündloch in einem Schießgewehre angebracht wird, daß es aber eine irrige Meinung sey, wenn man glaubt, das Pulver stoße mehr rückwärts als vorwärts, wenn es von hinten angezündet wird.

Es wird nicht überflüßig seyn, für diejenigen, die noch keinen rechten Begrif von der Würkung des Schießpulvers haben, hier etwas davon voraus zusetzen, weil ohne diese Grundsätze sich der Erfolg jener Versuche nicht erklären läßt.

Es ist bekant und ausgemacht, daß die Würkung des Schießpulvers von der in dem Salpeter enthaltenen besondern Art elastischer Luft hervorgebracht wird. Dieses elastische Wesen, oder Luft, ist in dem Salpeter von der Natur auf eine unbegreifliche Art in einen sehr engen Raum zusammen gepreßt oder fixirt. Sie entwickelt sich aber, so bald der Salpeter bis zum glühen erhitzt wird, und äußert alsdenn eine erstaunliche Kraft, auf eben die Weise, wie es die Luft der Atmosphäre thut, wenn sie sich stark ausdehnet, oder wenn man dieselbe in einen eben so engen Raum zusammenpressen, und alsdenn wieder auseinander prellen lassen könte. In den

Windbüchsen geschiehet dieses gewissermaaßen.

Man bleibt aber bei der größten angewandten Gewalt noch weit hinter dem Kunstgrif der Natur zurück, den sie beim Salpeter gebrauchet.

Wer von der erstaunlichen Würkung des Pulvers sich näher unterrichten will, den muß ich auf den von dem berühmten Euler commentirten Engländer Robin, und auf des Struenses Tractat von der Artillerie verweisen.

Es ist schon oben bemerkt worden, daß das elastische Fluidum des Salpeters sich bei seiner Entwickelung nach allen Seiten ausdehne.

Der berühmte Belidor nennt daher eine stark geladene Mine, oder eine große in einem Raum zusammen gehäufte Masse Pulver, einen Globe de compression, und zwar gar nicht uneigentlich, weil würklich in diesem Haufen Pulver eine ungeheure Menge elastischer Luft zusammen gepreßt ist, die nur auf ihre Entwickelung wartet. Er sezet ferner unleugbar fest, daß dieses Pulver, oder Globe de compression, nach allen Directionen aus seinem Mittelpunkte gleich stark würke, und daher bei der ersteren Explosion auf den Boden der Mine eben so stark wie oberhalb stosse, und aus dieser Ursache einen guten Theil Erde vom Boden mit hinweg führe.

Beurtheilet man hiernach das in dem Laufe eingeschlossene Pulver, so ist es offenbar, daß dasselbe bei seiner Entzündung, es mag hinten oder vorn Feuer fangen, nach allen Seiten den ersten Stoß gleich stark ausübe, denn jedes einzelne Körnchen Pulver würket nach dieser Regel. Es ist auch gar kein Grund vorhanden, annehmen zu wollen, daß das elastische Fluidum des Pulvers einen größern Hang hätte, sich überwärts als unterwärts auszudehnen, und noch weniger, daß es in horizontaler Richtung lieber nach der einen Seite als der andern sich bewegte, je nachdem es angezündet wird.

Die Menschen sind indessen sinnreich genug gewesen, von dieser ungezähmten Würkung des Pulvers Gebrauch zu machen, und sie zu ihren Absichten anzuwenden. Sie schliessen es nemlich in einen engen Raum ein, der auf denjenigen Seiten Widerstand leistet, wohin es nicht würken soll, und auf diese Weise geben sie der elastischen Kraft die Richtung wohin sie wollen. Ein Flintenlauf ist eine hiezu eingerichtete Maschine. Der Boden und die Seiten des Laufs äussern einen viel stärkern Widerstand als die Ladung. Das Pulver stösset nun zwar bei seiner Entzündung auch gegen den Boden und die Seiten des Laufs, weil aber diese Widerstand leisten, und zurückstossen, so beweget sich die ganze Masse des Pulvers und seine Kraft nach der Seite, wo es am wenigsten Widerstand findet, das ist nach der Seite der Ladung, die auf diese Weise die vereinigte Kraft der Ausdehnung des Pulvers empfindet, und auf

auf das schnelleste fortgetrieben wird. Es ist beinahe überflüßig noch zu berühren, daß das Pulver da gar keine Würkung äußert, wo es keinen Widerstand seiner Ausdehnung findet. Das bekante Experiment der Entzündung des Pulvers im luftleeren Raume zeiget dieses deutlich, indem es ohne alles Geräusch blos schmelzet, und den luftleeren Raum mit seinem Dunst anfüllet.

Wird hingegen Pulver in freier Luft angezündet, so muß es diese erst aus der Stelle treiben, um der Ausdehnung seines elastischen Fluidi Raum zu verschaffen. Bei allen Würkungen des Pulvers in freier Luft, komt also das Gewicht der Atmosphäre mit in Betracht.

Es wird nunmehr deutlich werden, warum man nur drei würkliche Ursachen des Zurückstossens der Gewehre annehmen kan.

Die erste ist die Schwere der Ladung oder der Kugel, die durch das Pulver fortgetrieben werden soll.

Die zwote ist die das Schießgewehr umgebende Atmosphäre, und die dritte ist die Masse des Pulvers selbst, welche eigentlich unter der erstern, nemlich der Ladung mit würde begriffen werden können.

Bei allen gilt der mechanische Saz, daß jeder Körper, welcher von einem anderen gestossen wird, hinwieder zurück stoßt, und zwar nach dem Verhältniß der Stärke des Stosses, und der eigenthümlichen Maasse oder Schwere beider Körper.

Es ist solchemnach unleugbar, daß die Kugel nach dem Verhältniß ihrer Schwere gegen die Schwere der Flinte zurückstoßt. Um dieses außer allen Zweifel zu sezen, braucht man nur den Fall sich zu gedenken, daß man eine Flinte mit einer, oder so viel Kugeln laden wolte, die eben so schwer wie die ganze Flinte sind. Was würde alsdann der Erfolg beim Abfeuren seyn? Kein anderer, als daß die Flinte eben so stark zurück, als die Kugeln vorwärts gestossen werden würden, denn das Pulver würde alsdenn wie ein Keil zwischen zwei gleich schweren Massen würken. Es folget also hieraus, daß die Ladung gegen das Gewicht der Flinte niemals zu schwer seyn dürfe, und das leichte Jagd- und Vogelflinten nicht mit schweren Kugeln oder vielem Hagel geladen werden dürfen, wenn sie nicht stossen sollen.

Es folget ferner, daß die Schwere eines Schießgewehrs auch zum scharfen Schiessen beitrage, denn je weniger ein Gewehr der Gewalt des Pulvers nachgiebt und zurück weicht, je stärker würket das Pulver auf die Ladung, und je weiter und schneller wird es solche forttreiben.

Diese Würkung des Gewehrs auf die Kugel und deren Gegenwürkung läßt sich nach den Gesezen der Bewegung berechnen, und man würde dadurch das beste Verhältniß der Schwere beider Theile für den Fall festsezen können, wenn der Zurückstoß des Gewehrs dem Schüzen wenig merklich, und ihm nicht lästig seyn soll.

Weil aber bei dieser Berechnung mit auf den Zurückstoß der Atmosphäre und vor allen Dingen auf die Menge und Stärke des Pulvers, ja auf dessen langsame oder schnelle Entzündung gesehen werden muß, diese Data aber aus verschiedenen Ursachen schwer zu bestimmen sind; so ist auch der praktische Nutzen dieser Berechnung so leicht nicht zu erhalten, und sezet noch viele Versuche voraus.

Es ist oben gesagt worden, daß die zwote Ursache des Zurückstossens der Schießgewehre die dasselbe umgebende Luft oder die Atmosphäre sey. Diese muß der Dunst des Pulvers sowohl als die Kugel bei der Mündung des Gewehrs an die Seite stossen, um sich Plaz zu machen, und es ist also nichts natürlicher, als daß die Luft auch wieder gegen den Lauf zurücke würkt. Wer kleine und große auf Rädern liegende Kanonen, die nur mit bloßem Pulver geladen sind, abfeuret, kan sich hievon durch den Augenschein überzeugen, denn diese laufen von der blossen Würkung des Pulvers zurück.

Diese Erscheinung ist so bekant, daß es überflüßig ist, davon etwas weiter beizubringen. Es wird vielmehr nüzlicher seyn, einen vielleicht noch nicht bemerkten Unterscheid, in der Würkung des Zurückstosses der Luft, und des von der Kugel, hier nicht unberührt zu lassen.

Die Erfahrung lehret, daß ein harter Körper auf eine andere Weise zurückstoßt als ein weicher. Nun ist aber eine bleierne Kugel ein ungleich härterer Körper, als die nachgebende Luft, und hieraus läßt sich abnehmen, daß der Zurückstoß der Kugel in dem ersten Moment weit heftiger und härter denn der von der Luft seyn müsse, indem dieser leztere wegen des anfänglichen Nachgebens der Luft einem sich vermehrenden Drucke ähnlich seyn muß.

Es ist noch die dritte Ursach des Zurückstossens übrig, welche man in die Masse des Pulvers und ihre Schwere gesezt hat. Alles Pulver so zur Ladung gebraucht wird, hat etwas Gewicht, und bei dem groben Geschüze gehet solches bis auf die Halbschied der Kugelschwere hinan. Bei der Entzündung des Pulvers in einem Schießgewehre wird die ganze Masse des Pulvers und seine Schwere, es sey in dem völlig oder nur zum Theil entzündeten Zustande durch einen gewaltigen Stoß von seiner Stelle weg, und außerhalb des Laufs versezt. Stellt man sich das Pulver als eine aus einander schlagende Stahlfeder, die wie ein spiziger Winkel zusammen gebogen ist, vor, wovon das eine Ende ganz frei ist, das andere aber die Schwanzschraube im Laufe berührt; so wird allemal dieses leztere Ende bei dem Auseinanderprellen der Feder gegen die Schwanzschraube schlagen oder stossen, und zwar nach Verhältniß ihrer eigenthümlichen Schwere und der davon abhängenden vis inertiæ, wenn gleich das andere Ende der Feder ganz frei ist und nirgend Widerstand findet. Eben also verhält es sich mit dem Pulver, und daher muß der Zurückstoß von seiner eigenen Schwe-

Schwere mit in Anschlag kommen. Wenn man ferner erweget, daß die Schießgewehre allemal bei dem Abfeuren mit der Luft umgeben sind, und mit einer Kugel oder Schrot geladen werden müssen, wenn sie würkliche Dienste thun sollen; so wird man leicht einsehen, daß die zu starke Ladung mit Pulver auch den Zurückstoß der Ladung und der Atmosphäre vergrößern müsse, denn es ist offenbar, daß je mehr die Kraft vermehret wird, welche die Kugel und die Luft forttreibet, je größer auch der Zurückstoß seyn werde. Dieses geschiehet aber, wenn man zu starkes oder zu viel Pulver in den Lauf ladet.

Die Erfahrung stimmet hiermit auch völlig überein, denn ein Gewehr stosset sogar, wenn es nur mit bloßem Pulver überladen wird.

Nachdem dieses von der Würkung des Pulvers zum voraus bemerket worden ist, so wird es nicht schwer fallen, die Phönomena der zuerst erzählten Versuche zu erklären.

Daß die Schützen, welche die Gewehre woran die Zündlocher verschieden eingebohret waren, keinen Unterschied des Stosses bemerket haben, liegt wahrscheinlich daran, daß alle Gewehre einen Zurückstoß äußerten, das Gefühl der Schützen aber nicht fein genug war, den Unterscheid zu bemerken, zumal da dieser Unterscheid zufolge der nachherigen Versuche nicht groß seyn konte.

Daß aber bei dem Zurücklaufen der auf dem Wagen befestigten Läufe kein Unterscheid sich gezeiget hat, dagegen aber das Gewicht oder der Pendul bei denjenigen Läufen, wo das Zündloch in der Mitte der Pulverkammer und vorn saß, um einige Grad höher getrieben wurde, solches scheinet sonderbar zu seyn, und es wird daher nicht überflüßig seyn, darüber einige Erläuterung beizubringen.

Es ist schon zuvor bemerkt worden, daß die Kugel oder Ladung, und die Atmosphäre jede einen besondern Zurückstoß auf die Schießgewehre hervorbringe, und daß der von der Kugel und Ladung als von harten Körpern härter als der von der Atmosphäre sey, und gleich in einem Moment würke; der von der Atmosphäre oder Luft hingegen anfänglich nachgebend, fortdaurend und der Würkung eines Drucks ähnlich sey.

Weil nun das Gewicht des Penduls gleich bei der ersten Würkung des Stosses zurück fliegt, so empfindet es eigentlich nur den Zurückstoß von der Kugel und Ladung, der, wie nachher gezeiget werden soll, bei dem Laufe wo das Pulver in der Mitte und vorn angezündet wurde, stärker, als bei den übrigen ist, und daher mußte es bei diesem Laufe auch höher getrieben werden. Es komt aber noch eine zweite Ursache dieses Unterscheides hinzu, und diese liegt in der Art, wie sich das Pulver entzündet.

Der Engländer Robin in seinem Tractat von der Artillerie, will zwar voraus setzen, daß ein Haufen Pulver sich in einem Moment entzünde.

Dieses widerspricht aber der Erfahrung

rung, die da lehret, daß wenn gleich die Körner von gutem Pulver sich einander ziemlich schnell das Feuer mittheilen, jedoch immer etwas Zeit dazu gebraucht wird. Wer sich hiervon augenscheinlich überzeugen will, der mache nur eine etwa zehn Fuß oder längere schmale Reihe Pulver, und zünde sie an einem Ende an, so wird er sehen, daß er dem Lauf des Feuers mit den Augen folgen kan, welches er nicht würde thun können, wenn die Entzündung in einem Moment geschähe, oder selbige nur die Geschwindigkeit der aus dem Lauf herausfliegenden Kugel äußerte. Der Chevalier d'Arcy hat solche schmale Reihen Pulver so 110 Pariser Fuß lang waren angezündet, und befunden, daß nach Verschiedenheit des Pulvers und der Körnung 17 bis 29½ Secunden verliefen, ehe sie verbranten.

Daß überhaupt das Feuer und die Hitze sich einem kalten Körper nicht in einem Moment, sondern Stuffenweise von der Wärme bis zur Hitze mittheilen lasse, solches ist allgemein bekant, denn selbst ein Stück Butter braucht in dem stärksten Feuer etwas Zeit um zu schmelzen, und dieser allgemeine Erfahrungssatz gilt auch bei dem Pulver, welches aus lauter abgesonderten Körnern bestehet. Ja es würde sich noch langsamer entzünden, wenn es nicht gekörnet wäre, und Zwischenräume hätte, wodurch die Feuermaterie der erstern sich entzündenden Körner geschwind durchfahren und die entfernten erreichen könte.

In diesem Erfahrungssatze ist nun der Grund zu suchen, warum es nicht ganz einerlei Würkung hervorbringen kan, wenn das Pulver in dem Laufe hinten, in der Mitte, und vorn angezündet wird. Es folgt nemlich daraus, daß das Pulver sich geschwinder entzündet, wenn es in seinem Centro angesteckt wird, weil alsdenn das Feuer den kürzesten Weg nach allen Stellen der Peripherie durchzulaufen hat.

Dieses ist durch die bei der Artillerie angestelleten Versuche außer allen Zweifel gesetzt, und es äußert sich bei dem groben Geschütz auch merklicher, wie bei dem kleinen, weil in jenes eine größere Quantität Pulver geladen wird, und dasselbe von schlechterer Beschaffenheit wie sogenanntes Pirschpulver zu seyn pflegt. Man hat daher sphärische oder kugelrunde Pulverkammern bei dem groben Geschütz einführen wollen, weil bei diesen das Feuer die möglichst kürzesten Linien zu durchlaufen hat. Die Proben haben auch gezeiget, daß das Geschütz mit diesen Kammern schärfer wie das andere geschossen hat. Man hat aber diese Kammern wegen der Unbequemlichkeit ihrer Reinigung nicht allgemein einführen können. Siehet man nun auf diesen Erfahrungssatz bei den mit den drei Läufen angestellten Versuchen, so wird es deutlich werden, warum der Lauf, wo das Zündloch hinten sitzt, auf den Pendul einen so starken Stoß wie die übrigen nicht ausgeübt hat, und warum man bei ihm allein verstreuete unentzündete Pulverkörner auf

dem

dem vorgelegten Papier gefunden hat.

Es wird nemlich in diesem Laufe das Pulver langsamer entzündet. Erweget man ferner, daß die erstern sich entzündenden Körner gleich in dem Moment ihrer Entzündung ihre Würkung äußern, und die übrigen nebst der Ladung aus ihrer Stelle treiben, so daß die vordern entfernten Körner sich wahrscheinlich theils erst mitten und vorn im Lauf, theils gar nicht entzünden, weil sie aus dem Laufe schon so weit weggetrieben sind, daß sie das Feuer gar nicht erreichet, so wird man finden, daß die Anzündung des Pulvers von hinten eigentlich eben die Würkung hervorbringe, als wenn mit wenigerm und schlechterm Pulver geschossen wird. Denn dasjenige Pulver, welches sich langsam entzündet, äußert allemal eine schwächere Gewalt, als dasjenige, dessen Körner geschwind Feuer fassen, und wovon mehrere in einem Moment, mithin zugleich würken. Daß indessen der auf den Wagen gelegte Lauf eben so weit wie die übrigen zurückgelaufen ist, läßt sich daraus erklären, daß ein drückender und etwas fortdaurender Stoß geschickter ist, eine solche schon mehr zusammengesetzte Maschine in geschwinde Bewegung zu setzen, als ein harter Stoß, weil von diesem in dem Holzwerk, als einen nicht völlig harten und elastischen Körper etwas verloren gehet, und darin eher eine Beule als Bewegung hervorgebracht wird, wie sich denn auch dieses durch das Zerbrechen des Stoßbretts wogegen die Läufe gerichtet gewesen, gezeiget hat.

Nunmehr wird man auf die Frage: ob es das Zurückstossen der Gewehre vermindere, wenn das Zündloch hinten in der Pulverkammer angebracht wird, die Antwort ertheilen müssen, daß es freilich diesen Zurückstoß etwas vermindert, jedoch nur in sofern, als es die ganze Würkung des Pulvers schwächet.

Derjenige, der ein solches Gewehr gebrauchet, schießet im Grunde mit wenigerm und schlechterm Pulver, als er sich einbildet. Er würde unstreitig besser und ökonomischer handeln, wenn er das Zündloch in die Mitte der Pulverkammer setzen ließe, und dagegen weniger Pulver in den Lauf ladete, und dieses so abmäße, wie es just erforderlich ist, um einen guten Schuß ohne merklichen Zurückstoß hervorzubringen. Da man bei der Artillerie die möglichst geschwinde Entzündung des Pulvers als einen großen Vortheil ansiehet; so bleibt es sehr sonderbar und widersinnisch, daß man bei kleinen Gewehren das Gegentheil zu bewürken bisher bemühet gewesen ist.

Man kan solchemnach auch den Jägern und Schützen, die mit ihrem Pulver haushälterisch umgehen wollen, den sichern Rath ertheilen, das Zündloch in die Mitte der Pulverkammer ihrer Gewehre setzen zu lassen, und alsdenn für die Gattung Pulver so sie gebrauchen, die Quantität so das Gewehr ohne zu stossen verträgt, genau abzumessen, und ein gleiches auch mit dem

Ha-

Hagel bei den Flinten zu thun, nicht aber es auf das bloße Augenmaaß und Einschütten in die hohle Hand, die in der Wärme sich anders vertiefet denn in der Kälte, ankommen zu lassen. Bei Büchsen wird aber eine zu große und schwere Kugel im Verhältniß des Gewichts der ganzen Büchse, eine beständige Ursache des Stossens bleiben.

Es ist noch eine besondere Art des Stossens der Schießgewehre zu berühren übrig, die darin bestehet, daß der Kolben dem Schützen seitwärts einen Schlag an den Backen giebt.

Diese höchst unangenehme Eigenschaft eines Gewehres, rühret von folgenden zwei Ursachen her, als:

1) Wenn das Gewehr nicht gerade geschäftet ist, und der Kolbe sich nach der von dem Backen abgekehrten Seite etwas wendet. In diesem Fall liegt der Ruhepunkt des Gewehrs der gegen die Schulter gesetzt wird, nicht mit dem Lauf in gerader Linie, sondern macht damit einen Winkel. Weil aber der Zurückstoß in der Richtung des Laufs erfolget, so muß das Gewehr nothwendig nach der Seite des Winkels sich etwas bewegen und den unangenehmen Schlag an den Backen ausüben.

2) Am häufigsten aber entstehet dieser Seitenschlag des Kolben, wenn der Lauf nicht recht schnur gerade ist, oder Unebenheiten in seiner innern Oefnung hat. Die Kugel oder Ladung muß also eine schwankende Bewegung annehmen, und theilet diese den Kolben mit, weil sie in eben den verschiedenen Direktionen zurückstößt, die sie durch die Krümme oder innere Ungleichheit des Laufs zu nehmen gezwungen ist. Alles also was ein Ricoschettiren oder Hin- und Herwanken der Kugel und Ladung in dem Laufe veranlaßt, verursachet auch diese Stösse zur Seite.

Es ist aber irrig, wenn man glaubt, daß durch unebene Stellen in einem Laufe, wodurch die Kugel und Ladung aufgehalten wird, ein stärkerer Zurückstoß in gerader Richtung überhaupt hervorgebracht werde; denn um so viel die Kugel bei dem Aufenthalt zurückstößt, um so viel ziehet sie auch den Lauf vorwärts. Um dieses ausser allen Zweifel zu setzen, hat man nur nöthig, den Fall anzunehmen, daß eine Kugel durch eine zu enge Stelle des Laufs sich gar nicht durchpressen könne. In diesem Falle wird der Lauf nicht zurückfahren, oder zurückstossen, sondern zerspringen.

X**

# Tabelle

## über funfzigjährige Fleisch-Preise in Hannover, in den Monathen

**Januar.**

| Im Jahr | Rindfl. mgr. | Rindfl. Pf. | Kalbfl. mgr. | Kalbfl. Pf. | Hamfl. mgr. | Hamfl. Pf. | Schwfl. mgr. | Schwfl. Pf. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1731 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | — | 2 | — |
| 32 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 2 | 2 | 2 |
| 33 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 |
| 34 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | — | 2 | 2 |
| 35 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | — | 2 | 2 |
| 1736 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 1 | 2 | 2 |
| 37 | 2 | 2 | 2 | 6 | 3 | — | 2 | 2 |
| 38 | 2 | 2 | 2 | 6 | 3 | — | 2 | 2 |
| 39 | 2 | 2 | 2 | — | 2 | — | 2 | — |
| 40 | 2 | 2 | 2 | 6 | 3 | — | 2 | 2 |
| 1741 | 2 | 4 | 4 | — | 3 | — | 3 | — |
| 42 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | — | 3 | — |
| 43 | 2 | 4 | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 2 |
| 44 | 2 | 2 | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | — |
| 45 | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 | 2 | — |
| 1746 | 2 | 4 | 3 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 |
| 47 | 2 | 6 | 2 | 6 | 2 | — | 2 | 4 |
| 48 | 2 | 6 | 2 | 6 | 2 | 4 | 2 | 4 |
| 49 | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 |
| 50 | 3 | — | 3 | — | 5/3 | — | 2 | 4 |
| 1751 | 2 | 6 | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 |
| 52 | 3 | — | 2 | 4 | 5/2 | —/4 | 2 | — |
| 53 | 3 | — | 3 | — | 4/2 | 4/4 | 2 | 4 |
| 54 | 3 | — | 3 | — | 4/2 | —/4 | 2 | — |
| 55 | 3 | — | 2 | 6 | 4/2 | —/4 | 2 | 4 |
| 1756 | 3 | — | 3 | — | 5/2 | —/4 | 2 | 4 |
| 57 | 3 | — | 2 | 6 | 5/2 | —/4 | 2 | 4 |
| 58 | 3 | — | 4 | — | 3 | — | 3 | — |
| 59 | 3 | — | 3 | — | 4 | 4 | 3 | — |
| 60 | 3 | — | 3 | — | 4/2 | —/4 | 2 | 6 |
| 1761 | 3 | 4 | 3 | 2 | 4/3 | 4/— | 3 | — |
| 62 | 3 | — | 3 | 4 | 5/2 | —/4 | 2 | 4 |
| 63 | 3 | 4 | 3 | 4 | 4/3 | 4/2 | 3 | 4 |
| 64 | 3 | 6 | 3 | 6 | 5/3 | —/— | 3 | 4 |
| 65 | 3 | 2 | 3 | 6 | 5/3 | —/— | 2 | 6 |
| 1766 | 3 | — | 3 | — | 4/2 | 4/6 | 2 | 6 |
| 67 | 3 | — | 3 | — | 4/3 | —/— | 2 | 6 |
| 68 | 3 | — | 3 | — | 4/3 | —/— | 2 | 6 |
| 69 | 3 | — | 2 | 6 | 4/2 | —/6 | 2 | 4 |
| 70 | 3 | — | 2 | 6 | 4/3 | —/— | 2 | 4 |
| 1771 | 3 | 2 | 3 | — | 4/3 | —/— | 2 | 4 |
| 72 | 3 | 4 | 3 | 4 | 4/3 | —/— | 3 | — |
| 73 | 3 | 4 | 4 | — | 4/3 | 4/— | 3 | 6 |
| 74 | 3 | — | 2 | 6 | 4/2 | —/6 | 2 | 6 |
| 75 | 3 | — | 3 | — | 3/3 | 4/— | 2 | 4 |
| 1776 | 3 | 2 | 3 | 4 | 3/3 | 4/— | 2 | 4 |
| 77 | 3 | 4 | 3 | 6 | 3/3 | 4/— | 2 | 4 |
| 78 | 3 | — | 3 | — | 3/3 | 4/— | 2 | 4 |
| 79 | 3 | — | 3 | — | 3/3 | 4/— | 2 | 4 |
| 80 | 3 | — | 3 | — | 3/2 | —/4 | 2 | 4 |

**Februar.**

| Im Jahr | Rindfl. mgr. | Rindfl. Pf. | Kalbfl. mgr. | Kalbfl. Pf. | Hamfl. mgr. | Hamfl. Pf. | Schwfl. mgr. | Schwfl. Pf. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1731 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 2 | 2 | 2 |
| 32 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 2 | 2 | 2 |
| 33 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 |
| 34 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | — | 2 | 2 |
| 35 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | — | 2 | 2 |
| 1736 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | — | 2 | 2 |
| 37 | 2 | 2 | 2 | 6 | 3 | — | 2 | 2 |
| 38 | 2 | 2 | 2 | 6 | 3 | — | 2 | 2 |
| 39 | 2 | 2 | 2 | 6 | 3 | — | 2 | 2 |
| 40 | 2 | 2 | 2 | 6 | 3 | — | 2 | 2 |
| 1741 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | 2 | 3 | — |
| 42 | 2 | 4 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | — |
| 43 | 2 | 4 | 2 | 4 | 3 | — | 2 | 2 |
| 44 | 2 | 2 | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | — |
| 45 | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 | 2 | — |
| 1746 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | — | 2 | — |
| 47 | 2 | 6 | 2 | 6 | 2 | 4 | 2 | 4 |
| 48 | 2 | 6 | 2 | 4 | 3 | — | 2 | 4 |
| 49 | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 |
| 50 | 3 | — | 3 | — | 5/3 | — | 2 | 4 |
| 1751 | 3 | — | 2 | 4 | 5/2 | —/4 | 2 | 4 |
| 52 | 3 | — | 2 | 4 | 5/2 | —/4 | 2 | — |
| 53 | 3 | — | 2 | 4 | 4/2 | 4/4 | 2 | 4 |
| 54 | 3 | — | 2 | 4 | 5/3 | —/— | 2 | 4 |
| 55 | 3 | — | 2 | 4 | 4/2 | —/4 | 2 | 4 |
| 1756 | 3 | — | 2 | 4 | 5/2 | —/4 | 2 | 4 |
| 57 | 3 | — | 2 | 4 | 5/2 | —/4 | 2 | 4 |
| 58 | 3 | 4 | 3 | 4 | 5/3 | —/— | 3 | — |
| 59 | 3 | — | 2 | 4 | 4/2 | 4/6 | 3 | — |
| 60 | 3 | — | 2 | 6 | 4/2 | 4/4 | 2 | 6 |
| 1761 | 3 | 4 | 3 | 2 | 4/3 | 4/— | 3 | — |
| 62 | 3 | 4 | 3 | 4 | 5/2 | —/4 | 3 | 4 |
| 63 | 3 | 4 | 3 | 2 | 4/3 | 4/2 | 3 | 4 |
| 64 | 4 | — | 3 | — | 5/3 | —/— | 3 | 4 |
| 65 | 3 | 2 | 3 | 4 | 5/3 | —/— | 2 | 6 |
| 1766 | 3 | — | 2 | 6 | 4/2 | 4/6 | 2 | 6 |
| 67 | 3 | — | 2 | 4 | 4/3 | —/— | 2 | 6 |
| 68 | 3 | — | 2 | 6 | 4/3 | —/— | 2 | 6 |
| 69 | 3 | — | 2 | 4 | 4/2 | —/6 | 2 | 4 |
| 70 | 3 | — | 2 | 4 | 4/3 | —/— | 2 | 4 |
| 1771 | 3 | 2 | 2 | 6 | 4/3 | —/— | 2 | 4 |
| 72 | 3 | 4 | 3 | 2 | 4/3 | 4/— | 3 | — |
| 73 | 3 | 4 | 3 | 4 | 4/3 | 4/4 | 3 | 6 |
| 74 | 3 | — | 2 | 6 | 4/2 | —/6 | 2 | 6 |
| 75 | 3 | — | 2 | 6 | 4/3 | —/— | 2 | 4 |
| 1776 | 3 | — | 3 | 4 | 4/3 | —/— | 2 | 4 |
| 77 | 3 | — | 3 | 2 | 4 | — | 2 | 4 |
| 78 | 3 | — | 3 | — | 3 | 4 | 2 | 4 |
| 79 | 3 | — | 3 | — | 3/3 | 4/— | 2 | 4 |
| 80 | 3 | — | 2 | 6 | 3/3 | 4/— | 2 | 4 |

**Merz.**

| Im Jahr | Rindfl. mgr. | Rindfl. Pf. | Kalbfl. mgr. | Kalbfl. Pf. | Hamfl. mgr. | Hamfl. Pf. | Schwfl. mgr. | Schwfl. Pf. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1731 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 2 | 2 | 2 |
| 32 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 2 | 2 | 2 |
| 33 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 |
| 34 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | — | 2 | 2 |
| 35 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | — | 2 | 2 |
| 1736 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | — | 2 | 2 |
| 37 | 2 | 2 | 2 | 6 | 3 | — | 2 | — |
| 38 | 2 | 2 | 2 | 6 | 3 | — | 2 | 2 |
| 39 | 2 | 2 | 2 | 6 | 3 | — | 2 | 2 |
| 40 | 2 | 2 | 2 | 6 | 3 | — | 2 | 2 |
| 1741 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | 2 | 3 | — |
| 42 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | — | 3 | — |
| 43 | 2 | 4 | 2 | 4 | 3 | — | 2 | 2 |
| 44 | 2 | 2 | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | — |
| 45 | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 | 2 | — |
| 1746 | 2 | 2 | 2 | — | 3 | — | 2 | 4 |
| 47 | 3 | — | 2 | 4 | 3 | — | 2 | 4 |
| 48 | 2 | 6 | 2 | 4 | 3 | — | 2 | 4 |
| 49 | 3 | — | 2 | 4 | 3 | — | 2 | 4 |
| 50 | 3 | — | 2 | 4 | 5/3 | — | 2 | 4 |
| 1751 | 3 | — | 2 | 4 | 5/2 | 4/— | 2 | 4 |
| 52 | 3 | — | 2 | 4 | 5/2 | —/4 | 2 | — |
| 53 | 3 | — | 2 | 4 | 5/2 | —/4 | 2 | 4 |
| 54 | 3 | — | 2 | 4 | 5/3 | —/— | 2 | 4 |
| 55 | 3 | — | 2 | 4 | 5/2 | —/4 | 2 | 4 |
| 1756 | 3 | — | 2 | 4 | 5/2 | 4/— | 2 | 4 |
| 57 | 3 | — | 2 | 4 | 5/2 | —/4 | 2 | 4 |
| 58 | 3 | 4 | 3 | — | 5/3 | — | 3 | — |
| 59 | 3 | — | 2 | 4 | 4/2 | 4/6 | 3 | — |
| 60 | 3 | — | 2 | 4 | 4/2 | 4/4 | 2 | 6 |
| 1761 | 4 | — | 3 | 4 | 6/3 | — | 4 | — |
| 62 | 3 | 4 | 3 | 2 | 5/2 | —/4 | 3 | 4 |
| 63 | 3 | 4 | 3 | — | 5/3 | —/2 | 3 | 4 |
| 64 | 4 | — | 3 | — | 5/3 | — | 3 | 4 |
| 65 | 3 | 2 | 3 | — | 5/3 | — | 2 | 6 |
| 1766 | 3 | — | 2 | 6 | 4/2 | 4/6 | 2 | 6 |
| 67 | 3 | — | 2 | 4 | 4/3 | — | 2 | 6 |
| 68 | 3 | — | 2 | 4 | 4/3 | 4/— | 2 | 6 |
| 69 | 3 | — | 2 | 4 | 4/2 | —/6 | 2 | 4 |
| 70 | 3 | — | 2 | 4 | 4/9 | — | 2 | 4 |
| 1771 | 3 | 2 | 2 | 6 | 4/3 | — | 2 | 4 |
| 72 | 3 | 6 | 3 | 2 | 5/3 | — | 3 | 4 |
| 73 | 3 | 4 | 3 | — | 4/9 | 4/4 | 3 | 6 |
| 74 | 3 | — | 2 | 4 | 4/2 | —/6 | 2 | 6 |
| 75 | 3 | — | 2 | 6 | 4/3 | — | 2 | 4 |
| 1776 | 3 | 2 | 3 | — | 4/3 | — | 2 | 4 |
| 77 | 3 | — | 3 | — | 4/3 | — | 2 | 4 |
| 78 | 3 | — | 2 | 6 | 4/3 | — | 2 | 4 |
| 79 | 3 | — | 2 | 6 | 3/3 | 6/— | 2 | 4 |
| 80 | 3 | — | 2 | 6 | 3/3 | 6/2 | 2 | 4 |

Anmerkung. Diese Preise sind aus den noch vorhandenen Policey-Taxen zuverläßig ausgezogen. Bey den wenigen Monathen, welche in blanco geblieben, sind keine Taxen vorhanden. Durchgängig ist der Preis der ersten und besten Sorte angenommen worden, bey dem Hammelfleisch, wo seit 1750 zuerst das gemästete vorkomt, giebt die oberste Zahl den Preis des gemästeten; die untere des gut geweideten. Sämtliche Preise sind nach solcher Münzsorte angegeben, welche jedesmal in hiesigen Herrschaftl. Cassen edictmäßig angenommen worden. Rindfl. bedeutet Rindfleisch; Kalbfl. Kalbfleisch; Hamfl. Hammel- und Schwfl. Schweinfleisch.

# Hann[illegible]ische Fleisch-Taxe von 50 Jahren,
## in den Monathen

| Im Jahr | April. Rindfl. mgr. | Rindfl. Pf. | Kalbfl. mgr. | Kalbfl. Pf. | Hamfl. mgr. | Hamfl. Pf. | Schwfl. mgr. | Schwfl. Pf. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1731 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 |
| 32 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 |
| 33 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 |
| 34 | 2 | — | 2 | — | 2 | — | 2 | 2 |
| 35 | 2 | — | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 2 |
| 1736 | 2 | — | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 2 |
| 37 | 2 | 2 | 2 | 4 | 3 | 4 | 2 | 2 |
| 38 | | | | | | | | |
| 39 | 2 | 2 | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 |
| 40 | 2 | 2 | 2 | 4 | 3 | 4 | 2 | 2 |
| 1741 | 3 | — | 3 | 4 | 3 | 4 | 3 | — |
| 42 | 2 | 6 | 2 | 6 | 2 | — | 2 | — |
| 43 | 2 | 4 | 2 | 4 | 3 | — | 2 | 2 |
| 44 | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | — |
| 45 | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 | 2 | 2 |
| 1746 | 2 | 4 | 2 | 4 | 3 | — | 2 | 4 |
| 47 | 3 | — | 2 | 4 | 3 | — | 2 | 4 |
| 48 | | | | | | | 2 | 4 |
| 49 | 3 | — | 2 | 4 | 3 | — | 2 | 4 |
| 50 | 3 | — | 2 | 4 | 6/3 | —/— | 2 | 4 |
| 1751 | 3 | — | 2 | 4 | 5/2 | —/4 | 2 | 4 |
| 52 | 3 | — | 2 | 4 | 5/2 | —/4 | 2 | — |
| 53 | 3 | — | 2 | 4 | 5/2 | —/4 | 2 | 4 |
| 54 | 3 | — | 2 | 4 | 5/3 | —/— | 2 | 4 |
| 55 | 3 | — | 2 | 4 | 5/2 | —/4 | 2 | 4 |
| 1756 | 3 | — | 2 | 4 | 5/2 | —/4 | 2 | 4 |
| 57 | 3 | — | 2 | 4 | 5/2 | —/4 | 2 | 4 |
| 58 | 3 | 4 | 3 | — | 5/3 | —/— | 3 | — |
| 59 | 3 | — | 2 | 6 | 4/2 | 4/6 | 2 | 6 |
| 60 | 3 | — | 2 | 4 | 4/2 | 4/4 | 2 | 6 |
| 1761 | 2 | 4 | 2 | — | 3/1 | 4/6 | 2 | 2 |
| 62 | 3 | 4 | 3 | 2 | 5/2 | —/4 | 3 | 4 |
| 63 | 3 | 4 | 3 | — | 5/3 | —/2 | 3 | 4 |
| 64 | 4 | — | 3 | — | 5/3 | 4/— | 3 | 4 |
| 65 | 3 | 2 | 3 | — | 5/3 | —/— | 2 | 6 |
| 1766 | 3 | — | 2 | 6 | 4/2 | 4/6 | 2 | 6 |
| 67 | 3 | — | 2 | 6 | 4/3 | —/— | 2 | 6 |
| 68 | 3 | — | 2 | 6 | 4/3 | 4/— | 2 | 6 |
| 69 | 3 | — | 2 | 4 | 4/2 | —/6 | 2 | 4 |
| 70 | 3 | — | 2 | 4 | 4/3 | 4/— | 2 | 4 |
| 1771 | 3 | 2 | 2 | 6 | 4/3 | —/— | 2 | 4 |
| 72 | 3 | 6 | 3 | 2 | 5/3 | —/— | 3 | 4 |
| 73 | 3 | 4 | 3 | — | 4/3 | 4/4 | 3 | 6 |
| 74 | 3 | — | 2 | 4 | 4/2 | —/6 | 2 | 6 |
| 75 | 3 | — | 2 | 6 | 4/3 | —/— | 2 | 4 |
| 1776 | 3 | 2 | 3 | — | 4/3 | —/— | 2 | 4 |
| 77 | 3 | — | 3 | — | 4/3 | —/— | 2 | 4 |
| 78 | 3 | — | 2 | 6 | 4/3 | —/— | 2 | 4 |
| 79 | 3 | — | 2 | 6 | 4/3 | —/— | 2 | 4 |
| 80 | 3 | — | 2 | 6 | 3/3 | 6/2 | 2 | 4 |

| Im Jahr | May. Rindfl. mgr. | Rindfl. Pf. | Kalbfl. mgr. | Kalbfl. Pf. | Hamfl. mgr. | Hamfl. Pf. | Schwfl. mgr. | Schwfl. Pf. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1731 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 |
| 32 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 |
| 33 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 |
| 34 | 2 | — | 2 | — | 2 | — | 2 | 2 |
| 35 | 2 | — | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 2 |
| 1736 | 2 | — | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 2 |
| 37 | 2 | 2 | 2 | 4 | 3 | 4 | 2 | 2 |
| 38 | | | | | | | | |
| 39 | 2 | 2 | 2 | 4 | 3 | 4 | 2 | 2 |
| 40 | 2 | 2 | 2 | 4 | 3 | 4 | 2 | 2 |
| 1741 | 3 | — | 3 | — | 2 | — | 3 | — |
| 42 | 2 | 6 | 2 | 6 | 3 | — | 2 | 4 |
| 43 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | — | 2 | — |
| 44 | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | — |
| 45 | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 | 2 | 2 |
| 1746 | 2 | 6 | 2 | 4 | 3 | — | 2 | 4 |
| 47 | 3 | — | 2 | 6 | 3 | — | 2 | 4 |
| 48 | | | | | | | 2 | 4 |
| 49 | 3 | — | 2 | 4 | 6/3 | —/— | 2 | 4 |
| 50 | 3 | — | 3 | — | 5/3 | 4/— | 2 | 4 |
| 1751 | 3 | — | 2 | 4 | 5/2 | —/4 | 2 | — |
| 52 | 3 | — | 2 | 4 | 5/2 | —/4 | 2 | — |
| 53 | 3 | — | 2 | 6 | 5/2 | —/4 | 2 | 4 |
| 54 | 3 | — | 2 | 4 | 5/3 | —/— | 2 | 4 |
| 55 | 3 | — | 2 | 6 | 5/2 | —/4 | 2 | 4 |
| 1756 | 3 | — | 3 | — | 5/2 | —/4 | 2 | 4 |
| 57 | 3 | — | 2 | 6 | 5/2 | —/4 | 2 | 4 |
| 58 | 3 | 4 | 3 | 4 | 5/3 | —/— | 3 | — |
| 59 | 3 | — | 3 | — | 4/2 | 4/6 | 2 | 4 |
| 60 | 3 | — | 2 | 6 | 4/2 | 4/4 | 2 | 6 |
| 1761 | 2 | 4 | 2 | — | 3/1 | 4/6 | 2 | 2 |
| 62 | 3 | 6 | 3 | 6 | 5/2 | —/4 | 3 | 2 |
| 63 | 3 | 4 | 3 | 2 | 5/3 | —/2 | 3 | 4 |
| 64 | 4 | — | 3 | 2 | 5/3 | 4/— | 3 | 4 |
| 65 | 3 | 2 | 3 | — | 5/3 | —/— | 2 | 4 |
| 1766 | 3 | 2 | 2 | 6 | 4/2 | 4/6 | 2 | 6 |
| 67 | 3 | — | 2 | 6 | 4/3 | —/— | 2 | 6 |
| 68 | 3 | — | 2 | 6 | 4/3 | 4/— | 2 | 6 |
| 69 | 3 | — | 2 | 6 | 4/2 | —/6 | 2 | 4 |
| 70 | 3 | — | 2 | 6 | 4/3 | 4/— | 2 | 4 |
| 1771 | 3 | 2 | 2 | 6 | 4/3 | —/— | 2 | 6 |
| 72 | 4 | — | 3 | 4 | 5/3 | —/— | 3 | 4 |
| 73 | 3 | 4 | 3 | 2 | 4/3 | 4/4 | 3 | 4 |
| 74 | 3 | — | 2 | 4 | 4/2 | —/6 | 2 | 4 |
| 75 | 3 | — | 2 | 6 | 4/3 | —/— | 2 | 4 |
| 1776 | 3 | 4 | 3 | 2 | 4/3 | —/— | 2 | 4 |
| 77 | 3 | — | 3 | — | 4/3 | —/— | 2 | 4 |
| 78 | 3 | — | 2 | 6 | 4/3 | —/— | 2 | 4 |
| 79 | 3 | — | 3 | — | 4/3 | —/— | 2 | 4 |
| 80 | 3 | — | 3 | — | 4/3 | —/4 | 2 | 4 |

| Im Jahr | Junius. Rindfl. mgr. | Rindfl. Pf. | Kalbfl. mgr. | Kalbfl. Pf. | Hamfl. mgr. | Hamfl. Pf. | Schwfl. mgr. | Schwfl. Pf. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1731 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 |
| 32 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 |
| 33 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 |
| 34 | 2 | — | 2 | — | 2 | — | 2 | — |
| 35 | 2 | — | 2 | — | 2 | 4 | 2 | — |
| 1736 | 2 | — | 2 | — | 2 | — | 2 | — |
| 37 | 2 | 2 | 2 | 4 | 3 | 4 | 2 | 2 |
| 38 | | | | | | | | |
| 39 | 2 | 2 | 2 | 4 | 3 | 4 | 2 | 2 |
| 40 | 2 | 2 | 2 | 4 | 3 | 4 | 2 | 2 |
| 1741 | 3 | — | 3 | — | 3 | 4 | 3 | — |
| 42 | 2 | 6 | 2 | 6 | 3 | — | 2 | 4 |
| 43 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | — | 2 | — |
| 44 | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | — |
| 45 | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 | 2 | 2 |
| 1746 | 2 | 6 | 2 | 4 | 3 | — | 2 | 4 |
| 47 | 3 | — | 3 | — | 3 | — | 2 | 4 |
| 48 | 3 | — | 3 | — | 3 | — | 2 | 4 |
| 49 | 3 | — | 3 | — | 6/3 | —/— | 2 | 4 |
| 50 | 3 | — | 3 | — | 5/2 | 4/6 | 2 | 4 |
| 1751 | 3 | — | 2 | 4 | 5/2 | —/4 | 2 | — |
| 52 | 3 | — | 3 | — | 5/2 | —/2 | 2 | 2 |
| 53 | 3 | — | 3 | 2 | 5/2 | —/4 | 2 | 4 |
| 54 | 3 | — | 2 | 4 | 5/3 | —/— | 2 | 4 |
| 55 | 3 | — | 3 | — | 5/3 | —/— | 2 | 4 |
| 1756 | 3 | — | 3 | — | 5/2 | —/4 | 2 | 4 |
| 57 | 3 | — | 3 | — | 5/2 | —/4 | 2 | 4 |
| 58 | 3 | 4 | 3 | 4 | 5/3 | —/— | 3 | — |
| 59 | 3 | — | 3 | — | 4/2 | 4/6 | 2 | 4 |
| 60 | 3 | — | 3 | — | 4/2 | 4/4 | 2 | 6 |
| 1761 | 2 | 6 | 2 | 4 | 2 | 6 | 2 | 2 |
| 62 | 4 | — | 4 | — | 5/2 | —/4 | 3 | 2 |
| 63 | 4 | — | 4 | — | 5/3 | —/2 | 3 | 4 |
| 64 | 4 | — | 4 | — | 5/3 | 4/— | 3 | 4 |
| 65 | 3 | 2 | 3 | 2 | 5/3 | —/— | 2 | 4 |
| 1766 | 3 | 2 | 3 | — | 4/2 | —/6 | 2 | 6 |
| 67 | 3 | 1 | 3 | — | 4/3 | —/— | 2 | 6 |
| 68 | 3 | — | 3 | — | 4/3 | —/— | 2 | 6 |
| 69 | 3 | — | 2 | 6 | 4/2 | —/6 | 2 | 4 |
| 70 | 3 | — | 3 | — | 4/3 | 4/— | 2 | 4 |
| 1771 | 3 | 2 | 3 | — | 4/3 | 1/— | 2 | 6 |
| 72 | 4 | 2 | 4 | — | 5/3 | —/— | 3 | 4 |
| 73 | 3 | 4 | 3 | 2 | 4/3 | 4/4 | 3 | 4 |
| 74 | 3 | — | 2 | 6 | 4/2 | —/6 | 2 | 4 |
| 75 | 3 | — | 3 | — | 4/3 | —/— | 2 | 4 |
| 1776 | 3 | 4 | 3 | 4 | 4/3 | —/— | 2 | 4 |
| 77 | 3 | — | 3 | — | 4/3 | —/— | 2 | 4 |
| 78 | 3 | — | 3 | — | 4/8 | —/— | 2 | 4 |
| 79 | 3 | — | 3 | — | 4/3 | —/— | 2 | 4 |
| 80 | 3 | — | 3 | — | 4/3 | —/4 | 2 | 2 |

# Hannoverische Fleisch-Taxe von 50 Jahren,

## in den Monathen

| Im Jahr | Julius. | | | | | | | | Augustus. | | | | | | | | September. | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Rindfl. | | Kalbfl. | | Hamfl. | | Schwfl. | | Rindfl. | | Kalbfl. | | Hamfl. | | Schwfl. | | Rindfl. | | Kalbfl. | | Hamfl. | | Schwfl. | |
| | mgr. | ₰. | mgr. | ₰. | mgr. | ₰. | mgr. | ₰. | mgr. | ₰. | mgr. | ₰. | mgr. | ₰. | mgr. | ₰. | mgr. | ₰. | mgr. | ₰. | mgr. | ₰. | mgr. | ₰. |
| 1731 | 2 | — | 3 | — | 2 | — | 2 | 2 | 2 | — | 3 | — | 2 | — | 2 | 2 | 2 | — | 3 | — | 2 | — | 2 | 2 |
| 32 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 |
| 33 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 |
| 34 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 |
| 35 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 |
| 1736 | 2 | — | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 2 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 |
| 37 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 |
| 38 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 |
| 39 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 |
| 40 | 2 | 4 | 4 | — | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 4 | — | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 4 | — | 3 | — | 2 | 4 |
| 1741 | 3 | — | 3 | — | 3 | — | 3 | — | 2 | 4 | 3 | — | 2 | 4 | 3 | — | | 4 | 3 | — | 2 | 4 | 3 | — |
| 42 | 2 | 4 | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 4 |
| 43 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | — | 2 | — | 2 | 2 | 3 | — | 2 | 4 | 2 | — | 2 | 2 | 3 | 4 | 2 | 4 | 2 | — |
| 44 | 2 | 2 | 2 | 4 | 2 | 2 | 2 | — | 2 | 2 | 2 | 4 | 2 | 2 | 2 | — | 2 | 2 | 2 | 4 | 2 | 2 | 2 | — |
| 45 | 2 | 4 | 3 | — | 2 | 2 | 2 | 2 | 2 | 4 | 4 | — | 3 | — | 2 | 2 | 2 | 4 | 4 | — | 2 | 2 | 2 | 2 |
| 1746 | 2 | 6 | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 6 | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 6 | 4 | — | 2 | 2 | 2 | 4 |
| 47 | 3 | — | 3 | — | 3 | — | 2 | 4 | 3 | — | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 6 | 3 | 6 | 2 | 4 | 2 | 4 |
| 48 | 3 | — | 3 | — | 3 | — | 2 | 4 | 3 | 2 | 3 | 4 | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 6 | 4 | — | 2 | 4 | 2 | 4 |
| 49 | 3 | — | 3 | 4 | 6/3 | — | 2 | 6 | 3 | — | 3 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 | 2 | 6 | 3 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 |
| 50 | 3 | — | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 6 | 3 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 6 | 3 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 |
| 1751 | 3 | — | 2 | 6 | 2 | 4 | 2 | — | 2 | 4 | 3 | — | 2 | 4 | 2 | — | 2 | 4 | 3 | — | 2 | 4 | 2 | — |
| 52 | 3 | — | 3 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 | 3 | — | 3 | 4 | 3 | — | 2 | 2 | 3 | — | 3 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 |
| 53 | 3 | — | 3 | 2 | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 6 | 3 | 4 | 2 | 6 | 2 | 4 | 2 | 6 | 3 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 |
| 54 | 3 | — | 3 | — | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 6 | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 6 | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 4 |
| 55 | 3 | — | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 |
| 1756 | 3 | — | 3 | — | 2 | 6 | 2 | 4 | 2 | 6 | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 6 | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 4 |
| 57 | 3 | — | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 3 | — | 4 | — | 2 | 4 | 2 | 4 |
| 58 | 3 | — | 3 | — | 2 | 6 | 3 | — | 3 | — | 3 | — | 2 | 4 | 3 | — | 2 | 6 | 3 | — | 2 | 4 | 3 | — |
| 59 | 3 | — | 3 | — | 2 | 6 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 |
| 60 | 3 | — | 3 | — | 3 | — | 2 | 6 | 3 | — | 3 | 4 | 3 | — | 2 | 6 | 3 | — | 3 | 4 | 3 | — | 2 | 6 |
| 1761 | 2 | 4 | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 2 | 2 | 4 | 3 | — | 2 | 2 | 2 | 2 | 3 | — | 4 | — | 2 | 2 | 2 | 2 |
| 62 | 4 | — | 4 | — | 4 | — | 3 | 2 | 3 | 6 | 4 | — | 3 | 6 | 3 | 4 | 3 | 4 | 5 | — | 3 | 4 | 3 | 4 |
| 63 | 4 | — | 4 | 4 | 3 | 4 | 3 | 4 | 3 | 4 | 4 | 4 | 3 | 2 | 3 | 4 | 3 | 2 | 5 | — | 3 | — | 3 | 4 |
| 64 | 3 | 6 | 4 | — | 3 | 4 | 3 | 4 | 3 | 4 | 4 | — | 3 | — | 3 | 4 | 3 | 2 | 4 | 4 | 2 | 6 | 3 | 4 |
| 65 | 3 | 2 | 3 | 2 | 3 | — | 2 | 4 | 3 | — | 3 | 2 | 2 | 6 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | 4 | 2 | 6 | 2 | 4 |
| 1766 | 3 | 2 | 3 | — | 3 | — | 3 | — | 3 | — | 3 | 2 | 2 | 6 | 2 | 6 | 3 | — | 3 | 2 | 2 | 6 | 2 | 6 |
| 67 | 3 | 2 | 3 | — | 3 | — | 2 | 6 | 3 | 2 | 3 | 2 | 2 | 6 | 2 | 6 | 3 | — | 3 | 2 | 2 | 6 | 2 | 6 |
| 68 | 3 | — | 3 | 2 | 3 | — | 2 | 6 | 3 | — | 3 | 2 | 2 | 6 | 2 | 4 | 2 | 6 | 3 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 |
| 69 | 3 | — | 3 | — | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 6 | 3 | 2 | 2 | 6 | 2 | 4 | 2 | 6 | 3 | 2 | 2 | 4 | 2 | 4 |
| 70 | 3 | — | 3 | — | 3 | — | 2 | 4 | 3 | — | 3 | — | 2 | 6 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | 4 | 2 | 6 | 2 | 4 |
| 1771 | 3 | 2 | 3 | 2 | 3 | — | 2 | 6 | 3 | 2 | 3 | 2 | 3 | — | 2 | 6 | 3 | 2 | 3 | 4 | 3 | — | 2 | 6 |
| 72 | 4 | 2 | 4 | — | 3 | 4 | 3 | 6 | 4 | — | 4 | — | 3 | 4 | 3 | 6 | 4 | — | 5 | — | 3 | 4 | 3 | 6 |
| 73 | 3 | 4 | 3 | 2 | 3 | 4 | 3 | 4 | 3 | 2 | 3 | 4 | 3 | 2 | 3 | 4 | 3 | — | 3 | 4 | 3 | — | 3 | 4 |
| 74 | 3 | — | 3 | — | 3 | — | 2 | 4 | 3 | — | 3 | — | 2 | 6 | 2 | 4 | 2 | 6 | 3 | — | 2 | 6 | 2 | 4 |
| 75 | 3 | — | 3 | — | 3 | — | 2 | 4 | 3 | — | 3 | — | 2 | 6 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | 6 | 2 | 6 | 2 | 4 |
| 1776 | 3 | 4 | 3 | 4 | 3 | — | 2 | 4 | 3 | 2 | 3 | 4 | 2 | 6 | 2 | 4 | 3 | 4 | 4 | — | 2 | 6 | 2 | 4 |
| 77 | 3 | — | 3 | — | 3 | — | 2 | 4 | 3 | — | 3 | — | 3 | — | 2 | 4 | 3 | — | 3 | 4 | 2 | 6 | 2 | 4 |
| 78 | 3 | — | 3 | — | 3 | — | 2 | 4 | 3 | — | 3 | — | 2 | 6 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | 4 | 2 | 6 | 2 | 4 |
| 79 | 3 | — | 3 | — | 3 | — | 2 | 4 | 3 | — | 3 | 2 | 2 | 6 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | 4 | 2 | 6 | 2 | 4 |
| 80 | 3 | — | 3 | — | 3 | — | 2 | 2 | 3 | — | 3 | 2 | 2 | 6 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | 2 | 2 | 6 | 2 | 4 |

# Hannoverische Fleisch-Taxe von 50 Jahren,

## in den Monathen

| | October. | | | | | | | | November. | | | | | | | | December. | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Rindfl. | | Kalbfl. | | Hamfl. | | Schwfl. | | Rindfl. | | Kalbfl. | | Hamfl. | | Schwfl. | | Rindfl. | | Kalbfl. | | Hamfl. | | Schwfl. | |
| Im Jahr | mgr. | A. | mgr. | A. | mgr. | A. | mgr. | A. | mgr. | A. | mgr. | A. | mgr. | A. | mgr. | A. | mgr. | A. | mgr. | A. | mgr. | A. | mgr. | A. |
| 1731 | 2 | — | 3 | — | 2 | — | 2 | 2 | 2 | — | 3 | — | 2 | — | 2 | 2 | 2 | — | 3 | — | 2 | — | 2 | 2 |
| 32 | 2 | — | 3 | — | 2 | — | 2 | 2 | 2 | — | 3 | — | 2 | — | 2 | 2 | 2 | — | 3 | — | 2 | — | 2 | 2 |
| 33 | 2 | — | 3 | — | 2 | — | 2 | 2 | 2 | — | 3 | — | 2 | — | 2 | 2 | 2 | — | 3 | — | 2 | — | 2 | 2 |
| 34 | 2 | — | 3 | — | 2 | — | 2 | 2 | 2 | — | 3 | — | 2 | — | 2 | 2 | 2 | — | 3 | — | 2 | — | 2 | 2 |
| 35 | 2 | — | 3 | — | 2 | — | 2 | — | 2 | — | 3 | — | 2 | — | 2 | 2 | 2 | — | 3 | — | 2 | — | 2 | 2 |
| 1736 | 2 | — | 3 | — | 2 | 2 | 2 | 2 | 2 | — | 3 | — | 2 | 2 | 2 | 2 | 2 | — | 3 | — | 2 | 2 | 2 | 2 |
| 37 | 2 | — | 3 | — | 2 | 2 | 2 | 2 | 2 | — | 3 | — | 2 | 2 | 2 | 2 | 2 | — | 3 | — | 2 | 2 | 2 | 2 |
| 38 | 2 | — | 3 | — | 2 | 2 | 2 | 2 | 2 | — | 3 | — | 2 | 2 | 2 | 2 | 2 | — | 3 | — | 2 | 2 | 2 | 2 |
| 39 | 2 | — | 3 | — | 2 | 2 | 2 | — | 2 | — | 3 | — | 2 | 2 | 2 | 2 | 2 | — | 3 | — | 2 | 2 | 2 | 2 |
| 40 | 2 | 2 | 4 | — | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 2 | 4 | — | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 2 | 4 | — | 3 | — | 3 | — |
| 1741 | 2 | 2 | 4 | — | 2 | 4 | 3 | — | 2 | 2 | 4 | — | 2 | 4 | 3 | — | 2 | 2 | 4 | — | 2 | 4 | 3 | — |
| 42 | 2 | 2 | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 4 |
| 43 | 2 | — | 3 | — | 2 | 2 | 2 | — | 2 | — | 3 | — | 2 | 2 | 2 | — | 2 | — | 3 | — | 2 | 2 | 2 | — |
| 44 | 2 | 2 | 3 | — | 2 | 2 | 2 | — | 2 | 2 | 3 | — | 2 | 2 | 2 | — | 2 | 2 | 3 | — | 2 | 2 | 2 | — |
| 45 | 2 | 4 | 4 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 4 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 3 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 |
| 1746 | 2 | 4 | 3 | 4 | 2 | 2 | 2 | 4 | 2 | 4 | 3 | 4 | 2 | 2 | 2 | 4 | 2 | 4 | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 4 |
| 47 | 2 | 6 | 3 | 6 | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 3 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 6 | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 4 |
| 48 | 2 | 4 | 3 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 3 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 6 | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 4 |
| 49 | | | | | | | | | | | | | | | | | 3 | 2 | 3 | 4 | 5 3 | — | 3 | — |
| 50 | 2 | 6 | 2 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 |
| 1751 | 2 | 4 | 3 | — | 2 | 4 | 2 | — | 2 | 4 | 3 | — | 2 | 4 | 2 | — | 2 | 4 | 3 | — | 2 | 4 | 2 | — |
| 52 | 2 | 6 | 4 | — | 2 | 4 | 2 | 2 | 2 | 6 | 3 | 4 | 2 | 4 | 2 | 2 | 2 | 6 | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 2 |
| 53 | 2 | 4 | 3 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 3 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 6 | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 4 |
| 54 | 2 | 4 | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 6 | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 4 |
| 55 | 3 | — | 3 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 4 |
| 1756 | 2 | 4 | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 4 |
| 57 | 3 | — | 4 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 3 | — | 4 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 3 | — | 4 | — | 2 | 4 | 2 | 4 |
| 58 | 2 | 6 | 3 | 4 | 2 | 4 | 3 | — | 2 | 6 | 3 | 4 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | — | 3 | — | 2 | 4 | 3 | — |
| 59 | 3 | — | 3 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 4 |
| 60 | 3 | — | 3 | 4 | 3 | — | 2 | 6 | 3 | — | 3 | — | 3 | — | 2 | 6 | 3 | 2 | 3 | 4 | 3 | — | 3 | — |
| 1761 | 3 | — | 4 | — | 2 | 2 | 2 | 2 | 3 | — | 4 | — | 2 | 2 | 2 | 4 | 3 | 6 | 4 | — | 2 | 2 | 2 | 4 |
| 62 | 3 | — | 5 | — | 3 | 2 | 3 | 4 | 3 | 4 | 4 | 4 | 3 | 2 | 3 | 4 | 3 | 4 | 4 | — | 3 | 2 | 3 | 4 |
| 63 | 3 | — | 5 | — | 3 | — | 3 | 4 | 3 | — | 5 | — | 3 | — | 3 | 4 | 3 | 4 | 4 | 4 | 3 | — | 3 | 4 |
| 64 | 3 | 2 | 5 | — | 2 | 6 | 3 | 4 | 3 | — | 4 | 4 | 2 | 6 | 3 | 2 | 3 | 2 | 4 | — | 2 | 6 | 3 | — |
| 65 | 2 | 6 | 3 | 4 | 2 | 6 | 2 | 4 | 2 | 6 | 3 | 4 | 2 | 6 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | — | 2 | 6 | 2 | 6 |
| 1766 | 2 | 6 | 3 | 2 | 2 | 4 | 2 | 6 | 2 | 6 | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 6 | 3 | — | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 6 |
| 67 | 2 | 6 | 3 | 2 | 2 | 4 | 2 | 6 | 2 | 6 | 3 | 2 | 2 | 4 | 2 | 6 | 3 | — | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 6 |
| 68 | 2 | 4 | 3 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 3 | 2 | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 6 | 3 | — | 2 | 6 | 2 | 4 |
| 69 | 2 | 4 | 3 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 3 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 2 | 6 | 3 | — | 2 | 4 | 2 | 4 |
| 70 | 3 | — | 3 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 3 | 2 | 3 | 2 | 2 | 4 | 2 | 4 |
| 1771 | 3 | 2 | 3 | 4 | 3 | — | 3 | — | 3 | 2 | 3 | 4 | 3 | — | 3 | — | 3 | 4 | 3 | 4 | 3 | — | 3 | — |
| 72 | 3 | 6 | 5 | — | 3 | 4 | 3 | 6 | 3 | 4 | 4 | 4 | 3 | 4 | 3 | 6 | 3 | 4 | 4 | — | 3 | 4 | 3 | 6 |
| 73 | 3 | — | 3 | 4 | 3 | 4 | 3 | 2 | 2 | 6 | 3 | 2 | 2 | 6 | 3 | 2 | 2 | 6 | 3 | — | 2 | 6 | 3 | — |
| 74 | 2 | 6 | 3 | — | 2 | 6 | 2 | 4 | 2 | 6 | 3 | — | 2 | 6 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | — | 2 | 6 | 2 | 4 |
| 75 | 3 | — | 4 | — | 2 | 6 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 3 | 2 | 3 | — | 2 | 6 | 2 | 4 |
| 1776 | 3 | 4 | 4 | — | 2 | 6 | 2 | 4 | 3 | 4 | 4 | — | 2 | 6 | 2 | 4 | 3 | 4 | 4 | — | 2 | 6 | 2 | 4 |
| 77 | 3 | — | 3 | 4 | 2 | 6 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | 4 | 2 | 6 | 2 | 4 |
| 78 | 3 | — | 4 | — | 2 | 4 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | 4 | 2 | 4 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | 4 | 2 | 6 | 2 | 2 |
| 79 | 3 | — | 3 | 4 | 2 | 6 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | 4 | 2 | 6 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | 4 | 2 | 6 | 2 | 4 |
| 80 | 3 | — | 3 | 2 | 2 | 6 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | 4 | 2 | 6 | 2 | 4 | 3 | — | 3 | 4 | 2 | 6 | 2 | 4 |

Hannoverisches Magazin.

98tes Stück.

Freitag, den 7ten December 1781.

## Ueber die Fleischpreise in der Stadt Hannover, nebst einer Geschichte derselben *).

Was zwischen jedem einzelnen Käufer und Verkäufer im Kleinen eintritt; nemlich, daß jener wohlfeil zu kaufen und dieser theuer zu verkaufen sucht; daß ereignet sich im Großen zwischen dem Publicum und den Fleischern oder Knochenhauern, wie sie bey uns heißen. Daß keiner den andern dabey vervortheile, ist eine um desto wichtigere Angelegenheit der Obrigkeiten, je allgemeiner und nothwendiger das Bedürfniß des Fleisches ist; je mehr die Fleischpreise ihren großen Einfluß auf alles was sonst zur Nothwendigkeit und Bequemlichkeit des Lebens gehöret, haben; und je mehr es also auf einer Seite eine Haupterforderniß ist, dahin zu sehen, daß das Fleisch in möglichst geringen Preisen erhalten werde; auf der andern aber, dabey wiederum auf die Knochenhauer die sorgfältigste Rücksicht genommen werden muß, daß sie nicht nur als Mitbürger an der Reihe, sondern auch in einem gewissen Grade von Wohlstande und Credit erhalten werden, damit es ihnen nicht an der bey diesem Gewerbe so hauptsächlich nöthigen Vorlage zu Anschaffung des Schlachtviehes zu rechter Zeit, dessen Nachmästung und Aufstallung ermangele. Geschiehet letzteres nicht, so erfolgen eben daraus wiederum theurere Preise, und der Verlust der bisherigen vorzüglichen Güte unsers Schlachtfleisches, welche selbst manche Einwohner benachbarter großer Städte beweget, bey gewissen Gelegenheiten auf unseren Scharren einzukaufen.

Allein, was ist der wahre Fleischpreis, wo Recht und Billigkeit dem Publicum und Recht und Billigkeit dem Knochenhauer wiederfähret; und wie ist dieser Preis, nach den dabey Einfluß habenden so mannigfaltigen Umständen, mit möglichster Genauigkeit in jedem Monathe, wie bey uns geschiehet, zu bestimmen? Hier steckt die



*) Hiebey eine Tabelle, worin die Preise des Rind- Kalb- Hammel- und Schweinefleisches von 1731 bis 1780 incl., mithin von funfzig Jahren enthalten sind.

Sünde zwischen Käufer und Verkäufer, wie Sirach sagt, gleich dem Nagel in der Mauer zwischen zwey Steinen, und es ist äuserst schwer die Linie zu finden, welche den Kopf dieses Nagels gerade in zwey gleiche Theile theilet. Dem Bäcker und Brauer kan man nach dem marktgängigen Preise der Kornfrüchte, der Feurung u. s. w. auf das genaueste nachrechnen, wie viel sein Brod wiegen, oder in welcher Güte und zu welchem Preise er sein Bier verkaufen müsse. Bey weitem nicht so mit dem Knochenhauer! — Der bey jedem Stück Schlachtviehes verschiedne Einkaufspreis, der Einfluß, welchen die Jahrszeit, die Witterung, die Frucht- und Futterungspreise, die Seuchen, die dadurch versperrte Handlung und Communication, der nähere oder weitere Transport, der Ankauf gegen baare Bezahlung oder zu Borg, die Zeit der Aufstallung, die Wahrscheinlichkeit des geschwinden oder langsamen Absatzes, und hundert andere Umstände, in jenen Einkaufspreis haben; vornemlich aber die verschiedne Güte des Viehes, nach Alter, Race, Weide und Mastung; nebst dem Hauptumstande, daß Niemand, der nicht selbst im Stande ist, ein Knochenhauermeisterstück zu machen, das ist, nach den erlaubten Griffen, einen Ochsen auf bloßes Augenmaaß bis auf zehn Pfund zu taxiren —; das Gewicht des Schlachtviehes mit einiger Zuverläßigkeit anzugeben vermag; — alles dieses macht es schlechterdings unmöglich, dem Knochenhauer so genau nachzurechnen, als dem Bäcker und Brauer, es sey denn, daß man prätendiren wolle, es müßten bey jedem Stück Schlachtviehes, alle jene Umstände eidlich oder mit glaubhaften gerichtlichen Attestaten ad Protocollum angegeben, mithin vor dem Tode eines jeden Kalbes, ein kleines Bund Akten loco testamenti factionis zusammen geschrieben werden; welches zwar absurd und sehr nachtheilig seyn würde; jedoch einigen von denjenigen Herren und Damen, welche ohne Sachkenntniß, sich bey übler Verdauung oder sonstiger Indisposition, mit der Verbesserung der Policey amüsiren, gar leicht aus dem Unterleibe in die Höhe, und bey ermangelndem Aufstoßen, bis in die Zirbeldrüse steigen könnte.

Es werden zwar, alle obgedachte Umstände, bey Ermäßigung des Fleischpreises im Großen, hauptsächlich zum Grunde geleget; man kann aber nur dann mit hinlänglicher Gewißheit darnach verfahren, und die oftmals so sehr erheblich scheinenden Vorstellungen der Knochenhauer, wenn sie eine Erhöhung der Preise verlangen, genau genung ermäßigen, wenn man die vorigen Preise von einer langen Reihe von Jahren dabey zu Hülfe nimmt, und aus selbigen ersiehet, wie der wahre Mittelpreis des Fleisches bey uns stehe; und welchen Einfluß, vorhin vorgekommne ähnliche Umstände, nemlich Witterung, Korn- und Futterpreis, Seuchen, Sperrung, Jahrszeit u. s. w. auf die Erhöhung oder Verminderung desselben gehabt haben. Es verlohnt sich also gar sehr der Mühe, alle

Fleisch-

Fleischtaxen, so weit man mit einiger Vollständigkeit kommen kann, zusammen zu bringen, und selbige solchergestalt nach Jahr und Monath zu ordnen, daß sie übersehen und angewandt werden können, diejenigen Resultate daraus zu ziehen, auf welche es bey dieser wichtigen Sache so sehr ankommt. Und hieraus ist nun die anliegende Tabelle über die hiesigen Preise des Rind- Kalb- Hammel- und Schweinefleisches von 1731 bis 1780, mithin in einem Zeitraume von funfzig Jahren, entstanden.

Diese Tabelle und die daraus unten weiter aufgestellten Berechnungen der Mittelpreise, nach den verschiednen Decennien, geben zugleich eine richtige und angenehme Beantwortung der so oft vorkommenden Frage:

Ob unsere Fleischpreise in neuern Zeiten würklich so sehr gestiegen sind, als manche vermeinen und angeben; oder ob es uns nicht dabey etwa so gehe; wie jenem ehrwürdigen alten Herrn, der sich im Ernste darüber beschwerte, daß die Bäcker ein gewisses Brod lange nicht mehr so wohlschmeckend backten, als vor dreißig Jahren; oder wie einem wohlgebohrnen siebenzigjährigen Herren, welcher sich beklagte, daß das Steinpflaster in der Stadt von Jahr zu Jahr unbequemer würde; kurz, ob wir nicht partheyische Lobredner der vorigen Zeit sind; und, wenn uns der Luxus das Geld aus der Tasche spielt, vermeynen, es seyn die erhöheten Preise der Lebensmittel?

Ehe wir zu deren Beantwortung und einigen Bemerkungen über die funfzigjährige Tabelle kommen, wird es nicht unerheblich seyn, einen Blick auf die Fleischpreise und deren Taxirung in noch ältern Zeiten zu werfen. — Vor dem dreißigjährigen Kriege, taxirten die Knochenhauer, so wie die meisten übrigen Gilden, sich selbst; und das ging damals ganz gut. Alte deutsche Sitte und Redlichkeit, war statt der Gesetze; und überdem controllirte jede Gilde die andere; so daß, wenn z. E. der Knochenhauer sein Fleisch theurer verkaufte, er auch seinen Rock und Stiefeln verhältnißmäßig theurer bezahlen mußte. Policey, in dem Verstande, wie wir es zu unsern Zeiten nehmen, war damals bey uns noch ein unbekanntes Ding. In den unruhigen Zeiten des dreißigjährigen Krieges änderte sich die deutsche Sitte eben so sehr, wie bald darauf die Verfassung der deutschen Provinzen, wenigstens der Städte und ihr Verhältniß gegen die landesherrliche Gewalt sich änderte; und es entstand allmählig das Ding, was wir jetzt Policey nennen. Unterdessen erhuben sich die wechselseitigen Befehdungen zwischen dem Publicum und den Knochenhauern, welche nun über hundert Jahr gedauert haben, und wahrscheinlicher Weise in den ersten hundert Jahren noch nicht aufhören werden. Bey beiden Partheien, war, **Vervortheilung**, das Losungswort. Endlich ward im Jahr 1685 unter Authorität der damaligen

Fürstl. Geheimtenraths-Stube, eine Fleischtaxe entworfen, gehörig publicirt, und darauf, unerachtet aller Querelen der Knochenhauer, welche sich in die neue Wissenschaft, Policey genannt, nicht recht zu finden wußten, und überhaupt niemals besondere Neigung dafür spüren lassen, nachdrücklich gehalten. Nach dieser Taxe, sollte, ohne auf die verschiedne Güte Rücksicht zu nehmen, gelten

das Pfund Rindfleisch 1 mgr. 4 pf.
das Pfund Kalbfleisch
in der raresten Zeit — 2 — —
Hammelfleisch gleichfalls 1 — 4 —
Schweinefleisch — 1 — 4 —

Der Licent, welcher jetzt 3 pf. auf jedes Pfund beträgt, war noch nicht eingeführet; und von gemästeten Hammeln wußte man noch nicht; ob es gleich schon damals hieß, daß Hannover seit hundert Jahren den Ruhm behaupte, vorzüglich gutes Fleisch zu liefern. Im Jahr 1688, als unterdessen $1\frac{1}{2}$ pf. Licent auf jedes Pfund Schlachtfleisch gelegt war, ward der Preis des Rindfleisches im Durchschnitt um 3 pf. erhöhet; die übrigen Preise blieben beynahe dieselben. Nur aber erlaubte man, daß wenn einer ein extraordinary gutes Stück Fleisch haben wolle, er es auch extraordinary bezahlen solle; und damit war die ganze Taxe so gut als annullirt. In der ganzen Stadt war gemeiniglich kein anderes als extraordinary Fleisch zu haben; und wenn dieses Fleisch in die Küchen kam, war es gemeiniglich in mittelmäßiges, oftmals in schlechtes verwandelt. Dieses dauerte mehrere Jahre. Das Publicum zog gegen die Knochenhauer zu Felde, und dieses mal mit Recht. Auch ward im Jahr 1693 das extraordinary gute Fleisch ganz abgestellet; und eine neue Taxe gemacht, welche der vorigen bey dem Rindfleische gleich ist; das Kalbfleisch aber ward um 2 pf., und das Hammel- und Schweinefleisch jedes um 4 pf. erhöhet; doch wurde nachher in einigen Monathen auch auf das Rindfleisch noch 2 pf. gesetzt. Im Jahr 1697, wo Korn und Futter theuer waren, ward die Fleischtaxe noch erhöhet, so daß das Pfund zum höchsten auf 2 gr. 2 pf. stand, jedoch nachher bald wieder auf den vorigen Preis zu 2 mgr. fiel; wobey es verschiedne Jahre, im Durchschnitt genommen, verblieb. Inzwischen konnten die Knochenhauer die Zeiten des extraordinary guten Fleisches nicht vergessen; und es ward ihnen auch, im Jahr 1711, statt der sonst nicht ohne Grund nachgesuchten Erhöhung der Preise, vergönnt; wenn gar sonderlich gutes Rind- Kalb- und Hammelfleisch zum Scharren gebracht würde, das Pfund ein Paar Pfennig über die Taxe zu verkaufen, jedoch nicht anders als auf Erkenntniß des Policey-Commissarii und beeidigter Taxatoren, welche dann die Preise mit Kreide, auf den am Scharren hängenden Tafeln bemerkten. In den Jahren 1712 und 1713 näherte sich, die traurige Landplage, die aus Dalmatien nach Italien verschleppte Viehseuche, über Pohlen, durch Pommern und Mecklenburg, dem nördlichen

lichen Theile der hiesigen Lande, und ob sie gleich im Jahre 1714 von Hannover noch weit entfernt war, so bewürkte sie doch eine Preiserhöhung des magern Viehes, solchergestalt, daß das Pfund des besten Rindfleisches auf 2 mgr. 4 pf. gesetzt, der extraordinairy Preis aber, allem Anschein nach, wieder aufgehoben ward, indem sich verschiedene Nachrichten finden, daß ein und andere Knochenhauer, welche nach dieser Zeit, noch extraordinär gutes Fleisch verkaufen wollen, für ihren angeblichen Patriotismus mit Gefängnißstrafe angesehen worden. Die Viehseuche, war unterdessen, aller Gegenanstalten unerachtet, immer weiter eingedrungen und uns näher gekommen; zugleich waren die Jahre 1717 und 1718 nicht die fruchtbarsten, und vornemlich in letzterm Jahre viele Ueberschwemmungen gewesen, welche den Wiesen und Weiden großen Schaden gethan. Das Sommerkorn stand vorzüglich im Preise, der Himte Gersten kostete in einigen Monathen 18 mgr., und der Haber 12 mgr.; ein für damalige Zeiten hoher Preis. Gleichwohl stand das Rindfleisch im Durchschnitt zu 2 mgr. 2 pf., und das Kalbfleisch zu 2 mgr. 4 pf. Nur konnte beides wegen des zum Theil gesperrten Ankaufs des Viehes, und des Mangels an Weide und Mastung, unmöglich völlig so gut geliefert werden, als vorhin. Das Publicum erhob also von neuen Händel gegen die Knochenhauer; aber vor dasmal sehr mit Unrecht. Sogar war einigen Querulanten im Ernst in den Kopf gestiegen; es sey nur das Fleisch zu dem bestimmten Preise taxiret, man brauche also die **Knochen** sich nicht mit zuwiegen zu lassen, wenigstens glaubten, die sich vornehmer dünkenden dazu wohl am wenigsten verbunden zu seyn, und wollten allenfalls das Knochenbeißen den Geringern überlassen. Man behauptete also, daß die Fleischer, welche Knochen mit wögen; offenbar gegen die Taxe handelten. Die Sache lief aber für das **damalige** Publicum eben nicht ehrenvoll ab. Es fand sich, daß die Prätension, wie sich von selbst verstehet, sehr absurd sey, daß aus einem Ochsen der 600 Pfund wieget, kaum 120 Pfund Fleisch ohne Knochen gehauen werden können, und folglich, da es keine lebendige Ochsen ohne Knochen giebt, selbige auch nicht ohne Knochen verkauft werden, daß Pfund Fleisch, wenn alle Knochen vom Ochsen weggeworfen, oder als Zugabe betrachtet werden sollten, fünfmal theurer zu stehen kommen müßte. Zu gleicher Zeit kam heraus, was wir gerne verschweigen mögten, wenn es nicht zu dieser pragmatischen Geschichte wesentlich nothwendig wäre; daß viele das Fleisch zu Borg genommen; und schlechte Bezahler wären; manche auch am Ende gar nicht bezahlten, daß das Gesinde derjenigen welche baar bezahlten, sehr oft Unterschleife machte, schlechteres Fleisch von den Knochenhauern, von ihrer Herrschaft aber die Bezahlung des besten verlange; daß die Knochenhauer manche andere extraordinäre

re Ausgaben prästiren müßten, um bey Kunden und in Ruhe zu bleiben, welche wir hier doch nicht specificiren wollen; kurz, daß das Publicum selbst Schuld daran sey, daß die Preise nicht wohlfeiler seyn könnten. Um jedoch bey diesem schlimmen Handel, das Andenken des nunmehr längst abgeschiedenen damaligen hiesigen Publicum, so viel möglich, zu retten; müssen wir noch bemerklich machen: daß die damals allhier zahlreichern Franzosen und Comödianten, die ersten Prätendenten des Fleisches ohne Knochen gewesen; und die Damen und Chapeaus, ihnen ihr französisches unverständiges Geschwätz, wahrscheinlich nur nachparlirt, um sich in der Sprache zu üben; woraus aber hernach dennoch, unglücklicher Weise, der Lerm entstand.

In unsern gegenwärtigen Zeiten, wo die Aufklärung so allgemein durchgedrungen, wird es wahrscheinlich Niemanden geben, welcher nicht gerne eingestehet: daß die Knochenhauer wenigstens 5 pro Cent verlieren, wenn sie, statt monathlicher Bezahlung, wie es sich noch mannigmal ereignen soll, Jahre lang auf ihr Geld warten müssen; daß sie dadurch oftmals in die Nothwendigkeit gesetzt werden, zum Ankauf des Viehes, Geld von dem Juden zu 6 ja mehr pro Cent anzuleihen; oder von dem Viehhändler selbst auf Borg und folglich etwas theurer zu kaufen, daß ferner, da die Taxe in Cassenmünze gesetzt ist, von denjenigen aber, welche auf Buch kaufen, fast durchgängig in Louis d'or zu 5 Rthl. bezahlt wird, die Knochenhauer dabey abermal 7 pro Cent verlieren; daß das Risico, von denjenigen, welche auf Credit mehr Bratens consumiren, als sie bezahlen können, gar nichts zu erhalten, wenigstens noch auf 2 pro Cent anzuschlagen sey; daß für die gewöhnlichen Douceurs an das Gesinde bey Bezahlung des Fleisches, und die nicht selten gering wichtigen Goldmünzen, mit welchen sie doch, um die Kunde beyzubehalten, zufrieden seyn müssen, wenigstens noch 1 pro Cent zu rechnen, und daß folglich, wenn alle diese Umstände zu unserer besten Welt nicht mit gehörten, jedes Pfund Fleisch gerne um 4 pf. geringer verkauft werden könnte und würde.

Wir haben noch eine Reihe von zehn bis zwölf Jahren, ehe wir mit der diesem Stück beygelegten Tabelle der Fleischpreise von 1731 bis 1780 zusammen stoßen. Es kommen aber darin keine erhebliche Veränderungen der Preise, oder beträchtliche Unruhen zwischen Publicum und Knochenhauern vor, wie dann auch der Preis der Kornfrüchte, in diesem Zeitraum, nie zu einer beträchtlichen Theurung gestiegen. Der Preis des Rindfleisches stand von 2 mgr. 2 pf. bis 2 mgr. 4 pf.; des Kalbfleisches zu 2 mgr. 4 pf., und in den letzten fünf bis sechs Monathen des Jahres zu 3 mgr.; des Hammelfleisches zu 2 mgr. bis 2 mgr. 4 pf., des Schweinefleisches ungefähr zu 2 mgr.; alles von dem Besten gerechnet.

Die zu Rathhause festgesetzten Preise;

se, wurden bisher von dem Policey-Commissair mit Kreide auf schwarze Tafeln geschrieben, welche in den Scharren hingen. Wie leicht aber verwischt sich nicht Kreide, zumal in freier Luft; wie leicht konnte nicht, durch unvorsätzliche Berührung, oder andern Zufall, eine 2 in eine 3, oder gar in eine 4 verwandelt werden; und dabey waren alsdann die guten Knochenhauer immer in augenscheinlicher Gefahr, auch wider ihren Willen, über die Taxe zu verkaufen. Man suchte sie dieser Gefahr gänzlich zu entreißen, und führte im Jahr 1726 die gedruckten Fleischtax-Tabellen ein, welche wir noch haben. Wie aber das menschliche Herz ein wankelmüthiges Ding ist; so wußten es nachher die Knochenhauer denjenigen nicht viel Dank, welche sie aus dieser, versuchungsvollen Situation gezogen hatten. Es ward aber höchsten Ortes befohlen, daß es bey den gedruckten Tabellen bleiben solle.

Wir wollen jetzt einige special Bemerkungen über die funfzigjährige Tabelle anführen; hernach die Mittelpreise des Fleisches im Durchschnitt von zehen Jahren zu zehen Jahren nach den Monathen bemerken; und zuletzt die gegenwärtigen Fleischpreise mit den ältesten und ältern vergleichen. Im Jahr 1731 und einigen folgenden, scheint der Fleischpreis etwas geringer geworden zu seyn, als er in dem Decennium von 1721 bis 1731 gewesen. Dieses rühret aber daher, daß die Knochenhauer es im Jahr 1730 dennoch wieder dahin brachten, daß ihnen auf eine Zeitlang verstattet ward, das extraordinary gute Fleisch außer der Taxe zu verkaufen, mithin das hier als das beste taxirte Fleisch, in diesem Betracht nur als die zweyte Sorte anzusehen ist; auch waren die Fruchtpreise, bis Anno 1740 allhier sehr geringe. In diesem Jahre aber trat der harte Winter, und die Theurung der Frucht und Futterungspreise ein. Es kostete in einigen Monathen dieses traurigen Jahres der Himte Weizen 1 Rthl. 18 mgr., Rocken 1 Rthl. 10 mgr., Gersten 32 bis 34 mgr., und Haber 22 bis 26 mgr. auch darüber; und das Vieh hatte vor Ende des May Monaths nicht ausgetrieben werden können. Gleichwohl aber haben diese Umstände auf die Preiserhöhung des Rindfleisches einen so starken Einfluß nicht gehabt, als man vermuthen sollte. Nur in den Monathen Julius, August und September, ward das Pfund um 2 pf. erhöhet, und fiel nachher wieder auf 2 mgr. 2 pf.; im April bis Junius des Jahres 1741 aber; mußte es wegen der Folgen jenes theuren Jahres in Rücksicht auf die Viehzucht, zu 3 mgr. gesetzt werden. Es fielen aber die Preise in den folgenden Jahren gewöhnlich wieder auf 2 mgr. 2 pf. bis 2 mgr. 4 oder 6 pf. herunter, bis in den Jahren 1744 und 1745 die unglückliche Viehseuche in unsere nächste Nachbarschaft ja in die Stadt selbst drang, und seit der Zeit, in demjenigen Distrikt, woraus die Stadt mit Schlachtvieh versorget wird, selten oder nie ganz aufgehöret hat. In den ersten Jahren be-

würkte sie keine merkliche Erhöhung der Preise. Ein jeder verkaufte gern, aus Furcht vor der Seuche. Seit 1747 an aber, finden sich die Preise des **Rindfleisches** zu 3 mgr. und darüber, auch in denjenigen Monathen häufiger, wo der Preis sonst zu 2 mgr. 2 pf. oder 2 mgr. 4 pf. stand. Es war inzwischen 3 mgr. der höchste ordinäre Preis. Mehr hat es gegolten zu folgenden Zeiten; nemlich

das Pf. 3 mgr. 4 pf. zuerst 1758 im Februar, Merz bis Jun. incl.
1761 Januar, Februar.
1762 den größten Theil des Jahres, auch nachher öfters.
1773 Jan. bis Julius.

das Pf. 3 mgr. 6 pf. zuerst im December 1761; hernach öfter.

das Pf. 4 mgr. – pf. 1761 Merz.
1762 und 1763 Junius, Julius.
1764 Febr. bis Jun. incl.
1772 May, Aug. Sept.

das Pf. 4 mgr. 2 pf. 1772 Jun. Jul.

Dieses ist der höchste Preis des Rindfleisches gewesen, welchen wir hier gehabt haben.

Außer der Viehseuche, liegen die Ursachen, dieser von Zeit zu Zeit höher gestandnen Preise, in dem damaligen Kriege, den verschiednen Positionen der Armeen, und derer Verproviantirung. Daß aber die Knochenhauer zuweilen von diesen übrigens sehr erheblichen Umständen, zu Erhöhung der Preise mehr Gebrauch machten, als sie hätten thun sollen; erhellet unter andern bey dem Jahre 1761, wo im Merz das Pfund zu 4 mgr. stand, aber in den folgenden Monathen bis auf 2 mgr. 4 pf., und nachher 6 pf. auf vorgängige Untersuchung herab gesetzt ward. Die Knochenhauer konnten indessen bey diesen Preisen, wegen der allenthalben courſirenden schlechten und immer schlechter werdenden Münze, durchaus nicht bestehen; und es war demnach billig und recht, daß im Merz 1761 eine doppelte Taxe, nach gutem und courrentem Gelde aufgestellet wurde. In letzterm aber, standen die Preise in der letzten Hälfte des Jahres 1762

Rindfleisch das Pfund 9 bis 11 mgr.
Kalbfleisch das Pfund 12 bis 15 mgr.
Hammelfleisch das Pf. 9 bis 12 mgr.
Schweinefleisch das Pf. 9 bis $10\frac{1}{2}$ mgr.

jedoch hörte mit diesem Jahre die Kipper- und Wipperzeit auf, und das folgende brachte uns den Frieden, worauf alles nach und nach wieder ins Gleis kam.

Mit dem 1ten Sept. 1764 trat die Licenterhöhung des Fleisches von 2 pf. auf 3 pf. für jedes Pfund ein; und es ist merkwürdig, daß selbige auf die Erhöhung der Fleischpreise, im Anfange keinen unmittelbaren Einfluß gehabt; indem sie in den nächst folgenden Jahren, ehe geringer als höher gestanden, wobey jedoch, auch gute Witterung concourrirte.

Die calamiteusen Jahre 1771 und 1772, da das Fleisch am höchsten im Preise gestanden, sind uns allen noch im Andenken.

Der Schluß folgt künftig.

# Hannoverisches Magazin.

99tes Stück.

Montag, den 10ten December 1781.

## Ueber die Fleischpreise in der Stadt Hannover, nebst einer Geschichte derselben.

(Schluß.)

In den sämtlichen 50 Jahren von 17$\frac{31}{80}$ ist der Mittelpreis des Pfundes Rindfleisch im Durchschnitt, 2 mgr. 6$\frac{8}{25}$ pf. *)

Dabey entstehet nun die merkwürdige Frage: a) in welchem Verhältnisse sind die Preise des Rindfleisches nach den verschiedenen Monathen, gleichfalls im Durchschnitt von 50 Jahren, über jenen Mittelpreis gestiegen, oder darunter gefallen? folgende Tabelle beantwortet sie:

Mittelpreis des Rindfleisches, im Durchschnitt von funfzig Jahren, (17$\frac{31}{80}$) nach den Monathen.

| Das Pfund hat gegolten im Monath | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Januar | — | 2 | mgr. | 6$\frac{14}{25}$ | pf. |
| Februar | — | 2 | = | 6$\frac{17}{25}$ | = |
| Merz | — | 2 | = | 6$\frac{21}{25}$ | = |
| April | — | 2 | = | 6$\frac{18}{25}$ | = |
| May | — | 2 | = | 6$\frac{24}{25}$ | = |
| Junius | — | 2 | = | 7$\frac{5}{25}$ | = |
| Julius | — | 2 | mgr. | 6$\frac{24}{25}$ | pf. |
| August | — | 2 | = | 6$\frac{6}{25}$ | = |
| September | — | 2 | = | 5$\frac{22}{25}$ | = |
| October | — | 2 | = | 5$\frac{7}{25}$ | = |
| November | — | 2 | = | 4$\frac{22}{25}$ | = |
| December | — | 2 | = | 6 — | = |

Diese Tabelle ergiebet, daß in den ersten sieben Monathen des Jahres, der Preis durchgängig über den Mittelpreis, in den fünf leztern aber darunter gestanden, welches mit den bey dem Preise des Schlachtviehes überhaupt eintretenden Umständen vollkommen zusammen trift. Am höchsten ist der Preis im Junius und am niedrigsten im November; im December fängt er wieder an zu steigen; und zwar in sehr regelmäßigen Proportionen, bis zum Junius; außer im April, wo er, aus Ursachen, welche dem Verfasser nicht bekannt sind, plötzlich um $\frac{3}{25}$ pf. niedriger stehet.

Obige generale Bemerkung der Preise, führet auf eine nicht minder wich-



*) Auf einen sehr unbeträchtlichen Bruch eines Pfennigs, ist dabey nicht reflectirt worden, um gleiche Nenner mit dem folgenden zu behalten.

wichtige specialere Frage, nemlich: b) wie haben sich die Preise nach den verschiednen Decennien dieser funfzig Jahre, in jedem Monathe regulirt, und in welchem Verhältnisse sind selbige von Decennium zu Decennium gestiegen? Folgende Tabelle ergiebt die Antwort.

## Mittelpreise des Rindfleisches,

nach Durchschnitten von zehn Jahren.

| Das Pfund hat gegolten im Monath | Von 1731 bis 1740 incl. | | Von 1741 bis 1750 | | Von 1751 bis 1760 | | Von 1761 bis 1770 | | Von 1771 bis 1780 | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | mgr. | pf. | mgr. | pf. | mgr. | pf. | mgr. | pf. | mgr. | pf. |
| Januar — | 2 | $-\frac{4}{5}$ | 2 | 5 | 2 | $7\frac{4}{5}$ | 3 | $1\frac{3}{5}$ | 3 | $1\frac{3}{5}$ |
| Februar — | 2 | $-\frac{4}{5}$ | 2 | 5 | 3 | $-\frac{2}{5}$ | 3 | $2\frac{1}{5}$ | 3 | 1 |
| Merz — | 2 | $-\frac{4}{5}$ | 2 | 5 | 3 | $-\frac{2}{5}$ | 3 | $2\frac{3}{5}$ | 3 | $1\frac{2}{5}$ |
| April — | 2 | $-\frac{2}{3}$ | 2 | 6 | 3 | $-\frac{2}{5}$ | 3 | $1\frac{2}{5}$ | 3 | $1\frac{2}{5}$ |
| May — | 2 | $-\frac{2}{3}$ | 2 | $6\frac{2}{9}$ | 3 | $-\frac{2}{5}$ | 3 | $1\frac{4}{5}$ | 3 | $1\frac{4}{5}$ |
| Junius — | 2 | $-\frac{2}{3}$ | 2 | $6\frac{2}{5}$ | 3 | $-\frac{2}{5}$ | 3 | $2\frac{3}{5}$ | 3 | 2 |
| Julius — | 2 | $-\frac{2}{5}$ | 2 | 6 | 3 | — | 3 | $2\frac{2}{5}$ | 3 | 2 |
| August — | 2 | $-\frac{3}{5}$ | 2 | $5\frac{2}{5}$ | 2 | 7 | 3 | 1 | 3 | $1\frac{2}{5}$ |
| September — | 2 | $-\frac{2}{5}$ | 2 | $4\frac{3}{5}$ | 2 | $6\frac{4}{5}$ | 3 | $-\frac{2}{5}$ | 3 | $1\frac{1}{5}$ |
| October — | 2 | $-\frac{1}{5}$ | 2 | $3\frac{1}{3}$ | 2 | 6 | 3 | — | 3 | 1 |
| November — | 2 | $-\frac{1}{5}$ | 2 | $2\frac{8}{9}$ | 2 | 6 | 2 | 7 | 3 | $-\frac{3}{5}$ |
| December — | 2 | $-\frac{1}{5}$ | 2 | 4 | 2 | $7\frac{1}{5}$ | 3 | $1\frac{2}{5}$ | 3 | $1\frac{1}{5}$ |
| Durchschnitt von jedem Decennium. | 2 | $-\frac{6}{12}$ | 2 | $4\frac{11}{12}$ | 2 | $7\frac{6}{12}$ | 3 | $1\frac{4}{12}$ | 3 | $1\frac{4}{12}$ |

**Anmerkung.** In denjenigen Jahren, wo nach der dem vorigen Stück beygelegten Specialtabelle ein oder zwey Monathe fehlen, hat, wie sich von selbst versteht, die Summe resp. mit 9 oder 8 dividiret werden müssen, um den Mittelpreis zu erhalten, daher hier die verschiednen Benennungen der Brüche entstanden. Sie auf gleiche Benennungen zu bringen, giebt zu große Brüche, und Decimalbrüche, welche freylich am bequemsten gewesen wären, sind manchen, für welche dieses geschrieben ist, noch nicht verständlich genung. Auf einige sehr unerhebliche Brüche eines Pfenniges ist keine Reflexion genommen.

In dem Decennium von 1731 bis 1741 stand also der Preis im Durchschnitt auf 2 mgr. und ½ pf.; im folgenden, nemlich von 1741 bis 1750 ist dieser Preis um beynahe 4½ pf. auf jedes Pfund, welches etwa 28 pro Cent beträgt, erhöhet. Eine erstaunliche Erhöhung in so kurzer Zeit! Allein wir haben schon oben gesehen, daß in diesem Jahrzehend die Viehseuche in

unsere Nachbarschaft einbrach und große Verwüstung anrichtete. Ihr allein ist also, da sonst keine Ursachen vorhanden, diese Preiserhöhung beyzumessen. Es ist auch, wenn man die Berechnung aus andern Datis ziehet, keinesweges zu viel, anzunehmen: daß die Viehseuche und mehr als sie die dadurch erschwerte, wegen der vielen Pässe und Atteste kostbarer gemachte, oder ganz gesperrte Viehhandlung, eine Preiserhöhung von wenigstens 28 pro Cent verursachen müssen. Im folgenden Decennium, wo theils die Seuche noch währte, theils der Krieg eintrat, beträgt die Preiserhöhung, nur circa $2\frac{1}{2}$ pf. auf das Pfund; und in den beyden ferner folgenden Decennien ist sie noch weit geringer, nemlich von 1761 bis 1770 $1\frac{1}{4}$ pf., und mit diesem Preise von 1771 bis 1780, gerade gleich stehend. Wenn wir nun dazu rechnen, daß in letztgedachtem Jahrzehend der Eine Pfennig an Licent, welcher im Jahr 1764, nach den Bedürfnissen des Landes, auf jedes Pfund gesetzt werden müssen, durchgängig bezahlt worden; die Preiserhöhung dagegen aber gar nichts betragen: so folgt unwidersprechlich: **daß in diesem letzten Jahrzehend, wie noch zu gegenwärtiger Zeit, das Rindfleisch gerade 1 pf. auf das Pfund, in Rücksicht auf Landwirth und Knochenhauer, wohlfeiler als im vorigen Decennium von 1761 bis 1770 verkauft worden**; oder, welches gleich viel ist, daß wir 1 pf. weniger dafür bezahlen würden, wenn wir diesen Licentpfennig, dermalen nicht mit dazu bezahlen müßten.

Würde Jemand dabey einwenden; daß dieser Licentpfennig von 1764 bis 1770 im vorigen Decennium, also von sechs Jahren, auch schon mit stecke; so würde man ihm die calamiteusen Jahre 1771 und 1772, welche in diesem letzten Decennium mit stecken, deren außerordentliche Preiserhöhung wir oben schon bemerkt haben, compensando mit Grunde entgegen stellen können, und dann noch ein mehreres Uebergewicht, für unsere obige Behauptung bleiben.

Bey dem **Kalbfleische**, ist die Preiserhöhung weit weniger beträchtlich und plötzlich. Auch hat darauf die Viehseuche, zwar vielen, jedoch weit wenigern Einfluß, als auf die Rindfleischpreise, weil die Kälber nicht aus den Gegenden kommen, wo sonst unsere fetten Ochsen gekauft wurden; sondern meistens in hiesiger Nachbarschaft fallen und zugezogen werden; mithin die Handlungssperrung dabey weit weniger eintritt.

Hergegen haben einzelne Zufälle; ein zu **trockner Sommer**; ein zu nasses Jahr; wo es an Futterung für trächtige und säugende Kühe fehlet, sie auch leicht zum Verwerfen kommen; auf den Preis des Kalbfleisches mehreren Einfluß, als auf die Rindfleischpreise; jedoch immer nur auf einige Monathe, und ohne weitere Folge. So galt z. B. nach der funfzigjährigen Tabelle, das Pfund Kalbfleisch, bereits Anno 1740 vom Julius bis Decem-

ber, 4 mgr. Anno 1741, in mehreren Monathen gleichfalls 4 mgr. Bis dahin aber war, in **hiesiger Nachbarschaft**, keine Viehseuche. Witterung und Futterpreise allein, waren die Ursache der Preiserhöhung. Nachher, selbst nach eingetretener Viehseuche, ist der Preis oftmals bis zu 2 mgr. 4 pf. wieder gefallen, da er doch vor 50 Jahren in den letztern Monathen des Jahres gewöhnlich zu 3 mgr. und selten darunter, gestanden. Im Jahr 1772 stand der Preis im September und October auf 5 mgr.; nachher aber haben wir dennoch wieder Preise zu 2 mgr. 4 bis 6 pf. oftmals gehabt.

Hauptsächlich aber, muß bey den Kalbfleischpreisen, auf die Schlachtzeit Rücksicht genommen werden; weil selbige sich auf die Zeit der Trächtigkeit der Kühe und des Werfens, auch des Futtervorraths für die Kühe, beziehet; daher in einigen Monathen die Kälber häufig, in andern selten, mithin wohlfeiler oder theurer sind b).

Es komt also bey dem Kalbfleische, vorzüglich auf die Frage an: welche wir oben bey dem Rindfleische ad a. bereits aufgeworfen; und hier ist die Beantwortung.

## Mittelpreis des Kalbfleisches,

im Durchschnitt von funfzig Jahren, (17$\frac{31}{80}$) nach den Monathen.

| Das Pfund hat gegolten im Monath | | | |
|---|---|---|---|
| Januar | — | 2 mgr. | $7\frac{21}{25}$ pf. |
| Februar | — | 2 „ | $6\frac{6}{25}$ „ |
| Merz | — | 2 „ | $5\frac{11}{25}$ „ |
| April | — | 2 „ | $5\frac{2}{25}$ „ |
| May | — | 2 „ | 6 „ |
| Junius | — | 2 „ | $7\frac{7}{25}$ „ |
| Julius | — | 3 „ | $\frac{10}{25}$ „ |
| August | — | 3 „ | $1\frac{6}{25}$ „ |
| September | — | 3 „ | $3\frac{7}{25}$ „ |
| October | — | 3 „ | $4\frac{1}{25}$ „ |
| November | — | 3 „ | $3\frac{12}{25}$ „ |
| December | — | 3 „ | $2\frac{3}{25}$ „ |

Der Mittelpreis von allen 50 Jahren und allen 12 Monathen, ist, bis auf einen sehr unerheblichen Bruch eines Pfenniges, gewesen: 3 mgr. $\frac{9}{25}$ pf. Das **Kalbfleisch** steiget und fällt, fast im umgekehrten Verhältnisse mit dem Rindfleische. In den ersten sechs Monathen ist jenes durchgängig unter dem Mittelpreise. Im Julius demselben fast gleich; hernach immer darüber; im April am wohlfeilsten und im October am theuersten gewesen.

Nach

b) Doch, auch hiebey hat der fruchtbare Witz der Policeykünstler, es an Einfällen nicht ermangeln lassen. Es ist nemlich, von einigen übrigens sehr gelehrten Männern, einmal im Ernst vorgeschlagen worden, eine gewisse Ordnung zu treffen, nach welcher sich die Begattung der Kühe richten müsse; damit man immer gleich viel Kälber, mithin gleichen Preis habe. Ein auf seinen Vortheil, löblich aufmerksamer Landwirth, kann, wenn es sein Futterstand erlaubt, freylich es im Einzelnen also anstellen, daß er in allen Monathen Kälber habe. Allein der Vorschlag etwas Allgemeines darüber gesetzmäßig zu reguliren, gehöret — ins Vademecum für lustige Leute.

Nach dieser generalen Bemerkung; verdienet eben die Frage, welche wir oben bey dem Rindfleische ad b. aufgeworfen, vorzügliche Aufmerksamkeit. Die Beantwortung ergiebet sich aus folgender Tabelle.

## Mittelpreise des Kalbfleisches, nach Durchschnitten von zehn Jahren.

| Das Pfund hat gegolten im Monath | Von 1731 bis 1740 incl. | | Von 1741 bis 1750 | | Von 1751 bis 1760 | | Von 1761 bis 1770 | | Von 1771 bis 1780 | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | mgr. | pf. | mgr. | pf. | mgr. | pf. | mgr. | pf. | mgr. | pf. |
| Januar — | 2 | $4\frac{1}{5}$ | 2 | $7\frac{3}{5}$ | 2 | $7\frac{3}{5}$ | 3 | $1\frac{4}{5}$ | 3 | 2 |
| Februar — | 2 | $4\frac{4}{5}$ | 2 | $5\frac{2}{5}$ | 2 | 5 | 2 | $7\frac{3}{5}$ | 3 | $-\frac{2}{5}$ |
| Merz — | 2 | $4\frac{4}{5}$ | 2 | $4\frac{2}{5}$ | 2 | $4\frac{2}{5}$ | 2 | $6\frac{4}{5}$ | 2 | $6\frac{4}{5}$ |
| April — | 2 | $2\frac{4}{5}$ | 2 | $5\frac{1}{5}$ | 2 | $4\frac{3}{5}$ | 2 | 6 | 2 | $6\frac{4}{5}$ |
| May — | 2 | $2\frac{4}{5}$ | 2 | $5\frac{4}{5}$ | 2 | $6\frac{2}{5}$ | 2 | $7\frac{1}{5}$ | 2 | $7\frac{4}{5}$ |
| Junius — | 2 | $2\frac{4}{5}$ | 2 | $6\frac{3}{5}$ | 2 | $7\frac{4}{5}$ | 3 | 2 | 3 | $1\frac{1}{5}$ |
| Julius — | 2 | $5\frac{1}{5}$ | 2 | $7\frac{3}{5}$ | 3 | $-\frac{2}{5}$ | 3 | $3\frac{1}{5}$ | 3 | $1\frac{3}{5}$ |
| August — | 2 | $5\frac{3}{5}$ | 3 | $1\frac{1}{5}$ | 3 | $1\frac{1}{5}$ | 3 | $3\frac{4}{5}$ | 3 | $2\frac{1}{5}$ |
| September — | 2 | $5\frac{3}{5}$ | 3 | $3\frac{4}{5}$ | 3 | $2\frac{4}{5}$ | 3 | 7 | 3 | $5\frac{1}{5}$ |
| October — | 3 | $-\frac{4}{5}$ | 3 | $2\frac{2}{5}$ | 3 | $3\frac{3}{5}$ | 3 | $7\frac{3}{5}$ | 3 | $5\frac{4}{5}$ |
| November — | 3 | $-\frac{4}{5}$ | 3 | $3\frac{1}{5}$ | 3 | $2\frac{2}{5}$ | 3 | $6\frac{2}{5}$ | 3 | $4\frac{3}{5}$ |
| December — | 3 | $-\frac{4}{5}$ | 3 | $1\frac{1}{5}$ | 3 | $1\frac{1}{5}$ | 3 | $3\frac{4}{5}$ | 3 | $3\frac{3}{5}$ |
| Durchschnitt von jedem Decennium. | 2 | $5\frac{5}{12}$ | 2 | $7\frac{10}{12}$ | 2 | $7\frac{11}{12}$ | 3 | $2\frac{7}{12}$ | 3 | 2 |

Im Jahrzehend von $17\frac{31}{40}$, ist demnach der Mittelpreis 2 mgr. $5\frac{5}{12}$ pf. für das Pfund; im folgenden, von $17\frac{41}{50}$ steigt selbiger, bey eingetretener Viehseuche, nur um $2\frac{5}{12}$ oder circa $2\frac{1}{2}$ Pfennig, oder 10 pro Cent; im folgenden Decennium $17\frac{51}{60}$ nur um $\frac{1}{12}$ Pfennig; darauf von $17\frac{61}{70}$ steigt selbiger um $2\frac{8}{12}$ oder $2\frac{2}{3}$ Pfennig; und im neuesten eben zurückgelegten Jahrzehend ist selbiger wieder um $\frac{7}{12}$ oder $\frac{1}{2}$ Pfennig gefallen. Wenn wir hiezu den in diesem Jahrzehend beständig bezahlten 1 Pfennig mehr an Licent und die schlimmen Jahre $17\frac{71}{72}$ rechnen: so ergiebet sich offenbar: **daß das Kalbfleisch in unsern neuesten Zeiten, wenigstens $1\frac{1}{2}$ Pfennig für das Pfund wohlfeiler gewesen als im vorigen Decennium;** wobey das Weitere oben bey dem Rindfleische schon bemerkt worden.

Woher aber mag es rühren, daß, da die Preiserhöhung des Kalbfleisches

durch die Viehseuche von $17\frac{4}{5}\frac{1}{0}$ nicht so erheblich gewesen, als bey dem Rindfleische; dennoch dermalen das Pfund Kalbfleisch, im Durchschnitt $4\frac{1}{2}$ Pfennig, oder nach Abzug des einen Licentpfennigs $3\frac{1}{2}$ Pfennig höher im Preise stehet, als vor 50 Jahren? Antwort: hauptsächlich rühret dieses vom höhern Preise der Butter her. Bekanntlich verliert man die Butter, wenn die Kälber mit Milch getränkt werden. Nun aber galt vor 50 Jahren, das Pfund frischer Butter höchstens 3 mgr., jetzt 6 bis 8 mgr.; die Tonne holsteinischer Butter von 224 Pfund, 18 bis 20 Rthlr., jetzt 38 bis 40 Rthlr. Also ist die Butter noch einmal und mehr, so theuer als vor 50 Jahren. Will also der Käufer die gut getränkten Kälber nicht theurer bezahlen; so verkauft der Landmann sein Kalb, wenn es drey bis vier Tage alt ist, und wird durch den Verkauf mehrerer Butter, sehr wohl entschädigt. Bey diesem und dem hiezu tretenden sehr gegründeten Umstande, daß alle übrige Bedürfnisse des Lebens und andere Ausgaben, welche der Knochenhauer und Landmann, so gut wie jeder andere Mensch haben muß, seit funfzig Jahren, wohl um die Hälfte gestiegen sind, ist es eher zu bewundern, daß das Kalbfleisch nicht höher im Preise stehet.

Zeit und Raum erlauben nicht, die beyden übrigen Fleischsorten, nemlich Hammel- und Schweinefleisch, eben so durchzugehen. Es ist auch nicht so erforderlich. Der Preis von beyden hat sich seit den funfzig Jahren, wie die Haupttabelle ergiebet, wenig geändert; es sind auch dabey keine so große Catastrophen eingetreten, wie die Seuche, bey dem Hornvieh.

Vom **Hammelfleisch**, ward Anno 1750 das gemästete mit in die Taxe genommen, und galt gewöhnlich 5 mgr.; jetzt stehet es seit 12 bis 14 Jahren gewöhnlich zu 4 mgr.; ist also offenbar wohlfeiler geworden. Die Preiserhöhung des bestgeweideten ist, nach Beschaffenheit der übrigen Umstände, nicht erheblich.

Das **Schweinefleisch** schlug im Decennium von $17\frac{4}{5}\frac{1}{0}$, etwa um 2 Pfennig auf. Zur Ursache kann die Angabe wohl mit gerechnet werden; daß unter allen Fleischarten, das Schweinefleisch am meisten von Nichtknochenhauern, eingeschlachtet wird, die Fleischer also bey dessen Debit mehr Risico haben. Im Jahr 1742 waren in der Stadt **Hannover** geschlachtet überhaupt:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Ochsen u. Kühe | 2260 St. | davon für Rechnung der Knochenhauer | 1610 St. |
| Kälber | 11701 " | — — — — | 10493 " |
| **Schweine** | 5548 " | — — — — | 1400 " |
| Spanferkel | 481 " | — — — — | 265 " |
| Hammel | 5690 " | — — — — | 5172 " |
| Lämmer | 1969 " | — — — — | 1790 " |

Im

Im Jahrzehend von $17\frac{7\,1}{8\,0}$ ist das Schweinefleisch im Durchschnitt circa 1 Pfennig wohlfeiler gewesen, als im vorigen von $17\frac{6\,1}{7\,0}$.

Nun zuletzt noch eine Vergleichung, der **gegenwärtigen** Preise des Rind- und Kalbfleisches, mit denen von 1685, also beinahe vor 100 Jahren. Es kostete damals:

das Pfund Rindfleisch 12 Pfennig, jetzt im Durchschnitt 26 Pfennig.
— — Kalbfleisch 16 Pfennig — — — 27 Pfennig.

| | |
|---|---|
| Von dem jetzigen Rindfleischpreise zu 26 Pf. gehen erst ab 3 Pf. für den Licent, welcher 1685 noch nicht war, bleibt also — — | 23 Pf. |
| Wegen der Viehseuche, wie oben gezeiget worden, gehen von den 23 Pf. wieder ab 28 pro Cent, oder $4\frac{1}{2}$ Pf. auf das Pfund, bleiben — | $18\frac{1}{2}$ Pf. |
| Wegen des jetzigen Münzfußes und der vor voll bezahlten Louis d'ors, da die Taxe doch in Cassenmünze gesetzt wird; wegen des Kaufs auf Borg, und längern Credits, welches 1685 nicht war, nur 1 Pf. bleibt — — | $17\frac{1}{2}$ Pf. |

Es bleiben also, nach Abzug dieser Posten $5\frac{1}{2}$ Pfennig über, welche das Pfund Rindfleisch jetzt würklich in Rücksicht auf den Landwirth und den Knochenhauer theurer ist, als vor hundert Jahren. Wenn man aber hiebey berechnet, daß die Preise aller andern Bedürfnisse, jetzt beynahe noch einmal so hoch stehen, als vor hundert Jahren; wie solches nicht bezweifelt werden kann; so ergiebet sich deutlich: daß der Preis des Fleisches, an und für sich selbst genommen, in Rücksicht auf Landwirth und Knochenhauer, in diesen hundert Jahren in gleicher Proportion mit den übrigen Bedürfnissen, bey weitem nicht gestiegen sey, sondern immer herunter gehalten worden. Mit dem Kalbfleische, wird, wenn man das Minus wegen der Viehseuche mit dem Plus wegen der höhern Butterpreise compensiret, der verhältnißmäßige Preis noch vortheilhafter. Obgleich also eben bemerkte Angabe ihre völlige Richtigkeit hat; obgleich **aus den Taxen des Jahrzehends von $17\frac{7\,1}{8\,0}$ sich unwidersprechlich ergiebet, daß in selbigem alle Fleischarten bey uns, im Ganzen genommen, wohlfeiler gewesen sind, als im vorigen von $17\frac{6\,1}{7\,0}$**; so würden die Knochenhauer dennoch einen Fehlschluß machen, wenn sie daraus begründen wollten, daß die Taxen, eben aus dieser Ursache erhöhet werden müßten. Keinesweges! Die Viehzucht hat auf der andern Seite, seit hundert oder funfzig Jahren, große Verbesserung erhalten; selbst durch die Seuche ist man ver-

veranlasset worden, auf mehrere Zuzucht des Hornviehes zu halten; bey der Mästung der Schlachtkälber ist ebenfalls, manches zu Ersparung der Milch, eingeführet; jede seit diesen Zeitraum arthaft gemachte Wiese, trägt zur Verminderung der Fleischpreise nach und nach bey; der Absatz ist durch mehrere Consumtion, und vornehmlich durch Verminderung des Hausschlachtens weit stärker; und eben durch die hiesigen Fleischtaxen, sind die Einkaufspreise bey dem Landmann, welcher jene sehr wohl kennet, herunter gehalten worden, und müssen ferner dadurch herunter gehalten werden. Als vor beynahe hundert Jahren, die Fleischtaxen eingeführet wurden, vermeynten die Knochenhauer, sie müßten dabey unfehlbar zu Grunde gehen, und mit dem Betelstabe die Stadt, höchstens binnen zwey Jahren verlassen. Dieses Lamento ward wenigstens alle zehn Jahre, zuweilen auch in Einem Jahre zehnmal, wiederhohlet; gleichwohl aber ist die Anzahl der Knochenhauer zu unsern Zeiten stärker, als sie sonst manchesmal gewesen; und, daß der Luxus ihnen das Geld so ziemlich aus der Tasche und vornehmlich in der Ausländer Beutel spielt; darin haben wir dermalen leider größestem theils einerley Schicksal.

Hannover, im Nov. 1781.

F. A. Klockenbring,
Geheimter Canzley-Secretarius.

---

## Anfrage.

Man wünschet zu erfahren, wer derjenige J. W. Schele gewesen sey, welcher einen Heroldum Germaniæ Inferioris und ein Arboretum Genealogicum verfertiget hat; imgleichen wer Urheber des Buchs sey, das den Titel führet: Collectiones miscellaneæ observationes varias Historico Genealogicas exhibentes fol. magno, ferner auch ob diese Werke eine Verbindung unter sich haben? Vielleicht bedarf es nur einer kurzen Anzeige, wo man von diesen seltenen Kupferstichen und Büchern bereits Nachricht vorfindet.

Hannoverisches Magazin.

100tes Stück.

Freitag, den 14ten December 1781.

## Beantwortung der Anfrage im 92ten St. des Hannoverischen Magazins von diesem Jahre, eine daselbst beschriebene Pferdekrankheit betreffend.

Diese Anfrage besteht darin: Arzeneimittel vorzuschlagen, wodurch die darin beschriebene Krankheit gehoben werden könne.

Man muß die Ursachen, wovon die Krankheit entstanden, nebst der Krankheit selbst kennen, ehe man Mittel dafür verordnen kan.

Meines Erachtens kan diese Krankheit nichts anders, als ein Faulfieber genennet werden. Um dieses zu beweisen, werde ich die Ursachen, wovon die Krankheit entstanden, erörtern.

Es wäre freilich besser gewesen, wenn in der Anfrage einige Nebenumstände angeführet worden wären, als z. E. ob die Pferde fließend oder stehend Wasser getrunken, ob die Weiden im Herbst und im Frühjahr naß oder trocken wären, u. s. w. Denn dieses sind Hauptursachen, wodurch eine Disposition zum Faulfieber im Körper hervorgebracht wird. Dieses nicht in Betracht gezogen, werde ich blos aus der Anfrage zeigen, daß durch das heiße Wetter und anhaltende Dürre, ein Faulfieber entstehen könne, wiewohl ich vermuthe, daß bei den erkrankten Pferden, eine Disposition zu Faulfiebern zugegen gewesen.

Durch das anhaltende heiße Wetter, und die Arbeit, welche die Pferde in demselben verrichten müssen, ist dem Blute, durch den anhaltenden Schweiß, das Aderwasser entzogen, es ist also verdickt geworden, hat seine gehörige Consistenz verloren, und weil es verdickt, so hat es durch die Bewegung des Herzens nicht gehörig zum Kreislauf gebracht werden können, dadurch ist es verschleimt und faulartig geworden, und weil durch die anhaltende Wärme auch zugleich der tonum aller Muskelfasern geschwächt wird; so ist dieses eine Ursache mit, wodurch das Blut nicht in der angemessenen Bewegung geblieben ist.

Dazu kömt noch, daß das Blut nicht die gehörige präparirte Galle und den pancreatischen Saft in die Gedärme absondern können, um die

Speisen zu verdauen. Es wird hierdurch ein verdorbener Milchsaft erzeugt und dem Blute zugeführet, wodurch es völlig ruiniret, verschleimt, in Fäulung gebracht, und sogar laugenartig wird. Die kleinen Gefäße in der Lunge werden durch das verschleimte Blut nach und nach verstopft, gehen nachdem in Fäulung und Vereiterung über, und hiervon entsteht das langweilige heftige Drusen. Ebenfalls hat das verschleimte Blut Stockungen in den Nieren angerichtet, und dadurch die Uringänge verdorben und untüchtig gemacht, den Urin gehörig abzusondern, und vermuthlich entstehet hiervon das starke Uriniren.

Da die ganze Masse des Bluts verdorben, so hat es allen Theilen des Körpers den Nahrungssaft nicht absondern können, welcher die Theile erhält, folglich hat er abzehren müssen. Durch das faule Blut sind hin und wieder Stockungen am Körper entstanden, und dadurch sind die Knoten und Beulen hervorgebracht. Zuletzt ist die Lunge in eine förmliche Vereiterung übergegangen, und hiervon hat sich der Ausfluß aus beiden Nasenlöchern gezeigt, wovon das Pferd crepirt ist.

Ich würde eine richtigere Definition von den Ursachen, wovon die Krankheit entstanden, und der Krankheit selbst, gemacht haben, wenn ein solches Pferd nach dem Tode anatomisch wäre zergliedert, und die Verhältnisse der Theile in der Anfrage berichtet worden, da sich jezt meine Definition blos auf die Erfahrung und Muthmaßung gründet, weil ich die Gelegenheit gehabt, an solchen Pferden, die mit der nemlichen Krankheit behaftet gewesen, zu kuriren, und sie nach ihrem Tode zu untersuchen.

Meine Erfahrung hat mich gelehret, daß wenn sich schon bei einem Pferde ein Ausfluß aus der Nase gezeigt, daßselbe nicht kuriret werden könne, weil das Blut alsdenn den Grad der Fäulniß erhalten, wovon es nicht zu seiner gehörigen Consistenz gebracht werden kan. Pferde die in der Gegend sind, und wovon man befürchtet, daß sie diese Krankheit erhalten, für die will ich ein Mittel vorschlagen, welches mir gute Dienste geleistet hat, und wodurch das faule laugenartige Blut versüßt, und zu seiner gehörigen Consistenz gebracht wird.

Es ist nöthig die Unreinigkeiten aus den Gedärmen zu führen, die verstopften Wege, wodurch das Blut die Hülfe erhalten soll, zu reinigen und zu erweitern, hiezu ist folgendes Laxativ hinreichend.

R. pulv. rad. Rhabar. unz. sem.
Jalapp. Drach. II.
Merc. Dulc. Drach. I.
Cremor Tartar. Unz. I.
Sapo. alb. Unz. I.
M. F. Pillul.

Diese Pille wird dem Pferde morgens nüchtern eingegeben, wenn es einige Tage vorher mit Weizenkleien gefüttert worden, um die Excremente schlüpfrich zu machen, weil das Laxativ alsdenn besser würken kan. Das Pferd

Pferd muß zwei Stunden darauf fasten, alsdenn kan es ein Weizenkleienfutter erhalten. Mit dem Kleienfutter muß so lange fortgefahren werden, bis das Pferd auslaxiret hat. Diese Pille führet nicht allein die Unreinigkeiten aus den Gedärmen, öfnet die Milchgefäße, sondern reiniget und versüßt auch zugleich das Blut.

Nach dem Laxiren muß das Pferd mit Gerstenschroot anstatt des Habern gefüttert werden, noch besser ist es wenn etwas Weizenschroot dazu gemengt wird. Die Eingeweide können dieses Futter eher verdauen, und es wird auch daraus ein Milchsaft erzeugt, der dem Blute angemessen ist, um es in seine gehörige Consistenz wieder zurück zu bringen.

Alsdenn wird dem Pferde des morgens nüchtern zwei Loth Hepar antimon. auf einige Hände voll geneztes Gerstenschroot zum Auffressen gegeben, worauf es einige Stunden fasten muß. Mit dem futtern des Hepar antim. muß vierzehn Tage fortgefahren werden, alsdenn wird die Pille noch einmal gegeben, je länger nachher mit der Futterung des antim. fortgefahren wird, desto dienlicher wird es seyn.

Das Heu, welches das Pferd erhält, muß süß und trocken eingeerntet seyn. Zu jedem Eimer Wasser, welches das Pferd zu saufen erhält, müssen vier Loth Salpeter, der vorher in warmem Wasser aufgelößt worden, hinzugethan werden.

Das Pferd kan dabei seine gewöhnliche Arbeit verrichten, doch muß der Stall, worin es steht, nicht zu dumpfigt, sondern luftig seyn.

Es ist von großem Nutzen, wenn dem Pferde nach dem Laxiren Fontanellen gelegt werden, als eine vor die Brust und eine unter den Leib. Meine Erfahrung hat es bestätiget, daß sie bei Faulfiebern gute Dienste geleistet haben. Ich zweifle nicht, daß es Versuche bestätigen, daß durch diese Kur das Pferd vor dem Faulfieber bewahrt wird.

X — s.

---

## Sendschreiben eines Schwaben an seine Landsleute, über die Verbesserung der deutschen Dialeckte.

Wir Schwaben sind in Ansehung unserer deutschen Aussprache das Gelächter der Welt geworden, und wenn das deutsch ist, was alle Welt deutsch nennt, und was wir auch schreiben; so hat man in der That Ursache, über unsere Aussprache, wiewohl bald mehr und bald weniger, als über andere Provinzialaussprachen zu lachen. Die Untersuchung, ob die schwäbische Sprache nicht die erste ächte deutsche ist, wäre hier sehr überflüßig, da wir Schwaben ihr einmal das Recht vergeben hatten, indem wir uns selbst schämten, einen einzigen geschriebenen Perioden

den in unserer Muttersprache der Welt vorzulegen. Dieß ist das nemliche Schicksal aller andern deutschen Dialeckte, aber der schwäbische ist noch lange der undeutsche nicht, als der baierische, der österreichische, der thüringische, der tyrolische, der schweitzerische. Wir haben in unsern Schriften den sächsischen angenommen, da diese sich um die Kultur der deutschen Sprache am ersten verdient machten. Dieß ist nun unsere deutsche Sprache. Je mehr wir uns von dieser entfernen, desto undeutscher, desto lächerlicher werden wir. Da wir uns nun an die nemliche deutsche Schreibart halten, solten wir nicht eben so sehr auf einerlei reine Aussprache der Sylbe und Worte bedacht seyn, und ist diejenige nicht nothwendig die beste, welche mit der Art zu schreiben am meisten übereinkomt?

Ich dächte, wir hätten nicht Ursache, eine neue Orthographie zu beschließen. Wir richten dadurch nichts Reelles aus. Unsere bisher gewöhnlich gewesene Rechtschreibekunst war auf Regeln gegründet, die ihre vernunftmäßigen, ganz einleuchtenden Gründe hatten. Wir haben halb Deutschland zu Narren gemacht, die sich gelehrt dünken, weil sie wissen, daß man Anno 1781 nicht mehr Jahr, sondern Jar schreibt ꝛc. In kurzem werden diese hochweisen Neulinge kein Buch mehr ansehen mögen, das nach der alten Orthographie abgedruckt ist. Sie werden sich an jedes Wort stossen, und das Ganze darüber vergessen, und unsere Orignalschriftsteller haben vergebens geschrieben, wenn nicht die gegenwärtigen Ausgaben unter das Makulatur geworfen, und nach der neuern Schreibart aufgelegt werden. Unsere neuern Herrn Deutschmeister hätten die ganze deutsche Armee, die sie anführen, zuerst ganz sammeln sollen, ehe sie mit ihr, ohne Gefahr geschlagen zu werden, oder in Unordnung zu gerathen, einen allgemeinen Schritt weiter vorwärts rücken wolten, und hierzu wäre das beste Mittel gewesen, wenn man sich erst bemüht hätte, die verschiedenen deutschen Dialeckte zu berichtigen, und eine allgemeine deutsche Sprache auch unter dem Volke auszubreiten. Desto trauriger ist es aber, da man behaupten kan, daß in ganz Deutschland nicht eine Provinz ist, worin der Ausländer vollkommen gut Deutsch lernen könte, und daß man so wenig Deutsche trift, die ihre Muttersprache hinlänglich studirt haben, so daß sie keine Provinzialismen mehr in ihrer Sprache führen solten. Es ist nicht zu leugnen, daß es viele Mühe noch erfordern würde, im Allgemeinen es so weit zu bringen, — doch die Möglichkeit haben wir vor uns, und unsere deutsche Sprache würde dadurch noch außer den vielen andern, einen großen Vorzug vor allen andern lebendigen Sprachen gewinnen. Wir wollen es daher dem reisenden Engländer Dank wissen, daß er in Ansehung seiner im deutschen Museum eingerückten Vorschläge zur Verbesserung der

deutschen Sprache, es mit uns patriotischer, als mit seinem eigenen Vaterlande meinte, welches er vielleicht zur Reformation lange nicht so geneigt und nachgiebig gefunden haben würde, ob es derselben schon ungleich mehr, als selbst wir benöthiget gewesen wäre.

Die gute Schreibart finden wir in unsern deutschen Originalwerken, und die beste Aussprache finden wir in allen Provinzen Deutschlandes zerstreut. Es wird also das billigste seyn, daß wir unsere Fehler gegen Annahme des Guten ablegen, das wir bei andern finden. Desto williger werden sie seyn, unser Gutes zu erkennen, wenn wir erst das Ihrige zu schätzen wissen.

Also, meine Herren Landesleute, bitte ich sie, mir zu folgen. Durch Baiern und Oesterreich soll unsere Reise zuerst gehen. Hier behalten wir unsere schwäbische Sprache bei, um nicht noch was weit Schlechteres einzutauschen. In Franken würden wir gleiche Gefahr laufen, daher die schwäbischen Herren Studenten in dem nahen Erlangen, auch keine sonderliche Helden in der deutschen Sprache werden, da auf dergleichen Universitäten wohl für französische und italienische, aber nicht für würdige deutsche Sprachlehrer gesorgt ist, welche so einen grossen Nutzen schaffen können. In Sachsen werden wir zuerst eine ganz reine **Aussprache der Vokalen** hören, die erste Regel, welche man uns Schwaben zur Verbesserung unseres Dialektes geben kan. Wie häufig geschieht bei uns ihre Verwechslung, wie unrein sprechen wir die Endsylben aus, wie viele unnöthige Vokalen flicken wir ein, um das Maul recht voll zu bekommen, wie nächläßig sind wir in Aussprache der am Ende stehenden Consonanten, kurz, wie weit gehen wir von unserer Art zu schreiben ab, und also, wie barbarisch klingt unsere Sprache gegen die sächsische, wenn unter diesem kauterwelschen Verschlingen, Kauen und Wiedergebähren die Buchstaben und Sylben gerade da, wohin sie nicht gehören, alle Augenblicke noch das schwäbische Sch und schst hervorgehört wird. Ich fordere sie auf, meine Herren Landesleute, auf sich selbst acht zu geben, und diese Unart zu bemerken. Welchem Fremden würden sie selbst rathen, zu ihnen zu kommen, um deutsch zu lernen? Stellen sie nur einen Versuch mit sich selbst an, bemühen sie sich, einen Perioden gut deutsch zu sprechen, den sie in dem Augenblicke nach ihrer schwäbischen Mundart ausgesprochen haben. Sie werden vor sich selbst erschrecken, sie werden sich vornehmen, im gemeinen Leben vor ihren Kindern besser zu sprechen, aber sie werden sich schämen, vor ihren Bekannten eine andere Sprache zu führen. Diese werden darüber lachen, so lange sie noch nicht gewohnt sind, aus ihren Munde eine bessere zu hören. Wäre dieses in Schwaben nicht gewöhnlich; so würde längst eine bessere Mundart eingeführt seyn. Aber es ist besser,

 vor

vor Thoren eine kurze Zeit lächerlich zu scheinen, als vor Verständigen es in der That beständig zu seyn. Sie sind es sich, ihren Kindern, ihrem Vaterlande schuldig. Auf die Seite der Obrigkeiten fällt hier die meiste Schuld. Von ihnen hängt es ab, dem Volke bessere Bildung zu geben. Ihre Weisheit würde die beste Verfügung zu treffen wissen, wenn sie selbst Bildung genug besäßen. Von einem Magistrat einer h. R. Reichsstadt läßt sich freilich hierin nicht viel Gutes erwarten, ob sie sich schon hochwohlgeborne Herrlichkeiten und Weisheiten nennen lassen, aber von Fürsten solte man mehr hoffen dürfen, und von dem sie umgebenden Adel, Männern von Erziehung und Wissenschaften, welche auch auf Reisen die Welt gesehen haben. Im Herzogthum Würtenberg solte sich bald eine bessere Sprache verbreiten, wenn die Magisters nicht eher aus ihren Klöstern gelassen würden, bis sie erst ihre Muttersprache gelernt hätten, indeß sie von hebräischem Dunste aufgeblasen sind. Die schulmeisterliche Würde solte gar nicht ohne Kenntniß der deutschen Sprache gedacht werden können, und dem, dessen Kinder am besten deutsch sprechen, dem verdienten Manne, eine Gnadenkette um den Hals, und dem alten Pastor Knasterbart keine gegeben werden, der sich aus theologischem Eigensinn nicht zur reinen deutschen Sprache bekennen will, sondern wohl gar die Posaune zum Ypsilonkriege bläßt. — Welch eine Aufmunterung, — werth, von jedem Fürsten ertheilt zu werden. Jede Sylbe rein, scharf, die Vokalen deutlich ausgesprochen, z. E. und, nicht ond, – die, nicht dia, – Lehr, nicht Laar, Liebe, nicht Liabe, die-nen, nicht dea-na, – haben, nicht haba, Himmel, nicht Hemel, Gesangbuch, nicht Gsangbuach.

So hieß die erste Regel, und sie erstreckt sich aufs Allgemeine der Schwäbischen Sprache.

Auch haben die Schwaben ganz ihnen eigene Worte und Redensarten, die im Schreiben gar nicht anwendbar sind, diese müssen also auch im Sprechen vermieden werden, indem sie den Schwaben im Auslande bezeichnen, und ihn lächerlich machen. Z. E. Gokeler statt Haushahn würde dem Ausländer sehr lächerlich auffallen. Eben so verhält es sich mit der ihnen öfters gewöhnlichen Zusammenziehung mehrerer Sylben, imgleichen mit der Formirung der Veränderung in Zeitwörtern. Z. E. ich will ganga, statt ich will gehen, dergleichen sie viele aufgenommen haben.

In allen diesen Fällen bleibt immer die Hauptregel: **sprich, so wie du schreiben würdest. Du hast nicht Ursache von der Art zu schreiben, wohl aber von der gewöhnlichen falschen Art zu sprechen abzugehen.**

Sehen sie also, meine Herren Sachsen, wie der Schwabe zu ihnen komt, um ihnen ihre reine deutsche Aussprache abzulernen. Wahrhaftig die Ehre, vollkommen gut deutsch zu sprechen, würde ihnen gebühren, wenn sie nicht zu

zu stolz und zu eigensinnig wären, auch sich von dem Schwaben und Niedersachsen dasjenige Gute anzugewöhnen, was ihnen im ganzen Ernste fehlt. Eben so unrichtig, als der Schwabe seine Vokalen, sprechen sie ihre Consonanten aus. Ihre Ohren sind nicht gewöhnt den Unterschied zwischen d und t, – b p, u, w, j, k, zu hören, und ihre Zunge noch weniger, ihn auszusprechen. Jott hört man sie beständig sagen, statt Gott, gomm statt kom, geck statt keck, Gahrmarkt statt Jahrmark. Auch haben sie sich die garstige Unart angewöhnt, Meesen statt Meisen, überhaupt ee statt ei zu sprechen. Nichts auf der Welt würde lächerlicher lauten, als wenn der Schwabe in diesem Stück, seine Aussprache gegen die ihrige austauschen wolte. Das wird ihnen kein Schwabe ablernen, er müßte denn als Schneidergeselle oder als Bedienter durch ihr Land gelaufen seyn.

Imgleichen wäre den Herren Obersachsen wohlmeinend anzurathen, die Aussprache des å, ö und ů, sich von dem Niedersachsen anzugewöhnen. Hier ist es, wo man die wenigsten Fehler, das wenigste Provinzielle bemerkt, ausgenommen das sp, st, sch. Die Sprache des gemeinen Lebens ist hier die platte. Außer dieser kan der Niedersachse keine andere, als gut deutsch, welches er in Büchern liest, und von der Kanzel hört. Daher hier die Reinigkeit der deutschen Sprache.

Eine allgemeine Regel, das st betreffend, wornach sich der Schwabe und der Niedersachse richten können, um kein ächtes deutsches Ohr zu beleidigen, mag wohl diese seyn, die ich schon einmal an einem andern Orte gegeben habe.

Am Anfange einer Sylbe wird das st, männlich, beinahe Schwäbisch stark ausgesprochen, am Ende der Sylbe aber sybillirend, so wie es in Niedersachsen gewöhnlich ist. Z. E. er stach ihn auf der Stelle tod, nicht: er stach ihn auf der S'telle tod. Es klingt männlich deutsch, und ist einmal so auf und angenommen. Dies wird genug seyn. Dagegen ischst würde Schwäbisch lauten, und ist nicht aufgenommen. Sch, schreiben wir nicht blos, wir sprechen es auch aus. Der Niedersachse selbst schreibt es, und bekennt dadurch stillschweigend, daß er es auch aussprechen solte.

Sp. Hierinnen mögte der Niedersachse Recht haben, wenn es nicht überall anders aufgenommen wäre. Männlicher klingt mir immer die gewöhnliche Aussprache, als die Niedersächsische in Ansehung dieses, den und dem.

Das mir und mich weiß der Schwabe sehr gut zu unterscheiden. Auf die Frage wem, folgt der Dativ, und auf die Frage, wohin, wen, was? der Accusativ. Für diejenigen sächsischen Gelehrten, welche mit dieser Regel nicht auskommen können, wäre es beinahe nöthig, ein eigenes Lexicon derjenigen Wörter zu schreiben, die den Unterschied anzeigen, welchen sie erfordern.

Auf diese Art, meine Herren, können wir durch Compilation die bestmög-

möglichste deutsche Sprache erlangen. So habe ich aus allen Provinzen Deutschlandes meine Sprache gesammelt, welche ich jezt führe, und ich bedauere es gar nicht, daß ich nicht eine gewisse Provinzialaussprache beibehalten habe. Ich habe auch bemerkt, daß sie nirgend fremd und ungewohnt auffiel, wohin ich seit einigen Jahren gekommen war, weder in Ober- noch in Niedersachsen. Aber schwerer ist es, sich seine Provinzialsprache abzugewöhnen, als eine ganz unbekante zu erlernen. Gedult und Zeit wird erfordert, um es zu einiger Fertigkeit zu bringen; daher wenig guter Fortgang zu prophezeihen seyn wird, wenn wir nicht in unserer frühen Jugend schon auf den Unterschied aufmerksam gemacht werden. Ein wohl denkender Vater wird in keinem Lande seine Jugend in diesem wichtigen Stücke versäumen, und derjenige Lehrer der Jugend wird der edelste seyn, welcher ohne den Preis goldener Ketten, in sich selbst Aufmunterung genug fühlt, zur Verbesserung seiner Muttersprache, die in der Zukunft so viel Einfluß auf das Wohl seines Vaterlandes haben kan, sein Schärflein beizutragen, und sie von den gerechten Vorwürfen der Ausländer, und ihrem Spott zu befreien.

---

## Etwas zur Beantwortung der im 35ten Stück dieses Magazins enthaltenen Anfrage.

Daß einige Kohlrabi- und Kopfkohlpflanzen in der Erde an den Wurzeln ganz sonderbare Auswüchse haben, inwendig hohl sind und verwelken, habe ich leider seit einigen Jahren selbst erfahren. Mich dünkt es außer Zweifel zu seyn, daß die Würmer diese Schwindsucht verursachen, weil sie den Pflanzen Saft und Nahrung rauben, so wie ich mich hingegen nicht überzeugen kan, daß in den Individuis selbst ihr Verderben stecken solte; wobei sich von selbst versteht, daß sie zum Verpflanzen reif seyn müssen. Ganz sich von dieser Kränkung zu befreien wird schwer seyn, seit dem ich aber meine Kohlpflanzen auf solches Land, so den Herbst vorher gedünget worden, bringe, und dahin sehe, daß die Wurzeln gehörig mit Erde bedecket werden, finde ich eine merkliche Verminderung dieser Ertödtung, und habe überdem das Vergnügen, hier fast allein grossen schönen Blumenkohl zu ziehen.

M. im L. W. — L.

Hannoverisches Magazin.

101tes Stück.

Montag, den 17ten December 1781.

## Von der Ursache der Kraft des Schießpulvers.

Daß 6 Pfund Pulver, wenn sie entzündet werden, einer zwölfpfündigen Kugel die Geschwindigkeit ertheilen, in einer Entfernung von 800 Schritt, ohne die erste Horizontalrichtung merklich zu verändern, starke Balken zu durchbohren; und in einer Richtung der Kanone von 45 Grad diese Kugel 10000 Fuß, oder beinahe eine halbe Meile treibt; daß $2\frac{1}{8}$ Pfund Pulver in der Erhöhung eines Mörsers von 45 Grad eine 122 Pfund schwere Bombe, 200 Ruthen wirft; daß zwei Loth, hundert Pfund Masse, in die Luft zu sprengen vermögen; daß durch die Kraft des Pulvers, Städte, Festungswerke, und Schiffe zerstöhrt werden; das weiß ein jeder. Die Ursache dieser großen Kraft aber, ist noch so entschieden nicht. Man hat von der Ursache dieser Kraft folgende zwei Hypothesen angenommen, von welchen die erste die Herrschende ist.

„Die natürliche Luft, worin wir leben, sagt eine Partei, ist im Salpeter welcher dem Pulver die Stärke giebt, ungemein zusammen gepresset. „Durch die Entzündung des Pulvers „wird diese zusammengepreßte Luft „frei, und übt, vermöge ihrer ausdehnenden Kraft, diejenige Gewalt gegen die Kugel aus, die wir wahrnehmen.„

Die andere Partei verwirft die eingepreßte Luft, und glaubt: „daß die „Ausdehnung derjenigen natürlichen „Luft, welche sich in und zwischen den „Körnern des Pulvers befindet, und „durchs Feuer verursacht wird, hinlänglich sey, der Kugel die Kraft zu „ertheilen, welche wir durch Erfahrungen finden.„

Um diesem Aufsatze eine in die Augen fallende Ordnung zu geben, will ich erstlich, die Stärke der Beweise, für die erste Meinung prüfen; dann einige Zweifel gegen die Hypothese einer im Pulver zusammen gepreßten Luft äußern; zuletzt meine Meinung, von der Ursache dieser Kraft vortragen.

Der stärkste Beweiß für die zusammengepreßte Luft im Pulver, gründet sich auf folgende Erscheinung: Wirft man im luftleeren Raume, Pulver auf glühendes Eisen, so entzündet sich das

Pulver, das Steigen des Quecksilbers in der Barometerröhre der Luftpumpe zeigt unwiedersprechlich, daß sich im entzünden des Pulvers eine Luft entwickle, die durch die Maschine nicht konte heraus gezogen werden. Dieser Beweiß wird dadurch noch stärker, weil zwar das Quecksilber bald wieder fällt, aber nicht bis zu der Tiefe, in welcher es vor dem entzündeten Pulver stand. Hier blieb also eine Luft, die vor dem Entzünden noch gebunden war; sie zeigt noch ihr Daseyn, als sie die Wärme der Flamme schon verloren hatte.

Aber muß es denn eben neu entbundene Luft seyn, die das Steigen des Quecksilbers verursachte? Es bleibt ja immer unter der Glocke noch etwas natürliche Luft, und diese muß deswegen in ziemlicher Menge zurück geblieben seyn, weil das Pulver sich noch entzünden konte. Die Hitze des entzündeten Pulvers, dehnte diesen Rest von Luft aus, und so war die erste Erscheinung ganz begreiflich. Die andere Erscheinung freilich, zeigt: daß sich würklich eine elastische Materie, die vor dem Entzünden wenigstens nicht würksam war, entwickelt habe. Diese Materie konte so gut eine andere, als Luft seyn, welches von beiden am wahrscheinlichsten ist, davon ist hie die Rede noch nicht. Salpeter enthält Salpetersauer, ein feuerbeständiges Alkali, und ein brennbares Wesen; Schwefel enthält Vitriolsauer, und ein noch subtilers brennbares Wesen. Diese höchst feinen Bestandtheile, die mit einander vereinigt, und verbunden waren, werden im Entzünden entbunden, lösen sich in Dämpfe auf, und zeigen solche Erscheinungen, die auch eine entwickelte Luft zeigen würde. Daß aber die Ausdehnung eines aufgelöseten Körpers von so feiner Natur sehr groß, und die Würkung der entwickelten Theile sehr lebhaft seyn könne, das beweisen schon ein Paar Körner Pulver, die nach der Entzündung, ein ganzes Zimmer mit dem Geruche erfüllen; und die heftige Würkung der aufgetriebenen Dämpfe, des kochenden Wassers. Mit dem allen aber behaupte ich noch nicht, daß die aufgelösete Materie aus dem Salpeter und Schwefel, die Hauptursache der Würkung des Pulvers sey. Der angestellte Versuch mit der Luftpumpe sagt also nichts mehr, als daß sich mit der Entzündung des Pulvers, eine elastische Materie entwickelt habe, die entweder Luft ist, oder mit derselben viel Aehnlichkeit hat. Wie oft bringen nicht verschiedene Ursachen, gleiche Würkungen hervor. Glühendes Eisen leuchtet im Dunklen, je stärker es leuchtet, desto größer ist die Hitze. Aus dem lebhaften Glanze des faulen Holzes, der Fische, und der Johanniswürmer, solte man einen starken Grad Hitze, ein wahres Feuer vermuthen; aber diese Körper sind kalt, das minder glänzende Eisen hingegen verbrennet alles was brennbar ist. Demjenigen Artilleristen der blos Artillerist ist, dem ist es dahero sehr gleichgültig ob Luft, oder eine andere Materie, oder

keine von beiden, seinen Kugeln die Kraft ertheilt, die Wälle der Feinde zu zerstöhren; nicht aber dem Physiker. Vielleicht zeigt entzündeter Schwefel dieselbe Würkung in der ausgeleerten Glocke der Luftpumpe, und wenn das wäre, so bewiese der angestellte Versuch nichts, denn durch Schwefel wird keine Bombe zersprengt. Wenn sich auch durchs Verbrennen des Pulvers, eine wahre Luft entwickelt hätte, so folgt hieraus noch nicht, daß sie eine zusammengepreßte Luft müsse gewesen seyn. Die natürliche Luft kan sich in der Vereinigung mit dem Pulver, vielleicht nur durch entzündete Kohlen, nicht aber durch die Luftpumpe scheiden lassen. Die Chemie liefert Beispiele dieser Art genug. Wasser wird durch Feuer in Dämpfe aufgelöset, es wird flüchtig, und doch läßt es sich in der Vereinigung mit dem Kalche, und feuerbeständigen Salzen, ohne zu entfliehen ruhig glühen.

Der zweite Beweis der zusammengepreßten Luft im Pulver ist dieser; die Ausdehnung derjenigen natürlichen Luft, die sich in und zwischen den Körnern des Pulvers befindet, und durch die Flamme verursacht wird, ist nicht hinreichend, eine solche Kraft auszuüben, als die Kraft des Pulvers ist. Denn die Hitze des weißglühenden Eisens, dehnt diese Luft nur in einen fünf mal größern Raum aus, dies ist durch Versuche bestätigt. Da nun Daniel Bernoulli behauptet, daß die Luft im Pulver einen tausendmal kleinern Raum einnehme, als sie in ihrem natürlichen Zustande einnehmen würde; und Robins sie 244 mal dichter findet, als die Luft ist, die wir athmen; so kan und muß die Gewalt des Pulvers aus dieser Zusammenpressung, und der damit verbundenen Elasticität erklärt werden.

Aber wir kennen den Grad der Hitze im entzündeten Pulver nicht, können also keinen sichern Schluß auf die Größe der Ausdehnung der natürlichen Luft machen. Und muß denn eben, wenn eins auch falsch wäre, das andere nothwendig wahr seyn?

Dies wären nun die mit einigen Anmerkungen begleiteten Gründe, für eine Theorie die Euler in seinen Grundsätzen der Artillerie Seite 80. wörtlich so ausdrückt: „Man kan sich das „Pulver als eine solche Materie vor„stellen, welche eine über die maaßen „stark zusammengedrückte Luft in ih„ren Theilchen eingeschlossen hält, und „dabei so beschaffen ist, daß diese Be„hältnisse durch die Entzündung plötz„lich geöfnet, und die eingeschlossene „Luft in Freiheit gesetzt wird, sich aus„zudehnen.„

Ob nun diese Theorie so unwiederleglich ist, als einige ihrer Vertheidiger glauben, das ist oben theils schon gezeigt, und wird sich noch mehr zeigen. Folgende unbeantwortliche Fragen, die noch in ein helleres Licht gesetzt werden müssen, sind schon geschickt der erwähnten Theorie, den Beifall zu versagen. Welche Kraft hat die so sehr wiederstehende Luft in so enge Kerker eingesperrt? Warum übt sie

nicht die Kraft aus, die sie hat, und die ihr wesentlich ist, und zerreist die schwachen Bande, die sie gefesselt halten? Wie ist das lockere Pulver vermögend die dünne Luft in sich zu verschließen? Warum werden die Behältnisse der Luft, durchs Stampfen bei der Verfertigung des Pulvers nicht geöfnet? Und müßte Pulver nicht schwerer als Wasser seyn, wenn, wie man vorgiebt, der dritte Theil seiner Masse concentrirte Luft wäre?

Eine Stahlfeder drückt immer mit eben der Stärke den Daum, mit welcher der Daum die Feder drückt. Dies ist eine erwiesene Wahrheit. In der Windbüchse ist die Luft nur in einen 14 mal engern Raum gepreßt, und doch wird schon die Stärke eines Mannes erfordert, sie zu laden. Wie groß muß nun nicht die Kraft seyn, welche die widerstehende Luft, so sehr zu überwältigen vermag, sie in einen, wenigstens 800 mal engern Raum zu zwingen, und diese im Pulver zusammengepreßte Luft, ist noch nicht zureichend, die Kraft des Pulvers daraus zu erklären.

Es ist wahr, die Natur übt ohne Hebezeuge mit Leichtigkeit Kräfte aus, die wir schwerlich auszuüben vermögen. Unter den vielen Personen, die es versucht haben, Wasser zusammen zu drücken, hat auch der Professor Zimmermann in Braunschweig, in einer Maschine, Wasser durch einen Hebel, mit einer Gewalt von 4863 Pfunden gedrückt; aber noch bis jetzt ist es zweifelhaft, ob Wasser durch eine so große Kraft, nur um ein merkliches comprimirt sey. Da es hingegen durch die Kälte einen beträchtlich kleinern Raum einnimt.

Ob nun gleich diese kleine Verminderung des Raums im Wasser nichts ist gegen die erstaunliche Zusammenpressung der Luft im Pulver, so würde man doch solche gerne zugeben, wenn nur die im Pulver comprimirte Luft mehr, als eine nicht stark bewiesene Meinung wäre; dahingegen ein jedes Thermometer die Zusammenpressung einer Feuchtigkeit durch die Kälte, beweist.

Wenn auch die Luft irgend einer Gewalt hätte nachgeben, und sich in so enge Räume zwingen lassen müssen; so würde sie doch, vermöge ihrer Natur, und der Kraft, die sie besitzt, ihren Kerker, wenn er auch Zoll dickes Eisen wäre, zersprengen, und sich, ohne die Hülfe entzündeter Kohlen zu erwarten, in Freiheit setzen.

Feuer dehnt alle Körper, vorzüglich die Luft aus. Man könte daher vermuthen, daß die Hülfe des Feuers, deswegen nothwendig sey, um die Kraft der eingesperrten Luft noch mehr zu erhöhen, und ihr das Uebergewicht zu verschaffen. Aber man halte ein Stück Salpeter in die Flamme des Lichts, es wird sich nicht entzünden, welches doch geschiehet, wenn brennbare Körper, mit dem Salpeter vereinigt werden. Und der Salpeter allein, kan doch nur das Vehiculum der zusammengepreßten Luft seyn.

Warum leistet die Keule des Mörsers

sers nicht eben das, was die entzündeten Kohlen leisten? Warum öfnet sie nicht die Behältnisse der eingesperrten Luft, da der Zeug zum Pulver 36 Stunden lang, zu dem allerfeinsten Mehle gestampft wird? Man wird antworten, weil diese Behältnisse zu fein sind, um zerrieben werden zu können, weil sie so zu sagen die ersten Bestandtheile des Salpeters ausmachen. Aber untheilbare Monaden können die Kapseln doch wohl nicht seyn, welche eine so große Menge sehr theilbarer Materie in sich verschließen. Daß zerriebenes Pulver weniger Kraft als gekörntes hat; rührt, wie die Erfahrung zeigt, daher, daß es langsamer brennet.

Die eigenthümliche Schwere einer Materie, hängt von ihrer Dichtigkeit ab. Weil Gold ungefähr noch einmal so schwer als Kupfer ist; so hat ein Cubikzoll Gold, so viel Materie als zwei Cubikzoll Kupfer. Könte man Luft in eine 800 mal dichtere Masse zusammenpressen, so würde diese Masse so schwer als Wasser und in eine 7166 mal dichtere Masse, so schwer als Kupfer seyn. Nun nimt man an, $\frac{1}{3}$ des Raums, den das Pulver einnimt, bestehe aus grober Materie, $\frac{1}{3}$ fülle die natürliche, und $\frac{1}{3}$ die zusammengepreßte Luft. Struensee ein warmer Vertheidiger der zusammengepreßten Luft, mag hier selbst sagen, was ich in Ansehung der Schwere etwan sagen mögte. Seite 47. in seiner Artillerie spricht er: „Es läßt sich „leicht erweisen, daß die große Würkung des Pulvers eine weit größere „Kraft erfordere, als durch eine in einen 800 mal engern Raum gepreßte „Luft würken kan. Dem ohngeachtet „können wir nicht annehmen, daß die „Luft in dem Pulver noch mehr als „800 mal dichter sey, als die Natürliche. Theils würde dies gegen alle „Versuche streiten, theils würde folgen, daß alsdann das Pulver eine „größere Schwere haben müsse, als „das Wasser, welches wider die Erfahrung ist.„

Hängt die Gewalt des Pulvers von der ausdehnenden Kraft der eingesperrten Luft, diese Kraft aber von dem Grade der Dichtigkeit ab, in welchen sie zusammen gepreßt ist; so beweist freilich die große Kraft des Pulvers eine überaus große Dichtigkeit der Luft, das ist, sie beweist, daß sehr viele Materie sich in einem kleinen Raum befinde, mit welcher aber die geringe Schwere des Pulvers gar nicht übereinstimmt. Diese Schwierigkeit würde die Theorie der eingesperrten Luft gänzlich zu Boden schlagen, wenn nicht die Luft folgende ganz besondere Eigenschaft besäße.

Die natürliche Luft, worin wir leben, ist schon durch den Druck der auf ihr ruhenden Luft so stark zusammen gepreßt, als das Gewicht einer Wassersäule beträgt, die 32 Fuß, oder einer Quecksilbersäule, die 28 Zoll hoch ist. Presset man diese Luft in einer Maschine durch einen Druck, der drei bis viermal so stark als der Druck der Atmosphäre ist, zusammen, so ist die Dichtigkeit dem Drucke proportional, oder

oder ein doppelter Druck würkt eine doppelte Dichtigkeit der Luft. Diese Gleichheit aber findet nicht mehr statt, wenn der Druck weit über diese Gränze hinaus gehet. Ein Druck, der noch nicht sieben mal so stark als der Druck der Athmosphäre ist, macht die Luft acht mal dichter als dieser Druck. S. Kästners angewandte Mathematik Seite 189.

Sulzer, der die Resultate dieser Bestimmung in drei verschiedenen Versuchen geliefert hat, konte freilich keinen stärkern Druck darstellen, als es die Länge einer gläsernen Röhre die 170 Zoll lang, und mit Queckſilber gefüllt war, verstattete. Dieser kleine Druck ist nun in Vergleichung der erstaunlichen Dichtigkeit der Luft, die sich im Pulver befinden soll, noch nichts, und Versuche in höhern Graden, die mehr entscheiden, anzustellen, das übersteigt die Gränze des Physikers. Da nun das Verhältniß der ausdehnenden Kraft der Luft zu ihrer Dichtigkeit, weder durch Versuche noch durch Schlüsse bestimmt werden kan, so haben die Vertheidiger der zusammen gepreßten Luft, in Ansehung der geringen Schwere des Pulvers, eine sichere Retirade, wo ihnen deswegen nicht beizukommen ist, weil sie obiges Verhältniß so annehmen können, wie es ihnen bequem fällt.

Je sonderbarer eine Begebenheit ist, desto stärker müssen die Beweise seyn, welche sie bestätigen, dies ist doch unleugbar. Wenn ein Kind sagt: In Celle hat es am Montage geregnet, wer wolte das nicht glauben? Sagt man, es hat so geregnet, daß man auf den Gassen schiffen konte; so fordert man zur Bestätigung schon mehr als die Aussage eines Kindes. Will man aber gar versichern, es habe holländische Dukaten geregnet; so ist das Zeugnis von zehn Männern nicht hinlänglich, dem Zweifel an der Wahrheit der Geschichte, das Gleichgewicht zu halten. Daß die streubende Luft durch eine unbekannte Kraft in so sehr enge Räume gepresset sey; daß sie die Kapseln, worin sie eingesperrt ist, nicht zersprengt; daß ein so lockerer Körper, wie das Pulver ist, die gespannte Luft in sich verwahren kan; das, und noch mehreres, ist sonderbar genug. Ob aber die Beweise eben so bündig als die Dinge sonderbar, und die Zweifel dagegen gegründet sind, das überläßt man dem Ausspruche des Lesers.

Aber werden diese Schwierigkeiten gehoben oder nur vermindert, wenn man statt der Luft eine Materie annimt, die sich aus den Bestandtheilen des Pulvers entwickelt? Die Natur liefert Beispiele genug von höchst feinen Materien, die aus festen Körpern erzeugt werden. Die Düfte aus den Blumen und Gewürzen, aus dem Campher und den Balsamen; die zarten riechbaren Theile, welche einige Cubikruthen erfüllen, wenn ein Gran Schwefel entzündet wird; diese feinen Materien, die unsere Geruchnerven so lebhaft reizen, sind doch gewiß nicht Luft. Die behauptete Hypothese enthält also nichts unglaubliches;

ches, weil sie durch die Natur bestätigt wird. Was dort langsam entwickelt wird, kan das im entzündeten Pulver nicht schnell geschehen? Ob diese Materie aber so wiederspenstig, so ganz elastisch als die Luft ist, das weiß man deswegen nicht, weil man sie nicht unvermischt haben kan.

Aber wie? wenn man die Meinung der zusammengepreßten Luft im Pulver aufgäbe, und statt dieser annähme: sie sey in der Verbindung mit dem Salpeter ihrer Federkraft gänzlich beraubt, welche sie aber durch entzündete Kohlen und Schwefel plötzlich wieder erhielte; so entginge man doch allen Schwierigkeiten. Einigen Schwierigkeiten entgehet man freilich, aber andere neue Schwierigkeiten treten in ihre Stelle. Die größere Schwere, die das Pulver auch in diesem Falle haben müßte; wie eine so große Menge Luft, wenn anders Luft, Luft bleiben soll, sich in so enge Räume versammeln könne, das sind noch harte Steine woran man sich stößt. Außerdem ist es mehr als wahrscheinlich, daß der Luft die Federkraft wesentlich ist, und denn wäre ein elastisches Fluidum, das nicht elastisch ist, so etwas als ein runder Triangel.

Wenn aber auch eine nicht elastische Luft, keinen Widerspruch enthalten solte; so ist es doch gewiß sehr unwahrscheinlich, daß die im Pulver entzündete Kohle der völlig erschlaften Luft so völlig ihre ganze Spannung, wieder ertheilen solte, da dieses doch die Flamme deswegen nicht vermag, weil Salpeter sich durch die Flamme nicht entzündet; und in der Verlegenheit, so zweifelhafte, unwahrscheinliche Dinge annehmen zu müssen, befindet man sich doch nicht, weil die Kraft des Pulvers, wie die Folge zeigen wird, sich ganz natürlich erklären läst.

Aber eine bewundernswürdige Erscheinung im Reiche der Natur, mögte vielleicht für die zusammengepreßte Luft im Pulver entscheiden, das bisher gesagte gänzlich entkräften, und ihren Vertheidigern den Sieg verschaffen. Man gieße auf geschabte Kreide oder eine andere alkalische Erde etwas Citronensauer, so wird eine große Menge Luft in Blasen, die sich erzeugen, sichtbar werden.

Den Saft von ausgepreßten Johannisbeeren, mit Wasser verdünnet, brachte ich durch Zucker in einer klaren Bouteille in Gährung, das Gemische war in der Gährung sehr unruhig, und es stiegen in jeder Minute gewiß einige hundert Blasen auf, die ihre in sich habende Luft auf der Oberfläche des Safts, der Atmosphäre überlieferten. Dies beständige Aufsteigen der Blasen, dauerte länger als acht Wochen, das Gemische aber verlor wenig von seiner Menge. Kocht man Wasser, oder eine andere Feuchtigkeit, in einer klaren Bouteille, so siehet man, daß sich am Boden des Gefäßes Blasen erzeugen, die auf der Oberfläche des Wassers zerspringen. Dies dauert so lange, als noch ein Tropfen Wasser da ist.

Diese Phänomena scheinen im ersten

sten Anblicke einer sehr zusammen gepreßten Luft das Wort zu reden, und man wird in dieser Vermuthung noch mehr gestärkt, wenn man die Oefnung des Gefäßes, nur eine kurze Zeit verstopft, und langsam wieder eröfnet, da denn ein lebhafter Wind mit Zischen heraus fährt. Diese und andere ähnliche Versuche können drei Fragen veranlassen. Solte die Luft, welche sich aus der Flüßigkeit entwickelt, zuvor wohl in derselben zusammen gepreßt gewesen seyn? Oder, solten die aufsteigenden Blasen wohl wahre Luft, oder nur Dämpfe, nur in Dünste aufgelösetes Wasser in sich fassen? Oder endlich, solte wohl eine wahre Verwandelung des Wassers in Luft hie Statt finden? Mir ist die zusammengepreßte Luft die unwahrscheinlichste, die Verwandelung die wahrscheinlichste Meinung. Aber ein Ausspruch ohne Beweiß hat gar kein Gewicht. Um ihn durch Gründe bestätigen zu können, muß ich noch einen Versuch anführen. Die Sache ist wichtig, und verdient eine genaue Prüfung.

Die Windkugel ist eine hohle metallene Kugel, auf welche eine Röhre mit einer engen Oefnung gelöthet ist. Füllet man die Kugel mit etwas Wasser an, und bringt es zum Kochen, so fährt aus der kleinen Oefnung, ein sichtbarer Dampf mit Heftigkeit hervor. Bei diesem Versuche fand ich, daß der Dampf das vorgehaltene Löschpapier nicht anfeuchtete; er war, wie er aus der Oefnung kam, heiß, ward aber in einiger Entfernung kühl. Leichte an einem Faden hängende Dinge, wurden durch den Dampf in Bewegung gebracht, eine vorgehaltene glühende Kohle brannte an dem Ort des Windes viel lebhafter. Der Dampf leistete eben das, was der Wind aus einem Blasebalge leistete. Dies dauerte so lange, als noch Wasser in der Kugel war. Ein trocknes Gefäß zeigt nichts von dem allen. In Ermangelung einer Windkugel, dürfte man nur, Statt der Kugel, ein nicht zu kleines Medicinglas, und Statt der Röhre, ein Stück von einer Tabackspfeife nehmen.

Daß die Luft, welche in allen diesen Versuchen sichtbar wird, in der Feuchtigkeit solte zusammengepreßt gewesen seyn, das verdient schon deswegen keinen Glauben, weil ihr alles das zur Last fällt, was wider diese Luft im Pulver bereits gerügt ist; außerdem müßte die Ausdehnung schnell, wie beim Pulver erfolgen; und die Menge derselben ist zu groß, um im mindesten wahrscheinlich zu seyn. Alles Wasser löset sich im Kochen auf, die dünnen Schaalen ausgenommen, welche die Luft in den Wasserblasen umgiebt.

Der Schluß folgt künftig.

# Hannoverisches Magazin.

102tes Stück.

Freitag, den 21ten December 1781.

## Von der Ursache der Kraft des Schießpulvers.

(Schluß.)

So mögte doch wohl die vermeinte Luft, die sich in den großen Blasen des kochenden Wassers befindet, und die beständig aus der Windkugel mit Heftigkeit fährt, nichts anders, als aufgelösetes Wasser, als ein Wasserdampf seyn. Aber was ist ein Wasserdampf? Eine Menge kleiner Blasen, die das im Kleinen sind, was eine Seifenblase im Großen ist. Und was enthalten diese Blasen? Ich denke Luft; oder solten diese Blasen andere Blasen, und diese wieder andere in sich fassen, und die Zwischenräumchen der Bläsgen der Blasen wären ebenfalls mit Bläsgen angefüllet die keine Luft enthielten? Wer kan das denken? Was aber von den Dämpfen der Windkugel gesagt ist, das gilt auch von den großen Blasen im kochenden Wasser, und von den mittlern, die in der Gährung sichtbar werden.

Leer können diese Blasen auch nicht seyn, denn in diesem Falle müßten sie von der umgebenden Luft und dem Wasser zusammen gedrückt werden. Man kennet den großen Druck der Luft, auf eine ausgeleerte gläserne Glocke der Luftpumpe. Die Theile des Feuers können eben so wenig den innern Raum der Blase ausfüllen, denn diese durchdringen, wenn sie in Bewegung gesetzt sind, alles, Wasser, Glas und Metall, sie lassen sich nicht durch eine kleine Oefnung zwingen, wozu sich Wasser und Luft bequemen muß. Außer dem, entstehen die Blasen in der Gährung nicht durch Feuer. Müßte nicht eine trockene Windkugel, wenn sie aufs Feuer gelegt wird, gleichfalls Dämpfe von sich blasen, wie dies geschiehet, so lange noch ein Tropfen Wasser in ihr ist? Und daß der Dampf aus der Kugel in einiger Entfernung kalt macht, das ist gewiß nicht die Eigenschaft des Feuers.

Die aufsteigenden Blasen sind also mit Luft angefüllet. Woher aber kömt diese große Menge Luft, da sich im kochenden Wasser, bis auf den letzten Tropfen Blasen erzeugen? Durchs Ge-

Gefäß womit der Versuch angestellet wird, kan sie nicht dringen, das beweisen außer der Luftpumpe hundert andere Erfahrungen. Die äußere Luft, welche auf die Oberfläche des Wassers drückt, kan diesen Luftvorrath ebenfalls nicht liefern, denn die Blasen werden auf dem Boden des Gefäßes erzeugt und steigen aufwärts, man weiß ja auch, was diese Luft aufs Wasser vermag. Es bleibt also nichts über als:

**Eine wahre Verwandlung des Wassers in Luft.** Der Baron von Wolf glaubt zwar diese Verwandlung in der Windkugel dadurch gänzlich widerlegt zu haben, daß er den Dampfstrahl in die Oefnung eines Medicinglases fahren läßt. Da denn dieses Glas inwendig naß wird. Allein er widerlegt in diesem Versuche nichts. Denn eine Wasserblase ist ja nichts anders als Luft, die mit einer Wasserschaale umgeben ist. Eine Menge dieser Schaalen müssen nothwendig etwas Wasser liefern. Wasser ist keine Luft, aber es kan wahre Luft werden. Physiker, deren Ausspruch ein Gewicht hat, stimmen mit dieser paradox scheinenden Meinung überein. Aus dieser Theorie läßt sich ungezwungen erklären, wie ein heiterer Himmel oft trübe, und ein trüber Himmel heiter werden kan, ob wir gleich die Ursache dieser Verwandlung vielleicht nie werden kennen lernen. Der prächtig klingende methaphysische Satz: Das Wesen der Dinge ist unveränderlich und ewig, sagt nichts mehr, als, Holz kan so lange es Holz ist, nicht das Wesen eines Steins haben, oder mit andern Worten. Holz ist kein Stein. Er sagt nicht, Holz kan kein Stein werden.

Die Natur liefert Beispiele genug, welche die Verwandlung einer Substanz in die andere hinlänglich bestätigen. Ein höchst ausgemergelter Boden, liefert kleine kümmerliche Pflänzgen; man dünge ihn mit Theilen von Thieren, oder mit Salz, Mergel, oder andern kalchartigen Steinen, so werden seine muntern Pflanzen in weit ansehnlicherer Größe erscheinen. Woher dieser Ueberschuß? Ist er nicht ein Produkt aus dem Thier- und Steinreiche? Der kraftlose Traubensaft ist kein Wein, durch die Gährung aber wird er Wein. Er wird ein starkes berauschendes Getränk, dessen Quintessenz ein entzündbarer Geist ist, da sich doch in dem ungegohrnen Safte weder ein Spiritus noch eine berauschende Kraft findet. Das Brod, das wir essen, wird Fleisch, und in dem Fleisch des Ochsen, in der Milch der Kuh, genießen wir wahrlich kein Heu. Eben diese Verwandlung einer Substanz in die andere, ist der große allgemeine Zirkel in der Natur. Was einer Art von Geschöpfen entgehet, das erhält sie von Geschöpfen einer andern Art wieder. Alle drei Reiche der Natur machen ein Ganzes aus.

Was ist denn eigentlich die Ursache von der großen Kraft des Schießpulvers? Wir wollen den Weg gerade zu nach dem Ziele nehmen, und uns nicht durch zweifelhafte Sätze, die immer ein unsicheres Resultat geben, verlei-

ten

ten lassen. Was finden wir in der Entzündung des Pulvers? Natürliche Luft und Feuer. Auf die Ausdehnung der natürlichen, nicht zusammen gepreßten Luft, die sich in und zwischen den Körnern des Pulvers befindet, und durchs Feuer bewürkt wird, hat man, wie mich dünkt, viel zu wenig gerechnet. Ich gebe gerne zu, daß die Hitze des weiß glühenden Eisens diese Luft nur in einen fünf mal größern Raum ausdehnt, aber Versuche mit unserm Küchenfeuer beweisen hier nichts; denn wir haben kein Feuer, das so schnell, so heftig als die Flamme des entzündeten Pulvers ist. Die Kraft eines bewegten Körpers wächst mit seiner Geschwindigkeit. Jedes andere Feuer dehnt die Luft langsam aus, im Pulver ist ihre ganze Würkung in einem Augenblick vollendet, sie würkt hie durch einen Schlag, und gleicht dem Blitze.

In Ansehung der Heftigkeit der Hitze, wie weit übersteigt nicht die Flamme des Pulvers alles Feuer das wir kennen! Wenn wir die Kohlen, den Schwefel, und den Salpeter der in einem Pfunde Pulver befindlich ist, nach einander verbrennen wolten, so mögte die Dauer des Feuers leicht eine halbe Stunde seyn; im Pulver verbrennt alles gänzlich in einem Augenblick. Was muß das für eine Hitze seyn, wenn die ganze Würkung, die in dem Küchenfeuer durch den Zeitraum einer halben Stunde vertheilt ist, in dem entzündeten Pulver in einem kleinen Theil einer Sekunde würksam ist! Hiermit stimmt auch der lebhafte Glanz, den entzündetes Pulver zeigt, sehr wohl überein. Als die Artillerie im September sich mit Kanonen und Mörsern übte, sahe meine Gesellschaft mit mir das Feuer der Kanonen oft und sehr deutlich in einer Ferne, in welcher der Unterschied des gesehenen Blitzes und des gehörten Knalles sechs Sekunden betrug, und zwar in einem ganz heitern Sonnenscheine, des Mittags um eilf Uhr; da man hingegen die Flamme des brennenden Lichts im Sonnenscheine, ganz in der Nähe kaum siehet. Ja, ein solches Licht wirft auch, wenn der Himmel mit Wolken bedeckt ist, am Tage nicht den mindesten Schatten. Wie unbeträchtlich ist also die Hitze der Flamme des Lichts, gegen die Hitze des Pulvers. Wie viel kan man nun nicht von der Würkung einer Luft erwarten, die durch diese Hitze so schnell, so gewaltig ausgedehnt wird.

Versuche, wenn sie einfach sind, diese sind immer der sicherste Probierstein einer Theorie. In der Windbüchse ist die natürliche Luft nur in einen dreizehn mal engern Raum zusammen gepreßt. Und ob gleich nur einem kleinen Theil dieser Luft die Freiheit gegeben wird, auf die Kugel zu würken, weil man zehn und mehr Schüsse mit einer Ladung verrichten kan, so ertheilt dieser kleine Theil der Luft, der Kugel schon eine solche Gewalt, durch ein Brett zu schlagen. Was aber ist die Ausdehnung von der in der Büchse zusammen gepreßten bis

zur natürlichen, gegen die natürliche bis zur gewaltigen Ausdehnung durchs Pulver. Schon eine starke hohle kupferne Kugel zerplatzt mit einem Knalle, noch ehe sie glühet, wenn die Luft keine Oefnung zum Entfliehen findet.

Man könte vielleicht einwenden, daß die Hitze des Pulvers sich nicht in einem so vorzüglichen Grade zeige. Allein es erfordert einige Zeit, wenn flüßige Körper ihre Wärme dichten Körpern mittheilen sollen. Wüßte man hievon auch keine Gründe anzugeben, so beweiset doch die Erfahrung diese Wahrheit hinlänglich. Ohne einen Schmerz zu empfinden, kan man mit dem Finger durch die Flamme des Lichts, ja sogar durch den Brennpunkt eines großen Brennspiegels fahren, der in einer Minute Eisen schmilzt, und Steine verglaset. Die Flamme des Pulvers würkt zu kurze Zeit auf feste Körper, um ihnen einen großen Grad von Hitze mittheilen zu können. Selbst der Blitz entzündet nicht immer.

Die Flamme des Pulvers aber würkt nicht allein durch die natürliche Luft, welche sie, vermöge ihrer Hitze, schnell ausdehnet, auf die Kugel; sondern auch durch die Bewegung ihrer eigenen Substanz wird die Kugel fortgestoßen. Diese Bewegung der Flamme selbst mögte wohl die Hauptursasache der Kraft des Pulvers seyn. Das treffendste Beispiel von der Würkung eines schnell bewegten Feuers ist der Blitz; der spaltet dicke Eichen, reißt starke Stücke aus den Stämmen der Bäume, schlägt dicke Zweige ab, und wirft schwere Körper viele Ruthen weit weg. Diese große Würkung ist gewiß nicht die Folge von einer zusammengepreßten Luft; auch kan die Ausdehnung der natürlichen Luft durch die Hitze die Ursache derselben nicht seyn. Nach dem Berichte der Reisenden werden Centner schwere Steine Meilen weit aus Feuer speienden Bergen geworfen. Da nun das entzündete Pulver die größte Aehnlichkeit, sowohl in Ansehung der Geschwindigkeit als auch des lebhaften Feuers, mit dem Blitze hat, so kan man eine ähnliche Würkung von der Flamme des Pulvers, und vom Blitze erwarten. Weil nun beide Kräfte, die Ausdehnung der natürlichen Luft, und die Flamme des Pulvers, zugleich auf die Kugel würken; und diese Kräfte durch die aus den Bestandtheilen des Pulvers, entwickelte Materie noch mehr erhöhet werden; so muß der Erfolg dem Erfolge gleich seyn, welchen die Artillerie zeigt.

N. Schmid.

---

## Oekonomische Erfahrungen und Anfragen, den Tabacksbau betreffend.

Der Tabacksbau ist unstreitig ein Nahrungszweig für die Göttingensche Gegend sowohl, als für die Aemter Stolzenau, Nienburg und Liebenau unserer Grafschaft Hoya.

(Bei-

(Beiläufig bemerke ich hier, daß er ein Nahrungszweig fast für unser ganzes Churfürstenthum werden könte, weil der Taback einen sandigen und anmoorigen Boden liebet, und in solchem Terrain denjenigen, der in schwerem Boden wächst, am Geschmack übertrift.)

Unwiederleglich ist es ferner, daß der Taback die Arbeit des Ackermanns am reichlichsten belohne, denn die Erfahrung lehret, daß auch nur bei mittelmäßigen Preisen ein Morgen mit Taback so viel aufbringe, als 2 bis 3 Morgen mit Korn, wenn man auch die mehrere Arbeit, die der Taback erfordert, abrechnet. Nur komt es auf die Bearbeitung des landes an.

Man nahm sonst hieselbst das verwilderte land dazu, weil er dasselbe von Unkraut reiniget, allein ich fand doch, daß es vortheilhafter sey, das beste land dazu zu nehmen, weil man sich dann sicherer auf eine vorzügliche Belohnung seines Fleißes verlassen kan, und es einem guten landwirthe an sonstigen Mitteln, z. E. an öfterm Pflügen und besonders Auseggen bei trockner Zeit, auch Bepflanzung mit Kartoffeln, nicht fehlet, sein land wieder tragbar zu machen.

Fuhr man sonst Mist und Heide oft nur 8 Tage vor der Pflanzung unter einander, daß sich die Heide brennen und den Mist verlängern solte, so ließ ich reinen Strohmist oft noch im Herbst, oder doch im Merz, unterpflügen und noch dazu hürden, doch habe ich im leztern Jahre ein Stück mit Taback, etwas über einen Morgen haltend, nach doppelter jedoch mäßiger Hürde ohne sonstige Gaile pflanzen lassen, und davon 8 Centner herrliche Blätter geerntet.

Pfleget man gewöhnlich das land zum Taback nur dreimal zu pflügen, so laß ich es gemeiniglich viermal umpflügen, weil es dann lockerer und reiner vom Unkraut wird, auch desto mehr Feuchtigkeit hält, welches das Bekommen der Pflanzen nicht allein sehr befördert, sondern auch das so nöthige Begießen merklich erleichtert, welches sonst zu zweienmalen zu wiederholen ist; zuerst an demjenigen Nachmittage, da die Pflanzen ausgesetzt werden, und zum zweitenmal am andern Morgen, wenn der erquickende Thau die Pflanze wieder aufgerichtet hat, da sonst die Pflanze mit Sand überflossen im Wachsthum merklich aufgehalten wird, oder auch, wenn in das Herz derselben Sand hineingespült wird, wohl gänzlich verfault.

Hatte ich dahero, wie natürlich, fast immer einen vorzüglichen Segen, so machte ich viele auf meine Bestellungsart aufmerksam, und einige sind schon meine Nachahmer zu ihrem Vortheil geworden, da ich vorher vom Tabacksbau gar keine Kentniß hatte, sondern ihn selbst von meinen Pfarrkindern erlernen mußte.

Hatten hieselbst sehr wenige die rechte Sorte, so suchte ich den großen Virginischen breitblätterigen zu bekommen, der an Güte und Gewicht viele Vorzüge hat, und den doch nur einer

meiner Nachbaren seit einigen Jahren auf einer kleinen Ecke Landes, blos zur Probe, gepflanzet hatte.

Anfangs wurde ich, weil ich von dem gewöhnlichen abwich, von den mehrsten getadelt, wie man aber sahe, daß diese Sorte geschwinder fortwuchs, größer wurde und mehrere Pfunde lieferte, hatte ich die Freude, sehr vielen hiesigen Einwohnern von meinem Saamen auf ihr Verlangen mitzutheilen.

Glaubte man sonst, daß dieser große breitblätterige Taback mehreren Dung verlange, so hat man sich nun überzeuget, daß man zu seinem eigenen großen Vortheile keine Sorte zu stark gailen könne.

Die Hannöverischen Anzeigen kündigten darauf im vorigen Jahre dem Publico eine neue Sorte Tabacksaamen, den sogenannten edlen asiatischen an, und die gedruckten Avertissements, die bei dem Saamen ausgegeben wurden, versprachen einen Taback von besserer Güte, der nicht bedürfe gegeitzet zu werden, der auch Saamen zum herrlichsten Oel trage.

Ich besprach mich sogleich mit einem Freunde, dem hiesigen reitenden Förster E-, der zugleich ein großer Botanicus und Oekonome ist, und wir entschlossen uns, Versuche damit anzustellen.

Alle meine Anpreisungen bei dem gemeinen Mann waren aber für dasmal vergeblich, doch ging die Neugierde einiger so weit, daß sie sich einige Pflanzen zur Probe ausbaten.

Mein Freund sowohl als ich liessen ein jeder 1 Loth Saamen davon kommen, machten unsere Beete zu rechter Zeit, fanden, daß er zeitiger keime und auflief, pflanzten so früh als möglich, und ich wagte es, da ich sahe, daß er dem Taback ähnlich war, und daher schloß, wenn der Versuch auch mißlinge, daß der Schade nicht groß seyn könne von den drei Morgen, die ich jährlich mit Taback baue, einen halben Morgen mit diesen Pflanzen zu besetzen. Fast alle Pflanzen bekamen, weil er ståbiger ist als andere Sorten. Die anfängliche gute Witterung begünstigte auch den Wachsthum sehr, und aller Augen waren auf selben gerichtet.

Einige hielten ihn nicht einmal für Taback, zweifelten auch an dem Gebrauch des Saamen zu tauglichem Oele, wenn ich nicht die Verständigsten durch die Abhandlung des Prediger Christ von dem Gegentheil überzeuget hätte.

Die Vorsehung, die unserm Lande Staub und Asche für Regen gab, vereitelte zwar in etwas meine Wünsche, ich hätte aber doch das Vergnügen, daß ich drei Centner gute Blätter davon verkaufte, die doch nicht so groß werden konten, als sie Christ beschrieben hatte. Die Blüte litte auch bei der lange anhaltenden Dürre sehr, und die mehresten Saamenköpfe wurden nothreif, so daß ich von diesem halben Morgen nur gegen vier Himten Saamen ernten konte.

Ich

Ich erfuhr auch, daß der Saame zum Theil nicht voll gewachsen und leichter war, als er nach der Beschreibung seyn solte, habe aber doch aus einem Himten Saamen sechs Pfund des besten Oels erhalten, der zum sogenannten Oelschmalz, zum Pfannkuchenbacken ꝛc. in der Haushaltung fürtreflich zu gebrauchen ist.

Wenn nun nicht alles hat wörtlich erfüllet werden können, so scheinet die Abneigung gegen diesen Taback bei dem Publico fortzudauern, ohnerachtet andere Länderei, mit andern Sorten Taback bepflanzet, nicht mehr Pfunde an Blättern geliefert hat, weil die Kürze des asiatischen, durch die Dicke ersetzt wird.

Die Vorzüge, die dieser edle asiatische hat, sind also, daß er nicht darf gegeitzet werden, welches bei andern Sorten eine mühsame Beschäftigung ist, da es wenigstens dreimal geschehen muß, bis die Blätter ihre Reife verkündigen.

So liefert er auch überher noch den herrlichen Saamen zu dem Oel; und soll, wie Tabackskenner versichern, vorzüglich gut zu rauchen seyn, (auch ohne Sauce oder Beitze, die wohl kein Tabacksfabrikant bekant machen wird,) so wie er auch nicht den stinkenden Geruch, als alle andere Sorten hat, die der Pastor Christ nicht für Taback, sondern nur für ein Alpengewächs hält, welchem doch wohl könte widersprochen werden.

Ich konte auch dem asiatischen für das mal den feuchten Boden nicht geben, den er doch liebet. Wenn er auch am fruchtbarsten Orte stand, wurden die Blätter doch nicht so groß, als sie manche Käufer wünschen, wiewohl nicht die Größe des Tabacks seine Güte bestimmet.

Würden unsere Fabriken nicht mehr auf die Größe, sondern auf die Güte des inländischen Tabacks allein sehen, (und dies erwartet man nun gewiß, da der Verkauf des Geitzes, als womit das Publicum seit einigen Jahren sehr hintergangen, durch weise Befehle unserer hochpreißlichen Landesregierung seit einem Jahre abgestellet ist,) und wolten selbige es offenherzig dem Publico bekant machen, und darum bitte ich sie jetzo, und zwar aus Patriotismus, ob sie aus dem asiatischen eine bessere Sorte mit leichterer Mühe als aus andern Sorten fabriciren könten, welches zu glauben man bereits viele Gründe hat, so würden patriotische Männer nicht ermüden, mit Pflanzung desselben fortzufahren, und auch andere dadurch zur Nachahmung zu ermuntern, so wie ich gesonnen bin, im nächsten Sommer einen ganzen Morgen auf etwas feuchtem Lande damit zu bepflanzen.

So wie ich denn auch die zweite Absicht gehabt, durch Bekantmachung meiner diesjährigen Erfahrung dem Publico eine noch ausgebreitetere Kentniß davon beizubringen, und sie zur Pflanzung desselben zu ermuntern, so fordere ich zugleich andere hiedurch auf, ihre Erfahrungen aus Patriotismus in eben diesen Blättern nächstens bekant

bekant zu machen, um meine Kentnisse zu berichtigen, und mir neuen Muth zu fernerer Pflanzung desselben einzuflößen.

L. O. L. B

## Ein wohlfeiler Ofenkütt.

Ich glaube vielen einen großen Dienst zu erzeigen, wenn ich einen recht wohlfeilen Ofenkütt bekant mache, womit man dem rauchen eines Ofens in einem Augenblick auf lange Zeit abhelfen kan. Man nehme Lehm, feuchte ihn an mit Wasser und etwas Blut, und vermische diesen Teich mit ungelöschtem Behtkalk. Von dem Verhältniß dieser Ingredienzen weiß ich nichts zu sagen, kan aber versichern, daß es mir noch nicht einmal mißglückt ist, ob ich gleich die Quantität nur immer nach Gutdünken genommen habe. Wenn dieser Teich an einem kühlen Orte stehen bleibt, so ist er lange Zeit brauchar und läßt sich verarbeiten. Streichet man ihn aber in die Fugen eines heißen Ofens, so bindet er sogleich, der Rauch verlieret sich, und es ist schwer, diesen Kütt nachher wieder heraus zu kriegen. Das Blut, das untermenget wird, giebt anfangs etwas Geruch, der sich aber in ein Paar Stunden verliert; ich habe also das Blut ein Paar mal weggelassen, und auch Lehm und ungelöschten Kalk (Behtkalk) sehr gut gefunden. Ich habe obige Masse in Form einer Kugel in eine Glut geworfen, und nach der Abkühlung selbige so hart als einen Stein gefunden. Vielleicht denken geschickte Männer weiter nach, wie etwa diese Wahrnehmung bei Mauerarbeiten nützlich werden könne. Z. E. bei Auflegung der Dachsteine mit Strohdokken in Lehm geschwemmet.

Bardewick. J. C. Schultze.

## Anfrage.

Es besitzet Jemand einen Magnetstein, der bis 4½ cubische Zoll enthält, und mit guten Eisenfeilspänen eingefuttert liegt, dennoch aber so sehr entkräftet ist, daß er kaum eine Nähnadel ziehet. Solte ein Mittel bekant seyn, demselben die verlorne Eigenschaft wieder zu geben, so wird gebeten, solches in diesen Blättern gefälligst bekant zu machen.

Hannoverisches Magazin.

103tes Stück.

Montag, den 24ten December 1781.

## Die Auster.

Die Physiker vertheilen unsere ganze Körperwelt in die drei bekanten Naturreiche, in das Thierreich, das Pflanzenreich und Mineralreich, und bringen das Ganze eines jeden dieser Reiche wiederum in Klassen, in Arten und Gattungen. Allein die Natur richtet sich nicht nach den Grenzen, welche jene für jede ihrer Abtheilungen bestimmen. Sie gehet durch unmerkliche Stuffen von dem allervollkommensten Geschöpfe bis zu der ungestaltesten Materie, von dem künstlichst gebaueten Thiere bis zu der rohesten Bergart herab. Sie läßt nirgend einen leeren Raum zwischen ihren verschiedenen Reichen und deren Unterabtheilungen übrig, sondern verbindet alles so genau mit einander, daß sich eine große Menge Mittelgattungen finden, welche man nirgend hinzurechnen weiß, und welche den Entwurf eines allgemeinen Natursystems nothwendiger Weise in Unordnung bringen müssen. So giebt es würkliche Thiere, welche auch die größten Kenner für Pflanzen gehalten, und so ist hingegen von einigen eine große Menge Körper, welche andere zu dem Pflanzenreiche gezählet, in das Thierreich versetzt worden.

Selbst die Criteria, wodurch man das eine Naturreich von dem andern unterscheiden will, sind nicht allemal hinreichend, uns bei dieser Unterscheidung für Irthümer zu sichern. Denn so ist z. E. die Bewegung kein sicheres Unterscheidungszeichen zwischen Thier und Pflanze, indem einige Thiere, als einige Seemuscheln, sich nicht bewegen, da im Gegentheil einige Seegewächse, wie von vielen der Neuern behauptet wird sich bewegen, indem sie ihre Blütknospen aus dem Wasser zur Befruchtung empor heben. Will man ferner den Thieren allein eine Empfindungskraft beilegen, so weiß man nicht, was man aus der empfindsamen Pflanze (Planta sensitiva) machen soll, und von der andern Seite findet man keine Merkmale der Empfindung an jenen Seemuscheln, und vielleicht auch nicht an der Auster. Wenn andere Thiere sich gewöhnlich durch die Begattung fortpflanzen, so vermehren sich die Würmer und die Polypen im süssen

Wasser nicht allein auf diese Art, sondern auch durch Absonderung ihrer Theile; und wenn es in den übrigen Thierklassen zwei verschiedene Geschlechte giebt, so sind auch in der Schnecke, und wahrscheinlich auch in der Auster beide Geschlechte vereinigt, oder sie haben gar keins wie die Baumläuse. Die Alten wußten sich bei den Mitteldingen zwischen Thier und Pflanze dadurch zu helfen, daß sie Zoophyten, das ist solche Dinge, die so wohl etwas von der Natur des Thiers als der Pflanze an sich haben, machten, und einige rechneten auch die Auster dazu.

Die Auster gehöret zu der Klasse der Schalfische, sie ist eine der untersten Stuffen im Thierreiche, und grenzet zunächst mit der obersten Stuffe im Pflanzenreiche, mit der empfindsamen Pflanze. Der griechische Name der Auster ist Οςρεον a), der lateinische Ostrea und Ostreum, davon haben die Italiäner ihr Ostrega, die Franzosen ihr Huitres, und die Deutschen ihr Auster entlehnt. Wir solten wegen solcher Ableitung billig Oester sagen, aber dieses Wort ist von jenem verdränget worden. Die Natur hat sie in zwei harte Schalen, die ihr zum Schutz und zur Wohnung dienen, eingeschlossen, davon die eine etwas dicke, erhaben und inwendig hohl, die andere aber dünner und platter ist. Denn da sie sich nicht von einem Orte zum andern bewegen, mithin keine Schlupfwinkel oder Sicherungsörter suchen können, so war ihnen ein solches festes Schloß zum Schutze wider die Gefräßigkeit der Raubfische nöthig, welche sonst längst das ganze Austergeschlecht vertilget haben würden. Innerhalb diesen Schalen ist 1) der Wirbel oder Kamm, welcher an den Schalen angewachsen, und wegen seiner Härte und Zähigkeit weder gut zu essen, noch leicht zu verdauen ist; 2) das zarte Fleisch (Pulra), oder die Auster selbst, welches von den mehrsten allein genossen wird; 3) der Schweif oder Bart (Lacinia, Limbus), so die Auster umgiebt, und gleichfalls zu essen ist, aber gewöhnlich weggeworfen wird. Ihre Haut ist von Farbe weiß, in einigen grünlicht, in etlichen aber blau durchzogen; 4) natürlicher Salzsaft oder Seewasser (Salsugo).

Die Natur hat den Austern nicht nur das Blut, welches auch einigen andern Schalthieren fehlt, sondern auch die Sinne und deren Werkzeuge versagt, es müßte denn seyn, daß sie eine Art von Gefühl hätten. Einige Austerfischer behaupten zwar, daß es ihnen nicht am Gehör fehle, und daß man daher, wenn man auf ihren Fang aus-

a) Sie sagten auch Ὀςρειον, doch will Galen, daß dies letzte Wort mit einem ει überhaupt alle Schalgewächse, jenes aber ohne Diphtong nur besonders das, was die Lateiner Concha nennen, ausdrücke, worin aber Athenäus mit ihm nicht einerlei Meinung ist, sondern behauptet, daß unter den Alten Plato allein ὀςρεον gesagt habe.

ausgehe, überaus stille seyn müsse, weil sie sonst bei dem geringsten Geräusch, das man mache, sich tief ins Meer stürzten. Allein da es ihnen an dem Werkzeuge des Gehörs fehlt, so muß man ihnen auch diesen Sinn absprechen. Man siehet auch die Möglichkeit nicht ab, wie sie ihre Stellen aus eigner Kraft verändern könten, und man weiß nichts von einer andern Bewegung derselben, als daß sie ihre Schalen öffnen, um das Meerwasser, als ihre Nahrung, einzunehmen, und dann wieder verschließen. Es ist daher glaublicher, daß die Bewegung des Meers, welche durch die auf ihren Fang ausgehenden Fahrzeuge durch die Ruder und Netze verursachet wird, die Austern von ihren Klippen weiter in das Meer hinein werfe.

Unter den Alten hat **Aristoteles** dafür gehalten, daß unter den Austern kein männliches und weibliches Geschlecht sey, und daß sie aus einer Art von Corruption, oder aus dem Unflath auf dem Grunde des Meers entstünden. Hingegen hat **Plinius** behauptet, daß sie eine Saamenfeuchtigkeit oder Milch enthalten, die sie alle Sommer von sich ließen, und dadurch ihr Geschlecht vermehrten. Diese Saamenmilch, Eyerchen oder Leich, welches die Austern ohne Begattung, der sie, da sie weder ihre Stelle verändern, noch einander berühren können, nicht fähig sind, in sich selbst empfangen, lassen sie im Junius aus. Es siehet einem Tropfen Schmalz ähnlich, und hängt sich im Meere an die Steine, an Holz und selbst an die Schaalen alter Austern, an welchen wir bisweilen noch ganz kleine Austern angewachsen antreffen. Diesen Eyerchen gehet an ihrer Vollkommenheit nichts ab, sondern man siehet, wie die Entdeckungen des **Löwenhoeks**, **Hartsoekers**, und anderer ergeben, durch ein Vergrößerungsglas schon die ganze Auster mit ihren zwo Schalen darin. **Petrus Gyllius**, welchen **Franz** der I. von Frankreich, um alte Manuscripte aufzusuchen, nach Constantinopel sandte, bezeuget, daselbst von vielen glaubwürdigen Seeleuten gehöret zu haben, wie sie oft bemerket hätten, daß die Austern dieses Leich ausließen, welches sich an die Klippen anhänge und junge Austern gäbe b). Eben so führet **Delamare** c) an, daß die Fischer nicht selten von diesem Saamen und kleinen Austern in einem Seeteiche nicht weit von Dieppe fingen. Die Schalen der jungen Austern bilden sich schon nach 24 Stunden. Es ist aber falsch, wenn einige die Austern in fruchtbare und unfruchtbare eintheilen, und vorgeben, daß die fruchtbaren durch den kleinen schwarzen Ring, welcher sie umgäbe, kenntlich wären.

Von den antillischen Inseln in Amerika hat man vorgeben wollen, daß es daselbst Bäume gäbe, welche

 so

b) Gesner de animal. l. 4. lit. C.

c) Traité de la Police. T. III. p. 288.

so sehr mit Austern belästiget wären, daß die Aeste davon brächen. Hat man aber jemals Austern an Bäumen hängend daselbst angetroffen, so ist es nur von den ins Meer hängenden Zweigen zu verstehen, an welche sich etwas von dem kleberigten Saamen der Austern, wenn ihn die Wellen des Meers dahin werfen, anlegt und fortwächst. Denn so versichert **Childerer** in seinen Büchern von den Wundern Englandes, daß bei Plymouth dergleichen geschehe. Die antillischen Austern wachsen also nicht, wie die Aepfel und Birnen auf den Bäumen.

Noch lächerlicher ist die Erzählung des Verfassers der Wunder von China und Europa, daß die Einwohner der Landschaft Cheking in China bei der Stadt Vancheu die Austern in kleine Stücke zerstoßen, und in die niedrigen Wasserfelder, wie das Korn säen, woraus, wenn solche durch die Fluthen des Meers überschwemmet würden, neue Austern wüchsen.

Die Austern ziehen ihre Nahrung aus dem Meerwasser, das in ihre Schalen, wenn sie solche öffnen, eindringt, durch welche Kanäle sie aber den Nahrungssaft einsaugen, und das überflüßige wieder von sich lassen, ist nicht bekant. Sie haben eine Stelle in dem obern Theile der Schale, welche mit einer dünnen Haut bedecket ist, und welche eine stinkende Feuchtigkeit einschließt, weßwegen man sich vorsehen muß, daß man solche nicht zerreiße. Einige stehen in der Meinung, dies sey der Ort, wo die Auster ihren Unrath von sich gäbe; allein es fehlt dieser Meinung an Wahrscheinlichkeit.

Man trift in allen Welttheilen Austern an. Ihr Aufenthalt ist nahe an den Ufern des Meers an den Klippen und Felsen in demselben, und besonders in und neben den Mündungen der Ströme, wo sie die beste Nahrung zu haben scheinen. Sie werden bei der Ebbe, oder dem Zurücktreten des Meers mit schweren Netzen ausgezogen, oder mit Schaufeln aus dem Strandwasser zusammen gescharret. Sie sind aber nach Verschiedenheit der Oerter, wo sie gefangen werden, an Größe und Güte verschieden. In den Mündungen der Flüsse an einem gemäßigten und sonnenreichen Orte gedeihen sie am besten. Hier sind sie saftiger, zarter und wohlschmeckender, dahingegen die Austern aus den Gegenden, welche dergleichen Lage nicht haben, mager, hart und etwas bitter sind. Dies war schon den Alten bekant. Der Römer **Sergius Orata**, welchen **Cicero** den größten Prasser nennet, ließ deswegen bei Puzzuoli (Puteoli) einen großen Austerteich zurichten, der zu seiner Zeit so berüchtiget war. Hierein ließ er alle Austern, welche bei Brundusi (Brundusium) und den übrigen italiänischen Gewässern gefangen wurden, setzen, und solche, wenn sie in seinem Seeteiche fetter und besser geworden, mit vielem Vortheile wieder verkaufen. Eben so hatte er andere Behälter die mit allen Arten von Seefischen besetzt waren, damit es ihm zu keiner Zeit und an keinem Tage, und wenn im Winter

und

und bei stürmischem Wetter sich kein Fischer auf die See wagte, so wohl für seine Tafel als zum Verkauf an seine reichen Mitbürger, daran fehlte d). Auch die französischen Austernfischer richten an den niedrigsten Oertern der Ufer dergleichen Behälter zu, füllen sie mit Austern an, und versenden sie, wenn sie darin vollkommener geworden, und sich gleichsam gemästet haben, nach Paris e).

Die Austern, welche bei der Insel Helgeland und im Holsteinischen bei Husum gefangen werden, sind die größten, welche die Nordsee liefert. Die Holländer rühmen ihre seeländischen von Fließingen und Middelburg. Die französischen Küsten sind gleichfalls reich an Austern. In Paris macht man am meisten aus denen, welche die Küste von Bretagne liefert, wie auch aus denen, so von Rochelle und Bourdeaux, besonders aber aus denen, welche von Medoc kommen. Diese leztern sind klein, und sehen grünlicht aus. Unter allen Austern aber werden die englischen von Colchester, welche wegen ihrer grünlichen Farbe bei den Holländern Groenbaartjes heißen, am meisten geschäzet. Sie sind klein, und haben ein weit zarters Fleisch als die hollsteinischen. Es werden davon ganze Schifsladungen nach Hamburg gebracht, und von da durch ganz Deutschland versandt f). Unter den italiänischen Austern sind die venetianischen die größten, aber die auf den neapolitanischen Küsten sowohl bei Puzzuoli, als bei Brundusi die delicatesten.

Anstatt daß wir die Mahlzeit mit den Austern beschließen, waren sie bei den Griechen die erste Schüssel, in welcher Gewohnheit ihnen die Römer folgten g), weil sie wegen ihres Seewassers den Appetit reitzen. Auf die Tafeln der Reichen kamen nur die ausgesuchtesten und besten, die zu haben waren. Die mehrsten lieferte der lucrinische See bei Neapel, welchen seine fürtreflichen Austern so berühmt machten. **Plinius** hält den purpurfarbenen Strich, der das Fleisch der Auster bisweilen umgiebt, für ein Kenzeichen der besten Austern.

Der Herbst und Winter sind die gewöhnlichen Jahrzeiten des Austerfanges, solche sind auch am bequemsten dazu, weil sich die Austern außer dem Meere bei der Kälte gut halten, hingegen bei warmem Wetter leicht aufspringen, zu riechen anfangen, und verderben. In der Leichzeit, welche am Ende des Maies und im Junius ist, taugen sie gar nicht. Deswegen dürfen sie um solche Zeit an einigen Orten, als z. E. in Spanien, nicht zu Markte gebracht werden. Sie sol-



d) Plinius l. 9. Varro de re rust. l. 3. Martial. l. 13.
e) Delamare l. c.
f) Willis de brut. anim. c. 3.
g) Athenæus Deipnosoph. l. 4. Macrob. Saturnal. l. 3.

len sogar um solche Zeit voll kleiner röthlichen Würmchen seyn, welche man außer solcher Zeit gar nicht, oder doch nur sehr selten antrift.

Die Austern geben, wie die Fische überhaupt, wenig Nahrung. Rohe genossen sind sie eine gesunde und leicht zu verdauende Speise. Und wenn einige der Alten, so wie auch der Neuern, von ihrem Gebrauch nachtheilig gesprochen haben, so zeiget die tägliche Erfahrung in den Ländern, wo man sie häufig isset, daß sie der Gesundheit keinen Schaden zufügen. Es verstehet sich aber, daß man den Magen nicht zu sehr damit überlade. Denn in solchem Fall macht auch die gesundeste Speise Unbequemlichkeit. Das Salzwasser, welches die Austern bei sich führen, ist ihre beste Brühe. Doch sind wir gewohnt, sie mit Zitronensaft zu genießen. An anderen Orten thut man noch Pfeffer hinzu, und stehet in dem Wahn, daß sie ohne dieses Gewürz den Magen zu sehr erkälten. Welche gern trinken, glauben diesem Uebel vorzubeugen, wenn sie einige Glas Wein mehr, wie gewöhnlich, zu sich nehmen. Ob die Austern, wie man vorgiebt, den Scorbutischen und Podagrischen eine gute Nahrung geben, und ob sie cholerischen und blutreichen Leuten, weil sie wohl temperiren, am besten bekommen, das mögen die Herren Aerzte beurtheilen. Einige finden die frischen Austern wohlschmeckender, wenn sie in ihren Schalen geröstet, mit etwas zerlassener Butter begossen, und mit geriebener Semmel, Pfeffer, oder Muskatenblüthen bestreuet werden. Die frisch ausgestochenen, mit ihrem eigenen Wasser übergossenen und in kleinen Gefäßen versandten Austern verlieren viel von ihrem guten Geschmack. Am schlechtesten sind aber die, welche in Salz, Pfeffer, Lorbeerblätter oder dergleichen eingemacht sind, man mag sie wie Sardellen mit Essig, Baumöl, Zwiebeln oder dergleichen zurichten, oder an andere Speisen thun. Ueberhaupt verlieren die Austern durch das Feuer, sie mögen gebraten oder gekocht werden, ihr flüchtiges Salz und werden unverdaulicher.

In Paris nennet man die Austern, welche auf der Achse dahin kommen, Kasten-Austern, und die, welche zu Schiffe die Seine heraufgebracht werden, Barken-Austern. Nach einem Parlamentschlusse von 1660 müssen die frischen Austern daselbst erst von der Policei visitirt und gut befunden worden seyn, ehe sie verkauft werden dürfen. Und nach einer andern Verordnung sollen alle frische Meerfische, mithin auch die Austern, von Ostern bis St. Remy, das ist den 1ten October, gleich den ersten Tag, und von St. Remy bis Ostern sollen sie innerhalb zwei Tagen verkauft werden h).

Die Schalen der Austern werden in den Apotheken, wie die Schalen der Flußmuscheln präparirt. Sie sollen die

h) Delamare am angeführten Orte.

die Säure des Magens dämpfen, und solchen besonders bei kleinen Kindern stärken. In England werden sie zu diesen Absichten häufig gebraucht. In der 5ten Ausgabe der Nouvelle Maison rustique wird die Schale von den männlichen Austern für ein bewährtes Mittel wider die Raserei bei Menschen und Thieren angegeben. Man findet darin die Art und Weise, wie man sich derselben bedienen soll, nebst der Erklärung eines französischen Geistlichen, welcher versichert, daß ihm dieses Mittel bei allen, welchen er es wider diese Krankheit eingegeben, jederzeit geglücket sey. Da man aber von einem Unterschied des Geschlechts bei den Austern nichts weiß, wenigstens ihn nicht kennet, so mögte es auf den Unterschied der Schalen nicht ankommen, wenn sie die vorgegebene Kraft haben sollen.

H*** e.

---

## Beitrag zu den Würkungen des in Taffia aufgelößten Guajacgummi, gegen Gicht *).

Zu Eimbeckhausen, im Amte Lauenau, lag ein Knabe von ungefehr dreizehn Jahren an der Gicht äusserst elend darnieder. Mit Anwendung aller seiner Kräfte konte er nur die Hände zum Munde bewegen, und das war die ganze Gewalt die er über seinen Körper hatte. In diesen Umständen verlangte man meinen Rath, und dieser war folgender:

Ich ließ dem Kranken jeden Morgen ein Loth Guajac und eben so viel Sassafrasholz, auch ein halbes Loth Melisse in zwei Quartier Wasser bis zur Hälfte kochen, und den Tag über austrinken. Alle drei Stunden mußte er vierzig Tropfen Hirschhornspiritus mit obigem Getränke nehmen, und täglich eine Stunde in einem Bade zubringen, worin das Fahrenheitische Thermometer 80 Grade stand. Diese Kur wurde 6 Wochen fortgesetzt: — aber ohne den allergeringsten Nutzen. Ich ließ es bei dieser fehl geschlagenen Kur nicht bewenden: es würden noch verschiedene andere zweckmäßige Mittel angewandt; allein nichts wolte meinen Erwartungen entsprechen.

Nun faßte ich den Entschluß, mit dem in Taffia aufgelößten Guajacgummi einen Versuch zu machen. Ich hatte zu diesem Mittel nicht Zutrauen genug, um es ganz allein zu gebrauchen; ließ daher das beschriebene Getränk und Bad dabei fortsetzen. Auch schien mirs zu gewagt zu seyn, einem Kranken von diesem Alter die gewöhnliche jedesmalige Portion zu einem Eßlöffel zu geben; ich rieth also, 60 Tropfen alle drei Stunden ununterbrochen davon zu nehmen. Nach einem

*) Siehe das Hannoverische Magazin 58tes Stück von 1778.

einem Gebrauch von einigen Wochen fand ich von diesem Mittel noch nichts Entscheidendes: es würkte zwar sehr stark auf den Urin; allein, es vermehrte auch meinem Kranken die Schmerzen nicht wenig.

Außer mir, hatte man nun alle Hofnung zur Genesung aufgegeben, war des Medicinirens müde, und der Knabe weigerte sich, ferner Arzneien zu nehmen, die ihm Schmerzen machten. In dieser Verlegenheit (denn es war mir nicht möglich, meinen Kranken in dieser traurigen Lage zu verlassen,) wandte ich mich zu dem dortigen Prediger, Herrn Pastor Vogel, und dem Verwalter des hiesigen adelich von Bremerschen Guts, Hrn. Steynaber, die sich des Knaben mit recht vieler Menschenliebe annahmen, mit dem Ersuchen, sie mögten die Sache dem Hrn. Hofrath Zimmermann vortragen, und sich seine Meinung darüber ausbitten. Dieser Vorschlag wurde angenommen, die Krankengeschichte verfertigt, und mit meinen Recepten an die Frau Geheimteräthin von Bremer (die gewöhnliche Zuflucht aller Armen Kranken dieses Dorfs, wo sie nie ihre Hofnungen fehlschlagen sehen) mit der Bitte gesandt, daß sie die Sache dem Herrn Zimmermann empfehlen mögte. Kaum waren vierzehn Tage verflossen, so sah ich auch schon ein eigenhändiges Schreiben von dieser gnädigen Dame, und daraus den Rath des Herrn Hofraths Zimmermann, welcher die Kur ohne alle Abänderung fortzusetzen rieth. Mit vielem Vergnügen wurde die Kur, die noch nicht aufgehört hatte, fortgesetzt: — denn in den letzten vierzehn Tagen hatte der Kranke bereits einen starken Schritt zur Besserung gethan; und — nun erhielt er in einem Zeitraum von etwa vier Wochen stufenweise seine vollkommene Gesundheit wieder.

Dies wäre also ein redender Beweis, von der großen Kraft der Solution des Guajacs, gegen Gicht.

Münder. Koch.

---

# Anfrage.

Eine etwas niedrig liegende Eichenbesaamung von etwa zehnjährigem Alter leidet alle Frühjahr vom späten Frost, und ist in dem diesjährigen sogar mehr wie einmal erfroren. Ist es 1) zu besorgen, daß dieses einen solchen nachtheiligen Einfluß habe, daß nicht nur der Wachsthum dadurch zurückgehalten werde, sondern daß auch überhaupt nur struppigtes Zeug, und keine gesunde Bäume daraus entstehen? Ist es ferner 2) im letztern Falle rathsam, den ganzen Ort mit einer andern Holzart zu besaamen? Und ist endlich 3) ein Mittel vorhanden, die schädlichen Würkungen der späten Fröste, welche an allen Orten seit einigen Jahren mehr wie vormals verspürt werden, zu heben?

# Hannoverisches Magazin.

104tes Stück.

Freitag, den 28ten December 1781.


## Oekonomische Abhandlung von Feldbesichtigungen.

Nach den bislang bekanten Principiis wegen Besichtigung der Feldfrüchte ist die Absicht, daß bei solchen Feldbesichtigungen aller Unterschleif und Misbrauch vermieden, der an den Feldfrüchten befindliche Abgang in einen genauen Anschlag gebracht, und sodann nach den festgesetzten Regeln die Erlassung der Zinsfrüchte eingerichtet werden soll.

Wenn gleich alles dasjenige, was, so viel man weiß, bisher eingeführt gewesen, genau beobachtet wird; so stehet dennoch, meiner Meinung nach, der Endzweck nicht wohl zu erreichen, und die Erfahrung bestärket meinen Satz.

Die Achtsleute oder Taxatores werden angewiesen, daß sie die guten, mittlern und schlechten Flagen eines Feldes mit einander vergleichen, und darauf ihr Gutachten erstatten sollen, wie hoch sich der Abgang gegen den gewöhnlichen Ertrag belaufe.

Bekantlich pfleget die Länderei einer Feldmark selten von einer Art zu seyn, es giebt gutes, mittel und schlechtes Land.

Will man nun bestimmen, wie groß der Abgang solcher Feldfrüchte sey, so muß man nothwendig wissen, was der gewöhnliche Ertrag jeden Feldes sey. Dieses wissen aber die Achtsleute, welche aus andern Aemtern oder Gerichten requiriret und dazu ausersehen werden, nicht: daher kan ihr Einbringen des Taxati um so mehr nicht zutreffend seyn. Ueber dem kan man hier zwar einwenden, daß die Achtsleute aus einer solchen Gegend gefordert werden sollen, welche mit denen zu besichtigenden eine Gleichheit hat; allein es ist dieses sehr fehlsam. Denn ob man zwar die benachbarten Aemter oder Gerichte bei Erfordern der Achtsleute zu ersuchen pfleget, daß ein Achtsmann aus einer Gegend, welche gegen jene paßte, geschickt werden mögte; so kan doch die Länderei, wo der Achtsmann wohnet, zwar der Orten gut, aber in Vergleich mit derjenigen, wo er einen Anschlag machen soll, nur von mittelmäßiger Art seyn. Dazu komt, daß diejenige Länderei, welche sowohl in dem einen, als andern Amte in der Klasse der guten Länderei ste-

het, dennoch von ganz ungleichem Ertrage seyn kan. So ist auch an und vor sich nicht wohl thunlich, daß ein Achtsmann, welcher ein großes Feld vor sich hat, wo die Feldfrüchte theils mittelmäßig, theils schlecht, theils aber gut stehen, mit Zuverläßigkeit sagen könne, er hielte den Abgang des ganzen Feldes eins ins andere gerechnet: z. E. für ⅛. Der von einem Achtsmann zu beurtheilende und zu übersehende Gegenstand ist zu groß. Die zu taxirenden Feldfrüchte müssen gleichsam ins kleine gebracht, und aus einander gesetzt werden; so wird er mit weit mehrerer Gewißheit dabei fortkommen können.

Mein Vorschlag, zu besserer Bestimmung des vorhandenen Feldschadens oder Abgang anderer Jahre, wäre also dieser: zuförderst müsse ausfindig gemacht werden, von was für Art und Beschaffenheit alle zu einem jeden Dorfe gehörige Ackerländerei sey; ob und welches Feld gut – mittel – oder schlecht? darnach müßte ausfindig gemacht werden, was der Morgen des guten, mittlern und schlechten Landes an Winter- Sommer- und Braachfrüchten nach Himtenzahl gewöhnlich zu geben pflege.

Fragt man, auf was Art dieses anzufangen, so dürfte dazu kein anderer Weg seyn, als der, welcher in Ansehung der Contribution bei Klassifikation der sämtlichen Ländereien gebraucht zu werden pfleget. Man muß nemlich aus der Klasse des Meyers oder Köthers jeden Orts zwei bis drei Mitglieder der Gemeinde, welche hierzu tüchtig und geschickt sind, nehmen, und gehörig verpflichten. Diese müßten die Felder nach ihrer Art und Beschaffenheit, welches gut, mittel- oder schlechtes Land ist, angeben: sie müßten sagen, wie viel Band nach Stiegen, oder Haufen, oder wie es sonst an dem Orte gebräuchlich ist, der Morgen in jedem Felde, nach jeder Gattung der Feldfrüchte, gewöhnlicher maßen zu geben pflege, weniger nicht, was der Himtenbetrag aus jeder Stiege oder Haufen von jeder Art Feldfrüchte zu seyn pflege.

Da es hiebei blos auf die Erfahrung ankömt, so wird die Sache schwerlich auf andere Weise zu bestimmen seyn. Meiner Einsicht nach kan dieses auch zuverläßig seyn: denn diese Leute wissen aus ihrer Erfahrung sowohl wie die Felder ihres Orts beschaffen sind, als was der gewöhnliche Himtenbetrag zu seyn pflegt. Und da sie nicht wissen, wozu ihre Aussage eigentlich dienen soll, so ist auch nicht leicht zu befürchten, daß sie die Wahrheit zu verhehlen suchen werden. Doch muß man hiebei, wie es sich von selbst versteht, die erforderliche Vorsichtigkeit nicht außer Acht lassen. Diese aufgenommenen und festgesetzten Beschreibungen der Ländereien nach ihrer Art und gewöhnlichen Himtenertrage müssen in Tabellen gebracht, und bei jedem Amte oder Gerichtsorte aufbehalten werden, weil sie, wie bald folgen soll, jedesmal zum Grunde eines besichtigten, und in Anschlag gebrachten

ten Feldmiswachses zur allgemeinen Regel dienen sollen. Nun komt es darauf an, wie ein gegenwärtiger Feldschade, er rühre her, woher er wolle, in einen richtigen Anschlag zu bringen sey. Dieses kan, wenn obige Tabellen zum Grunde liegen sollen, auf dreierlei Art geschehen.

1) Aus den Zehntregistern von dem Orte, wo der Schade oder Miswachs besichtiget ist.

2) Daß man von dem guten, mittlern und schlechten Lande Proben dreschen läßt, und

3) durch werkverständige, unpartheiische und vorher beeidigte Achtsleute.

Was die erste Art anbetrift, so wäre solche die zuverläßigste, und bedürfte es obgedachter Tabellen nicht, wofern folgende Behinderungen nicht im Wege stünden;

a) Sind viele Dorfschaften ꝛc. welche von Abgabe des Zehnten frei sind, mithin findet diese Methode dabei keine Anwendung.

b) Sind gemeiniglich die mehrsten Zehnten verpachtet, und dürften viele Pächter bedenklich finden, ihre Zehntregister, wenn sie solche führen, so nicht allemal geschiehet, vorzuzeigen.

c) Müßte der Punkt der zu erkennenden Zinserlassung so lange ausgesetzet bleiben, bis der Zehnte völlig ausgedroschen wäre, welches aber die Sache zu lange aufhalten würde. Denn wolte man nur etwas von jeder Art Feldfrüchten, an welchen sich der Miswachs ereignet und hervorgethan hat, zur Probe ausdreschen lassen, so könte, da gutes und schlechtes Korn, so wie es aus dem Felde komt, in die Scheure gefahren wird, der Fehler gar leicht begangen werden, daß entweder eine gute ergiebige, oder auch wohl eine schlechte Stiege getroffen würde, und formirt man nun hiernach den Anschlag, so wäre die Ausrechnung falsch und unrichtig. Hierzu müßten wenigstens von 10 bis 15 Jahren so vorhergegangen, die Zehntregister nachgesehen, und gegenwärtiger Betrag mit den vorhergehenden compensirt werden, welches aber an wenig Orten thunlich seyn wird.

d) Könte davon bei speciellen Feldbesichtigungen kein Nutzen und Gebrauch gemacht werden.

Es findet also die erst angezogene Methode nur an solchen Orten statt, wo generale Feldbesichtigungen nöthig sind, das eingescheuerte Zehntkorn frühzeitig ausgedroschen wird, richtige Berechnungen des Zehnten geführet, und unverändert vorgezeiget werden.

Die 2te Art betreffend, so könte solche zwar aller Orten statt finden, und wäre der ersten deswegen vorzuziehen, wenn nicht nachfolgende Schwierigkeiten im Wege stünden.

Denn a) müßte von den guten, mittlern und schlechten Flagen des Feldes, welches Miswachs gelitten, die Probe gedroschen werden.

b) Müßte von gutem, mittlerm und schlechtem Korne genommen werden.

Denn gesetzt auch, man nähme hier oder da eine ganze oder halbe Stiege weg, und ließe solche ausdreschen, so würde solches den Ausschlag nicht geben, es wäre dann, daß die Stiegezahl eines solchen Morgens bemerket, und hiernach der ganze Betrag eines Morgens zur Ausrechnung gebracht würde.

c) Müßte das Probedreschen entweder auf dem Felde, auf großen Schlaglaken oder in der Scheure geschehen, und letzteres hielte ich fürs beste, weil ersteres etwas weitläuftig ist, und sich auch die ausgedroschenen Früchte nicht so gut im Felde reinigen lassen als in der Scheure.

Wolte man aber mit dem Probedreschen so lange Anstand nehmen, bis die sämtlichen Feldfrüchte eingescheuert wären; so würde es zwar mehr Zeit und Aufsicht erfordern, aber auch aus bekanten Ursachen, die ein jeder, ohne daß ich selbige anzuführen brauche, gar leicht einsehen kan, desto trieglicher seyn. Ich nehme dieses auch zum Satz, so könte man fragen, auf was Weise oder nach welcher Beschaffenheit ein Morgen Landes zu bestimmen sey, wovon zur Probe gedroschen werden soll, weil darunter gar leicht entweder Betrug oder Versehen vorgehen könte.

Meiner Einsicht nach würde es also blos darauf ankommen, was man für Morgen bei Berechnung der vorhin angezogenen Tabellen zum Grunde nehmen würde, denn von eben der Größe müssen selbige seyn, wovon das Probedreschen geschehen soll. Wenn nun in obiger Tabelle 120 Quadratruthen zum Morgen angenommen werden; so könten die Achtsleute ohne Weitläuftigkeiten mit der Meßruthe 120 Quadratruthen abmessen, und das darauf befindliche Korn zur Probe dreschen lassen.

Wäre nun der Inhalt eines Morgen auf solche Weise, und durchs Probedreschen der Himtenbetrag bestimt, und letzterer gegen das in der Tabelle befindliche Quantum gehalten, so würde sich das Verhältniß sogleich ergeben.

Nun ist die dritte Art noch übrig, wozu, wie bereits gedacht ist, Sachverständige unpartheiische und verpflichtete Achtsleute genommen werden. Diese müßten das Winter- Sommer- und Brachfeld, wenn die Feldfrüchte gehörig aufgestieget und in Haufen gebracht sind, fleißig durchgehen, es beobachten, die guten, mittlern und schlechten Flagen wohl unterscheiden, und sodann ein jeder besonders sein Gutachten einbringen.

1) Würde zuförderst, damit alle Irrung verhütet würde, der Morgeninhalt auf die vorhin bemerkte Art, reguliret werden.

2) Müßten die Achtsleute beurtheilen, wie viel Himten, ihrer Meinung nach, der Morgen der guten, mittlern und schlechten Flagen thun könte.

3) Müßte ihr Dafürhalten, sich auf alle drei Felder auf eben die Art erstrecken, wenn auch gleich nur ein Feld

Feld Schaden oder Abgang gelitten hätte. Und dieses darum, daß, falls sich ereignete, daß ein Feld gegen gewöhnlichen Ertrag, überträchtig wäre, solches mit dem in andern Felde befindlichen Abgange verglichen werden müßte.

Vergleichet nun derjenige, welcher die Aufsicht der Feldbesichtigung führet, solche eingebrachte Gutachten mit einander, als auch das Produkt mit dem in der Tabelle beschriebenen gewöhnlichen Ertrage; so wird sich die Differenz, und was nach den gesetzten Principiis zu erlassen ist, von selbst ergeben.

Man könte zwar, bei dieser dritten Methode zweierlei einwenden: 1) daß die Achtsleute beim Vermessen in dem Aestimato des Himtenertrags fehlen könten, 2) daß die Bemühung, wenn das Gutachten auf alle drei Felder gerichtet werden solte, dreimal wiederhohlet werden müßte, weil die Feldfrüchte nicht zu einer Zeit reif werden, welches aber viele Kosten verursachen würde.

Ich antworte hierauf, und zwar erstlich, daß solcher Fehler nicht unmöglich ist, ob sonst ein Haushaltsverständiger ziemlich zutreffend sagen kan, wie viel aus einer vor sich habenden Stiege an Himtenmaße zu erwarten stehet. Solte inzwischen an der Richtigkeit des Aestimati gezweifelt werden; so wäre freilich nichts übrig, als zur zweiten Methode, zum Probedreschen zu schreiten.

Was die zweite Erinnerung betrift, so würde solche auch bei der andern Methode eintreten. Ich halte es aber nicht für nöthig, daß, wie bisher geschehen ist, aus drei verschiedenen Aemtern oder Gerichten Achtsleute requiriret und erfordert werden. Einer, oder auch wohl zwei, und zwar aus dem nächsten Amte oder Gerichte sind genug, und wenn für jeden Tag einem Achtsmann 18, oder höchstens 24 gr. statt des bisher gewöhnlichen 1 Rthlr. bezahlet werden; so werden die Kosten gar nicht hoch kommen, und der Achtsmann kan auch damit zufrieden seyn. Aus dem Amte oder dem Dorfe, wo die Feldbesichtigung geschehen soll, Achtsleute zu nehmen, dürfte wegen gewöhnlicher Partheilichkeit nicht rathsam seyn.

Wenn die Frage ist, ob die Feldbesichtigung geschehen soll, wenn das Korn noch auf dem Halme stehet; so werden vermuthlich viele Ackerbauverständige mit mir darin einerlei Meinung seyn, daß man besser und richtiger beurtheilen könne, wie viel Himten der Morgen geben werde, wenn die Früchte aufgebunden, und in Stiegen oder Haufen aufgesetzet sind. Die Interessenten der Feldbesichtigung sind aber der Meinung, ob es gleich nicht der Wahrheit gemäß ist, daß das Korn auf dem Halme mit weit besserer Richtigkeit könte taxiret werden. Ich gebe diesem Punkt zwar wohl etwas Beifall, wenn die Feldfrüchte außerordentlich dünne stehen, und der Schaden also gleich in die Augen fällt, allein sonst

 ist

ist es zuträglicher, wenn man, wie bereits erwähnet worden, nach dem Probedreschen seine Ausrechnung machet. Davon lehret uns die ohnlängst verflossene 1776ste Ernte das Beispiel, in welchem Jahre, besonders der Rokken ziemlich dünne stand, dennoch aber die Aehren so sehr beladen waren, daß es gegen andere Jahre kein Vergleich war, in welchen die Winterfrüchte dicke standen, aber nicht mit der Hälfte Körnern beladen waren. Es ist und bleibt also allemal ein ganz ungewisser Ertrag, Feldschäden oder Misrachs auf dem Halme zu besichtigen.

So ist es auch für einen Achtsmann, welches lauter Bauleute sind, viel leichter und begreiflicher, mithin nicht so trieglich, als diejenige Art, wornach sich die Achtsleute bisher haben richten müssen.

Nach dieser Art wird gefraget, wie viel Himten in den guten, mittlern und schlechten Flagen der Morgen thun könne, welches er, wenn es aufgestieget ist, so hier voraus gesehet wird, ziemlich zutreffend zu beurtheilen weiß. Nach der bisher gebrauchten Methode aber, wird er gefraget: wie hoch sich der Abgang der guten, mittlern und schlechten Flagen, eins ins andere gerechnet, erstrecke, und da sagt er entweder $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{2}{5}$, $\frac{2}{3}$, $\frac{5}{6}$, $\frac{3}{4}$, $\frac{1}{2}$, und dergleichen, welche Angaben aber insgemein, wie die Erfahrung bestärket, sehr fehlsam sind; indem die Achtsleute insgemein mehr darauf sehen, ob es dicke oder dünne stehet, als daß sie ihr Augenmerk auf die Aehren und den etwanigen Himtenertrag richten.

Ferner hat diese Methode vor der vorherigen auch noch dieses voraus, daß die Achtsleute, welche insgemein geneigt sind, ihr Gutachten solchergestalt einzurichten, daß eine Erlassung erfolget, fast außer Stand gesetzt werden, solches bei dieser Art zu thun. Sie wissen nemlich, daß wenn der Abgang unter der Hälfte ist, keine Remission statt finde. Wie leicht können sie also ihr Gutachten darnach einrichten, wenn sie wollen. Bei solcher Methode aber saget ein jeder Achtsmann, so viel Himten rechne ich auf einen Morgen der guten Flagen, so viel auf der mittlern und schlechten; nun weiß der Achtsmann aber nicht den in der Tabelle bezeichneten gewöhnlichen Ertrag, und also noch viel weniger die Verhältnisse des aus aller Achtsleute eingebrachten Gutachten gezogenen Produkts gegen solchen beschriebenen gewöhnlichen Ertrag.

Die Achtsleute sollen auch nach der bisherigen Art untersuchen, woher der Miswachs oder Abgang entstanden, ob er von nachläßiger Bestellung des Ackers, oder, daß er nicht zu gehöriger Zeit gepflüget, oder sonsten durch Unachtsamkeit herrühre: kurz, ob er durch oder ohne Verschulden der Interessenten entstanden.

Bei allgemeinen Feldbesichtigungen kan, wie ich glaube, solche Untersuchung von keinem großen Nutzen seyn; indem nicht zu vermuthen ist, daß alle oder die mehrsten Hauswirthe ihren

ren Ackerbau, wenn die Früchte schlecht stehen, vernachläßigt haben solten. Bei einzelnen Besichtigungen aber ist solches desto sorgfältiger zu beobachten, weil, wenn eines oder etlicher Hauswirthe Feldfrüchte viel schlechter, als der übrigen stehen, ein Verdacht wieder jene entstehet, daß sie mit dem Akkerbau nicht, wie sichs gebühret, zu Werke gegangen.

Zulezt könte man noch die Frage aufwerfen: ob es nicht besser sey, die generalen Feldbesichtigungen gänzlich eingehen zu lassen, und dagegen speciale einzuführen? Es ist nicht zu leugnen, daß bei den generalen Feldbesichtigungen ein und der andere Censite eine Erlassung des Zinses erhält, die er nicht würde erhalten haben, wenn seine Feldfrüchte specialiter besichtiget worden wären. Allein es fällt sogleich in die Augen, daß solcher Modus bei großen und weitläuftigen Feldmarken, wo viele Censiten zugehören, gar zu viel Zeit und Kosten erfordern würde. Bei kleinern Feldern, und wobei wenige interessirt sind, dürfte es nicht ohne Nutzen seyn. Jedoch bin ich der Meinung, daß, wenn einer jeden Dorfschaft eine auf vorbeschriebene Weise verfertigte Tabelle zugestellet würde, man nicht viel von den zu weit eingerissenen Feldbesichtigungen hören würde. Und es kan ein jeder Hauswirth, wenn er eingeerntet hat, gar bald urtheilen, ob er einigen Erlaß an seinen Feldfrüchten zu hoffen habe oder nicht.

Dieses sind meine Gedanken, auf welche Art der wahre und richtige Ertrag des Miswachses oder Abgang bei Feldfrüchten zuverläßiger zu bewerkstelligen ist. Wollen andere aber, welche eine bessere Einsicht davon haben, solche ihrer Prüfung würdigen, und ihre gefällige Erinnerungen auf eine andere oder gleiche Art bekant machen; so könte solches eine Gelegenheit seyn, eine Sache, worauf so viel ankömt, auf einen sichern Fuß zu setzen.

Brüggen. F. F. Werner.

---

## Von den verschiedenen Arten der Krähen und ihrer Nahrung.

Es giebt eigentlich drei Arten von Krähen. Die erste wird den Namen Aaskrähe haben; sie findet sich fleißig bei dem todten Vieh, welches uneingescharret liegen bleibt, an.

Die zweite ist der ersten an Größe, Gestalt und Stimme völlig gleich, an Farbe nur nicht, und sie bleibt den Sommer nicht hier. Am Kopfe, den Flügeln und Schwanz hat sie mit der ersten einerlei Schwärze, der Leib aber ist hell grau. Sie ziehet im Monat Merz grade nach Norden, und komt im Herbst von da zurück.

Die dritte heißt die Kornkrähe. Man findet sie häufig auf den Kornfeldern. Sie ist von den ersten darin unterschieden, daß sie einen etwas längern

gern und spitzern Schnabel hat, und nach dem Kopfe zu weißlich aussieht. Mit diesem spitzen Schnabel bort sie die Körner aus der Erde, wenn auf der Oberfläche nichts mehr zu finden ist.

Die Dole und Elster haben mit den Krähen in vielen Stücken einerlei Eigenschaft, absonderlich in den Nahrungsmitteln.

Der Rabe, welcher die Krähe an glänzender Schwärze, Ansehen und Größe doppelt übertrift, könte wohl ihr König seyn.

Von der ersten Art Krähen schoß ich am 6ten Jun. zwei Junge, die noch von den Alten gefuttert wurden. Ihre Mägen waren von der Größe einer guten Wallnuß, worin 103 Buchweitzenkörner, ohne die Hülsen, die bereits ausgezehrt waren, wie auch Würmer und kleine Knochen von Vögeln oder Mäusen sich befanden.

Den andern Tag bekam ich wieder zwei von der ersten Art. Ich schoß sie früh Morgens, in ihren Mägen war wenig, und kaum waren die Hülsen vom Buchweitzen und Flügel von Würmern darin zu erkennen. Sie mogten sich noch um keine Nahrung bekümmert haben.

Den dritten Tag schoß ich drei, eine alte und zwei junge von der dritten Art. Die Jungen, so auch noch von den Alten gefuttert wurden, hatten Mägen von der Größe einer großen Wallnuß, und waren in beiden 249 Gerstenkörner, ohne die Hülsen von Gersten, Würmern und Maden. Die Alte, welche mehr für die Jungen gesorgt hatte, hatte nur 14 Gerstenkörner, etwas Hülsen und Würmer im Magen.

Den vierten Tag schoß ich abermal drei von der ersten Art, eine alte und zwei junge. Die Alte, welche wohl keine Junge mehr zu futtern hatte, hatte einen großen Magen, und waren in selbigem 82 Buchweitzenkörner und Hülsen, nebst Würmern. Die eine von den Jungen hatte einen steif ausgestopften Magen, und 94 Buchweitzenkörner, Hülsen und Würmer darin, die andere Junge hatte nur 26 Körner Buchweitzen und etwas Würmer, und 49 Steine von der Größe einer kleinen Erbse bis eines kleinen Stecknadelknopfs, im Magen.

Alle diese Arten von Geflügel haben keinen Kropf. Was sie verschlukken, gehet gleich in den Magen. Die dritte Sorte, oder die Kornkrähe, hat einen Beutel unter dem Schnabel, worin sie Nahrung von der Größe eines Taubeneys fortbringen kan.

Achim. A.

# Hannoverisches Magazin.

105tes Stück.

Montag, den 31ten December 1781.


## Von der Inoculation der Masern.

Die Masern, welche die Engländer measles, die Franzosen la rougeole, und die Lateiner morbilli nennen, die man aber sonst auch im Deutschen mit dem Namen der Rötheln zu belegen pflegt, gehören offenbar zu den Krankheiten, welche einem sehr großen Theile der Menschen des itzt bewohnten Erdbodens das Leben entreißen. Man hat in verschiedenen Ländern vorzüglich über die Tödlichkeit dieser Krankheit Untersuchungen, und Berechnungen über die Anzahl der an dieser Krankheit verstorbenen Menschen angestellt. Besonders ist dies in England und Schottland geschehen, woselbst die Masern-Epidemien gemeiniglich sehr heftig und wütend sind. Man findet eine solche Berechnung in des berühmten Herrn Forthergill's Tables on smalpox and measles, die er uns in dem fünften Theile der medicinischen Beobachtungen und Untersuchungen, die unter Aufsicht der medicinischen Gesellschaft in London herauskommen, mitgetheilt hat. So viel ist indessen gewiß, daß die Masern nicht so sehr für sich, als besonders wegen der schlimmen Folgen fürchterlich sind, die sie sehr oft zurück lassen. Es ist nemlich bekant, daß es eine besondere Eigenschaft des specifiken Maserngifts sey, daß es mehr oder weniger die Lunge angreift, so daß man selten einen Masernpatienten antrift, der nicht mit Husten und andern Zufällen der Lunge beschwert ist. Daher hat man nicht selten gesehen, daß durch die Schärfe des Gifts, besonders wenn die Patienten das diaphoretische Regime, welches bei dieser Krankheit doch unumgänglich nothwendig ist, nicht beobachtet haben, nicht allein Entzündungen der Lunge, sondern auch Blutspeien aus derselben, und dadurch sehr oft wahre Lungenschwindsucht hervorgebracht worden sind. Ja man bemerkt auch sehr oft, daß nach dieser dem Anscheine nach vollendeten Krankheit noch Entzündungen der Augen, catarrhalische Zufälle, rheumatische Schmerzen an diesen und jenen Theilen zurück bleiben, die oft äußerst hartnäckig sind. Ob nun zwar gleich das unrechtmäßige, das heißt, das zu

kühle Verhalten des Patienten erstaunlich viel zu den fürchterlichen Folgen der Masernkrankheit beiträgt, so ist doch nicht zu leugnen, daß nicht auch oft die Ursache der Bösartigkeit derselben in der Luft liegen solte. Denn man hat bemerkt, daß diese Krankheit nicht allein an einigen Orten beständig ungleich bösartiger, als an andern ist, sondern auch, daß eine große Verschiedenheit der Gefahr dieser Krankheit in den verschiedenen Jahrszeiten obwaltet. Es wäre daher allerdings eine Sache von der äusserſten Wichtigkeit, ein Mittel ausfindig zu machen, wodurch man die Tödlichkeit dieser Krankheit nicht allein verringerte, sondern sie auch gänzlich entfernte. Ohnerachtet man nun zwar so glücklich ist, eine sichere Kurmethode durch die Länge der Zeit gefunden zu haben, wenn das Gift in einen völlig gesunden Körper komt, so muß dieselbe doch oft fehlschlagen, eines Theils, wenn der Körper nicht gesund ist, und vorzüglich, wenn allerhand Fehler in der Lunge, oder die ersten Wege mit vielen Unreinigkeiten angefüllt sind, u. d. m.; andern Theils, weil man nicht **Herr** über den Ort der Ansteckung ist. Der gewöhnlichste Ort der Ansteckung ist gerade der, der am wenigsten dazu geschickt ist, nemlich die Werkzeuge des Athemhohlens. Solte es nicht möglich seyn (da nun einmal alle Menschen dieser Krankheit unterworfen sind) zu machen, daß der Körper an einem andern weniger gefährlichen Theile angesteckt werde? Allerdings! man ist schon vor mehr als zwanzig Jahren so glücklich gewesen, ein Mittel zu erfinden, wodurch nicht allein die Masernmaterie von der Lunge abgehalten, sondern wodurch zugleich alle Gefahr, die mit dieser Krankheit in so hohem Grade verbunden ist, gänzlich entfernt werden kan. Das Mittel selbst ist die *Inoculation* der Masern, und sein Erfinder der berühmte Herr **Home**, Professor der Medicin zu Edimburg, der uns dasselbe sowohl in seinen medical facts and experiments, als in seinen principiis medicinæ mitgetheilt hat. Die **Einimpfung** der Masern ist nach den darüber angestellten Versuchen dieses verdienstvollen Mannes in der That ein fürtrefliches Mittel, die Gefahr der Masernkrankheit zu entfernen, und ihre schädlichen und würklich fürchterlichen Folgen zu verhüten, daß sie mit dem größten Rechte empfohlen zu werden verdient, und daß die Ausübung derselben auch in unsern Gegenden, wo man sich dieses Mittels ohnerachtet der gefährlichen nicht selten bei uns eintretenden Epidemien noch nie bedient hat, in der That zu wünschen wäre.

Herr **Home** fing seine Versuche hierüber im Jahre 1758 an, und setzte sie in den folgenden Jahren mit so glücklichem Erfolge fort, daß er aus denselben mit Recht den Schluß hat folgern können, daß die Inoculation der Masern 1) alle Gefahr der Tödlichkeit gänzlich entferne, 2) für den heftigen Zufällen der Lunge schütze, indem er meistentheils nur einen äußerst geringen

Hu-

Husten bemerkt hat, 3) daß sie die Augenkrankheiten, die sonst so oft nach den Masern zurück zu bleiben pflegen, und alle übele Folgen verhüte. Lauter Umstände, die dieses Mittel immer mehr der Empfehlung würdig machen!

Die Art und Weise, wie sich Herr Home dieses Mittels bedient, ist folgende: Weil die Masern keinen Eiter enthalten, so vertrit das Blut dessen Stelle. Er macht bei einer mit dieser Krankheit befallenen Person einen kleinen Einschnitt in die Haut an demjenigen Orte ihres Körpers, an welchem der Ausschlag am stärksten ist, und zu der Zeit, da die Masern in ihrer schönsten Blüte stehen; in das Blut, welches aus dieser kleinen Wunde herausfließt, tunkt er einen baumwollenen Faden, und dieses bedient er sich nachher, um einem andern die Masernmaterie in den Körpern zu bringen. Derjenigen Person, welcher er die Masern einimpfen will, macht er an einem dazu schicklichen Orte zwei so tiefe Einschnitte in die Haut, daß sie bluten, und nach dem Verlaufe etwa einer Viertelstunde legt er zwei baumwollene mit Masernblut angefüllte Faden in dieselben hinein. Er läßt darauf den Verband eben so machen, wie er bei der Inoculation der Blattern gemacht zu werden pflegt. Die baumwollenen Fäden läßt nun Herr Home drei Tage in der Wunde liegen. Alsdann hat er bemerkt, daß die Patienten den siebenden Tag nach der Operation anfingen etwas krank zu werden, ein kleines Fieber, etwas Unruhe und Hitze bekamen, zuweilen nieseten, aber entweder gar nicht oder äußerst wenig husteten, und meistentheils gar keine Beschwerden an ihren Augen empfanden. Den neunten Tag brachen die Masern aus, und am vierzehnten fingen sie an abzutrocknen, und nach einigen Tagen waren die Patienten völlig wiederum hergestellt. Dieses war allemal der Verlauf der Masernkrankheit, wenn sie inoculirt worden war, doch mit dem Unterschiede, daß bei manchem dem ohngeachtet die Augen während der Krankheit selbst beträchtlich floßen, allein so bald die Masern abgetrocknet waren, waren auch gewiß die Augen allemal völlig gesund. Welch ein Unterschied von dem oft so unglücklichen Ausgang der natürlichen Masern!

Der erste Mensch, dem Herr Home die Masern einimpfte, war ein Kind von sieben Monaten, welches einen starken Ausschlag auf dem Kopfe und über den ganzen Leib, und einen Ausfluß hinter den Ohren hatte, sich aber übrigens sehr wohl befand; und bei diesem zeigte sich zuerst der oben beschriebene fürtrefliche Ausgang der inoculirten Masern. Man sieht aus diesem, und ähnlichen Fällen, die Herr Home an dem oben angeführten Orte beschrieben hat, daß er den Personen meistens ohne einige Vorbereitung die Masern einimpfte; indessen ist doch zu rathen, diesem Verfahren nicht blindlings zu folgen, sondern allemal einige Rücksicht auf den gegenwärtigen Gesundheitszustand des Patienten zu nehmen; hat er Unreinigkeiten in den ersten

sten Wegen, so lasse man etwas abzuführen nehmen; hat er Würmer, so treibe man ihm diese vorher ab; hat er einen Husten, so suche man diesen vorher zu heilen; hat er rothe oder triefende Augen, so wende man auch hiegegen vorher einige Mittel an, u. s. w., so wird man gewiß allemal einen noch viel glücklichern Ausgang der inoculirten Masernkrankheit wahrnehmen.

Es verdienen auch noch einige Bemerkungen des Herrn **Home** hier angeführt zu werden, nemlich: 1) daß ein mit Masernblut angefüllter Faden seine Kraft nicht länger als etwa zehn Tage behält, so daß er nach dieser Zeit nicht mehr im Stande ist, die Krankheit in einem andern Körper hervorzubringen; 2) daß die Zeit, in der sich nach der Inoculation das Maserngift zu entwickeln pflegt, viel gewisser und beständiger ist, als bei eingeimpften Blattern, indem nemlich allemal am sechsten oder siebenden Tage die Personen anfangen, krank zu werden.

N.

---

## Betrachtungen über das menschliche Leben, dessen Zweck und Werth.

Wir leben **alle**, wir leben alle zu **Einem** großen Zweck, das Leben eines jeden hat seinen Werth, — und, wie viel unter den Allen dachten wohl von jeher darüber nach? wie groß ist dagegen die Anzahl derer, die im schwärmerischen Taumel dahingehn, und oft schon an dem wichtigen Punkt ihrer Vernichtung stehn, ohne an den Zweck und den Werth ihres Daseyns gedacht zu haben! Schaudervoller Gedanke; aber, leider, nur zu sehr durch Erfahrung bestätigt. — Sage nicht, der du Thor genug warst deines Lebens Werth zu verachten, wer leitete meine Gedanken dahin ihn bedenken zu können? — Deine Natur. Legte der weise Baumeister den Trieb zum Leben umsonst so tief in dein Herz? kontest du nicht aus ihm, den du gewiß fühltest, den du bei jedem Gedanken an deine Vernichtung empfandest, schliessen: es muß ein wichtiger Zweck seyn, warum diese Empfindung so unauslöschlich in meinem Innersten brennt, der Werth des Lebens muß sehr groß seyn!

Dieser Trieb ist gleich stark in jedes Geschöpf von Natur gepflanzt. Seine Neigungen sind unleugbar, und Niemand ist im Stande sie ganz zu ersticken. Krümmt sich nicht der Wurm unter dem Fuß des der ihn trit; und sucht nicht das kleinste Geschöpf seinem Tode zu entrinnen? der Mensch bebt zurück vor dem Gedanken: nicht mehr zu seyn! und droht seinem Leben Gefahr, so sucht er sie zu vermeiden; er wagt **alles** so lange zu leben, als es nur möglich ist. Der Missethäter **wünscht** noch immer zu leben, wenn auch schon das Schwerd über ihm blitzt.

Wie unleugbar zeigt sich bei dieser Em-

Empfindung die Güte des Schöpfers! Würde nicht der Unvorsichtige, ohne diesen Trieb, in tausend Gefahren sich stürzen, wo **Ein Augenblick** sein Ziel heran rücken könte? würde der Arme, Unglückliche, Hülflose, ohne diesen Trieb sein Leben zu erhalten streben? würde so manche Kunst, so mancher Nutzen, ja würden unsre bürgerlichen Gesellschaften und Staaten, würde Sicherheit ohne diesen Trieb seyn, würden sie bestehn? — Thörigten, ja Rasenden gleich sind die, die diesen Trieb verachten, die ihr Leben gering schätzen, es muthwillig wagen, und — oft verlieren! Ich rede hier nicht der Furchtsamkeit das Wort, ich lobe deswegen nicht den Zaghaften — denn diese fehlen auf der andern Seite, daß sie des Lebens Werth höher achten, als Pflicht und Klugheit erfordern — Nein ich lobe den Mann, der sein Leben alsdenn nicht achtet, wenn seine Pflicht gebeut, ich ehre ihn. Aber den, der dieses Geschenk seines Schöpfers mit Füßen trit, und höhnend desselben lacht: den solte billig jeder verabscheuen, und der Weise verabscheut ihn. Denn, wer würde den Bösewicht nicht für strafbar erkennen, der ein großes Geschenk eines Fürsten muthwillig verachtete? würde es wohl ungestraft bleiben, wenn er's vor den Augen des Gebers von sich würfe? Welches Geschenk eines Großen der Erde, kan man sich aber denken, das dem Geschenk unsers Daseyns entspräche?

Der Thor der sich der Verachtung seines Lebens rühmt, der würklich nicht ohne Ursach sich desselben rühmt, muß dennoch immer einen — wie wohl schwachen — Zuruf der Natur hören, der ihm sein Leben zu erhalten befiehlt. Ganz kan er ihn nicht vertilgen — wenn er gleich wähnt, es gethan zu haben, so wird er doch bei dem Gedanken; nicht mehr zu seyn, schaudern. Der Trieb ist betäubt, nicht erstickt. Denn wie oft wünscht nicht ein Greiß, gebückt über seinem Stabe, den Tod; und wenn er ihn kommen hört, weißt er ihn hin zu seinem Nachbar. Denn jede kleine Frist ergreift er noch gern, und wünscht sie nutzen zu können.

Da der Trieb zum Leben also so stark ist, so muß der Werth unsers Lebens wohl verdienen, daß wir ihn genauer betrachten, da wir gleichsam von der **Natur** darauf verwiesen werden. Der Mensch, das vernünftige, denkende Wesen, lebt nicht blos für dieses kurze Leben; nein! er lebt für eine Ewigkeit. Er lebt, um hier zu dem fröhligen Genuß einer Ewigkeit vorbereitet zu werden. Wie wichtig ist also das Ziel, das vor uns aufgesteckt ist, wie wichtig die Bahn, die wir dahin durchlaufen sollen! wie mannigfaltig die Scenen, die sich unserm Auge auf diesem Wege entdecken! Freude, lang dauernde Freude, mit kurz dauerndem Unglück vermischt — Glückseligkeit eilt uns entgegen, selbst bei den Beschwerden zu ihr zu gelangen — —

Ja, Glückseligkeit! ruft man, wo ist Glückseligkeit auf dieser Erde, in diesem Ort des Jammers zu finden? — Unbilliger Vorwurf! allenthalben, wo man sie gehörig sucht:

 wie

wie wunderschön ist Gottes Erde
und werth darauf vergnügt zu seyn!

— Freilich kan der Lasterhafte, der Bösewicht — wähnt' er's gleich — niemals ächte Glückseligkeit besitzen; denn die wird blos dem Tugendhaften, dem Weisen, dem Christen zu Theil. Er ist dieser Wonne gar nicht fähig, so wenig als ein grober Körper die feinen Empfindungen eines Geistes fühlen und schätzen kan. Trift den Lasterhaften Unglück von aussen, so fühlt er's doppelt; fühlt die quälenden Bisse seines Gewissens, verzweifelt bei der geringsten Ursach, und verbittert sich den Genuß einer der herrlichsten Gaben des Schöpfers. —

Tugend also und Religion, sind allein die Mittel zu der Glückseligkeit, die den wahren Werth dieses Lebens bestimmt; denn sie folgt auch noch jenseit des Grabes. — Sich diese Glückseligkeit aber recht zu erwerben, erfordert viel Bemühung und Arbeit; und diese, eine lange Zeit — Aber wie weit ist das entfernteste Ziel des menschlichen Lebens ausgesteckt?

wir alle erscheinen nur um abzugehn,
und ohne Rast verschwinden — das
ist unser Loos

sagt Lope einst mit Recht. Unser Leben gleicht einem Traum, jetzt sind wir noch — und in wenigen Augenblicken vielleicht sagt man von uns: sie waren — Und wie viel Menschen erreichen dies so nahe Ziel? und unter diesen wie viel mit den völligen, heitern Kräften des Geistes? Jede Sekunde, so wie sie sich von dem großen Ganzen der Zeit abwindet, kettet sich an die verlebten Jahre an, und ist unwiederbringlich verloren.

„Der Tag der gestern war, sagt „Young, ist jetzt — mit den Tagen „vor der Sündfluth vereinigt. Und „jene Stunden, welche dich noch vor „kurzer Zeit anlächelten, wo sind die „nun? wie bleich und scheußlich er„scheinen sie dem Gedanken! ersäuft, „alle ersäuft, in jener großen Tiefe, „die nichts wieder ausspeit; und ster„bend haben sie dir wenig Ruhm hin„terlassen. Die übrigen schwingen „schon ihre Flügel; und wie schnell ist „ihr Flug! schon hat sie das gefährli„che Lauffeuer entzündet; nur noch „**Ein** Augenblick, und die Welt ist „**für dich** in die Luft gesprengt, die „Sonne ist Finsterniß, und die Ster„ne sind Staub."

Glücklich! wer diese Zeit, gleich groß als Mensch und als Christ, auskaufte, und sein Ziel mit ruhigem Blick herannahen sieht. Das ist aber auch blos dem Weisen, dem Christen vergönt. Beide, durch Gründe der Weißheit und Religion überzeugt, kennen den wahren Werth des Lebens, wissen ihn zu gebrauchen, und eine frohe Aussicht, auch jenseit des Grabes in die Ewigkeit, ist für sie eine unausbleibliche Belohnung. Solte nun wohl, ohne künftiger Belohnungen und Strafen zu gedenken, solte nicht diese Heiterkeit der Seele, Anreitzung genug seyn, weise des Lebens Werth schätzen, und brauchen zu lernen? Sie ist es, die den Weisen zu dem macht was er ist; sie lehrt ihn im Unglück gelassen, im Glück nicht stolz zu

seyn;

seyn; sie lehrt ihn Reichthum verachten und Armuth nicht scheuen. Er erkent es als eins der größten Geschenke der Vorsicht, des Lebens sich so freuen zu können, daß kein Unglück seine Freude stöhren kan, und niemals Reue, bittre Reue darauf folgt. Er erkent es, und weiht dem Schöpfer dafür täglich Dankopfer.

---

## Empfindungen am Schlusse des Jahres.

Ende des Jahres! das ist einer der großen Ruhepunkte des Lebens, wo der Vernünftige, gleich dem Wanderer still steht, auf den Weg zurück sieht, den er vollbracht hat, und mit neuem Muthe auf den bevorstehenden sich wafnet. Ein Jahr, ein großer Abschnitt meines Lebens ist abermals dahin, gleich dem Nebel, der die Erde umhüllte und vor den Stralen der Sonne verschwand. So dämmerten auch die Tage in diesem Jahre, waren da, und schwanden zur Ewigkeit! Wie so plötzlich, so schnell, verdrang ein Augenblick den andern, eine Stunde, ein Tag den andern, bis sie alle vorüber wallten! So entfloh das Jahr. — So entflohen schon mehrere Jahre, und es ist, als waren sie nie! So werden auch die vorüber eilen, die mir vom Schicksal noch aufbehalten sind! Ein dichter Vorhang verbirgt die Zukunft, ihre Anzahl zu sehen, — aber, mögen ihrer auch noch so viel seyn, sie werden verschwinden, wie jene verschwunden sind, werden vorüber wallen, wie ein Traum, und — was wird denn seyn? Grab, — und nach dem Grabe? — Ewigkeit! Ha, welch ein unbedeutender Zwischenraum, welch ein Schritt ist denn nun, zwischen unserm Leben, zwischen der Zeit und der Ewigkeit? Spät oder frühe, — es ist bald. Bald wird der große Morgen beginnen, auf den kein Abend mehr folgt. Wohl mir! daß Gottes Offenbarungen mich davon belehren, die Furcht vor Zernichtung und Nichtseyn vertreiben, und die Gewährung meines heißesten Wunsches versichern. Zeit ist nur Uebergang zur Ewigkeit. Ein Land ists, das nur ein Strom zertheilet. Tod und Grab sind die Brücke, auf der wir hinüber eilen, um da, — nicht unterzugehen, sondern ewig zu seyn. Jedes Jahr führt näher dahin. Eben jetzt hab ich wieder einen großen Schritt gethan, bin näher meiner eigentlichen Bestimmung gekommen. Wie aber, Seele! bist du denn auch jener großen Bestimmung würdiger geworden? O wichtige Frage! Wohlan! blicke zurück, übersiehe die Pfade, die du gewandelt, weih ihrer Prüfung eine ernste Stunde. — Ach, es ist finster um mich, — ich sehe zurück und finde nur wenige Fußstapfen noch, — der größte Theil des Weges, ist wie mit Sande, bedeckt. Doch, warum schlägt mein Herz? warum wallt mein Blut stärker? wie? sind vielleicht meine Thaten irgendwo aufgezeichnet? Ja, in mir selbst ist ein Verzeichniß, das viele derselben enthält. Ach! mögtet ihr doch alle im glänzenden Lichte erscheinen! Aber,

Aber, ich sehe Flecken, sehe Mißgefallen, sehe minderen Glanz, als zu sehen ich wünschte. Was mag nun mein allwissender Richter erblicken! wie mögen in seinen Augen so manche Thaten verschwinden, derer ich mich rühmte? Erbarmen! ewige Liebe! zwar verdiene ichs nicht, denn ich war undankbar, wofür mein Geist selber sich schämt. Aber, noch schlägt mein Herz für die Tugend; noch fesselt mich nicht niederes Laster mit schimpflichen Banden, noch darf ichs wagen zu dir hinzublicken und deine Verzeihung erflehen. Du weißt es, Vater! obs Vorsatz oder Schwachheit war, wodurch ich fehlte. Laß, o laß mich nicht unerhört von deinem Throne gehn.

Deine Güte soll mich immer fester mit dir verbinden. Das verflossene Jahr, — wie ists mit deinen Segnungen bezeichnet! Unzählbar sind deine Wohlthaten gleich dem Sande und Tropfen des Meeres. Freuden die Fülle hast du mir gegeben. Tausend Gefahren und Leiden abgewandt von mir, und die, die mich trafen, zu meinem Besten geleitet. Des dankt dir meine ganze Seele. — Vor mir liegt nun eine neue Reihe von Tagen. Vielleicht ist einer unter ihnen, der mein Leben endigt. Vielleicht schwebt schon der Todesengel mit gezucktem Schwerdte über mir. Gott! ich demüthige mich vor dir. Meine Bahn ist finster, aber mein Auge blickt empor zu dir, und mein Fuß betrit unerschrocken die dunkle Bahn. Komt mein Ende, — so hilf mir die Liebe zum Leben besiegen, die Empfindungen der Natur bekämpfen und deinem Rufe folgen. Leiden und Schrecken und Elend fürchte ich nicht, denn du wachest über mir und leitest mich. Was auch mein Schicksal sey, du wogst es mit allgütigen Vaterhänden mir dar.

Aber, bedenk es, mein Geist! daß, wenn der Herr des Lebens, deine Tage fristet, auch dies Jahr dich näher zum Ziele deiner ganzen Laufbahn bringt. Denn komt alles auf die große Frage an: wie sie durchlaufen ist? So erneure denn heute die feste Entschliessung, deiner künftigen Bestimmung würdig zu leben. Ewigkeit! freudenvolle Ewigkeit! schwebe du vor meinen Augen, beseele mein Herz, daß kein niederer Trieb mich entweihe, daß ich muthig fortwalle auf der Bahn der Tugend, und gute Thaten zur Rechten und Linken aussäen möge. Damit, wenn denn auch dies Jahr verschwunden seyn wird, ich mit heiterm Blick zurücksehen und mich freuen möge gelebt zu haben. Denn lacht mein Richter mir Beifall zu, und ist denn einst das Ende aller Tage da, so beschließe ich mit Freuden meinen Lauf, bereitet und würdig, ein Bürger jener bessern Welt zu werden.

O Brüder! euch allen wünscht und erfleht mein Herz diesen Segen. Lasset uns darnach trachten gute Kinder eines guten Gottes und dem Alliebenden in Liebe ähnlich zu werden. Lasset uns hier schon so rechtschaffen treu und brüderlich miteinander leben, wie wir einst leben sollen. Denn werden wir die Stunden segnen, die die Vorsicht uns auf Erden schenkte, und, wenn sie noch so schnell dahin eilen, jede derselben in der Ewigkeit wieder finden!

# Anweisung
## wie sich der Landmann nicht nur gegen die Ruhr präserviren, sondern auch glücklich und mit wenigen Kosten selbst curiren könne.

Da man nur mehr als zu häufig gewahr wird, daß der gemeine Mann, besonders auf dem Lande, bei vorfallenden sowohl einzelnen, als allgemeinen Krankheiten, sich theils durch üble Rathgeber, die von der Medicin keine vernünftige Begriffe haben, auch ohne Beruf sind, und um schnöden Gewinnstes willen auf gut Glück curiren, theils durch die sogenannten Hausmittel dergestalt hinreissen lässet, daß er das erste das beste Mittel ergreift, und sowohl durch präserviren, als curiren, seine Gesundheit und Leben in die größeste Gefahr setzet, und dieses Betragen sich vorzüglich bei der rothen Ruhr äußert; so hat man sich vorgenommen, das Publicum hierüber zu unterrichten, und bei der Ruhr eine solche Anleitung an die Hand zu geben, daß dadurch der sonst so gewöhnliche Schade verhütet, und die Krankheit weder zu langwierig, noch tödtlich werden könne.

Die rothe Ruhr, an und vor sich betrachtet, ist weder eine gefährliche, noch tödtliche Krankheit. Wenn das Blut im Sommer, bei vermehrter Ausdünstung des Körpers, verdicket, und durch die Sonnenhitze schärfer, besonders aber die Galle beissend, und zur Fäulung disponiret worden: so wird selbiges mit gar zu vielen unreinen und faul gewordenen Theilen, die dessen natürliche gute Mischung stöhren, beschweret: da aber die Schweißlöcher bei der heißen Sommerzeit weiter sind, und dadurch auch gröbere, verdorbene, vornemlich galligte Theile durchlassen: so wächset der Gesundheit dadurch nicht der geringste Nachtheil zu, so lange diese Sommerausdünstung im Gange bleibet. So bald aber die Schweißlöcher enger geworden; so ist nichts natürlicher, als dieses, daß alsdenn ein großer Theil der auszudünstenden Materie zurück bleiben müsse. Je häufiger nun die Ausdünstung gewesen, je schleuniger und stärker die Erkältung ist, welche sich der gesundeste Mensch zuziehet, desto mehr scharfe, faul und unnütz gewordene Theile, bleiben im Körper zurück; und bei so gestalten Sachen ist in dem Körper kein gewöhnlicher Weg vorhanden, durch welchen diese zurück gehaltene unnütze und verderbliche Materie, von dem Geblüt könte abgesondert, und aus dem Leibe geschaffet werden, als die Gedärme, deren Drüsen gewöhnlicherweise die gröbere schleimige Feuchtigkeiten von dem Geblüte

ab- und aussondern, denen sie aber, da sie nicht natürlich scharf sind, auf keine Weise schädlich, sondern vielmehr zur leichten Ausleerung beförderlich sind.

Weil aber das Geblüt, auch durch anhaltende Sommerhitze, nach und nach mehr aufgelöset ist, und die sonst milden Theile desselben, dünner, schärfer und beissender geworden: so werden die Drüsen der Gedärme mehr als gewöhnlich erweitert, die Gedärme gereizt, auch in denenselben eine größere Menge faulender, gallichter scharfer Feuchtigkeiten ergossen, und auf diese Art ein blutiger Durchfall, mit Schmerzen und Fieber, zuwege gebracht.

Und hieraus begreift man, wie übel es gehandelt sey, wenn man die Ruhr alsofort zu stopfen bedacht ist, und wie man sich dadurch den gefährlichsten, entweder geschwinde tödtenden oder langwierigen traurigen Krankheiten, welche kaum zu heben sind, ohnfehlbar aussetzet. Es wird manchem befremden, wenn von Erkältungen die Rede ist, da gleichwohl in derselbigen Jahrszeit, da die Ruhr zu graßiren pfleget, sich ein jeder über die Hitze beschweren muß; und es ist gleichwohl nichts der Wahrheit gemäßer, als dieses. Denn die Erfahrung bestätiget es, daß, je heißer die Tage im Sommer sind, je kühler der Morgen und Abend sey. Wenn sich also jemand des Morgens und Abends, in der freien Luft beschäftigen muß; so kan er sich gegen alle gefährliche Krankheiten, sowohl hitzige, als Catarrhal- und kalte Fieber, auch gegen Gichtflüsse, Coliken, und innerliche Entzündungen, besonders aber gegen die Ruhr, niemals zuverläßiger in Sicherheit setzen, als wenn er Morgens in der Frühe sich also anziehet, wie er es bei spätem Herbst, oder angehendem Winter zu thun gewohnt ist.

Wenn der Tag aber anfängt wärmer zu werden, so kan man die warmen Kleider allmählig ablegen, und sich etwas leichter anziehen, diese warme Kleider aber auch, bei angehender und zunehmender Abendkälte, allmählich wieder anlegen, und wenn die Tage kalt und feucht sind, die warmen Kleider beibehalten.

Wer sich mit Wein, Brantewein, und den so genannten Gift- und Haus-Elixiren, welche aus hitzenden Wurzeln, Myrrhen, Saffran und Aloes bestehen, als von welchem Schlage die Wunder-Elixire der Marktschreier sind, zu präserviren gedenket, der handelt seinem Zweck ganz und gar zuwider, und stürzet sich in diejenigen Krankheiten, die er zu vermeiden suchet, indem alle diese Dinge das Geblüt erhitzen, die Schärfe desselben, und besonders der Galle vermehren, und folglich den zu befürchtenden Krankheiten

heiten Thür und Thor eröfnen, wie dergleichen Verfahren denn außerdem noch von einer so schädlichen Folge ist, daß, wenn diese Leute in Krankheiten, die sonst gelinde, und nicht viel bedeutend wären, verfallen, solche bei ihnen gefährlicher, giftiger, tödtlicher, ja ansteckender werden.

Will man also den erwähnten Krankheiten, und besonders der rothen Ruhr aus dem Wege gehen; so muß man nicht allein obige Erinnerung wegen der Kleidung wohl in Acht nehmen, sondern auch alles dasjenige von Speisen und Getränken meiden, wodurch das Geblüt erhitzet, und schärfer gemacht werden kan; und hierunter ist auch der Zorn, und gar zu heftige Bewegung des Körpers begriffen, zumal wenn man im letztern Fall mit einmal aufhöret sich zu bewegen, und sich von dem Winde abkühlen lässet, oder wenn man, bei erhitztem Körper, sich mit einem kalten Trunk erfrischen will. Was für großen Schaden dieses nach sich ziehet, das kan der Landmann an seinen Pferden abnehmen, für welche mancher mehr Sorge träget, als für seine eigene Gesundheit. Eben so ungesund ist es auch, wenn man mit bloßen Füßen, bei heissem Wetter, auf nassem Erdboden, oder im nassen Grase gehet, oder, welches noch weit gefährlicher ist, auf nassem Grase schläfet, oder im Schlafzimmer des Nachts die Fenster offen lässet.

Wenn man das erste zu thun verbunden ist; so muß man sich, wenn man des Abends zu Hause komt, die Füße mit warmen Tüchern reiben, wollene Strümpfe anziehen, und sich damit zu Bette legen, auch überhaupt ohne dringende Noth nicht barfuß, und ins Wasser gehen, wenigstens nicht in der Zeit, da eine Ruhr graßiret, wenn auch sonsten jemand es durch die Gewohnheit, und durch die Güte seines festen Körpers so weit gebracht hätte, daß dergleichen seiner Gesundheit nicht schaden dürfte.

Man thut allemal besser, wenn man des Morgens eine Biersuppe, worin Kümmel und Ingber gekocht ist, zu sich nimt, als mit welcher man bei der Arbeit auf dem Felde gar wohl bestehen kan. Wie man sich denn auch weit besser befindet, wenn man bei solcher Zeit, da es viel Arbeit giebet, den Magen nicht überladet, weil man sonst zur Arbeit weit träger wird, und gar leicht in kalte Fieber, Coliken, Brechen, Durchfall und Ruhr verfallen kan. Wenn man nicht allemal eine gute Suppe haben kan; so nimmt man des Morgens bei dem Ausgehen ein Stück Brod, so in guten Essig eingetauchet, und mit Kümmel und Salz bestreuet ist.

In Ansehung der Speisen muß man sich alles unreifen Obstes enthalten; ob man schon das vollkommen reife Obst, als: Kirschen, Birnen, Johannisbeeren, Stachelbeeren, Aepfel, Pflaumen, Weintrauben, ohne

 die

die geringste Gefahr, genießen mag, wiewohl diejenigen, welche einen schwachen Magen haben, hierin eine Mäßigung treffen müssen. Besonders aber ist frisches dickes Bier sowohl, als wie unausgebackenes Brodt, und allerlei Kuchenwerk höchst schädlich. Die Gartenfrüchte, als Mohrrüben, Palsternacken, Petersilie, Sellerie, grüne Erbsen, Schminkbohnen, große Bohnen, Sallat, Gurken, Kohl, Spinat, Milchspeise und dergleichen, alles dieses ist eher nützlich als schädlich; nur muß darauf gesehen werden, daß kein Mehlthau auf den Kräutern und Früchten liege, oder es mit Gewürm bedeckt sey, in welchem Fall es zuvor wohl abzuwaschen, und abzubrühen, als worauf man auch bei dem Obst Acht haben muß.

Wenn nun jemand, bei schon im Schwange gehender Ruhr mit Frost, Müdigkeit in allen Gliedern, besonders im Rücken und Lenden, schleunig überfallen wird, und dabei Schmerzen, Reissen, oder Kneipen im Unterleibe empfindet, Uebelkeit und Brechen hat, auch wohl häufig zu Stuhl gehen muß, nicht minder ein beständiges Drengen zum Stuhlgang verspühret; so mag er gewiß glauben, daß er die Ruhr schon würklich im Leibe trage; und nun muß er nicht allererst abwarten wollen, was es werden könne, wie es der gemeine Haufe zu machen gewohnt ist; sintemal er bei jeder Stunde, die er versäumt, sehr viel verlieret, und hingegen, wenn er sich alsofort nach Hülfe umsiehet, mit so viel Tagen abkomt, als er sonsten Wochen zu seiner Genesung gebraucht.

Er muß sich alsdenn mit warmen Kleidern versehen, von Bier, Brantewein, Wein, kaltem Getränk, von allem Fleisch, Eyern, und Kuchenwerk abstehen, und alsofort, wenn er stark genug ist, und keinen Schaden in der Brust, auch keinen Bruch hat, und wenn es keine Schwangere oder Kindbetterin ist, eine Prise von der Brechwurzel No. I. aus der Apotheke holen lassen, welche etwa 3 Gr. kostet. Der Patient nimmt dieses Pulver Morgens früh auf einmal in ganz dünn gekochter Hafer- oder Gerstengrütze, und trinket den ganzen Tag davon, oder von Thee aus gemeinen Camillenblumen etliche, oder mehrere Quartier, allmählig, langsam, warm oder verschlagen aus, hütet sich vor kaltem Getränk, hält den Leib und Füße warm, und geniesset keine andre Speisen, als Buchweitzengrütze, oder etwas Gerstengraupen mit Wasser gekocht, worin man ein wenig frische Butter thun mag.

Am zweiten auch dritten Tage nimmt er jedesmal des Morgens eben dieses Pulver, auf eben diese Art, und am vierten, fünften und sechsten Tage, nimmt er des Morgens ein halb Quentlein gestoßenen Rhabarber auf obige Weise.

Ist

Ist der Patient aber schwächlicher Natur, so läßt er sich statt obiger Brechwurzel eine Prise Ruhrpulver, nach No. II. geben, welches etwa 6 Gr. kostet. Von diesem Pulver nimmt er ebenfalls 3 bis 4 Tage nach einander alle Morgen ein Stück auf vorgedachte Weise, und lässet es im geringsten nicht an seinem Verhalten fehlen. Alsdenn nimmt er, am 4ten, 5ten auch 6ten Tage, alle Morgen ein halb Quentlein klein geriebene Rhabarber auf obbeschriebene Weise, und unter eben dem gedachten Verhalten ein.

Wenn hierauf die Schmerzen und der häufige Abgang noch nicht nachgelassen hätten: so wird ein Quentlein Rhabarber in drei Theile getheilet, und davon 3 Tage des Morgens eine Prise auf obige Art genommen.

Die Schwangern und Wöchnerinnen, oder stillende Frauen, imgleichen alle diejenigen, welche eine alte Beschwerde im Leibe haben, oder mit Brüchen behaftet sind, nehmen an den ersten drei Tagen alle Morgen ein halb Quentlein geriebenen Rhabarber auf obige Art.

Weil mancher die Rhabarber nicht im Pulver nehmen kan: so wird des Morgens anstatt ein halb Quentlein ein ganzes Quentlein genommen, auch wol etliche Körner Kümmel, Anis, oder Fenchelsaamen dazu gethan, und darauf ein Bierglas voll siedendes Wasser, oder siedend heisser Cofent, in einem irdenen Geschirr gegossen, und wenn es eine Viertelstunde zugedeckt, in warmer Asche gestanden, so wird es durch ein Tuch gepresset, binnen einer Stunde verschlagen genommen, und obgedachtes warmes Getränk nachgetrunken. Bei Kindern unter sechs Jahren nimmt man ein halbes, oder den dritten Theil eines Quentleins und die Hälfte Wasser oder Camillenthee.

Nachdem an den angezeigten sechs Tagen auf obige Art verfahren worden; so darf man zu dem Gebrauch des stärkenden Pulvers No. III. schreiten, und davon Morgens früh, auch Nachmittag und Abends, den achten Theil von einem Loth in warmen Getränk geben.

Kindern und schwächern Personen giebt man nur die Hälfte. Das Loth kostet etwa 6 Ggr. auf der Apotheke.

Das hauptsächlichste bei der Kur kommt nun ausser der obgedachten Bekleidung des Leibes und der Füße, auf viel lauliches oder warmes, sich hiebei schickendes gesundes Getränk an; und hiezu kan man ganz dünne Gerstengrütze wählen, oder man kan eine Handvoll Gersten mit eben so viel gebacknen Kirschen in drei Maaß Wasser drei Viertelstunden kochen lassen. So kan man eine Handvoll Hirse, oder eine Handvoll Reiß mit drei

Quart Wasser drei Viertelstunden sieden lassen, und das Durchgeseigete warm oder verschlagen trinken. Hiernächst ist es ein gesundes und linderndes Getränk, wenn man den schon empfohlnen Thee trinken wollte: Man nimmt eine Handvoll Camillenblumen, und drei Fingervoll Kümmel, und gießet ein Quart siedend Wasser darauf. Zur Stillung des Durstes mag man säuerliches Obst, als Johannisbeeren, oder saure Kirschen oder auch Zitronensaft, oder ein wenig Eßig nehmen. Aber auch ohne Durst muß man davon trinken.

Zur Speise dienet dünne gekochte Buchweitzengrütze, mit Wasser gekochter Reiß oder auch Hirsen. Man mag auch Suppen aus Semmel, Kerbel und Petersilie mit Wasser aufkochen, und sehr wenig frische Butter dazu gethan, zur Speise genießen. Einige befinden sich bei frischer Buttermilch nicht übel.

Aeusserlich kan man die Schmerzen dadurch lindern, wenn man Camillenblumen mit Milch kocht, darin einen Frießlappen tauchet, und warm über den Unterleib leget. Während der ganzen Kur muß besonders der Unterleib und die Füße warm gehalten werden. Bei dem Stuhlzwang kan man ein Zäpfgen von Hirschtalg in den Mastdarm stecken. Wenn man zu einem Clystir Anstalt machen kan, so dienet solches sowol zu jetzt besagten Zwängen zum Stuhlgehen, als auch zur Linderung der Schmerzen in den Gedärmen. Man kochet alsdenn eine gute Handvoll Camillen, und eine Handvoll klein gestoßnen frischen Leinsaamen mit Milch; und wenn es durchgeseiget, so nimmt man so viel, als in die Clystirblase oder Spritze gehet, thut sechs Löffelvoll warme, ungesalzne frische Butter dazu. Wenn man nun auf vorbesagte Art verfahren, und die rothe Ruhr abgenommen hat; so kan man wol täglich etwas Hünerbrühe mit Reiß gekocht, auch wol eine Kümmelsuppe, von gut ausgegohrnem Halbbier zu sich nehmen, Fleisch und starkes Bier muß man aber wenigstens noch acht Tage hinaussetzen. Wenn im Gegentheil die Schmerzen sich verloren, und der Durchfall gar zu lange anhielte; so mag man Morgens und Nachmittags 60 Tropfen von der stärkenden Essenz No. IV. in Thee, aus einer Handvoll Schaafgarbe, und vier Finger voll Kümmel, mit einem halben Maaß siedenden Wasser angebrühet, nehmen, und des Abends das stärkende Pulver No. III. zu einem Quentlein gebrauchen.

Damit aber das ganze Haus, worin ein solcher Kranker sich aufhält, nicht möge angesteckt, die Ruhr auch nicht unter die Nachbaren verbreitet werden; so ist nöthig, daß man dergleichen Patienten alsofort eine eigne

Kammer

Kammer anweise, und besonders, daß derselbe sich nicht in eben dem Zimmer aufhalte, in welchem die Leute wohnen und schlafen, am wenigsten worin sie speisen.

Man erweiset dem ganzen Hause, ja dem ganzen Dorfe, einen großen Vortheil, wenn man dem ersten Kranken alsofort allen möglichen Beistand, Pflege und Wartung leistet. Es wird der Eimer, worin er seine Nothdurft lässet, beständig zugedeckt gehalten, Morgens und Abends ausgeleeret, in eine tiefe Grube geschüttet, dieselbe mit Stroh und Gras allemal wieder bedecket, und der Eimer ausgespühlet.

Man muß in der Kammer des Patienten zum öftern ein Fenster aufmachen, um frische Luft hinein zu lassen, dieselbe Tages vier oder mehrmal, auch das ganze Haus mit Wachholderbeeren, oder mit Wachholderreisig durchräuchern, oder auf eine heisse Feuerschüppe Eßig giessen und abdämpfen lassen.

Es ist diese Methode aus der Ursache ganz einfach, weil man dem Landmann, und jedermann, der mit den Arzeneien nicht genugsam umzugehen weiß, nicht etwas in die Hände geben darf, womit er sich schaden könne, und man nicht verlangen konte, daß andere, als Aerzte, wissen solten, die Regeln, welche bei speciellen Kuren nöthig sind, und allezeit unter Bedingungen statt finden, anzuwenden. Zweitens ist diese Kur auch ganz wohlfeil, so daß man sie mit etlichen Groschen bestreiten kan, und der arme Landmann, auch ein jeder anderer, nicht allein um viele Gulden und Thaler, wie es nur gar zu oft geschiehet, betrogen werde, sondern auch um Gesundheit und Leben komme.

Je genauer aber der Patient obige Ordnung befolget, desto weniger Schmerzen hat er auszustehen, und desto geschwinder kömmt er auch wieder zu seiner Gesundheit. Uebrigens ist nicht zu läugnen, daß diese Krankheit nicht zum öftern sehr gefährlich sey, geschwinder und häufiger anstecke, von besorglichen Zufällen, als innerlichen Entzündungen, mit anhaltenden hitzigen auch bösartigen Fiebern begleitet werde, und diesem zufolge eine speciellere Einrichtung erfordere.

Aber auch hier finden die gegebene allgemeine Regeln und besonders dasjenige, was bei der Präservation erinnert worden, vollkommen statt, dergestalt, daß dadurch einer speciellern Einrichtung nicht der geringste Eintrag geschiehet, und die Kur vielmehr hierdurch erleichtert wird, sintemal bei allen Ruhren die künstliche Ausleerungen, und ein gut häufiges gewähltes Getränk, nebst dem Verhalten, das hauptsächlichste der Kur ausmachen.

Wäre aber die Ruhr also beschaffen, daß es einer besondern Kur bedürfe, daß man Aderlasse anstellen, Campher, China, und schmerzstillende Mittel aus dem Opio verordnen müßte; so gehöret es zu den Amtspflichten der Physicorum, daß sie auf Requisition der Obrigkeit die besondere Art der Ruhr untersuchen, deren Ursache entdecken, und das specielle Nöthige dabei veranstalten.

No. I.

Wenn jemand vom Lande zur Zeit der Ruhr eine Prise Brechwurzel fordert; so giebet der Apotheker 40 Gran von der pulverisirten radice ipecacuannæ, wenn es ein erwachsener starker Mann ist. Personen, die nicht von so starker Natur sind, giebet er 30 Gran; die noch schwächer, und die von 15 bis 20 Jahren, bekommen 25 Gran. 3 Gr.

No. II.

*Rp.* Pulveris radicis ipecacuannæ, scrupulos quatuor. Rhabarbari electi, scrupulos duos. Misc. F. Pulvis, div. in p. IV. æqual. D. Sign. Ruhrpulver. 4 Gr. Wenn dem Apotheker gesagt wird, daß der Patient vollkommen erwachsen ist, so giebt er die Dose nach dieser Vorschrift; sind es aber Kinder von 7 bis 12 Jahren, theilet er obiges Pulver in 8 Theile, bei Personen von 12 bis 25 Jahren aber in 6 Theile ein.

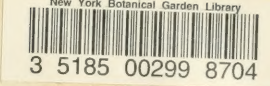
No. III.

*Rp.* Cornu cervi usti præparati, uncias duas. Gummi arabici, Corticis cascarillæ, ana unciam unam, Misc. F. pulvis D. Sign. Stärkendes Pulver, 9 Gr.

No. IV.

*Rp.* Extract. Cascarill. drachm. II. solv. in Mixt. simpl. non rectif. unc. II. S. 60 Tropfen, 10 Gr.

---


New York Botanical Garden Library
3 5185 00299 8704

